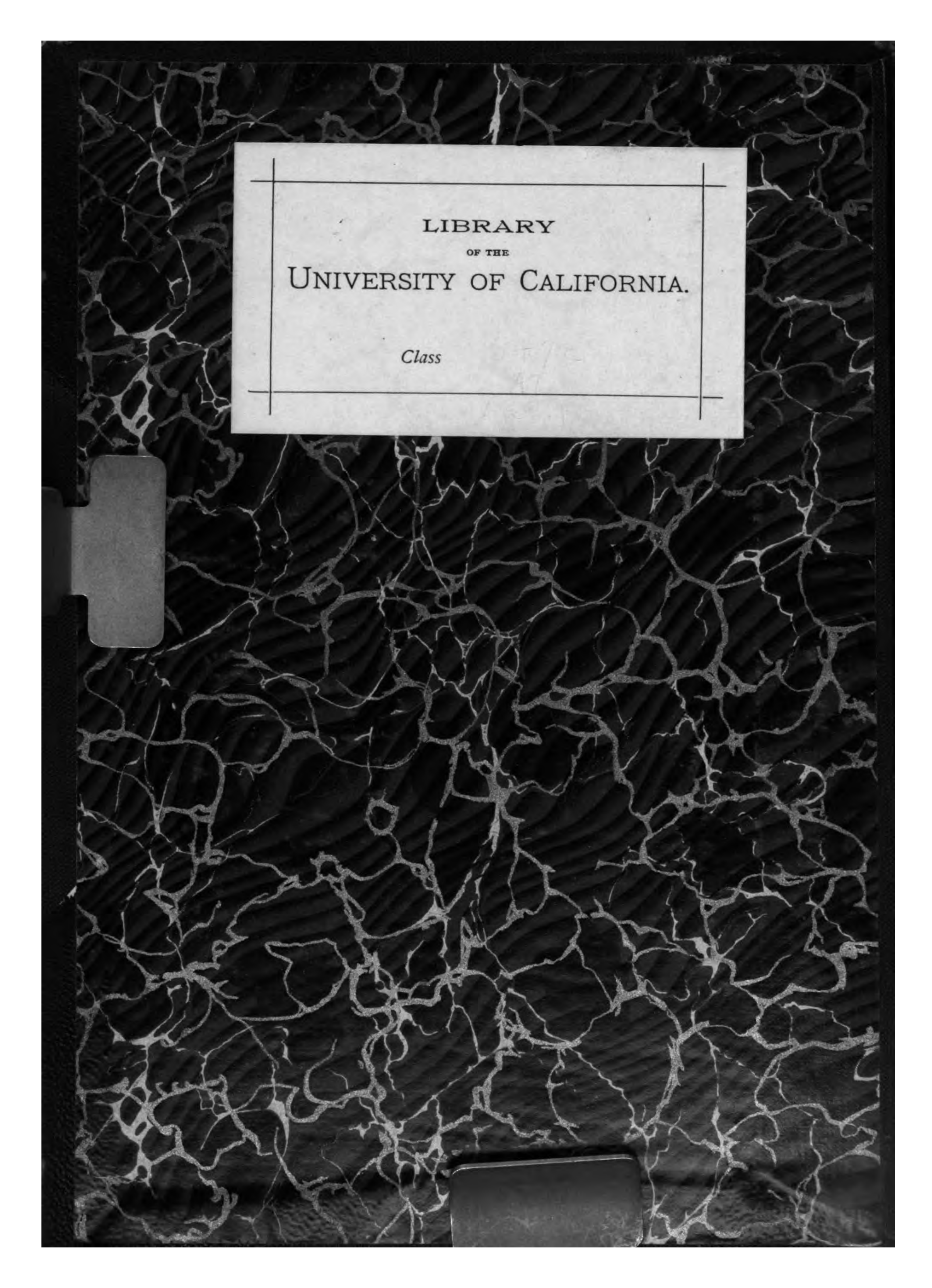
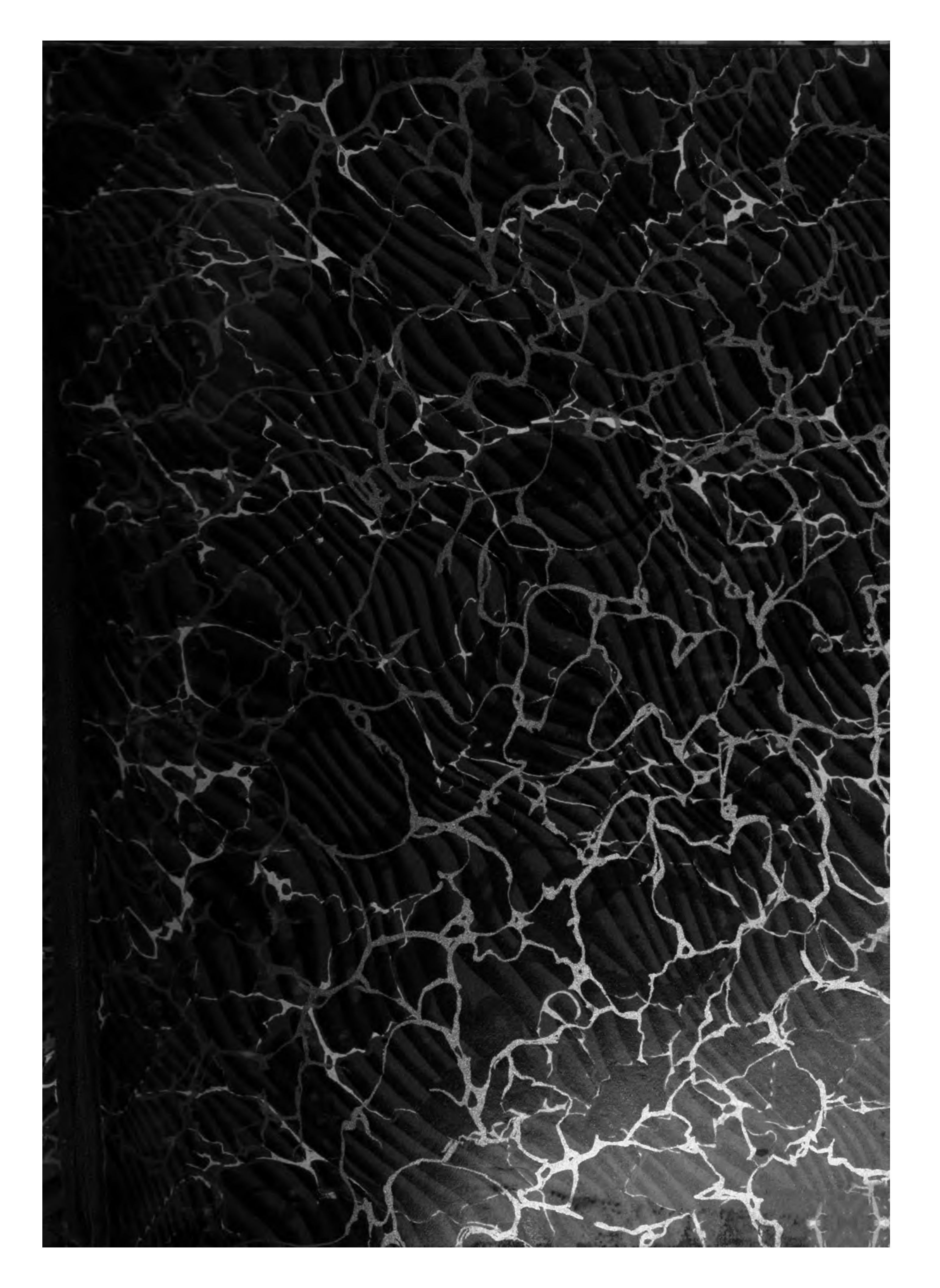



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class




Arena
Heft 1
Oktavausgabe
von
Über Land und Meer
28. Jahrgang
Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / Berlin / Leipzig
1912. 1. Jährlich 13 Hefte. Preis des Jahrgangs M. 16.25.

Arena

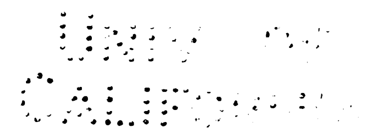
Oktav-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1911|12

Erster Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1911–1912. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträte

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Mehrfarbige Reproduktionen

Kunstgewerbe

Naturaufnahmen

Gesundheitspflege, Heilwissenschaft

Technik, Industrie, Handel und Verkehr, Landwirtschaft

Militär und Marine

Sport und Jagd, Mode

Poesie

Theater

Musik

Verschiedenes

Erziehung. Unterricht

Literatur



Apfelernte

Nach einem Gemälde von Walter Georgi

Der

Groß
hing w
hob er
linke in
was h

„
Da lie
dem h

„
„

wägle
die bi

Mädch
länger
schein
dringe
Schu
auf d
Befr
lagen
auch
und
da u



Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von Georg Hirschfeld

Erster Teil

I

Großmutter Schweikert schlug mit ihrer harten Hand auf den Tisch. Die Goldtassen in der Servante klirrten, und das Bild des seligen Nikodemus hing wieder einmal schief am Nagel. Frau Barbara Tränkle, ihre Tochter, hob erschrocken die Hände, deren rechte die Stopfnadel hielt, während die linke in Vater Augusts umfangreichem Wollstrumpf steckte. „Großmutter, was hast du denn wieder?"

„Ist das nit, um den Jägersberg dreimal auf dem Bauch 'nunterzurutsche? Da liegen die drei Mädels wieder im Fenster und schaun sich die Augen nach dem hochnäsigen Stelzer aus der Neustadt aus!"

„Nach wem, Großmutter?"

„Aber Bärble, der Herr Rominger junior kutschiert ja mit seinem Affenwägle immerfort um den Marktplatz 'num! Es könnt' ja noch einen gebe, die blinde Frau Meisenthal vielleicht, die ihn noch nit gesehe hat!"

Das breite Parterrefenster zum Markt hinaus war offen. Drei junge Mädchen, die Töchter des Hauses Tränkle, lagen in seinem Rahmen, schon länger, als die in ihre Näherei vertiefte Alte bemerkt hatte. Der Aprilsonnenschein des Schönwettertages draußen wollte in die niedere, verdunkelte Stube dringen, machte aber gern auf den drei Mädchenköpfen, deren Blond- und Schwarzhaar vom lauen Winde bewegt wurde, halt und verweilte auch noch auf den schlanken Gestalten, die dicht aneinander gedrückt, die Arme aufs Gesims gestützt, in hellen Blusen und fußfreien Röcken dastanden. Auf die letzten Worte der Großmutter hin aber fuhr die Mittlere, die Schwarze, die auch an Jahren in der Mitte der Geschwister stand, heftig zur Stube herum und rief: „Aber Großmutter! Affenwägle?! Die prachtvolle Equipage hast du wohl noch gar nit gesehen, wenn du die so nennst! Und der Karlmann Rominger — der hat's doch gewiß nit nötig, sich von den Leuten am Marktplatz begaffen zu lassen!"

„So? Wie du gescheit schwätzt, Toni! Das Theaterfrauenzimmer, für die er die Kutsche gekauft hat, die wohnt doch droben am Josephsberg! Kaufen tut er hier auch nix am Markt — die Romingers, die kaufen doch nur in der Großherzog-Friedrich-Straße oder am Neuturm. Das Wolkenriedervolk, das aufgeblasene, Gott verdamm mich!...“ Die letzten giftigen Grollworte murmelte Großmutter Schweikert, als ihre Enkelin, die blutrot geworden war, sich ohne Antwort trotzig wieder zum Fenster hinauswandte. Hilda, die älteste Schwester, kicherte in ihr Taschentuch hinein, und Juliane, die jüngste, lächelte, was auf ihrem blassen, kleinen Gesichtchen nur selten vorkam. Toni flüsterte etwas Unverständliches, während sie starr hinaussah und eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus der Stirn strich. In ihrem blühend frischen, etwas breiten Gesicht lag ein verhalten leidenschaftlicher Ausdruck, und ihre dunkeln Augen sahen in größere Fernen als in die Firmenschilder der gegenüberliegenden Häuser, auf denen ohne weitere Rätsel Meyer Söhne und Schneckenburgers Witwe stand.

Am Nachmittag war es still auf dem Marktplatz. Nur wenige Obstbuden blieben dem Handel offen. Ein alter Mann mit einem großen Bündel Weidenruten, deren Silber den Frühling meldete, machte sein bescheidenes Geschäft, die Bürger gingen spazieren, und in den Kellertüren sahen ihnen gähnend kleine Leute zu. Kinder konnten auf dem Friedrichsburger Pflaster ungefährdet ihre Spiele treiben, und der Schutzmann, der in der Mitte am gotischen Gitter des Brunnens lehnte, schien mit seinen roten Bäckchen und freundlichen Äuglein wenig an den Ernst seines Berufes zu denken. Nur der etwas zu hohe und spitzige Helm stimmte zu den alten Giebeln der Markthäuser, die scharf und unnahbar in den blauen Himmel schnitten. Weder vom Duft des Frühlingswindes noch von den weißen, treibenden Wölkchen hoch über ihnen wurden sie beirrt.

„Du, ich glaub' immer, er kommt noch einmal wieder,“ flüsterte Hilda, das Taschentuch am Mund — in ihren scharfen, ein wenig schielenden blauen Augen lag gutmütiger Spott, und sie blickte verstohlen zu Toni hinüber. „Meinst nit auch? Das versilberte Geschirr und die gelbseidene Polsterung im Wagen — wirklich famos!“

„Ich finde das Pferd so schön. Ach, Rappen — kohlschwarze — mit Silber — das sind doch die schönsten,“ meinte Juliane mit feiner Kinderstimme. Sie sog an einem Fruchtbonbon und ließ den roten kleinen Kristall in der Sonne blitzen.

Toni stieß sie in ihrer warmen, zärtlich-groben Weise an. „Na, Juli — das ist doch auch das einzigste, was mich freut! Der Herr Rominger — pah! Was kümmert mich denn der...“

Sie sah nach dieser Behauptung keine ihrer Schwestern an, wußte aber genau, daß beide lächelten. Die Lippen spitzend, mit hochroten Wangen, pfiff sie das Liedchen eines Straßenbuben mit, bis das gespannte Schweigen der drei sich in ein allgemeines Gelächter auflöste.

Mutter und Großmutter in der Stube nickten sich mit vielsagendem Lächeln zu.

„Kindsköpf',“ murmelte Barbara, den fertigen Strumpf durch die Brille musternd.

„Weißt, wer noch immer der ärgste is?“ fragte die Alte, ihre Runzelhand vorm Munde. „Die Toni! Die am allermeisten von der Welt gesehe hat!“

„Weiß Gott, Großmutter. Aber sie ist mir grad recht so.“

„Mir doch auch! Aber sie is mir zu leichtgläubig!“

„Leichtgläubig?“

„Ja! Sie purzelt immer in alles 'nein!“

„Ich weiß nit, was du damit meinst, Großmutter. Aber die Toni — die ist so recht lebig — ja, ja — nit leichtlebig und auch nit schwerlebig — lebig halt — die Hilda, die ist schon mehr von der leichten War' — und die Juli, du mein Gott, das arme Ding kann nix dafür, das sie ein schweres Herz hat. Toni — das ist so die goldene Mitt'. Die wird viel erleben — die soll auch viel erleben. Durchschlagen muß sich ein tüchtiges Weibsbild durch alles — nachher, da schaut's schon so aus, wie's vom lieben Gott gemeint war.“

„Wo is denn der August? Hat er wieder einen Auftrag im Schloß?“

„Nein, nein. Der arme Mann steht schon seit sieben Uhr früh in der Küch'.“

„Für wen?“

„Ich weiß nit —“

„Na, Bärble, das war aber schlecht geloge! Du weißt's nit?“

„Ich glaub' — ich glaub' halt sogar, für die Romingers. Die haben heut abend wieder ein großes Fest. Der Ringer soll ja in Friedrichsburg sein. Ja, dem zu Ehren ist es. Gewisses weiß ich aber nit.“

„Du brauchst dich doch nit zu geniere. Wenn ich das Wolkenriedervolk aus der Neustadt auch nit ausstehe mag — fürs Geschäft sind sie gut. Zum Geldverdiene kann man sie brauche. Wer ist denn der Ringer?“

„Großmutter, das ist doch der berühmteste Maler, den's jetzt auf der Welt gibt! Der Arnold Ringer aus Rom! Kennst denn seine Gemälde im Museum nit?“

„Und im Sophienschloß — jawohl! Der speist also heut beim Akademiedirektor?“

„Beim Rominger! Freilich!“

Jetzt kam in die Geschwistergruppe beim Fenster hitziges Leben. Sie hoben sich auf die Zehen, sie spähten, die Köpfe aneinander gedrängt, eifrig nach links hinaus.

„Da kommt er wieder!“ rief Hilda.

„Still doch!“ murmelte Toni, sie anstoßend. „Das hört er ja!“

„Aber jetzt kommt er nit allein! Ein schwarzer Federhut? Wahrhaftig! Die Naumann vom Hoftheater!“

Toni richtete sich mit einem Ruck in die Höhe. Sie trat einen Schritt zurück — man konnte sie jetzt vom Marktplatz aus nicht sehen.

„Er hat sie abgeholt!“ fuhr Hilda belustigt fort. „Er bringt sie ins Theater! Was spielt sie denn heut'?“

„Die Claire im ‚Hüttenbesitzer‘“, sagte Juliane.

„Juli weiß das immer ganz genau! Aber schick ist die Person — das muß ihr der Neid lassen! Gelt, Toni?“

Toni hatte sich zwar eben noch gereckt, um Karlmann Rominger und seine schöne Mätresse vorbeifahren zu sehen, nun aber, als Hilde sich nach

ihr umwandte, drehte sie sich schnell dem Spiegel zu und schnitt ein gleichgültiges Gesicht hinein.

„Eine Diamantagraffe trägt sie am Federhut," fuhr Hilda fort. „Die hat er ihr gekauft! Beim Klostermann! Das weiß ich ganz gewiß!"

„Woher käm' denn der zu solchem Taschengeld?" fragte Toni, mit gesenktem Blick ihre starken Hände betrachtend, die in reizvollem Gegensatz wohlgepflegte Damennägel hatten.

„Er soll ja in Monte Carlo so viel gewonnen haben mit der Mutter zusammen," erklärte Juliane und richtete sich ebenfalls vom Fenster auf, aber anders als die Schwestern, mühsam und einen leisen, erschöpfenden Husten bekämpfend.

„Nun? Hat's schon stattgefunde, das große Ereignis?" fragte die Großmutter, ihren grollenden Hohn vergebens mit Humor dämpfend. „Hat er sich noch einmal bewundern lasse, der Herr Rominger junior, mit seinem scheenen Vornamen? Wie heißt er doch? Karlmann! Wo die Leut' nur ihre Vornamen herhabe! Karlmann! So hießen doch die alten Heiden! Na, so ein rechter Heid' scheint der ja auch zu sein!"

„Karl dem Großen sein Bruder hieß Karlmann, und der war ein frommer Christ, Großmutter," erwiderte Toni ruhig. „Was soll man denn auch in Friedrichsburg am Nachmittag anfangen, als im Fenster liegen und schaun, was draußen vorüberkommt? Das tun hier alle Leut'."

„So? Na, ich weiß nit, es gibt auch welche, die Strümpf', stopfe und Hosen ausbessern. Aber freilich, das is nix für euch. Is dir deine Vaterstadt zu klein geworde, seit du drüben in Amerika warst?"

„Ein bißl schon. Aber nix für ungut, Großmutter. Hier ist es so und drüben so. Ich will ja jetzt hierbleiben."

Toni schloß das Fenster, da Juliane nicht zu husten aufhörte. Dann gab sie der Kranken mit unauffälliger Entschlossenheit ein Beruhigungsmittel und setzte sich mit ihr auf das Sofa, wo die Kleine den Kopf an Tonis Brust lehnte und die Augen schloß. Die Mutter warf einen sorgenvollen Blick hinüber, aber nur ganz kurz und mit einem rührenden Ausdruck sofort wieder ihre Arbeit aufnehmend, als sei ihr die Sorge um ihr liebes Kind wie etwas Köstliches nicht länger erlaubt. Hilda blieb am Fenster stehen. Die Großmutter nähte schweigend mit undurchdringlicher Miene weiter.

„Ist denn die Naumann wirklich dem jungen Rominger sein Verhältnis?" fragte Barbara, um das leichtere Thema wiederzufinden; ihre drollige Ahnungslosigkeit, auf diese Art die schwersten ins Rollen zu bringen, war in der Familie berüchtigt.

Hilda lachte laut auf. „Was du immer fragst, Mutterle, wenn wir dabei sind!"

„Gelbschnabel — soll man denn die Sachen nit beim rechten Namen nennen? Ihr wißt's doch ganz genau, was ich mein'! Ihr tuschelt doch immerfort davon! Dann kann man auch laut und ehrlich davon reden!"

„Ja, was meinst denn du, Toni?" fragte Hilda ihre Schwester, in deren Zügen Zorn und Erheiterung kämpften. Juliane war ruhiger geworden — sie rückte sich an Tonis Körper wie ein Kind zurecht und versuchte zu schlafen.

„Laß mich zufrieden — ich weiß nix," murmelte Toni.

„Das sind schon Galgenvögel heutzutag, die Herren Söhn' aus vornehme Familien," begann jetzt die Großmutter eine ihrer längeren Räsonnierreden. „Zu meiner Zeit war's anders — da wurde das scheene Geld erworbe, was die zum Fenster 'nausschmeiße. Immer elegant — hoppelpopp — ich weiß schon." Sie kümmerte sich nicht um das Gelächter der Mädchen, in das sogar Juliane mit geschlossenen Augen ein wenig einstimmte. Heftiger fuhr sie fort: „Na, is das etwa in der Ordnung, daß so ein Milchbart von zwanzig wie ein Prinz lebt? Ja, ärger als ein Prinz! So wie der treibt's ja niemand bei Hof, da würd' ihn der Großherzog nit schlecht zum Fenster 'naushänge! Und was is er denn, was kann er denn, was hat er denn?! Der Karlmann Rominger! In der Schul', da is er bis Sekunda gekomme, wie die Feuerspritz' von Wiesenau bis Türkenbach, über Stock und Stein, drei Jahr' später! Scheene Kleider kann er trage, im Hotel Royal soupiere, ein Theatermensch mit Samt und Seide behänge — das kann er! Und wenn's noch für das Geld vom Vater wär' — da hätt' der Alte doch die Verantwortung — aber der gibt ja nix mehr her! In 'ner Spielhölle is er gewese — da hat sich der Gelbschnabel reich gemacht, und die eigne Mutter hat ihn dazu verleidet! Herrgottsakrament — wenn das wahr is! Das is ja das ärgste! Das kann schon 'nen rechtschaffenen Menschen aus 'm Loch jage! Solche Mutter!"

„Aber ich bitt' dich," suchte Barbara die außer Atem Geratene zu beschwichtigen. „Was kümmern dich denn die Leut', Großmutter? Das sind doch fremde Leut'! Wir wissen, wie unser Brot schmeckt, wir müssen arbeiten hier unten — aber die da droben am Neuturm? Nein — die verstehn wir gar nit."

„Ich würd' mich auch den Deiwel um sie schere, wenn ich nit merke tät', daß es hier im Haus schon ein Interesse für den Herrn Rominger gibt. Ein ganz gehöriges Interesse gibt es hier für ihn. Und darum — deshalb hat ein altes Weib, wie ich, 'ne Warnung auszuspreche, daß ihr's wißt." Die letzten Worte hatte die Großmutter mit heftigem Kopfnicken, ohne aufzuschauen, gesagt. Ein Schweigen folgte ihnen, das eine gewisse Bedeutung hatte. Toni brach es plötzlich, als ob sie sich von den andern beobachtet fühlte. Mit hochroten Wangen rief sie:

„Ja, Großmutter! Das geht doch wohl auf einen Bestimmten hier? Willst dich denn nit deutlicher ausdrücken, auf wen das geht?"

„Wer viel fragt, kriegt viel Antwort," murmelte die Alte.

Toni wollte noch heftiger erwidern, aber sie spürte den sanften Druck von Julianes Hand und würgte ihre Antwort hinunter. Hilda bastelte unschuldig am Fenstervorhang.

„Kinder, es ist ja alles nit so schlimm," entschied jetzt Barbara. „Wie die Alten sungen, so zwitschern halt die Jungen. Ein großer Bienenstock hat viel Drohnen — das ist nun einmal nit anders. Ihr dürft nit vergessen, der Vater ist ein Künstler, ein berühmter Maler. Übrigens ein guter, ehrwürdiger Herr — der Justinus Rominger tut keiner Fliege weh. Und so beliebt beim Großherzog — na, da sieht er natürlich die ganze Residenz in seinem Haus. Die Romingers gehören zu den ersten Leuten in der Stadt — ich bitt' euch, mit dem Kilchberg sind sie intim, mit dem Staatsminister von Pretzel — das muß doch der Frau zu Kopf steigen. Und sie ist reich, schwer reich. 'ne

Schönheit war sie auch — ja, ja, das weißt du noch, Großmutter — daher haben die Kinder ihre Schönheit. Vom Vater nit — der ist 'n kleines Fäßle. Ein Augenfressen sind sie alle — die beiden Mädels, davon red' ich gar nit —"

„Ah was, die sind jetzt süße Zwetschge mit Fleck," warf Großmutter Schweikert giftig ein. „Da is es höchste Zeit, daß zwei starke Männer komme und sie vom Baum schütteln!"

„Gewiß, sie sind nit mehr die Jüngsten —"

„Die ihre ersten Liebhaber stehn ja schon an der Majorseck'! Militärfromme Gäul' sind die zwei!..."

„Pfui, Großmutter!" rief Toni empört.

„He?! Was weißt denn du? Kennst du das Leben von so ‚vornehme' Mädels?"

„Ich mein' nur — all das Gerede — das kommt doch schließlich alles nur auf Neid 'naus!"

„Neid?!"

„Ja! Werd' nit bös, Großmutter! Aber ist's denn nit so? Die Mutter sagt, wir hier unten verstehn die Leut' am Neuturm nit — das ist recht von der Mutter! Das sag' ich auch! Wissen wir denn nit, was hier unten am Markt immer getratscht und geklatscht wird? Ich mein', über uns Nachbarn — nit über andre Leut'! Das ist doch so ein Spinnennest — aber nur für den, der was draus haben will! Wir tun nit mit! Der Vater und wir, wir leben wahrhaftig für uns! Darum wollen wir auch Verständnis haben für Leut', die's ebenso halten! Dann ist man ja fast so wie die!"

„Wie die am Neuturm?! Schaut doch das Mädel an! Meinst etwa gar, ich hab' den Ehrgeiz, wie die am Neuturm zu werde?! Toni, wir sind mehr als die! Jawohl! Die Weinberge, von denen die ihren Reichtum habe, die sind unsrer Hände Arbeit! Mein seliger Nikodem und sein Vater — das waren ehrliche Winzersleut' — beim alten Grumbach, bei Karlmann Rominger seinem Großvater, daß du's weißt! Als er ein junger Bursch war, mein Nikodem, und ich ein junges Mädel von zwanzig, die Milchmagd beim Oppenheim, nun ja, da haben wir uns kennen gelernt, im Oktober war's, bei der Weinles'! Vor siebenundfünfzig Jahr'!"

Die letzten Worte der Alten, in denen ein längst versunkenes Licht aufstrahlte, übten eine überraschend versöhnliche Wirkung auf Toni aus. Als ob ihr junges Blut sich plötzlich wieder mit der Großmutter verwandt fühlte, streckte sie ihr die Rechte hin. „Ja, Großmutter! Ich weiß ja auch, in welchem Punkt — worin wir das gleiche sind wie die am Berg! Unser Vater, du Herrgott, und der Großvater selig — das sind schon ebenso gute Bürger wie die Romingers! Hätt' ich's nie gelernt — in Amerika, da lernt man's! Aber da lernt man auch, nit voreilig über andre Leut' zu urteilen."

„Voreilig? Urteil' ich voreilig?"

„Ein bißl schon! Der Karlmann ist jung — das äußere Gehabe sagt gar nix! Er fühlt sich halt, er ist nit häßlich, er hat Geld, er hat einen berühmten Namen — Sorgen kennt der nit —"

„Du scheinst ja seine Bekanntschaft schon recht gründlich gemacht zu habe?"

„Ja, durch die Schwestern! Marion und Elsa turnen doch bei mir!"

„Und Hilda putzt ihnen die Hüt'! Das nennt ihr Bekanntschaft!"

„Wenn's darauf ankommt — oh — im vorigen Winter hab' ich über ein dutzendmal mit ihm getanzt! Auf dem Armenball, beim Künstlerfest und bei den höheren Beamten!" Toni geriet allmählich in Flammen — der versteckte Vorwurf, der in diesem Familienrat um sie herum lauerte, riß sie nun doch zu unbekümmerter Abwehr hin. Sie richtete sich auf. Juliane lehnte sich in die andre Ecke des Sofas, wo sie still und in ernster Liebe ein wenig bang zu der stark erregten Schwester aufsah.

„Beim Tanzen sieht man nit allzu tief in die Mannsleut' hinein, Toni," widersprach jetzt auch die Mutter sanft. Es war ihr ein zu empfindliches Thema. Man konnte nicht ahnen, wie heftig gerade Frau Barbara zu werden vermochte. Ihrem sicherstolzen Gefühl aber stand Karl Rominger ganz außerhalb des Bannkreises ihrer Tochter. Jedenfalls nur innerhalb des frei Erlaubten. Der Schlaf einer Löwin, die ihr Junges schützt, lag auf ihr — sie wollte noch nicht erwachen.

„Oh, man plaudert allerhand auf so einem Ball," sagte Toni tief atmend, mit hochmütigem Ausdruck. Sie trat ans Fenster und drückte den verräterischen roten Kopf an die Scheiben. „Ich weiß jedenfalls — sie verkennen ihn alle."

„So?!" Mit einem leisen Pfiff sah Großmutter Schweikert ihre Tochter an.

Doch Frau Barbara schüttelte nochmals ärgerlich den Kopf und nahm die Brille von ihrem noch sehr jungen und hübschen Antlitz.

„Mir ist er eigentlich auch immer sehr anständig vorgekommen."

Mit diesen Worten kam Hilda jetzt ungeschickt ihrer Schwester zu Hilfe.

„Das ist doch selbstverständlich!" fuhr Toni auf. Sie wandte sich aufrecht den Ihren zu — dunkel und trotzig hob sich ihre kräftige Gestalt am Fenster von der goldenen Nachmittagshelle ab. „Ein Mensch aus so einem Haus! Ein Mensch von solcher Bildung! Solcher Lebensauffassung! Sein Bruder, der Philipp, der ist viel mehr so, wie ihr meint! Der hat schon sein tüchtiges Konto in der Stadt, und 'n anständiges Mädel soll lieber nit mit ihm stehenbleiben! Aber der Karlmann! Der Karlmann! Kennt ihr denn einen Menschen, wenn ihr nur seinen sauberen Rock anschaut und ein paar Dummheiten, die er gemacht hat? Der wird mal was Großes, das ist gewiß! In dem steckt alles, was der Vater ist und die Mutter und überhaupt die Romingers von je! Verstanden wird er aber von seiner Familie so wenig wie hier unten am Markt! Das hat er mir selbst gesagt! Aber er wird schon durchkommen! Er wird den Leuten schon zeigen —"

„Jawohl, jawohl!" polterte jetzt die Großmutter dazwischen. „Du dummes, du leichtgläubiges Ding du! In der seidenen Kutsche, wo er sein Theatermensch spazieren fahrt — da ist er auf dem besten Weg dazu!"

Starr stand ihr Toni nach diesem Einwurf gegenüber. Blitzende Tränen überzogen plötzlich ihre dunkeln Augen. Sie blieb stumm — sie fand in ihrer Überfülle keine Entgegnung. Haß und ins Herz getroffener Gram zuckten in ihren schönen Zügen. Dann warf sie mit letztem Trotz den Kopf zurück und verließ ohne Gruß das Zimmer. Ein tiefes Schweigen folgte. Die Schwarzwälderuhr schlug dröhnend fünf, und Vater Nikodemus' Bild hing noch schiefer am Nagel. Die Nachmittagssonne draußen bekam schon etwas Rot in ihr stilles Gold. In den Marktbäumen begannen die Amseln ihr

Abendlied, und ein Windstoß brachte das sehnsüchtige Frühlingsgemisch von Hyazinthenduft und Orangen in die dämmerige Stube. Großmutter Schweikert ließ ihre Arbeit sinken und lehnte sich in den Sessel zurück. Ihre halbgeschlossenen Augen glitten von Barbara zu Hilda, von Hilda zu Juliane hinüber. Einverständnis fand sie nirgends, und Juliane schüttelte sogar, zu Boden blickend, ein wenig das Köpfchen. Da sagte die Großmutter zu ihr, was sie eigentlich der Mutter sagen wollte: „Nehmt das Mädel in acht."

II

Toni hatte im Korridor mit heftiger Wallung Hut und Jacke vom Ständer gerissen. Ein Blick in den Spiegel genügte — sie war fertig und schritt über den Hof, um in die stille Annagasse zu gelangen. Der vordere Ausgang zum belebten Markt hinaus war ihr jetzt zuwider, auch fürchtete sie, daß die Großmutter, die im Zorn unheimlich jugendlich wurde, am Fenster stehen und ihr etwas Höhnisches nachrufen könnte. Der Weg über den Hof führte an den niederen Parterrefenstern vorüber, hinter denen Vater Augusts Werkstatt lag. Nichts Übelriechendes wie aus einem Leimtopf oder Maschinengeruch kam daraus hervor — die offenen Fenster entließen vielmehr zarte Bratendüfte, und zwei fertige Mayonnaisen standen wie ausgestellte Kunstwerke auf dem Gesims. Das bescheidene Firmenschild am Kontor trug die Aufschrift: „A. Tränkle, Koch und Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs." Der kleine, feiste Mann hantierte, sein eigner Küchenchef und Gehilfe, Jahr für Jahr am heißen Herd. Auch heute erblickte Toni ihren Vater in duftigen Rauchschwaden, hochrot das bartlose Mondgesicht, die weiße Mütze aus der schwitzenden Stirn geschoben. Maxl, der Bursche, sein einziger Beistand, rührte unter seiner Aufsicht eine Schokoladensauce. Das Romingersche Souper, zum größten Teil bei Tränkle bestellt, stand fast fertig auf den weißen Holztischen.

Als Toni den Vater in seinem rührenden Fleiß und Eifer sah, sank das Thermometer ihres Zorns rasch auf mildere Grade herab, und sie schämte sich des Streites drinnen, der aus ihrem Fensterlungern entstanden war. „Müßiggang ist aller Laster Anfang", hing in Goldleisten gerahmt als Devise über August Tränkles Bureaupult. Wie recht hatte der Spruch! Nur das Nichtstun hatte sie verleitet, das ihrer unwürdige kindische Spiel der Schwestern mitzumachen unter dem Deckmantel eines Scherzes mit ihnen den Mann, der in ihrem Herzen lebte, heimlich zu beobachten. Dann hatte sie sich der Großmutter gegenüber vergessen, in Heftigkeit preisgegeben. Nein, nein — sie fand sich schon wieder und wollte das Haus nicht verlassen, ohne den geliebten Vater mit einem Gruße zu erfreuen. Sie trat an eines der offenen Fenster, lehnte die Arme auf das Gesims und spähte in das rauchige Innere. „Vaterle, Vaterle!" rief sie, wie sie als Kind getan, und baumelte wie damals mit den Füßen.

Der alte Koch blickte erst unwirsch auf die Störung — als er aber das liebe, lächelnde Gesicht sah, die roten Wangen und die weißen Zähne seiner Toni, nickte er, ließ den Jungen bei der Schokoladensauce, schob die Mütze in die Stirn und näherte sich dem Fenster. „Grüß Gott," sagte er japsend. „Na? Willst ausgehn? Schöns Wetter — wie? Ja, gib mir ein Küßle — aber schmeiß mir die Mayonnäs nit 'nunter."

„Bist wieder so fleißig, Vaterle? — Wundervoll!"

Erfreut und wie aus seinem Küchentraum erwachend, deutete der Vater der Reihe nach auf die appetitlichen Schüsseln. „Hummer — Lachs — Forelle — Huhn — Hummer! Wie gefällt dir die Trüffelgarnitur? Périgord — eine ganze Büchs hab' ich drangegebe!"

„Herrgott, ist das nobel! Hm, und der Duft! Weißt, da werden sich die Leut' beim Rominger anfangs nur die Garnitur nehmen — die andern haben dann das Nachschaun und müssen sich mit der Mayonnäs begnügen!"

Das war ein Scherz für den alten Koch. Immer so etwas Nettes und Aufheiterndes brachte ihm die Toni. Er stemmte die Hände in die Seiten und schüttelte sich vor Lachen.

Toni beugte sich tiefer in die Küche und schnüffelte hinein: „Nußeis, Vaterle? Nußeis?"

„Magst einen Löffel, du Schlecker?"

„Ach ja! Ich bin nit abgeneigt!"

Lachend erfüllte der Vater ihren Wunsch und fütterte sie im Fenster wie ein Vögelchen. „Im Winter die Spatzen, im Frühling die Mädels," sagte er, während Maxl vergnügt zusah. „Wenn das die Hilda und die Juli sehn, hab' ich sie bis zur Nacht am Fenster."

„Ach ja, ich bin die Genügsamste," pappelte Toni, eifrig kauend. Dann war sie fertig und fragte ernsthafter: „Wie geht's dir denn Vaterle? Hat das Pulver geholfen?"

„Ah was," brummte Vater August, „mir hilft kein Pulver mehr."

„Vaterle!"

„Aber solang' mir noch die Arbeit von der Hand geht — solang' ich noch japse kann . . ."

„Nit wahr?! Und der Frühling ist doch so schön!"

„Der Frühling? Ja, der ist freilich schön . . ."

Als ob sie ihn an etwas erinnert hätte, nahm der alte Koch die Mütze ab und streckte den Kopf zum Fenster hinaus, um in den Himmel aufzublicken. Jetzt erst sah man, wie flüchtig die heiße rote Frische in seinem massigen Gesicht war — welk und verschwommen wurden die Züge, und die tiefliegenden kleinen Augen schienen nur zum eignen weißlich kahlen Schädel emporsehen zu können, nicht mehr zum blauen Firmament. „Guts Wetter für den Wein," meinte er stöhnend. „Aber die Sonn' bleibt nur noch eine Stund' droben — eil dich, Toni. Wohin willst denn gehen?"

„Ich lauf' ein bißl über den Jägersberg, vielleicht bis zum Neuturm, und dann in die Schloßstraße 'nunter, um ein paar Besorgungen zu machen."

„Gut, Kind — aber bleib' nit zu lang im Park — verstehst mich? Da ist es jetzt einsam — es ist schon spät, und die Weg sind noch zu feucht. Geh bald in die Stadt 'nunter. Sonst triffst du das Blitzvolk, die Studente."

„Ach, Vaterle — ich fürcht' mich doch nit! Die sollen sich vor mir fürchten — du weißt doch, ich hab' immer ein paar Watschen in der Hand! Aber sei nur ganz ruhig — ich mach' mir nur ein bißl Bewegung — vor acht Uhr bin ich schon daheim!"

Sie küßte ihn und eilte davon. Vater August sah ihr nach — er hatte für Arbeit und Besitz, so schwer sie ihm wurden, nur ein Bruchteil von der Zärtlichkeit im Blick, von der stolzen Zufriedenheit, die er für Toni hatte. —

Hinter der Annagasse lag die Jägerbrücke, und auf dem alten geschwungenen Steg blieb Toni wie immer stehen, um die tief hängenden Weidengebüsche zu bewundern und den lustigen grünen Wellen des Flusses nachzuschauen. Wieder schaukelten sich die Enten darauf, als wollten sie einen ungeschickten Walzer tanzen, und die unermüdlichen Flugvögel suchten, das Wasser streifend, Futter für ihre Jungen. Wie mild und rein war diese Frühlingsabendluft! Der arme Vater in seiner dumpfen Küche! Aber seltsam, sie konnte sich den Rastlosen alltags hier nur noch als Invaliden vorstellen, traurig herumgeführt. Er mußte bei seiner Lebensführung bleiben. Aber Juliane — das war eine arge Unterlassungssünde von ihr — die hätte sie mitnehmen können. Schon wollte ihre jetzt völlig versöhnte und glückliche Stimmung sie zur Rückkehr überreden, als ihr doch noch einmal das Bild der Großmutter erschien, starr und feindlich. Seufzend trieb es sie den Berg hinauf. Sie verließ die Brücke, sagte wie in frühen Kindertagen: „Grüß Gott, Herr Schillböck," zu dem einarmigen Parkwächter, der an die Mütze faßte, und stieg zwischen grünenden Ulmen einen feuchten Weg hinauf. Ihr Tempo wurde allmählich langsamer. Sie dachte nach. Zunächst über die Besorgungen in der Stadt — lange vernachlässigte Dinge, mit denen sie die Mutter heute erfreuen wollte — dann über den Stundenplan ihres neuen Kurses für Heilgymnastik, und zuletzt auch — zuletzt, das befriedigte sie — über ihn. Wie seltsam gelang es doch den Unbeteiligten, sie in etwas hineinzutreiben, ihr etwas erst bewußt zu machen, was wirklich nur halb und dunkel in ihr gelebt hatte! Sie fand ja so wenig Zeit, an andres als die eignen Aufgaben zu denken, einem fremden Menschen einmal tiefer in die Augen seines Wesens zu schauen.

Schön war der Mensch. Sein Bild erschien ihr und gewann eine festere Form in den durchsonnten Ulmenzweigen, während sie ruhig emporsah und langsam weiterstieg. Das blasse Griechenantlitz — ja, wahrhaftig, es erinnerte an die wundervolle Hermesbüste im Museum. Hier gewann es Leben, was sie als Schulkind angestaunt hatte. Und mehr noch — nichts Starres und Erhabenes, liebe blaue Menschenaugen, treue Sterne einer Jünglingsseele, sahen sie daraus an. Sie konnten wohl hochmütig und hart schauen — so sahen ihn die Bürger von Friedrichsburg, den edelgeborenen, jungen Rominger, so hatte auch sie ihn oft gesehen, bevor sie seine Aufmerksamkeit erregt. Mit kindlicher Empörung, später mit stillem Gram hatte sie es bemerkt — er gab sich weniger mit dem Volke ab als ein großherzoglicher Prinz. Und war doch schließlich nur ein Bürgerssohn, die Mutter nur vom Industrieadel. Ihr war, als sollte sie immer im Staube stehen, wenn die Romingersche Lebensequipage vorüberkam, und dazu hatte sie, der Pfälzer Bauernsproß, nicht die geringste Lust. Seit dem vorigen Winter war das anders geworden. Auf dem Maskenball der Künstler, wo sie wirklich und wahrhaftig sehr gut ausgesehen und ganz offenkundig von Kennern als die Schönste des Festes gefeiert worden — da ruhte plötzlich sein verwandelter Blick auf ihr, nicht mehr leutselig, sondern bezwungen. Er ließ sich ihr vorstellen, und da sie seine Schwester kannte, wurde sie auch mit ihm rasch bekannt. Er tanzte mit ihr, nach einer Weile nur noch mit ihr. Sie fühlte sich wie mit einem Orden geschmückt — das war sehr dumm, aber ehrlich. Vergebens schalt sie ihr Selbstgefühl — sie hätte die gemeinsamen Stunden in

dieser neidischen Flüsterumgebung nicht für eine Welt gegeben. Und treu war die Neigung des blonden Karlmann — seltsam zäh und treu. Er wurde sogleich eifersüchtig und ließ sie nicht fort, bis sie ihm die Feste genannt, an denen sie noch teilnehmen wollte. Sein Name wurde auf alle künftigen Tanzkarten geschrieben. So kamen noch der Armenball, das Hoftheaterfest und der Ball der höheren Beamten. Zu dem letzten verschaffte er ihr eine Karte, denn in diese Gesellschaft hatte die Tochter des Kochs keinen Einlaß. Und als er sie von dort nach Hause begleitete — da hatte sie auch ein langes, ernstes Gespräch mit ihm gehabt. Was ihr das liebste gewesen, sie brauchte ihm weniger von sich zu erzählen, als sie von seiner Person erfuhr. Er sprach so klug über sich, so klar und so gern. Nicht unbescheiden — eher grüblerisch, quälend, voll höchsten Anspruchs. Als ob er plötzlich von einem Karlmann Rominger spräche, den ihre Träume sahen, von einem Dritten, noch nicht Enthüllten. Er hatte sie gerührt und zugleich mit Ehrfurcht erfüllt. Ein Mannesringen sah sie zum ersten Male vor sich, einen von aller Welt Verkannten. Wonach er rang, worin er eigentlich verkannt war, das wußte sie jetzt, wenn sie an seine leisen, leidenschaftlichen Reden zurückdachte, nicht mehr. Aber das war ihr auch gleichgültig. Ein schöner Geist, ein edles Gemüt, ein Mensch, den sie im Innersten kannte — das war er ...

Sie blieb am Wege stehen, vom Anblick einer besonders schönen, buntfarbigen Drossel abgelenkt. Der Singvogel saß ihr ganz nahe, auf einem knospenden Zweig — er schien sie nicht zu fürchten, wippte den schwarz und weiß gebänderten Schweif, blähte die rote Brust in quellendem Behagen und guckte mit dem blauen Köpfchen lustig umher. Toni hätte ihn küssen mögen und spitzte die Lippen, weniger zum Pfeifen, als wirklich zum Kuß. Da flatterte der kleine Kerl davon, und verborgene Farbenreize schimmerten noch metallisch unter den Flügeln hervor. Diese göttliche Leichtigkeit, die sich mit dem eben erblickten Bilde des bewunderten Mannes verband, weckte ein seltsames Weh in Toni. Wie tief blieb doch der Mensch aus dem Volke unter diesen frei beschwingten Wesen! Wie trug er sie in sich, die geheimnisvolle Flugkraft seines Herkommens, der blonde Karlmann, und sie war so plump, sie war so erdschwer wie die schwarzen, dürftigen Bauernmenschen alle, zu denen sie gehörte. Traurig schritt sie ihren Weg weiter. Er senkte sich jetzt und gab zur Rechten die Aussicht frei. Da sah sie das weite Tal von Friedrichsburg, die Türme seiner gotischen Kirchen, die grüne Kuppel des großherzoglichen Schlosses. Gärten, viele grünende Gärten waren der freundliche Ausgleich zwischen den grauen Häusermassen. Jenseits umzog der Ring der Weinberge die Stadt — sie war von diesen Höhen, die ein Kleid von Reben und eine Mütze von Laubwald trugen, vollständig umgeben. Schöne Heimat, dachte Toni. Hier oben blieb alles frei und rein — unten hauste viel dumpfes Ungeziefer. Aber gleichviel — in den Augen, die aus engen Fenstern tapfer und sehnsüchtig ins Licht hinausspähten, lebte wohl das Beste. Sich dem Treiben und der Arbeit des Tals in Hochmut entziehen, einsam und nutzlos auf Bergen schweifen — dafür war sie, ihres Vaters Kind, nicht gemacht. Hier oben Luft schöpfen, sozusagen Gold von der Sonne in ein heimliches Portemonnaie stecken und selbstsicher in das Gewimmel zurückkehren — das wollte sie. Sie reckte sich, flüsterte „Juli", den Namen ihrer jüngsten

Schwester — ein reiner und seltsamer Zärtlichkeitstrieb, dessen Ursache sie sich nicht aufklärte — dann begann sie den Abstieg zur Stadt.

Nach wenigen Schritten aber, an der sogenannten Bastei, wo ein Militärposten stand und versteinert präsentierte, als ob der liebe Herrgott selbst daherkäme, blieb sie mit pochendem Herzen stehen. Zwei wohlbekannte weiße Terrierhunde sprangen den Weg hinauf. Sie bellten und hüpften in rundlicher Grazie, aber anders, sicherlich ganz anders als alle übrigen Terriers im Lande. Sie fühlten sich göttlich bevorzugt, unantastbar — wehe dem, der sie anrühren wollte oder gar ihren Herrn, der ihnen folgte. Sie sprangen jedem Attentäter an die Kehle und bissen zu — es war nicht auszudenken. Aber in diese Situation kamen Fix und Fox bis an ihr seliges Ende nicht. Jedermann liebte sie, und ihr Herr war der verehrteste Mann in Friedrichsburg — ihr Herr war ja der Landesvater. Kamen die beiden Hunde, so kam auch der Großherzog — das wußte Toni, und als echtes Friedrichsburger Kind wich sie scheu zur Seite und machte sich zitternd zum Knicks bereit. Jetzt erblickte sie den hohen Herrn. Da kam er schon, weißbärtig und stramm, die Hakennase gerötet, mit der Rechten, wie immer, den Regenschirm gleich einem Marschallstab umspannend. Er sah eine Dame am Wege stehen und faßte ritterlich vor ihrem Gruß an seinen Zylinder. Toni setzte sich fast auf die Erde und lächelte ihren alten Fürsten liebevoll an — sie hatte ihn so lieb, er war ihre früheste Erinnerung. Ein Zylinder war freilich aus der Krone des Märchens geworden, ein Regenschirm aus dem Zepter — aber was tat das? Den Fürsten hatte sie erst spät begriffen. Fox bellte sie an wie jeden grüßenden Untertan. „Still, Fox!" rief der Großherzog verweisend. Dann war er mit seinen kurzen, steifen Schritten vorüber, und der präsentierende Soldat gewann wieder Leben, fand sich vom höchsten Augenblick seines Postendaseins in die Niederung wandernder Langeweile zurück.

Toni näherte sich dem Neuturm, der eine seltsam buntscheckige Ausgeburt moderner Architektenphantasie war und das Wahrzeichen des vornehmsten Viertels von Friedrichsburg bildete. Es lag auf dem Josephsberge, der sich an den nur mit Parkanlagen bedeckten Jägersberg anschloß. Toni aber betrat nicht die stille Bertastraße, in der neben andern Patriziern auch Romingers wohnten, sondern eilte leichtfüßig, da ihre Parkwanderung zu Ende war, die lange Steintreppe zur Stadt hinunter. Ein Lift war vorhanden, aber an den dachte sie nicht. Sie war von ihrem patriotischen Gefühl beseelt, sie träumte nur noch von dem Großherzog, nicht mehr von Karlmann. Auf dem untersten Treppenabsatz aber stieß sie beinahe mit einem Herrn zusammen, der eben hinauf wollte. Wie entsetzte sie sich, als sie eine wohlbekannte, etwas nasale Stimme hörte: „Pardon, Fräulein Tränkle! Ich mach' schon Front!"

Karlmann stand lachend an die Wand gedrückt und hielt den berühmten Panamahut in der Hand. Es war, als ob er ihr Kompliment vor dem Großherzog parodieren wollte.

Tief errötend stammelte sie mit einem flüchtigen Lächeln: „Grüß Gott, Herr Rominger!" und wollte vorüber. Aber er sprach weiter — das Schicksal hatte seinen Lauf.

„Wie geht es Ihnen denn? Ich hatte ja lange nicht die Freude, Ihnen zu begegnen. Seit dem Winter nicht. Haben Sie einen kleinen Spaziergang

gemacht? Das Wetter ist ja prachtvoll. Darf ich fragen, wohin Sie sich jetzt wenden?"

„Ich will geschwind in die Stadt hinunter und ein paar Besorgungen machen."

„Dann dürfte ich wohl den Vorzug haben, Sie zu begleiten?"

„Inkommodieren Sie sich bitte nit, Herr Rominger, Sie wollten doch wahrscheinlich eben hinauf auf den Josephsberg?"

„Das eilt gar nicht! Ich danke Ihnen die Verhütung meiner scheußlichen Vergeßlichkeit. Sie erinnern mich daran, daß ich auch einen Einkauf in der Stadt zu machen habe. Für eine Soiree, die heute abend bei uns stattfindet. Meine Mutter hätte mir nicht schlecht den Kopf gewaschen."

Sie standen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Toni sah nicht auf.

„Also?" fragte Karlmann ruhig und freundlich. „Wollen wir hier weiter die Passage versperren oder in die Stadt hinunter?"

Verwirrt nickte sie nur und schritt die letzten Stufen hinab. Er blieb an ihrer Seite. Wie ein verlegenes Schulmädel lauschte sie seinen wohlgesetzten Reden. Sie hatten Kraft und Wärme, aber auch stets einen Schimmer von Ironie. Er sprach eigentlich nicht wie ein junger Mensch, jedenfalls nicht wie einer aus ihren Kreisen. Wenn man ihn nicht ansah, konnte man meinen, neben einem feinen, ältlichen Aristokraten zu gehen, einem Diplomaten oder sonst etwas Vornehmem. Dazu kam, daß Toni mit ihren abwärts gerichteten Augen immer die wundervollen Lackstiefel seiner langsam schreitenden Füße sah und sein Parfüm atmete, das eine müde Salonatmosphäre mit etwas herzig Natürlichem verband. Einmal blickte sie ihm scheu in die Augen — ja, er trug es wieder, das abscheuliche Monokel, und sah sie mit dem linken, freien Auge ein bißchen glotzend an. Wie schade — seine blauen Augen waren doch so schön. Und das goldblonde Haar, das rosige Antlitz. Ob er jetzt wirklich ganz natürlich sprach? Sie hatte nun einmal den trotzigen, unbeirrbaren Richter über Natur und Unnatur im Leibe. Eines stand ihr jedenfalls fest: sie durfte nichts tun, was den Klatschmäulern zu reden gab, sie mußte haarscharf auf der Linie des Erlaubten bleiben. Mit Karlmann Rominger die Großherzog-Friedrich-Straße entlang zu gehen, die um diese Stunde am belebtesten war, hielt sie für unerlaubt. Auch meldete sich eben jetzt, als ihr die exquisite Farbe seiner Glacéhandschuhe auffiel — sie hatte sie oft genug auf den Polstern einer gewissen Equipage gesehen — die tief brennende Eifersucht von neuem in ihrem Herzen. Eigentlich mehr Auflehnung als Eifersucht. Auf eine Stufe mit der Theaterdame wollte sie denn doch nicht kommen — für eine nette Unterhaltung zwischen dem Schäferstündchen und der elterlichen Soiree war sie sich zu schade. Das Bauernmädel, die Tochter vom Koch am Markt, ein bißchen poussieren? Nein. Dem wollte sie gleich ein Ende machen.

Am Eingang zur Großherzog-Friedrich-Straße, dort, wo der Metzgermeister Bull seinen Laden hatte, blieb sie stehen — sie wollte ihn durch den fatalen Fleischgeruch abschrecken.

„So!" rief sie aufatmend. „Hier muß ich hinein, Herr Rominger! Auf Wiedersehen! Schönen Dank für die Begleitung!"

„Ich werde mir erlauben, draußen auf Sie zu warten," sagte er lächelnd und grüßte wieder ehrerbietig. Dieser Gruß, der ihr gar nicht zukam! Glühend

machte sie kehrt, lief in den Laden und kaufte bei Herrn Bull zweimal soviel frische Wurst, als sie gewollt hatte. Dann half es nichts, dann stand sie wieder draußen, ihrem hartnäckigen Begleiter gegenüber.

„Was haben Sie jetzt vor?" fragte er freundlich und, wie ihr schien, im Innersten amüsiert.

„Jetzt kauf' ich einen Käs'!" rief sie entrüstet.

„Das habe ich auch vor," war seine höfliche Antwort.

Doch schon nach wenigen Schritten im Gewühl, als sie auf dem andern Bürgersteige Onkel Mohr, der seinen Sohn führte, daherkommen sah, machte sie endgültig halt und flüsterte bittend: „Herr Rominger!..."

Von ihrem Ton betroffen, blieb er stehen und fragte ernsthaft: „Was ist Ihnen denn, liebes Fräulein?"

„Es ist — ich halt' es für ganz unmöglich, daß wir zwei hier unter die Leut' spazieren gehn! Es ist Abend! Ich mag das verdammte Klatschnest nit! Ich muß Ihnen jetzt Adieu sagen! Nichts für ungut, Herr Rominger!"

Er schwieg eine Weile, dann erwiderte er ruhig: „Verzeihen Sie mir. Sie haben wohl recht. Ich achte auf die Leute zu wenig. Aber Sie sagten das in einem Ton, als ob Sie es besonders bedenklich fänden, in meiner Begleitung von den Friedrichsburgern gesehen zu werden. Darüber möchte ich um gütige Aufklärung bitten."

„Ach nein!" stieß sie verwirrt hervor.

Er zuckte lächelnd die Achseln und wollte sich verabschieden. Da kam ihr eine schnelle, merkwürdig entschlossene Überlegung. Dieser hochmütigen Selbstsicherheit wollte sie denn doch ein Ende machen — außerdem, sie war es nicht gewöhnt, mit ihren Gedanken hinterm Berge zu halten. Den Eindruck, daß sie ihn fürchtete, sollte er nicht haben, und daß sie ihn verachtete, noch weniger. Mit einem gefürchteten oder verachteten Menschen gab sie sich überhaupt nicht ab. Sie hatte ihm mancherlei zu sagen. Ihr Ehrlichkeitsdrang, ihr trotziger Stolz verlangten es. Und da tat sie etwas, was sie später kaum noch begriff. Sie kehrte ihren Standpunkt völlig um und fuhr den Überraschten wie einen ungezogenen Kameraden fast in barschem Ton an: „Kommen Sie wenigstens da in die Uferstraße hinunter — in die Anlagen — da haben wir kein Publikum — da kann ich Sie aufklären!"

Es durchfuhr ihn wie ein heißer Strahl — sie sah es. Er wurde dunkelrot, und seine Augen leuchteten sie an, nicht verlangend, nicht siegesgewiß, eher ehrfürchtig und voll Bewunderung. Eine Sprache wie die ihre schien am Neuturm nicht geführt zu werden. Die mutige Regung eines reinen Mädchenwillens war ihm fremd. Überlegen war er ihr auf der lauten Straße, unter den vielen neugierigen Menschen — hier, am einsamen Flußufer, im Halbdunkel, ganz mit ihr allein, kam eine dienende Empfindung über ihn und das Verantwortungsgefühl des Jünglings vor der Jungfrau.

Er folgte ihr langsam — sie war mit heftigen Schritten vorausgegangen. Plötzlich aber, unter seinem erwartungsvollen Blick, wurde ihr bewußt, was sie getan. Sie lachte leise und konnte vor Scham nichts sagen.

„Nun, Fräulein Toni?" fragte er leise.

Mit mildem Rauschen zog der Fluß in seinem steinigen Bett dahin. Es duftete nach Faulbaumblüten. Hier und da am schmalen Wege blinkte schon

ein Leuchtkäfer, dem bedrängten Herzen des Mädchens eine bessere Laterne als die matten Ölfunzeln der einsamen Uferstraße. Sie antwortete nicht, sie war ganz ratlos. Dabei lag eine dunkel prächtige Verlockung in dieser Stunde, die sie um keinen Preis hergegeben hätte.

Karlmann blieb einen Schritt hinter ihr zurück. Er ließ den ernsten, liebevollen Blick nicht von ihr. Dann begann er plötzlich: „Ich habe den Eindruck, daß Sie mir irgend etwas übelgenommen haben, Fräulein Toni. Daß ich Sie in irgend etwas gekränkt habe. Bitte, sagen Sie es mir — ich lege hohen Wert darauf — worin habe ich Ihnen mißfallen?"

Sie blieb stehen. „Ach Gott —" stieß sie hervor. „Das ist ja Torheit überhaupt ... Was will ich denn ... Verzeihen Sie ... Ich muß ja meine Besorgungen machen ..."

„Das hat wohl Zeit ... Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten ... Das ist sicher ... Aber weswegen? ... Nun? ... Ich verdiene doch wohl, daß Sie mir Antwort geben?"

Sie warf ihm einen kurzen, eigentümlich flammenden Blick zu. „Nun denn," sagte sie leise mit heftig wogender Brust, „wenn Sie es durchaus wissen wollen — dann sag' ich es schon. Ich finde, Sie sollten — Sie sollten wenigstens konsequent sein — — in Ihren Anschauungen, mein' ich!" Sie betonte die letzten Worte mit besonderem Nachdruck und glaubte außerordentlich klar gewesen zu sein.

Karlmann sah Toni etwas unsicher und verständnislos an. „In meinen Anschauungen? ... Worauf bezieht sich das, wenn ich fragen darf?"

„Nun — — wenn Sie es ganz genau wissen wollen — bei den höheren Beamten —"

„Bei den höheren Beamten —?"

„Nun ja, bei dem Ball, den die im letzten Winter gaben —"

„Ach so!"

„Da haben wir zwei ein Gespräch gehabt, nit wahr — als Sie mich nach Hause brachten — davon hab' ich jedes Wort im Gedächtnis behalten."

„Das kann ich leider von mir nicht sagen. Pardon. Was Ihre Person betrifft und Ihr Aussehen, Ihr Tanzen — da weiß ich freilich noch alles ganz genau."

„Ja, so sind Sie halt! Das ist ja das Traurige. Mir scheint, Herr Rominger, Sie legen auf das Äußerliche zu großen Wert! Lachen Sie nit! Es ist mein heiligster Ernst!"

Er sah, daß sie fast aufschluchzte, und ein lieber, bewegter Ausdruck kam auf seine feinen Züge. Auch er wurde ernst. „Verzeihen Sie mir — ich erinnere mich selbstverständlich an das Wesentliche unsers Gespräches. Ich befand mich damals in einer schweren Depression — da habe ich Ihnen gebeichtet — daß ich das durfte, ist mir unvergeßlich."

„Und jetzt? — Jetzt haben Sie — keine Depression mehr? ..."

„Sie fragen das so, als ob Sie sie mir wünschten?"

„Ja, Herr Rominger — ein bißl schon — denn ich weiß von mir selbst: nur wer recht traurig sein kann, der kann auch recht fröhlich werden. Ich lob' mir Tag und Nacht, oben und unten. Das Leben ist doch so — auf Regen folgt Sonnenschein."

Er starrte vor sich hin — etwas Düsteres und Schweres sah sie zum erstenmal in das Antlitz dieses Glücklichen kommen. „Das starke Leben ist so,“ erwiderte er leise. „Ja ... Sie haben so recht ... Das starke Leben — das ich nicht kennen lerne — da oben in diesem Phäakendasein ...“ Er deutete zornig zum Josephsberg hinauf.

Überrascht blickte sie ihn an. „Was meinen Sie damit? ... Meinen Sie Ihre Familie? ... Aber Herr Rominger — Ihr Herr Vater ist doch einer der ersten Männer in der Stadt — ein berühmter Künstler —“

„Was habe ich von meinem Vater? Der sieht an mir vorbei — vorläufig wenigstens — aber lassen wir das. Meine Mutter — meine Mutter ist die wundervollste Frau, die ich kenne!“

Gläubig und gespannt lauschte sie dem Pathos, mit dem er von seiner Mutter sprach. Er mußte sie ja kennen, wie sie wirklich war, die stolze, rasche Frau mit den hochmütigen Zügen.

„Aber sie ist nicht glücklich — das sage ich Ihnen im Vertrauen, Fräulein Toni — nur Ihnen —“

Sie nickte hastig, als gäbe er ihr sein Beichtgeheimnis.

„Sie braucht dieses schnelle, atemlose, glänzende Leben auf der Oberfläche. Sie braucht die Betäubung, wie mein Vater die Einsamkeit — und meine Geschwister ... Nun, meine Schwestern kennen Sie ...“

„Fräulein Marion und Fräulein Elsa turnen ja bei mir ...“

„Ganz recht. Auch sie sind feine, besondere, leidende Naturen — glauben Sie mir — wenn auch ihr gesellschaftliches Leben nicht darauf hindeuten mag.“

Wieder nickte Toni hastig — sie glaubte ihm einfach alles.

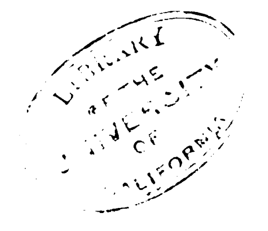
„Aber sie stecken in der gleichen sumpfigen Gefahr. Mein Bruder Philipp erst recht. Der lebt wie Gott in Frankreich und endet sicher in einer Kaltwasseranstalt. Sie sehen mich fragend an, Sie möchten gern wissen, was das für eine Gefahr ist? Nun, kurz herausgesagt: Sie kommen alle nicht zu sich selbst, sie empfinden es halb und wollen es nicht ganz empfinden. Ich habe den zweifelhaften Vorzug, in meiner Familie der einzige zu sein, der nach einem ganzen Dasein trachtet. Ich bin von Problemen erfüllt, die an die andern gar nicht herankommen. In mir wachen die Ahnen meiner Mutter auf und streiten mit dem Künstler, den ich vom Vater geerbt habe — ganz sicher — wenn mich Justinus Rominger auch für talentlos hält. Das tut er nämlich. Ich bin es aber wirklich nicht.“

Ein Weinen und ein Lachen in den Augen, sah sie ihn jetzt tief und herzlich an. „Herr Rominger,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind doch auf dem besten Weg — ich meine — der Glaube an sich selbst, das ist doch das wichtigste. Wenn auch alle gegen Sie sind — Sie wissen doch, woran Sie sich zu halten haben — und eines Tages — geben Sie acht — da sind Sie den andern weit voraus!“

Er nickte leise und ließ nicht den Blick von ihr. Sie aber wollte ganz sachlich bleiben und fuhr schnell in schwesterlichem, tröstendem Tone fort: „Mir ist es ja grad' so gegangen wie Ihnen. Ähnlich wenigstens ... Mein Gott, wie's halt bei einfachen Leuten anders geht als bei vornehme Leut'. Ich bin doch schon als siebzehnjähriges Mädel nach Amerika gegangen — zwei Jahre war ich in Chikago.“



Abend in einem schwäbischen Dorf. Nach einem Gemälde von G. Schönleber



„Ach ja — das ist mir ja sehr interessant — davon müssen Sie mir mal erzählen. Kommen Sie — wir setzen uns dort auf die Bank."

„Geht das?"

„Aber ist denn an der Bank was Schlimmes?"

Sie lachte, als er ein Wachshölzchen anzündete und die Bank genau in Augenschein nahm. Dann setzte sie sich. „Nein, nein — kommen Sie nur, Herr Rominger — da kann man sehen, wie kleinlich und lächerlich man daheim wird. Drüben denkt man an so etwas gar nit. Ja, ich fühlte mich bei uns zu Haus auch nit wohl — es wurde mir alles zu eng — ich wollt' sofort einen richtigen Beruf haben. Und da ging ich mit meinem Onkel Mohr, der aus Amerika damals zu Besuch kam, mit nach drüben. Sie kennen doch meinen Onkel Mohr? Der das große Holzgeschäft hat in der Barbarossastraße?"

„Hm." Er nickte flüchtig. Es war ein Rest der Romingerschen Überheblichkeit, wenn von Krämern die Rede war.

„Also — dem verdank' ich, daß ich drüben was gelernt hab'. Eine neue Heilgymnastik. Für Erwachsene und eine für Kinder. Das ist was für mich — Lehrerin sein und doch nit gelehrt, nit trocken. Kein Blaustrumpf werden. Ach, und die Kinder — auf den orthopädischen Kursus freu' ich mich am meisten. Den will ich jetzt einrichten. Onkel ist ja mit in die Heimat gekommen, weil er seinen armen Sohn hier behandeln läßt. Er gibt mir Geld. Dann bin ich ganz selbständig. Dann kann ich sogar meinen Eltern was abgeben. Ist das nit fein, Herr Rominger?"

Karlmann hatte den Kopf in die Hände gestützt. Er schwieg eine Weile, dann sagte er leise: „Ja, Sie wissen Bescheid. Sie sind eine Besiegerin des Lebens."

„Herr Rominger . . ."

„Sie haben das Zeug in sich — das reine, ersehnte, mütterliche Vorbild zu werden — das diese niederen, bedrückten Menschen alle — nur halb — nur dunkel empfinden. Sie sind das echte Weib — weil Sie ein echter Mensch sind. Aus dem Volke empor zu Fürstenhöhen . . . Oh — Sie dürfen nicht glauben, daß ich schwärme . . ."

„Ich glaub' halt, daß Sie nit von mir reden. Denn auf mich passen all die großen Sachen nit. Was ist Ihnen?"

Erschrocken fühlte sie, daß er mit heißem, feuchtem Griff ihre Hand gepackt hatte. „Sagen Sie mir jetzt — ich bitte Sie, Fräulein Toni — ich bitte Sie! — Ich frage Sie als ein einsam ringender Mensch — worin habe ich Sie beleidigt?"

„Beleidigt? . . ."

„Ja! Glauben Sie mir, daß mir viel daran liegt, von Ihnen geschätzt, von Ihnen gekannt zu sein! . . ."

„Ich möcht' es gern glauben . . ."

„Was gibt Ihnen denn den Zweifel?"

„Sie sind ein kurioser Mensch . . . So voll von Widersprüchen . . . Manchmal versteh' ich Sie gar nit . . . Man möcht' gern glauben, daß Sie's jetzt ganz ernst und ehrlich meinen — aber kann man denn das — wenn man — wenn man Sie in der Gesellschaft sieht?"

Jetzt hatte sie es herausgebracht — es war nicht mehr zurückzunehmen. Er starrte sie an — dann dämmerte ihm die Erkenntnis. Er errötete, es zuckte ein Lächeln um seine Lippen, und er fragte mit etwas knabenhaftem Trotz:

„Ach, meinen Sie vielleicht eine Equipage mit einem Rappen bespannt und mit gelbseidenen Polstern?"

„Ja!" erwiderte sie, die Arme verschränkend. „Die mein' ich und alles, was dazu gehört!"

Er schüttelte überlegen den Kopf. „Aber wie können Sie denn einer Laune, einer Affäre, wie sie junge Männer aus meinen Kreisen zu Hunderten erleben, irgendeine Bedeutung beilegen?"

„So?" — Dann tut mir aber die arme Dame leid."

„Die braucht Ihnen nicht leid zu tun."

„Hm . . . Warum?"

„Ich kann Ihnen das nicht näher erklären. Jedenfalls — sie ist weiter nichts als ein bißchen Schimmer und Zerstreuung — eine kostspielige Dummheit, die selbstverständlich auf tadellose Weise erledigt wird. Sehr bald. Auf tadellose Weise. Dann ist sie vergessen. Mit meinem Herzen, Fräulein Toni, hat das nicht das geringste zu tun — mein Herz ist unverschenkt — so wahr ich ein Mann von Ehre bin — das dürfen Sie glauben."

Sie sah ihn lange an, und ihr Blick verwirrte ihn. Etwas Reifes, Ruhiges, Überlegenes lag darin. Sie war jetzt nicht mehr ein Jahr jünger als er. Ihr war eingefallen, daß da ein Zwanzigjähriger vor ihr saß, der mit so männlicher Würde von seinen Launen und von seinem Herzen sprach. Das gab ihr ein Übergewicht zu ihrem und zu seinem Heil. Er rührte sie, der hübsche, rosige Junge, dem man nicht gram sein konnte. Sie glaubte ihm jetzt wirklich — Gewöhnlichkeit lag solchem ungeprüften Glückskinde fern. Von ihrer Erkenntnis anders beruhigt, als er ahnte, erhob sie sich rasch und sagte: „Also gut, Herr Rominger! Geben wir uns die Hand! Und Waffenstillstand, gelt? Der Friede wird auch kommen!"

Er stand ebenfalls auf. „Sie liebes, liebes Geschöpf," flüsterte er.

„Adieu, Herr Rominger! Jetzt muß ich ernsthaft in die Stadt! Die warten schon daheim!"

„Wann seh' ich Sie wieder? Wann werde ich wieder eine Stunde der Sicherheit und des Trostes haben?"

„Verabreden tu' ich mich nit mit Ihnen! Aber der Zufall ist ein netter Kerl — hoffen wir auf den Zufall! Adieu! Ich muß mich sputen!"

Sie nickte ihm herzlich zu und eilte in die hell belebte Straße hinauf. Mit heißen Lippen überhörte sie sich jetzt: „Was war's denn? . . . Was wollt' ich denn kaufen? . . . Wurst beim Bull — die hab' ich. Käse beim Neibling. Strickwolle bei der Jägermann. Pralinen fürs Jule beim Ganzert. Ach —" — sie blieb stehen und starrte in ein Schaufenster, das ihr Karlmanns Antlitz spiegelte — „ein lieber Mensch! Ein lieber, guter Mensch! Ein g u t e r Mensch! . . ." Dann stürmte sie weiter.

Karlmann Rominger stieg inzwischen summend und sinnend, wie ein reich Beschenkter, den Josephsberg hinauf.

III

Unter den Platanen der Bergstraße hatte sich die Tageshitze gesammelt — Karlmann nahm seinen Panamahut ab und stieg mit etwas schleppenden Schritten langsam aufwärts. In solchen Augenblicken ähnelte er seinem Vater

am meisten — sonst drängte in ihm wie in seinen Geschwistern die feine Schlankheit der Grumbachs die etwas gröbere Rundlichkeit der Romingers zurück. Er hielt jetzt, wie der alte Professor auf seinen Traumgängen, den Strohhut am Kreuz und warf, den hellen Kopf ein wenig zurückgelehnt, in die Vorgärten der Patriziervillen sinnende Blicke. Er brauchte die kleinen Bronzeschilder an den Gittertüren nicht zu lesen — er kannte sie von Kindheit auf. Da wohnten die Gieblers und die Textors, die Pischs und die Zeitlingers, und der größte Besitz gehörte dem Grafen von Drachenstein. An diesen Wunderpark grenzte der schöne Garten der Romingers — mit Genugtuung ließ man die aristokratische Nachbarschaft zu sich hinüberwuchern und trennte die seit Jahren vermählten Obstbäume an der Stachelmauer nicht. Still lagen jetzt die Gärten im Frühlingsabendtraum. Geisterhaft leuchteten die Blütenzweige am fahlvioletten Himmel.

Karlmanns Herz war übervoll. Was drängte so in ihm, was hämmerte in seinen Schläfen, was war über ihn gekommen, seit einer winzigen Stunde erst? Hatte er in der Dämmerung am Fluß sein müdes Ich gebadet, und führte er nun einen neuen Karlmann ins Elternhaus hinauf? Es mußte wohl so sein — ein Erlebnis war es, das erste, echte Erlebnis. Die Knabenstrudeleien hatte er hinter sich, und Toni Tränkle war nicht das Weib, um sie wieder zu beschwören. Ihr Blick, ihre Stimme, ihr Wesen und ihr B e s i t z — ja, ihr Besitz — es durchschauerte ihn — der Frühling in den Baumwipfeln raunte es ihm zu: er besaß sie schon, ohne sie zu besitzen. Er hatte heute einen tiefen erlösenden Trunk aus ihrem reinen Quell getan. Einen Menschen, einen Gefährten seiner Seele wußte er neben sich. Das Zauberwort war beiden erschollen — sie dachte jetzt sicher an ihn, wie er an sie dachte.

Kämpfen wollte er — um ihret- und dadurch auch um seinetwillen. Denn eine hohe Lebensstraße wies ihm das schöne, einzige Mädchen. Mit dem Instinkt der Leidenschaft wußte sie, was groß war und einer wahren Liebe gebührte — sie kannte das Leben, ohne es zu kennen. Immer wollte er von nun an nur auf ihre Weisung, ihre Empfindung hören. Wo sollte er auch sonst einen Gott und für Gott eine Kirche suchen? Es jammerte ihn, daß sie wegen eines Weibes wie Lucie Raumann bittere Zweifelsqualen durchlitten hatte. Wer war denn Lucie Raumann? Gewiß — die Macht der Jugendtollheit wollte er jetzt nicht philiströs verleugnen — sie war ein lieber, lustiger Kamerad, sie hatte einen schönen Körper, von allen Raffinements der Mode unterstützt. Aber dachte er sich ihre und seine Eitelkeit fort, ja, auch seine Eitelkeit, stellte er sich vor, daß er mittellos wäre und nicht der Sohn des mächtigen Akademiedirektors — was für eine Miene würde ihn wohl dann in Luciens Salon begrüßen? Was könnte er dann noch für sie sein? Mit all seinen w i r k l i c h e n Fähigkeiten? — Ihn ekelte fast, wenn er jetzt an die süß verlorenen Tage bei der Schauspielerin zurückdachte. Besitz und Gewißheit, Zukunft — wollte er das überhaupt von ihr? Zynisch war seine ganze Beziehung zu diesem Wesen — aus fauler Skepsis erwachsen von Anbeginn. Wer sollte ihn warnen, wer konnte es ihm vorhalten, wenn nicht sein eignes besseres Ich, das heute endlich zur Sprache gekommen war? Karlmann kargte nicht mit der Strafpredigt dieses Ichs — je mehr es ihn beschimpfte und in den Staub warf, desto wohler fühlte er sich. Ja, Toni hatte recht!

Er war auf dem besten, auf dem schlimmsten Wege vielmehr, sich völlig zu verlieren. Zukunft und Ehre — beides stand auf dem Spiel. Was hatte er jetzt zu tun? Einen Brief zu schreiben noch heute abend, der Komödiantin Equipage und Schmuck zu schenken und dann fertig zu sein mit ihr auf Nimmerwiedersehen ...

Er war im Eifer gegen eine Anschlagsäule gelaufen und blieb mit erhitzten Wangen stehen. Das Plakat des Hoftheaters hing vor ihm, grimmig erblickte er auf dem Zettel sofort ihren Namen: Sidonie Lucie Naumann. „Der Hüttenbesitzer!" Sie spielte natürlich in solchem Stück. Was war denn morgen? „Egmont." Das ließ er sich gefallen. Spielte sie etwa die Regentin? Nein. Diese Rolle war seit Jahrzehnten im Besitz von Eugenie Heisterbach — Klärchen wurde natürlich von der kleinen Nostitz gespielt. Ganz nett. Aber er hätte ein andres Klärchen sehen mögen. Diese Dichtergestalt verband sich jetzt unzertrennlich für ihn mit einem Wesen aus der Wirklichkeit. Er lächelte bei dem Einfall, daß Goethe auch an Toni Tränkles Erzeugung beteiligt gewesen war. Was wußte denn der alte blöde Koch, was ahnte die ungebildete Mutter am Markt von ihrem Wundersproß aus dem Volksliede? Nein, nein — es gab ganz sicher höhere Gewalten, die an einem Wesen wie Toni mitgeschaffen hatten. Auch Klärchen war ja nicht das Bürgermädchen schlechthin, für die Brackenburgs aus der Krämergasse geboren. Sie träumte von Egmont, sie lebte von Egmont. Und Egmont? Er lebte im Innersten von ihr. Wenn er zur Dämmerstunde in spanischer Pracht zur Geliebten kam. Ja, Karlmann dachte sich tiefer und tiefer hinein — auch er floh eine „Regentin", auch er wollte von jetzt an nur heimlich zu seinem schlichten Kinde kommen, der Mann der großen Welt in ihr die Welt erst finden. Und ihr staunendes Entzücken bannte und krönte er zugleich durch seine Küsse. Wirklichkeit wurde alles, kein Theater, keine Dichtung. Er war kein Schauspieler, und Toni war Gott sei Dank keine Schauspielerin.

Als Karlmann sich dem Elternhause näherte, das ziemlich hoch am Berge lag, sah er plötzlich die kleine Gestalt seines Vaters auf sich zukommen. Auch Justinus Rominger hielt nach alter Gewohnheit den Strohhut, der aber nicht aus Panama war, am Kreuz und blickte, wie sein Sohn zuvor getan, in Gedanken verloren bald rechts, bald links in die stillen Gärten. Der berühmte Maler und Akademiedirektor, das Oberhaupt eines der ersten Häuser der Residenz, wo Jugend, Talent und Eleganz zusammenflossen, war selber vollkommen unelegant. Klementine, seine Gattin, hatte es lange aufgegeben, an dem Äußeren des Herrn Professors herumzumodeln. Jahraus, jahrein sah man denselben grauen Schoßrock an ihm, dieselbe blaue Weste über dem umfangreichen Leibe, und der einzige Fortschritt, den die Neuzeit ihm abgerungen, bestand darin, daß seine verträumten Augen jetzt über eine goldene, nicht über eine stählerne Brille blickten. Aber der schwarze Schlipsknoten am Umlegekragen, das Vorhemdchen mit Kaffeeflecken und die breiten, blank gewichsten Stiefel änderten sich nicht. Auch nicht der große Regenschirm, den er öfter bei Sonnenschein aufspannte als bei Schnürregen, und den er überall schon vergessen hatte, so daß er nicht mehr abhanden kommen konnte. Justinus Romingers Zerstreutheit war stadtbekannt. Karlmann verfiel jetzt plötzlich, als er den Vater so in seiner ganzen Wesenheit daherkommen sah,

aus dem ernsten Ringen seiner Vorsätze in den alten Übermut zurück. Er ließ den Professor dicht an sich herankommen und grüßte ihn dann tief. Das Manöver hatte einen überraschenden Erfolg. Rominger sah seinem Sohn mit milder Weltentrücktheit voll ins Gesicht und grüßte höflich wieder. Karlmann verbiß sich das Lachen. Als er sich vorsichtig umwandte, sah er, daß auch der Vater stehengeblieben war und den nun Erkannten, ohne eine Miene zu verziehen, betrachtete.

„Bist du's? Ich bin es nämlich," sagte er langsam. „Der Abend ist ganz unwirklich."

Karlmann gab ihm die Hand. „Verzeih den schlechten Scherz, Vater."

„Bitte, bitte. Ich warte auf die guten."

„Muß nicht erst der gute Ernst kommen?"

„Oho — bin ganz deiner Ansicht! Aber woher kommt dir diese Weisheit? Im Abendwind angeflogen? Schade. Solche Einfälle hat man besser morgens."

„Du kannst wohl nicht ganz beurteilen, Vater, ob ich sie nicht auch morgens habe. Wir sehen uns seit Jahren nur noch bei Tisch, wenn die andern alle dabei sind, oder abends, wenn's dunkel ist und keinen Zweck mehr hat."

„Hm ... Ich will dir mal was sagen, mein Junge — steh du früher auf. Wenn du deine Gedanken bekommst, bin ich in der Akademie schon mit der Korrektur fertig. Und später mußt du mich entschuldigen. Dann kommt das bißl Zeit, wo ich mir selber gehöre. Wird ohnehin nicht mehr viel sein bei den verdammten Hustennächten. Was hast du denn jetzt vor? Ist das Abiturium endgültig aufgegeben?"

„Ich glaube ja, Vater. Hältst du es wirklich für so wichtig?"

„Prinzipiell nicht — es kommt auf den besonderen Fall an. Bis Sekunda kann ein Ladenschwengel und ein Genie kommen. Die Schule ist natürlich was Relatives."

„Das meint Mama auch. Sie ist außerdem überzeugt, daß ich das Versäumte aus der Krankheitszeit nie mehr einholen könnte."

„Mama, Mama — die hat bequeme Überzeugungen — für euch wenigstens. Die hat den Fürsten abgeguckt, wie sie's mit ihren Kindern machen, und ahnt nicht, wie schwer die's just da droben haben. Na ... Was soll das? Auf dich kommt es an, auf deine persönlichen Pläne."

„Ach, Vater — kann ich dir davon erzählen?"

„Hm ... Ein andermal, mein Junge ... Entschuldige mich jetzt. Ich möchte nämlich rasch den Neuturm mit den blühenden Kastanien skizzieren. Das dumme Ding ist jetzt fast schön. Gehst du nach Hause?"

„Ja, Vater."

„Traust du dich in unser Grand Restaurant hinauf?"

„Grand Restaurant?"

„Nun ja — da laufen heute wieder lauter Kellner oder Lohndiener herum. Überall riecht es nach Braten. Die Mama galoppiert wie ein Feldherr durch alle Stuben, und die Mädels putzen sich wie zur Brautschau. Mir ist es zu eng in unsern vierzehn Zimmern geworden. Ich konnte vor lauter Gepappel die Abendzeitung nicht verstehen und bin davongelaufen."

„Heute ist doch eine ganz besondere Soiree, Papa —"

„Ja, alle drei Tage ist eine besondere."

„Wenn Arnold Ringer zu uns kommt . . .“

„Kennst du den Ringer?“

„Als kleiner Bub' hab' ich ihn mal gesehen — in Interlaken — aber heut seh' ich ihn eigentlich zum erstenmal. Ich freue mich kolossal darauf. Das ist doch einer der größten Künstler aller Zeiten.“

Justinus Rominger schwieg ein Weilchen und sah seinen Sohn betroffen, etwas wärmer an als zuvor. „Hm,“ meinte er dann langsam. „Das kann man wohl sagen. Das muß man entschieden sagen. Aber für so große Feierlichkeiten, wie die Mama arrangiert, hat der Ringer keinen Sinn. Dem ist sein Kneiptisch am Ponte Molle lieber als alle Friedrichsburger Koryphäen.“

„Vater, wir müssen repräsentieren — das ist nun einmal nicht anders —“

Rominger schlug sein beinahe schmerzliches, dröhnendes Gelächter auf. „Das sagt er mit solcher Leichenbittermiene! Der Karlmann! M ü s s e n wir repräsentieren? Was denn, wenn ich fragen darf?“

„Die Residenz, Vater. Unser Haus ist die Stelle, wo ein großer Mann, der unsre Stadt besucht, gefeiert werden muß. Erst war er beim Großherzog eingeladen und beim Staatsminister — bei Hof und bei der obersten Behörde — und dann —“

„Dann kommen wir?“

„Dann kommt unser Haus und vertritt die Künstler- und Bürgerschaft.“

„Ja, ja . . . Na, ich stärke mich dafür. Auf Wiedersehen, mein Junge. Grüß die Mama.“

Immer noch lachend und sein breites Haupt schüttelnd, entfernte sich der Professor. Karlmann sah ihm nach, bevor er ins Haus trat. Wie spannte es ihm wieder das Herz, das tolle Gemisch von Empfindungen, das er diesem Manne gegenüber hatte! Dem ihm nächsten und fernsten. Den er liebte und verehrte wie keinen zweiten auf der Welt, für den eine Liebe in ihm brannte, deren Licht vom Rauch des Hasses, der Verachtung nicht zu trennen war. Ja, wenn er vollkommen ehrlich vor sich selber war, wie der Vater vor ihm — es gab Stunden, wo er ihn haßte und über seine grobe Weltfremdheit verächtlich erhaben war, wo es ihn trieb, mit den schlechten Instinkten der Mutter gegen ihn Partei zu machen, das oft seichte Urteil der Geschwister über ihn zu unterschreiben. Doch diesen Stunden folgten stets die andern, wo er beim Gedanken an den Vater von Reue und Bewunderung zu Boden geworfen wurde. Er brauchte gar nicht seine besten Werke anzusehen — ein großer Naturanblick, ein Beethovenkonzert genügten. Alles unbeirrbar Hohe und Ernste verband sich sofort mit des Vaters Wesen. Und er, der alte, lebensweise Mann, beachtete er ihn wirklich nicht? Karlmann war ihm nicht so viel wie sein geringster Schüler, dessen Stümperei er korrigierte? War das zu fassen? Der Lebensweg seines älteren Sohnes ihm vollkommen gleichgültig? Seit wann? Seitdem die Kinderspiele vorüber waren? Seitdem aus dem goldigen Lockenkopf ein ringender Jüngling geworden? Er verschanzte sich vor der Seele, die er gezeugt hatte. Aus Ichsucht. Das war sein Vergehen. Er fürchtete die Reife seines Kindes. Er verwarf, was er nicht kannte.

Karlmann bezwang sein bitteres Weh. Er nahm sich zusammen und zauberte gewaltsam Tonis Bild vor sich hin. Was war ihm der Vater? Fremd

und alt, fern und kalt — genug davon — er ging seinen eignen Weg, und dem Meister Justinus wünschte er, daß es ihm noch vergönnt sein sollte, Unverdientes zu genießen ...

Im Vorzimmer traf Karlmann seine Schwestern. Marion und Elsa sahen in ihren seidenen Gewändern, Diamanten im blonden Haar und mit nackten Schultern, sehr schön aus. Schlanke Lichtgestalten, graziös und stolz, hantierten sie an den großen chinesischen Vasen, die sie mit kostbaren Blumen füllten.

„Kommst du endlich?" rief Marion, die kleiner und zierlicher als Elsa war. „Wir müssen das ganze Haus allein dekorieren, und du hattest uns fest versprochen —"

„Aber laß doch," unterbrach sie Elsa mokant. „Karlmann konnte nicht früher kommen. Er war doch sicher dienstlich verhindert —"

„Was heißt das?" rief Karlmann barsch.

„‚Der Hüttenbesitzer' ist keine Wagneroper — der fängt erst um halb acht an."

Marion lachte.

„Ich bitte dich dringend, Elsa — deine Pikanterien sind ganz überflüssig!"

„Da hast du recht, Karlmann — du sorgst schon allein dafür."

„Was soll das?"

„Aber du bist für Friedrichsburg viel zu offenherzig — solltest nach Paris gehen — hier ist es ja schade drum."

„Ach, schweig doch still, du Gans!"

„Kinder, Kinder," mischte sich Marion lachend ein, „fangt ihr nicht auch noch an zu zanken! Ich bin schon vor der Mama davongelaufen — die tobt nur so in der Küche herum, weil der Tränkle falsch geliefert hat!"

„Der Tränkle hat falsch geliefert?"

„Ja, eine Mayonnaise zu wenig — es ist ja kein Unglück. Die Mama regt sich nur über alles so auf. Nun läuft der Karlmann auch noch davon? Du mein Gott!"

Karlmann schritt durch die Reihe der schönen großen Zimmer auf die Küche zu. Im Bannkreise dieses reichen, immer etwas feierlichen Behagens veränderte sich sein Wesen alsbald — er reckte sich, er eilte mit federnden Schritten über die Perserteppiche hin, und ein ganzer Rominger wieder, musterte er im Vorübergehen mit ergriffener Zufriedenheit die glänzende Tafel des Speisesaales. Schon aus der Ferne hörte er die scheltende Stimme seiner Mutter. Er betrat die Küche wie ein Retter, der Unheil verhüten wollte. Klementine Rominger stand vor ihrem Hauspersonal. Ihre sonst außerordentliche Beweglichkeit wurde durch die schwere Prachtrobe behindert, die sie am hochgewachsenen Körper trug. Die Frau Professor war schon in Toilette. Ihr immer noch jugendschöner Hals trug das große Perlenkollier, ein königliches Erbstück der Grumbachschen Damen seit über hundert Jahren. Es waren gelbe, schwere, gleichsam leidensvolle Perlen, in ihrer einfachen Fassung von wunderbarer Wirkung. Eine zarte Federkrone mit Saphir- und Diamantstielen schmückte das braune Haar, und die schlanken, geschickten Hände rafften fiebernd schwere Seidenröcke vom Küchenboden auf. Eben war Klementine mit einer mächtig gesteigerten Strafpredigt fertig. Während

die älteren Dienstboten, an Schlimmeres gewöhnt, gleichgültig weiterschafften und die jüngeren verstört den eingetretenen jungen Herrn anstarrten, stand der unglückliche Sündenbock Maxl, Vater Tränkles Küchenbub, schluchzend inmitten dieser Versammlung.

„Aber Mama! Was ist denn!“ rief Karlmann gebieterisch. Er kannte das unbändige und zugleich abhängige Wesen seiner Mutter und schlug deshalb sofort den energischen Ton an. Auch fühlte er sich heute unbewußt berufen, den alten Koch zu verteidigen. Klementine wandte ihm ihr nervöses Antlitz zu, das sich so schön und seltsam von verwitterter Schmerzlichkeit zu berückender Liebenswürdigkeit wandeln konnte.

„Karlmann! Ich geh'! Ich geh' weg! Ich lass' alles stehn und liegen und geh' weg, du wirst es sehn!“

„Warte noch ein bißchen, Mama!“

„Mit den Leuten ist kein Auskommen! Nein! Ich bin doch keine Sklavin! Ich bin doch keine Leibeigene! Alles soll ich allein machen! Die Köchin weiß nit mehr, was zum Abend bestellt ist! Denk dir! Fünf Mayonnaisen brauchten wir vom Tränkle, selbstverständlich fünf, das sieht ja ein Gottesschaf, und nun bringt der Bub da vier! Es fehlt eine Lachsmayonnaise!“

Jetzt heulte Maxl. „Aber ich kann doch nix dafür, Frau Professor! Und der Herr Tränkle auch nit! Wenn's falsch bestellt is!“

Klementine ballte ihre von Ringen blitzende Rechte. „Bub, elendiger — ich hab's nit falsch bestellt! Ich nit!“ Sie blickte zum Himmel.

„Aber Mama,“ mischte sich Karlmann nochmals ein, „ich bitt' dich, das ist ja lächerlich. Du wirst doch nit mit dem Küchenbuben streiten. Wo der Fehler liegt, ist jetzt unmöglich festzustellen. Außerdem — an vier Mayonnaisen haben wir reichlich genug — ich versichere dir —“ Er sprach sehr eindrucksvoll, wie ein guter, um Rat gebetener Rechtsbeistand. Er sah sofort, daß er die Mutter beruhigte.

„So?“ rief sie etwas leiser und asthmatisch werdend, indem sie sich mit ihren kleinen Füßen in die Schleppe verwickelte und zornig freizukommen suchte. „Und der Hofmarschall? Vergißt du den Hofmarschall?! Graf Kilchberg ißt nur Lachs! Er ekelt sich vor Huhn und Hummer!“

„Dann laß den Lachs beim Kilchberg anfangen. Stell ihm einen großen Bauernteller hin, dann wird er doch genug haben.“

Jetzt zuckte schon ein Lächeln um die Lippen der Mutter. Sie legte den Arm um ihn. „Hanswurst, du ... Meinst? — Na ja, das ginge! Aber du gescheiter Karlmann — ich weiß noch was viel Besseres! Der Kilchberg nimmt sicher zweimal! Da lass' ich den Lachs bei der Tante Wunderlich umkehren, denn hinter der Tante Wunderlich sitzen nur noch junge Leut', die Maler und die Antrittsbesuche, die können sich russischen Salat nehmen!“

Karlmann platzte laut heraus, unbekümmert, ob er die Mutter damit verletzte. „Mama! Du bist ja köstlich! Wie du taxierst! Aber ich glaube, hier ist nicht der richtige Ort für eine kulinarische Rangordnung!“

„Ach was, du Schlimmer! Laß deine ironischen Faxen gegen die alte Mutter! Geh lieber und mach dich menschlich! In 'ner halben Stunde können schon Leut' dasein! Du siehst ja aus, als ob du vom Kegelschieben kämst!“

Karlmann trug einen grauen Gehrock feinster Mode, mit seidenen Aufschlägen, und hatte Lackschuhe an den Füßen.

„Ich geh' nur, wenn du mitkommst und das Essen jetzt endlich dem Personal überläßt! Du denkst wieder absolut nicht an deine Nerven, liebe Mama!"

Sie gehorchte und hängte sich plötzlich an seinen Arm. „Hast recht, Liebling. Mir ist auch sehr elend. Sehr elend. Also komm — ich lass' das Unheil sich vollziehen. Komm. Wenn wir nix zu essen haben, auch recht! Komm. Aber halt! Eh' ich's vergesse —"

„Was denn nun schon wieder?"

„Der Bub vom Tränkle muß noch was für den Gang bekommen!"

Sie steckte Maxl eine Münze in die Hand. Karlmann bemerkte, wie der Bursche ganz verdutzt das Geschenk betrachtete und plötzlich ein sonniges Gesicht bekam — dann führte er seine schöne, heiße, nach Rosen und Braten duftende Mutter in die Vorderzimmer.

„Was hast du denn dem Maxl gegeben?" fragte er, sie schalkhaft von der Seite anblickend.

„Ach, nix! Was ich grad' zur Hand hatte! Zwei Mark!"

„Für den kleinen Gang?"

„Ein bißl Schmerzensgeld."

Jetzt standen sie im Salon. Durch das Speisezimmer hatte Karlmann die Mutter wohlweislich schnell hindurchgeführt. Zerstreut und in wogender Gedankenfülle setzte sich Klementine neben ihren Sohn aufs Sofa. Sie beachtete nicht, wie er sie anlächelte, und fragte plötzlich schnell: „Sag mir nur das eine — wo ist der Papa?"

„Ich hab' ihn eben auf der Straße getroffen, bevor ich ins Haus kam."

„Also noch nit angezogen? Im grauen Staubtuch noch, nit wahr? Die Kaffeeserviett' am Leib —?"

„Mama —"

„Oh, dieser Mann! Dieser Mann bringt mich ins Grab! Ich wett' mit dir, wenn alle hier sind, der Ringer, der Minister und der Kilchberg, dann kommt mein Justinus 'neingetappelt — wie ein Kanzleidiener schaut er aus und blamiert uns alle bis auf die Knochen!"

„Der Papa ist doch kein Gesellschaftsmensch —"

„Das weiß der liebe Gott!"

„Aber man kennt ihn doch hier zur Genüge. Ich habe ihm übrigens heute zur Strafe für seine horrende Wurstigkeit einen kleinen Streich gespielt."

„Einen Streich?! Ach, erzähl mir's!"

In kindischer Spannung rückte die Mutter ihm nahe. Er erzählte jetzt behaglich, wie er den verträumten Vater auf der Straße zum Gruß genötigt hatte. Die Mutter schrie vor Lachen. So plastisch wie Karlmann wußte keiner den alten Justinus zu kopieren. Als Marion und Elsa, durch das vergnügliche Gelächter angelockt, erschienen, mußte er die Episode noch einmal erzählen, und er tat es mit steigender Wirksamkeit. Erst gegen Schluß hin wurde ihm — er wußte selbst nicht warum — etwas unbehaglich bei seinem Humor, und er brach plötzlich ab, zu andern Themen überleitend. Eine dunkle Stimme in ihm — wem gehörte sie doch? — mißbilligte die Scherze über den Vater und ärgerte sich an der beifallslustigen Zuhörerschaft. Er fühlte sich plötzlich

mehr zum Verteidiger als zum Bespöttler des alten Künstlers berufen. Marion und Elsa mochten weiterlachen — aber die Mutter hörte besser auf. Er erhob sich, als sein Bruder Philipp eintrat. Dem Überraschten, der sonst nicht an solche Herzlichkeit von Karlmann gewöhnt war, ging er entgegen und ergriff seine Hand. Philipp war schon in makelloser Soireetoilette. Sein bartloses Antlitz war weicher und uninteressanter als Karlmanns — rosig und rundlich zeigten sich die Flächen darin, blaß und spitz die Vorsprünge. Er hatte sehr dünnes, goldblondes Haar. Seine großen blauen Augen blickten meist mit runder Ernsthaftigkeit und gaben dem zur Korpulenz Neigenden etwas Unbewegliches. Wenn er lachte, tat er es mit komischer Unvermitteltheit, kichernd oder prustend — die vollen Gourmandlippen zeigten dann unglaublich viele, leuchtend gesunde Zähne. „Na?" fragte er mit überlegenem Behagen. „Hier geht's ja lustig zu! Was gibt's denn? Kann man nicht mitlachen?"

„Ach ja!" bat Elsa, die Augen trocknend. „Erzähl's dem Philipp!"

„Was denn?"

„Ein Histörchen von Sokrates!" (Sokrates war des Vaters geheimer Spitzname.)

„Ach, Unsinn!" rief Karlmann schnell. „Komm, Phili! Ich gebe dir lieber 'ne Importzigarre — von denen zu zwei Mark fünfzig."

„Besser, besser," brummte Philipp und ließ sich fortziehen. In Karlmanns Zimmer, oben im zweiten Stock, machten die Brüder es sich bequem. Philipp setzte sich in den roten Klubsessel, während Karlmann am Schreibtisch Platz nahm.

„Um was für eine Geschichte bin ich denn gekommen?" fragte Philipp mit übergeschlagenen Beinen. „Na, jedenfalls kann ich dir eine viel bessere erzählen. Nichts von Sokrates. Gib mir Feuer, so, und sei ein starker Mann. Es ist nämlich zum Totlachen."

„Was denn?" fragte Karlmann skeptisch.

„Ist dir vielleicht unter anderm heute aufgefallen, wie sich unsre teuern Schwestern aufpoliert haben? Hast du sie gar nicht gemustert? Mensch, die besten Pferde haben sie aus dem Stall gezogen, die teuersten Karossen. Beide tragen neue Kostüme von der Heinitz und haben, was da blitzt, am Schädel —"

„Phili, drück dich ein bißchen geschmackvoller aus."

„O du empfindlicher Ästhete — sieh doch den riesigen Humor von der Geschichte! Heute abend ist ja Brautschau — doppelte Brautschau!"

„Was? Warum? Was heißt das? Wer ist denn auf der Freite?"

„Na, der edle Seifenfabrikant aus Berlin natürlich —"

„Braumüller?! Unsinn ... Der ist übrigens Holzhändler oder so was Ähnliches —"

„Danke sehr. Du verteidigst ihn schon! Er hat also Chancen?"

„Narr du! Bei wem denn?"

„Marion, Marion, liebste Marion mein!"

„Das ist undenkbar!"

„Werden ja sehen! Und Elsa von Brabant? Der Schwanenritter, der kommen soll, dient bei den Kaiserdragonern."

„Biegenau —?"

„Freiherrliche Gnaden! Tu doch nicht so! Du weißt es ja! Die sechs-

zackige Krone sticht! Bis in Elsas Näschen! Heute muß er reden oder niemals! Und redet Biegenau, so redet auch Braumüller — er müßte denn ein noch größeres Rindvieh sein, als er scheint!"

„Phili, was du dir alles zusammenphantasierst —"

„Gott behüte! Das wär' ja schlimm für die armen Mädels! Mal müssen sie doch kommen!"

„Halt jetzt dein Maul, Mensch, du weißt nicht, was du sagst. Mehr Respekt vor unsern Schwestern, wenn ich bitten darf! Kannst du dir eine Marion neben dem Berliner Glatzkopf denken?! Eine Elsa neben dem Pferdebändiger und Schuldenmacher?"

„Kann ich, kann ich — denn die Mama tut es!"

„Mama?!"

„Die Soiree für Ringer ist doch heute lediglich ein Vorwand. Hast du das nicht bemerkt?"

„Keine Spur!"

„Doch, doch! Verlaß dich auf meinen Riecher, Karlmännchen. Sie arrangiert die Sache. Doppelverlobung mit bengalischer Beleuchtung."

„Pfui! Du bist ein recht grüner Zyniker!"

„Das ‚grün' nimm bitte zurück. Hast du nicht gesehen, in welcher wahnwitzigen Aufregung sich die Frau heute befindet?"

„Nicht mehr als sonst vor einer großen Gesellschaft."

„Karlmann, du bist kein Menschenkenner. Sie steht wie Napoleon vor der Entscheidungsschlacht."

„Hör auf!"

„Ich hör' schon auf. Du wirst ja leben und sehen. Entschuldige."

Philipp saß weit hintenübergelehnt und blickte den blauen Rauchringen seiner Zigarre nach. Er schwieg und schien plötzlich von tiefen Gedanken befallen.

„Nun?" fragte Karlmann nach einer Weile. „Worüber sinnst du?"

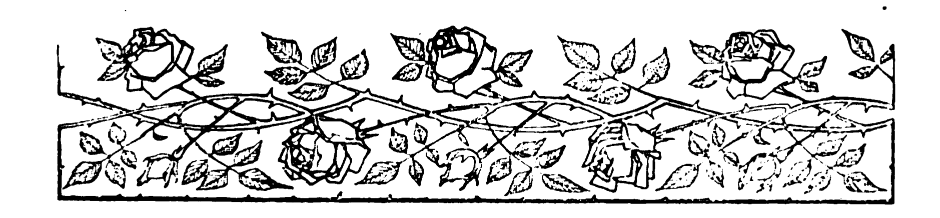
„Ich war heute in der Genossenschaftsbank."

„Bravo! Gott sei Dank! Willst du dich endlich um die Stelle bewerben?"

„Nein ... Das nicht ... Was fällt dir denn ein? Da unten ist doch die neue Konditorei von Lefèvre — Lefèvre macht einen türkischen Kaffee — ich sage dir —"

Zu Philipps Überraschung ließ Karlmann sich den neuentdeckten Leckerbissen nicht schildern, sondern stand auf und ging aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt)





Mein Schiff

Von

Friede H. Kraze

Schweigend zieht durch Lebens Strom mein Schiff,
Läßt die starken Winde kommen, gehen,
Öffnet weiße Segel ihrem Wehen,
Gleitet dann vorbei — dem Fels — dem Riff.

Geht durch seinen schlanken, stolzen Leib
Kaum ein Zittern vor der Wucht der Wogen.
Wenn sich seine Segel einmal bogen,
Ist's, als beugt sich lächelnd nur ein Weib.

Als ein Weib, dem Glückes Purpurpracht
Um die Glieder blühte schwer und schweigend,
Das, von süßem Segen stumm sich neigend,
Eine Seele trägt, die singt und lacht.

Als ein Weib, das stand in härnem Hemd
An dem Pfahl der Marter im Verbluten,
Das sich taumelnd hob vom Streich der Ruten
Und dann hinging, hoch und stolz und fremd.

So beschwert mit Tränen und mit Blut,
Zieht mein Schiff durch wilder Wellen Schäumen.
Schwer von überholden Weibesträumen,
Streicht es ruhig durch die dunkle Flut.

Grüßt am Ufer weinumrankte Höhn,
Blühnde Burgen und der Wälder Stille,
Grüßt der Städte heißgedrängte Fülle
Und die Segel, die vorübergehn.

Weiß von Zögern nicht und nicht von Hast,
Sieht die Ufer ferner — blauer — gleiten,
Bis das Meer sich dämmerstill wird breiten
Und empfangen süße, schwere Last!

Paganini

Aus den Phantasien eines Fahrenden

Von **Otto Köhler**

Nun stand ich am Palazzo des Municipio zu Genua, und die warme Sonne lag auf meinem Antlitz. In mir kreisten Gedanken, und lebendig wurde die gestrige Nacht. Wieder lagen vor mir ihre schwarzen, schweren Schatten, die mein Zug durchbrach, bis die Schienen unter den Bremsen kreischten in der Bahnhalle der Stadt am südlichen Meer. Das Lied der Ferne hatten die rollenden Räder unter mir gesungen. Und da sah ich noch einmal die Telegraphendrähte silbern im Lichte der Wagenlampen laufen, zitternd wie die gespannten Saiten einer Geige. Der Zug meiner Gedanken war bei Paganini halten geblieben, während die Eisenbahn meinen Körper weitertrug zur Stadt, wo der König der Geiger geboren ward.

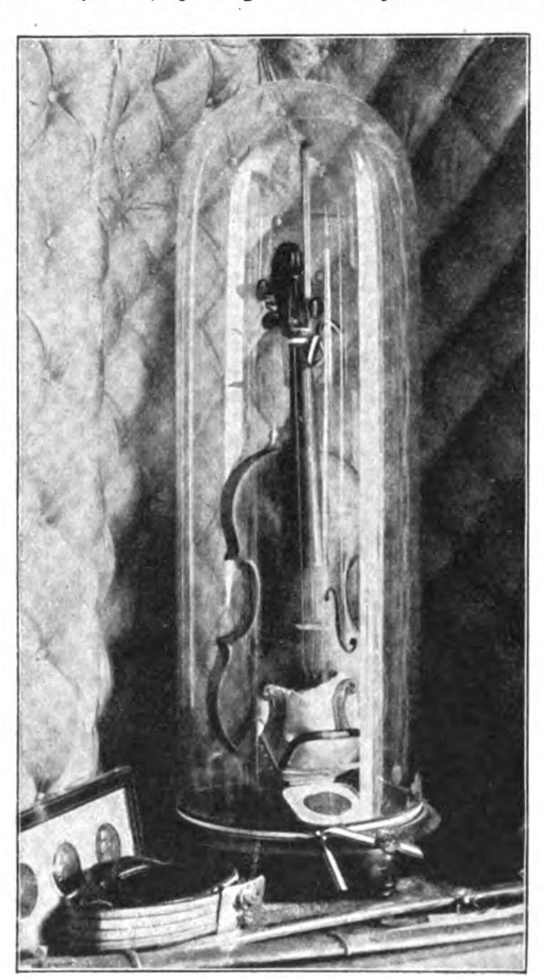
Und jetzt hatte mich mein Gefühl am frühen Morgen hierhergeführt nach dem Palazzo, wo Paganini seine Seele ließ, seine Geige. Ich schritt hinein in die Säle, und der Hall meiner Füße folgte mir. Mir war zumute gleich einem, der die Toten sprechen soll, und der Boden war mir heilig, über den ich ging. Nicht rechts schaute ich, nicht links, wie der Fromme in der Kirche, der keinen Blick hat für die bunten Fenster des Schiffes, dessen Auge allein den Altar mit seinen Lidern umschließt. Ich hielt still vor der „Guarneri del Gesù". Still war es um mich, und still wurde es in mir. In einen Sessel versank ich, und nur meine Hände liefen umeinander, als wollten sie sprechen, reden mit der Geige, die vor ihnen stand, auf blauer Seide gebettet an goldenem Gestell. Die Geige schlief, meine Gedanken aber gingen durch den Raum.



Paganini

Meines Freundes, des toten Sarasate, gedachte ich, der einst würdig befunden, die Guarneri, die nur einmal im Jahre zum Leben erwacht, zu spielen. Und die Stunde stieg vor mir auf, wo die Geige sprach. Da waren auf einmal die Principessen um mich. Ich sah die olivenfarbigen Gesichter der Marchesinnen in diesem Kuppelsaale. Das Licht quoll durch die Gläser des Daches und flutete zwischen den Schatten der Geladenen, huschend am Marmor und Edelgestein. Schöne Frauen erblickte ich, und ihre Augen waren Diamanten, schwarze Diamanten, die Feuer glühten unter der Wucht der Klänge. Paganinis Seele sang, und sie füllte die Augen, aus denen in verhaltener Wonne die Träume der Sehnsucht glitzerten, mit

Tränen, als wäre er heute gestorben. Gestorben? Stand er nicht dort, wo mein Freund eben war? Das waren doch die wirren Haare, die schwarzen Haare, die beim Spiel ihm immer ins Gesicht fielen. Das war der stechende Blick des Meisters. Und die Mädchen und Frauen trugen sich bauschende Krinolinen. Herauf zwang die Geige die verblaßte Pracht der Vaterstadt. Sie schuf einen Tag, wo es nur ein Genua gibt. Die venezianischen Gläser der Kronleuchter wußten das. Sie warfen ihre Strahlen noch einmal so hell, und ihr Licht mischte sich mit den goldenen Tönen, die aus der Geige erklangen. War es der Karneval, den ich vernahm? Karneval? — Irgendein Wächter öffnete die Flügel der Fenster, und die Sonne schien in den Saal. Die salzschwere Luft des nahen blauen Meeres drang herein. Sie küßte meine Stirn. Ich erwachte. Da entwich plötzlich die Gestalt vor mir mit den letzten Lauten, die zu meinen Ohren hingingen. Die Guarneri stand wieder stumm und schlief in ihrem gläsernen Sarg. Der Saal war leer, ich hatte geträumt, und auf mir lag die Einsamkeit des gewaltigen, kahlen Raumes mit den holzgetäfelten hohen Wänden.



Die berühmteste Geige der Welt, die Guarneri, die Paganini seiner Vaterstadt Genua vermachte

Guarneri. Wo sind Meister, deren Hände gleiches klingendes Holz zeugen? Die Jahre eilten am sausenden Webstuhl der Zeit. Ich aber wollte die Jahrhunderte zurückschreiten und wollte die Tage bannen, deren Licht die alten Geigenbauer sah.

Mich trieb eine Sehnsucht nach Cremona. Mein alter, treuer, nun längst verstorbener Violinlehrer stand vor mir, der mir von den Wundern der Cremoneser Geigen erzählte. Dann kam jedesmal aus seinem wehmütigen Blick ein geheimer, unerfüllter Wunsch. Seine Worte zündeten in mir, und der Klang Amati, Guarneri, Stradivari hallte in mir. Aber ich ward enttäuscht. Ein Zimmerchen fand ich im Museum mit einigen Zeichnungen und Geräten Stradivaris. Das war die Vergangenheit. Und ein Haus sah ich, neu und mich widernd mit dem frechen Stolz des Emporkömmlings, wie eine Dirne, die sich außen schmückt und deren Seele nicht hält, was die gleißende Kleidung zeigt. Eine Marmortafel hatte sich der Bau angehangen; hier hatte einst das Haus des Stradivari gestanden, der Nachfahre, der sich mit fremder Feder des großen Ahnen schmückt. Ich floh.

Von Parma nach Gajone schritt ich. Wie ein Bach wand sich der Weg durch die Felder und rieb sich mit dem Rand an den Wiesen seiner Ufer. Aus allen Blümlein, die sich durch das Grün der Gräser überall in der weiten norditalienischen Ebene drängten, lachte mir die sonnige Primavera Botticellis entgegen. Primavera! —

Die Zeit hat den Ruhm Gajones verschlungen, nur die Nachtigallen rufen am Abend vor den Fenstern, die einst erfüllt waren von Tönen. Die Augen der Welt ruhten vor hundert Jahren auf

diesem Dorf, das den Landsitz Paganinis birgt.

Ein Dämon war Paganini. Unheimlich hat allen seine Art geschienen. Dunkel war er, hastig in seinen Bewegungen, seine nervösen Hände bewegten sich im Leben, als hätten sie stets die Strählen der Geige unter sich. Sein Spiel krallte sich in die Herzen der Hörer. Die nie vorher, nie nachher an einem Menschen gesehene Fertigkeit der Finger in Doppelgriffen und Passagen, in Flageoletts und Pizzicati und perlenden, rasend schnellen Staccati, die Variationen auf der einzigen G-Saite riefen Bilder einer Zauberwelt hervor, wie sie ein Feuerbach, ein Böcklin so wundervoll mit Farben erschlossen. Er war der Romantiker seiner Kunst.

Der Sohn eines Gastwirtes war Paganini, an den er sein Leben lang mit Erbitterung dachte, während er seine Mutter, die in einem Traum die große Zukunft ihres Nicolo vorausgesehen, mit zärtlichster Sohnesliebe umgab. — Als ich vor seinem Geburtshause in Genua stand, das ich erst nach stundenlangem, mühseligem Umherwandern in einem unglaublichen Wirrwarr bergauf, bergab führender dunkler, enger, winkliger, schmutziger Gassen entdeckte, traten drei Knaben aus dem Tor, barfüßig, mit schmalen Wangen vor Hunger. Aus ihren matten dunkeln Augen sprach der begehrliche Wunsch. So und nicht anders hatte sich Paganini als Kind in den Straßen getummelt. Aber wie gerade in das Dunkel der Nacht am hellsten der Glanz des Lichtes strahlt, so führte durch ein launisches Geschick die Göttin Fortuna ihr Weg in dieses im Schatten des Lebens stehende Haus. Mit gewaltigen Flügeln umschloß den Knaben, wie im Märchen, das Glück und hob ihn empor weit über alle andern zu den Höhen des Ruhmes. Selten am Tage küßte die Sonne mit ihren Strahlen das traurige Bild, während hoch oben an den Häusern nur ein Zipfelchen des blauen Himmels erglänzte. Ganz schüchtern und verstohlen blinzelte die Sonne mit einem schmalen Streifen herein, als wage sie nicht, voll zu schauen auf die Fenster der Armut. Ich trat in das Gebäude. Eine dumpfe, widrige Luft füllte die Ecken des Geburtszimmers. Roher Schiffer Mund hatte den ersten Laut gellend in die Ohren des kleinen Nicolo gerufen. Und dann bekam der Junge seine erste Gitarre. Da schwiegen die Lippen der Schiffer, wenn des Kindes magere Finger mit dem Instrument redeten. Da wurde es still im Haus, und die Nachbarn liefen an die Fenster, und ihre Augen wurden weit, denn eine Seele sprach, eine göttliche Seele.



Heliogravüre von Obernetter

Nicolo Paganini
(Eigentum von G. Fiorini, München)

Der Vater ließ dem Knaben Unterricht auf der Violine geben. Eisern war der väterliche Zwang. Schwer lastete er auf dem Kinde. Costa wurde auf es aufmerksam und bildete seine Kunst. Später kam Nicolo zu Rolla nach Parma. Nun wuchs sein Ruhm, schnell, wie der Fakir die Pflanze aus dem Boden treiben läßt, und schon mit einundzwanzig Jahren war Paganini am herzoglichen Hofe zu Lucca. Hier schuf er die berühmte Sonate für die G-Saite, „Napoléon“ genannt. Doch nirgends hielt es ihn. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt jagte er, immer ruhelos; heute verschwindend, schien er gestorben, um nach Monaten, ja nach

Jahren wieder aufzutauchen, gleich dem Meteor, der das Weltall durchzieht und den Augen den plötzlichen Schein der Sonne bietet.

Von seiner Geliebten, einer Sängerin von außerordentlicher Schönheit, hat man wenig gehört. Er hatte sich frühzeitig von ihr, die ihn mit leidenschaftlicher Eifersucht quälte, losgesagt, seinen aus diesem Liebesverhältnis stammenden Sohn Achilles aber als legitim erklären lassen.

Ehrgeizig war Paganini. Sein seltsames Ziel, die Baronskrone, empfing er nach einem Konzert am Hofe des Königs Jérôme von Westfalen. Geizig war Paganini. Nach Konzerten, die Tausende brachten, ging er auf den Straßen und nährte sich kümmerlich mit Äpfeln und Weißbrot. Anderseits verschmähte er es nicht, in Paris ein gastliches Haus den Berühmtesten seiner Zeit offen zu halten. Seinen Sohn Achilles, den er abgöttisch liebte, ließ er auf seinen Reisen nie von der Seite. Ruhelos starb er zu Nizza, wo er Heilung von einem schweren Nervenleiden suchte, verzehrt durch den Hunger der Jugend, aufgerieben durch die Unrast des Alters.

Seinen Leib trugen sie hinaus nach der Insel Saint Ferreol bei Villefranche, wo die weiten, weißen Wogen des donnernden Meeres über das Wasser rauschten, um dem Toten die Lieder der Ewigkeit zu singen. Drei Jahre ruhte der tote Paganini, dem der Papst den kirchlichen Segen verweigerte, auf dieser einsamen, umbrandeten Felsklippe. Der schon im Leben Unstete konnte auch im Tode keine Ruhe finden.

Wieder wanderten die Gebeine. Sie kamen nach Gajone. Aber auch dort war ihres Bleibens nicht. Man führte sie nach Parma in den kühlen Marmor, den der Sohn, der Erbe von Millionen, aus Dankbarkeit dem Vater schuf.

Wie mein Fuß zögernd, ehrfürchtig fast um den Tempel schritt, den ich pietätvoll aufgesucht, begannen von den Türmen die Glocken der Stadt beim Scheiden der Sonne ihr feierliches ehernes Festgeläut.

In Gajone war ich. Nun stand ich draußen vor dem Landgut. Die Kronen der Bäume murmelten noch von dem verstorbenen Alten, der ihnen auf seiner Geige einst seltsame Weisen zugeflüstert.

Fast englisch mutete mich der Park an mit seinem freien Blick zum Hause. Und da war plötzlich ein kleines Mädchen vor mir, ein Mädchen mit schwarzen Augen, die mir wunderbar bekannt vorkamen, als hätten wir uns, wer weiß wo, getroffen.

Und dann stieg vor mir wieder das Bild des alten Paganini auf, und Leben kam in die Farbe. Ich wußte, die Kleine, sie war aus seinem Stamm. Die Letzte ist sie, diese Urenkelin des Königs der Geiger.

Nach dem Schloß führte sie mich und hieß mich eintreten mit der Würde der Kinder. Wie ich mich da kehrte, fielen die letzten Strahlen der Sonne blutrot durch die Schleier des Laubes, flossen die Zweige herab und woben einen lichten Schein in ihr schwarzes Haar.

Während ich lachte, gluckte sie in ein paar hellen Vokalen und huschte davon. Ihr Schatten lief aber immer neben ihr auf den Wassern des Teiches.

Eine weite, kalte Marmorhalle tat sich auf. Nur einige Bilder hingen, wie vergessen, an den Wänden. Kein Teppich deckte den Boden. Die Tritte schlugen laut und schmerzend von den Wänden zurück.

Dann öffnete eine Hand geräuschlos die Tür, der Luftzug machte mich aufsehen, der Enkel des Geigers hieß mich willkommen, und wir schritten selbander durch die Räume des Hauses und atmeten von der Luft, die Paganini einst umfloß.

Der Enkel hat wenig Ähnlichkeit mit dem Meister. Vielleicht erwacht das alte Künstlerblut in der kleinen Andreina, die am Mailänder Konservatorium lernt.

Die Nacht trieb mich heimwärts. An der alten Reisekalesche Paganinis ging ich vorüber, an der seltsamen Kutsche mit den gebogenen Linien, in ihrer Wucht dem Fuhrwerk eines Riesen ähnelnd, das den Alten von Land zu Ländern trug.

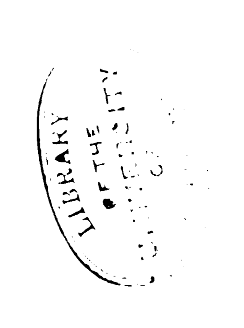
Wehmütig und doch beglückt zog ich Fremdling von dannen. Nur die Träume meiner Kindheit fand ich unter den Sternen von Gajone. Aber vielleicht sind Träume schöner als Leben. Und während ich meine Füße in schnellem Tritt fortsetzte und der fremden Stadt wieder zuwanderte, sprachen meine Gedanken unaufhörlich die Worte: „Nicolo Paganini."



Emanuel Peter:
Prinzessin Maria Karoline Auguste von Bourbon,
Gattin des Duc d'Aumale

Aus der Sammlung Sigmund Mandl †

(Zu dem Artikel: »Das Porträt im Kleinen«)



Das Porträt im Kleinen

Von

Wilhelm Mießner

Die wir heute mit dem Pathos der großen Linie liebäugeln und in der Malerei über die Sucht, auch in der künstlerischen Erscheinung die bürgerliche Wahrheit zu kopieren, schließlich doch nicht hinauskommen, verspüren von Zeit zu Zeit etwas wie eine Sehnsucht nach der Darstellung verborgener seelischer Reize. Bisweilen ertappen wir uns, wie wir ganz gegen unsre Gewohnheit nach einer Zeichnung greifen, die nichts bietet, als den immens gefühlsmäßig erfaßten Strebewert einer Eisenbrücke oder gar nur zweier unablässig parallellaufender Eisenbahnschienenstränge, bewundern und vor der Geste einer im Gebet verzückten Frauenhand selbst in Entzückung geraten. Die Freude an einer fraulichen Koketterie, mag sie noch so absichtlich sein, steht nur dahinter ein kultivierter Geschmack, die schier alpdrückerische Verträumtheit beim Anblick eines siegreichen Blickes eines in pariserische Schneiderkünste eingerahmten samtenen Frauenantlitzes überrascht uns mitten auf unserm alltäglichen Weg durch die Straßen des sonderlich zusammengetragenen Großstadtlebens. Und dann taucht es aus unserm Unterbewußtsein auf wie eine dunkle Erinnerung an galante Wertherröcke unsrer Vorfahren: Die Kunst, schön und lieblich zu sein und den Menschen eine Augenlust, könnte sie nicht einen größeren Aufwand an Zeit und Raum in unsrer sich so sehr raffiniert dünkenden Gegenwart einnehmen?

In einer solchen Stimmung greifen wir dann nach den Dokumenten einer lebenskünstlerischeren Vergangenheit, schauen in alte Kunstblätter, auf denen der Wiener Fiaker und der Kutschenkorso in der Ringstraße uns die müßiggängerische Kunst einer ewigen Sonntagslust vorzugaukeln scheint. Und finden, daß diese tagfüllende Arbeit, das Vergnügen geistreich und graziös zu genießen, schier einer ewigen Seligkeit gleichkomme. Wir beneiden diese Menschen, die sich ihr Teil Himmelslust vorwegnehmen und am Ende doch noch an den christlichen Himmel als an eine leibliche Auferstehung dieser weltlichen Grazie glaubten.

Wir träumen fort in jene Zeit hinein, da Ludwig XIV. sein Sonnenkönigtum mit sehr leiblichen Raffinements vor seiner Transsubstantiation bewahrte und die Krone irdischer Göttlichkeit mit der naiven Freude eines Schäfers durch die Gärten von Versailles zu tragen wußte und seine königlichen Abendgesellschaften mit freizügigster Libertinage würzte, dabei die Damen vom Theater und die Frauen der Minister um die Gunst Amors wetteiferten.

Selbst die Kunst wurde die Dienerin eines Lebensübermutes, den man sich nicht bunt und bizarr genug vorstellen kann. Das war auch die Zeit, in der die Maler des kleinen Porträts auf Emaille hoffähig wurden, so gut wie die Maler der großen Wandgemälde in Versailles, ein Jean Petitot und Pierre Bordier neben einem Largillière und Rigaud. Stehen sie doch alle im Dienst einer Verherrlichung des höfischen Pompes. Und niemand in dieser Zeit hätte sich entscheiden können, wessen Bilder die bedeutenderen seien. Die Porträte Largillières, der diesen Hof an die Wand malte, als sei er eben von einem Festmahl im Freien aufgestanden, jeden einzelnen mit einer herausfordernden, selbstbewußten Geste. Und mitten in diesem Perückenpomp der König mit einem wallenden, blausamtenen, mit goldenen Lilien bestickten Mantel, gewellten Locken, die wie eine Sturzwelle den Kopf überschäumen, von einer dicken goldenen Krone

in Respekt gehalten. Oder die an van Dyck gebildete Zartheit und Finesse der kleinen Emaillebildnisse Jean Petitots, deren purpurne Hautfarbe sich mit den feinsten ihrem ganzen Wesen entwicklungsfeindlich. Und alle Nachfolger Holbeins, der als der erste Miniaturporträtist bezeichnet werden muß, bis zu Isabey und Daffinger, die



Pietro Boselli:
Gräfin Eleonore Schrattenbach, geb. Gräfin Kolowrat
Aus der Sammlung Gustav Kynast

Farbenkompositionen der Draperien und des landschaftlichen Hintergrundes zusammentat zu einer bis dahin nie erlebten Lebenswahrheit der gesteigerten Würde und ausgelassenen Sinnlichkeit.

Die Miniaturmalerei, es ist wahr, ist in den letzten aussterbenden Glanz dieser Kleinkunst oder besser Kunst im Kleinen vor dem fatalen Ansturm der Daguerreotype wie ein Kleinod schützen, mußten es auf dieselbe Genauigkeit in der Zeichnung, das Raffinement der Ausmalung unter



Johann Eusebius Alphen:
Bildnis eines Unbekannten
Aus der Sammlung Hofrat Professor Dr. Adam Politzer

„agrée" der Akademie wurde. Augustin, der die sinnliche Grazie Fragonards und die Vornehmheit Isabeys gegen eine bäurische Echtheit und Überzeugungskraft eintauschte, mußte es erleben, daß ihn der pathetische Revolutions- und Restaurationsmaler Jacques David von der Akademie ausschloß. Noch seine talentvolle Schülerin Mme. Lizinka Aimé Zoé de Mirbel zeigt uns, welch gesunder Zug mit diesem Meister in die Porträtkunst der Miniaturen und ihre an den Höfen allzu leicht in süßliche Tändelei ausartende Technik kam.

Und als mit diesen Großmeistern der Miniatur und besonders der Isabeyschen Aquarelltechnik, die sich so wunderbar aristokratisch müde zu geben verstand, sich so etwas wie eine ausgesprochen französische Miniatur bilden wollte, die sogar den Ruhm eines Cosway, des der Lupe und die Kunst der überraschenden Farbenkompositionen absehen.

So hat die Miniatur auch etwas Internationales, trotz ihrer Kleinheit einen Zug ins Kosmopolitische. Und es ist fast unmöglich, von einer deutschen oder englischen oder französischen Miniaturkunst zu sprechen, reisten doch fast alle großen Anreger dieses Genres, soweit sich die Art eben solche gefallen ließ, bald nach London, bald nach Kopenhagen, bald nach Paris oder Wien oder Schweden zu ihrer königlichen Kundschaft und blieben, wo es ihnen eben am besten gefiel.

So kam Adolf Peter Hall, der bedeutendste Miniaturist des achtzehnten Jahrhunderts, aus Schweden, seinem Geburtslande, zuerst nach Deutschland, um seine größten Erfolge in dem Paris vor der Revolution zu feiern, wo er als Kabinettsmaler des Königs



Augustin Ritt:
Großfürstin Helene Paulowna von Rußland
Aus der Sammlung S. K. H. Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt



Es ist klar, daß diese Technik ihre größten Könner in Deutschland finden mußte und ihre höchste künstlerische Bewertung. Ihr verdankten denn auch der König unter den deutschen Miniaturisten, Heinrich Friedrich Füger, und Augustin Ritt, der in demselben Sinne als sein Schüler bezeichnet werden muß wie Alphen als sein Vorgänger, ihre Erfolge. Vor Fügers Porträten stehen erst eigentlich wieder wir Modernen wie vor einem Wunder, nachdem man lange Zeit glaubte, verächtlich auf die reizvolle und in ihren Details so wunderbar strenge wie feinnervige Kunst der Miniaturisten

Jean Honoré Fragonard:
Bildnis einer Unbekannten
Aus der Sammlung Wilhelm Ernst

„Reynolds in little", in den Schatten stellte, da war es auch schon mit der Herrlichkeit vorbei. Damals waren wohl alle bedeutenden Miniaturisten einmal in Paris. Der Deutsche Johann Eusebius Alphen, dessen Porträte uns an den großen Seelenkünder Anton Greff erinnern, wie der Russe Augustin Ritt mit seinen ätherischen Frauenköpfen suchten die höchste Vollkommenheit in der Nachahmung des eleganten Hofgängers Isabey.

Neben den Pointillisten der Miniaturkunst stehen gleichwertig die sogenannten spiritualistischen, deren mehr pastellartig transparente Fleischtöne auf Rosalba Carrièra als die Erfinderin dieser Technik zurückgeführt werden.



Jean Baptiste Isabey:
Herzog Louis Philipp von Orléans,
später König der Franzosen
Aus der Sammlung Oberlandesgerichtsrat Dr. Ludwig von Flesch-Festau

herabblicken zu müssen. Und wissen kaum, was uns tiefer entzückt, die duftige und noch in ihren zartesten Andeutungen so ausdrucksvolle Kunst der Komposition von kinder der allernatürlichsten engelhaften Lebensfreude in die Welt zu schauen. Unter allen Darstellungen des Wiener Typs einer von Gedanken wenig be-



Johann Stephan Decker:
Gräfin Saurau, geb. Gräfin Hunyady
Aus der Sammlung Oberlandesgerichtsrat Dr. Ludwig von Flesch-Festau

wie in Luft getauchten Farben, oder die sonnige Heiterkeit und helläugige Grazie der Menschen, ihr Raffinement, sich zu kleiden, zu pudern, und doch wie Sonnen-schwerten, lächelnden Fröhlichkeit haben die kleinen Porträte Fügers den ersten Rang.

So sehr auch die Malerei mit ihren Techniken in den fünf Jahrhunderten wechselte,



Jean Baptiste Jacques Augustin:
Charles Ferdinand d'Artois,
Duc de Berry

Aus der Sammlung Oberlandesgerichtsrat Dr. Ludwig von Flesch-Festau

so viel und so Bedeutendes auf dem denkbar kleinsten Raum zu geben. Es ist, als ob man sich geradezu Mühe gab, die Menschen zu verniedlichen. Ein Bestreben, das wir nicht ohne weiteres anerkennen können, da wir heute tausendfache Vergrößerungen von den zartesten Äderchen eines Stengeldurchschnitts machen, um unsern Wissensdurst zu befriedigen. Welch eine königliche Spielerei offenbart sich uns aber bei längerem Hinsehen in dieser Lust an der zwergenhaften Akkuratesse menschlicher Physiognomik! Man muß, um das recht zu verstehen, einmal einen Sammler mit der Lupe über einer Dennerschen Miniatur gesehen, die aufjauchzende Freude, wenn er endlich die Härchen in der Nase eines alten

in denen die Miniatur sich ihr Recht als kleines handliches Porträt bewahren konnte, die Gesetze für das petit genre blieben sich gleich. Nur durch eine sehr sorgfältige Behandlung der kleinen und kleinsten Flächen, ein Auspunktieren und Auszeichnen noch von Einzelheiten, die man überhaupt nur unter einem Vergrößerungsglas wahrnehmen kann, sicherte sich die Miniatur ihre unvergänglichen Reize. Und so oft sie Anleihen bei den Meistern des großen Porträts gemacht hat, das Wunderbare ihrer Wirkung bestand stets darin,



Mme. Lizinka Aimé Zoé de Mirbel:
Mme. Marius Panon, geb. Ellery von Weißenfels

Aus der Sammlung Oberlandesgerichtsrat Dr. Ludwig von Flesch-Festau

Mannes entdeckt hat oder die Naht im Fell einer Pelzmütze, und den Ausruf gehört haben: „Ha, das ist mir gewiß ein echter Denner!" Es ist wie ein bohrendes Verlangen, durch das denkbar kleinste Abbild in die Seele des Menschen einzudringen, den Geschmack der Zeiten, ihre Kostüme und ihre Gesten von einer Brosche abzulesen.



Richard Cosway:
König Georg III. von England
Aus der Sammlung S. M. König Wilhelm II. von Württemberg

Erst in neuester Zeit haben sich wieder die Allgemeinheit und die Museen dafür interessiert, und eine Geschichte der Malerei wird fürderhin nicht mehr diese kleinsten Vertreter des Porträts übersehen können, die uns gestatten, die Allüren der Könige und ihrer Hofdamen unter die Lupe zu nehmen und einen wie lebendigen Ludwig oder Napoleon oder Georg in der Hand umzudrehen.

Ganz besonders verdienstvoll sind unter den neueren Publikationen in Deutschland die Miniaturenausgaben Otto Lembergers. Sie stellen sich würdig nicht nur mit ihrer Bevorzugung der deutschen Werkchen, sondern auch in der geradezu überraschenden Vortrefflichkeit der deutschen



auf, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart), denen unsre Illustrationen entnommen sind, verdienen schon wegen ihres überaus billigen Preises hier an erster Stelle genannt zu werden. Ich kann mir keinen schöneren Genuß denken, als diese Blätter, die alle Intimitäten der Porträtminiatur zeigen, einzeln gegen das Licht zu halten und mir bald dieses oder jenes seltene Stück, das hier erstmals gezeigt wird, aus hundertjähriger Verschlafenheit aufzuwecken. Otto Lemberger skizziert in seiner Einleitung mit feinem, wohl einzig dastehendem Verständnis für diese Kunst im Kleinen die Geschichte der Miniatur und weiß uns durch mancherlei reizvolle Einzelheiten von dem oft sonderbaren Schicksal ihrer Meister den Genuß der Einsicht in eine sehr amüsante Seitenlinie der Kunstgeschichte zu verschaffen.

Andrew Plimer: Kinderbildnis

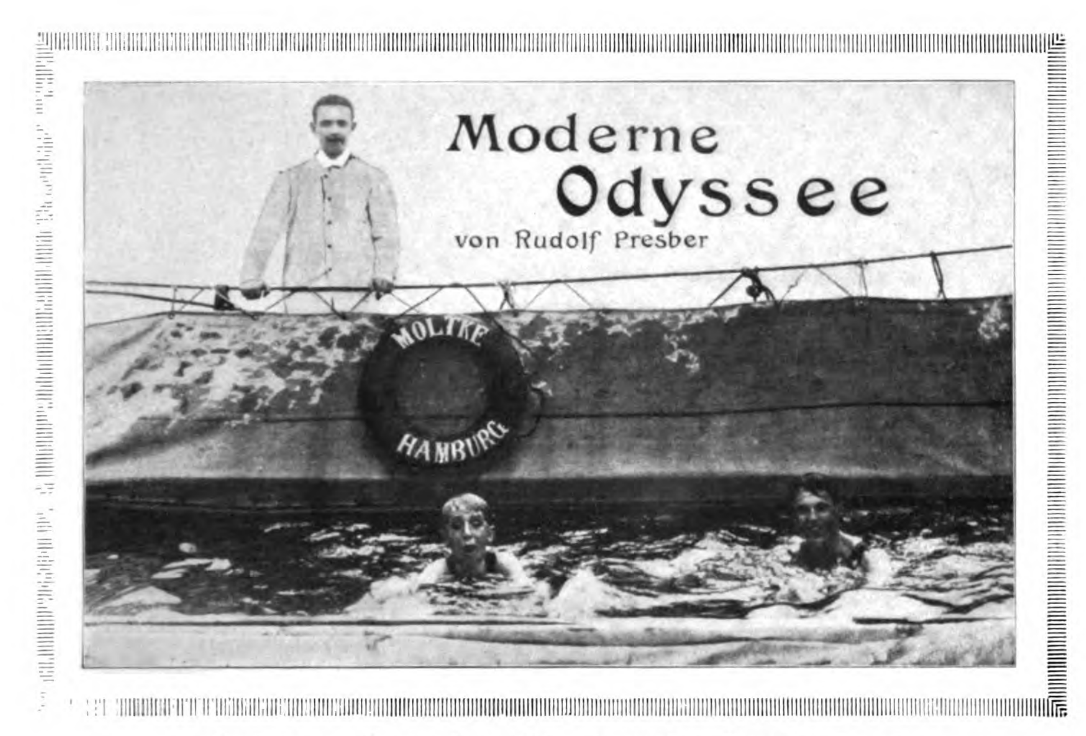
Aus der Sammlung Oberlandesgerichtsrat Dr. Ludwig von Flesch-Festau

Buntreproduktionen neben die Miniaturenwerke von Williamson und Bouchot. Und wer die Originale daneben sieht, muß staunen, mit welcher Feinheit die photographische Platte hier gearbeitet hat, den Reiz einer Kunst dem allgemeinen Kunstverständnis zuzuführen, deren Wesen es zu sein scheint, in Privatsammlungen sich vor dem Auge des Laien zu verstecken. Die „Meisterminiaturen aus fünf Jahrhunderten“, mit einer Einleitung und einer Künstlertabelle von Otto Lemberger (sie zählt sechstausend Maler der Miniatur



George Raphael Ward: Bildnis einer Unbekannten

Aus der Sammlung Sigmund Mandl †



Seebad an Bord eines Ozeandampfers im Suezkanal

Odysseus ist noch heute einer der populärsten Helden — viel populärer als Achilles, der doch auch seinen Homer als Herold seiner Tapferkeit gefunden. Warum wohl? Odysseus war nicht nur ein kühner und listiger Held, er war auch — der erste Reisende großen Stils. Daß der König der Ithaker zwölf Schiffe gegen Troja geführt, den Agamemnon mit Achilles versöhnt und im Bauche des hölzernen Pferdes Trojas Fall vorbereitet, das alles hätte ihn schließlich doch nicht so ins Herz und Gedächtnis der Nachwelt geschmeichelt. Aber: ehe er peinliche Weissagung erfüllend nach zwanzigjähriger Abwesenheit auf gastlichem Phäakenschiff zu der merkwürdig gut erhaltenen Gattin Penelope heimkehrte, die Freier erschoß und in friedlichem Alter Ithaka weiterregierte, fuhr er zehn Jahre auf der See ... Allerdings sind die zehn Jahre etwas rund und reichlich gezählt, denn sieben davon hatte er unfreiwillig Station gemacht auf der Insel Ogygia, wo ihn die „erhabene Nymphe, die herrliche Göttin Kalypso, hielt in gewölbeter Grott', ihn sich zum Gemahle begehrend". Aber immerhin: drei Jahre bleiben. Drei Jahre Kampf mit Wetter und Sturm, mit Poseidon selber und des Äolos entfesselten Geistern, mit der rohen Kraft des Polyphem und der List der Kirke, mit dem lockenden Schmeichelsang der Sirenen und der gräßlichen Gier der Charybdis ...

Was an Wahrheitskörnchen den herrlichen Gesängen der Odyssee, was an Historischem ihren Fabeln und Gleichnissen zugrunde liegt — wer will's messen und ergründen! Das Herrliche bleibt: Kunde von der ersten großen Seereise, die ein Dichter mit seinem königlichen Helden, empfänglich für die Wunder und Schrecken des Meeres, für Stimmungen und Abenteuer der Seefahrt, erlebt hat, gibt uns das alte, herrliche Buch. Und wir fühlen mit dem sonst so stolzen Grafen Platen, der demütig dankbar in Johann Heinrich Vossens nie alternde Übertragung schrieb:

„Dich zum Begleiter empfehl' ich dem Reisenden; aber vor allem,
Wenn des italischen Meers hohes Gestad' er umschifft!
Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen lern' er,
Lerne das Menschengemüt kennen und Menschengeschick.



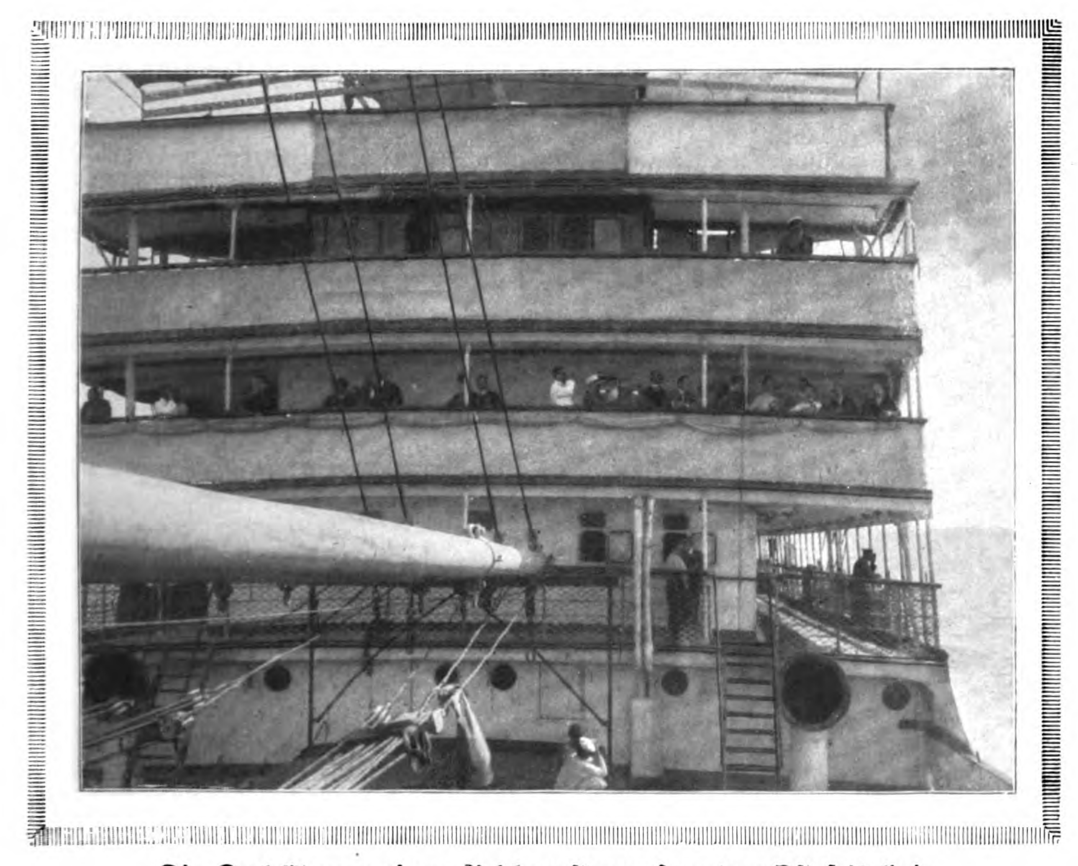
Passagiere beim Spiel an Bord eines Ozeandampfers

Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich an Behagen und Anmut,
Unter den Neuen erschuf ähnliches bloß Ariost."

Drei Jahrtausende sind über Meer und Erde hingerauscht, seit Odysseus „vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat, — auch im Meere so viel herzkränkende Leiden erduldet, — strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft". All die Plätze, die der König von Ithaka — seine Irrfahrt historisch genommen — besucht hat oder besucht haben konnte, sind heute ganz biedere Stationen regelmäßiger Schiffsverbindung oder sehen doch in der Ferne, pünktlich auf Tag und Stunde, die Fahrzeuge, die den Verkehr der Personen und des Handels von Okzident zu Orient vermitteln, ihre vorgeschriebene Bahn ziehen. Auf geringe, schwankende Kenntnis der Küste angewiesen, verwirrt von Märchen und Fabeln geängstigter Schiffer und Fischer, hat der antike Zeitgenosse des göttlichen Dulders, den Olympiern vertrauend, seinen Weg durchs Adriatische durchs Ägäische Meer gesucht. In klarer Nacht leiteten ihn die Sterne, am hellen Tage die wie kleine am Horizont schwimmende Spitzchen fernher grüßenden Gipfel der Gebirge des Festlandes. (Denn im Mittelmeer sinken für das scharfe Seemannsauge nur von der Kleinen Syrte bis zur Levantischen See, zwischen Sardinien und den Balearen, und mitten im Tyrrhenischen Meere die letzten Spitzen der Berge ins Meer.) Mit Kompaß und Seekarte durch elektrische in die Tiefen des Heizraums getragene Befehle die Schnelligkeit regelnd, in jeder Minute sich bewußt, wo sein Schiff fährt und wohin es den Kurs hält, beherrscht der moderne Kapitän die ruhigen und die empörten Wasser. Glatt gleitet er durch die bewegte Straße von Messina, ohne die Skylla zu scheuen, ohne der Charybdis zu achten, und grüßt ohne Schrecken, nahe der Küste des lieblichen Korfu, das von Poseidons Zorn versteinerte, zum zypressenbestandenen Inselchen gewordene

Ruderschiff der gastlichen Phäaken. Aus dem gefährlichen, den Wagemut der Abenteurer herausfordernden Unternehmen ist durch den Witz des Menschengeistes, durch die Fortschritte der Technik ein gefahrloses herrliches Vergnügen geworden. Und kindlich, beschämt und hilflos — wie der primitive Bogen, von dessen Sehne den Freiern der Tod ins falsche Herz fuhr, neben einer Kruppschen Kanone — läge heute das schmale Königsboot von Ithaka, das einst die zwölf Schiffe von den Inseln des Jonischen Meeres gegen Troja führte, neben dem wuchtigen Riesenkörper eines Reichspostdampfers des „Lloyd", der von Bremen und Hamburg durch das blaue Mittelmeer und den abgetrotzten Seeweg von Suez den sicheren Pfad findet nach den östlichen Häfen der Inder und Mongolen. Und kein größerer, den Fortschritt der Jahrhunderte besser aufdeutender Gegensatz ist vielleicht zu denken als der kraftverlassene König von Ithaka, nackt, hungrig und zerschunden, auf zerschellendem Floß hilflos an Scherias Küste geworfen, und der moderne Reisende im Liegestuhl auf dem sonnengeschützten Promenadendeck, drei Stockwerk hoch über still und präzis arbeitenden Maschinen, sauber rasiert, im rohseidenen Reiseanzug, behaglich den vortrefflichen Lunch verdauend, die Reisebücher übers Mittelmeer im Schoß, am Auge das zwölfmal vergrößernde Zeiß-Glas, hinaufspähend nach der sonnegleißenden goldenen Helmspitze des Peliden über dem rosenreichen kaiserlichen Garten des Achilleions.

Die Meerfahrt, ehemals das bestaunte Wagnis der Abenteurer und Starkwilligen — „Navigare necesse est, vivere non est necesse!" — ist zum erlesensten Vergnügen der Menschheit geworden. Ich sage ohne Vorbehalt: zum *erlesensten*. Denn wer sich heute Schiff und Route, Kabine und Gesellschaft mit Vorsicht wählt, wird *keine* Summe der Erlebnisse, die eine *andre* Reise zu Fuß, zu Pferd, im Automobil, im Luxuszug gewähren kann, dem aus Ruhe und



Die Deck-Etagen eines Reichspostdampfers der Ostafrikalinie

Unterhaltung, aus Beschaulichkeit und erlebendem Genießen zusammengesetzten Genuß einer Seefahrt gleichzustellen wagen.

Vergleichen wir zunächst die Vorteile der Beförderungs a r t. Die gute alte P o s t k u t s c h e, deren Poesie mehr in der Phantasie derer lebt, die sie n i c h t benutzen, scheidet ohne weiteres aus. Die Herrlichkeit der F u ß w a n d e r u n g sei — vor allem der Jugend — unbestritten; aber das Gebiet, das sie — ohne zur sportlichen Gebirgspartie auszuarten — in wenigen Wochen bewältigen kann, ist klein. Und die Ermüdung an den einzelnen Reisezielen mindert die Aufnahmefähigkeit. Und das Gepäck ... Reden wir erst gar nicht von d e n e n, die mit Jägerhemd und Zahnbürste auskommen und die leider noch so oft deutsche Namen ins Fremdenbuch schreiben. Die E i s e n b a h n zwingt dem Reisenden auf kleinem Raum für viele Stunden eine Gesellschaft auf, der er sich nicht entziehen kann, quält mit Temperaturen, Gerüchen, Schmutz und unleidlichen Stoß- und Schaukelbewegungen. Für Gesunde gewiß die kürzeste, vielleicht auch sicherste, aber gewiß nicht die gesündeste und erfreulichste Art zu reisen. (Wobei ich unter „Reisen" immer verstehe: daß nicht an eine Fahrt von einem Punkt nach einem Ziel gedacht ist, sondern eine Wanderung, die ohne zuviel Anstrengung in verhältnismäßig kurzer Zeit viel Neues, Schönes und Interessantes an Landschaft und Völkerleben zeigen und die ermüdeten Nerven kräftigen anstatt erschöpfen soll.) Das A u t o m o b i l — auf Stunden jede eigne Bewegung hindernd, mit dem Zwang, Staub zu atmen, stillzusitzen, die angenehme Eventualität verbindend, durch Panne irgendwo gezwungen zu sein, nach angestrengter Fahrt hungrig und beschmutzt sich primitivster Verpflegung zu freuen oder gar eine Weile auf der Landstraße zu liegen. Daß der Prozentsatz der Unglücksfälle dem Automobil die Tete in der Liste der jäh und traurig beendeten Reisen anweist, sei nur gestreift ...

Und nun das S c h i f f! Selbstredend gemeint: kein dreckiger griechischer Küstendampfer, auf dem alles in schlechtem Öl gekocht wird, und kein Auswandererschiff, das die armen russischen Juden und polnischen Erdarbeiter, die irgendwo „drüben" ein unklar geschautes Goldland suchen, bei der ersten schweren See in einen Schweinestall verwandeln. Ein Schiff, wie sie der Lloyd auf seinen regelmäßigen Passagierdampferlinien allwöchentlich fast von Bremen nach Ostasien, von Hamburg ins Schwarze Meer schickt: geräumig, peinlich sauber, mit jedem möglichen Komfort ausgestattet und alle Vorteile und Raffinements eines erstklassigen mitteleuropäischen Hotels auf die Dauer der längsten Fahrt garantierend. Das ist das H e r r l i c h s t e an solcher Fahrt: kein ewiges Aus- und Einpacken, kein täglich sich erneuerndes Herumzanken mit fremdredenden Facinos, Kulis, Barkenführern um Gepäck und Tarif; kein gräßlicher ewiger Wechsel der Bedienung, kein ewiges Genepptwerden durch devote oder freche Trinkgeldlüsterne in Hotelkorridoren. Nein, für den Heimkehrenden aus der schmutzigen, engen Araberstadt von Algier, aus dem abendlichen Hafengewühl Neapels — das blitzblanke schwimmende Heim. Eine tadellose, aufmerksame Bedienung, die unsre Gewohnheiten schon kennt und geräuschlose Rücksicht nimmt, ein nicht breites, aber sauberes Bett und die angenehme Sicherheit, nach gemütlichem Stündchen im Rauchzimmer oder ungestörtem Gang um das Deck in ruhigem Schlummer von all den neuen Eindrücken zu rasten auf dem Boden der H e i m a t, den diese Schiffsplanken auch im fernsten Meere darstellen ... Mein Haus — meine Burg. Kein Zufall: die Nation der enragiertesten S e e f a h r e r hat uns den Spruch geprägt. Hat uns gelehrt, unsre Schiffe weit draußen in den Häfen des Ostens und des Westens, weit draußen im Ozean stolz und dankbar zu unsern „Burgen" zu machen; zu schwimmenden Burgen unsrer Sitten, unsrer Ordnung, unsrer Kulturbedürfnisse. Und bis in hundert, hundert Jahren das Passagierluftschiff, verbessert und gesichert, unsre Enkel durch die Wolken zu den Wundern ferner Küsten trägt und, gelandet, Herberge, Wohnhaus und Zuflucht des Reisenden bleiben kann, wird das stolze Passagierschiff die schönste und menschenwürdigste Reise des Kulturmenschen ermöglichen.

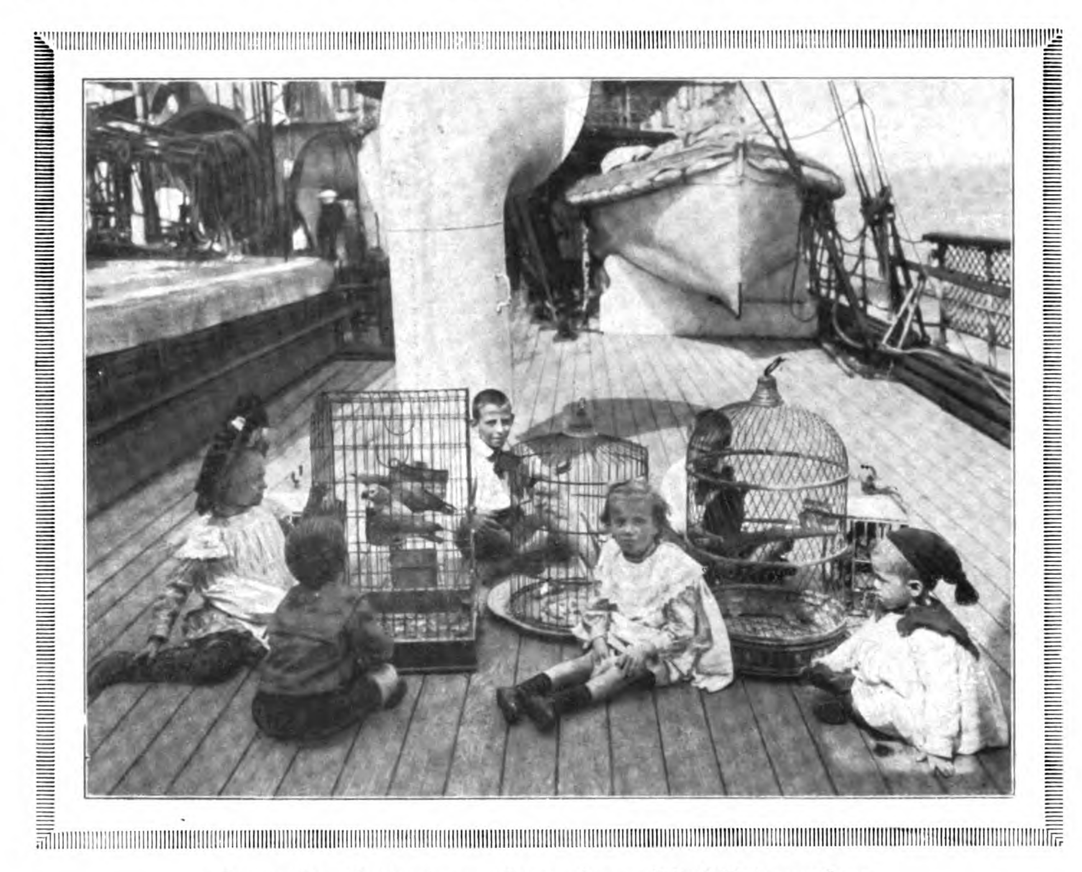
Warum werden nun Vergnügungsreisen zur See (mit Ausnahme der durch den Kaiser eingeführten Nordlandsreisen, die ich — ohne ihre Schönheiten zu verkennen — durchaus nicht für die herrlich-

sten halte) verhältnismäßig so selten unter- unternommen? Es bestehen da ein paar Vorurteile: Die Seekrankheit ... Die ungeheuren Kosten! ... Die Langeweile der tagelangen Fahrt zwischen Hafen und Hafen.

Nun, ich habe, von ein paar andern Seereisen abgesehen, die Fahrt um Westeuropa, Bremen—Genua (resp. Neapel) jetzt dreimal gemacht. Ich habe von all den am Reiseziel aussteigenden Passagieren nicht einen gehört, der nicht bereit wäre, diese Reise zu wiederholen. Und aus wieviel Berufen, Städten, Gesellschaftsklüngeln kamen diese Reisenden, die in einem Wunsch und Urteil sich zusammenfanden! Freilich, wer sich nicht und niemals mit sich selbst beschäftigen kann, wer, den würzigen Atem des Meers im Liegestuhl kostend, niemals ein gutes Buch als Gesellschafter liebt; wem eine stille Sternennacht, durch die von fernher wie wachende, sorgende Augen die Leuchtturmfeuer der Küste blinken, für den Frieden der Seele nichts gibt; wem niemals hohe Gedanken der Ewigkeit durchs Herz zittern, wenn schwimmend im Abendgold der glühende Sonnenball, wie langsam niedergedrückt von einer unsichtbaren Riesenfaust, in die unendliche Wasserfläche versinkt — ja, solcher unrettbare Nüchterling bleibe am grünen Spieltisch oder am qualmumdunkelten Stammtisch, oder wo sonst er seine armseligen Emotionen sucht. Aber für den einigermaßen eindrucksfähigen Menschen ist gerade dieser immer wiederkehrende Wechsel des Anblicks der Küsten, des Lärms fremder Straßen und Märkte mit der erhabenen Ruhe und Einsamkeit des Meeres, mit dem Spiel der friedlichen Delphine, mit dem leisen Zirpen verflatterter Vögel im Tauwerk das Anregende, Unvergeßliche. Die Seekrankheit — freilich, ich kann gottlob nicht aus eigner Erfahrung mitreden, da ich nie



Die Schiffsladung als Ruhelager



Jung-Deutschland an Deck eines Ostafrikadampfers:
Import von Papageien

seekrank werde; aber den Fall, daß einem Mitfahrer die Reise länger als Stunden oder ein, zwei Tage getrübt, daß sie ihm ganz verdorben wurde, habe ich in der guten Jahreszeit nicht erlebt. Die dumme Angst tut das Schlimmste; das ewige Warten auf Übelkeiten, die vielleicht gar nicht kämen, wenn man sie nicht mit Gedankenzwang zitierte. Und dann die oft aus der Eitelkeit geborene Unvernunft, sich gleich aus der kräftigen Luft des Decks in die verschlossene dumpfe Kabine zu retten. Die gleichen Strecken hintereinander in der Eisenbahn gefahren, würden wohl einem normalen Menschen weit Schlimmeres zumuten, als so ein paar Stunden Unbehagen ... Und die Kosten?

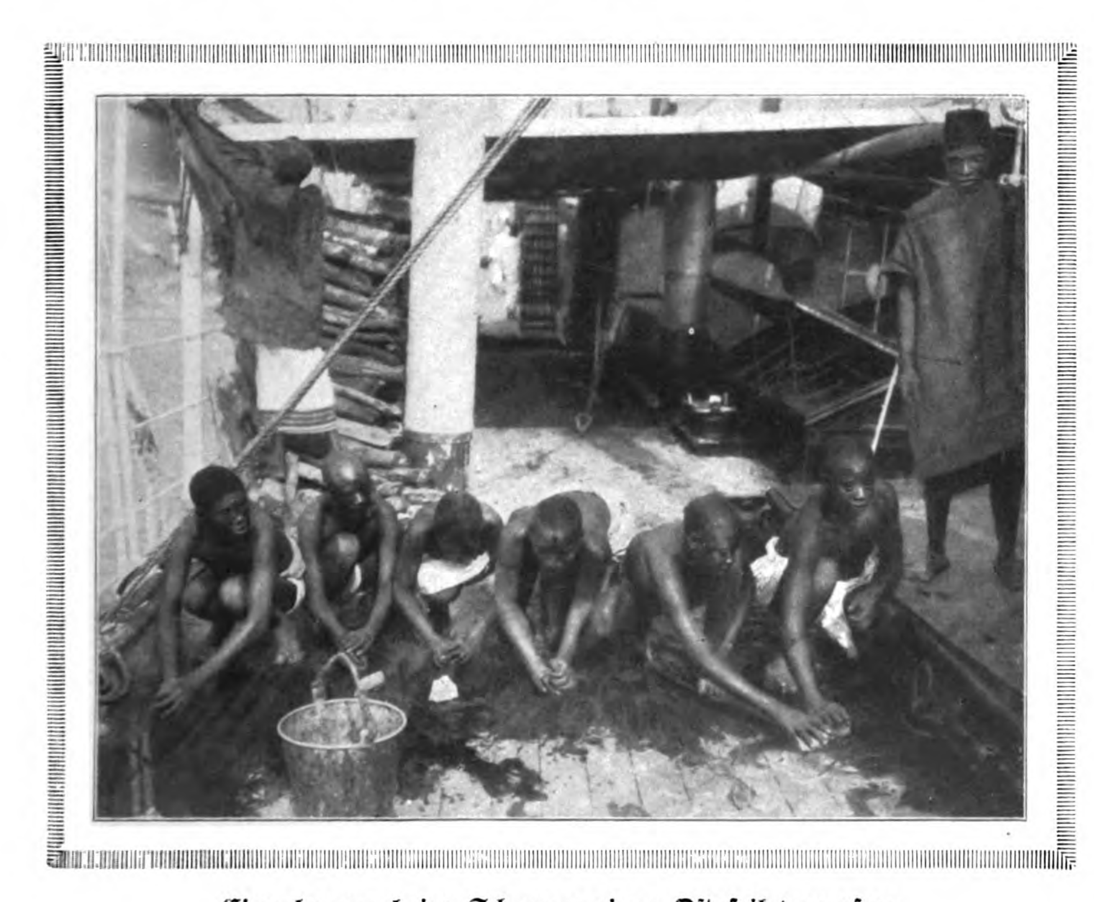
Wenn man sich dieselbe Zeit in ein kleines Landstädtchen in Thüringen oder in ein Solbädchen nach Süddeutschland setzt, zehn Mark Kurtaxe zahlt und als aufregendste Unterhaltungen Spaziergänge auf der Chaussée und Eselritte zu den Aussichtstürmen unternimmt, so ist das freilich billiger. Wenn man aber die Summe des Erlebten und Geschauten, die durchmessenen Strecken und die Qualität von Wohnung und Verpflegung in Rechnung setzt, so würde man, auf der Bahn fahrend und in entsprechenden Abständen gute Hotels wechselnd, das Doppelte rechnen können!

Nehmen wir solche Fahrt Bremen bis Neapel an, wie sie die Lloydschiffe als Anfang ihrer Ostasienfahrt machen (die Passagiere für Ostasien kommen — mit Ausnahme der Engländer, die in Southampton einsteigen — meist erst in Genua oder Neapel an Bord), so laufen wir sechs Häfen an, haben bei genügendem Aufenthalt die Gelegenheit, einen Blick zu tun in fünf Länder: Holland, Belgien (nicht England, denn in Southampton hält der Dampfer

zu kurz), das englische Gibraltar, das französische Algier und Italien, und lernen zehn weit auseinanderliegende, ganz verschiedenartige Städte kennen: Bremen, Rotterdam, Amsterdam (oder Haag oder Harlem), Antwerpen, Brüssel, Brügge, Gibraltar, Algier, Genua, Neapel. Wir müßten — wenn in derselben Zeit solche Fahrt zu Land überhaupt möglich wäre, ohne unzählige Zwischenstationen zu machen — in zehn Hotels logieren, zehnmal die nicht geringen Kosten der Ankunft und Ausfahrt mit Trinkgeldplackerei und allem Ähnlichen erdulden. So aber bleibt das Schiff unser Hotel.

Wir rechnen (und das geht nach den Abfahrtszeiten der Schiffe) für jede Stadt einen Tag — in Antwerpen liegt man fast drei Tage, so daß Brüssel und Brügge bequem mitzunehmen sind —, und wir sind abends meist schon zum Diner wieder „zu Hause", haben jede Bequemlichkeit, jeden Komfort, haben die ausgesucht höflichste und geschulteste Bedienung; erhalten von den vielgefahrenen Stewards jede Auskunft und haben mit Zoll, Gepäck, Trinkgeld, Vergeßlichkeiten beim Aufbruch keinerlei Scherereien.

So weit wir auch gefahren sind, im fremden Hafen gehen wir, leicht und gepäcklos wie der sorgloseste Tourist, an Land; und abends, wenn wir müde vom Schauen, Lernen, Staunen uns nach Ruhe sehnen, wissen wir: dort der erleuchtete Riese über den mondblanken Wassern ist unsre Heimat. Da ist uns das üppige Mahl auf deutsche Art bereitet, da hören wir noch ein Stündchen deutsche Musik, da können wir im stillen Rundgang um das Promenadendeck noch das Panorama der im Lichterglanz schimmernden Stadt wie eine eigens für uns aufgebaute herrliche Festkulisse genießen. Von Lärm, Staub, Zank, Aufregung, Betrug der Fremde aber erreicht nichts mehr unsern beschaulichen Abend, unsre geruhsame Nacht.



Eingeborene beim Scheuern eines Ostafrikadampfers

Schafft euch Erinnerungen, solange ihr wandern und erleben könnt! Allen Genußfähigen möchte man's zurufen. Bildet euch im Reisen und Anschauen der Fremde! Allen Trägen möchte man's ins Ohr schreien. Lernt das unerhörte Wunder des raschen Wechsels lärmvoller, bunter Märkte der Fremde mit der blauen Stille des ewigen Meeres erleben und verstehen.



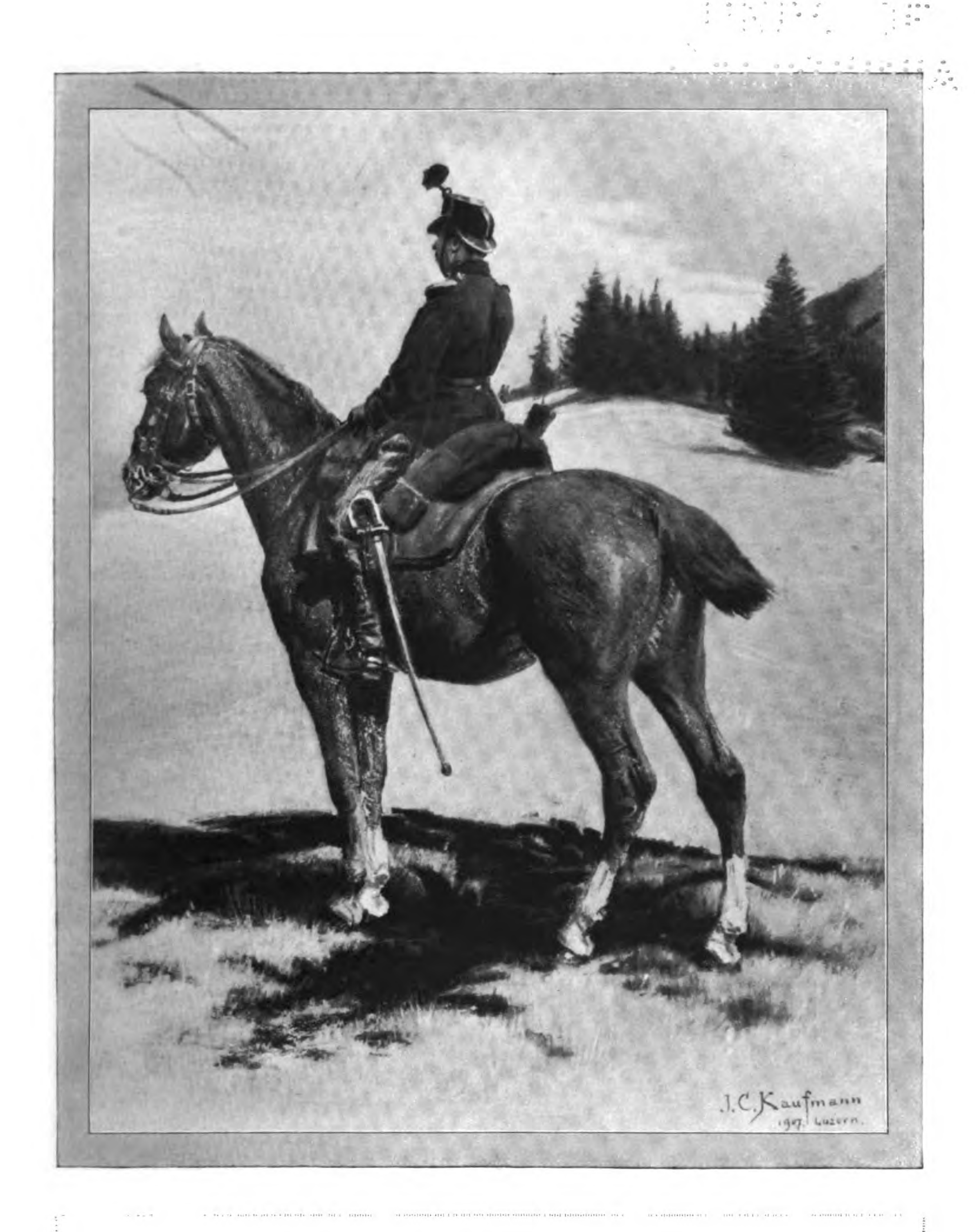
Ein Indier als Schiffsraseur auf einem deutschen Küstendampfer in Afrika

Schenkt euren Augen die Offenbarungen wechselvoller Bilder, euren Lungen die staubfreie, heilkräftige Meerluft, euren Herzen die gedankenvolle Einkehr auf der Fahrt zwischen dem unendlichen Wasser und dem unendlichen Sternenhimmel.

Und lernt, wenn der Trubel der südlichen Straße, der bunten Basare in euren Ohren verhallt, wenn die letzten Feuer der Küste eingeschluckt sind von dem dunklen Rachen der Nacht und nur das sanfte Rauschen der Wellen am Bug die schnelle Fahrt zu anderm Hafen, anderm Morgen kündet, die schönen Verse Ludwig Uhlands verstehen:

Um Mitternacht auf pfadlos weitem Meer,
Wann alle Lichter längst im Schiff erloschen,
Wann auch am Himmel nirgends glänzt ein Stern,
Dann glüht ein Lämpchen noch auf dem Verdeck,
Ein Docht, vor Windesungestüm verwahrt,
Und hält dem Steuermann die Nadel hell,
Die ihm untrüglich seine Richtung weist.
Ja, wenn wir's hüten, führt durch jedes Dunkel
Ein Licht uns, stille brennend in der Brust . . .

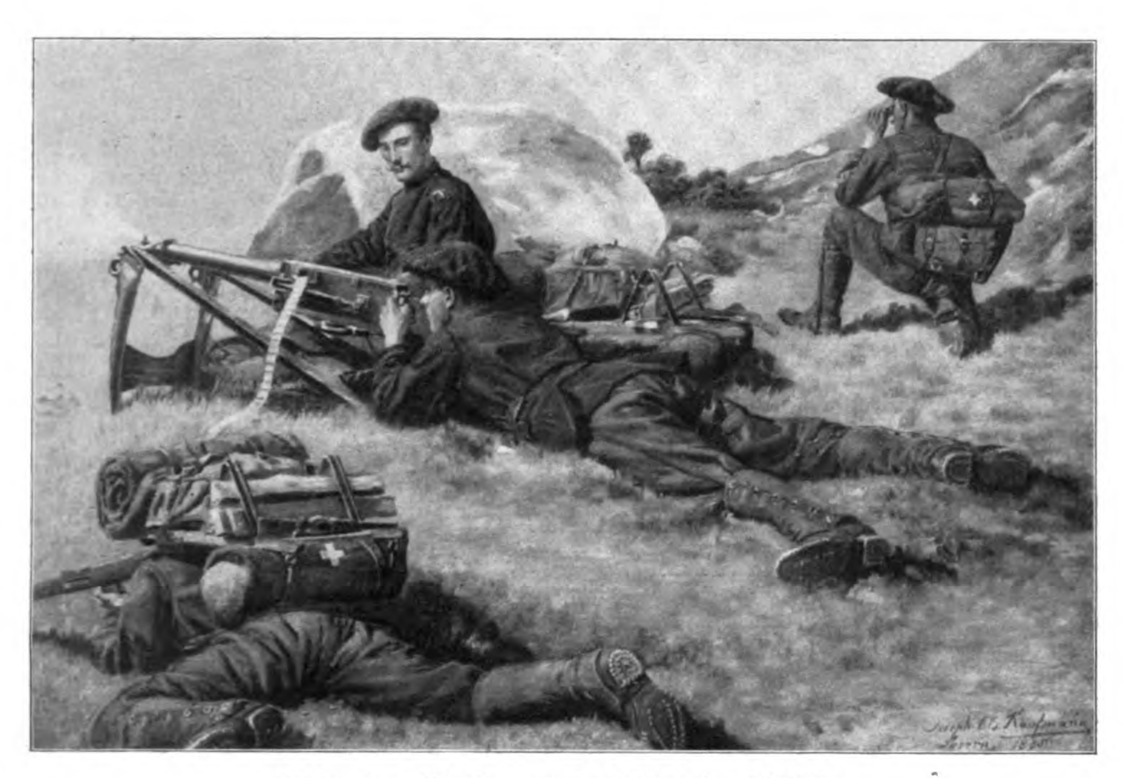




Auf Vorposten

Nach einem Gemälde von J. C. Kaufmann

(Zu dem Artikel: „Schweizer Heerwesen“)



Schweizer Maximgewehrschützen im Anschlag

Schweizer Heerwesen. Von einem Offizier

(Mit zehn Illustrationen nach Gemälden und Zeichnungen von J. C. Kaufmann)

Nachdem sich das Schweizervolk im Jahre 1907 eine neue Militärorganisation gegeben hat, die den jüngeren Jahrgängen der wehrfähigen Bevölkerung wesentliche Mehrleistungen auferlegt, einerseits durch Verlängerung der Ausbildungszeit der Rekruten und der für die Erreichung von Unteroffiziers- und Offiziersgraden festgesetzten Schulen und Kurse, anderseits durch die Einführung von alljährlichen Übungen (zwei Wochen) für die jüngeren Jahrgänge aller Waffen, steht nun auch die Schaffung einer neuen Truppenordnung bevor, durch welche eine von der bisherigen abweichende, den Verkehrsverhältnissen des Landes besser angepaßte Neueinteilung der Armee bezweckt wird. Hand in Hand damit soll eine Vermehrung der besonders für den Gebirgskrieg ausgebildeten Truppen eintreten, was bei dem zu einem großen Teile rein alpinen Charakter tragenden Lande durchaus angezeigt sein dürfte. Diese besonders für den Gebirgskrieg auszubildende und auch dazu ausgerüstete Truppe soll aber auch in den nicht gebirgigen Teilen des Landes mit und neben den übrigen Heeresteilen verwendet werden können. In der Tat sind solche für den Gebirgsdienst ausgebildete Truppen — Gebirgsartillerie, Gebirgsinfanterie, Gebirgsmaschinengewehrschützen, Gebirgspioniere und so weiter — wie solche im Gebiete der Alpenfestungen von Andermatt, Gotthard und Airolo sowie im Alpenfestungsgebiete von St. Maurice (Wallis) seit Jahren ausgebildet wurden, schon seit längerer Zeit fast alljährlich auch zu den Manövern in der Hochebene herangezogen worden. Sie haben in dem hügelreichen Alpenvorlande immer vorzügliche Dienste geleistet. Umgekehrt geht man mit den Truppen des flachen Landes seit Jahren mit Vorliebe auch ins



Gotthard-Infanterist, sich auf der Karte orientierend

Gebirge, wo es gilt, den Beweis zu liefern, daß auch die Infanterie aus dem Flachland, die Feldartillerie, ja selbst die Kavallerie in den Berggegenden an Beweglichkeit und Gefechtskraft nichts oder nur wenig einbüßt. Im eigentlichen Hochgebirge sind allerdings der Feldartillerie und der Kavallerie Schranken gezogen, die zu überwinden nicht möglich sein wird, aber schon in den Voralpen kommen diese Truppengattungen, wie schon wiederholt bewiesen wurde, zu taktisch gewichtiger Verwendung, wenn auch oft nur unter außerordentlichen Anstrengungen. Die Gebirgstruppen und die übrigen Truppen der Armee sollen und können sich gegenseitig unterstützen. Es ist somit nicht zu befürchten, daß die Bildung von größeren Gebirgstruppenkörpern eine Zersplitterung und Schwächung der übrigen Truppen etwa zur Folge haben könnte.

Es sind in der neuen Truppenordnung, die vorläufig erst im Entwurfe vorliegt, vier Gebirgsbrigaden vorgesehen. Sie werden der Infanterie entnommen, und zwar so, daß von den bisherigen acht Infanteriedivisionen zu zwei Brigaden vier Brigaden, deren Mannschaften jetzt schon zumeist aus der Gebirgsbevölkerung rekrutiert werden, als Gebirgsbrigaden ausgerüstet und ausgebildet werden sollen. Es verbleiben an übriger Infanterie noch sechs Divisionen zu drei Brigaden.

Den vier Gebirgsbrigaden werden je eine für den Gebirgskrieg besonders ausgerüstete und ausgebildete Mitrailleurkompagnie beigegeben. Jede Mitrailleurkompagnie zählt sechs Maschinengewehre. Das Maschinengewehr wird getragen auf einem der landesüblichen Gabel (dem „Räf") nachgebildeten Traggestell, welche Gabel beim Schießen als Lafette dient. Diese Maschinengewehre, Kaliber 7,5 Millimeter, sind praktisch und solid konstruiert und sehr leistungsfähig. Die Mannschaften, die zu dieser Waffe rekrutiert werden — bisher nannte man sie schon Gebirgsmitrailleure — leisten Erstaunliches im Tragen, Marschieren und Schießen, sie werden nur aus gutem Material rekrutiert, sorgfältig und praktisch ausgebildet — man bevorzugt junge Leute, die Bergsport treiben und Ski laufen — und man stellt an sie bei den alljährlichen Übungen sehr hohe Anforde-



Skiläufer der Infanterie



Schweizer Mitrailleurkavallerie: Aufritt in Feuerstellung
Nach einem Gemälde von J. C. Kaufmann

rungen. Zu den mit je einer Mitrailleurkompagnie versehenen Gebirgsbrigaden kommen noch Gebirgsbatterien, deren Zahl wesentlich vermehrt werden wird.

Die übrigen sechs Divisionen erhalten je eine Mitrailleurabteilung zu drei Kompagnien à 6 Gewehre zugeteilt. Die Maschinengewehre werden hier auf Wagen fortgebracht, ebenso die Bedienungsmannschaft. Das ermöglicht die Mitnahme vieler Munition. Das Material der Infanteriemitrailleurkompagnien ist so eingerichtet, daß die Maschinengewehre da, wo die Wagen nicht mehr folgen können, auf die ausgespannten Zugpferde aufgebastelt werden können. Die Bedienungsmannschaft führt diese Pferde wie bei der Gebirgsartillerie. Kommen selbst die Pferde nicht mehr durch, so werden die Maschinengewehre, die alle Gabellafetten haben, von der Bedienungsmannschaft auf den Rücken genommen und getragen. Man kann daher von einem Universaltransport



Maschinengewehrschütze auf dem Marsche (Sektion Gotthard-Truppe)



Offizierspatrouille der Maschinengewehrschützen



Dragoner, zum Sammeln blasend

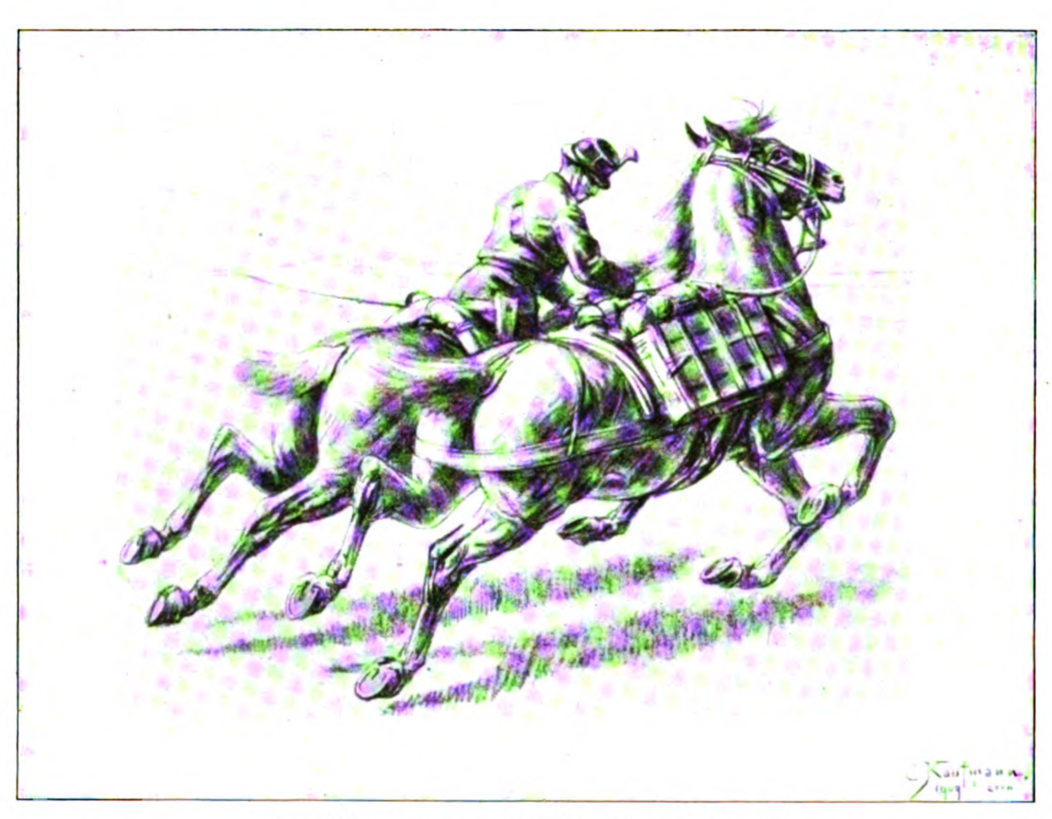
sprechen. Dieser kommt auch, nebenbei gesagt, zur Anwendung bei den Feldküchen, die fahrbar sind, aber so eingerichtet werden sollen, daß man sie bequem auf dem Tragräf mitnehmen kann da, wo keine Wagen oder Pferde mehr durchkommen.

Die Schweizer Armee hat auch ihrer Kavallerie Maschinengewehre beigegeben, ja, sie darf sogar für sich beanspruchen, hier bahnbrechend vorgegangen zu sein, indem sie die erste Armee des Kontinentes war, welche reitende Mitrailleure einführte.

Mit der Beigabe von reitenden Mitrailleurkompagnien wurde die Gefechtskraft der Kavallerie wesentlich vermehrt. Die reitenden Mitrailleure werden bei der Kavallerie ausgebildet; das schweizerische Kavalleriereglement sagt von ihnen: „Die reitenden Mitrailleure sind bestimmt, die Kavallerie in allen Unternehmungen zu unterstützen, ihr die Lösung ihrer Aufgaben zu erleichtern;“ und

weiter: „Der Führer der Mitrailleure muß ein echter Reiteroffizier und als solcher imstande sein, mit schnellem Blick Gelände und Situation zu beurteilen, rasch den kühnen Entschluß zu fassen."

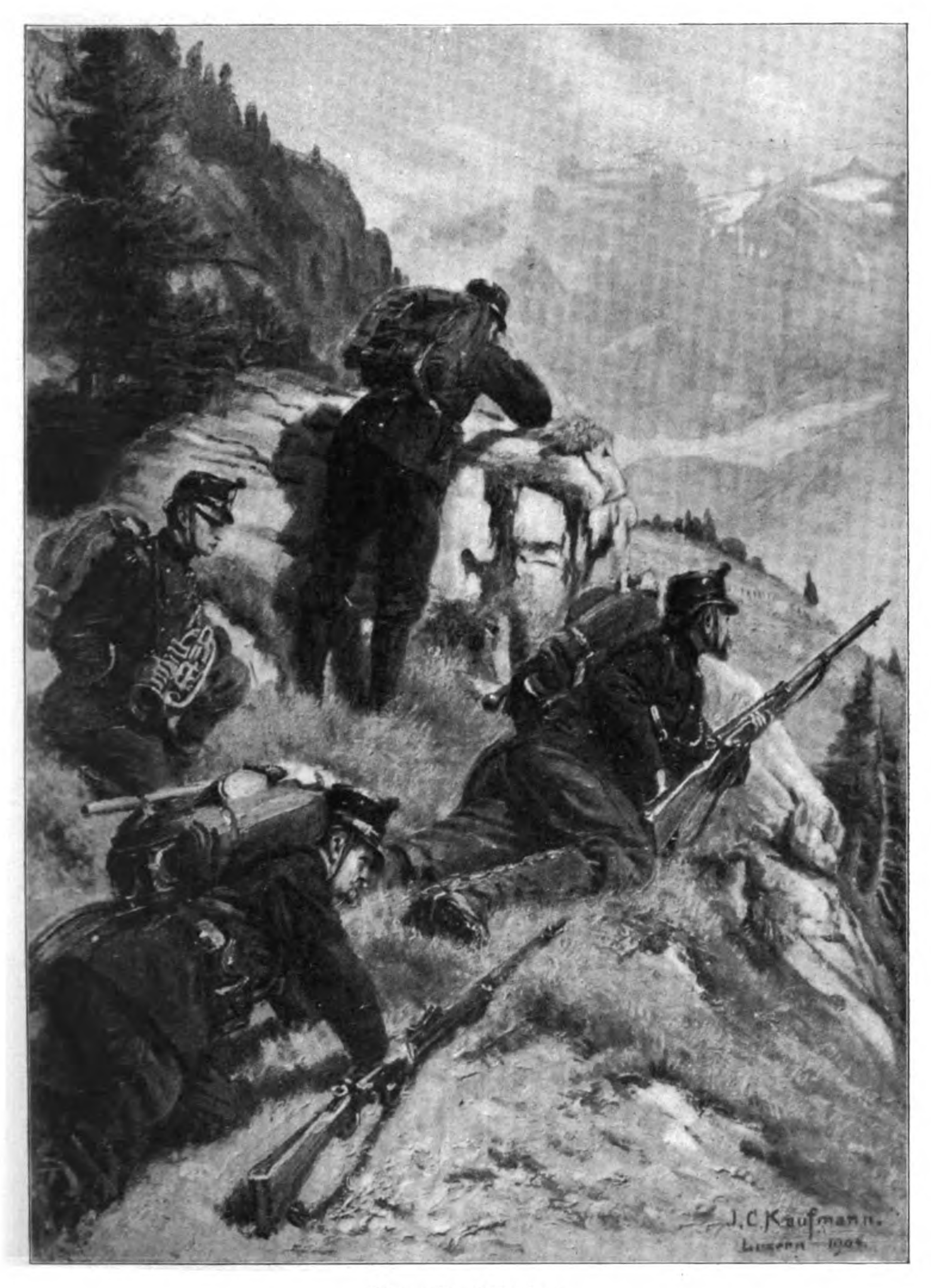
Die Ausrüstung der reitenden Mitrailleure ist sehr praktisch, die Bedienungsmannschaft ist beritten. Der Reiter führt neben einem Reitpferd das Sattelpferd, das entweder das Maschinengewehr aufgebastelt trägt oder je zwei Munitionskasten aufgepackt hat. In raschester Gangart wird in Stellung geritten, abgeprotzt und sogleich das Feuer eröffnet. Die Pferde werden in Deckung gebracht. Die reitenden Mitrailleure sind sehr beweglich, sie folgen der Kavallerie überallhin und haben schon in sehr gebirgigem Gelände (Voralpengebiet und Jura) gezeigt, was sie leisten können. Die Kavallerie würde, obschon jeder Reiter mit dem Karabiner (Kurzgewehr) ausgerüstet ist, ihre Mitrailleure nicht mehr weggeben.



Munitionspferd der Mitrailleurkavallerie

Als Maschinengewehr ist hier wie bei den Infanteriemitrailleuren und bei den Gebirgsmitrailleurkompagnien das Maximgewehr adoptiert. Schon im Jahre 1910 haben in Thun Versuchskurse mit Infanteriemitrailleurkompagnien stattgefunden. Bei den Festungstruppen (Gotthardtruppen und Truppen von St. Maurice) sind die Mitrailleurkompagnien seit Jahren formiert.

Der weitbekannte schweizerische Militärmaler J. C. Kaufmann in Luzern hat eine Reihe von Bildern, meist Reproduktionen großer Gemälde, dann aber auch einige Skizzen zur Verfügung gestellt, die das, was wir über die schweizerische Gebirgstruppe und die reitenden Mitrailleurkompagnien zu sagen hatten, wesentlich erläutern. Wir sehen da Schützen im Gebirge, eine Kletterpartie, einen schwierigen Aufstieg, Momente, wie sie bei den Übungen im Hochgebirge stündlich vorkommen; gilt es doch, in Höhen von über 2000 Metern Meereshöhe nicht nur zur Sommerszeit, nein, auch im Spätherbst und Winter zu üben. Erst kürzlich ist in den Waadtländer Bergen eine



Liegende Schützen
Nach einem Gemälde von J. C. Kaufmann

rekognoszierende Patrouille von sechs Mann vom Unwetter überfallen und in einer Höhe von über 2000 Metern eingeschneit worden, so daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnte.

Die vom Fort Savatan unter Führung eines Leutnants ausgesandte Hilfsmannschaft fand die Eingeschneiten in einer entlegenen Alphütte, in der die Verlorengeglaubten drei Tage lang ausgeharrt und wobei sie unter Kälte und Hunger schwer gelitten hatten.

Daß im Hochgebirge auch der Ski bei der Truppe eine Rolle spielt, ist selbstverständlich. Alljährlich werden übrigens im Winter von sportlustigen Offizieren und unter staatlicher Mithilfe Skikurse abgehalten, an denen sportfreudige junge Leute, die in der Armee als Offiziere, Unteroffiziere oder Soldaten eingeteilt sind, freiwillig, aber unter militärischer Führung und unter Zugrundelegung militärischer Aufgaben (Patrouillendienst) mitmachen, und zwar jeweils während mehrerer Tage.

Oft werden mit solchen Patrouillenfahrten auf Ski auch Schießübungen gegen Gefechtsziele verbunden; es gehört das mit zum Schönsten, was in der Schweiz an freiwilligen militärischen Übungen außer Dienst geleistet wird. Schon an manchem nationalen oder internationalen Wintersportfest haben schweizerische Militärskiläufer erste Preise errungen.

Sommertraum

Ein stilles Schicksal liebevoll
Geht wieder mir zur Seite,
Der Duft, der Wald und Meere schwoll,
Ward leise mein Geleite.

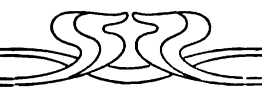
Und birgt mich in dem tiefen Grund,
Dem aller Wind entstiegen;
Da kann an ew'ger Quellen Mund
Ich lange lauschend liegen.

Und fühle, wie der Sommer steigt
In aller Wurzeln Tiefe.
Und ahne, wie sich leise neigt
Sein Haupt, als ob es schliefe.

Wie sich die schwere Frucht erfüllt
Und sich die Träume runden,
Das wird so heimlich hell enthüllt
Der Sehnsucht stiller Stunden.

Bis achtlos aus der Erde Bann
Die Seele sich verloren.
Versonnen singend sitzt sie an
Des Himmels goldnen Toren.

Thassilo von Scheffer



Leonore Niessen-Deiters: Die unordentlich verheiratete Familie

V*)

Ein Fragment aus einem Roman



Hans Deiters fec.

Als Hans Heinz Lenzmann, mein Vetter Hans Heinz, zum Begräbnis der Coselli ging (einer Dame, mit der er weder verwandt noch verschwägert noch gesellschaftlich liiert war), sagte er, er täte das, weil er gerade einen so schönen neuen schwarzen Anzug gekriegt hätte, und der stände ihm so reizend zu Gesicht. — Wobei er Vermutungen andersartiger Natur denjenigen Leuten überließ, die ihn wegen der Färbung einiger literarischer Produkte ohnedies für ein sittlich etwas verwahrlostes Individuum halten.

Was hingegen den schönen Eberhard anging, den Charakterdarsteller, so würde sein Fernbleiben ohne Zweifel aufgefallen sein. Denn er hatte sich von

*) I—IV 1911 Heft 10—13.

Anfang an zum väterlichen Beschützer der Coselli aufgeworfen und hatte alle Rollen mit ihr einstudiert: er hätte seinerseits also höchstens ein Motiv für sein Nichterscheinen erfinden müssen.

Im übrigen war es gut, daß sie alle beide da waren, denn die Sache war jämmerlich klaterig. Der Direktor war auf Engagementsreise, die besseren Kollegen zum Teil schon abgereist — vom lieben Publikum hatte vermutlich immer der eine gedacht, der andre würde wohl schon hingehen — und so lief die Beteiligung auf ein ziemlich stilloses Häufchen nicht zusammengehöriger Leute heraus, zwischen denen Hans Heinz und der schöne Eberhard doch wenigstens noch ein bißchen dekorativ wirkten. Obwohl Hans Heinzens Schönheit sich leider im wesentlichen auf den bewußten neuen Anzug beschränken muß und die des schönen Eberhard etwas stark Embonpoint angesetzt hat seit den Tagen seines Heldendarstellertums glorreichen Andenkens.

Die Coselli war Schauspielerin gewesen. — Eine blutjunge Anfängerin, sehr schön und offenbar talentvoll und also eigentlich prädestiniert, einmal ein „Liebling des Publikums" zu werden. Sie hatte auch während der Saison die hoffnungsvollsten Anläufe zu diesem Endziel gemacht, aber nach der Saison hatte sie sich eines Tages erschossen, ohne daß ein Mensch ahnte, weshalb. Weil sie es etwas theatralisch gemacht hatte — in vollem Brautstaat mit Kranz und Schleier — waren natürlich sofort etliche Fraubasen bei der Hand, dem dazu gehörigen Roman nachzuschnüffeln. Aber streng genommen brachten sie an positiven Tatsachen nicht viel mehr heraus, als daß die Coselli eigentlich Fräulein Klößchen hieß, daß sie aus uninteressant kleinbürgerlichen Kreisen davongelaufen war und daß sie zuweilen, bei einer noch betrübend kleinen Gage, Mohrenköpfe für zehn Pfennig statt eines vernünftigen Mittagessens aß. Was ja alles drei nicht schön, aber immerhin weder eine Schande noch ein Verbrechen ist.

Nichtsdestoweniger hatte sie sich erschossen, war mausetot und mußte begraben werden, und die Beteiligung beim Begräbnis war, wie schon bemerkt, wegen der mißlichen äußeren Umstände eine höchst mangelhafte. Zudem regnete es junge Hunde und Katzen, was einige wenige Zuschauer auch noch eilends vertrieb.

Die Grabrede hielt in Ermanglung eines Pastors ein junger Schauspieler. Er meinte es ohne Zweifel recht gut, abet er war noch etwas s e h r jung, und die Rhetorik ging mit ihm durch. Außerdem wußte er ja ebensowenig wie irgend jemand andres, warum eigentlich sie sich erschossen hatte. Er hielt also eine Art Abhandlung über das Recht der Selbstbestimmung in Form eines Monologs mit vielen rollenden Zungen-R und großen Gesten, wobei man die ganze Zeit das peinliche und fatale Gefühl nicht los wurde: Herrgott, Mensch, sie ist aber doch wirklich und im Ernst tot! — Der schöne Eberhard trat dabei nervös von einem Bein aufs andre (wozu seine blanken Gummischuhe umschichtig melancholisch quietschten), und nur Hans Heinz stand undurchdringlichen und unbeweglichen Gesichts da und ließ die Rede ebenso gleichgültig an sich herunterlaufen wie den Regen. (Der ihm übrigens emsig in den Rockkragen tröpfelte, weil er seinen Regenschirm geschlossen unterm Arm trug.)

Als die erste nasse Erde mißtönend auf den Sargdeckel klackerte, gab er zum erstenmal ein Lebenszeichen von sich, indem er zusammenschrak und eine unwillkürliche Bewegung nach vorn machte. Aber in demselben Augenblick schrie der Charakterdarsteller ganz plötzlich und unvermittelt laut auf:

„Elisabeth!"

Eine momentane Stille folgte. Aber — war es nun nicht scheußlich? — ganz sicher war der Aufschrei impulsiv, kam unzweifelhaft aus der Tiefe irgendeines rein menschlichen Empfindens. Und doch — lag es nun am Ton, an der akzen-

tuierten Aussprache, an dieser infamen Routine des Mannes, dem das Erschüttern Beruf ist — und doch hatte man schon wieder dies niederträchtige Gefühl: Wir sind doch nicht bei einer Generalprobe! Sie ist doch im Ernst tot! — Die momentane Stille war sehr viel mehr peinlich als erschütternd, der Schauspieler selber biß sich auf die Lippen und trat mit einer Grimasse zurück, und die andern guckten in einem Gemisch von Neugier, Verblüfftheit und Unbehagen aneinander vorbei.

Bloß Hans Heinz wurde in diesem Augenblick lebendig. Er sah den Mimen lange und sehr scharf an, so scharf und forschend, als ob er ihn in seine einzelnen Bestandteile zerlegen wollte. Aber der schöne Eberhard machte in diesem Augenblick seinem schmückenden Beiwort wenig Ehre — er sah alt und grau aus, die interessanten Falten um Mund und Nase waren schlaff, und sein Paletot zog zum Bäuchlein hin zwei wenig reizende Falten. — Nach einer Weile ließ die stirnrunzelnd gespannte Aufmerksamkeit in Hans Heinzens gelbem Antlitz nach und machte einem sonderbaren Ausdruck Platz, einem Ausdruck, ja, man kann es kaum anders nennen, einem Ausdruck von Kameradschaftlichkeit.

Und als die trübselige Zeremonie beendet war, kam er um das Grab herum und gab dem andern stillschweigend die Hand.

Der strömende Regen schwemmte die zusammenhanglose Trauergesellschaft schnell genug auseinander. Hans Heinz, der Mime und ich waren die letzten, die den Kirchhof verließen, und vermutlich hatte jeder von uns ursprünglich die Absicht, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen. Aber als wir eben auf der Straße waren, artete der Regen in einen wahren Wolkenbruch aus (natürlich in dem Augenblick, als uns die einzige Fahrgelegenheit vor der Nase davonsauste, so daß wir froh genug sein mußten, an der nächsten Straßenecke eine Art kleines Café zu erspähen. Gleichzeitig mit einem Windstoß und einem Wasserguß wehten wir ohne lange Verabredung in die kleine Bude hinein, und der erste und nächstliegende Gedanke war jedenfalls nur das Dach überm Kopf, der zweite eine Tasse Kaffee auf all die Nässe.

Als wir uns drinnen erst einmal abgeschüttelt und installiert hatten, wurde es sogleich unbehaglich schweigsam zwischen uns. — Das Büdchen war eine Kombination von Konditorei und Café, wobei eine kleine Hinterstube in Gemeinschaft mit vier Marmortischchen, einem Pfeilerspiegel und einigen roten Plüschbänken das Café vorzustellen hatte, und außer uns war keine Seele darin. Wenn es nun aber auch das Natürliche ist, daß man schweigt, während man bei strömendem Regen über einen aufgeweichten Kirchhof patscht: wenn man zu dritt in einem so kleinen Lokal an einem so kleinen Tischchen beim Kaffee sitzt, muß man auf die Dauer schon aneinander vorbeigucken, um das Schweigen nicht als Absicht zu empfinden. Zudem hing wie ein langes Fragezeichen dieser unmotivierte und überflüssige Aufschrei zwischen uns: in der Stille hörte man es ordentlich wieder laut und deutlich, mit zwei langgezogenen e:

„Elisabeeth!“

Ich bedauerte meinerseits aufrichtig, dazusein. — Der Mime räusperte sich bedeutungsvoll, sagte aber dann doch nichts, und Hans Heinz starrte trübsinnig vor sich hin. Aber schließlich war er der erste, der sich ermannte. Und die Stimmung gewaltsam abschneidend, sagte er trocken:

„Hoffentlich hat sie wenigstens einen wasserdichten Sarg!“

Aber der Mime wehrte mit einer Geste des Entsetzens ab, als ob er sagen wollte: O welche Brutalität! Und dann legte er die Hand über die Augen, zog die Mundwinkel nach unten und sagte nach einer Weile mit Pathos:

„Mein Freund! — Ich habe sie geliebt!“

Ich weiß nicht, was er von uns erwartete. Aber wie immer es von ihm gemeint war: dies war platt. Plump. Diesmal zuckte Hans Heinz zusammen wie unter einer Roheit, und es dauerte eine ganze Weile, bis er trocken antwortete: „So."

Der schöne Eberhard nahm die Hand wieder von den Augen. „Sie wundern sich über dies Geständnis?"

„Ja," sagte Hans Heinz noch trockener.

„Wundern Sie sich nicht, mein Freund!" sagte der Schauspieler. „Gewiß, wir kannten uns bisher wenig. Der Zufall wehte uns zusammen. Aber glauben Sie nicht, daß es Situationen gibt, die die Menschen einander so viel schneller näherbringen? Ich habe mich von meiner Bewegung hinreißen lassen dort draußen. Ich habe das Bedürfnis, Ihnen diese Aufklärung zu geben. Vielleicht um falschen Schlüssen vorzubeugen. Ihr Händedruck bewies mir das gleichschlagende Herz, das" (hier stockte er ein bißchen, vielleicht weil ich ihm von mir aus gar kein gleichschlagendes Herz bewiesen hatte), „das zu ahnen vermag, mit welchen Gefühlen man an ein Grab treten kann, an eine Gruft —"

Hier stockte er schon wieder; aber mit Elan — wie überwältigt von seinen Gefühlen.

Hans Heinz sah kurz zu ihm herüber. Auf eine kleinwinzige Sekunde erschien noch einmal der sonderbare kameradschaftliche Ausdruck in seinen Augen, als er um ein weniges liebenswürdiger bemerkte: „Halten Sie Ahnungen nicht auch unter Umständen für geschmackvoller als Gewißheiten?"

„Gewiß! — Gewiß!" sagte der Mime verwirrt.

Und dann kam wieder eine lange, gedankenvolle Stille, während welcher man nur das Prasseln des Regens auf einem unsichtbaren Blechdache hörte.

Ich weiß nun nicht, welcher Teufel ihn ritt oder welches niederträchtige Gefühl in ihm bohrte: er hätte ganz gewiß viel klüger geschwiegen, aber ob er nun aus irgendeinem Grunde diese Stille nicht ertrug oder ob irgendeine pathetische Wichtigtuerei ihn verführte, nach einer Weile bemerkte er dumpf — halb zu mir und halb zu sich selber:

„Glauben Sie mir, es ist ein Fluch für einen Mann, wenn alle Frauen auf ihn reagieren!"

In diesem Augenblick sah Hans Heinz wieder zu ihm hinüber, aber nur ganz blitzschnell und ohne jede Spur von irgendwelchem kameradschaftlichen Ausdruck. Im Gegenteil, es war etwas entschieden Feindliches in dem Blick. Aber gleich darauf sah er gleichmütig in den Spiegel und zog sein gelbes Gesicht in Falten. Er war wirklich keine Beauté.

„Wie gut," sagte er langsam, daß wir beide in diesem Falle von diesem Fluch verschont geblieben sind!"

„Wieso?" sagte der Mime, sichtlich unangenehm berührt.

„Na," sagte Hans Heinz, und sein Gesicht war so unbeweglich wie eine Maske, ich mit meiner Schönheit und Sie mit Ihren Jahren —?"

„Bitte — Alter ist Temperamentsache!" bemerkte der schöne Eberhard bitter gekränkt.

„Na?"

„Ja! — Jawohl!"

Hans Heinz zuckte nur skeptisch die Achseln. „Also ja. — Das heißt für einen selber! Aber für die schönen jungen Mädchen?"

„Glauben Sie nicht, daß auch eine schöne junge Frau mich lieben kann?" sagte der Mime sehr empfindlich und warf sich unwillkürlich in die Brust.

„Irgendeine schöne junge Frau — schon."

„Wie meinen Sie das?"

In Hans Heinzens Gesicht zuckte keine Muskel. „Ich meinte, wir hätten von der Coselli gesprochen," sagte er.

„Sie halten es also für so ganz unmöglich, daß die Elisabeth Coselli mich geliebt hätte?" Der schöne Eberhard, am empfindlichsten Punkt seiner Eitelkeit getroffen, wurde hitzig.

Hans Heinz besah von der Seite sein Embonpoint mit aufreizender Genauigkeit und höchst zweifelvoll. „Nee!" sagte er dann kühl.

„Nun — Sie können sich täuschen," fuhr es dem Mimen heraus.

„Gott — sie nahm Sie als väterlichen Lehrer — zum Rolleneinstudieren! Das war ja soweit ganz nützlich!" (Hans Heinz sprach ganz ruhig und leise, aber sein Ton hätte auch eine Mumie herausgefordert, und der Mime ging glatt auf den Leim.)

„Nun ja! Ich habe ihr die Rollen einstudiert!" sagte er. „Sie war zunächst meine Schülerin. Ich fühlte mich wie ihr geistiger Vater."

„Sie hätten auch getrost ihr leiblicher Vater sein können, dem Alter nach," sagte Hans Heinz.

„Hm — e — hm. — Mag sein. Jedenfalls, das kann ich Sie versichern, sie sah nichts Väterliches in mir!" sagte er zornig.

„Aber Sie als der Ältere, Erfahrenere, Sie haben natürlich diesem Kinde —"

„Ich sagte Ihnen ja schon: Alter ist Temperamentsache!" unterbrach der andre hastig. „Was mich betrifft, ich bin ein wahnsinnig leidenschaftlicher Mensch! Sie allerdings —"

„Also doch ein Allerdings?" unterbrach Hans Heinz seinerseits.

Der Mime fuhr sich irritiert durch die Mähne.

„Die Dinge liegen denn doch sehr anders, als Sie anzunehmen belieben!" sagte er hitzig. „Wenn diese Liebe auf meiner Seite eine unglückliche genannt werden soll, so war sie es jedenfalls auf eine ganz andre Weise, als Sie anzunehmen scheinen. Ich habe mich der Kleinen — e — angenommen, weil ich sie für etwas Besonderes hielt. Aber ich habe mich in ihr getäuscht. Sie hatte ererbte spießbürgerliche Ansichten, spießbürgerliche Instinkte, die schwer umzubringen waren. Wie ich jetzt sehe, die gar nicht umzubringen waren. Wohingegen ich —!"

„Wohingegen Sie?"

„Nun, ich sagte Ihnen ja schon: ich bin ein sehr leidenschaftlicher Mensch! Ich habe sie eine Zeitlang geliebt. Ich habe sie mit meiner Liebe geadelt, sie ist Weib geworden durch meine Liebe — Weib, Mensch, Künstlerin — ich habe sie zu mir emporgezogen —"

(Hier umklammerte Hans Heinzens nervöse schmale Hand die Tischkante, aber er sagte nichts.)

„— ich sah in ihr den Jungborn — die Kunst —"

„Und außerdem?" sagte Hans Heinz skeptisch.

„Hm — e — hm, darauf kann ich Ihnen eben nur sagen, sie liebte mich! Und ich bin, wie gesagt, wahnsinnig leidenschaftlich. Der Rest ist Schweigen."

„Allerdings," bemerkte Hans Heinz trocken.

Auf einmal entstand eine Stille. Eine gefährliche Stille. So, als ob plötzlich die kleine Tote das Wort bekäme, die da draußen mit einem Loch in der Schläfe in der nassen Erde lag. Der Mime räusperte sich auf eine unbehagliche Weise und sah verstohlen und unsicher zu Hans Heinz hinüber. Der sah ihn unbeweglichen Gesichts wieder an. Es wurde sehr unbehaglich.

Dann sagte Hans Heinz schließlich mit einem Achselzucken: „Na ja. Geschehene Dinge lassen sich halt nicht ändern!" — so zynisch, daß ich selber an ihm irre wurde. Der Mime aber schnappte voll sichtlicher Erleichterung darauf ein: „Ja,

sehen Sie, das muß ich mir ja auch sagen!" sagte er mit würdevollem Pathos. „Ich konnte doch nicht für eine Stunde der Leidenschaft meine Unabhängigkeit opfern, meine Freiheit, meine künstlerische Individualität! Da gibt es doch andre Wege, nicht wahr? Aber sie hatte unendlich kleinliche Anschauungen über diesen Punkt, die ganze Spießbürgerlichkeit ihrer Herkunft kam darin wieder zum Vorschein. Das führte zum Bruch. Ich mußte mich von ihr lossagen. Wenn ich natürlich hätte ahnen können, daß sie so völlig den Kopf verlieren würde — das heißt — ich meine natürlich —"

Damit stockte er. Hans Heinz hatte beide Arme auf den Tisch gelegt.

„Also — das — waren — Sie!" sagte er mit Nachdruck auf jedem einzelnen Wort.

Der Schauspieler fuhr auf. „Das habe ich nicht gesagt! — Ich bin —"

„Soll ich Ihnen sagen, was Sie sind? Sie sind ein ganz hundsgemeiner Lump!" sagte Hans Heinz langsam und deutlich.

Der Schauspieler fuhr in die Höhe, daß sein Stuhl umfiel. „Herrr! Sagen Sie das noch einmal!"

„Mit Vergnügen. Dreimal, wenn Sie wollen! Ein ganz hundsgemeiner Lump! Was! So ein alter Kerl — bringt so ein kleines Mädchen in die Patsche — zieht sich mit ein paar albernen Phrasen aus der Affäre und läßt das Kind da in seiner Hilflosigkeit im Stich! Wenn das keine Gemeinheit ist —"

Der schöne Eberhard schnappte nach Luft. „Mein Herrr —!"

„Und da Sie doch bereits aufgestanden sind," fuhr Hans Heinz unbeirrt fort, „haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, uns ganz zu verlassen. Es macht mir wenig Vergnügen, Ihre Physiognomie noch genauer kennen zu lernen!"

Der schöne Eberhard, blaß vor Überraschung und Wut, griff nach seinem Mantel. „Sie werden von mir hören!" sagte er dramatisch.

„Es wird mir ein Vergnügen sein!" sagte Hans Heinz verbissen. Und als der andre noch nicht sogleich ging, stand er auf und fing heiser an zu zählen: „Eins! — Zwei! — Drei!"

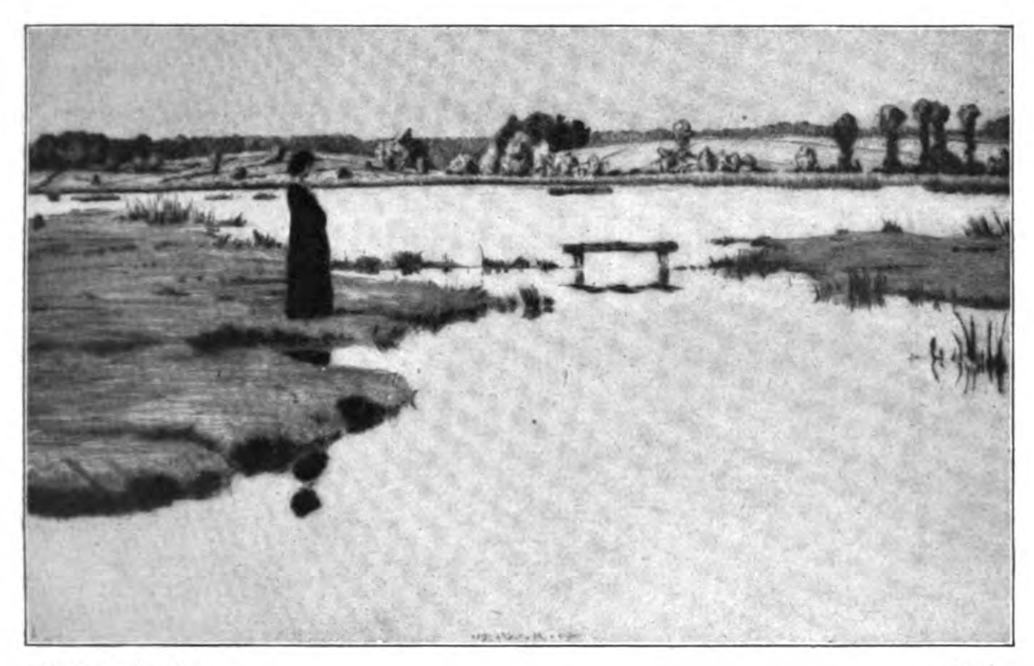
Bei drei war der Mime draußen. Und Hans Heinz stand mit flammenden Augen an dem Tischchen, dessen Rand er so hart umklammert hatte, daß die Tassen und Löffel klirrten. Das Ganze war mit unheimlicher Fixigkeit vor sich gegangen; es war eine ganz scheußliche Situation.

Eine Weile schwiegen wir uns gegenseitig an. Dann nahmen wir auch unsre Mäntel. Aber erst als wir uns trennten, sagte Hans Heinz bitter — weniger zu mir als wie als Abschluß einer langen, trüben und vermutlich ihn selbst betreffenden Gedankenreihe:

„— und so einem alten, niederträchtigen Gecken muß so etwas dann in die Finger fallen!"

Aber aus dem Ton der paar Worte begriff ich doch erschüttert, daß Hans Heinz nicht ausschließlich wegen des neuen Anzugs auf den Kirchhof gekommen war.





Walter Kühne Ruhe

Walter Kühne. Von Siegbert Salter

So oft mich der Weg durch eine unsrer großen — häufig leider allzu großen — Kunstausstellungen führte, erstand mir immer wieder aufs neue die Frage: warum behandelt man die graphischen Künste im allgemeinen so recht als Stiefkinder, die man zwar nicht ganz beiseiteschieben kann, die man jedoch vor dem Besucher in die entlegensten Säle steckt und sie hier so zahlreich neben- und übereinander hängt, daß sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung töten und schließlich keines zur rechten Geltung kommt. Von welcher Seite ich dieser Frage — selbst im Sinne der heutigen Gepflogenheit — auch beizukommen suchte, das Resultat blieb stets ein kopfschüttelndes Nichtverstehen.

Nehmen wir an, der Zweck einer Kunstausstellung sei, das künstlerische Können einer Zeitspanne darzutun, so sollte man meinen, daß sich dies von den Werken der Schwarzweißkunst ebensogut, wenn nicht besser, ablesen ließe als von den vielfarbigen Gemälden, bei denen häufig das Interesse am Stofflichen das rein Künstlerische überwuchert und seine Beurteilung erschwert. Es gibt manche Leute, und wir finden sie gerade unter den Kunstsinnigsten und Kunstverständigsten, die aus der spielend hingezeichneten Hand eines Hodler, aus der anspruchslos hingeworfenen Studie eines Liebermann klarer und eindringlicher das geniale Vermögen zu erkennen behaupten als aus fertigen und zur höchsten Vollendung gediehenen Werken dieser Meister.

Nehmen wir hingegen an, das vornehmste Ziel einer großen Kunstschau sei, das Kunstverständnis der breiten Masse zu stärken, so sollte man gleichfalls meinen, daß dies durch die einfacheren und leichter verständlichen Darbietungen der graphischen Künste besser geschehen könnte als durch die komplizierten Erzeugnisse der Malerei.

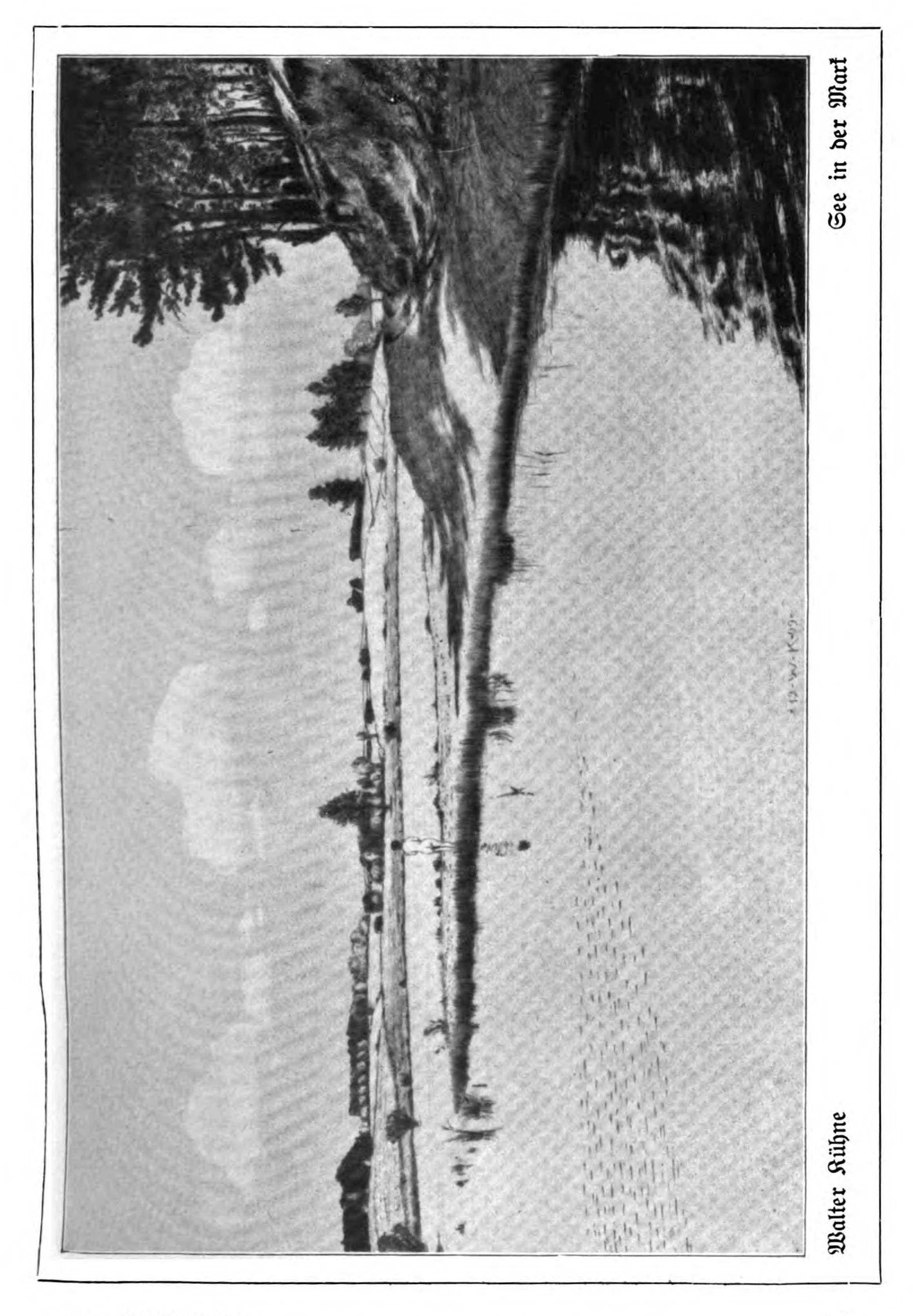
Und wollte man schließlich annehmen, der Zweck der Ausstellungen sei, die Besucher zum Erwerb von Kunstwerken zu veranlassen und ihnen dadurch einerseits ein intimeres Verhältnis zur Kunst zu vermitteln, anderseits durch die Festigung der materiellen Lage der Künstler die Kunst zu fördern, so sollte man auch von diesem Gesichtspunkte aus meinen,

daß die verhältnismäßig billigen und auch für den wirtschaftlich Schwächeren noch erschwingbaren Produkte des Zeichenstifts und der Radiernadel geeigneter zur Erreichung dieses so erstrebenswerten Zieles seien als die nur für einen verschwindend kleinen Kreis Begüterter käuflichen Erzeugnisse des Malerpinsels. Denn darüber wird wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die kleinste Originalarbeit, beispielsweise eines Radierers, einen, künstlerisch genommen, wertvolleren Besitz darstellt als die noch so vollendete mechanische Reproduktion eines Gemäldes. Seit die Photographie diese Aufgabe übernommen hat, begann sich die Freude an Radierungen um ihrer selbst willen in erfreulicher Weise zu heben, und wenn nicht alles trügt, scheint die Kunst der Radiernadel vor einer neuen Blüteperiode zu stehen. Oder vielmehr, diese neue Blütezeit hat bereits begonnen. An allen Ecken und Enden begann es sich zu regen. Von dem neuerdings wieder schaffensfreudiger beackerten Felde dieser Kunstgattung ward uns bereits eine köstliche Ernte. Max Klinger, den Hermann Struck mit Recht „den unbestrittenen Großmeister der modernen Graphik" nennt, Max Liebermann, von dem derselbe Maler sagt: „Auf der Spitze seiner Radiernadel zuckt der Nerv des lebendigsten Lebens," Käthe Kollwitz, Emil Orlik, Jozef Israels, Edward Munch, Anders Zorn und, last, not least, Felicien Rops haben uns prächtige Radierungen beschert.

Walter Kühne Die Birke

Auch bei den jüngeren Künstlern wächst die Vorliebe für Kupferplatte und Radiernadel, und unter ihnen verdient Walter Kühne als ein vielversprechendes Talent wohl eine besondere Würdigung.

Walter Kühne ist ein Kind des alten Berlin, jenes Berlin, das vor dem unwiderstehlichen Ansturm des mit fast amerikanischer Schnelligkeit sich ausbreitenden Städteungetüms an der Spree mehr und mehr verschwindet und nur noch am malerischen Krögel, in der altväterischen Fischerstraße und in der engeren Umgebung des Rathauses einige verwitterte und altersschwache Zeugen zurückgelassen hat. Schon auf den Schulbänken des Grauen Klosters machte es dem jungen Fant mehr Vergnügen, die ihn umgebende Welt mit flüchtigem Stifte aufs Papier zu bannen, als sich in die längst verschwundene Welt der Griechen und Römer zu versenken, wie sie sich in der Darstellung gelehrter Philologen zu zeigen pflegt. Auch die mit Paragraphen und Trockenheit so reichlich versehene Rechtswissenschaft, der



Walter Kühne — See in der Mark

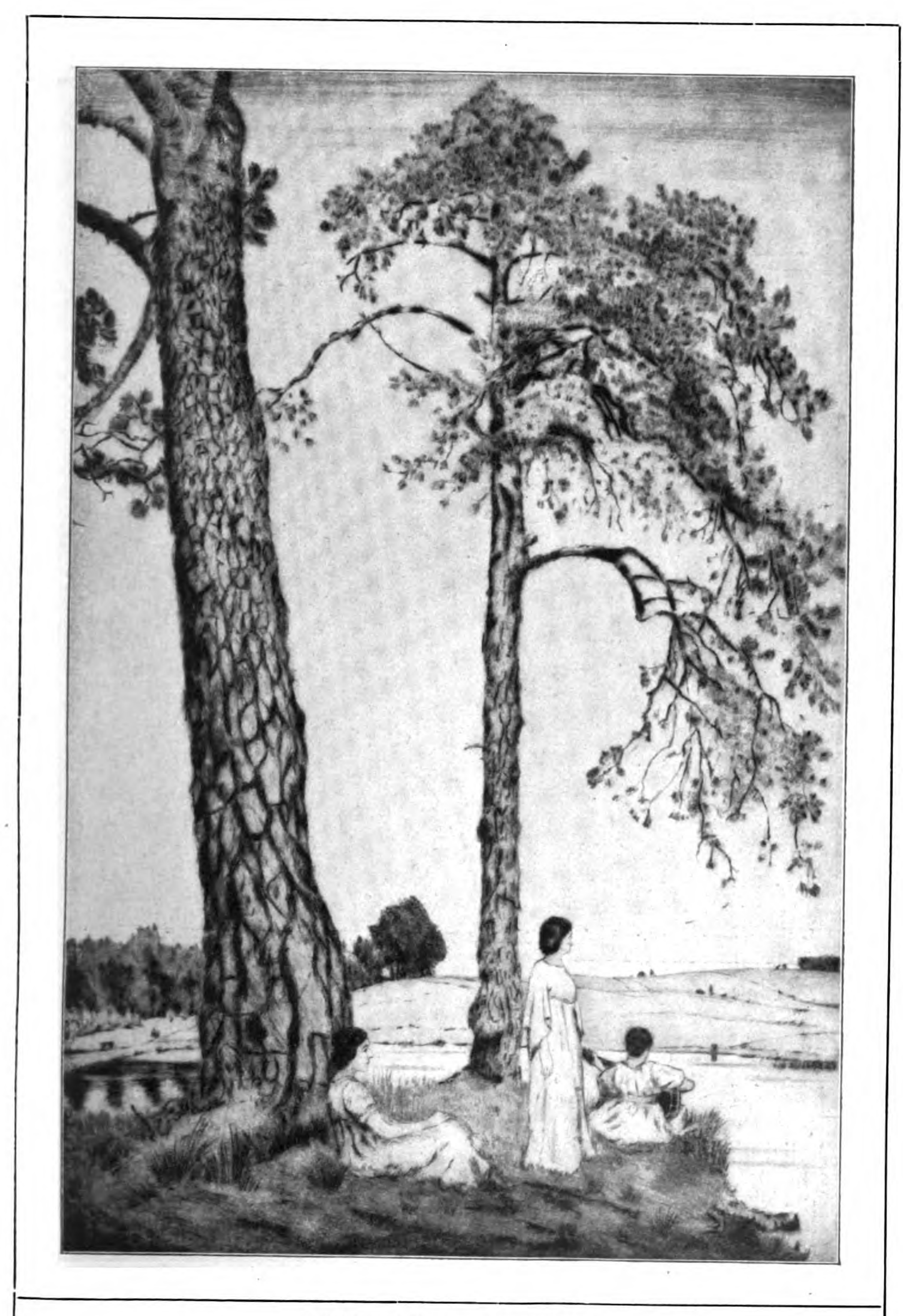
er sich später widmete, vermochte nicht, ihn der Freude an der Schönheit der Linie abspenstig zu machen. Und während er mit blitzendem Schläger manch blutigen Strich durch die Backen seiner Kommilitonen zog, bedeckten sich auch seine Skizzenbücher mit flott hingeworfenen Strichen, aus denen schon damals eine ungewöhnliche Gestaltungskraft sprach. Aber erst, nachdem er sich mit gutem Humor den Doktorhut utriusque juris erworben und seine zeichnerischen Versuche Franz Lippich zur Beurteilung vorgelegt hatte, gab er sich ganz der Kunst der Linien und der Farben hin. Lippich wurde sein Lehrer, und wenn der junge Künstler auch kurze Zeit in der Akademie Julien zu Paris arbeitete, so verdankt er dem Charlottenburger Meister doch völlig seine künstlerische Ausbildung.

In der ersten Zeit widmete er sich ganz der Kunst des Zeichenstiftes und des Malerpinsels; Kupferplatte und Radiernadel blieben ihm zunächst noch ein geheimnisvolles Mysterium. Aber früh schon regte sich etwas in ihm, das ihn unwiderstehlich zur Radierung, dieser vornehmsten Art der Schwarzweißkunst, hinzog, und als er sich dann bei einem Aufenthalt in Italien in die leuchtende Farbenglut des Südens versetzt sah, als dieser sinnverwirrende Farbenreichtum zu immer neuen Farbenmischungen zwang, ohne daß es ihm gelungen wäre, diesen komplizierten Nuancenwirrwarr der Natur so zu treffen, daß es ihn befriedigt hätte, da erkannte er, wo seine eigentliche Stärke lag. Er vertauschte Farben und Pinsel mit Ätzgrund, Radiernadel und Schaber. Zunächst noch ein wenig im geheimen, denn er traute sich nicht recht, Franz Lippich, seinem gestrengen Lehrmeister, dieses neuerliche Umsatteln zu offenbaren. Dies geschah erst, als das Werk so weit gediehen war, daß es den jungen Meister loben konnte und er seinem Lehrer fast Vollendetes vorzulegen vermochte.

Wer Kühnes Aquarelle und Ölstudien gesehen und seinen Radierungen gegen-



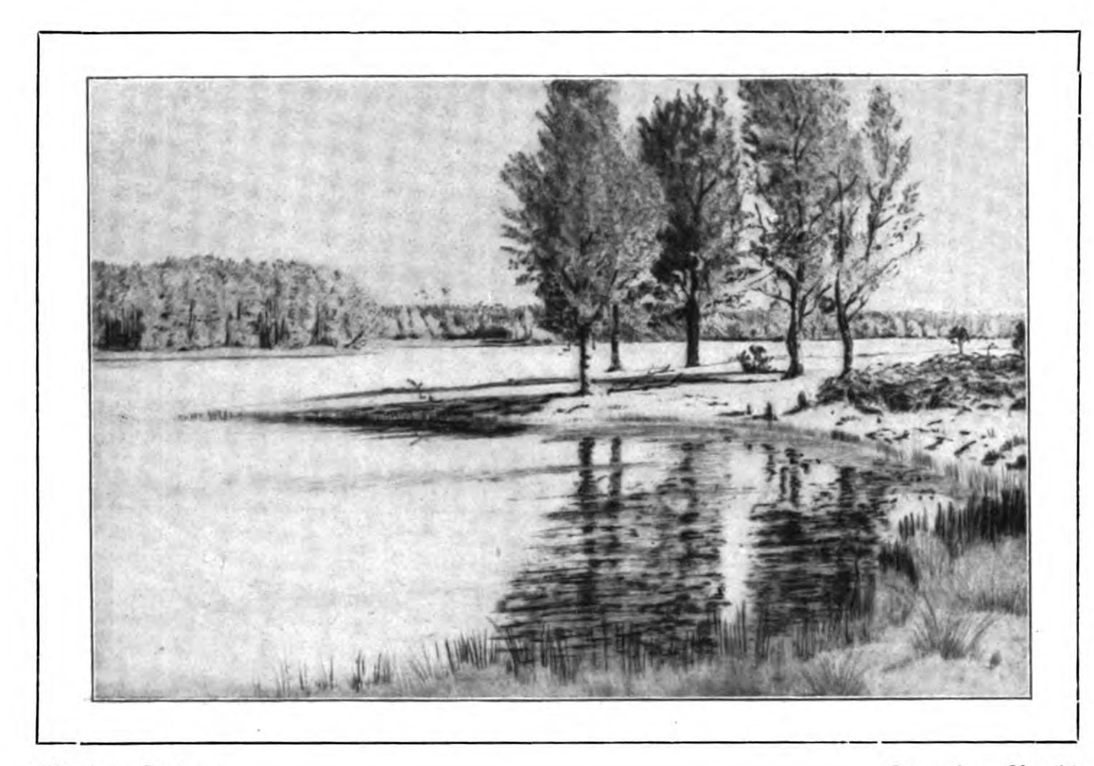
Walter Kühne — Stimmung aus Venedig



Walter Kühne: Alte Kiefern

übergestellt hat, sieht sofort, daß seine Stärke in der Radierung liegt und diese Technik sich am willigsten seinen künstlerischen Intentionen leiht. Er weiß mit einer wunderbaren Sicherheit die Radiernadel zu führen und die einfachsten Blätter mit einem köstlichen Stimmungszauber zu erfüllen. Besonders gut liegen ihm landschaftliche Sujets, und in der lebendigen Wiedergabe belaubter Bäume, in der feinen Behandlung der Luft, in der zarten Andeutung schön geschwungener Brückenbogen, die wuchtige Wölbung eines Übergangs über die stillen Fluten eines Kanals, die schlanke Kraft eines modernen Baukrans oder die zierliche Schönheit eines Blütenzweiges genügen schon, um ihn zur Schaffung eines kleinen, liebevoll ausgeführten Kunstwerkes zu begeistern.

Mit besonderer Vorliebe entnimmt er seine Sujets der stillen, versonnenen Schönheit des märkischen Landes und



Walter Kühne Sonnige Bucht

der leise verschwimmenden Ferne, der plastischen Wiedergabe des mählichen Zurückweichens des Hintergrundes, in der liebevollen, fast japanisch anmutenden Vertiefung in einzelne Details und in der sicheren, lebensprühenden Linienführung bietet er Leistungen, die jedem Kunstfreunde, der das rein Künstlerische und das Technische in einem Werke zu schätzen weiß, eine ehrliche Freude bereiten müssen.

Dabei ist Kühne in der Wahl seiner Sujets, die er meist direkt nach der Natur auf die Platte bannt, durchaus nichts weniger als engherzig. Ein der deutschen Küste, der prangenden Heiterkeit des Südens und der verschwindenden Traulichkeit Alt-Berlins. Ein prächtiges Blatt der letztgenannten Art hat das Berliner Kupferstichkabinett unter anderm jüngst erworben.

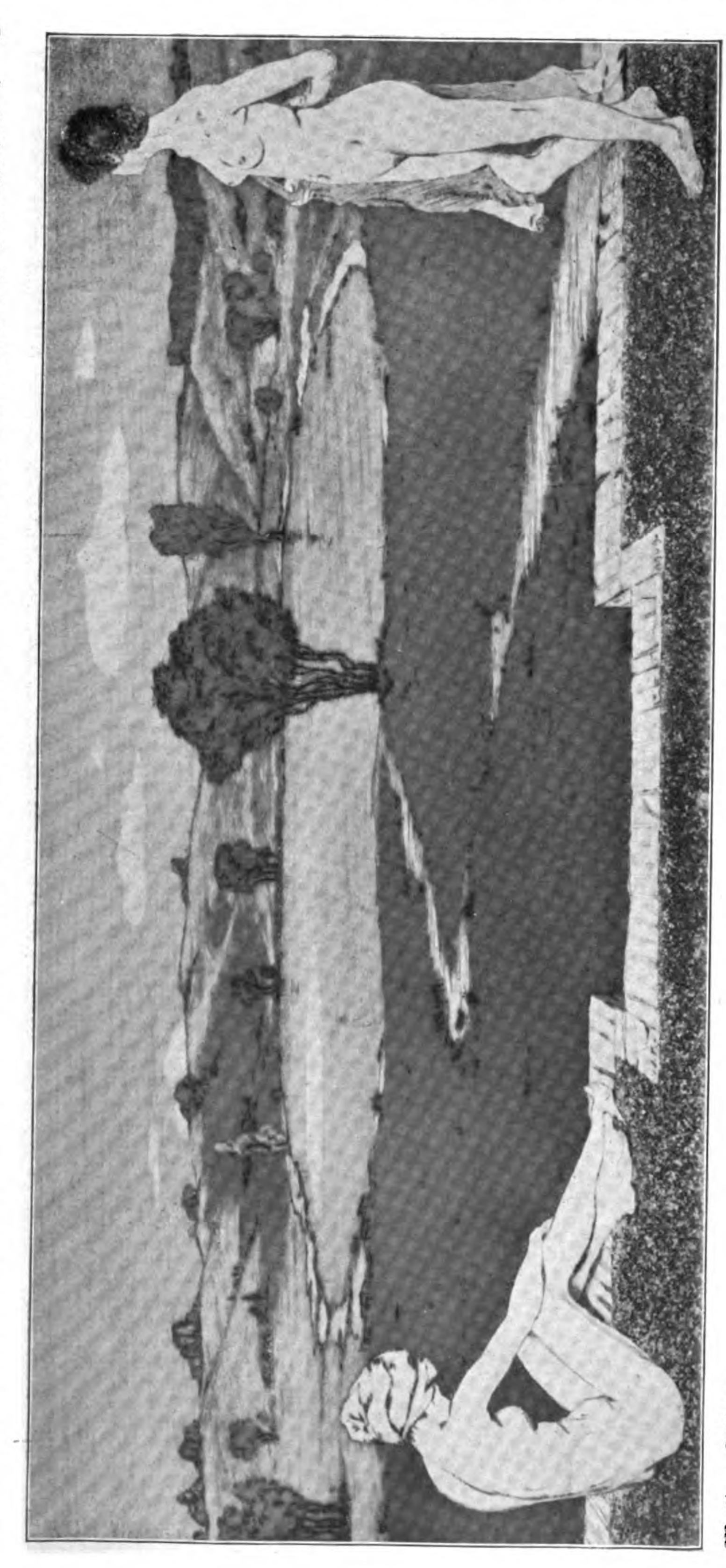
Dabei ist er gegen sich selbst von unerbittlicher Strenge. Was ihm nicht auf den ersten Wurf gelingt, wird endgültig beiseitegelegt.

Drucke, die in irgendeinem Detail seinen Ansprüchen nicht gerecht werden, die aber gewiß das Entzücken manches Sammlers bilden würden, werden unbarmherzig zerrissen. Nur

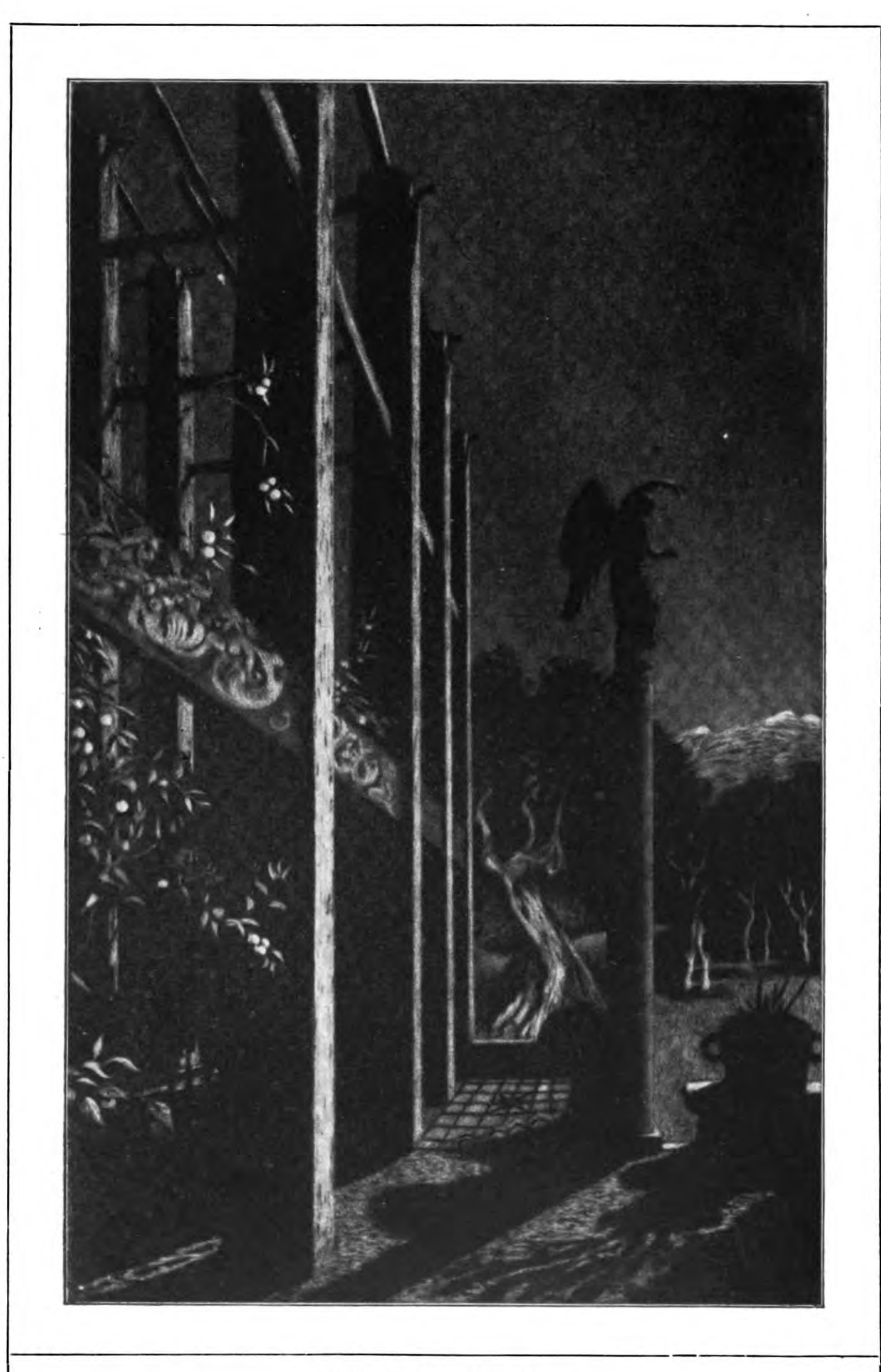
was ihn innerlich zur Gestaltung treibt, wird in Angriff genommen, und Anregungen von außen haben nur Aussicht auf Erfolg, wenn sie eine Saite seines künstlerischen Empfindens mitklingen lassen. Am liebsten arbeitet er mit der Radiernadel, aber auch köstliche Schabe- und Aquatintablätter hat er geschaffen. Und neuerdings auch gelungene Versuche mit dem Holzschnitt angestellt.

Eine nervenerquickende Ruhe liegt über alle seine Schöpfungen ausgebreitet, eine Ruhe, die ihren Grund hat in einer souveränen Beherrschung aller technischen Mittel und in einem fast Liebermannschen Gefühl absoluter Wurschtigkeit gegenüber irgendwelchen Schulen, Strömungen, Richtungen und Urteilen.

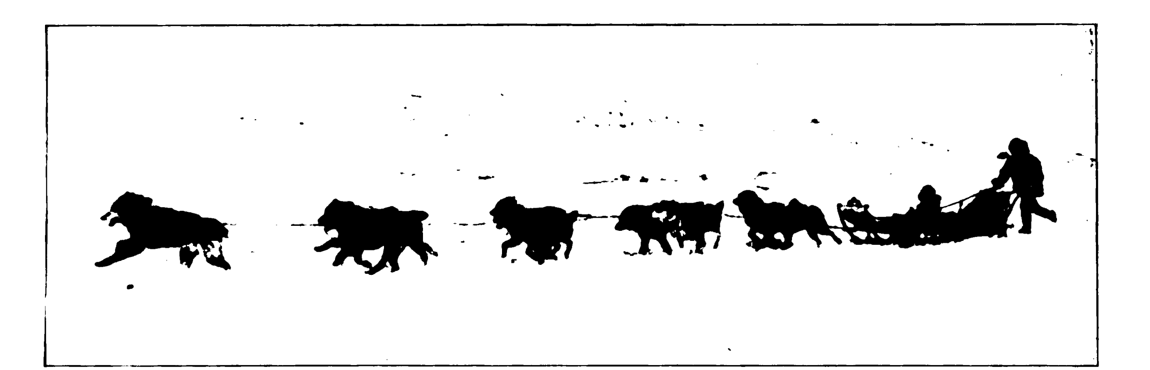
Seit 1906 beschickt er regelmäßig die Große Berliner Kunstausstellung. Erst kürzlich war eine größere Anzahl seiner Werke im Posener Kaiser-Friedrich-Museum zu sehen. Ohne Frage wird Walter Kühne noch von sich reden machen.



Walter Kühne — Sommer



Walter Kühne: Träume



Im Zauberbanne des Nordlichts

Von

A. Theinert

„So, da wären wir! — Begrüße meine Laren!" lachte Frank Burton, beim Überschreiten der Schwelle des geräumigen Blockhauses auf die von den Wänden der Vorhalle hängenden Hirsch- und Elentiergeweihe weisend.

Wir hatten uns in Jokohama kennen gelernt, waren Freunde geworden, aber, nachdem wir Japan gleichzeitig verlassen und den Stillen Ozean gekreuzt, in Amerika auseinander gekommen. Während ich in Panama, Mexiko und den Vereinigten Staaten mich herumtummelte, war Burton in den Dienst der englischen Pelzhandels-Gesellschaft getreten und Cheffaktor in Fort Churchill geworden. Briefe waren sehr spärlich gewechselt worden und seit unsrer Trennung nahezu fünf Jahre vergangen, als wir an einem schönen Sommerabend ganz zufällig an den Niagarafällen zusammentrafen. Frank hatte in Buffalo Geschäfte abgewickelt und ich im Sinn, nächstens von Neuyork nach Hamburg abzudampfen, mich aber, nachdem wir unser Wiedersehen gehörig gefeiert, unschwer dazu bestimmen lassen, Europa einstweilen noch nicht mit meiner Gegenwart zu beglücken und den Freund in seine nordische Wildnis zu begleiten.

Dort hatte ich mich rasch eingelebt, war mit Land und Leuten vertraut geworden und herzlich froh, dem Hasten und Jagen der Kulturwelt wieder mal gründlich entrückt zu sein. Geld hatte ich in den letzten Jahren genug gemacht, um dem „Time is Money" eine gute Weile keine Beachtung schenken zu müssen.

Neben Burton und mir hauste in Fort Churchill nur noch ein dritter Weißer, der Unterfaktor Patrick O'Brien, ein Irländer; die sonst unmittelbar zum Posten gehörenden Männer waren Mestizen und Indianer; Weiber gab's keine.

„Du würdest mir einen Gefallen tun," wandte sich Burton an einem Januarmorgen nach dem Frühstück an mich, „wenn du O'Brien begleiten wolltest. Ich möchte ihm nicht gern zumuten, allein zu fahren. Der Indianer zählt nicht, als Reisekamerad ist Sinapis nicht viel besser als eine Holzpuppe; über seine Lippen kommen in vierundzwanzig Stunden keine vierundzwanzig Worte; aber die Hunde sind an ihn gewöhnt, er versteht sie zu behandeln wie kein andrer."

Einem umlaufenden Gerücht nach sollten fremde Trapper in unserm Bezirk wildern. Burton glaubte nicht recht an die Geschichte, hielt es aber doch für seine Pflicht, nachzuforschen, und ich erklärte meine Bereitwilligkeit, an der vom Unterfaktor anzutretenden Aufklärungstour teilzunehmen.

Am nächsten Morgen stand der lange, niedrige Schlitten auf der glitzernden Fläche vor der Pforte der Faktorei, und Sinapis, die kurzgestielte Hetzpeitsche in der Rechten, bei den angeschirrten achtzehn Zughunden, durchweg Vollblut

der in Kanada Huskies genannten Rasse. Am ersten Tage machten wir einen guten Rekord. Der Schnee war hart und die Fläche wenig gebrochen, nur ab und zu rumpelte der Schlitten über den unter der weißen Decke versteckten Stamm eines vom Sturme gefällten oder aus Altersschwäche umgesunkenen Baumes. Gegen Abend machten wir halt an der windgeschützten Seite eines Tannendickichts und trafen die Vorbereitungen zum Biwakieren. Die Zugtiere wurden ausgeschirrt und gefüttert und ein tüchtiger Haufen Holz zusammengeschleppt zur Speisung der beiden großen Lagerfeuer während der Nacht. Das Thermometer zeigte zweiundzwanzig Grad Reaumur unter Null, und tieferes Sinken bis zum Morgen stand zu erwarten.

Nachdem wir abgekocht und gegessen, einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche genommen und die Pfeifen angezündet hatten, fragte mich O'Brien:

„Wie gefällt Ihnen Sinapis?"

„Hm, 's scheint da etwas nicht ganz in der Ordnung zu sein; er bewegt sich, wie wenn er Blei in den Gliedern hätte."

„Stimmt! — Krank ist er; ist's heute morgen schon gewesen, hat aber nichts davon verlauten lassen. Hätte er den Mund aufgetan, dann wäre ein andrer Hundelenker mitgenommen worden."

„Na, gar so schlimm wird's wohl nicht um ihn bestellt sein; morgen ist er vielleicht wieder munter."

„Das glaube, wer mag, ich nicht," knurrte O'Brien. „'s ist ein eignes Ding um diese Rothäute; äußerlich vertragen sie den stärksten Puff, packt sie's aber innerlich, dann ist's gefehlt; keine Widerstandskraft, kein Aufraffen. Heute krank, morgen tot, das ist die Regel."

„Müssen's halt abwarten. Über Nacht soll er im Schlitten liegen bleiben, warm eingewickelt. In die Feuerwache teilen wir beiden uns, ohne ihn."

Am Morgen ließ sich an einer schweren Erkrankung des Indianers nicht länger zweifeln; er war gänzlich entkräftet, vom Fieber geschüttelt und stöhnte erbärmlich. Wir konnten nichts für ihn tun, wir mußten ihn liegen lassen, wo er lag. O'Brien übernahm die Lenkung des Gespanns, und weiter ging's nach Norden, sobald wir gefrühstückt hatten.

In unsrer Erwartung wurden wir nicht getäuscht; am folgenden Tag fuhren wir über eine ebene, harte Fläche und kamen rasch vorwärts. Wild war wenig zu sehen: etliche Wölfe, ab und zu ein Fuchs, ein paar Polarhasen und Schneehühner. Daß Menschen in dieser Gegend gejagt oder Fallen gestellt haben sollten, davon zeigten sich keine Spuren.

Nach Sonnenuntergang war ich in eine Art von Halbschlummer gefallen, aus dem ich durch ein prickelndes Gefühl in den Augen geweckt wurde. Die Augen tränten, die Lider zuckten krampfhaft. Mit dem linken Arm über den Schlittenrand langend, raffte ich mit der in ihrem Pelzfutteral steckenden Hand Schnee auf, die brennenden Augen damit zu kühlen: der Schnee war rosig angehaucht. Ich warf einen Blick auf O'Brien: seinen Kopf umgab ein leuchtender Nebel. Das gleiche zeigte sich bei den Hunden; der von ihren Nüstern ausgestoßene Brodem schwebte in zartroten Wölkchen davon oder hing in der stillen Luft wie ein matter Regenbogen.

Während ich, noch halb im Dusel, über die Ursache der Erscheinung ins klare zu kommen suchte, wandte der Irländer sich um. Seine Augen blinzelten wie die meinen.

„Verdammnis über die Lichter!" murmelte er in den Bart.

„Lichter? Lichter?" fragte ich. „Aha, ich verstehe: Aurora borealis; Nordlicht im Anzuge."

O'Brien nickte. „Böses Omen das; kündet die Nähe des Todes an. — Sinapis wird den Morgen nicht erleben."

„Unsinn!"

„Kein Unsinn! Trifft's nicht ihn, dann trifft's einen von uns beiden, und 's wäre mir schon lieber, er müßte dranglauben. Was wissen denn Sie davon, sind erst ein paar Monate im hohen Norden. Hätten Sie hier so lange gelebt wie ich und erfahren, was ich erfahren habe, Sie würden nicht lachen."

Er ließ die Peitsche spielen, und wir fuhren weiter.

Ich versank in Träumereien, wurde aber bald wieder aufgeschreckt.

„Sie rücken an, sie kommen, die Höllenlichter!" zischte O'Brien durch die Zähne.

Ich schaute auf. Feurige Zungen leckten über den nördlichen Horizont,

höher und höher dem Zenit zu. Von Süden her schossen ihnen flammende Pfeile entgegen, und ein schwaches, kaum vernehmbares Raunen und Flüstern wie von Geisterstimmen drang an mein Ohr. Der rote Schein wurde intensiver, die ganze Atmosphäre war geschwängert damit. Gespenstische Schatten schienen vorbeizuhuschen; die Schneefläche sah aus wie ein weites Schlachtfeld, auf dem Tausende und aber Tausende ihr Blut verspritzt.

Bei guter Zeit erreichten wir eine bewaldete Hügelgruppe, die das Endziel unsrer heutigen Fahrt sein sollte, und fingen an, uns fürs Nachtlager einzurichten. Die Temperatur war wieder stark gesunken, das Weingeistthermometer zeigte minus einunddreißig Grad an. Vier große Feuer wurden angemacht und angestrengt gearbeitet, genügend harziges Holz zum Nachlegen zu fällen.

Als wir nach beendigter Mahlzeit zwischen den Feuern hockten, war O'Brien der erste, das eingetretene Schweigen zu brechen.

„Sehen Sie's?" fragte er.

„Was soll ich denn sehen?" erwiderte ich ziemlich unwirsch; ich fing an, über die abergläubische Furcht meines Gefährten ärgerlich zu werden.

„Und hören Sie's nicht?" fragte er weiter.

„Ach was! Das ist ja dummes Zeug. Sie werden sich doch nicht von einem Nordlicht ins Bockshorn jagen lassen!"

„Nordlicht! — Ja, ja, so heißt's. Aber wer schießt die Feuerpfeile ab? — Wer wirft die keinen Augenblick ruhenden Schatten? — Woher kommt das Gezischel? — Ich weiß schon, 's gibt da Leute, deren Köpfe zu groß sind für ihren Leib; die nehmen den Mund voll, schwatzen von Elektrizität und Erdmagnetismus und meinen Wunder wie gescheit sie seien. Aber bringen Sie diese aberklugen Herren zusammen, sag' ich, und stellen Sie die Fragen: Was ist Elektrizität? Was ist Erdmagnetismus? Das sollen sie mal klipp und klar beantworten. Was gilt's, die sitzen da und saugen stumm an ihren Daumenfingern?"

„Aber, Patrick, da sind Sie denn doch arg auf dem Holzwege."

„So, Holzwege? — Ich will Ihnen was sagen: Es gibt halt gelehrte krumme und mutterwitzige gerade Wege, 'ner Sache auf den Grund zu kommen."

„Gut, erklären Sie also nach Ihrer Manier die Aurora borealis."

„Was gibt's da weiter zu erklären, 's ist einfach Teufelsspuk. Der Teufel zündet die Lichter an, die Menschen zu schrecken, zu peinigen und das Nahen des Todes zu verkünden. — In unserm Falle gilt's dem da. Ich hab's schon gesagt, Sinapis wird sterben."

„Aber der war doch schon krank, ehe die Geschichte losgegangen ist."

„Hätte wieder gesund werden können, wären die feurigen Pfeile nicht geflogen; die bringen immer Unheil."

Ich wollte lachen, brachte aber nur einen heiseren Laut aus der Kehle. Auch mir fing's an gruselig zu werden, ich verspürte einen Alpdruck, den ich mit Aufbietung aller Willenskraft nicht gänzlich abzuschütteln vermochte.

Vom Schlitten her drang ein tiefer Seufzer an mein Ohr. Ich stand auf und schaute nach dem Indianer. Er lag auf dem Rücken und atmete schwer; ein paarmal focht er krampfhaft mit den Fäusten durch die Luft wie zur Abwehr von etwas Entsetzlichem — eines, mir unsichtbar, ihn umflatternden Dämons, so fuhr's mir durch den Sinn. Meine Phantasie war überreizt; des abergläubischen Irländers Gerede hatte mich nervös gemacht.

Ich hockte wieder auf meinen Platz am Feuer, lehnte mich gegen einen Holzhaufen und ließ die Blicke umherschweifen: die von Norden und Süden über den Horizont gestiegenen Lichtgebilde hatten im Zenit sich vereinigt und sanken abwärts, tiefer und tiefer, wie wenn sie auf uns fallen, uns einhüllen wollten in ihre Gluten. In der Faktorei hatte ich beim Eintreten der Aurora borealis über die Indianer gelacht, in dieser Einöde hier draußen und in meiner jetzigen Gemütsstimmung würde ich in dem Gebaren der naiven Naturmenschen nichts Lächerliches gesehen haben. Die stürmen, wenn die Lichter heller und heller werden, aus ihren Zelten ins Freie und erheben, wie besessen gestikulierend, ein ohrenzerreißendes Geschrei. „Der Schall der vereinigten Stimmen," so sagen sie, „bringt die Feuerwolken zum Stillstand. Blieben wir in unsern Wigwams, dann würden die bösen Geister niedersteigen, würden uns packen und fortschleppen nach dem

Lande des nie schmelzenden Schnees, dort unsre Leiber zerreißen und unsre Seelen verschlingen."

Mir wirbelte es im Kopfe, Mattigkeit übermannte mich; ich versank in einen unruhigen Halbschlummer.

Plötzlich schreckte ich auf; ein Laut gellte in meinen Ohren. Ich sah O'Brien gebeugt über den Schlitten, ein Zittern ging durch seinen Körper.

„Was ist's?" fragte ich.

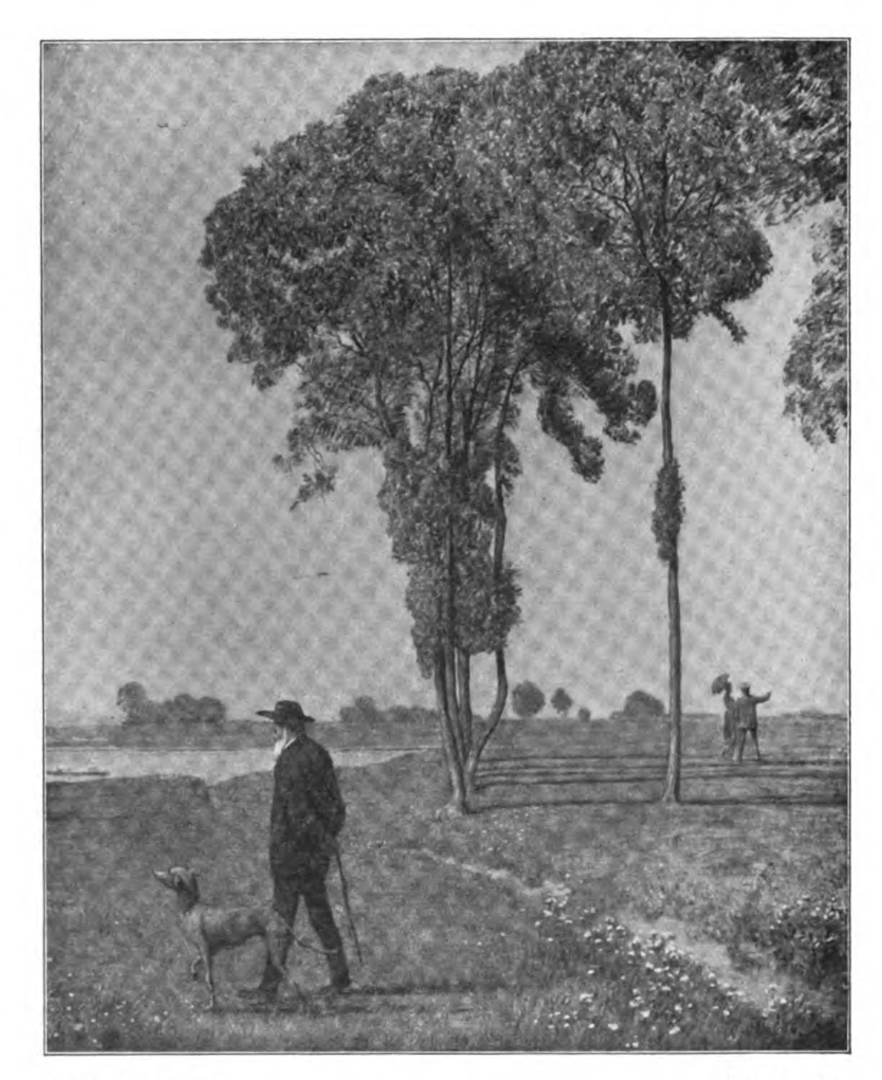
„Sinapis! — Er hat gerufen. — Haben Sie's nicht gehört? — ‚Mascha!'* hat er gerufen mit seinem letzten Atem. — Die Dämonen haben seine Seele geholt."

Ich trat heran. Zwischen den abgeschüttelten Pelzen lag die in der bitteren Kälte in wenigen Minuten starr und steinhart gewordene Leiche des Indianers.

Der neue Morgen kam, die Sonne stieg über den Horizont. Unter ihren Strahlen verblaßten die magischen Lichter, der Schnee verlor die Blutfarbe, in meinem Kopfe wurde es hell, die Hirngespinste der Nacht zerrissen und verflüchteten sich.

Die Rückfahrt verlief glatt, ohne Zwischenfälle, und an einem prächtigen mondhellen Abend überschritt ich nach achttägiger Abwesenheit wieder die Schwelle meines temporären Heims, herzlich willkommen geheißen von Frank Burton.

* Mascha = Teufel.

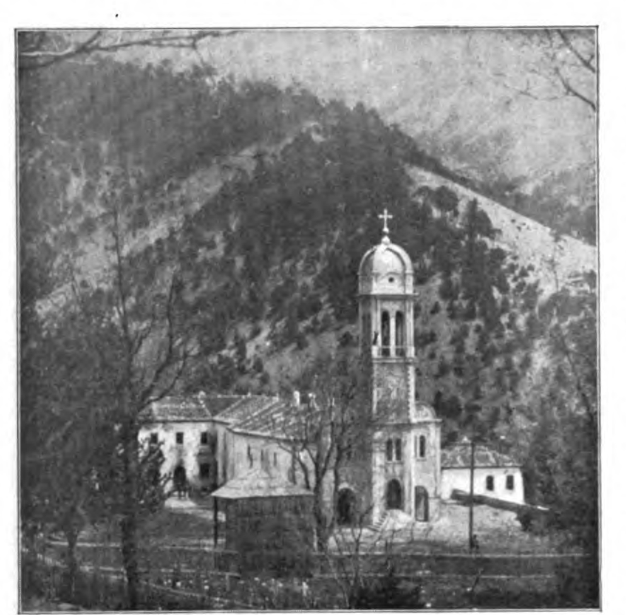


Hans Thoma — Einsamkeit

Die Malsoren. Von Dr. Albrecht Wirth

Ort der Handlung: Podgoritza. Der Redner: ein alter dicker Montenegriner, der sich als Autorität über Länder und Leute aufspielt. „Was?" fährt er den Fremdling an, „Sie wollen nach Albanien? In dieses Land der Barbaren?" — „Gewiß; warum denn nicht?" — „Hier in den Schwarzen Bergen ist es viel schöner und interessanter." — „Nun, man kann das eine tun und das andre nicht lassen." — „Ihr Vorhaben ist unsinnig. Übrigens kommen Sie gar nicht über die Grenze. Und wenn Sie hinüberkommen, werden Sie von den Malsoren totgeschossen." Ich erkundigte mich in aller Ruhe bei dem rabiaten Zrnagorzen: „Wie lange wohnen Sie schon in Podgoritza?" — „Achtzehn Jahre." — „Und wie oft waren Sie schon in Albanien?" — „Nie!" fauchte der Länderkenner, „und will auch nie hingehen."

Auf einigen Umwegen verschaffte ich mir die Bekanntschaft eines Malsoren, der in Podgoritza als Lastträger tätig war. Er war vom Stamme der Hoti. Er brachte mich sicher über die Grenze auf verschwiegenen Gebirgspfaden, montenegrinische und türkische Blockhäuser vermeidend, und führte mich in das Gebiet der Hoti, gerade in das Gelände, wo kürzlich die erbittertsten Kämpfe ausgefochten wurden. Ich konnte damals kaum ein Wort Albanisch. Die Sache ging aber auch so. Jedenfalls war ich sehr erfreut, als der Priester des Stammes mich auf italienisch begrüßte und so eine bequeme Verständigung ermöglicht wurde. Der Priester, geprüft in der Landessprache, gab die ersten wünschenswerten Aufschlüsse über die Art, wie man in seiner Heimat reisen müsse, und im einzelnen über den Stamm der Hoti. Sie waren immer Vorkämpfer der Malsoren oder Bergbewohner (von Mal, Berg) und durften die Fahne in der Schlacht vorantragen. Namentlich in den Kämpfen der ausgehenden 1870er Jahre spielten sie eine große Rolle.



Kirche in Droschi

Die Reisetechnik ist folgende: Man nimmt sich einen Mann aus dem Stamme A, um zu dem Stamme B zu gelangen, und steht solange unter dem Schutz, der Bessa des Führers. Wer trotzdem den Reisenden antastet, hat nicht nur die persönliche Rache des Führers, sondern auch die des ganzen Stammes A zu fürchten. Am sichersten ist es, wenn man mit Mädchen oder Frauen geht, denn diese sind in Albanien un-



Der Urwald der Thumana

Gebirgspferde oder — das häufigste — man benutzt Schusters Rappen.' Vielfach ist es in den hochalpinen Strichen ganz unmöglich, anders als zu Fuß zu gehen. Selbst im Mai muß man, um von einem Gau zu dem andern zu gelangen, mitunter bei der Überquerung eines Hochjochs stundenlang im Schnee gehen; auch stürzen derartige Joche bis zu 60 Grad steil ab, so daß Stufen in den Schnee gehackt werden müssen, und an Reittiere nicht gedacht werden kann. Im übrigen sind derartige Übergänge, verglichen mit denen unsrer Alpen, für einen halbwegs geübten Steiger durchaus kein Hindernis. Als Jahreszeit ist am besten Frühling und Herbst. Im Sommer ist es grimmig heiß, und häufig leidet das Land an Wasserlosigkeit;

verletzlich; anderseits gilt es nicht gerade für tapfer, sich weiblichen Schutzes zu versichern; ich selbst bin noch niemals in die Verlegenheit gekommen, darauf zurückgreifen zu müssen. Soweit wäre alles ganz einfach. Schwierig wird das Problem erst dann, wenn die Stämme A und B in offener Fehde miteinander liegen. Nicht selten ist dann der Reisende gezwungen, das Gebiet des feindlichen Stammes gänzlich zu meiden, oder aber man fingert die Sache so, daß der Begleiter bis zur Stammesgrenze geht und dann ein großes Geschrei erhebt. Sobald die Männer vom Stamme B das hören, schreien sie zurück. Eine angeregte Unterhaltung entsteht, die auf unglaubliche Entfernungen geführt wird; Albaner können sich noch auf einen Kilometer verständlich machen, so sehr ist die Übung des Weitrufes ausgebildet. Nun wird der harmlose neutrale Reisende vom Stamme B übernommen und weitergeleitet. So viel über die Reisesicherheit. Die Art der Fortbewegung aber kann doppelter Art sein: entweder man reitet auf einem Esel, Maultier oder kleinem

so hat es in dem Sommer vor drei Jahren volle fünf Monate lang nicht geregnet. Trotzdem haben einige wackere Deutsche, ihres Schmerbauchs Gewicht zu mindern beflissen, ausgerechnet Juli und August zu ihren Wanderungen dort unten gewählt.

Wie man sieht, ist das Reisen in Albanien gar nicht besonders schwer; mit



Partie von Durazzo

etwas Gutwilligkeit und Anpassungsvermögen sogar verhältnismäßig leicht. Mit dem Rucksack durchschweifte ich die Gaue der freien Albanesen. Nach einer Woche war ich in Schala. Ich wäre gern eine Zeitlang dort geblieben, aber der Padre war unglücklicherweise schon fast ein Jahr lang nicht aus dem Nest herausgekommen und verlangte dringend nach Stadtluft. Ausgerechnet am Sonntag wollte er die Fahrt nach Skutari unternehmen. Mit der Bevölkerung ist immerhin nicht zu spaßen, und so mußte ich der schützenden Begleitung froh sein. In der Regel bleiben ja Fremde in jenen Gebirgen unangetastet, aber im vorigen Jahre ist es doch vorgekommen, daß einer gefangen wurde; und zudem war der Padre ein lustiger Gesellschafter. Bald Deutsch, bald Italienisch, bald auch mit seinen Begleitern Albanisch, schwatzte er stundenlang dahin. Des Abends spielte er auf einer Art Laute burschikose Weisen. Der Weg war herrlich. Wilde, zerklüftete Landschaft; ein brausender Gebirgsfluß, in dem ich oft badete, blinkende Schneegipfel im Hintergrund.



Albanesen aus Kastrati

Die Gegend ist nur schwach bevölkert. Die Leute wohnen so ziemlich jeder für sich. Viele haben eine Kula, das ist eine kleine Festung, die aber nur aus einem oder höchstens zwei Gemächern besteht und ganz ohne Fenster ist. Statt der Fenster hat das Haus Schießscharten, was die Türken jetzt — ohne Erfolg — zu ändern trachteten. Will man in der Kula Licht haben, so muß man eben die Tür aufsperren. Des Abends leuchtet das Feuer. Einen Rauchfang gibt es allerdings, er ist aber auch danach. Er ist von Holz. Wenn ein Windstoß in die Kula fährt, so verbreitet sich der Rauch schamlos in dem ganzen Raume. In der Schala wohnen und schlafen auch die Frauen in der Kula, in der Merdita müssen dagegen die Frauen außerhalb schlafen. Ihnen geschieht auch nie ein Leid. Die Blutrache, die noch stark im Schwange ist, richtet sich nur gegen Männer. Es soll vorkommen, daß Krieger der benachbarten Nikai und Merturi über die himmelhohen Pässe steigen und in der Nacht die schlafenden Männer überfallen. Früher kamen mitunter auch Mohammedaner und rega-

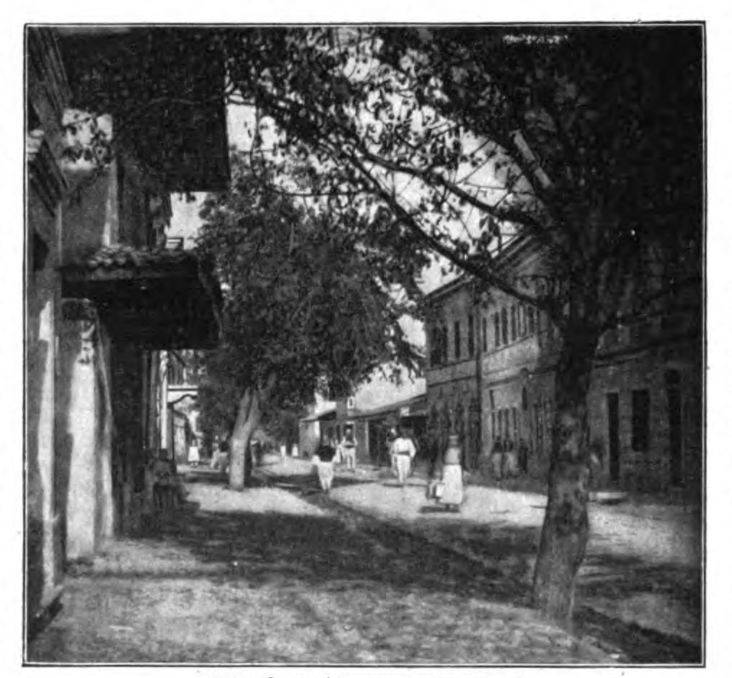


Landschaft in der Nähe von Oroschi

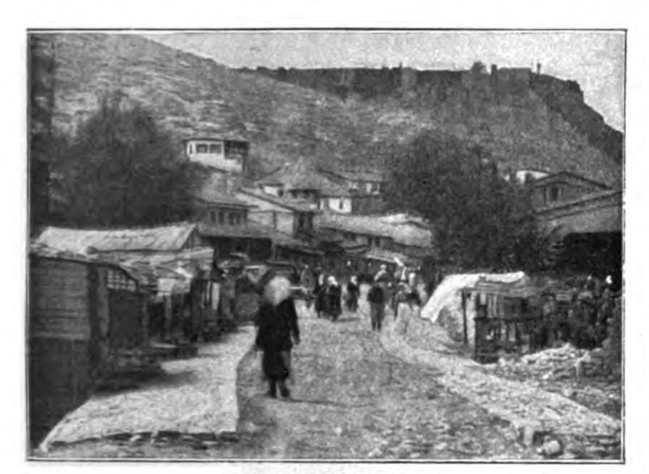
lierten sogar den Priester mit Flintenkugeln. Erst seit wenigen Jahren wagen es die Priester, ihre Wohnung geräumiger zu machen und mit schönen Fenstern auszustatten. Eine sehr seltsame Art von Haus sah ich später in einer Gegend, wohin sich nur äußerst selten ein Fremder verirrt, in den sumpfigen Niederungen der unteren Bojanna, unter einem Stamm, der in seinem Typus stark teils an Dravida, teils an die Georgier des Kaukasus erinnert. Die Wohnung war dort kaum besser wie ein Basutokral und sicherlich schlechter als die Häuser im ostafrikanischen Ukami. Bis zur Brusthöhe aus Steinen, hierauf ein Dach aus lockerem Flechtwerk, durch das der Wind und vermutlich auch der Regen leichten Zutritt hatten. Ein einziger Raum, der durch eine meterhohe Mauer in zwei Gelasse geteilt war. Links hockten die Menschen, rechts war das helle Zimmer, wenn man es überhaupt so nennen darf, durch eine Art Tisch mit einem Geländer eingenommen. Oberhalb des Tisches waren sämtliche Vorräte des Hauses in wahlloser Unordnung ausgebreitet, unter dem Tisch kauerten in lieblicher Eintracht ein Lamm und ein Kalb. Einen derartigen Vorratstisch habe ich sonst selten in der Welt gesehen.

Die Albanesen gemahnen häufig an nichtarische Völker. Auch in der Sprache, die zwischen Latein und Persisch steht, gibt es nichtarische Anklänge. Um einen Fluß zu übersetzen, bedienen sich die Arnauten aufgeblasener Ziegenschläuche; darauf sich stützend, schwimmen sie über das Wasser, oder aber sie fügen mehrere Schläuche zusammen, werfen ein paar Bretter darüber und bringen so Tiere und Sachen über den Fluß. Genau dieselbe Gepflogenheit meldet Xenophon in seiner „Anabasis“ von den Anwohnern des oberen Euphrat.

Pulaté ist der malerischste Ort in Hochalbanien. Er hat Wasserfälle wie Merock in Norwegen oder wie Gastein; aber er ist großartiger wie Gastein. Die Luft ist unbeschreiblich gut. Wie ein Adlerhorst klebt hoch am Fels die Kirche und das Pfarrhaus. Von dort ging's nach Skutari. Neben der geräumigen Kathedrale und der schönen Kirche der Franziskaner ist das Institut der Jesuiten die größte Sehenswürdigkeit von Skutari. Es sind sehr geschickte und zum Teil auch sehr gelehrte Leute, die Jesuiten. Der Prior führte mich herum. Dazu gesellte sich ein Österreicher, dessen scharfgeschnittene Züge mir sofort auffielen. Als er noch Laie war, nannte man ihn Graf Vilavicenzia. Er war ein Freund Don Carlos'. Ein andrer Insasse des Instituts ist seit 35 Jahren damit beschäftigt, eine Geschichte Albaniens zusammenzustellen. Bei uns ist darüber noch so gut wie gar nichts gearbeitet, und doch ist die Geschichte Albaniens außerordentlich mannigfaltig und dramatisch. Die älteste Überlieferung reicht bis in mythische Zeiten hinauf. Es wird angenommen, daß Achilles albanischen Geblütes war, ebenso Olympias, die Mutter des Alexander. Pyrrhus, der Bewunderer und Nachahmer Alexanders, zeigt ganz die ungestüme Tapferkeit, aber auch die

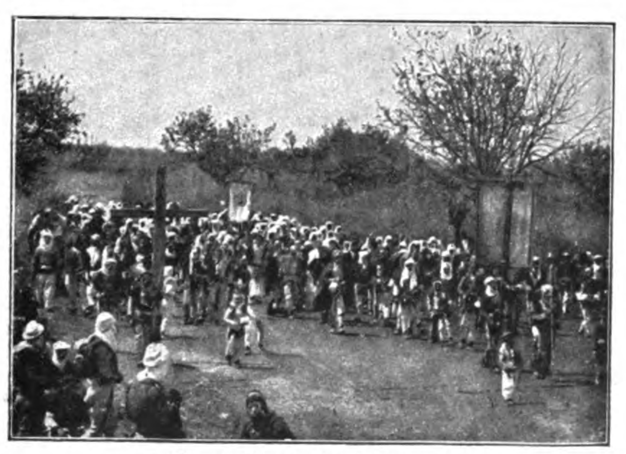


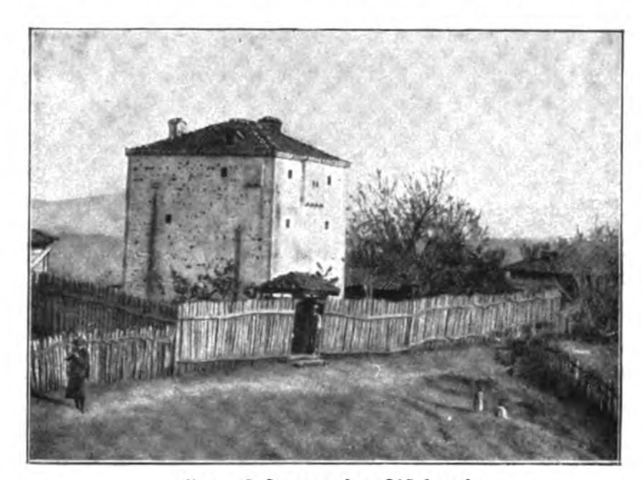
Straßenbild aus Skutari


Basar in Skutari

flackernde Unruhe und die staatsmännische Unreife des Albanesen. Er war aus Epirus. Noch jetzt wird das Land bis Argyrokastron, nördlich von Korfu, Epirus genannt. Um Skodra (Skutari) herum saßen die wehrhaften Illyrier. Staatliche Anfänge bemerkt man bei ihnen seit dem fünften Jahrhundert. Eine illyrische Königin, Teuta, wird von den Römern bezwungen. Ganz den Römern unterworfen hat das Land Tiberius. Im äußersten Norden nahm später Diokletian seinen Wohnsitz. Die Überbleibsel seines Palastes in Spalato stellen wohl das merkwürdigste Ruinenkonglomerat vor, das es auf dem ganzen Mittelmeergebiet gibt. Dann kamen die Goten und, von Afrika segelnd, die Vandalen, Hunnen und Avaren, die vor keinem unwirtlichen Alpenpfad zurückschreckten, und zuletzt die Slawen. Im Süden erhielt sich das Griechentum. Nur trat an die Stelle des heidnischen Dodona, das 484 zum letztenmal erwähnt wird, das christliche Joannina, das zum Bischofssitz wurde. Im achten Jahrhundert wird ein Bischof dieser Stadt erwähnt, während in Skodra italienische Bischöfe residierten. So haben die wilden Albanesen das Christentum noch früher gehabt als die Germanen. Überhaupt waren sie dadurch, daß Illyrier auf den Thron der Cäsaren kamen, in den Strom der Weltkultur einbezogen. Es folgten sich Byzantiner, Normannen und Venedig. Um 1480 erhob sich der größte Held und Staatsmann der Albanesen, Skanderbeg. Auch er hatte fast mehr gegen italienische Eingriffe, namentlich gegen die Feindseligkeit der Venezianer anzukämpfen als gegen die mohammedanischen Eroberer. Der löwenherzige Held starb eines unrühmlichen Strohtodes. Die Malaria streckte ihn nieder zu Alessio, seiner Hei-

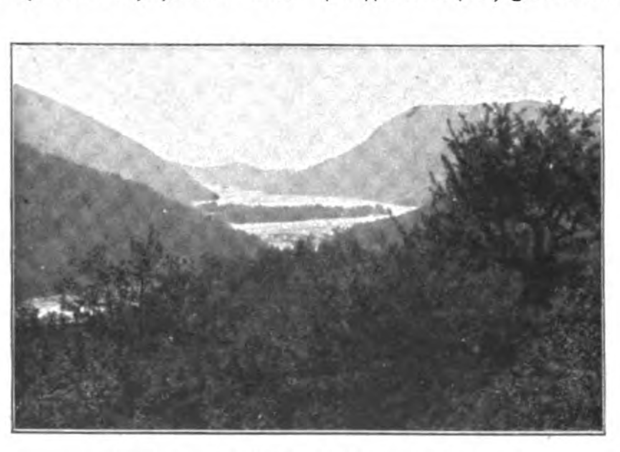

Marktstraße in Skutari


Prozession in Skutari


Hausfestung in Rscheni

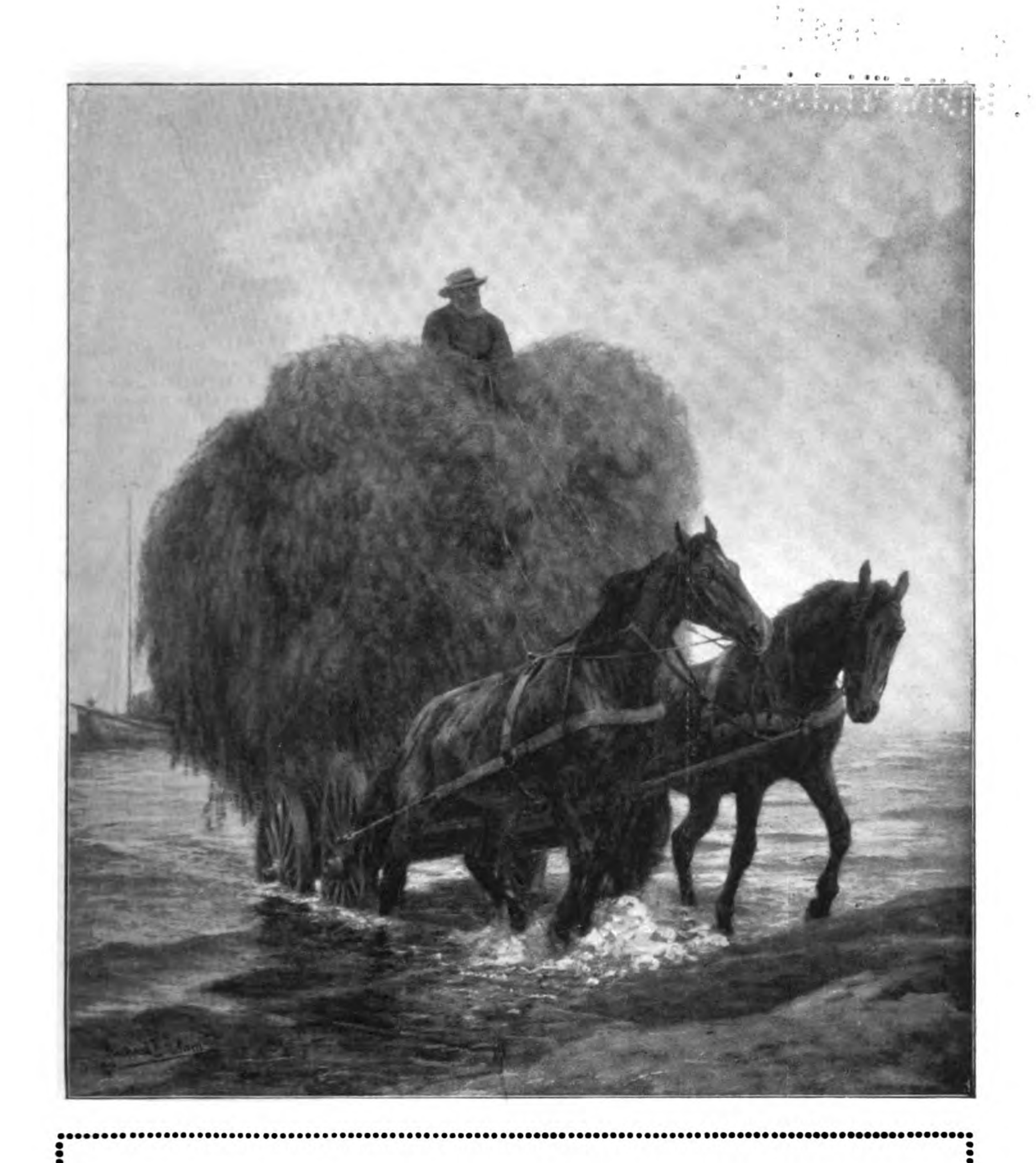
matstadt (südlich von Skodra). Danach ward Albanien türkisch. Nur vorübergehend war es noch einmal venezianisch.

In neuerer Zeit hat Albanien einen zweiten Skanderbeg hervorgebracht: Ali Tepelenli-Pascha. Alexander Dumas hat im „Grafen von Monte Christo" seine finstere Gestalt volkstümlich gemacht. Übrigens hatte er keine Tochter, die Dumas zu seiner Heldin erhebt, sondern bloß drei Söhne. Ali schwang sich zum Herrn von Albanien und halb Hellas auf und soll sogar daran gedacht haben, den Sultan zu entthronen. Die merkwürdige Doppelseele des Albanesen, die seit den Zeiten des Achilles zu beobachten ist, wohnte auch in seiner Brust. Er rief die Geghen und die Tosken zum Kampfe gegen das Griechentum auf, und er unterstützte heimlich die Griechen, sie zum Abfall von der Osmanenherrschaft zu bewegen. So ist es noch heute. Die Albanesen sind die treusten Anhänger des Padischah, sie liefern ihm seine Leibgarde und so manche seiner Großwesire, aber mittlerweile begünstigen sie aufrührerische Bewegungen und möchten am liebsten ihre Autonomie gewinnen. Diese Doppelerscheinung dauert bis in die Gegenwart fort und ist genau so auch wieder in den letzten Jahren und Monaten aufgetreten; nirgends aber deutlicher als im Norden bei den Malsoren.


Tal des Zali Fregnis bei Fregna

Der jüngste Aufstand bei ihnen währt nun schon drei Monate. Italiener haben tatkräftig in ihn eingegriffen, er ist schon zu einer internationalen Angelegenheit geworden, und niemand weiß, was noch werden mag. Zwar hat Dr. Jäckh, der 1910 mit dem Hauptquartier, mit Torgut Scheffet-Pascha selber durch die albanischen Gaue reiste, geglaubt, das Land sei endgültig unterworfen und sei sogar froh der Unterwerfung, weil sie Licht und Luft von außen, eine größere Freiheit der Bewegung im Innern, neue Erwerbsmöglichkeiten und erweiterten Wirkungskreis bedeute. Ich war fast zur selben Zeit auf der andern Seite, wurde dann von den Türken gefangen, schaute also die Dinge sozusagen aus der Froschperspektive; ich gab der Meinung Ausdruck, daß dies erst ein Anfang, keineswegs ein Ende sei, daß, weit entfernt, zufrieden zu sein, die Albanesen vielmehr in ihrem Türkenhaß bestärkt seien, und daß sie sich bald wieder erheben würden. Wie die Ereignisse der letzten Zeit dartun, habe ich recht gehabt.


Männergrab in Gruda



Heulandung auf der Insel Juist (Nordsee)
Nach einem Gemälde von Richard B. Adam





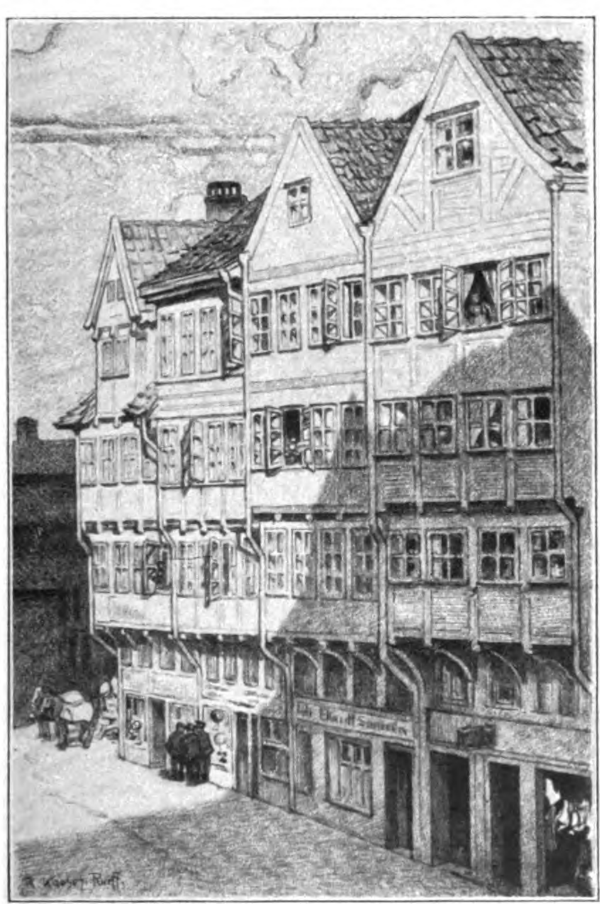
Kiel und sein Hafen

Von

R. Kaeser-Rueff

(Hierzu neun Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers)

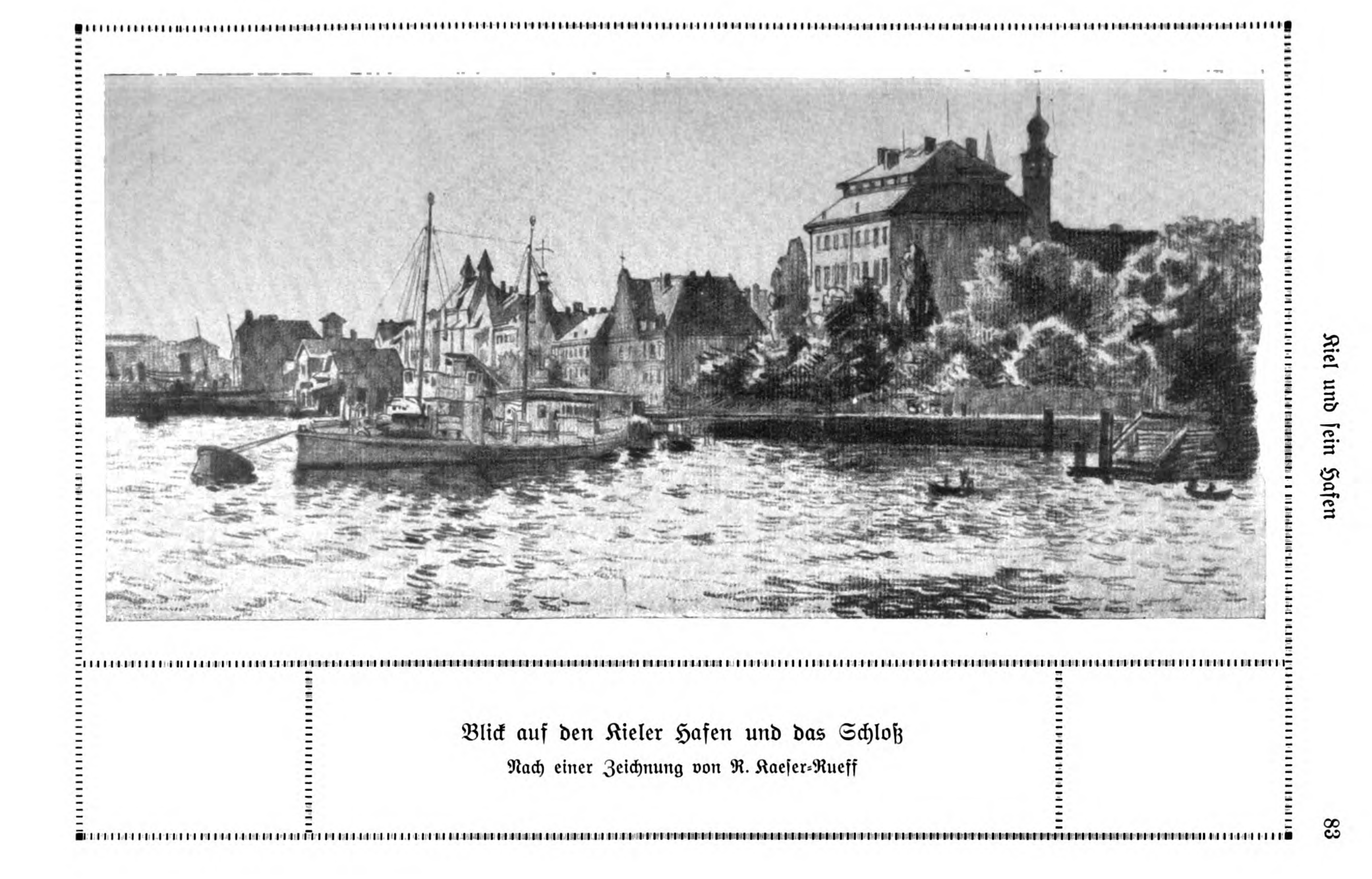
Ungewöhnlich und interessant ist die Entwicklung der Stadt Kiel, als deren Lebensnerv selbstverständlich der Teil betrachtet werden muß, dem diese Zeilen und Skizzen hauptsächlich gelten, nämlich der Kieler Hafen. Schon im Jahre 1240 wurde die Stadt Kiel von dem Grafen Johann I. von Holstein gegründet, und zwar gleich als Stadt; sie erwuchs nicht aus kleineren Siedlungen langsam erst zum Städtchen empor. Denn ein „Städtchen“ blieb Kiel bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts; es hatte im Jahre 1864 noch 18000 (!) Einwohner; heute hat sich diese Einwohnerzahl verzehnfacht, und Kiel hat in mancher Beziehung seine alte Nachbarstadt Lübeck überflügelt. Die glänzende Vergangenheit freilich und die stolzen Zeugen einer früheren Machtstellung, wie sie Lübeck aufzuweisen hat, fehlen; der Typus eines Patrizierhauses fehlt, einzelne Reste einer früheren Bauweise muß man aufsuchen; Schloß und Rathaus sind sehr einfache Bauten, wenn auch nicht ohne Würde, aber vor allen Dingen vermißt man doch einen stolzen Kirchenbau, der so trefflich einem Städtebild Charakter und Silhouette zu verleihen vermag. Am Marktplatz stehen noch vier Häuser — die sogenannte „Persianische Reihe“, deren Entstehungsgeschichte hier Platz finden mag, zumal sie auch mit dem Hafen und Handel Kiels eng zusammenhängt. Friedrich III. von Holstein-Gottorp (†1659) war ein weitsehender Fürst von hervorragendem Geiste, der sich mit dem Projekte des Nord-Ostsee-Kanals beschäftigte, Künste und Wissenschaften förderte und seinen Lieblingsplan — die Gründung einer



Die Persianischen Häuser

Universität in Kiel — freilich bei seinem Tode nur testamentarisch hinterlassen konnte, aber über seinen Tod hinaus noch zu wirken vermochte. Unter einem zeitgenössischen Porträtstich des Herzogs finden wir seine Devise: Non est mortale quod opto... Dieser Fürst also rüstete im Jahre 1633 eine Expedition aus, die Rußland und Persien besuchen und dort Handelsbeziehungen anknüpfen sollte. Die Leitung der Expedition hatten der Kaufmann Otto Brughmann (ein Hamburger) und der herzogliche Rat Philipp Crusius; bei den Teilnehmern befand sich der liebenswürdig-frische Liederdichter Paul Fleming, dessen Poesien noch heute ihren vollen Reiz ausüben, sowie dessen Freund, der gleichfalls dichtende und Geschichte schreibende Rat Adam Olearius, des Herzogs und des Hauses Gottorp Historiograph. Die erste dieser Expeditionen kam nur bis Moskau und traf 1635 wieder in Gottorp ein, die zweite umfangreichere gelangte aber nach Ispahan und kam im August 1639 wieder nach Hause. Um die Waren aufzunehmen, die diese Expedition mitbringen würde, ließ der Herzog einige Häuser auf dem Marktplatz aufführen, deren heute noch vier stehen. Olearius hat die ganze Reise genau und umständlich in einem Werke in der Art des Theatrum Europaeum behandelt; die ganze Begebenheit entbehrt nicht des Reizes. So reizte sie denn auch einen Holsteindichter, und zwar Wilhelm Jensen, der diesen Stoff in seinem Roman „Aus meiner Vaterstadt. Erster Teil: Die Persianischen Häuser" ungemein anziehend und fein behandelt hat. Diese „Persianischen Häuser" fallen auch jedem Fremden ins Auge. Mit wenigen Schritten sind wir vom Markt am Hafen. Wenn ich eingangs den Hafen als den Lebensnerv Kiels bezeichnete, so möchte ich hier gleich betonen, daß er auch unbestritten das Schönste ist, was Kiel aufzuweisen hat. Alles drängt hier zum Wasser — in erster Linie die Industrie, die am östlichen Ufer der Förde ihren imponierenden Sitz aufgeschlagen hat, der Handel naturgemäß durch den Schiffsverkehr, der Wassersport eo ipso,

Im Bootshafen



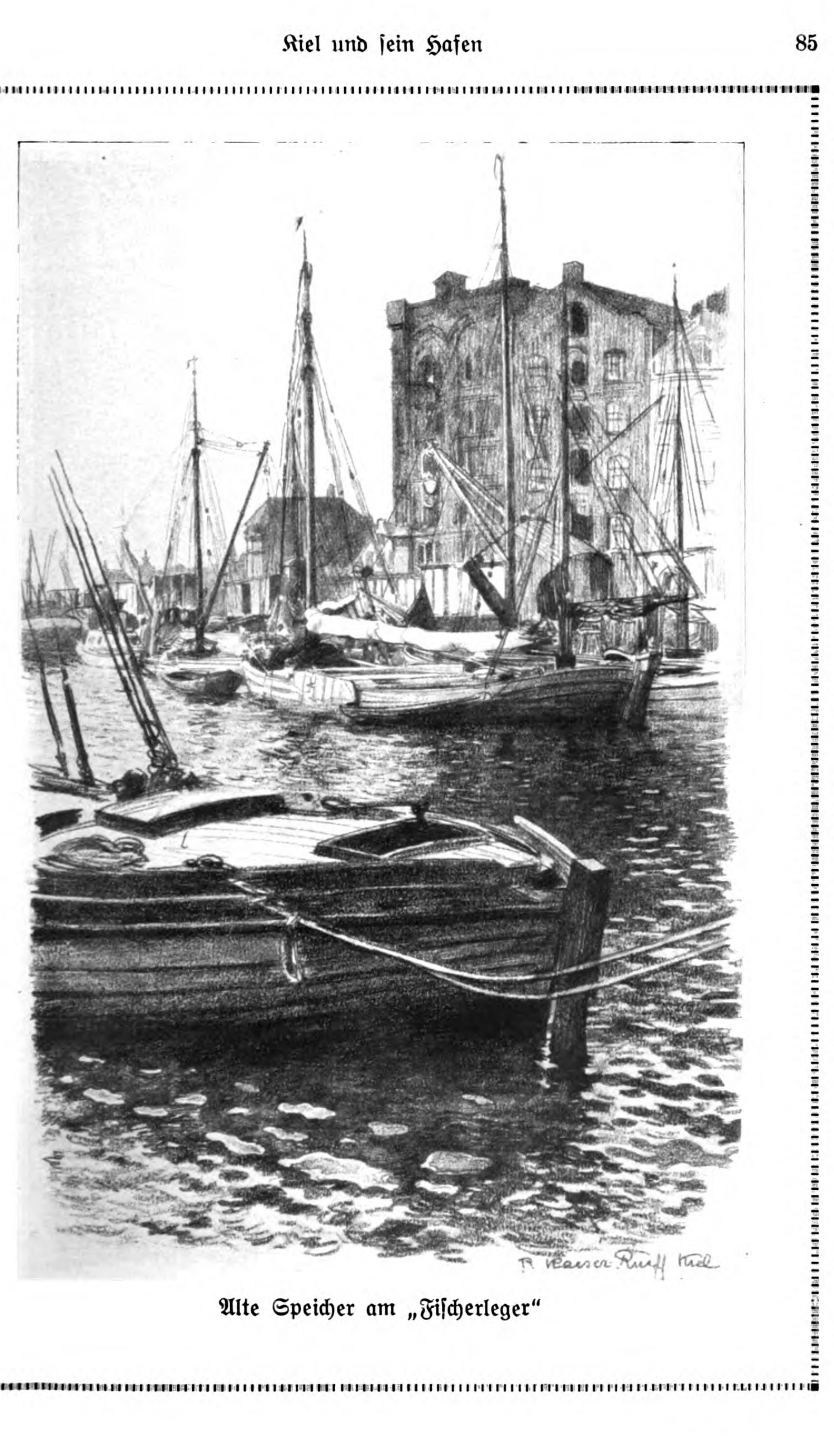
Blick auf den Kieler Hafen und das Schloß
Nach einer Zeichnung von R. Kaeser-Rueff

die Kapitalisten, die „was Gut's in Ruhe schmausen" möchten (hier also in einer hübschen „Villa am Meer") — nicht zuletzt die Stadtverwaltung, die, wenn sie kann, ihre Bauten dorthin verlegt.

Die Industrie tritt uns entgegen in den drei großen Werftanlagen, der Kaiserlichen Werft, der Germaniawerft und den Howaldtswerken, die sich über fünf Ortschaften hin erstrecken und 15 000 Beamte und Arbeiter beschäftigen. Dem in Kiel ankommenden Fremden fällt zunächst die Kruppsche Germaniawerft ins Auge, die gerade vis-à-vis dem Bahnhof liegt und mit ihren gewaltigen Hellingen und ihren vielen Kränen dem dortigen Bilde sein charakteristisches Gepräge verleiht. Auf einer meiner Skizzen habe ich versucht, den großen Kran der Germaniawerft festzuhalten, der eine Tragfähigkeit von 150 Tonnen (à 1000 Kilogramm) besitzt. Die Howaldtswerke haben einen Kran von gleicher Stärke, die Kaiserliche Werft einen Schwimmkran von 100 Tonnen Tragfähigkeit. Die Kaiserliche Werft beschäftigt 9000 Angestellte, die Germaniawerft 4000, die Howaldtswerke 2000. Das Imponierende einer derartigen Anlage kann natürlich nur durch einen Gang durch die Werke an Ort und Stelle zum ganzen Bewußtsein kommen; zur Arbeitszeit singen diese stampfenden, prustenden und schnaubenden Kolosse in verschiedenen Werkstätten das Lied von Stahl, Eisen und Stein, das dem modernen Menschen so wohl bekannt ist — ein Kanon, der des düsteren Grundtons gelegentlich nicht entbehrt, wenn wir die Torpedowerkstätten, die Geschütztürme besichtigen und uns im Kriegsfall in das Schicksal derer versetzen, welche die Pflicht auf einen solchen Posten bannt...

Ein Blick auf die Karte zeigt leicht die außerordentlich günstige Lage der ganzen Förde, die sich nach innen zu immer mehr verengert; die Kriegsschiffe befahren den innersten Teil des Hafens fast nie, dieser ist für den Handelshafen bestimmt. Die Stadt lag übrigens ursprünglich auf einer Insel, durch Brücken mit dem Festland verbunden; ein Überrest des früheren Meeresarmes ist heute noch der sogenannte „kleine Kiel", nunmehr ein Binnenteich. Der innerste Bootshafen ist durch eine elektrisch betriebene Klappbrücke vom Handelshafen getrennt; dieser letztere ist mit einem Kostenaufwand von $3^1/_2$ Millionen mit allen Einrichtungen einer modernen Seestadt versehen. Elektrische Kräne, massive steinerne Molen, überall Eisenbahnverbindung bis zum Bahnhof, eine sehr gut eingerichtete Fähre von einem Ufer der Förde zum andern — die ganze moderne Technik ist in den Dienst des Handels gestellt. Daneben fristet aber hier vor allem der Zwei- und Dreimaster sein rauch- und geräuschloses und für das Malerauge so sehr anziehendes Dasein. Die Zahl der eingehenden Segelschiffe übersteigt bei weitem die der Dampfschiffe; nach Notizen, die das Hafenamt so freundlich war mir mitzuteilen, liefen im Jahre 1906 ein 2808 Dampfer gegen 4608 Segelschiffe (im Jahre 1907 fast genau dieselben Zahlen). Leider sieht man im Innern der Kieler Förde nur höchst selten oder fast nie ein vollständig aufgetakeltes Schiff fahren. In der Regel segeln die Schiffe bis nach Friedrichsort; hier wird die Bucht enger, der Wind hört auf und der Hafenverkehr ist ungeheuer lebhaft. Da kommt dann ein Schlepper und führt das Schiff in den Hafen. Bei den oben erwähnten Zahlen für den Schiffsverkehr sind die einheimischen Fischerboote, die unzähligen kleinen Dampfpinassen und Motorboote sowie die vielen kleineren Dampfboote, die den Verkehr der ganzen Förde in viertelstündigem Betriebe vermitteln, natürlich nicht mitgerechnet. Wenn man noch die schwimmenden Festungen unsrer Kriesschiffe bedenkt, deren oft 25 bis 40 im Hafen liegen, dazu die kleinen oder größeren Segeljachten, die nur dem Sport und Vergnügen dienen, so kann man sich wohl ein Bild von diesem kolossalen Verkehr machen.

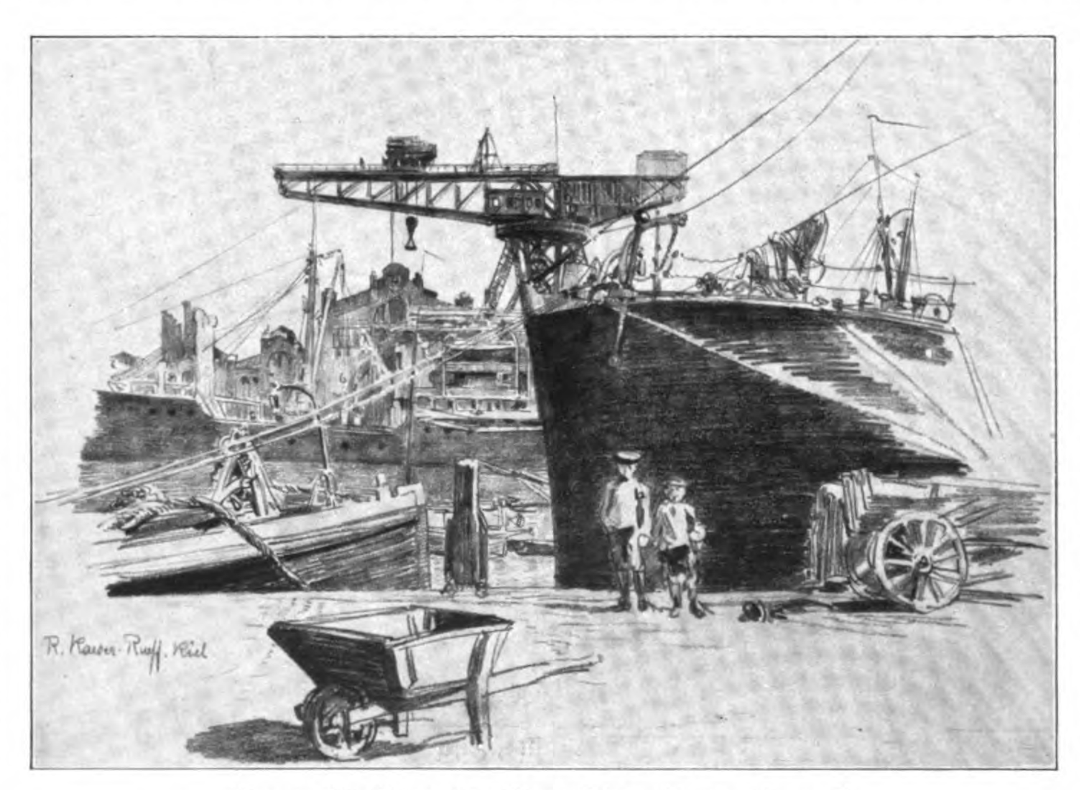
Als Handelsplatz nimmt Kiel unter den deutschen Häfen nach Hamburg, Bremen, Stettin und Königsberg den fünften Rang ein. Unter den Einfuhrartikeln steht obenan die Kohle, wovon 1907 366 Millionen Kilogramm eingeführt wurden. Der Hauptlieferant für Kohle ist England, Abnehmer sind Dänemark, Norwegen und Schweden. Die riesigen Kohlendampfer verladen ganze Berge ihrer schwarzen Diamanten und fallen sehr ins Auge. Einen weiteren wichtigen Artikel bildet das Bauholz



Alte Speicher am „Fischerleger“

(Einfuhr 1907: 195 Millionen Kilogramm), das meistens aus Schweden und Finnland kommt. Diese schwedischen Holzschiffe — meistens Dreimaster — sehen immer sehr schmuck und imposant aus. Die schwarzen Hügel vor den Kohlenschiffen und die adrett geschichteten goldgelben Holzstöße kennzeichnen schon von weitem die Bestimmung ihrer Schiffe. Holz und Kohle bilden also die ersten Handelsartikel, doch wird auch alles mögliche andre eingeführt; es folgen in Millionen Kilogramm ausgedrückt die Zahlen für das Jahr 1907. Brennholz 2½, Steine 5, Zement 6½, Ziegel 3½, frische Fische 5, Wein 1½, Gerste 13, Hafer 4, Zucker 5, Eisen 4, Öle und Fette 5 Millionen und so weiter.

Werden diese aus Hamburg in erster Linie und fremden Ländern eingeführten Waren fast immer vom Schiff auf den Waggon verstaut, so vollzieht sich der tägliche Handel mit Fischen meist direkt mit den Konsumenten am „Fischerleger". Hier, wo noch etliche alte Hafenspeicher aus dem siebzehnten Jahrhundert stehen, und im Bootshafen vollzieht sich der Hafenverkehr wohl noch in manchen Fällen genau so wie vor hundert und zweihundert Jahren. Die kleinen Fischerboote mögen sich wohl wenig seither verändert haben, und auch die schwedischen Holzschiffe haben oft noch eine so gemütliche altväterisch-eckige Form mit ihren kleinen Kajüt- und Kochräumen auf Deck, daß man wohl meinen möchte, ihr äußeres Bild sei im Laufe mancher Lustren sowenig anders geworden wie ihre Insassen. Auf jedem Schiff ist ein Hund, der fleißig meldet, und fast nie fehlt es an einem Individuum, das, mit einem oder zwei großen Farbtöpfen und ditto Pinseln ausgerüstet, eifrigst beschäftigt ist, das Schiff wieder zu verschönern. Ein Schiff, auf dem es nichts zu malen gäbe — das gibt's überhaupt gar nicht. Eine äußerst häufige Beschäftigung im Hafen ist auch das — Zusehen bei allen möglichen Verrichtungen andrer; taucht nun gar ein Lebewesen wie ein Maler hier auf, dann staut sich das Volk mächtig. Ein tieferes Eingehen in die Volkspsyche war mir bislang nicht möglich, denn dies ist sehr schwierig, da



Der große Kran der Kruppschen Germaniawerft



Alter Fischerkutter

Schweigsamkeit eine hervorragende autochthone Eigentümlichkeit ist. Für gelegentliche heitere Intermezzi sorgt der „Monarch“, der Gelegenheitshafenarbeiter, der in alkoholisch erhöhten Daseinsmomenten seine von Salzwasser, Kümmel (sprich: Kööm) und Pfeifenknaster durchsetzte Philosophie, an einer Wand oder einem Laternenpfahl klebend, gern zum besten gibt. Ich will übrigens nicht verfehlen, hier zu bemerken, daß gerade die Schiffer und Hafenarbeiter oft sehr freundlich und zuvorkommend mit mir waren, mir Platz machten und für die Skizzen, die sie mit entstehen sahen, ein lebhaftes Interesse bewiesen.

Von der Germaniawerft bis zum Fischerleger erstreckt sich der Handelshafen, vom Schloß angefangen bis weit hinaus in die Förde, die sich bei Wik-Holtenau, wo der Nord-Ostsee-Kanal beginnt, sehr verbreitert — hier ist die Domäne des Kriegshafens, dessen Eingang vier mächtige Forts schützen: Falckenstein, Korügen, Stosch und Stein — dem Auge des Passanten, wie jede moderne Fortifikation, fast unsichtbar.

Alles, was Kiel heute ist, verdankt es der

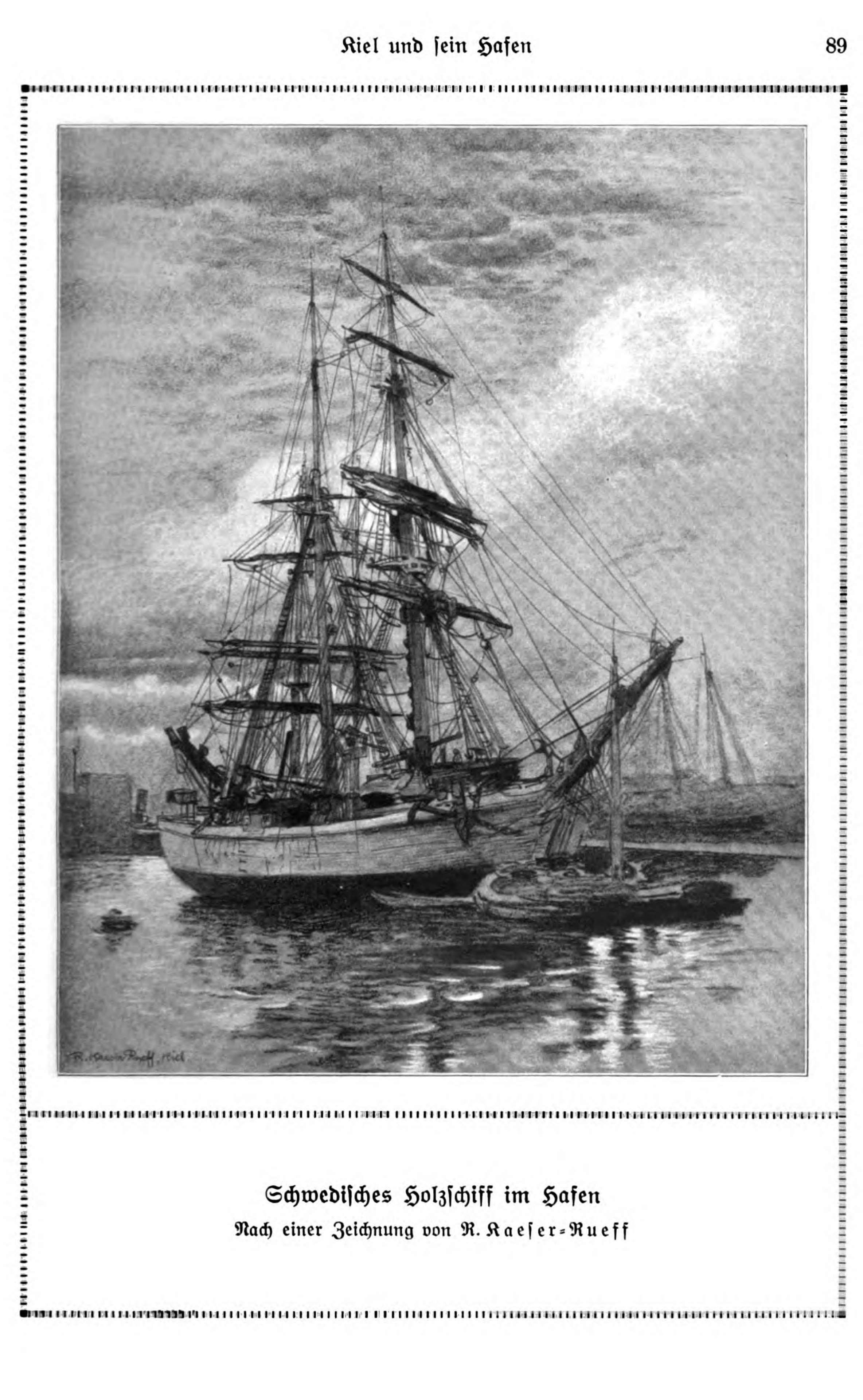
in den siebziger Jahren hierherverlegten Marine. Sind doch zuzeiten an 25 000 Mann Marine hier — man kann bei einer Einwohnerzahl von zirka 180 000 leicht ermessen, daß sie naturgemäß das Lebenselement der Stadt bildet. Und zwar ein sehr angenehmes, liebenswürdiges, das gesellige Leben äußerst anregendes; denn auch die elegante Damenwelt, der wir begegnen können, gehört fast ausschließlich den Kreisen der Marine und Universität an.

Die Kieler Universität (gegründet 1665 von Christian Albrecht) hat seit 1876 ihren Sitz ebenfalls dicht am Hafen, in nächster Nähe des Schlosses. Von hier ab gegen Norden zu liegt der schönste Teil Kiels, als dessen Perle der „Düsternbrook" (ein veritabler Wald, für Radfahrer und Autos Gott sei Dank verboten) gelten kann. Es wird wenig Städte geben, die am Ufer der See einen so herrlich gelegenen Punkt wie das Restaurant Bellevue aufzuweisen haben. Ein schöner Sommerabend, hier gegen Einbruch der Dämmerung insbesondere verbracht, vergißt sich nicht so leicht. Hier hat man die beiden Ufer der Förde vor sich, alle Kriegsschiffe, die gerade vor Anker liegen, und übersieht ziemlich den ganzen Fördeverkehr, Bojen und Leuchtturm. Wenn in die blaue Dämmerung die ersten rot und grünen Backbord- und Steuerbordleuchten tauchen, so kann dies im Verein mit der hier schon sehr nordischhellen Luft bezaubernde Bilder geben, am feinsten und mächtigsten aber bei aufziehenden Gewittern. Die See und der Wind können dann aber auch unter Umständen, zumal im Winter, sehr ungemütlich werden; die See tritt aus, überflutet die am tiefsten gelegenen Teile der Altstadt, dazu heult der Wind mit einer Vehemenz und in der bei Seeleuten äußerst unbeliebten Windstärke 9 bis 10, die unsre mächtigen Panzerschiffe wie Nußschalen — auf offener See — herumschleudert. Dann fliegen die Möwen angsterfüllt in die Stadt und suchen an den Fenstern Schutz.

Um das Düsternbrooker Gehölz herum liegt das moderne Kiel. Hier trifft man gottlob manche hübschen Villen und auch das moderne Familienhaus größeren



Fischerkutter am Staden



Schwedisches Holzschiff im Hafen

Nach einer Zeichnung von R. Kaeser-Rueff

Stils; alles mit Gärten und auch größeren Parks reichlich durchsetzt. Hier ist es hübsch wohnen — und es wäre noch hübscher, wenn die Kieler Trambahn nicht noch in den Windeln läge — die Einfachheit im Äußeren einer Fassade ist hier öfters sehr wohltuend. In andern Stadtvierteln dagegen, insbesondere denen, die in den Zeiten des allerraschesten Wachstums entstanden, dominiert gelegentlich ein geradezu trostloses Straßenbild, dessen Vorbilder zwischen dem Zuchthausstil, dem Milliardengeschmack und dem Ankerbaukasten schwanken. In die neuesten Bauten aber kommt Linie und Eignes hinein. So erhebt sich seit 1907 in nächster Nähe des Hafens am Kleinen Kiel das Neue Stadttheater. Dieses zeigt, wie auch mancher andre Bau der letzten Jahre, eine glückliche Verwendung des roten Backsteins mit sichtbarer weißer Fugenfüllung. Auf diesem roten Grunde stehen dann gut und geschickt verteilte Sandsteinskulpturen, gelegentlich Fachwerk und Bronze bei Türen und Vordächern; ein Heranziehen alter Motive der Holstenbauten, als deren Typus das Holstentor in Lübeck gelten kann, wirkt natürlich und gut.

Die Stadt Kiel, die in Baurat Pauly einen feinsinnigen künstlerischen Berater gefunden hat, führt zurzeit vor allem das Rathaus dicht am Theater neu auf. Mancherlei Projekte schweben noch, auch ein Kunstmuseum ist, gleichfalls wieder am Hafen, in vollster Arbeit. Kurz, es regt sich hier überall, die ganze Förde besetzt sich nach und nach mit Villen, und bis zum siebenhundertjährigen Jubiläum im Jahre 1940 wird Kiel sicher ein imposantes Bild einer deutschen Seestadt bieten; es strebt mächtig in die Zukunft.



Auf der Förde





Kurzes Glück

Novelle von **Hans Bethge**

An einem Herbsttag, als die Ahornblätter in der Sonne wie Messing waren, sah ich Ebeth das erstemal. Es war in einem Vergnügungsgarten vor den Toren der Stadt. Sie fuhr mit einer Freundin auf einem von Glasbehängen überglitzerten Karussell, zu dem eine Drehorgel spielte in den Akkorden der Melancholie. Die Mädchen aßen Schokolade, saßen lachend quer über glotzäugigen Holzpferden da, und an Ebeth floß ein weißes, welliges Kleid herunter. Sie wiegte sich sacht in den Hüften zur Melodie des klagenden Walzers. Wie hell und lustig war ihr Lachen, wie weich war dieses Wiegen der Hüften, wie wallte das Kleid an ihren schlanken Gliedern hin! Nachher tanzten wir bis in die Nacht. Ich fühlte sie kaum beim Tanz, sie tanzte nicht hüpfend, sondern schwebend, und man hatte das Empfinden, daß sie einem zwischen den Armen zerrinnen könne wie ein Gebilde aus Nebel.

Als Ebeth das erstemal zu mir kam, hatte sie weiße Schuhe an den Füßen, und unter dem Kinn trug sie eine hellblaue Schleife aus Seide — aber das Blau ihrer Augen war viel seidiger, zarter und schimmernder. Wie sie die Arme um mich warf! Mir war, ich sollte in einer Wolke duftender Rosen untergehen. Ihre Lippen waren rot wie Blutstropfen und hatten einen sanften rhythmischen Schwung. Sie waren es besonders, die dem Gesicht jenen schwer zu beschreibenden Reiz verliehen, dem man nicht widerstehen konnte.

Ebeth! Wenn ich an das Jahr zurückdenke, das wir zusammen durchlebten, so ist mir, ich sähe in einen Sommergarten mit unzähligen Blüten und Düften und mit Sonne, in der die Flügel schillernder Schmetterlinge gaukeln. Wenn ich an dich denke, so ist mir, als höre ich den warmen Sommerwind leise wehend über die Felder treiben, die rot sind von wucherndem Mohn, und ich vernehme das geheimnisvolle Schlürfen kleiner, lange vergangener Schritte.

Wenn Ebeth zu mir kam, waren Jugend, Glück und Licht in meinem Zimmer. Bis in die Stunden des Nachmittags arbeitete sie in einem Bureau. Dann kam sie. Meist brachte sie Blumen mit, zumal gelbe Rosen, die sie abgöttisch liebte. In gewissen übermütigen Launen war sie fähig, ihr ganzes Vermögen für diese Blüten hinzugeben. Sie hatte gar keinen Begriff von der Bedeutung des Geldes. Was sie hatte, gab sie ohne Bedenken aus, auch für Fremde und selbst auf die Gefahr hin, daß sie selber dadurch in Verlegenheit kam. Zu Hause hatte sie Berge von Schokolade liegen, die sie an Kinder zu verteilen pflegte. Ihr gutes Herz litt es nicht, daß ein armer Blinder oder Lahmer an ihr vorüberging, ohne daß sie ihm eine Gabe zusteckte.

Geradezu eine Leidenschaft aber waren die Käufe in den Blumenläden. Sie war unverbesserlich darin, und alles Ermahnen blieb fruchtlos. Wenn ich ihr Vorstellungen über ihren Leichtsinn machte, stand sie mit ihrem Kindergesicht da, sah mich schweigend an, und wenn ich geendet hatte, wußte ich, daß alles an ihr vorübergerauscht war wie an einer Wand. Einmal, es war im Februar, schleppte sie ein Rosenbukett von der Größe eines Wagenrades ins Haus. Sie sei sehr

glücklich, sagte sie, sie möchte am liebsten allen Menschen etwas Freundliches sagen, denn die Sonne sei so goldig um alles draußen, und man merke ganz deutlich, daß der Frühling in Kürze kommen müsse. Da habe sie sich nicht bezwingen können, sie habe den wundervollen Strauß, der ihr so verlockend aus dem Schaufenster entgegengelacht habe, ohne Besinnen gekauft. Sie rankte sich an mir auf wie eine Rebe. Als sie sich beruhigt hatte, sagte ich ihr wieder, wie gut und lieb, aber wie unvernünftig sie sei. Meine Rede wurde sehr inständig, und als ich am Schlusse sicher glaubte, diesmal Eindruck auf sie gemacht zu haben, sagte sie nur:

„O wie hübsch — die Sonne spielt auf deinem Haar."

So war Ebeth.

Ganz aus dem Häuschen geriet sie, wenn sie schöne Kinder zu Gesicht bekam. Hier fand ihre Zärtlichkeit keine Grenzen, und nicht selten machte sie auf der Straße halt, um sich in den reizendsten Liebkosungen zu ergehen, wenn sie einem solchen anmutigen Wesen begegnete. Sie verstand es, so vertraut mit Kindern zu verkehren, als hätte sie nie in ihrem Leben etwas andres getan. Wenn sie ein Kind auf den Arm nahm, strahlte etwas Mütterlich-Heimliches aus ihrem Wesen. Sie hat mir auch oft gestanden, daß es ihr sehnlichster Wunsch sei, solch ein Geschöpfchen ihr eigen zu nennen, und ich weiß, daß ihr nicht selten vor stillem Neid die Tränen nahe waren, wenn sie eine junge Mutter mit ihrem Kinde an sich vorübergehen sah.

Für gewöhnlich freilich erinnerte sie nicht an eine Mutter. Sie war vielmehr wie ein Kind: unbedacht in allem, was sie tat, immer nur dem Andrang des Gefühls nachgebend und unfähig, über den Tag hinaus zu denken, an dem sie lebte. Sie war von einer Offenherzigkeit, die erstaunlich war; von einer Ehrlichkeit im Gebrauch der Worte, die ich bewunderte. Nie hat sie mich belogen, nie ein Gefühl geheuchelt, das sie nicht hatte, nie hat sie mir etwas verborgen, was in ihr vorging. Wenn wir zusammen durch die Stadt gingen und einem Manne begegneten, dessen Gesicht ihr gefiel, sagte sie einfach, wenn er vorüber war: „Der war schön, findest du nicht?" Sie sagte es in einer Weise, daß es mich gar nicht verletzen konnte. Freilich, ich war immer erstaunt, so oft sie es sagte. Ich verstand ihren Geschmack nicht recht. Die Gesichter, die ihr gefielen, auch die weiblichen, hatten immer etwas Stumpfes, Geistloses, und zuweilen fand ich sie von einer bedenklichen sinnlichen Roheit, so daß ich mich nicht enthalten konnte, Ebeth gelegentlich zu fragen: „Sehe ich denn auch so aus?" „Nein," sagte sie und schmiegte sich an mich, „das ist ja gerade das Gute, daß du nicht so aussiehst."

Ihr Körper war so geschmeidig und wohlgeformt, daß die Kleider immer als etwas Herabrieselndes bei ihr erschienen. Als bade sie sich in den dünnen, gleitenden Wellen dieser Stoffe, die die schwebende Leichtigkeit ihres Ganges und den Liebreiz ihrer Bewegungen nur wenig behinderten.

Wenn wir ausgingen, gab es etwas, was wir aufs peinlichste vermeiden mußten; nämlich einem Fuhrwerk zu begegnen, dessen Kutscher auf die Pferde einhieb. Wenn Ebeth sah, daß man ein Tier quälte, geriet sie in eine heftige, nervöse Aufregung, daß sie kaum mehr zu besänftigen war. Ich habe eine ganze Reihe von Szenen mit ihr durchgemacht, wo sie Fuhrleute zitternd mit den liebevollsten Worten zu bewegen suchte, von dem Lospeitschen auf die Pferde abzulassen, und sie konnte so rührend bitten, daß ihr Bemühen zuweilen von Erfolg gekrönt war. Brutalere Burschen suchte sie durch Geld zu bestechen, und wenn alles nichts fruchten wollte, die rohen Gemüter zu erweichen, so hatte sie in der schmerzlichen, zuweilen wahnsinnig gesteigerten Erregung, in der sie nicht mehr von sich selber wußte, Worte der Beleidigung für jene Gesellen bereit, die, wenn

sie ihr gerichtlich zur Last gelegt worden wären, was natürlich nie geschah, ihr obendrein noch ärgerliche Strafen zugezogen hätten.

Das Ende solcher Szenen war immer, daß Ebeth körperlich auf das jammervollste ermattet war, quälende Atemnot bekam und mitunter noch stundenlang nachher von Schüttelfrösten heimgesucht wurde. Sie sah dann bleich aus wie eine Wand, und ich ängstigte mich sehr um sie, denn ich wußte, daß ihre Gesundheit nur zart und besonders das Herz nicht ganz intakt sei. Darum gab ich mir alle Mühe, sie vor jenen Erregungen zu bewahren. Ich lag auf der Straße eigentlich immer auf der Lauer. Sobald ich bemerkte, daß man irgendwo in der Ferne auf ein Pferd einschlug, machte ich schnell unter irgendeinem Vorwand kehrt oder bog mit ihr in die nächste Seitenstraße ein. In den meisten Fällen freilich hatte sie die Quälerei schon eher als ich bemerkt, denn ihr Instinkt war nach dieser Richtung erstaunlich entwickelt.

Ebeths Kränklichkeiten machten mir Sorge. Ich wußte, sie tanzte zu viel. Aber sie tanzte so leidenschaftlich gern, daß es unmöglich war, es ihr ganz zu verbieten. Es war ihr fast notwendig wie Brot und Atmen. Es gehörte zu ihr und war im Grunde nichts andres als eine Variation ihres leichten, silbernen Lachens, das nicht zu beschreiben ist. Ich wehrte natürlich, soviel es ging. Nicht selten hörte sie auch auf mich. Einmal aber übernahm sie sich so, daß sie gezwungen wurde, das geliebte Vergnügen auf lange hinaus ganz zu meiden.

Es war ein Frühlingsabend, lau, müde machend und verworrene Wünsche bringend, die man nicht zu nennen weiß. Wir saßen, es war Sonntag, mit einer kleinen Gesellschaft Bekannter im Tanzsaal eines Vergnügungsgartens, nachdem wir nachmittags in den Wäldern gewesen waren. Ebeth sprudelte über vor Laune und Lustigkeit. Aber sie sah blasser aus als sonst. Unter ihren viel zu glänzenden Augen lagen dunkle Schatten. Sie hatte ein paar gelbe Rosen auf der Brust, zu denen sie sich öfter niederneigte, um den Duft einzusaugen. Sie tanzte unbändig und trällerte obendrein die Melodien mit. Ich bat sie, sich mehr zu schonen, aber sie lachte nur. Ich sah sie hinschweben durch die Reihen der Tanzenden, verlor mich in die heitere Grazie ihrer Bewegungen und dachte: Kind. Da sah ich, wie sie erschlaffte, taumelte und umfiel. Ich sprang auf, eilte hinüber, nahm sie auf den Arm und trug sie in ein Nebenzimmer. Sie war bewußtlos und bleich wie der Tod. Ihr Atem röchelte. Ich knöpfte ihr die Brust auf und besprengte sie mit kaltem Wasser. Allmählich kam sie wieder zu sich. Als sie die Augen aufschlug, sah sie mich groß an und erkannte mich.

„. . . zuviel getanzt . . .“ murmelte sie und schloß die Augen wieder.

„Ja,“ sagte ich.

„. . . nicht böse sein . . .“ flüsterte sie nun, lächelte und griff nach meiner Hand.

Wie hätte ich ihr böse sein können? —

Zuweilen gingen wir ins Theater. Auch Konzerte besuchten wir, und hier bewies sie ein auffallend feines Verständnis. Die Musik wirkte am nachdrücklichsten auf sie. Es konnte geschehen, daß sie nach einem Konzert, von dem sie besonders heftig bewegt worden war, noch im Traum die Melodien zu singen versuchte, die sie am Abend gehört hatte. Wir sangen auch gemeinsam in den Wäldern. Denn wir gingen viel in die dunkeln, leise rauschenden Kiefern, die sich um die Stadt hinziehen. Wir ließen uns auf dem hohen Ufer des Flusses nieder, wo die wilden Enten fliegen, sahen über den Fluß in die Ebene, ließen unsre Augen den großen Kähnen folgen, die langsam stromabwärts trieben, und Ebeths Hand ruhte auf meiner Schulter. Traumhafte Stunden des Sonnenuntergangs, wo seid ihr?

Es war an einem Regentage im Herbst. Wir waren in meinem Zimmer, Ebeth lag müde und blaß auf dem Sofa, und der Regen sickerte sanft an das

Fenster, in eintöniger Melodie. Ich saß neben ihr, griff Akkorde auf der Gitarre, dann sang ich ein kleines Lied, das sie sehr liebte:

Überm Berg,
Überm Berg gehn die stille Stern.
Mein Schatz ist weit,
Weit fern überm Berg.

Falle zwei Rösle in mein Schoß,
Zwei Rösle: eins weiß, eins rot —
Weiß i net, lebt mein Schatz
Oder is er tot.

Da merkte ich, wie sie zu weinen anfing, erst kaum hörbar, dann heftiger. Plötzlich schlang sie die Arme um mich, zog mich an sich und drückte meinen Kopf unsinnig heftig an ihre Brust, während sie ganz vom Weinen durchschüttert war. Ich sagte nichts. Allmählich wurde sie ruhiger. Dann nahm sie auf einmal meine Hand, biß mit aller Kraft hinein, daß das Blut kam, und wollte sich totlachen. Die Narbe dieser Wunde ist eine der wenigen Erinnerungen an Ebeth, die ich habe.

Einige Tage später war ein Sonnentag; dennoch sieht dieser Tag grau aus in meiner Erinnerung.

Sie kam des Nachmittags, Rosen in der Hand, und war wie immer. Nur etwas behutsamer schien sie und ein klein wenig ernster als sonst. Wir tranken Kaffee, plauderten, und Ebeth nähte etwas. Als dann das rötliche Licht der Abendsonne in den Gardinen hing, setzten wir uns ans Fenster und sahen den feinen, schnell dunkelnden Wolken über den Dächern zu. Ebeth saß auf meinem Schoß, ihre Augen blickten schimmernd in die Ferne. Als ich genau in sie hineinsah, fand ich, daß doch etwas darin war, was ich noch nicht kannte. Wir schwiegen. Ein paarmal war mir, als wolle sie etwas sagen. Endlich sprach sie, ohne mich anzusehen, während sie ein Haar von mir zwischen die Zähne nahm:

„Weißt du, daß wir uns trennen werden?"

Ich fühlte einen Stich in der Brust, bezwang mich jedoch und fragte:

„Wie meinst du das?"

„Frage nicht," sagte sie, „bist du mir böse?"

„Nein," sagte ich, „du darfst doch tun, was du willst."

Wir waren wieder still. Die Zeit rann, als habe sie bleierne Gewichte an den Füßen. Endlich sagte Ebeth:

„Ich werde dir öfter schreiben — darf ich?"

„Gewiß," sagte ich und lächelte, „ich werde es immer gern sehen."

„Komm, wir wollen in den Stadtpark gehen," sprach sie nun, „die Abendstunde ist so schön unter Bäumen."

Ich nickte. Sie stand auf. Ich half ihr in das Jacket. Dann gingen wir in den Park, und sie hing an meinem Arm wie sonst. Sie plauderte vom Meere, wo ich im Sommer einige Tage mit ihr gewesen war, und ich merkte, wie sie sich Mühe gab, ungezwungen und heiter zu sein. Die gleiche Mühe gab auch ich mir. So unterhielten wir uns recht gut, lachten sogar, und die Leute, die uns sahen, mußten meinen, daß wir ein jung verliebtes Pärchen seien.

Wir traten in ein Kaffeehaus und tranken etwas. Mitunter mußte ich Ebeth starr ansehen, verwirrt, staunend und gewillt, mir jeden Zug ihres Profils deutlich einzuprägen. Als wir das Café verließen, brannten draußen die Laternen schon.

„Jetzt gehe ich," sagte sie, sah an mir vorüber und reichte mir die Hand.

„Adieu, Ebeth!" sagte ich.

Sie wollte noch etwas sprechen, aber ich wandte mich und ging.

Der Lärm der Menschen quoll um mich her. Der Himmel war ganz dunkel geworden. Ich schlenderte langsam durch die Straßen, dösig und beklommen. Als ich nachher in mein Zimmer trat, setzte ich mich schweigend in die Dunkelheit, in der noch der feine Duft von Ebeths Kleidern war.

Hin und wieder kamen Kartengrüße. Grüße in der feinen, langgezogenen

Kinderhandschrift mit den kapriziösen Schnörkeln. Dann blieben auch die aus, und ich hörte nichts mehr von ihr. Mein Leben lief weiter auch ohne sie, aber ich gedachte ihrer oft, ihrer schwebenden Füße, ihres Leichtsinns, ihres Lachens. An einem Wintertag, um Weihnachten, als weiße Flocken vom Himmel trieben, sah ich sie unvermutet wieder. Sie sah schlecht aus, sehr blaß, müde und ein wenig verwahrlost, was mich am meisten wundernahm. Als ich den Burschen sah, an dessen Arm sie hing, erschrak ich. Es war, wie ich befürchtet hatte, eins jener stumpfen, dabei stark sinnlichen Gesichter, an denen sie zu meinem Unwillen schon früher Geschmack gefunden hatte. Diesen Menschen also liebte sie?

Wieder sah ich sie lange nicht. Mir war immer, als ob sie mir eines Tages schreiben müßte, einen armen, elenden Brief, und es gab Stunden, in denen ich darauf geschworen hätte, daß sie mir einen Brief von Ebeth bringen müßten — aber ich irrte mich.

Dann freilich kam dennoch ein Brief. Nicht von ihr zwar, sondern von ihrer Vermieterin, aus einem der ärmlichsten Teile der Stadt. Die Person schrieb in kaum zu entziffernden Buchstaben, daß das Fräulein schwerkrank liege und öfter von mir spreche. Das Fräulein würde sich freuen, wenn ich sie einmal besuchen würde. Sie sei sehr hinfällig.

Ich ging also hin. Es war eine armselige Kammer, in die ich geführt wurde. Dort lag Ebeth in einer Ecke auf schmutzigem Bett, abgemagert, mit müde flackernden Augen, ein Bild des Jammers. Als sie mich kommen sah, zog ein Schimmer der Freude über ihr Gesicht. Sie streckte mir die Hand entgegen und lächelte, indem sie mich beim Namen nannte.

Dann erzählte sie. Ihr Freund hatte sie verlassen, gerade zu der Zeit, als sie sich Mutter werden fühlte, was sie sich immer so innig gewünscht hatte. Gleichzeitig habe sich ihr Herzleiden verschlimmert, wozu wohl besonders die vielen erregenden Szenen mit jenem Manne beigetragen hätten, den sie so liebe. Denn sie liebe ihn noch immer unbeschreiblich und werde niemals von dieser Liebe lassen, da er ihr das Teuerste auf der Erde sei. Sie habe ihre Arbeit aufgeben müssen und liege nun hier bei einer herzlosen Frau, die ewig mißgelaunt sei, ihr schlechtes Essen gebe und nur darauf ausgehe, sich an ihr zu bereichern. Jetzt sei sie so weit, daß sie nichts mehr bezahlen könne, und um das kommende Kindchen, das doch nur neue Kosten verursachen werde, trage sie die größte Sorge. Sie sei von allen verlassen, fühle sich krank wie nie und glaube, daß sie sterben müsse.

Sie weinte.

Ich gab mir Mühe, ihren Mut wieder aufzurichten, machte ihr Vorwürfe, daß sie sich nicht längst an mich gewendet habe, und versprach ihr, daß sie aus diesen Verhältnissen herausgenommen und vor allem der sorgfältigen Behandlung eines Arztes unterstellt werden solle. Dann werde alles wieder gut werden.

Ihre Dankbarkeit war rührend. Sie suchte mir die Hand zu küssen, was ich verhinderte. Ja, sagte sie, nun hoffe sie auch noch einmal. Sie werde bestimmt wieder gesund werden, sie wolle sich dazu zwingen mit allen Kräften, die ihr noch zu Gebote ständen, und wenn es erst erreicht sei, werde sie auch den andern wiedersehen, und wenn sie wieder hübsch wäre, werde er sie auch wieder lieben. Dieser Gedanke schien der Gipfel aller ihrer Hoffnungen zu sein.

„Kannst du ihn gar nicht vergessen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte sie mit einem seligen Glanz im Auge. „Ich weiß zwar, daß er schlechter ist als irgendeiner und tausendmal schlechter als du — aber für mich ist er das Liebste und Schönste in der Welt."

Ich ließ sie in eine saubere Wohnung schaffen, sie erhielt eine Diakonissin zur Pflege, der Arzt ging täglich zu ihr. Gleich nach seinem ersten Besuch hatte

ich eine Unterredung mit ihm, in der er mir mitteilte, daß sie sterben müsse, da das Leiden schon zu weit vorgerückt sei.

Es wurde auch nicht mehr besser mit ihr. Sie wurde zwar zufrieden und in gewisser Hinsicht glücklich, aus Freude an der Reinlichkeit um sich her, an der liebreichen Pflege und meinen täglichen Besuchen. Aber das Bett hat sie nicht mehr verlassen. Sie glaubte selbst noch an Genesung. Doch war von Tag zu Tag zu beobachten, wie ihre Kräfte verfielen.

Eines Tages, als sie sehr verzagt war, eröffnete sie mir mit leise flehender Stimme einen Wunsch, den zu erfüllen mir nicht leicht wurde. Sie bat mich nämlich, zu dem Manne zu gehen, den sie liebte, und ihn zu bitten, daß er noch einmal zu ihr kommen möge; sie könne es vor großer Sehnsucht nach ihm nicht ertragen. Sie habe auch das untrügliche Gefühl, daß, wenn sie ihn wiedergesehen habe, sie schneller genesen werde.

Ich ging zu ihm. Von seinem Benehmen zu mir, den Gebärden, die er hatte, den rohen Worten, die er in den Mund nahm, erzähle ich nichts. Nachdem ich alle Mühen aufgeboten hatte, versprach der Mann, daß er am nächsten Tage zu einer festgesetzten Stunde zu Ebeth kommen werde.

Ich war zu der betreffenden Zeit bei ihr. Sie ordnete sich mit zitternden Händen das Haar, glühte vor Erwartung und sah ihm entgegen wie eine Braut dem Bräutigam. Als es klingelte, öffnete ich und ließ ihn in Ebeths Zimmer. Ich blieb draußen im Korridor. Ich hörte einen kleinen, erleichterten Aufschrei, als er eintrat. Nach fünf Minuten ungefähr kam er wieder heraus, schritt stumpfsinnig an mir vorüber und verließ die Wohnung. Ich ging zu Ebeth hinein. Sie lag mit dem Kopf nach der Wand zu wie eine Tote. Nie ist mir ein Mensch bejammernswerter erschienen als sie in diesem Augenblick. Ich trat an das Fenster und sah in den Frühsommertag, durch den das freudlose Treiben der Großstadt flutete. Dann hörte ich, wie Ebeth sich bewegte. Ich trat zu ihr, setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand. Schüttelfröste wallten über sie hin, während sie das Gesicht in den Kissen verbarg. Als sie ruhiger wurde, merkte ich, wie der Schlaf kam, sie zu umfangen. Ich blieb bei ihr, ihre magere Hand in meiner, bis sie erwachte, als es dunkel war.

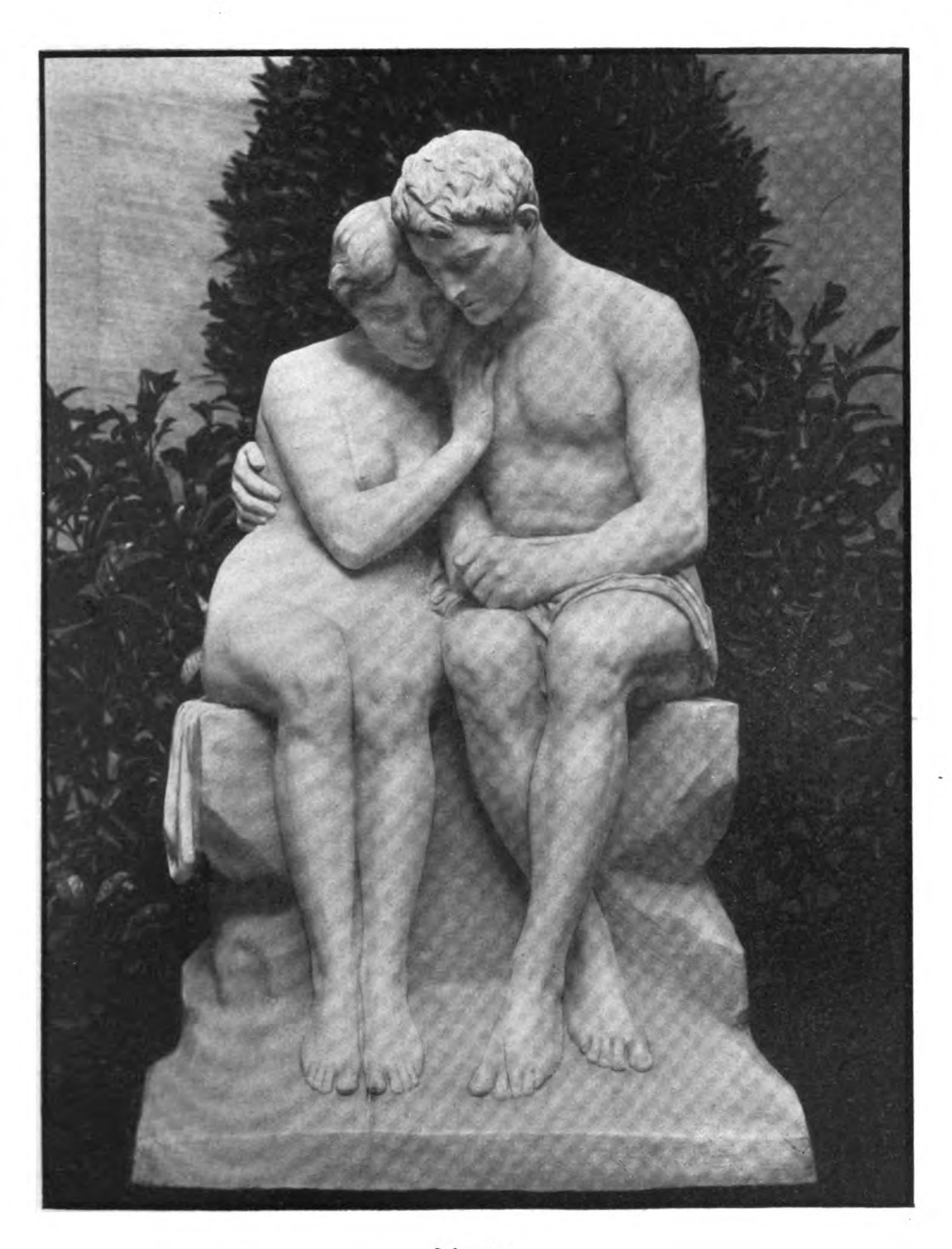
Drei Tage später, am Vormittag, wurde ihr Zustand so schlimm, daß man mich holen ließ. Der Arzt war schon da. Er gab mir ein Zeichen, daß es zu Ende gehe. Ich setzte mich zu ihr auf die Bettkante, sah in ihre großen, brennenden Augen, küßte noch einmal die Stirn der Lebenden und ihre Hand. Sie war auffallend unruhig, in einer dunkeln Vorahnung des Kommenden. Aus ihren armen, hastigen Bewegungen waren tausend letzte Wünsche zu erkennen. Ich fragte, ob ich ihr irgend etwas zuliebe tun könne. Sie schüttelte den Kopf. Ob sie noch irgendeinen Menschen zu sehen wünsche, den sie gern habe, eine Freundin oder einen Freund.

„Nein," flüsterte sie.

Dann hauchte sie nur noch ein einziges Wort, das ich nicht verstand, während ihre Augen schon geschlossen waren. Zwei Stunden später starb sie in meinen Armen, bewußtlos, das Kind unter dem Herzen.

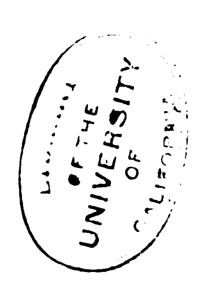
Zweimal im Jahre besuche ich ihr Grab, im Mai und im Herbst. Im Mai höre ich dort die Nachtigallen schlagen, im Herbst sehe ich die Blätter von den Linden treiben, sehe die letzte gelbe Rose über Ebeth welken und denke an den fernen Oktobertag, da ich sie zum ersten Male sah, lachend, in weißem Kleid.

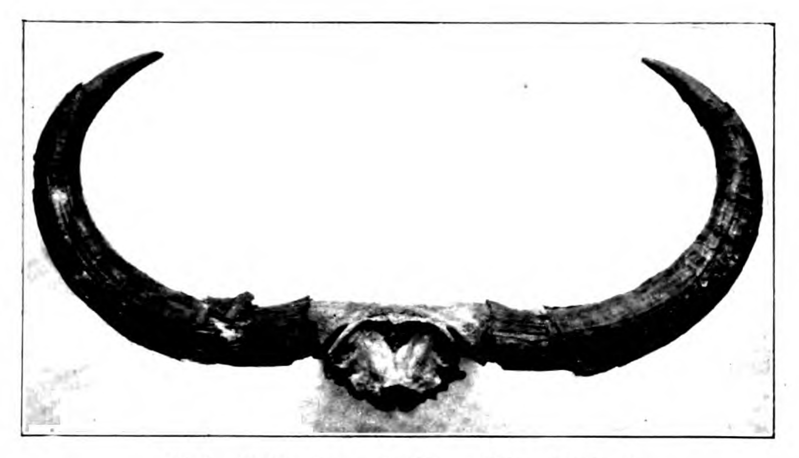
Auf ihrem Grabstein steht nur „Ebeth", mit großen Buchstaben in Gold.



Liebe

Nach einem Bildwerk von Oscar Garvens


OF THE
UNIVERSITY
OF



Rückansicht eines fossilen Bisonschädels
(Bison Alleni Marsh)

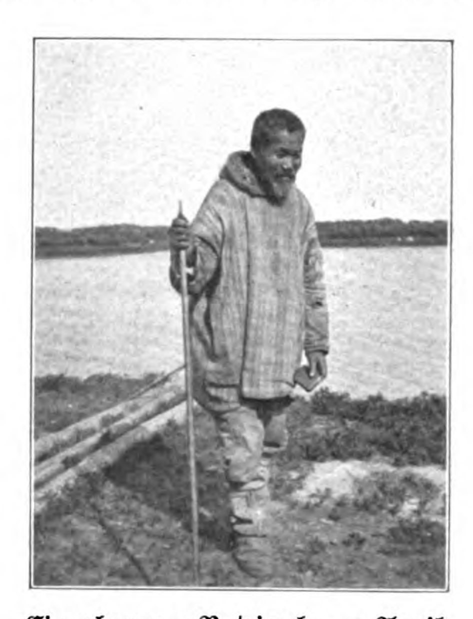
Auf der Mammutjagd am Yukon

Von

Benno Alexander

Der Zauber Alaskas umspinnt jeden Schönheit liebenden Reisenden, der an seinen von Eilanden wie mit Perlenschnüren umsäumten Schneeküsten vorübergleitet, an denen sich des Stillen Meeres violette Wogen brechen. Je weiter man in den herrlichen, wilden Großen Ozean hineinsegelt, desto klarer entfalten sich edle Weiten und unerklommene Höhen, die einen vor sehnsüchtiger Begeisterung erschauern lassen; desto mehr verfällt man dem Banne überwältigender Erhabenheit, der Sieggewalt der Wunder, von Flut und Flamme, von Fels und Firn geformt.

Verwandte Gefühle umweben uns, wenn wir den Riesenstrom des Landesinnern hinabtreiben, der einsam und glockenstimmig der fernen Beringssee zufließt. Der Name „Yukon" dröhnt mir im Ohre wie der tiefe Klang eines wildberückenden Glockenspieles. Was braust nicht alles aus diesen ehernen Stimmen wider! — Das Rauschen gewaltiger Fluten, das Gebrüll entfesselter Waldbrände, das Krachen unterspülter Klippen, das bitterliche Weinen der verlassenen Indianerin, die der landflüchtigen Bleichgesichter Kind unterm Herzen trägt, der schrille Schrei des beutegierigen Eiswindes, das schwermütig-langgedehnte Geheul der Nordlandshunde und ihrer wilden Wolfsbrüder, das Ächzen der Gletscher und der Lawinensturz, der tiefdonnernd talab verhallt. — Aus duftig blauer Ferne aber klingt gedämpft ein milderes Echo wider: das



Eingeborener Patriarch von Anvik

Sommerwindes sanftes Säuseln im duftigen Rosenhage, der Missionsglocken silberheller Schall, der Amsel und der Drossel altvertraute Weise, der leichtbeschwingten Wandervögel Lockruf, das Summen der Kolibris, der Flötenton des munteren Murmeltieres, des Elens dumpfer Drommetenruf, die ritterliche Herausforderung der Wildnisrecken zum Zweikampf ums kurze Liebesglück und des Gebirgsbaches melodisch Plätschern, dort, wo sich an bemoosten Steinen Enzian und Alpenveilchen leise ihre Geheimnisse zuflüstern.

Worin dieses Nordlandes urinnerster Zauber besteht, weiß ich nicht. — Noch ist ein Held der Feder nicht erschienen, der dieser entlegenen Vorhut der Zivilisation eine gebührende Stätte in Menschenherzen erkämpft hätte, aber jeder Bahnbrecher muß freudig sein Scherflein zu ihrem besseren Verständnisse beitragen, je nach dem Reiz, den sie auf ihn ausübt.

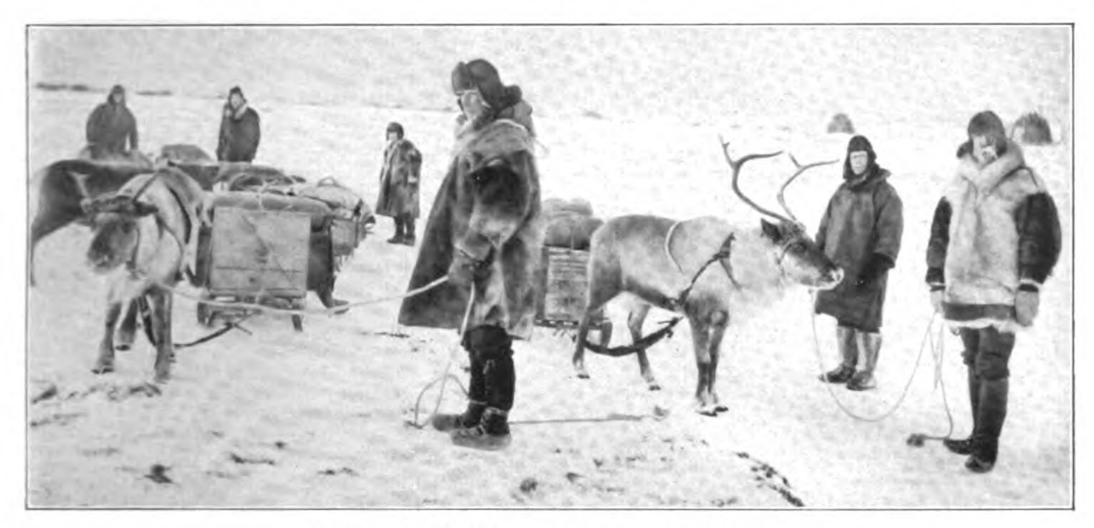


Eskimofamilie vor dem Schaukasten eines Photographen in Nome

Vielleicht sind es die ungelösten Rätselfragen dieser Grenzmarken, die uns anziehen und zum Teil noch aus der Menschheit Jugendtagen stammen. Denn damals schon nahmen diese Lande im Schatten des arktischen Wendekreises, deren Antlitz dem Nordpol zugekehrt ist, eine Ausnahmestellung ein. Zur Eiszeit, im Beginn der pleistozänen Erdperiode, als der größere Teil von Nordamerika und mit ihm Südalaska unter gewaltiger Gletscherschicht tief begraben lagen, blieb seltsamerweise das untere Yukontal, der Vereisung entronnen, die Zuflucht einer reichentwickelten Tier- und Pflanzenwelt. Damals dröhnten diese ausgedehnten Niederungen unter den wuchtigen Tritten langbehaarter Mammuts und Mastodons, deren im später gefrorenen Boden oft wohlerhaltene Überreste von Goldgräbern gelegentlich zutage gefördert werden. Im Sommer 1907 entsandten das Nationalmuseum der Vereinigten Staaten und das Smithsonische Institut Herrn Charles W. Gilmore, den rühmlichst bekannten Verfasser zahlreicher gediegener Werke über ausgestorbene Lebewesen, als Vertreter ins Yukontal, um Fossilien des Mammuts und zeitgenössischer Säugetiere zu sammeln. Ich folgte dem Rufe, mich der Expedition anzuschließen.

Von Skagwarz entführt uns ein Zug der hochberühmten White-Paß- und Yukon-Eisenbahn durch den erinnerungsvollen, wildromantischen White-Paß nach den dereinst so opferreichen Stromschnellen von Miles Cañon und White Horse, die, wie ehedem — heute aber vergeblich — nach Beute brüllen. Das Eis des Yukon war kürzlich geborsten, und am 14. Juni landeten wir in Dawson, dessen erste, kurzlebige, aber glorreiche und barbarisch-wildbewegte Herrlichkeit längst verrauscht ist.

Das Klondiketal liegt bereits außer-



Renntierschlitten. Winter in Nome

halb der pleistozänen Vergletscherung, und dementsprechend werden hier häufig Fossilien der Fauna der Eiszeit bloßgeschürft. So bemerkten wir am Bonanza — in der Fuchs- und Magnetschlucht — Überreste des Mammuts (Elephas primigenius Blumenbach), des Pferdes, Bisons und Elens. Am Tage unsers Besuches wurden durch hydraulische Tätigkeit gerade ein Mammut- und zwei Bisonschädel bloßgewaschen; ein dritter und der Stoßzahn eines Mammuts ragten teilweise aus dem vereisten Geröll.

Pleistozäne Fossilien des Bergschafes, des Bison occidentalis Lucas und des Symbos Tyrrelli Osgood, eines Verwandten des Moschusochsen, entstammen ausschließlich dem kanadischen Yukontal. Die beiden einzigen bisher im fernsten Nordwesten Amerikas gefundenen Mastodonzähne wie einer der besterhaltenen Mammutschädel kommen gleichfalls vom britischen Klondikegebiet. Das Mammut und sein Vetter, das Mastodon (Mammut americanum Kerr), im Gegensatz zur weitverbreiteten Ansicht an Größe wohl kaum unsern Elefanten überragend, unterscheiden sich vornehmlich durch ihre Mahlzähne, deren Oberflächen beim ersteren flache Rillen, beim letzteren warzenartige Erhöhungen aufweisen, welche diesem Dickhäuter seinen

Russisches Fort in St. Michael

Namen Mastodon — Warzenzahn — verleihen. Auch waren seine Stoßzähne wahrscheinlich einwärts gekrümmt.

Nach kurzem Aufenthalte dampften wir von Dawson stromab, glitten am alaskanischen Grenzstädtchen Eagle vorüber, berührten den arktischen Zirkel bei Fort Yukon, wo sich der Yukon gen Südwesten wendet, und erreichten am 24. Juni das Goldgräberlager Rampart im Minookbezirk, wo unsre eigentliche Forschungsreise zum tausend Meilen entfernten Beringsmeer begann. In den dortigen „places“ wurden Mammut- und Renntierfossilien sowie Bisonschädel (Crassicornis Richardson und Alleni Marsh) entdeckt. Am 28. Juni traten wir unsre lange Kanureise an, bei deren Beendigung wir nahezu 2000 Meilen zu Wasser zurückgelegt hatten. Während beim Goldgraben die Entdeckung pleistozäner Fossilien überwiegend vom Zufall abhängt, beginnen wir nunmehr planmäßig vorzugehen.

Der Yukonlauf wird gewöhnlich in vier Unterabteilungen zerlegt: die oberen Ramparts (kanadisches Gebiet), das Flachland, die unteren Ramparts und den Unterlauf. Die malerisch-gebirgigen „Ramparts“ — Schanzen — erinnern vielfach an Deutschlands herrlichste Rheingegenden, nur fehlen den Bergen die Burgen, den Wäldern die Wohnstätten.

Unteransicht des jüngst entdeckten fossilen Schädels des Ovibos Yukonensis

Im Flachlande dehnt sich der Yukon zwischen zahllosen, stillgrünenden Inseln zu einem zehn Meilen breiten Netzwerk aus. Das rechte Ufer des 900 Meilen langen Unterlaufes ist vielfach gebirgig, während sich das linke durchweg in ebener Gleichförmigkeit fernhin verliert. Vor Jahrtausenden, als hier das Mammut und seine Zeitgenossen hausten, ehe noch der Yukon seine endgültige Wasserbahn geschaffen, stauten sich vielfach seine Fluten im niedrigen Gelände und bildeten ungeheure, seeartige, träge wallende Erweiterungen, deren feine, graugrüne Schlammablagerungen aus der Gletschermühle der Eiszeit den Boden bis zu einer Mächtigkeit von 300 Fuß bedecken, und die heute vom tiefer sinkenden Flußlaufe häufig abermals durchschnitten werden. Solche steil aufragenden, jetzt durchweg gefrorenen, vom vorgeschichtlichen Seeboden gebildeten Ufer enthalten eine erhebliche Anzahl von Fossilien der Tiere, die zur Eiszeit in benachbarten Sümpfen versanken oder sonstwie umkamen. Die vereinigten Wirkungen der Sonne und des Windes, des Wassers und der Schwerkraft bringen die senkrechten Wände oft zum Niedersturz. Etwa in ihnen enthaltene Fossilien ragen dann aus den gefrorenen Wällen hervor oder werden ausgewaschen und auf unteren Kiesbänken konzentriert.

Solche prähistorischen Seebodenufer sind deshalb die ergiebigsten Gebiete für den Fossilienjäger, dessen Tätigkeit sonst in Alaska durch den gefrorenen Zustand des im Sommer mit undurchdringlichem Gestrüpp, im Winter mit tiefem Schnee bedeckten Schwemmgeländes höchlichst erschwert wird. Die jetzige Vereisung dieser Ablagerungen, die, ursprünglich unter Wasser, nicht in gefrorenem Zustande niedergelegt werden konnten, ist wohl der beste Beweis dafür, daß Nordalaska sich zur Eiszeit eines milderen Klimas erfreute.



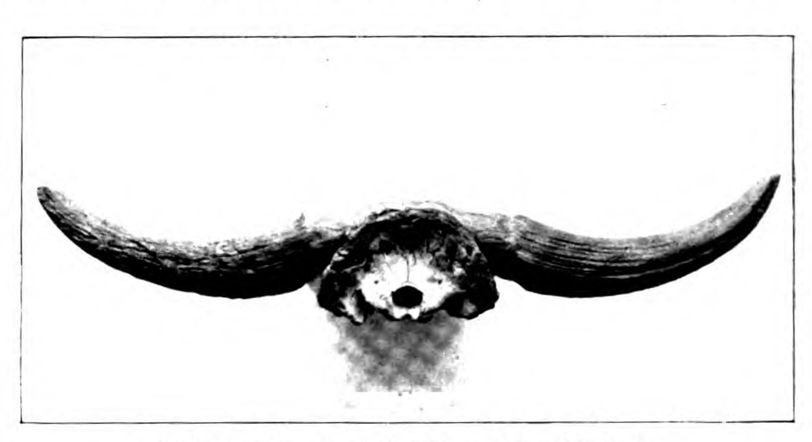
Eingeborener von Alaska mit Mammutzahn

Die wichtigste solcher „Schädelstätten", eine 200 Fuß hohe schiere Böschung mit dem charakteristischen Namen „Palisaden", zieht sich unterhalb der Tananamündung, etwa 150 Meilen von Rampart, in einem großen, eine Meile langen Bogen um eine scharfe Biegung des linken Yukonufers herum. Am Fuße des drohenden Sturzhanges, dessen wellige Oberfläche mit Gehölz und Buschwerk bestanden ist, fanden wir notdürftig Raum für unser einsames Kamp, und hier feierten wir den 4. Juli den nationalen Geburtstag, während rings um uns mächtige gefrorene Blöcke, von der hochragenden Wasserfront herabdonnernd, Salut schossen. Unsre Nach-



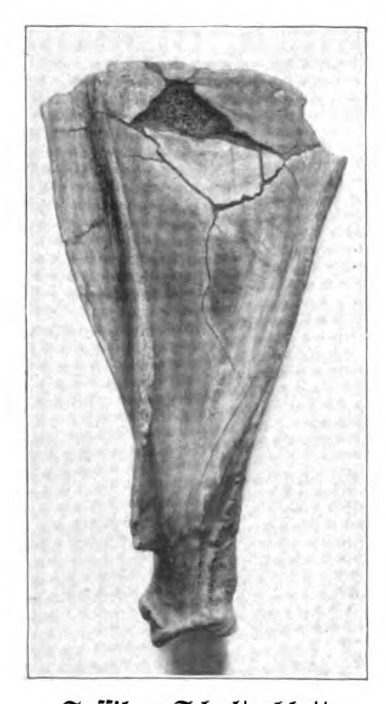
Die Stadt Dawson, Yukon Territory (Kanada)

forschungen wurden mit erfreulichem Erfolge gekrönt. Auf den benachbarten Geröllbarren erbeuteten wir zahlreiche Überreste des Mammuts, besonders Mahlzähne, und den Uferwänden wurden Gebeine des Bisons (Crassicornis?) entnommen, darunter Rückenwirbel, ein Becken und ein trotz seiner zerbrechlichen Natur im Gegensatz zu arg mitgenommenen stärkeren Knochen nur ganz wenig beschädigtes Schulterblatt. Eine besondere Genugtuung aber wurde Herrn Gilmore, als er einen wohlerhaltenen Schädel in einem soeben gefallenen Bruchteil entdeckte, scheinbar den eines Moschusochsen, der jedoch nach den Untersuchungen des Sachverständigen, Herrn James Williams Gidley vom Stabe des Nationalmuseums, nicht den Ovibos moschatus Zimmermann, sondern eine neue, der Wissenschaft bisher unbekannte Unterabteilung repräsentiert und demgemäß den bezeichnenden Namen Ovibos Yukonensis erhalten hat.

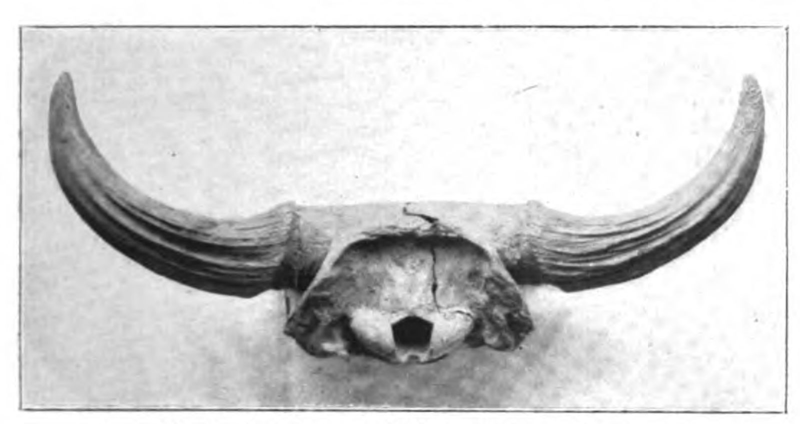


Rückansicht eines fossilen Bisonschädels (Bison crassicornis Richardson)

Nach gründlicher Untersuchung der Palisaden trieben wir gegen 100 Meilen weiter stromab und steuerten am 7. Juli in die Mündung des irgendwo im noch gänzlich unbekannten Kayuhgebirge entspringenden, aus Südosten kommenden Nowi. Still und weltverloren windet er sich in meilenlangen Krümmungen durch eine mit Weiden, Erlen, Birken, Baumwollpappeln und Föhren dicht bewachsene Niederung, deren zahlreiche kleine Seen den Wasservögeln zur Brutstätte dienen. Die Strömung unterwühlt die vereisten, durchschnittlich 15 Fuß hohen Ufer, und die daraufstehenden Bäume krachen in wildem Wirrwarr in die Flut. Wie ein grüner Teppich hängt dann die zähe Moosdecke bis zum Wasserspiegel hernieder. Anfänglich paddelten wir erfolgreich gegen die langsamere Strömung an, schließlich aber machten wir ein „Cache" aus allen irgend entbehrlichen Gegenständen, um unser kanadisches Peterboroughkanu möglichst zu entlasten, und nahmen dasselbe an langer Leine ins Schlepptau, indem wir am Rande der ausgedehnten Bänke oder im seichten Wasser dahinwateten. Mehrfach nahmen wir höhere, steile, palisadenähnliche Ufer wahr, denen zweifellos die Fossilien entstammten, die wir in befriedigender Menge im Kiesgeröll auflasen. Darunter waren Überbleibsel des Mammuts — überwiegend wie stets — namentlich eine vollkommene, fast frisch



Fossiles Schulterblatt eines Bisons



Rückansicht eines fossilen Bisonschädels
(Bison occidentalis Lucas)

Yukon unterhalb der Mündung des aus der Eiszone strömenden Koyukuk liegende Indianerdorf Nulato an, etwa 600 Meilen vom Meere entfernt.

Am 9. August hatten wir die reichlich 200 Meilen zurückgelegt, die uns von Anvik trennten. Hin und wieder passierten wir noch Stromufer mit allen charakteristischen Erscheinungen der Palisaden, aber die eingehendste Untersuchung solcher Gegenden ergab zurzeit keine nennenswerte Jagdbeute.

Doch wurde eine kurze Strecke oberhalb von Anvik ein Prachtstück entdeckt: der wunderbar erhaltene, 49 Pfund schwere Unterkiefer eines Mammuts nebst unversehrten Zähnen. Mammut und Mastodon besaßen in jedem Kiefer vier Zähne, die sich, einer hinter dem andern hervorwachsend, dreimal erneuerten. Die aufmerksamste Durchforschung des Anvikstromes selbst blieb dagegen vollständig ergebnislos, und damit war unsre Sommerbeute in der Tat abgeschlossen.

Die Fauna des Yukontales umfaßte also zur Eiszeit, soweit ermittelt, das Mammut, das Mastodon, verschiedene Verwandte des Bisongeschlechtes und erscheinende Rippe, des Bisons, des Renntiers, des Elens und des Vorpferdes, das sich hier zur Eiszeit bereits zum Einhufer entwickelt hatte, ehe es über die damals zweifellos bestehende Landbrücke nach Asien auswanderte, über welche dereinst auch in entgegengesetzter Richtung das aus Europa stammende Mammut gekommen war. Sprungbein und Schulterblatt eines Bären und Backenknochen eines Bibers, die hier von uns gefunden wurden, sind die ersten untrüglichen Beweise für die Gleichzeitigkeit dieser beiden Tierformen und der Eiszeit des festländischen Alaskas. Nachdem wir 200 Meilen stromauf vorgedrungen waren, ohne daß sich die Flußbreite oder die wahrnehmbare Fossilienzahl beträchtlich vermindert hätte, zwang uns zu unserm Leidwesen der Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr nach den gelegentlichen Kramläden am Yukon.

In den nächsten Wochen erforschten wir unter ganz ähnlichen Verhältnissen zwei weitere, ebenfalls von links kommende Nebenflüsse, den Yuka bis nahe den Quellen auf eine Entfernung von 100 Meilen und den Unterlauf des kleineren Klalish. Von Fossilien fanden wir jedoch nur Skelettreste des allgegenwärtigen Mammuts und des nahezu ebenso häufigen Bisons vertreten. Um so zahlreicher sind in diesen windstillen, bewaldeten Niederungen die Moskitoschwärme, die lieben Engelein des Teufels.

Am 2. August liefen wir nach glücklicher Fahrt von nunmehr bereits über 1000 Meilen das auf der rechten Seite des



Oberer Mahlzahn eines Mastodons
(zirka 1/5 der natürlichen Größe)

des Moschusochsen, das Vorpferd, das Gebirgsschaf, das Renntier, das Elen, den Bären und den Biber, deren Nachkommen sich vielfach veränderten klimatischen Verhältnissen angepaßt und in die Gegenwart hinübergerettet haben. Die fragmentarische Beschaffenheit mancher Überreste macht bis zu weiterer Ergänzung die genauere Einreihung einiger Tierformen noch unmöglich.

Der Mensch war zur Eiszeit wohl kaum in diesen abgelegenen Gegenden erschienen; wenigstens läßt sich hier bis jetzt seine Gleichzeitigkeit nicht mit Sicherheit nachweisen, wie es in Europa bereits schon geschehen ist.

Die Mammuttiere waren damals nach allen Anzeichen dieser Wildnis unumschränkte Gebieter und schweiften zweifellos in gewaltigen Herden umher, höchstens daß ihnen die Vorfahren der Bisonarten an Zahl nahekamen.

Am 21. August setzten wir unsre ausgedehnte Kanufahrt, die nun dem Ende nahte, talwärts fort, um in Andreafski, nahe der Yukonmündung, die Ankunft des nach St. Michael bestimmten Dampfers abzuwarten.



Eskimohäuptling von Nome

St. Michael ist der Hafen der gleichnamigen, 60 Meilen von der Mündung in Norton Sund gelegenen Insel, der Zwischenstation auf dem Wege nach dem nahen Nome.

In Andreafski war das Glück uns hold, denn schon am Tage nach unsrer Ankunft konnten wir uns nach St. Michael einschiffen.

Die Berge von Andreafski sind das letzte Hochland am Yukon. Unterhalb breitet sich ein unabsehbares, mit zwerghaften Weiden und Erlen bebuschtes Flachland aus, über welches der Yukon zwischen tausend Inseln mit stets veränderlichem Fahrwasser scheinbar zweck- und ziellos dahinwandert. Kapitän und Lotse eines Yukondampfers haben einen schwierigen Beruf. Wo das Mündungsdelta bereits eine Breite von 60 Meilen erreicht hatte, strandeten wir trotz unablässigen Lotens nachmittags auf einer der ewig neu entstehenden Sandbänke, von der uns nach Stunden erst die emporschwellende Flut erlöste.

Bidarken neugieriger Eskimos, brauner, lustiger Gesellen in Renntierparkas, umschwärmten den hilflosen Dampfer. Die uralte Blutfehde zwischen dem Indianer und Eskimo, welche einst den ersteren von der Küste fernhielt, ist längst beigelegt, jedoch keineswegs vergessen. Die Eskimos von St. Michael und Nome sind durch ihre wahrhaft künstlerischen Schnitzereien aus Mammut- und Walroßelfenbein sehr vorteilhaft bekannt.

Ein stürmischer Sonnenuntergang glühte abends über dem Wirrsal der Kanäle des Deltas. Rosige und lavendelfarbige Nebel treiben vom Ozean landein, wallen auf und wallen nieder, umwogen, verhüllen und entschleiern smaragdschimmernde Eilande und im Widerscheine des Abendrotes flammende Lagunen. Sie türmen und ballen sich, Gebirgen gleich, am Horizont empor und gleiten dann wieder wie fabelhafte Ungeheuer oder Drachenschiffe mit weit-



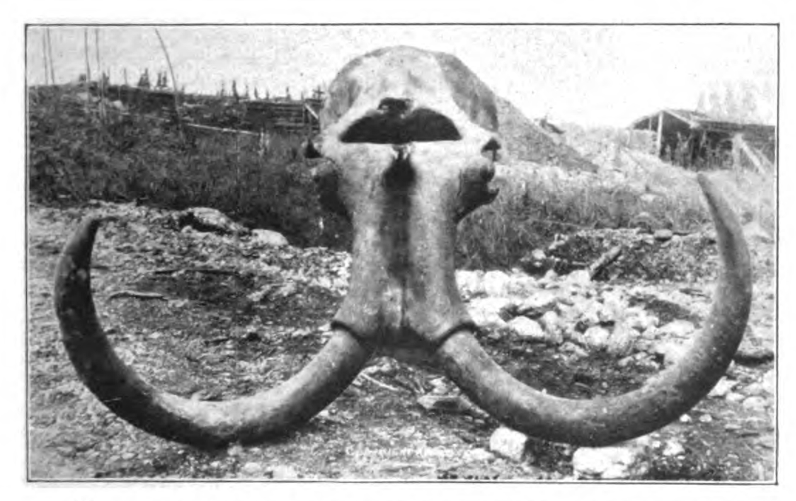
White-Horse-Stromschnellen

lich der, dem in der Hetzjagd des modernen amerikanischen Lebens solche Weihestunden noch gelegentlich beschieden sind. Die mächtigen Sandbänke, die die westliche seichte Hälfte des Beringsmeeres kennzeichnen, sind durch die fortgesetzten Anschwemmungen des Yukon aufgebaut worden. Der südlichste der sieben Mündungsarme ist vom nördlichsten 100 Meilen entfernt. Der nördlichste (der Aphoon) führt uns nach St. Michael, wo wir am 1. September anlangen. Von hier dampfen wir nach Nome und von dort nach kurzer Frist durch die ungeheure Dünung der Beringssee heimwärts, dem Süden zu.

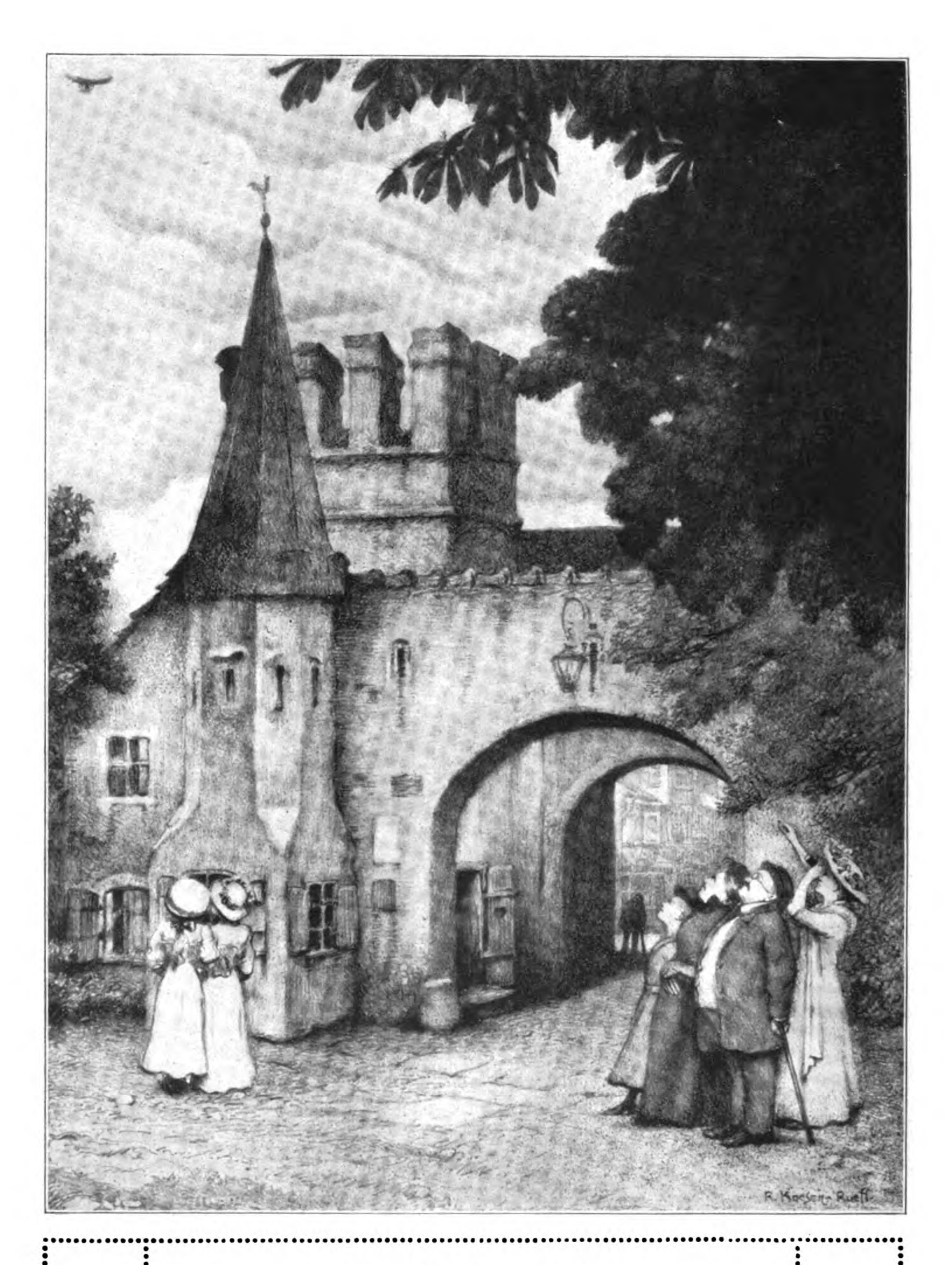
gebauschten Segeln auf geheimnisvollen Wassern ins Ungewisse dahin. Die Anziehungskraft der Yukonniederung gleicht der Schönheit der Wüste. Es ist der Zauber schrankenloser Weiten und wundersamer Beleuchtungen, rosig glühender Sonnenaufgänge und eines Abendrotes, dessen Nebel feurigen Staubwolken gleich dahinrollen. Weihevolle Stille legt sich einem leis und lind wie eine liebe, kühle Hand auf die von der Treibhausglut der Zivilisation erhitzte Stirn. Man fühlt sich eins mit der weltenfernen Einsamkeit, mit dem hehren Schweigen und wächst aus des engen Alltagslebens Schranken empor. — Glück-



Miles Cañon



Mammutschädel vom kanadischen Yukon mit 7,5 Fuß langen Stoßzähnen



Kleinstadtsensation

Nach einer Zeichnung von R. Kaeser-Rueff



Kumuluswolken (Gewitterbildung)

Die bleibende Bedeutung des Freiballons

Von

Otto Tribunus

(Mit neun von Rudolf Lichtenberg, Osnabrück, aufgenommenen Ballonphotographien)

In unsrer Zeit der wachsenden Erfolge der Luftschiffe und Flugzeuge will es vielen scheinen, als ob die Zeit des Freiballons dahingegangen wäre. Diese Ansicht ist vollständig irrig. Im Gegenteil, gerade durch die Fortschritte der Luftfahrt ist der alte Freiballon, der in seiner jetzigen Form nun schon mehr als vier fünftel Jahrhunderte besteht, zu einer erhöhten Daseinsnotwendigkeit gelangt.

In keinem Luftfahrzeug hat der Luftfahrer einen derartig ungestörten und herrlichen Genuß des Luftmeeres wie in dem Freiballon, in dem er, fern von jedem Geräusch und jeder Erschütterung, als ein Teil der bewegten Luft bald nahe der Erde, bald hoch in den Wolken dahingleitet. Der Mensch wird da oben über sich selbst hinausgetragen, Nerven und Sinne erhalten neue Spannkraft, das Blut kreist frischer durch die Adern in der leichten Luft, die Sonne übt einen vermehrten Einfluß auf die Hauttätigkeit aus. Das Freiballonfahren ist ein Jungbrunnen. Nirgends erschließen sich ähnliche geheimnisvolle Reize der unvergänglichen Schönheiten des Wolkenmeeres, der weiten Überblicke in einer derartig majestätischen Ruhe dem trunken dahinschweifenden Auge.

Wie oft freuen wir uns schon auf der Erde an den eigenartigen Wolkenbildungen, die sich am Horizont aufbauen!

Wie ganz anders gewinnt dieses Bild an Gestaltung, wenn man, die blendend weißen Wolken unter sich, über sich den sonnig blauen Himmel und die goldig durchleuchtete Kugel des Ballons, dahingleitet! Wind gibt es nicht, da der Ballon ja einen Teil der bewegten Luft bildet. keulenartig abgeplatteten Kumuluswolken beachtet werden, da sie Gewitterbildung künden und den Luftfahrer bei bedrohlicher Nähe zur Landung veranlassen müssen.

Im Freiballon lernt der Luftfahrer die physikalischen Eigenschaften des Gases kennen und ihre Einflüsse auf das Steigen



Diepholz. Nach der Bewegung des Ballonschattens ermittelt man die Fahrtrichtung gemäß dem Stande der Sonne

Infolge des Steigens und Fallens macht sich gelegentlich etwas Luftzug (Korbwind) bemerkbar.

Die Wolken berichten dem aufmerksamen Beobachter mancherlei über die Gestaltung des Wetters. Insonderheit muß die charakteristische Form der hochgerissenen Wolkenwirbel und der ragenden, und Fallen des Ballons parieren. Der Führer verfügt über vortreffliche Instrumente, deren Beobachtung ihm wichtige Aufschlüsse gibt. Das Barometer mißt die jeweilige Fahrthöhe, das Variometer die Geschwindigkeit des Steigens und Fallens. Nach letzterer bemißt sich die Stärke des Ventilzuges beziehungsweise



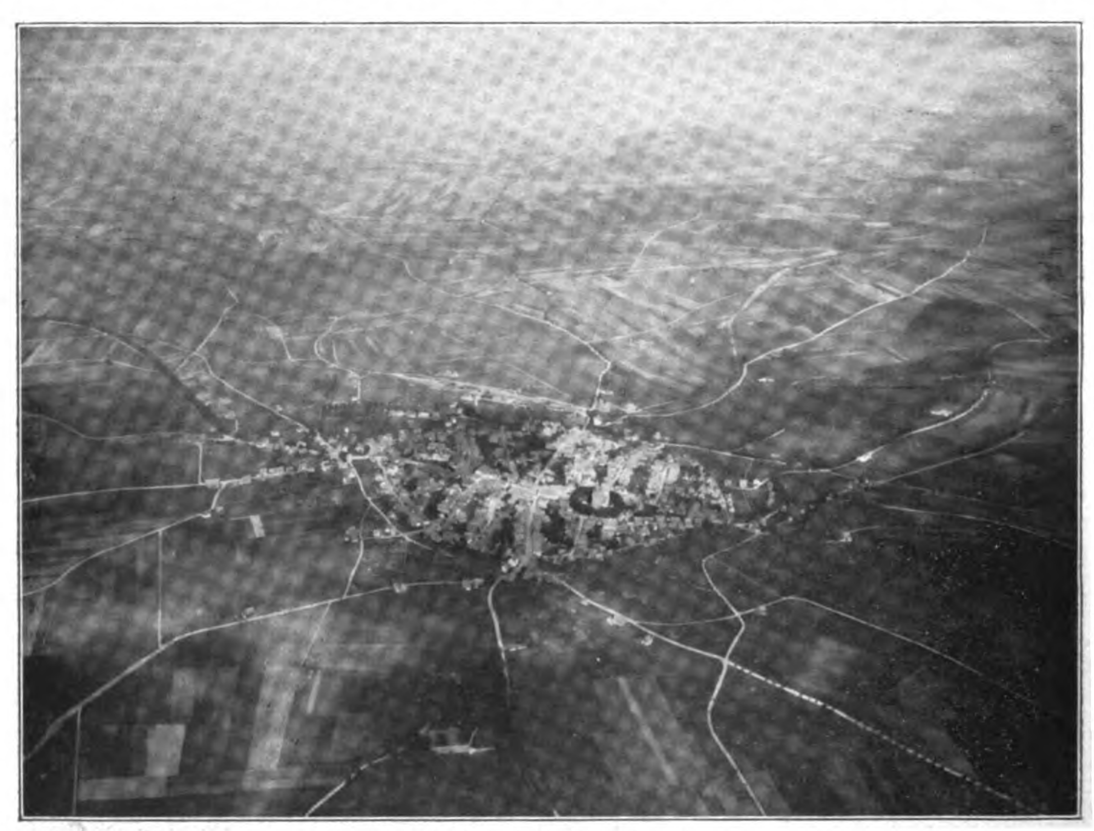
Zwischen zwei Wolkenschichten



Brilon im Sauerland. Die Umgegend ist bergig (Briloner Berge); dies lassen die Wegkurven erkennen

die Menge des auszuschüttenden Ballastes. Das Anemometer steht still, wenn das Steigen und Fallen nicht infolge der Ausdehnung oder Zusammenziehung des Gases erfolgt, sondern durch einen auf- oder absteigenden Luftstrom bewirkt wird.

Trotz dieser Hilfsmittel wird der Anfänger mit erheblichen Schwierigkeiten kämpfen und erst durch Erfahrung ein geschicktes Fahren ohne erhebliche Höhenschwankungen in gewollter Höhenlage aufzusuchen. Auch die Beobachtung des Wolkenzuges in höheren und namentlich in niederen Schichten läßt Rückschlüsse machen und verwerten. Dieses ist beachtenswert, weil die vor dem Aufstieg gemachten Messungen im Laufe mehrerer Stunden und beim Überfliegen weiter Strecken sich erheblich ändern können. Praktisch geprüft wird dieses Steuervermögen der Führer auf Zielfahrten und Ballonfuchsjagden, bei denen es darauf ankommt, in möglichster Nähe eines bestimmten Punktes beziehungsweise der Landungsstelle des Fuchsballons zu landen. Für den Luftschiff- und Flugzeugführer ist es wichtig, die Windrichtung zu kennen, damit er sie zur Sparung der motorischen Kraft und zur Erhöhung seiner Geschwindigkeit in zweckmäßigster Weise ausnutzt.



Brilon im Sauerland
Die verschiedenen Wegkurven lassen die bergige Gegend erkennen

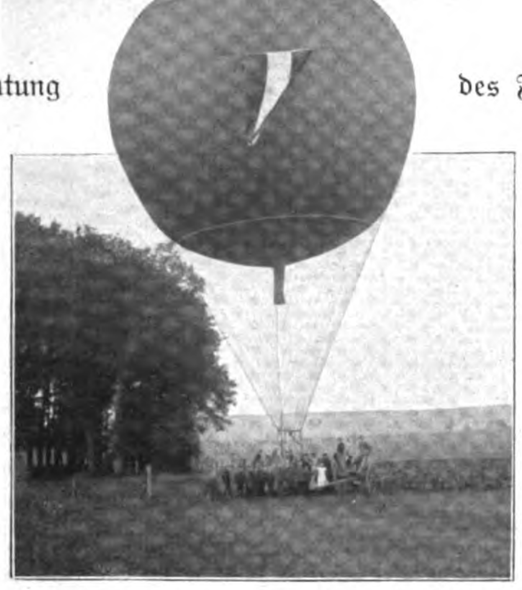
lernen. Letzteres ist wichtig, da es hierdurch möglich ist, den Freiballon in gewissem Sinne zu steuern.

Die Windrichtung wechselt im Durchschnitt bis zu einem rechten Winkel, so daß ein wenn auch begrenzter Einfluß auf die Flugrichtung sehr wohl möglich ist. Falls also bekannt ist, und dieses läßt sich durch Pilotballons vor dem Aufstieg feststellen, wie die Windrichtung in den verschiedenen Höhenlagen ist, so ist der Führer in der Lage, die zur Erfüllung seines Auftrages bestgeeignete

Der Einfluß des Geländes auf die Vertikalbewegung des Ballons ist ein erheblicher. Wasser- und Moorflächen ziehen den Ballon nach unten, da das

Gas abgekühlt wird. Nach dem Überfliegen von Höhenzügen treten an dem jenseitigen Hange abwärts führende Luftströme und Wirbelbildungen auf, die für Flugzeuge verhängnisvoll sein können, wie der Absturz von Chavez nach der Überfliegung des Simplon lehrt.

Diese im Freiballon erworbenen Erfahrungen werden dem Führer von Luftschiffen und Flugzeugen wertvoll sein, daher wird mit Recht verlangt, daß der Luftschiffer geprüfter Freiballonführer sein soll. Man sollte diese Forderung in Anlehnung an das Urteil eines der bedeutendsten Aviatiker auch auf Flugzeuge ausdehnen, besonders noch aus dem Grunde, weil der Luftfahrer nur in der Ruhe des Freiballons die Fähigkeit des Orientierens lernt. Die Erde sieht bekanntlich von oben vollständig anders aus, da die Geländeunterschiede verschwinden. Es bedarf einer längeren Übung, bis man in der Lage ist, Geländeunterschiede auch aus größeren Höhen als solche an charakteristischen Merkmalen zu erkennen. Beim Studium der Karte wird man weniger auf die Höhenzeichnung selbst Wert legen als auf den Lauf der Gewässer, die Lage von Wegekurven, Steinbrüchen, Sandgruben und so weiter, aus deren Verlauf und Vorhandensein sich Rückschlüsse auf die Gestaltung des Geländes machen lassen.



Zwischenlandung nach einer Nachtfahrt. Der mit Ballast beschwerte Ballon ist an einem Ackerwagen verankert

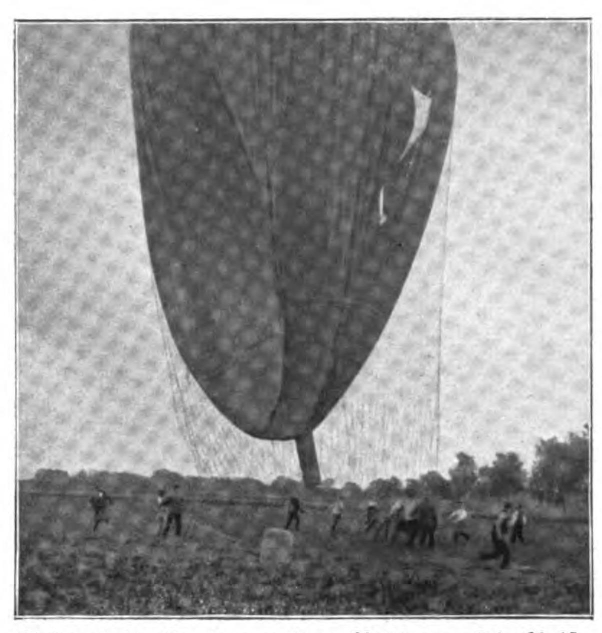
Beim Überfliegen wird man, dem Stande der Sonne entsprechend, Geländeformationen an der Schattenbildung erkennen. Schließlich wird man, wenn das Gelände in der Flugrichtung ansteigt, erkennen, daß man von einem aufsteigenden Luftstrom emporgetragen wird.



Niederalme bei Brilon. Aus 720 Metern Höhe. In der oberen rechten Ecke leichte Wolkenschatten. Charakteristisch für die kartenmäßige Wiedergabe der Landschaft

Alle diese Wahrnehmungen lassen sich im Freiballon in Ruhe machen, während insonderheit der Flugzeugführer mit der fertigen Erfahrung ausgerüstet sein muß, um jederzeit mit seinen Steuerapparaten den zu erwartenden Windströmungen zu begegnen und die Orientierung zu behalten.

Von oben sieht das Gelände kartenähnlich aus. Das Wegenetz, die Grenzen von Wäldern und Ortschaften treten besonders klar hervor. Es muß gelernt werden, auch beim vorübergehenden Durchblick durch Wolken bemerkenswerte Punkte, wie eigenartige Straßenkreuzungen und andre schnell zu erfassen und auf der Karte festzuhalten. Die Wissenschaft braucht den Freiballon, da er durch seine dem Luftschiff überlegene Steigfähigkeit zur Messung der für die Meteorologie wichtigen Vorgänge der höheren Luftschichten unentbehrlich ist.



Sehr glatte Landung eines Ballons. Die Reißbahn ist aufgerissen; der sich entleerende Ballon sinkt zur Erde

Für militärische Zwecke hat der Freiballon in erster Linie als Vorschule auf dem gesamten Gebiete eine bleibende Bedeutung. Aber auch im praktischen Gebrauch behauptet er seine Rolle im Festungskriege. Lautlos kann er im Dunkel der Nacht oder geschützt durch Nebel im Innern der Festung rasch zu einer vor Schüssen sichernden Höhe emporsteigen und über die Einschließungsarmee mit wichtigen Personen und Nachrichten hinwegfliegen.

Mit Hilfe besonderer Apparate (Achtkameraapparat des Hauptmanns Scheimpflug, Wien) lassen sich maßstabgerechte Karten erheblich schneller als mit dem Meßtisch herstellen. Und auch wie viele unvergeßliche Augenblicke lassen sich auf der Platte festhalten!

Kurz, der Veteran der Luftfahrzeuge hat eine große bleibende Bedeutung.



Einzelne Cumuli über dem Biggetal im Sauerland. In der Mitte erkennbare Felswand



Ferienreise

Nach einem Pastell von F. Müller-Münster



Viele Menschen sind der Ansicht, daß die Kinder nur richtiges und schönes Deutsch lernen, wenn man von vornherein genau darauf achtet, daß den kleinen Kindern stets nur gutes, richtiges Deutsch vorgesprochen wird, kein Kinderkauderwelsch, das so leicht Nachahmung findet, aber sehr schwer wieder zu entfernen sei. Solchen Leuten erscheint es als grobe Sünde, wenn man von der Baba (Kinderwagen), von der Ticktackuhr, von dem Wauwau (Hund), dem Kikeriki (Hahn), der Muh (Kuh) und so weiter ganz kleinen Kindern gegenüber spricht. Solche Eltern haben noch einen sehr unvollkommenen Begriff von dem Wesen der Sprache und hauptsächlich von der Kindersprache. Die Kindersprache kommt nicht durch papageienhaftes Nachsprechen der Worte der Erwachsenen zustande; das Kind erschafft sich seine Sprache selbst. Dabei will ich gerne zugeben, daß es die Elemente dazu aus der Sprache der Erwachsenen nehmen muß.

Es ist richtig: ein Kind, das nie eine menschliche Stimme gehört hat, das in der Wildnis unter Tieren aufgewachsen ist, nimmt die Elemente zu seiner Ausdrucksweise, zu seiner Sprache aus dem Verständigungsmittel der umgebenden Lebewesen. Es wird wohl eine Tiersprache lernen, nie aber eine menschliche. Das Kind muß unter Menschen aufwachsen, um menschliche Sprache zu erhalten. Dies geschieht, indem wir Erwachsenen dem Kinde alles genau und richtig vorsprechen, damit es die Wörter auch richtig nachspricht.

Aber das stimmt nicht ganz. Man spreche einem kleinen zweijährigen Kinde jedes Wort silbenweise und wohlartikuliert vor, bis es genau nachgeplappert wird, und ich wette hundert gegen eins, daß das Kind bei freiem Erzählen bei der ersten Gelegenheit ganz andre Worte herausbringt als die ihm immer wieder vorgesprochenen.

Gesetzt den Fall: du hast mit Geduld deinen lieben Hans zum Nachsprechen der schon oft getanen Frage bekommen: Wo ist der Vater? Verstecke dich am nächsten Tage, und du wirst dich freuen, wenn der kleine Kerl plötzlich dein Fernsein entdeckt und sich fragend an seine Mutter wendet: „Batä is?"

Vergeßlichkeit ist es von dem kleinen Kerl nicht. Was der verstanden hat, das behält er auch. Das verraten seine hellen Augen, und das verrät auch sein nie stillstehendes Plappermäulchen. Er spricht ein richtiges Deutsch, und er weiß auch, was er redet. Er spricht nur ein andres Deutsch als du und deine Frau, aber ein richtiges in seiner Art.

Das kleine Kind kennt nur die Sprechsprache, es weiß noch nichts von Grammatik und Stilistik, „es spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist".

Wenn das Kind soweit entwickelt und kräftig genug ist, fängt es ganz allein an zu mauscheln, anfangs ganz unverständlich, dann hier und da eine verständliche Silbe und schließlich sogar Worte, die unsern entfernt ähneln, von den Müttern und Kindermädchen bald verstanden, von andern jedoch nicht. Mit der Zeit wird die Sprache immer deutlicher und gegliederter.

Erst werden einzelne Wörter für ganze Gedanken gebraucht, für Sätze. Mein eineinvierteljähriges Töchterchen, das aufwuchs, ohne daß sich auch irgend jemand Mühe gab, ihm etwas vorzu-

sprechen, sagte, wenn es seine Flasche trinken wollte: „Kille kille.“ Wie es zu dieser Bezeichnung gekommen ist, weiß ich nicht zu sagen, nur so viel habe ich festgestellt, daß sich jeder, der mit dem Kinde in Berührung kam, darüber wunderte, da keiner so etwas zu ihm gesagt hatte. Wollte es schlafen, so sagte es: „Baba.“

Das ist ja ein Ausdruck, der in der Kindersprache häufig für Bett gebraucht wird. Er mag von den älteren Kindern herrühren. Eigentümlich wurde aber wieder das Verlangen nach dem Garten ausgedrückt: „Wauwau!“ Ich erkläre mir das so: Im Garten war ein häufiger Spielgefährte der Kinder ein Hund, der doch in der Kleinkindersprache als Wauwau bezeichnet wird. Ob nun das Verlangen nach dem Hund ebenso stark war wie das Verlangen nach draußen überhaupt, konnte ich leider nicht bestimmt feststellen; ich kann nur sagen, daß sich die Kleine ohne den Hund im Garten ebenso wohl fühlte als mit ihm.

Kuchenbacken

Die ersten sprachlichen Äußerungen der Kinder sind sehr einfach und haben mit der Sprache der Erwachsenen fast keine Ähnlichkeit. Sie fallen auch ganz verschieden aus, was wohl in der verschiedenartigen Entwicklung der Sprachorgane begründet liegt. Bei dem einen Kinde sind anfangs diese Sprachwerkzeuge besser entwickelt, bei dem andern jene; das eine Kind bringt erst Kehllaute hervor, ein andres Zungenlaute und ein drittes Lippen- oder Zahnlaute. Dagegen ist die Vokalbildung bei allen wohl dieselbe, wenigstens habe ich das stets gefunden.

Und meine Beobachtungen erstrecken sich über Jahre und über viele Kinder. Zuerst hängen sie an die Konsonanten helle Vokale, dann die mittleren und zuletzt die dunkeln.

Um diese ersten deutlichen und verständlichen Spracherscheinungen brauchen wir uns nicht zu sorgen, sie verschwinden bald wieder. Es ist grundfalsch, wenn einige behaupten, daß kleine Kinder das, was sie sich sprachlich falsch angeeignet haben, nicht wieder ablegen. Von selbst verschwindet es, sobald das kleine Kind immer mehr seine Sprachwerkzeuge in Gewalt bekommt und sich aus der Sprache der Erwachsenen, lieber aber noch aus der Sprache größerer Kinder das zu eigen macht, was es braucht. Sprachlose Kindermädchen sind unbrauchbar, wenig sprechende nicht viel besser, aber Mädchen, die nicht einen Augenblick den Mund halten können, sind gut bei Kindern bis zu zwei Jahren und auch noch darüber hinaus. Noch besser ist es, wenn kleinere Kinder, die einige Jahre älter sind und deshalb die Sprache beherrschen, mit ihnen spielen, denn mit vier bis fünf Jahren können normal entwickelte Kinder nie stillschweigen; sie erzählen von früh bis spät; sie erzählen Erwachsenen, andern Kindern, besonders jüngeren gern, Puppen und den übrigen Spielsachen, sich selbst. Diese Sprache ist zwar noch anders als die Sprache der Erwachsenen, um so besser aber geeignet für das eben zu

sprechen anfangende Kind. Darum lernen die jüngeren Geschwister leichter und auch eher sprechen als das erstgeborene Kind.

Schon im Alter von anderthalb Jahren konnte ich bei meinem Kinde die ersten Sätze feststellen. Ich hatte streng angeordnet, es nicht zum Nachsprechen anzuhalten.

Die ersten Sätze lauteten: „Vatä ö Tulle“ und „Muttä ö Tulle“, was heißen sollte: ich will Essen haben. Dabei wurden die Silben Va, Mut und Tul betont, die übrigen aber ganz kurz gesprochen. Das „Kille“ habe ich seitdem nicht wieder gehört.

Im Alter von eindreiviertel Jahren klang die Sprache recht breit. Das a wurde viel verwandt. Proben aus dieser Zeit sind: Mutta a tinka = Mutter, ich will trinken. Mutta a ap = Mutter, ich will essen. Vata lalla = Vater, sing doch mal. Habbat daußa, Mutta auf = Herbert ist draußen an der Tür; Mutter, mach auf! Habbat weg = Herbert, geh da fort. Wan Villa = Werner, hole doch die Bilderbücher, die will ich besehen!

Zu Anfang des dritten Lebensjahres verschwindet die A-Sprache. Die Wörter werden in ihrer Aussprache immer mehr der Sprache der Erwachsenen gleich.

Daß hier und da ein Konsonant, auch eine ganze Silbe fortgelassen wird, erklärt sich aus dem schnellen Sprechen. Wie im Körper der Kleinen das Leben viel schneller pulsiert als bei den Erwachsenen, so auch in der Seele. Die Gedanken fliegen nur so. Daher war es eine schöne Sache, die Gedanken in eine Silbe oder ein Wort zu fassen. Jetzt aber müssen bereits mehr Worte angewandt werden. Und das ist lästig, denn der kleine Mund will ja die vielen Worte nicht so rasch hervorbringen, wie die Gedanken springen.

Zwei Erscheinungen der Kindersprache treten besonders stark im dritten Lebensjahre hervor: die sonderbare Stellung in der Wortfolge und die Bildung der Verben.

Der oben angeführte Satz „Vatä is?“ zeigt uns die in dieser Zeit gebräuchliche Wortstellung. Zum bessern Verständnis füge ich dem noch einige Sätzchen aus dieser Periode hinzu. Mutti Stube geht = die Mutter geht in die Stube. Mutti, Hert drauße geht = Mutter, Herbert geht hinaus. Wern Hof is = Werner ist auf dem Hofe. Ilse Puppe geschläft = Meine (Ilses) Puppe hat geschlafen. Pa Tulle geeßt = Papa hat eine Stulle (Brot) gegessen. Es mag hiermit genug der Beispiele sein.



In der Sonne

Es fällt auf, daß das Verb stets am Ende steht. Erst kommen die Substantive, dann andre Wortarten, wie Ortsadverben, und den Schluß bildet das Verbum. Dem Kindespsychologen ist dies ganz verständlich. Auf die Sinnesorgane der kleinen Kinder wirken die Gegenstände der Außenwelt zunächst nur als Gegenstände. Ja der eigne Körper erscheint ihm anfangs als Gegenstand der Außenwelt, weshalb es ihn auch mit dem Namen, den andre ihm geben, bezeichnet.

Dann erkennt das Kind, daß manche Gegenstände sich an verschiedenen Orten befinden. Erst später entdeckt es durch weiteres Beobachten ihre Tätigkeiten und Wirkungen, kann die Verben also nun erst brauchen. Die Eroberung der umgebenden Welt zeigt sich in der Wortstellung. Der Gebrauch der Verben von Kindern im dritten Lebensjahre — und zuweilen auch noch lange darüber hinaus — fällt manchem Erwachsenen auf die Nerven. Geeßt, geschläft, getritten, geruft, gesingt, gegibt, gegeht und so weiter. Das sind wohl Mißbildungen für uns, aber nicht für die Kleinen. Für diese sind es ganz regelmäßig gebildete Formen. Von starker und schwacher Konjugation haben sie noch keine Ahnung. Im Präsens konjugieren die weitaus meisten Verben, die das Kind schon beherrscht, schwach; daher konjugiert es auch ganz folgerichtig: ich esse, du eßt, er eßt. Und die Silbe ge davorgesetzt, ergibt geeßt. Alle scheinbaren Mißbildungen bezeichnen eine Zeitform.

Welche Zeitformen verwendet ein zweijähriges Kind? In der Gegenwart oder im Präsens lernt es die Verben kennen. Bald merkt es auch, daß es etwas getan hat und daß es etwas tun will, es erfaßt die Vergangenheit und die Zukunft. Freilich dürfen wir nicht eine Dreiteilung der Vergangenheit in Imperfekt, Perfekt und Plusquamperfekt und eine Zweiteilung der Zukunft in Futur I und Futur II erwarten; solche Riesenschritte kann der kleine Geist noch nicht ausführen. Er kennt nur Perfekt und Futur I. Das Perfekt bildet er wie die Erwachsenen mit haben; das Futur jedoch anders, ich habe es nur mit dem Hilfsverbum wollen gefunden.

Für das zweijährige Kind existiert für gewöhnlich die Mehrzahl noch nicht. Und deshalb bildet es das Perfekt aus dem Hilfsverbum und der dritten Person in der Einzahl des Präsens, ergänzt durch die Präfixe ge. Die dritte Person Einzahl heißt: gibt, folglich heißt das Perfekt: ich habe gegibt. Ebenso ist es mit den andern Mißbildungen. Wie exakt und konsequent bildet doch das Kind seine Sprache!

Am Ende des dritten Lebensjahres ist die Sprache eine ganz andre als am Anfang. Ein Stenogramm mag das beweisen. Es war um die Weihnachtszeit, als meine Kleine ihren dritten Geburtstag hatte. Daher setze ich eine Erzählung von ihr vom Weihnachtsmann hierher.

„Der Weihnachtsmann war mal da. Und Vater und Mutter haben Abendbrot geeßt. Und da haben sie Ilse liebgehabt. Und da ist der Weihnachtsmann reingekommen. Und da hat die Ilse gesagt: ‚Lieber, lieber Weihnachtsmann, sieh mich nich so böse, stecke Rute ein, wir recht artig sein.‘ Und da haben sie Ilse liebgehabt. Und da hat der Weihnachtsmann mit 'n Weihnachtsbaum gehauen. Und da hat Pa gesagt: ‚Ilse soll sich hinlegen.‘ Und da haben sie Ilse liebgehabt. Und da ist der Weihnachtsmann fortgegeht. Und hat Hert und Werner Nüsse gegibt. Und da haben Vater und Mutter sich hingelegt. Und haben Ilse liebgehabt.“

Wie der Rhythmus schon bei den dreijährigen Kindern auf die Sprache wirkt, mag folgendes Stenogramm zeigen. Meine Kleine war mit den Bilderbüchern beschäftigt. Das mag sie in eine gehobene Stimmung versetzt haben. Denn plötzlich fing sie leise an zu singen, rhythmisch gut, aber melodisch schlecht: eine ganz monotone Weise mit recht geringem Stimmumfang. Sie ist ganz ungestört, denn ich sitze ja am Schreibtisch und kümmere mich nicht um sie; nur halte ich ihre Worte stenographisch fest, wovon sie aber nichts merken kann:

Und der eine geht bei seinen Vater.
Und der eine geht bei seiner Mutter.
Und der eine geht bei seinen Spiegel.
Und der eine geht bei seinen Tisch.
Und der eine geht bei seinen Laden.
Und der andre geht bei seinen Vater.
Und der andre geht bei seiner Mutter.
Und der andre geht bei seiner Küche.
Und der andre geht bei seiner Stube.
Und der andre geht bei seinen Herbert.
Und der eine geht auf die Straße.
Und der eine geht in die Stube.
Und der eine geht in die Anlagen.
Und der eine geht auf die Straße.
Und der andre geht auf den Boden.
Und der andre geht auf die Treppe.
Und der andre geht in den Keller.

Es mochte ihr etwas dazwischengekommen sein, denn sie brach jäh ab.

Vielleicht ein auffälliges Bild, da sie das Durchblättern nicht unterbrach.

Im vierten Lebensjahre erreicht die Kindersprache einen gewissen Abschluß. Von nun an nimmt sie wohl noch eine große Menge neuer Wörter auf, veranlaßt durch die vielen neuen Vorstellungen, die sich das Kind erwirbt, wo es sie nur bekommen kann, weshalb die ewige Fragerei manchen rein aus dem Häuschen bringt: „Ist das?“ und „Tut das?“, aber von Entwicklung des Satzbaues kann man bis zum siebenten, achten Jahre, ja bei manchem noch weit darüber hinaus, kaum etwas merken. Die Sprache dieser Zeit hat durchweg nur eine Satzform, wenigstens die Erzählsätze, wie in folgenden Beispielen:

Freie Erzählung von Herbert W. am Ende seines vierten Lebensjahres: „Einmal da ging 'n Mann zum Denkmal. Und da lag auf einer Seite ein Tiger und auf einer Seite ein Löwe. Und da wurde es ganz dunkel. Und da ging der Mann zu Hause. Und da 'n andern Morgen ging er wieder hin. Und da stand der Tiger und der Löwe da. Wo der Tiger und der Löwe das gesehen haben, da sind se gleich runtergesprungen. Und da haben se ihn gefressen.“



Große Wäsche

Ilse W., viereinhalb Jahre alt, erzählt ihrer Freundin eine Geschichte. „Rotkäppchen sollte mal Kuchen zu Großmutter tragen. Da kam ein Wolf. Und da hat er gesagt: ‚Guten Tag, Rotkäppchen!‘ Und Rotkäppchen hat gesagt: ‚Guten Tag, Wolf!‘ Und da hat der Wolf gesagt: ‚Na, siehste nicht die schönen Blumen blühen und die Vögel nicht singen hören?‘ Und da ging Rotkäppchen vom Weg runter und ging weit in 'n Wald hinein und hat Blumen gepflückt. Und da lief der Wolf rasch hin und klopfte an die Haustür. Und da hat die Großmutter gesagt: ‚Wer ist denn da?‘ Und da hat der Wolf gesagt: ‚Mach auf, ich bringe dir schönen Kuchen und Wein!‘ Und da machte die Großmutter die Tür auf. Und da sprang der Wolf rein und hat die Großmutter aufgefressen.

Und da kam Rotkäppchen auch und hat sich die Tür aufgemacht. Und wo sie ans Bett kam, und da sagte Rotkäppchen: ‚Großmutter, ich bringe dir schönen Wein und Kuchen, den sollst du

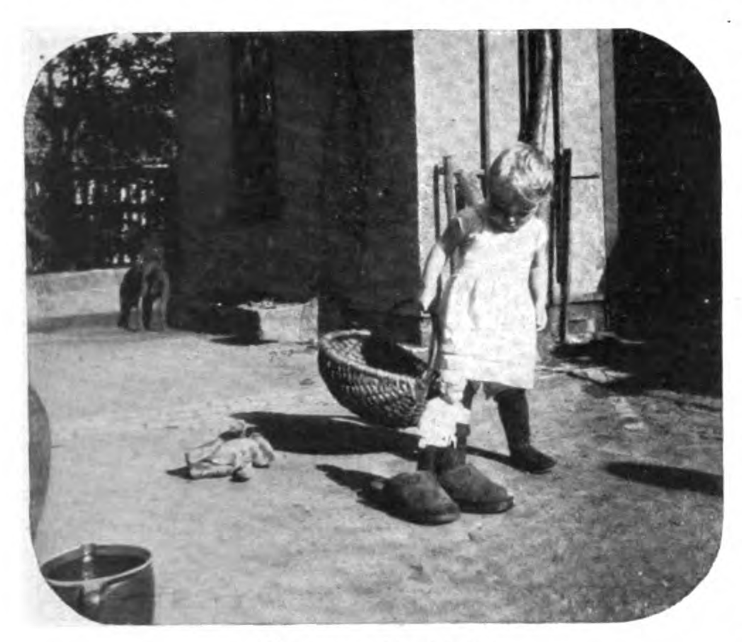
essen!' Und da hat Rotkäppchen noch gesagt: ,Was hast du für große Ohren?' — ,Daß ich dich besser hören kann.' Und da hat Rotkäppchen wieder gesagt: ,Was hast du für große Augen?' — ,Daß ich dich besser sehen kann.' — ,Was hast du für 'n großen Mund?' — ,Daß ich dich besser fressen kann.' Und wo der Wolf das gesagt hat, da sprang er aus dem Bette raus und fraß Rotkäppchen auch auf. Und da ging der Wolf wieder ins Bett rein und deckte sich zu und schlief ein.

Und da kam der Förster mal vorbei. Und der hat das gehört, daß er so dolle geschnarcht hat. Und da hat der Förster gesagt: ,Nanu, das kann doch die kranke Großmutter nicht sein, die kann doch nicht so schnarchen!' Und da ging er rein. Und wo er ans Bett kam, da hat er gesagt: ,Halt, dich habe ich schon immer gesucht!' Und da wollte er die Flinte nehmen. Und da hat er gesagt: ,Ach nein, ich will man mein Messer nehmen.' Und da schnitt er den Bauch auf. Und da hat er zu Rotkäppchen gesagt: ,Lauf raus und hole große Steine!' Und da schnitt der Förster noch auf. Und da kam Großmutter raus. Und da hat der Förster eine Nadel genommen und den Bauch zugenäht. Und da haben sie sich an den Tisch gesetzt. Und da haben sie sich den Korb aufgemacht. Und die Großmutter hat Gläser hergeholt. Und da wollte der Wolf aufstehen und rasch aus dem Bett rausspringen. Aber er konnte nicht, weil er lauter Steine im Bauch hatte. Und da hat der Förster seine Flinte genommen. Und da hat er den Wolf totgeschossen.

Weiter geht's nicht. Siehste, so war die Geschichte!"

Freie Erzählung von Werner W. im Alter von sechs Jahren: „Vom Pferd und vom Kutscher. Im Walde war ein Haus. Da waren Pferde drinne und ein Kutscher. Die wollten den Jäger holen. Und da hat der Kutscher das Pferd an die Kutsche gespannt. Und da ging's auch los. Und da hat der Kutscher was vergessen. Was hat er vergessen? Die Peitsche hat er vergessen. Und da ging der Kutscher nochmal in die Scheune und holte die Peitsche. Als er wieder rauskam, da war das Pferdchen ein Endchen weg. Und manchmal lief es, und da lief der Kutscher auch und kriegte sein Pferd nicht wieder. Und manchmal ging es, und er kriegte es doch nicht wieder. Auf 'm Weg, da stand ein Hase und guckte hin, wo ein Jäger war. Und da kommt das Pferdchen Trab gelaufen und tritt den kleinen Hasen tot. Und da blieb das Pferdchen stehen und guckte hin, was das für ein Tier war. Und da hat der Kutscher den Hasen genommen und legte den Hasen in die Kutsche und fuhr nach dem Jäger damit hin. Als er hinkam, da war der Jäger schon unterwegs. Und nachher blieben sie stehen. Und der Jäger hat sich hineingesetzt. Und da haben sie dem Jäger den Hasen gegeben. Und der Jäger trug ihn gleich nach Haus. Und dann haben sie den Jäger umhergefahren, bis sie einen Hirsch gefangen haben und 'n Reh gefangen haben. Und als sie das gemacht haben, fuhr der Kutscher wieder nach Haus."

Acht Jahre alt, sitzt Werner eines Nachmittags im Spätherbst, wo der Regen unaufhörlich, vom Sturme getrieben, gegen die Fensterscheiben prasselt, mit seinen Geschwistern und noch einigen kleinen Freunden und Freundinnen bei mir im behaglich warmen Zimmer. Die Kinder unterhalten sich allerliebst. Ich sitze am Schreibtische und habe mein Vergnügen an den kleinen Plappermäulchen. Da wird vorgeschlagen, Schule zu spielen, und Werner wird zum Lehrer gewählt. Eine Stunde ist schon hin. Und jetzt kommt die Lesestunde. Der kleine Herr Lehrer läßt sich also hören: „Die freigelassene Schwalbe. ,Mutter, ich habe etwas, etwas recht Schönes in meiner Tasche,' sagte der kleine Karl und tanzte voller Freude. ,Na, darf man denn nicht wissen, was du hast?' — ,O ja, Mutter, du darfst es wohl wissen: ein Schwälbchen habe ich, ein allerliebstes Tierchen, und Nachbars Christel hat es mir geschenkt.' — ,Ach so, er hat es dir geschenkt, daß du es dir ansehen und dann wieder fortfliegen lassen sollst.' — ,Mutter, nein, nicht fortfliegen lassen. Ich habe einen Käfig auf dem Boden. Dahinein will ich es tun und will ihm Krümchen und Brot bringen.' — ,Wird's schwerlich fressen,' sagte die Mutter, ,solche Tierchen fressen Mücken, Fliegen, Käfer und andre Insekten. Wenn du



Siebenmeilenstiefel

ihm auch die geben wolltest, es wird sie doch nicht fressen, es wird traurig sein und bald sterben. Wahrscheinlich hat es auch Junge im Neste. Die warten auf die Mutter und rufen. Und sie kommt doch nicht, du hast sie hier im Käfig.' — ‚Ach, das hatte ich nicht gedacht. Da flieg,' rief er, indem er das Fenster aufmachte, ‚und suche Futter für deine Jungen!'"

Nach dieser Erzählung mischte ich mich unter die Kleinen und sagte: „Ei, Herr Lehrer, das haben Sie aber fein erzählt!" Da hatte ich aber eine ganz dumme Äußerung getan.

Schnell wurde ich eines Bessern belehrt: „Ach, Vater, ich habe ja gar nicht die Geschichte erzählt! Jetzt habe ich se aufgesagt, so steht se doch im Buche." Nach kurzem Besinnen wurde darauf an die Klasse die Frage gestellt: „Soll ich nun mal die Geschichte erzählen?" — „Ja, ja," klang es mehrstimmig durcheinander. — „Die freigelassene Schwalbe.

Es war einmal ein kleiner Karl. Der spielte oft mit Nachbars Christel. Der hatte einen großen Stall, und da spielten sie oft. Und da machten sie auch grade mal Versteck. Und da sich Karl versteckt hatte, da flog grade eine Schwalbe rein, da rief Nachbars Christel: ‚Karl, bleib in deinem Versteck! Hier ist eine Schwalbe, die fange ich dir.' Nachbars Christel, der versteckte sich auch ganz rasch. Und da war's ganz ruhig. Auf einmal flog die Schwalbe nach dem Versteck, in dem Nachbars Christel war. Und da schlich sich Christel vor. Und auf einmal hatte er die Schwalbe. Und er sagte: ‚Karl, komm mal rasch vor, ich habe die Schwalbe! Karl, komm ganz rasch vorgelaufen!' Und da sagte Christel:

‚Komm, ich stecke die Schwalbe in deine Tasche, und dann gehst du rasch rüber. Du hast doch einen Käfig auf dem Boden. Da steckst du sie rein und gibst



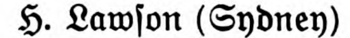
Haushalt im Freien

ihr was zu fressen. Aber halt die Tasche rasch zu, daß die Schwalbe nicht rausfliegt!' Und da lief Karl ganz rasch rüber, nämlich nach Hause. Und da sagte er zu seiner Mutter: ‚Mutter, ich habe was ganz was Feines.' — ‚Na, denn zeig's mir doch mal!' Und Karl sagte: ‚Guck mal, wie eine kleine schöne Schwalbe, ein ganz kleines Tierchen, ein allerliebstes! So ein Tierchen habe ich noch nie gesehen. Und auf dem Boden habe ich einen Käfig. Darein tu' ich die Schwalbe. Und dann gebe ich ihm Krümchen.' — ‚Die wird's wohl schwerlich fressen,' sagte die Mutter, ‚diese Tierchen fressen nur Fliegen und alle solche kleinen Ungezieser. Und wenn du auch die ihm in den Käfig geben wolltest, die wird's doch nicht fressen. Es wird traurig sein und sein Köpfchen hängen lassen und bald sterben. Und wahrscheinlich hat's auch Junge im Neste. Und die warten auf die Mutter und rufen sie immerzu. Und du hast sie hier im Käfig. Und sie werden alle Mann nun sterben.' — ‚Nein, das sollen sie nicht!' sagte der kleine Karl. Und er sagte: ‚Da flieg nach deinen Jungen!' Da machte er das Fenster auf. Und dann machte er auch den Käfig auf. Und da flog die Schwalbe fort. Und da rief der Karl noch hinterher: ‚Suche Futter für deine Jungen!'"

Dies letzte Beispiel ist in vieler Hinsicht lehrreich. Mit acht Jahren besucht das Kind schon längere Zeit die Schule. Und diese pflegt die Schriftsprache. Das Kind hat demnach zwei Sprachen, aus denen es neue Stoffe schöpfen kann: die Sprech- oder Umgangssprache und die Schriftsprache. Letztere tritt dem Kinde anfangs so fremd entgegen, daß dieses einfach, da es häufig weiter nichts damit anzufangen weiß, sie in dem empfänglichen, weichen Gedächtnis festhält. In der Schule aufgefordert zum Erzählen, bringt es alles fast wörtlich. Kommt es aus dem Zusammenhang der Worte, so bleibt es stecken. Anders ist es mit den Kindern, denen die Schriftsprache schon etwas sagt, welche die Schriftsprache verstehen. Sie übersetzen die Schriftsprache in ihre Sprechsprache, in ihre Altersmundart, wie Berthold Otto sich ausdrücken würde. Daß sich dabei allmählich Wendungen der Schriftsprache einbürgern, ist so natürlich wie das immer weitere Erfassen der Umgangssprache.



Gänseliesel





Das Weib des Viehtreibers

Ein australisches Bild

von

H. Lawson (Sydney)



Das Haus besteht nur aus zwei Räumen; es ist aus rohbehauenen Baumstämmen, Rindenstücken und gedrehtem Bast zusammengefügt. Ein großer Küchenraum, größer als das ganze Haus samt der Veranda, ist aus groben, riesigen Rindenstücken am einen Ende angebaut.

Soweit das Auge reicht, erstreckt sich ringsherum der australische Busch, in jeder Richtung bis an den Horizont, denn das ganze Land ist flach. Keine Viehfarm weit und breit, nichts als „Busch", bestehend aus verkrüppelten, trockenfaulen australischen Wildapfelbäumen. Nur ein paar alte Eichen am Ufer des engen, fast ganz ausgetrockneten Creek unterbrechen mit ihrem dunkleren Grün einigermaßen die endlose Monotonie. Neunzehn Meilen weit ist es bis zum nächsten Vorposten der Zivilisation, einem Blockhaus an der Landstraße, die diese Wildnis durchquert.

Der Viehtreiber, ein ehemaliger Squatter, ist seit Monaten mit einer Schafherde weggezogen. Sein Weib und seine Kinder sind hier ganz allein sich selbst überlassen.

Die Kinder, vier an der Zahl, zerlumpt und sehnig, spielen rund herum ums Haus. Plötzlich schreit eins von ihnen gell auf: „Eine Schlange! Mutter, eine Schlange!"

Das hagere, sonngebräunte Buschmannsweib stürzt aus der Küche, reißt das jüngste Baby vom Boden auf und stützt es gegen ihre Hüfte, während sie mit der andern Hand nach einem Prügel langt.

„Wo ist sie?"

„Da, unterm Brennholzhaufen!" ruft aufgeregt ihr Ältester, ein elfjähriger Bursch mit einem scharfgeschnittenen, energischen Gesicht. „Bleib stehn, Mutter! Ich krieg' sie. Rühr dich nicht vom Fleck, ich will das Biest schon erwischen!"

„Tommy, komm her da, oder du wirst gebissen werden. Wirst du wohl gleich herkommen, wenn ich dich rufe, du nichtsnutziger Jung'!"

Widerwillig kommt der Bursche zu ihr, indem er einen Prügel nachschleppt, der doppelt so groß ist als er. Auf einmal kreischt er triumphierend auf: „Da kriecht sie — unters Haus!" und jagt ihr nach mit hoch erhobenem Knüppel. Im selben Augenblick hat sich der große, schwarze, gelbäugige Hund, in dem alle möglichen Rassen vereinigt schienen, von der Kette losgerissen und jagt gleichfalls der Schlange nach, nachdem er schon vorher das Ereignis mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt hatte. Er kommt gerade einen Moment zu spät und erreicht mit seiner Schnauze den Spalt zwischen zwei Planken in dem Augenblick, wo das Schwanzende der Schlange darin verschwindet. Zur selben Zeit saust auch der Prügel nieder und schindet die erwähnte Schnauze ganz gewaltig. Der Hund nimmt aber von dieser Kleinigkeit nicht die geringste Notiz, sondern macht sich unverzüglich daran, den Grund des Hauses aufzuwühlen. Er wird aber nach einem kurzen Kampfe überwältigt und wieder an die Kette gelegt; denn er ist zu wertvoll, als daß man ihm erlaubte, sein Leben so leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

Das Weib läßt die Kinder in der Nähe der Hundehütte beisammen stehen, während sie selbst auf die Schlange lauert. Sie setzt zwei kleine Teller voll Milch nahe der Wand auf die Erde nieder, um die Schlange hervorzulocken; aber eine Stunde vergeht, ohne daß diese wieder zum Vorschein kommt.

Es ist kurz vor Sonnenuntergang, und ein Gewitter ist im Anzug. Sie muß die Kinder unter Dach bringen, wagt es aber nicht, sie ins Haus zu nehmen, denn sie weiß, daß die Schlange dort ist und jeden Augenblick aus einem Spalt des rohen Plankenfußbodens hervorkommen kann. Sie trägt also einige Armvoll Brennholz in die Küche und nimmt die Kinder dort hinein. Der Küchenraum hat keinen Fußboden, sondern nur festgestampfte Erde. In der Mitte steht ein großer, rohgezimmerter Tisch, auf den sie die Kinder alle hinsetzt. Es sind zwei Knaben und zwei Mädchen, ganz jung, beinahe Babys. Sie gibt ihnen etwas Abendbrot und holt, bevor es ganz dunkel wird, einige Kissen und Laken aus dem Hause, wobei sie jeden Augenblick erwartet, die Schlange irgendwo auftauchen zu sehen. So bereitet sie den Kindern auf dem Küchentisch ein Bett und setzt sich dicht daneben nieder, um die ganze Nacht hindurch zu wachen.

Sie hat einen frischen Ast in Armesweite von sich liegen und hält die Ecke des Raumes scharf unter Beobachtung. Dazu ihren Nähkorb und eine alte Nummer des „Young Ladies' Journal", um sich wachzuhalten. Auch den Hund nimmt sie zu sich hinein.

Tommy kommt nur widerstrebend und laut protestierend hinein; er will draußen die ganze Nacht Wache halten, sagt er, und die verflixte Schlange totschlagen.

Die Mutter fragt, wie oft sie ihm schon verboten hat, zu fluchen.

Tommy hat der größeren Sicherheit halber seinen Riesenprügel mit unter die Bettdecke genommen, aber das neben ihm liegende Kind protestiert dagegen: „Mami, Tommy kratzt mich mit seinem Tecken. Nimm ihm's weg!"

Die beiden Jüngsten sind bald eingeschlafen, nur Jacky beklagt sich noch manchmal, daß er „geschunden" wird oder keinen Platz hat, worauf mehr Raum für ihn geschaffen wird.

Nach einer Weile fragt Tommy: „Mutter, glaubst du, daß man die — — (ein unterdrücktes Adjektiv) Känguruhs je ausrotten wird?"

„Mein Gott, Kind, wie soll ich denn das wissen? Schlaf ein."

„Wirst mich aufwecken, wenn die Schlange 'rauskommt?"

„Ja, jetzt geh aber schlafen."

Es ist fast Mitternacht. Die Kinder schlafen alle, und sie sitzt noch wach da, bald nähend, bald lesend. Von Zeit zu Zeit gleiten ihre Augen über den Boden hin und über die Wand, und jedesmal, wenn sie ein leises Geräusch hört, greift sie nach dem Ast. Das Gewitter ist heraufgezogen, und der Wind, durch die Fugen und Spalten der Rinden- und Bretterwand streichend, droht oft ihre Kerze zu verlöschen. Sie stellt sie an eine geschützte Stelle auf der Kommode und macht aus Zeitungspapier einen Schirm darum. Bei jedem Blitz leuchten die Spalten zwischen den Brettern mit Silberglanz auf. Der Donner rollt fast unaufhörlich, und der Regen stürzt wie ein Gießbach nieder.

Alligator, der Hund, liegt lang ausgestreckt neben ihr auf dem Boden, die Augen unverwandt auf die Bretterwand gerichtet. Das sagt ihr, daß die Schlange dort ist. Große Sprünge in der Wand führen dort unter den Fußboden des Wohnhauses.

Es mangelt ihr nicht an Mut, aber die Ereignisse der jüngsten Zeit haben ihre Nerven etwas erschüttert. Ein kleiner Junge ihres Schwagers war vor kurzem von einer Schlange gebissen worden und war gestorben. Außerdem hat sie seit sechs Monaten keine Nachricht von ihrem Mann und ängstigt sich um ihn.

Er war jetzt ein Treiber und hatte sich ursprünglich, als sie geheiratet hatten, hier in dieser unbesiedelten Wildnis als Squatter niedergelassen. Aber die große Dürre Anno 18.. hatte ihn ruiniert. Er war gezwungen gewesen, den Rest seiner Herden billig loszuschlagen und wieder als Treiber Dienst zu nehmen. Sobald er von diesem Trieb zurückkam, wollte er seine Familie in die nächste Stadt bringen, und in der Zwischenzeit kam sein Bruder, der an der Landstraße wohnte, einmal in jedem Monat herüber und brachte Lebensmittel. Sie hatte noch zwei Kühe, ein Pferd und einige Schafe. Dann und wann schlachtete ihr Schwager eins von den Schafen, und dann behielt sie einen Teil des Fleisches für den Hausbedarf, während der Rest vom Schwager im Austausch gegen andre Lebensmittel mitgenommen wurde.

Sie war es schon gewohnt, allein zu sein. Einmal hat sie so achtzehn Monate lang leben müssen. Als Mädchen hatte sie wohl auch die üblichen Luftschlösser gebaut, aber alle ihre Mädchenträume und Hoffnungen hat sie schon längst begraben. Die ganze Abwechslung und Unterhaltung, deren sie bedarf, schöpft sie aus dem „Young Ladies' Journal" und findet besondere Erquickung — Gott steh ihr bei! — in den Modebildern des Blattes.

Ihr Mann ist ein geborener Australier, und auch sie ist eine Australierin. Er ist etwas leichtsinnig, aber ein guter Familienvater. Wenn er die Mittel hätte, würde er sie in die Stadt bringen und sie wie eine Prinzessin leben lassen. Sie sind es gewohnt, getrennt zu sein, oder wenigstens sie ist es. „Grämen hilft nichts," sagt sie immer. Er vergißt vielleicht mitunter, daß er verheiratet ist; aber wenn er mit dem verdienten Geld nach Hause kommt, gibt er ihr doch fast das ganze. Als er noch Geld hatte, da hat er sie ein paarmal in die Hauptstadt gebracht, hat ein Schlafwagencoupé auf der Eisenbahn genommen und ist mit ihr in den besten Hotels abgestiegen. Er hat ihr damals auch einen Wagen gekauft, aber der war nun längst denselben Weg wie ihr übriges Vermögen gewandert.

Ihre beiden jüngsten Kinder waren im Busch zur Welt gekommen. Bei einem hatte ihr Mann nur mit Gewalt einen Doktor herbeischaffen können, und der war betrunken. Eines ihrer Kinder war gestorben, während sie wieder einmal allein war. Neunzehn Meilen weit war sie damals mit dem toten Kind geritten.

Es mußte nun schon zwischen ein und zwei Uhr sein. Das Feuer ist tief niedergebrannt. Alligator liegt noch immer da, den Kopf auf den Vorderpfoten, und beobachtet die Wand. Er ist gerade kein hübscher Hund, und sein Fell zeigt so manche kahle Stelle, alte Narben, auf denen kein Haar mehr wächst. Aber es gibt über und unter der Erde nichts, wovor er sich fürchten würde. Er schnappt nach einem Stier ebenso unerschrocken wie nach einem Floh. Er haßt alle andern Hunde, ausgenommen Känguruhhunde, und fühlt eine unüberwindliche Abneigung gegen Freunde und Verwandte seiner Herrschaft. Es besucht sie übrigens selten jemand. Am meisten aber haßt er Schlangen und hat schon viele getötet, aber eines Tages wird er doch gebissen werden und daran sterben; die meisten Schlangenhunde enden so.

Dann und wann läßt das Weib ihre Arbeit ruhen und blickt ins Halbdunkel, horcht und denkt nach. Sie denkt an Dinge aus ihrem vergangenen Leben, denn sie hat kaum sonst etwas, woran sie denken könnte.

Der starke Regen wird das Gras wieder wachsen machen, und das erinnert sie, wie sie einmal gegen einen Buschbrand verzweifelt kämpfte, als ihr Mann auch abwesend war. Das Gras stand sehr hoch und war ganz ausgedörrt, und das Feuer war nahe daran, sie mit ihren Kindern obdachlos zu machen. Sie zog ein paar alte Hosen ihres Mannes an und schlug eifrig mit einem grünen Ast ringsum die Grasflammen nieder, bis große Schweißtropfen auf ihrer Stirn

hervorbrachen und in Strömen über ihr rußiges Gesicht und ihre geschwärzten Arme rannen. Der Anblick seiner Mutter in Hosen wirkte höchst belustigend auf Tommy, der an ihrer Seite wie ein kleiner Held kämpfte; aber ihr Jüngstes, noch ein Wickelkind damals, schrie und jammerte bald nach ihr, und sie wäre sicher vom Feuer überwältigt worden, wenn nicht gerade in der äußersten Not vier vor dem Brande flüchtende Männer ihr zu Hilfe gekommen wären. Als sie das kleine Kind endlich aufnehmen konnte, da schrie und wehrte es sich, denn es hielt sie für einen fremden „schwarzen Mann". Und Alligator verließ sich mehr auf den Verstand des Kindes als auf seinen eignen Instinkt, fuhr wütend auf sie los und erkannte auch ihre Stimme nicht gleich, weil er schon etwas taub vor Alter war. Er hing und zerrte so lange an den alten Hosen, bis Tommy ihn endlich mit einem Sattelriemen einfing und wegriß. Das lebhafte Bedauern des Hundes über seinen Irrtum und sein Eifer, ihr begreiflich zu machen, daß alles nur sein Mißverständnis gewesen sei, waren so deutlich, wie es das unermüdliche Wedeln seines schäbigen Schwanzendes und sein breitestes Grinsen nur machen konnten.

Wieder ein andermal wurde sie mit ihren Kindern einen ganzen Tag lang im Haus von einem wilden Stier belagert. Sie goß Kugeln und schoß mit einer alten Schrotflinte durch die Spalten der Wände nach ihm. Am nächsten Morgen fand sie ihn tot und zog ihm gleich die Haut ab, für die sie dann später siebeneinhalb Schillinge bekam.

Sie führt auch einen ständigen Krieg gegen die Krähen und Adler, die ihren Küken nachstellen. Ihr Kriegsplan ist höchst originell. Sowie eines der Kinder ruft: „Mutter, Krähen!" eilt sie hinaus und zielt mit einem Besenstiel nach ihnen, indem sie dazu „Bum!" ausruft. Da fliegen die Vögel eiligst davon; sie sind gar schlau, aber eines Weibes Schlauheit geht noch darüber.

Hier und da kommt ein wild betrunkener Buschmann oder ein „Sundowner", ein Landstreicher, der gegen Sonnenuntergang einsame Farmen aufsucht, um sich mit Drohungen ein Nachtquartier zu erzwingen; solch ein Besuch jagt ihr stets einen Schrecken durch die Glieder. Aber resolut sagt sie gewöhnlich gleich zu so einem unwillkommenen Besuch: „Mein Mann und zwei Söhne arbeiten dort unten beim Damm." Solch ein Gast erkundigt sich immer zuerst nach dem „Boß". Vor einer Woche erst war aber ein Strolch mit einem Galgengesicht gekommen, der sich vorher schon vergewissert hatte, daß kein Mann auf der Farm sei. Er warf ohne weitere Zeremonien sein Bündel auf die Veranda und verlangte rauh „Essen". Sie setzte ihm etwas vor. Es war gerade um Sonnenuntergang, und er erklärte, die Nacht über dableiben zu wollen. Da nahm sie ein Scheit in eine Hand, hielt mit der andern den Hund am Halsband fest und wies dem Strolch die Tür. „Jetzt macht Euch aus dem Staub!" waren ihre Worte. Er schaute eine Weile auf sie und den Hund und sagte dann in unterwürfigem Ton: „All right, Frau," worauf er hastig verschwand. Sie sah gar zu entschlossen drein, und Alligators gelbe Augen funkelten so unheimlich. Und des Hundes Kaumechanismus war dem eines wirklichen Alligators nicht unähnlich.

Nur sehr weniger Vergnügungen kann sie gedenken, während sie da allein beim Feuer sitzt und gegen eine Schlange Wache hält. Ein Tag ist wie der andre für sie, nur jeden Sonntag nachmittag zieht sie sich und die Kinder hübsch an, putzt das Baby heraus und unternimmt mit ihnen einen Spaziergang den einsamen Pfad durch den Busch entlang, wobei sie einen alten Kinderwagen vor sich her schiebt. Das tut sie jeden Sonntag und gibt sich dann die größte Mühe, mit ihren Kindern recht „smart" auszusehen, als wenn sie in Sydney auf den Korso gingen. Aber keiner Seele begegnet sie jemals auf diesem Spaziergang, und nichts ist auf zwanzig Meilen weit zu sehen, was man sich merken könnte,

wenn man nicht schon so lange wie sie im Busch gelebt hat. Diese ewige, irritierende Gleichförmigkeit und Monotonie der unentwickelten Bäume ist es, was Neukömmlinge im Busch so trübsinnig macht und ihnen dieses tolle Sehnen einflößt, davonzulaufen, so weit wie Eisenbahnen fahren und Schiffe segeln und weiter.

Aber das Weib des Buschfarmers ist an diese Einförmigkeit und Einsamkeit gewöhnt. Als junges Weib hat sie das alles auch gehaßt, doch jetzt würde sie sich fern davon fremd fühlen.

Sie freut sich, wenn ihr Mann nach Hause kommt, aber sie macht kein Wesen davon. Sie richtet ihm etwas Gutes zu essen her und putzt die Kinder nett heraus.

Sie scheint mit ihrem Lose ganz zufrieden. Sie liebt ihre Kinder, hat aber keine Zeit, es viel merken zu lassen; sie ist fast barsch mit ihnen. Ihre Umgebung ist eben für die Entwicklung des „Weiblichen" oder Sentimentalen in ihrer Natur nicht günstig geeignet.

Nun ist es nahezu tageshell. Dumpfig und heiß ist's im Raum, da das Feuer die ganze Nacht hindurch hell brannte. Alligator bewacht noch immer die Wand. Auf einmal wird seine Aufmerksamkeit aufs höchste gespannt; er schiebt sich lautlos ein paar Zoll weit näher vor, und ein Zittern läuft durch seinen Körper. Sein Fell sträubt sich im Nacken, und die Augen beginnen wieder gelb aufzuleuchten. Sie weiß, was das bedeutet, und ihre Hand greift nach dem Astknüppel. Zu beiden Seiten einer Wandplanke nahe dem Fußboden befindet sich je eine große Spalte; durch die eine glitzert ein tückisches Paar kleiner heller Augen gleich Glasperlen. Langsam kommt die Schlange, eine ganz schwarze, etwa einen Fuß weit heraus und bewegt den Kopf auf und ab. Der Hund liegt regungslos, und auch das Weib sitzt fasziniert, wie leblos da. Die Schlange kommt noch einen Fuß weiter hervor. Da erhebt das Weib den Stock, aber das Reptil, als hätte es plötzlich die Gefahr bemerkt, steckt rasch den Kopf wieder durch die andre Spalte zurück und beeilt sich, den ganzen Körper um die Planke herum nachzuziehen. Alligator springt vor, und seine Kiefer schnappen mit lautem Krachen zu. Aber er hat sie diesmal verfehlt, denn seine Schnauze ist ziemlich dick, und der Schlangenkörper liegt dicht in den Winkel zwischen Wand und Boden hingeschmiegt. Wie aber das Schwanzende aus dem ersten Spalt hervorschnellt, schnappt er wieder, und nun hat er sie. Anderthalb Fuß zerrt er das Reptil heraus, und nun saust auch der Knüppel auf den Boden nieder. Alligator zerrt noch ein Stück weiter; „ssst, ssst," wieder saust der Stock durch die Luft und schlägt am Boden auf. Alligator faßt weiter oben und zerrt noch einmal und hat nun die Schlange ganz heraußen, eine riesige, etwa fünf Fuß lange schwarze Bestie. Ihr Kopf richtet sich auf und wendet sich, um ihm den tödlichen Biß zuzuschleudern, aber der Hund hält seinen Feind nun nahe am Genick fest. Er ist ein großes, schweres Tier und doch flink und gewandt wie ein Terrier. Wild schüttelt er die Schlange, als wäre er ebenso wie die Menschheit von dem Hasse erfüllt, der seit dem Fluch im Paradiese die Schlangenbrut verfolgt. Der älteste Junge ist inzwischen aufgewacht, greift nach seinem Prügel und will vom Tisch herabklettern, um auch am Kampfe teilzunehmen; aber die Mutter hält ihn mit eisernem Griff oben fest. „Ssst, ssst," nun ist der Rücken der Schlange an vielen Stellen schon gebrochen; „ssst, ssst," nun ist der Kopf zerquetscht und Alligators Schnauze noch einmal zerschunden.

Das Weib hebt das übel zugerichtete Reptil mit dem Ende ihres Stockes auf und wirft es ins Feuer. Dann türmt sie noch mehr Holz auf und sieht zu, wie die Schlange verbrennt. Der Junge und der Hund sehen beide auch zu. Sie legt ihre Hand dem Hund auf den Kopf, und da erlöschen mit einem Male die wilden Zorneslichter in seinen gelben Augen. Die Kleinen, die während des Gefechtes

erwacht waren, sind inzwischen wieder beruhigt eingeschlafen. Nur der älteste Knabe, im Hemd, steht auf seinen schmutzigen Beinen neben ihr, und wortlos schauen die drei, Mutter, Kind und Hund, eine Weile ins Feuer. Da blickt der Junge auf und sieht ihr in die Augen, die voll Tränen sind. Ungestüm schlingt er seine Arme um ihren Hals und ruft: „Mutter, ich geh' mein Lebtag nicht als Treiber; verdammt, wenn ich's tu'!"

Sie drückt ihn an ihre abgezehrte Brust und küßt ihn; und so sitzen sie aneinander geschmiegt, während das fahle Tageslicht über dem Busch anbrach.

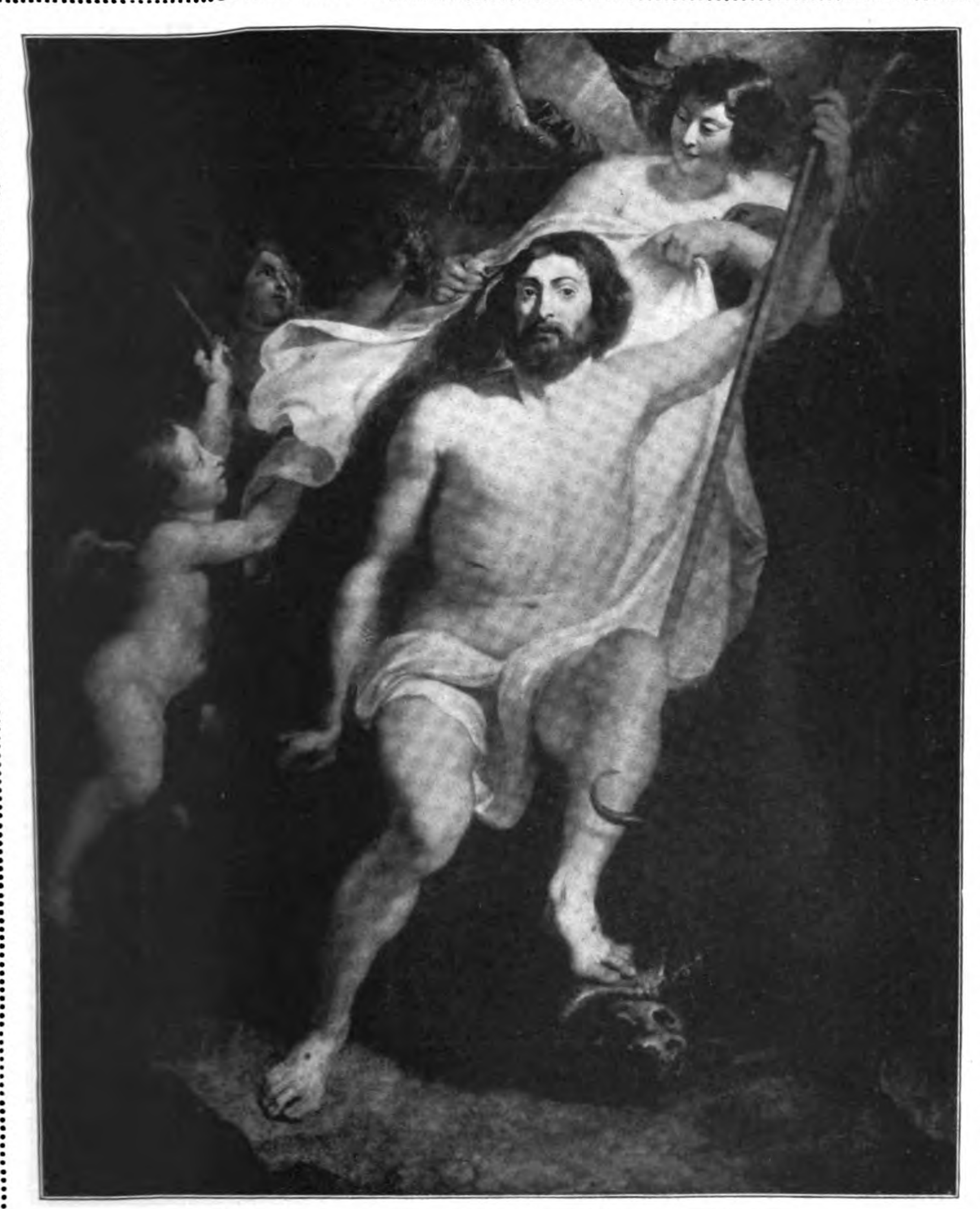
Begegnung

Kiefernwald nun rechts und links,
die Chaussee gradaus —
Schon wischt Abenddämmer rings
alle Linien aus.
Horch! Da klingt von fern Gesang,
näher kommt's den Weg entlang,
und mein Schritt wird träger.
Sind vier Mädel schlank und jung,
singen in die Dämmerung
das Lied vom Mädchen und Jäger.

Armverschränkt, in Takt und Tritt,
vier in einer Reih' —
und mein Herz hüpft fröhlich mit,
möchte nicht vorbei;
bin ja jung und Manns genug,
wenn ich auch den Rock nie trug,
den mit grünem Kragen.
Mädel, ei, man geht doch nicht
stumm vorbei im Dämmerlicht
ohne Gruß und Fragen!

Mit den Mädchen zieh' ich mit,
links und rechts je zwei —
armverschränkt, in Takt und Tritt,
fünf jetzt in der Reih'.
Halt gemacht! Wir scheiden hier.
Doch den Abschied sollen vier
Küsse mir versüßen.
Dann ade — und fern schon hallt,
leiser stets, das Lied im Wald,
wie ein letztes Grüßen.

Karl Thürnau



Ein bisher unbekannter Christus von Rubens

(Aus dem Besitz von M. Linde, Berlin)

Auffindungen unbekannter oder in Vergessenheit geratener Gemälde berühmter Meister sind, so darf man sagen, neuerdings „an der Tagesordnung“. Man hat solche schon früher nicht selten entdeckt, sei es auf Kunstauktionen, sei es bei Renovationen oder bei sonstigen Gelegenheiten; doch „leistet“ man heutzutage beträchtlich mehr darin. Kaum haben sich die Kunstfreunde über den Fund des oben abgebildeten Rubens zu freuen begonnen, so kommt auch schon die neue Kunde von der Entdeckung eines Dürerschen Selbstporträts aus dem Jahre 1525 in der Deutschordenskirche zu Frankfurt a. M.; und wie lange wird's dauern, so ist wieder eine neue Auffindung alter Meister zu melden! Leider fällt dabei nur nicht selten eine starke Dosis Wermut in den Freudenbecher der deutschen Kenner, weil der allmächtige Dollar solche Fundstücke nur allzu gern übers große Wasser wandern heißt.

Gedanken eines Pessimisten

Von Julius Knopf

Man kann heutzutage nie zu viel Wissen und nie zu wenig Gewissen haben.

ꟹ

Armut schändet nicht. — Ein Wort, das man extra für die Reichen geprägt hat. Die Armen glauben nicht daran.

ꟹ

Nervosität ist die Rache der Natur an der Kultur.

ꟹ

Die schönste Frau verliert ihren Reiz, wenn sie ein unmodernes Kleid trägt.

ꟹ

Was einem Geschenk viel von seinem Wert nimmt, ist die Frage: Wie wirst du dich revanchieren?

ꟹ

Die Schweizer Berge werden immer zivilisierter. Schließlich wird man den dekadenten Kulturmenschen zuliebe die Natur noch parfümieren.

ꟹ

Wenn es weniger Schriftsteller gäbe, so würden wir mehr nützliche Menschen haben.

ꟹ

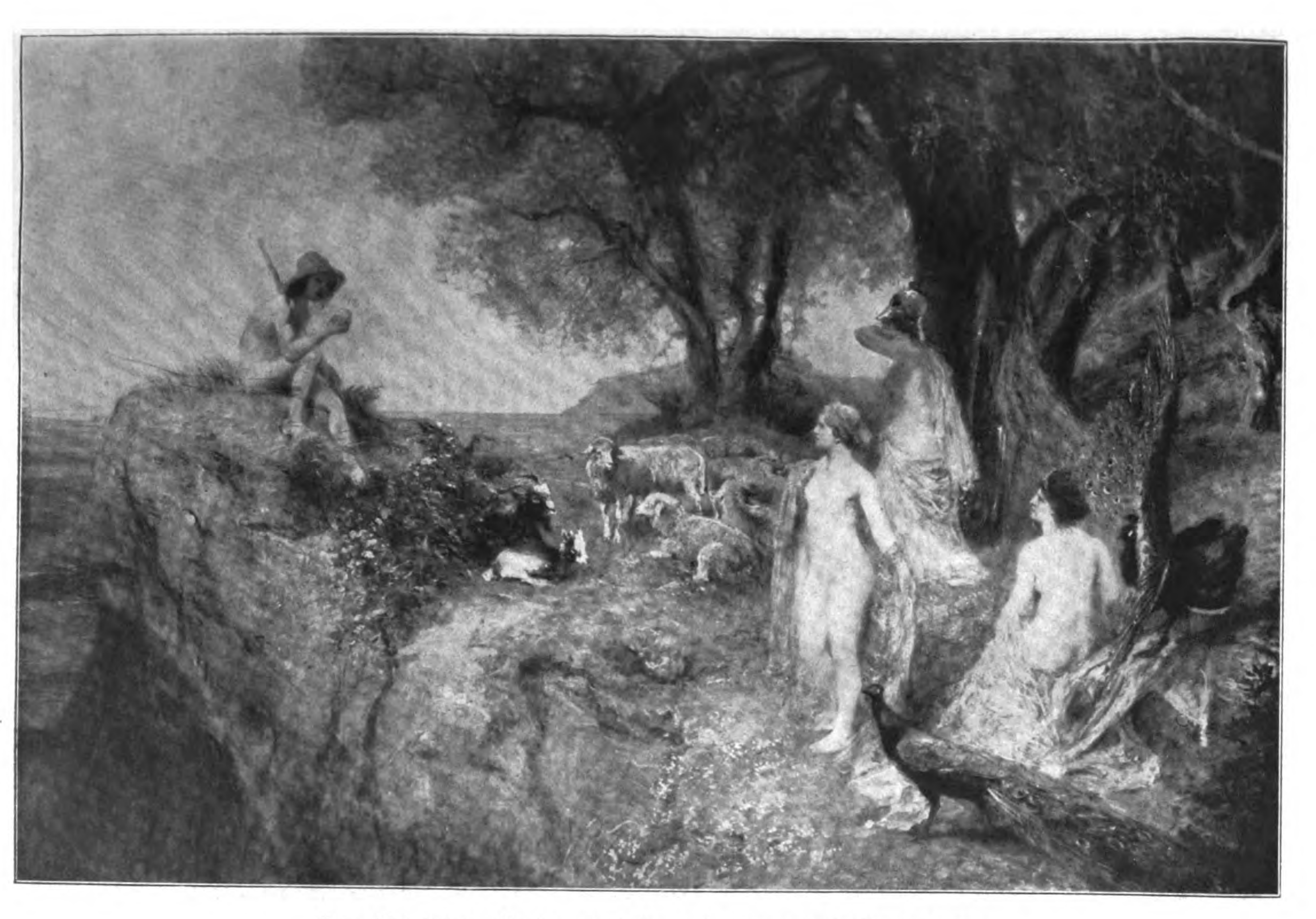
Sehr traurig, daß Wohltun und Gutes tun nicht immer dasselbe ist.

ꟹ

Die Schriftsteller werden eingeteilt — nicht in gute und schlechte, sondern in erfolgreiche und erfolglose.

ꟹ

Wer viel zitiert, ist nimmer ein Geisteslicht. Was die Schminke für die Modedame, ist das Zitat für den Mann: beide verdecken die Defekte des Kopfes.



Das Urteil des Paris. Nach einem Gemälde von P. Meyerheim



KULTUR DER GEGENWART





LITERATUR

Mit bewegtem Herzen, mit besonderer Ehrerbietung nimmt man **Wilhelm Raabes** Nachlaßbuch „Altershausen" (Berlin, Otto Janke) in die Hände; mit tiefer Rührung legt man es nieder, nachdem man es gewiß auf einen Sitz und doch nicht flüchtig, nein, bedachtsam durchgelesen hat, wie man eben Bücher liest, deren bleibenden Gehalt man von den ersten Seiten ab empfindet. Ein sanftes, wundersam ergreifendes Abschiedsbuch des in hohem Alter und doch immer viel zu früh von uns geschiedenen teuren Dichters. Das Buch der Rückerinnerung eines alten, sehr alten Mannes an die holden Jugendtage, so recht ein Buch für solche Leser, die das Altern fühlen und sich aus der immer grauer werdenden Gegenwart zurückschwingen möchten in die grüngoldenen Tage, da man nichts fühlte von dem allgemeinen Menschenlose der Vergänglichkeit. Raabes Altershausen, 1899 begonnen, 1901 liegen gelassen, erscheint uns nur äußerlich als ein Bruchstück: alles Innigste und Schönste, was der überaus einfache Stoff des Besuches eines Siebzigjährigen in der seit sechzig Jahren nicht mehr betretenen Knabenheimatstadt nur hergeben konnte, war erschöpft, als Raabe nach den Anstrengungen seines siebzigsten Geburtstages sich zu müde fühlte, die Feder wieder anzusetzen. Innerlich ist die kostbare Nachlaßgabe abgeschlossen gleich dem Leben des Siebzigjährigen, der als der Held und der Erzähler von Altershausen gedacht ist. Ein liebes Buch und aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem der allergrößten Erfolge des an äußeren Erfolgen ja nie reich gewesenen Raabe bestimmt. Es weist alle feinsten Züge des Meisters auf und ist ärmer an gewissen Raabeschen Eigenheiten, namentlich an seinen bei aller Liebenswürdigkeit doch immer ein wenig ermüdenden Abschweifungen, als die meisten der früheren größeren Werke des Meisters.



Wilhelm Raabe

*

In Deutschland gilt der unerfreuliche Brauch, jeden Dichtersmann möglichst in ein einziges enges Fach einzukapseln und es ihm entweder ärgerlich oder überheblich spottend als schweren Verstoß gegen die kanzleirätliche Ordnung anzurechnen, wenn er sich untersteht, aus seinem Fache herauszuschweifen und in Fächer hinüberzugreifen, die der literaturgeschichtliche Kanzleirat kraft eigner Willkür für andre Dichter eingeräumt hat. **Peter Rosegger** läßt unter dem Titel „Mein Lied" (Leipzig, A. Staackmann) die Sammlung fast alles dessen erscheinen, was er je in Versen geschrieben hat, und zwingt dadurch die gesamte deutsche Kritik zu einer Ergänzung ihres Urteils über diesen werten Dichter. Nun wohl, Rosegger wird nach diesem Gedichtbande bleiben, was er uns seit mehr als einem Menschenalter gewesen ist: einer unsrer kernigsten, poesievollsten Erzähler, und nur als den, nicht als einen unsrer großen Lyriker, werden ihn die Zeitgenossen und die literaturgeschichtlichen Forscher der Zukunft einschätzen. Dennoch wollen wir alle ihm von Herzen danken, daß er uns diese Zugabe zu seinem reichen dichterischen Lebenswerke gespendet hat, und wollen uns nicht mit einigen oberflächlichen Redensarten, nicht mit der einseitigen Einschachtelung eines so hervorragenden Menschen und Schriftstellers in ein einziges Sonderfach dieser Gedichtsammlung gegenüber abfinden. Ich



KULTUR DER GEGENWART



habe beim sorgfältigen Lesen des zierlichen Bändchens mit seinen nur wenig über 200 Seiten die Überzeugung gewonnen: Rosegger, dieser aus den Tiefen des Empfindens schöpfende Künstler, der sich selbst von so früh auf in strenge Zucht genommen, würde auch im Versgedicht seinen Mann gestanden haben, wenn er sich mit der ihm eignen Willenskraft des wahren Könners schon früher und nachhaltiger auf die Bezwingung der künstlerisch gebundenen Rede geworfen hätte. Oder ist etwa kein lyrischer Dichter der Mann, der diese Verse geschrieben:

Nun wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von deinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh',
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust
Und laß dich weihen, laß dich segnen.
— Heut wird dein Schicksal dir begegnen.

Ich meine doch! Und auf gleicher Höhe steht zum mindesten ein gutes halbes Dutzend Gedichte, die schon allein die Herausgabe dieses Sammelbandes rechtfertigen. Stücke wie „Wenn alle Wälder schlafen“ — „Und sie gefielen mir beide“ — „Der Verlassenen Fluch“ — „Dichters Wunsch“ — lauter vortreffliche Sachen, durchaus auf Roseggers Höhe und zugleich auf der Höhe deutscher Dichtung, wenngleich nicht auf ihrem steilsten Gipfel.

*

Auf ein sehr empfehlenswertes Unternehmen will ich hinweisen, das mir geeignet scheint, Sinn und Verständnis für unsre große Literatur bis tief in die bildungsfreundlichen Mittelklassen, ja bis in noch tiefere Schichten hinein zu verbreiten: die Volksbücher der Literatur des Verlages von Velhagen & Klasing in Leipzig. Auf Kunstdruckpapier, mit vielen meist guten Bildern geschmückt, zum Preise von nur 60 Pfennig, stellen diese Volksbücher eine höchst anregende Einführung in die behandelten Gegenstände dar und verdienen allgemeine Beachtung. Aus den erschienenen Bänden, genauer gesprochen Heften, hebe ich heraus die über Schiller, Körner, Scheffel, Raabe. Das Verlagshaus hat offenbar seinen Mitarbeitern zur Pflicht gemacht, sich einer möglichst einfachen, volkstümlichen, reinen Sprache zu bedienen, eine Eigenschaft, auf die leider selbst für unsre belehrende Literatur bei weitem nicht



Wilhelm Hertz

genug Nachdruck gelegt wird, ohne die aber nach allen Erfahrungen kein dauernder Erfolg möglich ist.

Endlich erfüllt der Cottasche Verlag in Stuttgart einen von mir längst gehegten Wunsch: er macht die beste Übersetzung von Tristan und Isolde Gottfrieds von Straßburg durch eine verbilligte Volksausgabe auch solchen Kreisen zugänglich, denen die andre zu teuer war: die von Wilhelm Hertz, die man schon eher eine treue, aber selbständige Umdichtung nennen muß. Erst hierdurch wird das wundersame alte Liebesgedicht zu vollem Leben erwachen und Kunde geben von einer Blüte altdeutscher Poesie, die immerdar unser Staunen wecken muß. Sehr wertvoll



KULTUR DER GEGENWART



ist der kurze erläuternde Anhang von Wilhelm Hertz über die Tristansage und über die französischen Quellen, nach denen Gottfried gearbeitet hat. Friedrich von der Leyen hat diesen Anhang ohne überflüssiges Anschwellen auf Grund der neuesten Forschungen, namentlich der des französischen Gelehrten Bédier, nützlich ergänzt. Von besonderem Gewicht sind die Ausführungen über das Verhältnis Gottfrieds zu dem Tristan des altfranzösischen Trouvères Thomas von Britanje. Das Ergebnis der gründlichsten neueren Forschungen ist, „daß Gottfrieds Werk eine Übersetzung im heutigen Sinne des Wortes nicht genannt werden kann. Es ist eine freie Bearbeitung, welche wohl ausgewählte Einzelheiten des Originals wörtlich wiedergibt, aber, vom Gegenstand ergriffen, weiter ausführt, andre Fälle läßt und aus eigner Schöpferkraft ergänzt“. Ich glaube, man kann noch weiter gehen und dem französischen Tristangelehrten Piquet zustimmen, der Gottfrieds dichterische Selbständigkeit und Überlegenheit gegenüber dem altfranzösischen Trouvère durch genaue Vergleichung bewiesen hat. — Wer sich einredet, nichts könne leichter sein, als aus dem uns so nahestehenden Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, der irrt sich gründlich. Zehnmal lieber aus dem Chinesischen, dem Türkischen oder dem Spanischen als aus einer deutschen, längst verklungenen Sprachform ins Neuhochdeutsche übersetzen. Hier handelt es sich nicht allein um die getreue Wiedergabe des sprachlichen Ausdrucks, vielmehr um die Erzeugung des feinen Stimmungshauches, des nur durch genaueste Kenntnis des Mittelhochdeutschen nachzuerzeugenden wunderbaren Duftes, der über den besten mittelhochdeutschen Dichtungen schwebt, am berauschendsten über Gottfrieds Tristan und Isolde. Nur ein großer Gelehrter, der zugleich ein so trefflicher Dichter war wie Wilhelm Hertz, vermochte jenen Zauberduft nachzuempfinden und uns empfinden zu machen.

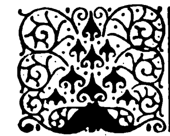
Eduard Engel.



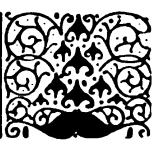
GESUNDHEITSPFLEGE

Wenn wir Mediziner in Anbetracht unsrer Überzeugung, daß ein nach menschlichem Sinne gerechtes oder moralisches Walten der Naturgesetze sich schwer nachweisen läßt, den alten Menschheitsfluch, „daß die Sünden der Väter sich fortpflanzen bis ins dritte und vierte Glied“, etwas modifizieren dürften, so müßte er lauten: „Es gibt krankhafte Anlagen, die oft erst in der dritten oder vierten Generation erlöschen!“ Zu den unsern Familienmüttern und Großmüttern geläufigsten Erbübeln, die sie mit einer gewissen Beruhigung bei Kind, Kindeskind und Urenkeln in gleicher Weise auftreten und später gänzlich schwinden sehen, gehören die berüchtigten „Drüsen“. „Mein Kind hat dieselben Drüsen wie alle seine Geschwister in dem Alter, dieselben, wie ich selbst sie und meine Geschwister als Kinder auch gehabt haben, das sind echt Xsche Drüsen“ (unter Nennung des Geburtsnamens) — so haben viele Mütter mir ihre kleinen, blassen Sprößlinge mit der schwächlichen Konstitution, der leicht gedunsenen Haut und den meist großen, wehmütigen Augen, deren Weißes leicht

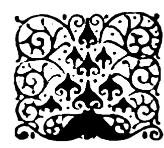

Prof. Metschnikoff in seinem Laboratorium



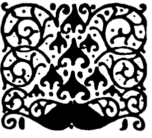
KULTUR DER GEGENWART



bläulich schimmert, vorgestellt. Da so eine besorgte Mutter die ehrliche Frage daranknüpfte: „Was sind eigentlich Drüsen?" ehrlich, weil zwar viele die Drüsenkrankheit im Munde führen, wenige aber damit irgendwelche stichhaltigen Begriffe verbinden, will ich an dieser Stelle die etwas ausführlichere Antwort geben. Wir haben zweierlei Drüsen im Leibe: solche, die einen Ausführungsgang für die in ihnen produzierten Säfte besitzen — denn alle Drüsen sind Heinzelmannwerkstätten für allerhand lebenswichtige Betriebsmaterialien der Körperfunktionen — und solche Drüsen, die ihre Produkte direkt in das Blut überführen. Erstere, wie die Leber, die Nieren, die Haut, die Speichel- und Pankreas- und Milchdrüsen, fabrizieren Säfte, die auf Höhlen und Flächen des Leibes, also eigentlich aus ihm hinausgelangen, die andern, die Lymphdrüsen, die Milz, die Schilddrüse, die Zirbeldrüse, die Nebennieren hingegen bilden Betriebsstoffe, die dem Körper einzuverleiben sind. Man kann also die Drüsen in zwei Gruppen teilen: die ihre Säfte ausscheidenden und die ihre Produkte einverleibenden. Zu den letzteren gehören die meist dem Laien allein bekannten Drüsen, zum Beispiel des Halses, des Rachens, der Achselhöhle, der Schenkelfalten. Sie sind Lymphe produzierende Knötchen, die an bestimmten, anatomisch konstanten Stellen dem großen weißen Blutkanalsystem eingelagert sind. Neben dem allen bekannten Blutadersystem durchsetzen nämlich den Körper auch ebenso zahlreiche kleinere Adern von helleren Lymphsträngen, die dem Laien erst durch ihre Entzündung, zum Beispiel am Vorderarm, als lange rote Streifen (Lymphstrangentzündung) bemerkbar werden. Lymphdrüsen sind Sammelstellen und Produktionsstätten der weißen Blutkörperchen, die als Bakterienfresser durch einen der hervorragendsten Mediziner, Professor Metschnikoff vom Pasteurinstitut in Paris, eine ungeheure Bedeutung erlangt haben. Diese weißen Blutkörperchen bilden recht eigentlich eine Kampfarmee des Leibes, eine mikroliliputanische Art von Strompolizei, die überall erscheint in ungezählten Regimentern, wo es im Leibe etwas zu verhaften, zu vernichten, unschädlich zu machen gibt, wie zum Beispiel die verbrecherischen Bakterien, die aber auch kleine Baumeister, Reparaturbeamte, Verlöter, Risseflicker, Rißstopfer und Heilgeisterchen darstellen, das heißt das eigentliche Sanitätskorps der Körperrepublik darstellen. Hat doch Metschnikoff die kühne Ansicht ausgesprochen, daß wir mit einem genügenden Nachschub und einer ununterbrochenen Mobilmachung dieser Armee von kleinen Gesundheitshelden eigentlich unsterblich sein müßten und daß das Sterben nur wegen unsrer Vernachlässigung dieser Armeereorganisation nichts sei als eine schlechte Gewohnheit der Menschen. Werden nach ihm doch die Schildkröten im Vollbesitz einer unerschöpflichen Hilfsquelle von diesen Leukocyten genannten Lebenskämpfern bis zu 800 Jahre alt. In der Tat, in gewissem Sinne ist die Schlagfertigkeit, Angriffslust und numerische Stärke dieser winzigen Truppe das Element der Widerstandskraft und Genesung; und wenn wir nun sehen, daß im Kampfe gegen eine mitgeborene oder erworbene Schädlichkeit, wie zum Beispiel gegen den Tuberkelbazillus, die Drüsenknoten anschwellen, das heißt eine ungeheure Überzahl von weißen Blutkörperchen produzieren, so ist das in vielen Fällen ein durchaus dem Schutze des Individuums dienender Faktor. Daraus müssen wir den frappierenden Schluß ziehen, daß also die berüchtigten Drüsen Schutzwälle sind gegen Gefahren und daß es also fehlerhaft wäre, jede Drüse als eine sofort mit dem Messer zu entfernende Schädlichkeit anzuschauen. Die sogenannte skrofulöse Schwellung der Halsdrüsen ist also der Ausdruck der abgefangenen Tuberkelbazillen, und die Skrofulose ist die Abwehrmaßregel des Körpers, mittels deren er im Kampfe mit der Tuberkulose siegreich bleiben kann. Sie ist eine sich in den Drüsen abspielende Tuberkulose, die meist auch in ihnen überwunden wird. Mit jeder Lymphdrüse also, die ich operativ entferne, reiße ich einen Schutzdamm ein, und der moderne Operateur



KULTUR DER GEGENWART



muß es sich dreimal überlegen, einen solchen Filter für Krankheitsstoffe zu entfernen. Erst wenn er durch Überschwemmung mit feindlichem Material unbrauchbar geworden ist, muß er fallen, aber nicht einen Augenblick früher. Mir sind drei Fälle von Ärzten bekannt, die wegen Fingerinfektionen sich allzu eilig den ganzen Lymphapparat der betreffenden Achselhöhle entfernen ließen und die nach einer erneuten Infektion an demselben Arm ganz rapid an Blutvergiftung starben, weil ihnen der schützende Filter in der Achselhöhle fortgenommen war. In gewissem Sinne also sind Drüsenschwellungen heilende Vorgänge, ähnlich wie etwa das Fieber ein heilender Faktor ist und in vielen Fällen nicht ohne Schaden bekämpft wird. Die natürlichen Widerstände des Körpers zu heben und zu unterstützen ist ja die Hauptfunktion jedes denkenden Arztes, und wie bei den „Drüsen" ist das Symptom sehr häufig ein Beweis der regulären Selbsthilfe der Natur. Ein Kind, das an skrofulösen Drüsen leidet, muß also als ein Wesen betrachtet werden, das in der Bildung von weißen Blutzellen unterstützt werden muß. Metschnikoff hat hierzu selbst die Jogurtmilch empfohlen (ein durch eine spezifische Hefegärung gebildetes Präparat), welches nach meinen Erfahrungen ganz ausgezeichnet wirkt, weil es nach mikroskopischen Kontrolluntersuchungen die weißen Blutkörperchen vermehrt. Ich selbst habe gefunden, daß Jodkalium und gewisse Quecksilberpräparate in gleichem Sinne wirken, und es steht außer Frage, daß der berühmte Lebertran in dem Maße Skrofeln heilt, als er durch Inanspruchnahme von weißen Blutkörperchen zu seiner Einverleibung in den Körper zu einer vermehrten Produktion von weißen Schutzzellen führt. Die örtliche Applikation von Salben über den Drüsen dient dem gleichen Zweck, sie reizt die Bildungsstätten der Drüsenzellen zur vermehrten Ansammlung dieser kleinsten Vorposten der Gesundheit, die als Träger so vieler Wunder von nns Ärzten eigentlich wie kleine Heilige verehrt werden müßten.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich

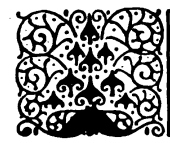


Von der Arbeit

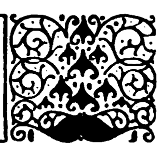
In Berlin hat sich vor kurzer Zeit ein Arbeiter das Leben zu nehmen versucht, aus einem Motiv, das nicht so ungewöhnlich sein dürfte, als es erscheint. Ungewöhnlich ist nur, daß es in diesem Falle mit erschütternder Offenheit eingestanden wurde. Auf dem Tisch fand man einen Zettel von der Hand des Selbstmordkandidaten, des Inhalts: „Lieber tot als arbeiten, ich habe die Schufterei satt."

Wie ein Blitzstrahl für einen kurzen Moment in ein chaotisches Dunkel schlägt, so fallen diese Worte in unser Bewußtsein. Sie rufen vor allem Stimmen des Protestes auf. Sind wir doch gewohnt, die Arbeit zu ehren. Hier ist eine der wenigen noch nicht angetasteten Autoritäten. Von frühester Kindheit an werden wir in ehrfürchtigem Respekt vor ihr erzogen, und eine Rebellion gegen diesen Altar findet in keiner Schicht, die um Ansehen ringt, Gefolgschaft. Seit unserer Vertreibung aus dem Garten Eden ist die Arbeit das ewig Beschlossene, das Auferlegte, das absolut Notwendige und — das Gute. Freilich liegt ein tiefer und erschreckender Gedanke in jenem biblischen Symbol vom Garten Eden, in dem die Arbeit nicht notwendig war und in dem die Kreaturen nicht nur trotzdem lebten, sondern auch glücklich lebten. In dieser Mythe vom Weltanfang liegt uneingestanden das Bekenntnis, daß das Leben ohne Arbeit der Glückszustand ist, der durch eine vermessene Tat verscherzt wurde. Und doch hat sich mit dem Fortgang der Geschichte der Fluch zum Segen gewandelt.

Es ist ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit. Die tiefsten Glücksquellen werden durch sie nur da erschlossen, wo der Mensch wieder zum Schöpfer wird, wo er dem dunkeln, ungestalteten Chaos neue Form, neue Einheit, neue Gestalt abringt. Alle Heroen der Arbeit, die eine



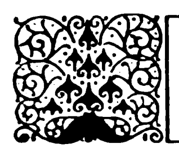
KULTUR DER GEGENWART



kaum zu ermessende Menge von Taten setzen, müssen in ihrem tiefsten Innern eine magische Quelle besitzen, aus der ein ewiger, beschwichtigender, glättender, ordnender Friede quillt, und jeder einzelne von ihnen muß ein Feldherr stürmender Gewalten sein. Aber auch wie verzehrende Glut kann rastloser Arbeitstrieb wirken. Als ein französischer Dichter, François Coppée, in das Studio der jungen Marie Bashkirtseff trat, da überlief es ihn beängstigend und mit bösen Ahnungen angesichts der unglaublichen Fülle reifer Kunstwerke der Malerei, der gewaltigen zerlesenen Bibliothek in allen Kultursprachen, der Stöße beschriebener Hefte; und wenn er an die Jugend dieses Mädchens dachte, das hier dämonisch verloderte, so murmelte er bang vor sich hin: „Cest trop.“ Und es war in der Tat zuviel und kostete sie ihr junges Leben.

Die Grenzen der Leistungsfähigkeit möglichst zu erweitern, die Kräfte zu üben, den Knaben wie das Mädchen auf alles verzichten zu lehren, was ihren Tätigkeitstrieb herabsetzt, muß eine Aufgabe der Erziehung sein; aber diese Grenzen einzuhalten, gebietet ein vernünftiger Selbsterhaltungstrieb.

Im Umkreis dieses verschleierten Problems — ob die Arbeit ein Fluch oder ein Segen sei — spielt sich heute nicht nur die soziale Frage, sondern auch eine Bewegung ab, welche die bisher geschontere Hälfte der Menschheit betrifft: die Frauenbewegung. Das Recht auf Arbeit erstrebt der moderne Frauenkampf. Heißt es eine Beteiligung am Fluch oder ein Recht auf tiefsten Segen anstreben? Heißt es ins Licht der Sonne kommen oder Heizerdienste am glühenden Kessel leisten? Heißt es die Grenzen der eignen Natur sprengen oder neue verschleierte Dimensionen der eignen Wachstumsmöglichkeiten erkennen und erobern? In diesem Streben der Frauen sind, so will mir scheinen, zwei voneinander verschiedene Ziele auseinander zu halten. Das eine geht dahin, den Ertrag der Arbeit, der bisher den Kämpfenden verschlossen war — Geld, Freiheit, Ehren — zu gewinnen. Das andre liegt in der Bewegung selbst, und es bedeutet, aus erzwungenem, oft erstarrendem Müßiggang herausgelöst zu werden, seine Kräfte spielen zu lassen, in Aktion zu treten, Resultate hervorzubringen, neue Organe zu entwickeln, aufgedrungenen Ballast bei dieser Tätigkeit los zu werden; kurzum, sein Wesen gemäß der großen Mechanik des Weltalls in Bewegung zu bringen, zu verändern, zu erneuern, aktiv zu verbrauchen. Und hier wie in der allgemeinen sozialen Frage dürfte die Lösung so zu verstehen sein, daß die Arbeit ein Segen ist, wenn sie der Seele direkt oder indirekt zur Expansion verhilft, daß sie aber ein Fluch wird, wenn sie sie zermürbt und erdrückt. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß eine Ökonomie, welche die Überbürdung nicht nur der Männer, sondern auch der Frauen fordert, nicht die richtige ist. Aber wir verkennen auch die Mächte nicht, die an dem richtigen Auswägen von Kraft und Leistung jedes einzelnen Menschen heute schon am Werke sind, und wir hören aus der Frauenarbeit nicht immer müde, sondern auch viele frohe und erlöste Stimmen heraus; ist sie doch der Schlüssel zur Möglichkeit der Selbstbestimmung auch in der Gattenwahl, und welches gesunde Menschenkind würde das Recht dazu nicht wünschen! Maßvolle Arbeit muß die Devise heißen. Daß es eine der Fähigkeit und dem Interesse angemessene Arbeit sei, ist eine zweite, schon bedeutend schwierigere Forderung. Will der Staat oder die Gesellschaft Frauenkräfte schonen, so dürfte es für sie freilich keinen Zwang zu außerhäuslicher Arbeit geben, wohl aber ein Recht auf Tätigkeit, wo immer man sie erstrebt und sie zu leisten vermag. Ich hörte neulich einen originellen Vorschlag: der Staat müßte von jedem Mann, ob verheiratet oder ledig, eine Frauensteuer erheben; jede Frau bekäme von dieser Steuer eine Rente. Auch der verheiratete Mann, der schon eine Frau zu erhalten habe, hätte auf diese Art nicht etwa für zwei zu sorgen, da ja auch seine eigne Frau Empfängerin dieser Rente wäre (die er ihr dann wohl vom Wirtschaftsgeld abziehen könnte?). Der Vorschlag wäre gut, wenn es — etwa dreimal



KULTUR DER GEGENWART



soviel Männer als Frauen gäbe oder wenn der Staat zu dieser Frauenrente entsprechend beitragen würde. Eine Frauenfrage in dem heutigen Sinne würde uns dann nicht mehr beunruhigen.

Ob die soziale Arbeit den Frauen zum Fluch oder zum Segen wird, wird nicht zum mindesten von ihrer subjektiv verschiedenen Konstitution abhängen. Es gibt welche, die blühen auf, wenn sie aus der Enge einer Häuslichkeit, in der es nichts oder wenig für sie zu tun gibt, herauskommen in einen großen Betrieb, in dem sie sich ordentlich tummeln können. Andre wieder brauchen viele Stunden der — Zimmerwärme, möchte man sagen. Die Verfasserin dieser Zeilen wagt es, eine Episode aus ihrem eignen Leben mitzuteilen, durch welche sie sich selbst die Fähigkeit, sich hineinzufinden in irgendeinen ihr fremden Betrieb, der in keiner Weise dem geistigen Interesse der Person entgegenkommt, abspricht. Als junges Mädchen suchte ich krampfhaft eine Stellung mit einem „Fixum". Das selbsterworbene Fixum war damals mein Idol. Ein Bekannter der Familie bot mir eine solche Stellung. Er ging nach Nizza, um dort eine deutsche Tageszeitung ins Leben zu rufen. Ich wurde für Redaktion und Administration engagiert. Als ich ankam, zeigte sich bald, daß von einer wesentlichen Redaktion hier nicht die Rede war. Hingegen mußte ich acht bis neun Stunden im Bureau mit administrativen Schreibereien verbringen. Der Zustand körperlichen Verfalls, in den ich binnen weniger Wochen geriet, bleibt mir in Erinnerung. Wenn ich viermal täglich todmüde über die Place Masséna schritt und mich da in den Spiegeln, die an den Türen der Geschäfte angebracht sind, sah, erschrak ich vor meinem veränderten Bilde. Das Gesicht war ein andres, ein fremdes und trostloses. Vom Balkon des Bureaus aus sah man das glitzernde blaue Meer und die Promenade des Anglais, auf der sich eine glückliche Menge sonnte ... Mir war, als hätte man mir die Tür zu meinem Eigensten verrammelt. Spät abends vertiefte ich mich gierig und schmerzlich in meine Bücher, meine Hefte, in das, was mich anging, was mit dem verhaßten Bureau in keinem Zusammenhang war. Und nicht nur die Seele, sondern der Körper revoltierte. Meine Sonntage verbrachte ich — schlafend. Ich schlief wie betäubt den ganzen freien Tag lang und konnte mich kaum zu den Stunden der Mahlzeiten ermuntern. Ich verzichtete denn auch bald auf das „Fixum" und hätte es vielleicht auch dann getan, wenn mir nicht die Türen eines Elternhauses weit offen gestanden hätten, wie es der Fall war. Dennoch ist dieser Zustand, Gott sei Dank, kein typischer für die Frauen in ihrer Gesamtheit. Hier waren zwei zerstörende Momente am Werk: die Überbürdung und die Verdrängung stärkerer und andrer Arbeitsneigungen. Hier sollte die „eigenste" Arbeit geopfert werden um einer tödlich ermüdenden fremden willen. Liegt aber kein Interesse an einer bestimmten, genau betonten Betätigung im Menschen, so wird er, sei er Mann oder Frau, zumeist froh sein, wenn er irgendwo überhaupt aktiv wirken kann.

Vergessen wir auch nicht, daß die Arbeit das einzige edle und unschädliche — Betäubungsmittel ist. Dieses Phänomen hat eine große Dichterin in einer wunderbaren Schilderung gestaltet. Selma Lagerlöf erzählt in ihrem Roman „Jerusalem" von der Auswanderung schwäbischer Bauern aus der Heimat ins fremde Palästina. Immer weiter verbreitet sich die Proselytenmacherei im Lande, immer mehr und mehr Söhne und Töchter verlassen die Heimat und schließen sich der religiösen Sekte an, die sie fortführt. Eines alten Bauern Söhne sind in dem Zug der Auswanderer. Und an dem Tag, da sie fortgehen — da geht der Alte aufs Feld und läßt den Spaten nicht aus der Hand. Noch nach Sonnenuntergang steht er und gräbt und gräbt, bis er endlich, überwältigt von Müdigkeit, nach Hause wankt. Und diese Müdigkeit ist stärker als das Leid, sie hat das namenlose Weh zum Schweigen gebracht, sie hat für heute gesiegt.

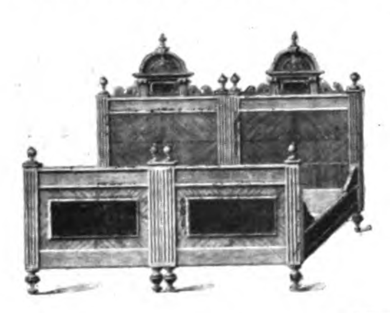
Zola hat der Arbeit ein Denkmal errichtet. Björnson hat sie in einem seltsamen, verketteten Drama als die Ret-



KULTUR DER GEGENWART



terin gefeiert. Es heißt „Laboremus", und es wird von Arbeit nur wenig darin gesprochen. Aber es zeigt die gefährliche Macht einer „Undine", die aus dem meerhaften Element eines Abenteurerlebens ans feste Land gesellschaftlicher Sicherheit drängt und dabei über Opfer schreitet. Und da sie zurückgeworfen wird, dahin, woher sie kam, da wird der junge Sohn des Hauses nur durch den alten Siegelring des Vaters, in den das Wort „Laboremus" eingegraben ist, wieder der Herr seiner selbst. Ibsen hat das Thema tragisch parodiert in der Gestalt des Hjalmar Eckdal aus der „Wildente", der, während er sich in seiner Stube einschließt, vorgibt, über seine Erfindung nachzudenken — zu „arbeiten". Carlyle hat uns zugerufen: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Und diese Worte dürften, wenn sie aus den Schaufenstern einer Buchhandlung vom Blick des Vorübergehenden getroffen wurden, ihre Wirkung durch ihre konzentrierte Präzision nicht verfehlt haben.



Die Abschiedsworte des selbstmörderischen Arbeiters variieren sie freilich auf eine furchtbare Art. Denn hier ist das angebliche Linderungsmittel zur Ursache der Verzweiflung geworden. Und ein dunkler Abgrund tut sich vor uns auf: Erst dann, wenn der Paradiesesfluch restlos in Segen gewandelt ist, hat die Menschheit die Promethidentat vollbracht, nach der sie ringt.

Grete Meisel-Heß



KUNSTGEWERBE

Wenn die Begeisterung ihre Schwingen breitet, oder wenn man von einer Kunstgewerbeausstellung heimkehrt, oder wenn über van de Velde, Riemerschmid und Bruno Paul gesprochen wurde, so reckt sich der Optimismus und bekennt, daß es mit dem deutschen Geschmack, mit der Qualitätsware, mit der Kultur der Produzenten wie der Konsumenten mächtig vorangegangen sei. Und sicherlich, der Fortschritt, den alle einer Beurteilung nach Form und Farbe, Proportion und Rhythmus zugänglichen Handwerke und Industrien gemacht haben, ist offenkundig: die Möbel, die Bücher, die Textile, die Metallwaren haben wieder Stabilität, Charakter und Schönheit gewonnen. Wenn vor zwanzig Jahren, selbst noch vor fünfzehn, Deutschland als das Land des Minderwertigen und des Geschmacklosen verrufen war, und das mit Recht, so bekennen heute alle redlichen Sachverständigen der Romanen und Angelsachsen, daß der militärische Barbar auf dem besten Wege ist, einen neuen, die Gunst der Welt



Arbeiterschlafzimmer in der Berliner Gewerkschaftsausstellung
Oben links: Gegenbeispiel



KULTUR DER GEGENWART



erwerbenden Stil zu schaffen. Wir könnten also zufrieden sein, könnten meinen, die unfruchtbare Periode der historischen Diebstähle, der Surrogate, der technischen Oberflächlichkeit und der blinden Repräsentationssucht überwunden zu haben. Indessen, wenn wir ein wenig tiefer graben und von den Höhepunkten und den Sensationen des Kunsthandwerkes und aller andern optisch wertbaren Produktion hinabsteigen, so merken wir gar bald, wie zähe die alte Misere noch haftet, wie sie noch überall, im Handwerk und in der Industrie, im Spezialgeschäft wie im Warenhaus, ihre Tyrannei übt. Die breite Masse dessen, was tagaus, tagein aus Holz, Leder oder Baumwolle hergestellt wird, das meiste von dem, was die vielen konsumieren, ist nach wie vor von unzulänglicher Qualität und törichter, weil anmaßender und modisch nachäffender Form. Das Reservat des Guten und Schönen hat noch gar enge Grenzen. Man braucht nur einen der üblichen, das Land überschwemmenden Kataloge für hochherrschaftliche Wohnungseinrichtungen durchzublättern, um die peinigende Gewißheit zu erlangen, daß dort, wo keine überragende Persönlichkeit an leitender Stelle steht, wo die kurzsichtigen Instinkte eines nach Neuheiten jagenden Musterzeichners neben denen eines abermals nur das Neueste und Allerneueste verehrenden Kommis über Werkstatt und Lager regieren, der Schund und die Gedankenlosigkeit noch immer üppig wuchern. Und wenn das noch nicht hinreicht, so blättere man mit scheuen,



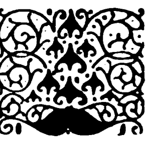


Arbeiterwohnzimmer in der Berliner Gewerkschaftsausstellung
Oben rechts: Gegenbeispiel

im Ekel sich bäumenden Fingern in den marktschreierischen Reklamen der sogenannten Abzahlungsgeschäfte, derer, die alles umsonst und das meiste unterm Preis abgeben, und man wird mit Schrecken erfahren, wie unabänderlich die Würdelosigkeit, das Häßliche und der betrügerische Schein sich gerade dort eingenistet haben, von wo sie am ehesten hätten vertrieben werden sollen. Es ist die alte Geschichte: wer da hat, dem wird gegeben; wer da nicht hat, dem wird genommen. Während die oberen Schichten der Nation an jedem Fortschritt der Kultur sofort teilhaben, müssen die unteren Lagerungen noch lange warten, bis daß aus der Höhe die neue Wahrheit abwärts sickert. Und auch dann kommt sie noch reichlich verdünnt und entstellt. So ergibt sich die tragikomische Tatsache, daß das Volk, die proletarische Schicht des Bürgertums und der Arbeiter, noch heute das angeboten bekommt, was einst der Reichtum, die Patrizier, die Fürsten gebrauchten. Der



KULTUR DER GEGENWART



mittellose Mann, der nur für wenige hundert Mark, höchstens für tausend, eine Wohnungseinrichtung kaufen kann und auch die noch in Raten bezahlen muß, ist in den Tagen, da Deutschland den Ruhm einer neuen Kultur, den eines neuen architektonischen und gewerblichen Stiles wiedergewinnt, noch immer einem verstaubten, jeder Logik entrenkten, völlig verlogenen Möbel aus der Verfallzeit der Gründerjahre versklavt. Wo gibt es noch Muscheln, Traillen, gedrechselte Galerien, gepreßte Ornamente, wo Vertikows mit Etagenaufsätzen, wo Paneelbretter mit gipsernem Jahrmarktsrummel, wo Polsterstühle mit Troddeln und Quasten? Das alles, von denen, die besitzen und regieren, längst überwunden, jedenfalls nicht aufs neue erworben, ist die reguläre, die einzige Ware, die dem kleinen Mann, dem, der selbst auf minimale Summen noch Kredit verlangt, zur Verfügung steht. Es ist wie eine Art Wahnsinn, daß die Dinge, von denen man glauben möchte, daß sie auf die äußerste Formel der Zweckmäßigkeit gebracht werden müßten, weil sie denen dienen sollen, die nur das Notwendigste erwerben können, gerade umgekehrt im Überflüssigen ertrinken. Man braucht diesen Gedanken nur einmal klar erfaßt zu haben, um selbstverständlich zu folgern, daß solcher Überfluß nur dasein kann, um die Nichterfüllung des eigentlich Notwendigen zu verdecken. Wenn das Bett, das der kleine Mann, der Beamte oder der Arbeiter der niedrigeren Lohnschichten erwirbt, für den gezahlten Preis wirklich nutzbaren Raum geben würde, wenn es nach Qualität des Materials und der Arbeit restlos den Preis ausfüllte, so könnte kein unnützer Schmuck darangeheftet werden. Wenn wir aber sehen, daß an solch einem Bett gerade umgekehrt der Schmuck beinahe die Hauptsache ist, dann ist es deutlich: der Arbeiter bekommt für sein schwer erworbenes Geld nicht das, was er eigentlich braucht; und zweitens, er bekommt den Schmuck nur darum, weil die Aufmerksamkeit von dem Fehlenden, von dem Unentbehrlichen abgelenkt werden soll. Leider ist der proletarische Käufer zumeist nicht kritisch genug, um die Komödie, die mit ihm gespielt wird, zu durchschauen; sein Instinkt ist noch nicht stark genug, um zu wittern, daß die verweste Renaissance und das zerbröckelnde Barock nicht das geringste mit der Lebensart eines im Betrieb der Räder stehenden Mannes gemein haben. Der Arbeiter glaubt im Gegenteil, daß diese geschmückten Möbel sonderlich schön und vornehm seien. Man kann doch keine Kisten in die Zimmer stellen; es muß ein wenig Stil, etliche Schnitzerei und dergleichen daran sein. Das ist es, was der kleine Mann, der den mit Muscheln und Traillen überladenen Schund erwirbt, glaubt. Was er aber endlich aufhören muß, für wahr zu halten; was er, und das ist ein nicht zu übersehendes Ereignis der letzten Tage, bereits einzusehen beginnt. An verschiedenen Stellen wurden Versuche gemacht, ein praktisches und restlos brauchbares Möbel für die Preisschichten von 500 bis 1000 Mark herzustellen. Einige dieser Experimente haben auch leidliche Resultate gewonnen; das Problem konnte aber erst einer reellen Lösung nahekommen in dem Augenblick, da die Konsumenten selber zur Einsicht gelangten und ein ihren Bedürfnissen und ihrem Charakter entsprechendes Möbel forderten. Das ist geschehen. Aus den Kreisen der Gewerkschaften, der katholischen wie der freien, sind Kräfte lebendig geworden, die eine gründliche Reinigung des üblichen Hausrates von allem Unzulänglichen und aller Maskerade predigten und die darüber hinaus Mittel und Wege fanden, endlich einmal einen Typus, wie er dem Wesen der Proletarier, des Arbeiters, des kleinen Beamten, des kaufmännischen Angestellten, des Handwerkers, entspricht, zu erzwingen. Es ist von vornherein klar, daß dieses neue, mit dem alten verlogenen Schlendrian brechende Möbel nicht gleich nach Zweckmäßigkeit und Aussehen vollkommen werden konnte; aber es gelang doch immerhin, einzelne Stücke, ja ganze Raumanordnungen so zu gestalten, daß sie selbst dem Stumpfen



KULTUR DER GEGENWART

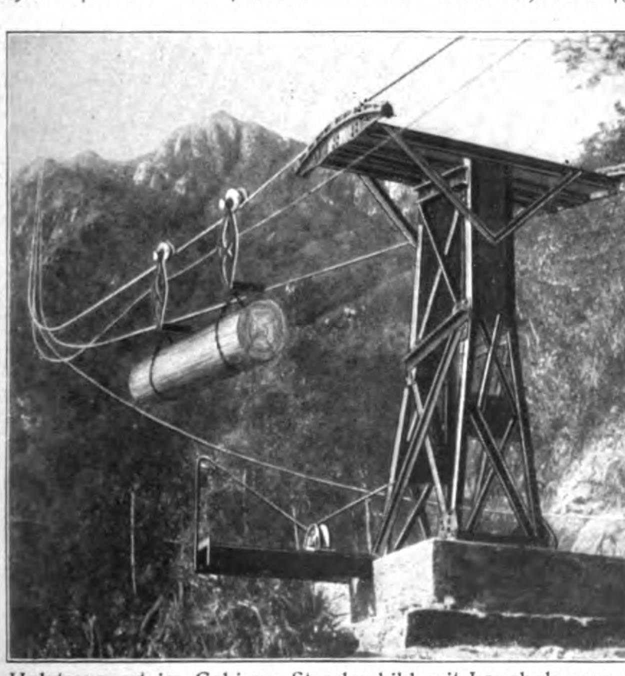


die Sinne und den Verstand öffnen müssen, zu erkennen, was weder seiner Notdurft noch seinem Charakter dient, und umgekehrt, was ihm den vollen Nießnutz des angewandten Geldes gewährt und zugleich zu einer Materialisation, zu einer Spiegelung, zu einem Ausdruck seiner Lebensart und damit zu einer äußeren und innerlichen Bereicherung verhilft. Damit ist ein wichtiger Schritt vorwärts getan; es sind die Tore aufgestoßen, daß das Erträgnis jener modernen Kultur des Wohnens, des Häuserbauens, des Produzierens und Konsumierens, von dem die Ausstellungen, die Bücher, die Begeisterten berichten, die Basis des Staatswesens, die Masse, das Volk durchdringe. Es ist die Möglichkeit gereift, daß die berüchtigten Kataloge der Qualitätlosigkeit und des Ungeschmackes Makulatur werden.

Robert Breuer



Das Berner Oberland ist in gewissem Sinn ein Eisenbahnmuseum. Wir finden da alle möglichen Systeme, die der Menschengeist ausgesonnen hat, neben der „ferrovia communis“ (L) oder gewöhnlichen Flachlandbahn Berg- und Alpenbahnen der verschiedensten Sorten.



Holztransport im Gebirge: Streckenbild mit Langholzwagen

Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht zweifellos der Wetterhornaufzug. Er fährt, zwar nicht auf das Wetterhorn, wie man dem Namen nach annehmen könnte, ebensowenig wie die Jungfraubahn auf die Jungfrau fährt, die Namen sind vielmehr nur Wechsel auf die Zukunft. Aber er ist interessant.

Man muß ihn mindestens von unten in seiner Tätigkeit bewundert haben, und wenn man Anspruch darauf macht, als mutig zu gelten, dann muß man auch damit gefahren sein.

Daß die Damen in unsrer „Sonne“ in Interlaken erklären, daß sie nie und nimmer damit fahren werden, ist ihr gutes Recht. Sie werden es doch noch tun, es muß nur eine den Anfang machen. Gefährlich sieht die Sache ja aus, noch gefährlicher wie der schon seit längerer Zeit bestehende Aufzug am Bürgenstock (Vierwaldstätter See) oder das Miniaturbild desselben in der Sächsischen Schweiz bei Schandau. Da bewegt sich der Fahrkorb doch wenigstens an einem festen Gerüst in die Höhe. Und das gibt uns Menschen, die wir das Feste als das Normale anzusehen gewohnt sind, ein Gefühl der Sicherheit.

Der Wetterhornaufzug bewegt sich jedoch auf einem großen langen Stahlseil, das vom Tal nach einem Felsvorsprung gespannt ist.

Oben ist dieses Seil befestigt, und unten führt es über eine große Rolle, an der ein Gewicht hängt, so daß es stets gespannt ist und trotzdem, den Temperaturschwankungen folgend, sich beliebig ausdeh-



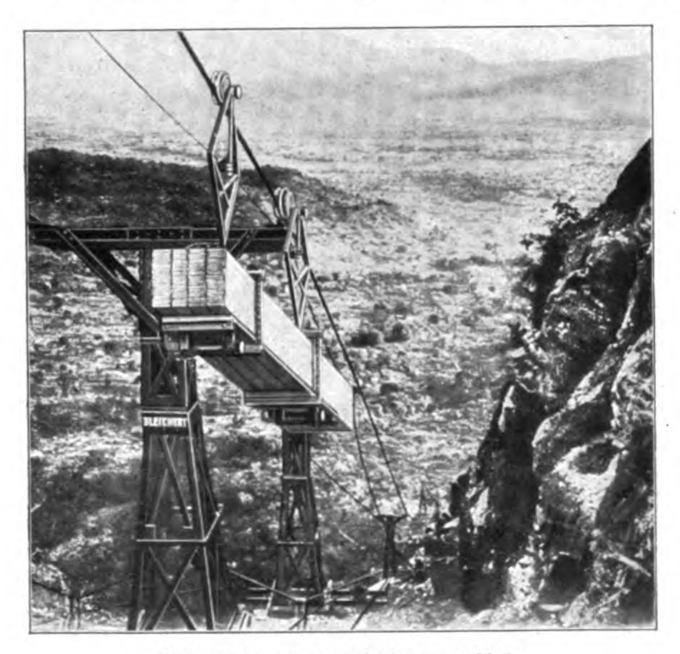
KULTUR DER GEGENWART



nen und zusammenziehen kann. Hierin liegt technisch ein großes Moment der Sicherheit.

Das Feste, Starre ist in Wahrheit gar nicht immer das Sicherste. Wir müssen damit rechnen, daß die Natur stets arbeitet, und zwar ist die mächtigste Schaffnerin die Temperatur. Unsre Metalle sind ihr samt und sonders unterworfen, und wehe dem menschlichen Baumeister, der hierauf keine Rücksicht nimmt!

Das Seil — oder richtiger die Seile — an denen der Wetterhornaufzug auf und ab gleitet, sind an sich stark genug, um mehrere Kabinen vollbelastet zu befördern, sie tragen aber bloß eine und sind mindestens so sicher wie eine Eisenbahnschiene, von deren Festigkeit ja schließlich auch das Leben der darüber hinfahrenden Menschenkinder abhängt. Das einzig psychologisch Unangenehme ist das leichte Schwanken des Fahrzeuges.



Transport von geschnittenem Holz

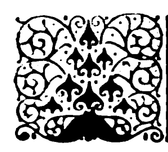
Da die Fahrt aber nur einige Minuten dauert, so ist selbst bei Überempfindlichen eine Entwicklung von Seekrankheit nicht zu befürchten.

Warum man auf das Wetterhorn nun gerade einen Aufzug gebaut hat? Die Antwort ist einfach: weil ein solcher Bahnbau sehr billig ist, zumal dort, wo hohe, steile Felswände die Anlage begünstigen.

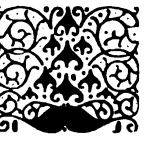
Im übrigen hat man ja für den Bau derartiger Verkehrsmittel schon reiche Erfahrungen anderwärts gesammelt. Nur daß man sie bisher dem Güterverkehr zuwies. In der Schweiz selbst kann man eine ganze Anzahl kleiner Bergaufzüge sehen, zum Beispiel von Vitznau nach der Wissifluh. Hier werden sie benutzt, um Lebensmittel, Reisegepäck und dergleichen rasch und bequem auf steile Höhen zu bringen. Ein einziges stärkeres Seil dient als „Bahn" und ein zweites dünneres Seil als Zugmittel. In großem Maßstab sind ähnliche Anlagen vielfach in überseeischen Ländern durchgeführt worden. Unsre Bilder zeigen eine solche Bahn zur Beförderung von Holzstämmen, wie sie ähnlich zum Beispiel in Deutsch-Ostafrika angelegt wurden, um von den hinter dem flachen Küstenstrich jäh ansteigenden waldreichen Hochplateaus billig und bequem Hölzer herabzubringen.

Die großartigste Anlage dieser Art ist sicherlich die Erztransportbahn in den Kordilleren. Hier ist von der Ebene ab über viele hohe Türme das Seil bis tief hinein in das unwirtliche Gebirge gebaut. Tiefe Täler überspannt es in gewaltigem Bogen, über Berge setzt es kühn hinweg. Alle die zahlreichen Kunstbauten, Tunnelbohrungen und Brücken, die eine normale Eisenbahn erfordern würde, fallen weg. Der Bau wird ungemein vereinfacht, verkürzt und, wie schon gesagt, verbilligt.

Allerdings können derartig große Lasten, wie man sie der Standbahn anvertraut, einer Seilbahn nicht ohne weiteres überantwortet werden. Man müßte sonst gar zu schwere und kräftige



KULTUR DER GEGENWART



Seile spannen, und das würde schließlich zu technisch unmöglichen Konstruktionen führen.

Bei Erz- und Kohletransporten macht ja aber das Unterteilen der Lasten keine Schwierigkeiten. Kleine Wagen bewegen sich dann ständig wie die Glieder einer Kette hin und her, und wenn man es dann noch so einrichtet, daß die Wagen an einem endlosen Seil laufen, dann ziehen die talwärts fahrenden Wagen die andern wieder mit in die Höhe, und der Kraftaufwand für die ganze Beförderung wird ähnlich gering wie bei dem Betrieb von gewöhnlichen Drahtseilbahnen.

Ein Mittelding zwischen diesen Seilbahnen und den gewöhnlichen Standbahnen sind bekanntlich die sogenannten Schwebebahnen, wie eine solche als Flachlandstrecke zwischen Barmen und Elberfeld und als Bergbahn unweit Dresden bei Loschwitz ausgeführt worden ist.

Vom technischen Standpunkt aus bietet dieses Bahnsystem große Vorteile. Es ist im Bau natürlich nicht ganz so billig wie die obenerwähnten Seilbahnen, weil die steife Konstruktion der Träger zu zahlreicheren Stützpunkten zwingt, aber immerhin noch billiger wie die Standhochbahnen.

Man sollte meinen, daß diese Tatsachen dazu führen würden, das System in ausgedehntem Maße im städtischen Schnellbahnsystem zu verwenden. Aber bisher hat es sich noch nicht durchzusetzen vermocht. Der leidtragende Teil wird die Bevölkerung der Großstädte sein, die für die Beförderung in den teuren modernen Maulwurfsgängen selbstverständlich weit höhere Tarife für alle Zukunft zahlen muß. Ich finde es für die moderne Kultur überhaupt etwas beschämend, daß sie so vielfach darauf ausgeht, ihre technischen Leistungen zu verstecken. Es liegt darin sicherlich etwas Ungesundes. Wenn man im Mittelalter unterirdische Gänge baute, so geschah das aus ganz besonderen Gründen, und nie und nimmer hat man daran gedacht, regelmäßige Verkehrswege derart anzulegen. Ist der Wetterhornaufzug nicht schon darum viel schöner, weil er uns sehenden Auges in die Höhe befördert, als die Jungfraubahn, die uns durch ein dunkles Loch im Innern des Berges emporzieht!

Siegfried Hartmann



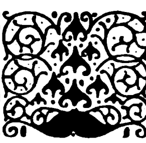
Die Baukosten des Wohnhauses

I

Der Wunsch, sich ein eignes Haus zu bauen, ist jetzt in Tausenden lebendig. Wenn man nur über den heikelsten Punkt des Bauens, die Baukosten, einen sicheren Anhalt hätte! Im Publikum geht das Gerücht, daß das Bauen immer viel teurer würde, als einem anfangs gesagt würde. „Bauen ist eine Lust, was es kust', das hab' ich nicht gewußt," sagt ein Sprichwort. So liegt in der Baukostenfrage für viele eine Abschreckung, die sie von dem sonst so verlockenden Gedanken, selbst zu bauen, zurückhält.

Und doch ist diese ganze Frage, wenn man ihr recht auf den Grund geht, so einfach wie denkbar; es soll hier versucht werden, die springenden Punkte kurz zu beleuchten. Die Kostenfrage hat bei allem, was wir im Leben erwerben, eine enorme Bedeutung, und daher kommt es, daß sich gerade hier leicht Märchen bilden. So hört man häufig erzählen, daß jemand sich ein großes Haus für eine verschwindend geringe Summe gebaut hätte, wobei man anzunehmen scheint, daß der Baumeister im Besitze eines Geheimmittels gewesen sei, dieses zu erreichen. Solchen Märchen liegen immer irgendwelche Verkennungen zugrunde. Zunächst muß genau umgrenzt werden, was unter Baukosten zu verstehen ist. Die gesamten Ausgaben bei Erstellung eines Wohnsitzes setzen sich aus folgenden Posten zusammen: 1. Grunderwerb, 2. Baukosten des nackten Hauses bis zur Bewohnbarkeit, 3. etwaiger besserer Ausbau (Parkettfußböden, verzierte Decken, Holz- oder Stoffverklei-





dung der Wände, Kamine, Wandbrunnen, Kunstverglasung, Heizkörperverkleidungen, sorgfältig ausgebildete feste Wandschränke, bessere sanitäre Einrichtungen in Bädern und Klosetten, Fliesenbelag der Wände und Fußböden), 4. Neumöblierung des Hauses oder teilweise Ergänzung des vorhandenen Mobiliars (hierzu rechnen auch Beleuchtungskörper, Treppenbeläge, Teppiche, Vorhänge, Tischdecken, Kleingerät), 5. Herrichtung der Umgebung des Hauses, bestehend in den Gartenanlagen, der Umwehrung, der Terrasse, etwaigen Zufahrtswegen, dem Eingangstor, etwaigen Pergolen und Gartenlauben, Gartenmöbeln und Ausstattungsstücken des Gartens, 6. Gebühren und Abgaben beim Erwerb des Grundstücks, Wegebeitragskosten, Gebühren für die baupolizeilichen Genehmigungen und Abnahmen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätsanschlüsse und Gebühren für den Architekten.

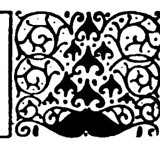
Wenn nun von den Baukosten eines Hauses die Rede ist, so handelt es sich zunächst und vor allen Dingen darum, festzustellen, welche der genannten sechs Posten darin enthalten sind und welche nicht. Berücksichtigt jemand nur den nackten Hausbau, also den zweiten der obigen Posten, so vermag er mit sehr billigen Herstellungskosten seines Hauses zu prunken. Eine solche Angabe stimmt aber nicht zu der vielleicht in seinem Schreibtisch liegenden sorgfältigen Verbuchung der gesamten Unkosten, die er für sein Anwesen gehabt hat, überein. Es kann leicht der Fall sein, daß die Gesamtunkosten das Doppelte, wenn nicht das Drei- und Vierfache der nackten Baukosten ausmachen. Um ganz klare Verhältnisse vor sich zu haben, sollte man unter Baukosten eines Hauses stets nur das verstehen, was unter den zweiten Posten fällt, das heißt die Kosten für die Herstellung des Hauses bis zur Bewohnbarkeit (in einem solchen Hause ist inbegriffen Zentralheizung oder Ofenheizung, die Bereitung und Zuführung von warmem Wasser, die elektrische und die Gasleitung; doch ist die Ausstattung der Räume ganz einfach gehalten, die Wände sind gestrichen oder tapeziert, die Fußböden gedielt, Bäder und Klosette einfach, aber anständig ausgestattet). Bis zu diesem Grade des inneren Ausbaues lassen sich die Kosten für ein Wohnhaus von vornherein ziemlich genau fixieren, so daß spätere Enttäuschungen des Bauherrn vollständig ausgeschlossen sind. Schon auf Grundlage der allerersten Skizze, ja selbst nach Nennung der erforderten Räume kann ein erfahrener Architekt genaue und verbindliche Angaben machen. Diese Angaben gründen sich auf Erfahrungsgrundsätze für die Einheit des umbauten Raumes oder die Einheit der bebauten Grundfläche. Für ein durchaus gediegenes Wohnhaus mit zwei ausgebauten Hauptgeschossen wird man mit 20 bis 25 Mark für das Kubikmeter umbauten Raumes oder mit 200 bis 250 Mark für das Quadratmeter bebauter Fläche rechnen können, je nach den örtlichen Baupreisen. Die Preise sind begründet in den Arbeitslöhnen und den Materialkosten, die ja marktmäßig feststehen.

So weit kann der Bauherr also mit absolut sicheren Verhältnissen rechnen. Schwankend dagegen sind fast die meisten andern Posten. Zunächst der Grunderwerb. Es kommt natürlich ganz darauf an, ob der Bauplatz in einem fashionablen Villenvororte (wie der Kolonie Grunewald bei Berlin) oder einem weiter abliegenden, bescheideneren Vororte oder etwa gar auf dem Lande gekauft wird. Der Preis für das Quadratmeter Bauland kann je nach diesen Umständen zwischen 60 Mark und 50 Pfennig schwanken. Nimmt man an, daß für das Anwesen etwa 1500 Quadratmeter Land gewünscht werden (so viel ist nötig, wenn von einem Garten die Rede sein soll), so kann demnach der Bauplatz bei der gleichen Größe zwischen 90000 Mark und 750 Mark kosten.

Nicht ganz so weit sind die Grenzen für einen etwaigen besseren inneren Ausbau gesteckt. Dieser kann natürlich auch ganz unterbleiben. Wenn die Wünsche hochgespannt sind, können aber die Ausgaben dafür auf hundert Prozent oder mehr der eigentlichen Baukosten an-



KULTUR DER GEGENWART



wachsen. Hier wird der erfahrene Architekt, wenn der Bauherr ihm seine Wünsche mitteilt, zutreffende Angaben auch schon vor Beginn des Baues machen können.

Verhältnismäßig gering ist der Posten Möbel, verglichen mit den andern beim Bau eines Hauses auflaufenden Kosten. Merkwürdigerweise wird aber gerade dieser Umstand vom bauenden Publikum am allerwenigsten berücksichtigt, denn immer und immer wieder soll der Architekt sich beim Bau eines neuen Hauses nach vorhandenen einzelnen Möbelstücken richten, was ungefähr dasselbe bedeutet, als wenn der Schneider einen Anzug nach einem vorhandenen Knopfe machen soll.

Eine unter Umständen sehr bedeutende Nebenausgabe ergibt sich dagegen aus der Herrichtung der äußeren Umgebung des Hauses. Manchmal kann die Umwehrung, die Anlage eines Zufahrtsweges, die Regulierung des Gartenterrains, besonders wenn dieses abschüssig ist, enorme Kosten verursachen, so daß hier jedenfalls ein Umstand vorliegt, der schon bei der Wahl des Bauplatzes eine eingehende Berücksichtigung finden sollte. Es ist daher ratsam, den Architekten vor Ankauf des Bauplatzes heranzuziehen, um spätere Überraschungen zu vermeiden.

Schließlich handelt es sich um den Posten der auflaufenden Gebühren. Hier kommen nicht unbeträchtliche Unkosten bei dem Grunderwerb in Frage, die jedoch örtlich sehr verschieden sind. Sie können sich bis zur Höhe von fünf Prozent der Grunderwerbskosten erheben. Ob die Gebühren für Straßenkosten, für die Zuleitung von Wasser, Gas und elektrischem Licht hoch oder niedrig sind, hängt ebenfalls ganz von den örtlichen Verhältnissen ab. Die Gebühren für die baupolizeiliche Genehmigung und die Bauabnahmen sind bei kleineren und mittleren Häusern mit einigen hundert Mark erledigt. Für die Gebühren des Architekten bestehen feste Grundsätze, die sich bei kleineren Wohnhäusern zwischen fünf und zehn Prozent der Bausumme bewegen.

Hiernach ist es ohne weiteres ersichtlich, daß mit der Redensart, ein Haus koste soundso viel, so gut wie nichts gesagt ist, es sei denn, daß man damit die wirklich feststehenden Kosten des nackten Hausbaues meint. Fast alle übrigen Kosten sind so variabel und von den Verhältnissen abhängig, daß sich ein Maßstab für sie nicht gewinnen läßt. Und so kann es vorkommen, daß ein Haus, dessen nackte Baukosten 30000 M. betragen, sich mit allen übrigen Nebenkosten auf nur 35000 Mark stellt, daß aber dasselbe Haus auf einem gleich großen, jedoch in teurer Gegend gelegenen Bauplatz, mit vorzüglichem innerem Ausbau und einem reich ausgestatteten Garten versehen, auf hundertfünfzigtausend Mark zu stehen kommt. Das beste Mittel, sich von vornherein ein Bild nicht nur von den nackten Hauskosten, sondern auch von den auflaufenden Gesamtkosten zu machen, ist, sich an einen im Hausbau erfahrenen Architekten zu wenden.

II

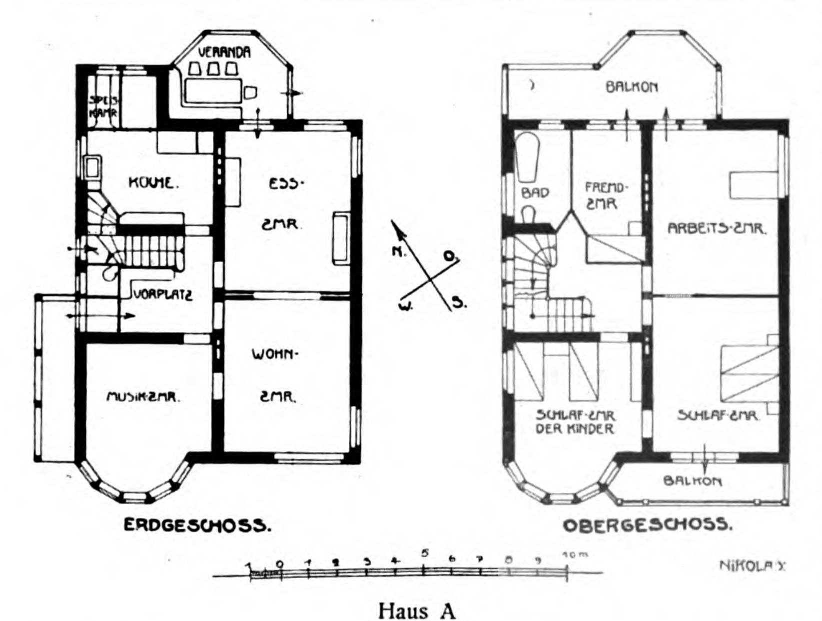
Wie sehr verschieden die Baukosten eines Wohnhauses sein können, je nach der Art des Bauplatzes, dem reicheren Ausbau und der eingehenderen Behandlung des Gartens und der Umwehrung, soll an den umstehend in Abbildungen beigegebenen beiden Häusern A und B gezeigt werden. Beim Hause A war die größte Sparsamkeit Grundbedingung, das Haus wurde auf einen ziemlich billigen Bauplatz von mäßiger Größe gesetzt, und zwar in jeder Weise geschmackvoll und gediegen, jedoch ohne jede Extradinge ausgestattet, auch der Garten und die Umwehrung decken nur die einfachsten Bedürfnisse. Bei dem Hause B dagegen handelt es sich um ein zwar umfänglich nicht großes, aber mit reichem innerem Ausbau versehenes Haus, bei dem auch für die Umwehrung und für die Ausbildung des Gartens erhöhte Mittel zur Verfügung standen. Es hat eine Halle und ein Eßzimmer in eichenem Paneel, das Wohnzimmer ist ganz in Mahagoni durchgebildet, und im Musikzimmer ist Polisander für die Wandverkleidung wie für die Möbel einschließlich des Flügels verwendet. Fast alle Räume



KULTUR DER GEGENWART



haben verzierte Decken. Die oberen Schlaf- und Fremdenzimmer sind zum Teil mit Holzpaneel oder Stoffbespannung ausgestattet. Die Räume des Erdgeschosses haben durchweg, die des Obergeschosses zum größten Teil neues Mobiliar nach besonderer Zeichnung erhalten. Die durch zwei Stockwerke gehende Halle ziert ein reicher, bis zur unteren Diele herabhängender Lichtträger, auch alle übrigen Beleuchtungskörper sind besonderer Art. Das Haus hat eine Terrasse mit Steinbelag; in diese sind Rosenbeete eingelassen, vor dem Hause ist ein Lawn-Tennis-Platz angelegt und der übrige Teil des Gartens als Blumen- und Gemüsegarten behandelt. Ein besonderes Gartenhäuschen schließt sich der rings um den Bauplatz reichenden hohen Umwehrung an. Obgleich sich nun die bebauten Flächen beider Häuser etwa wie 3 : 5 verhalten, stehen die Kosten für die Erstellung beider Anwesen doch in einem Verhältnis, das sich völlig von dieser Grundlinie entfernt. Zwar lassen sich die Baukosten für die Herstellung des nackten, wohnfertigen Hauses in beiden Fällen noch auf ein ähnliches Verhältnis wie 3 : 5 bringen, denn diese Kosten (die eigentlichen Baukosten) pflegen, wie in dem Artikel in Nr. 39 auseinandergesetzt, auf die Flächen- oder Kubikeinheit reduziert, stets ziemlich konstant zu sein. Aber der bessere Ausbau und die andern vorerwähnten



Haus A



KULTUR DER GEGENWART



Umstände bringen eben beim Hause B so hohe Mehrkosten mit sich, daß die Endsummen sich ganz anders vergleichen.

Die einzelnen Posten stellen sich ungefähr wie folgt:

Haus A:

1. Grunderwerbskosten . . 11 000 M.
2. Reine Baukosten für das nackte, jedoch wohnfertige Haus . . . 31 500 M.
3. Herrichtung der Umgebung des Hauses (Gartenanlagen, Umwehrung, Terrasse, Eingangstor, Gartenlaube, Tennisplatz 1 200 M.
4. Gebühren (Grundstückserwerb, Baupolizei, Gas- und Wasseranschluß, Architektenhonorar) 3 750 M.

Zusammen 47 450 M.

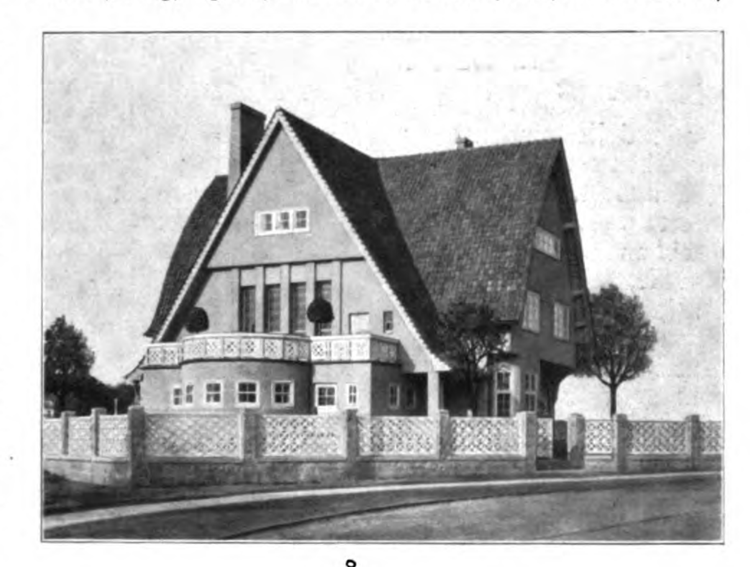
Haus B:

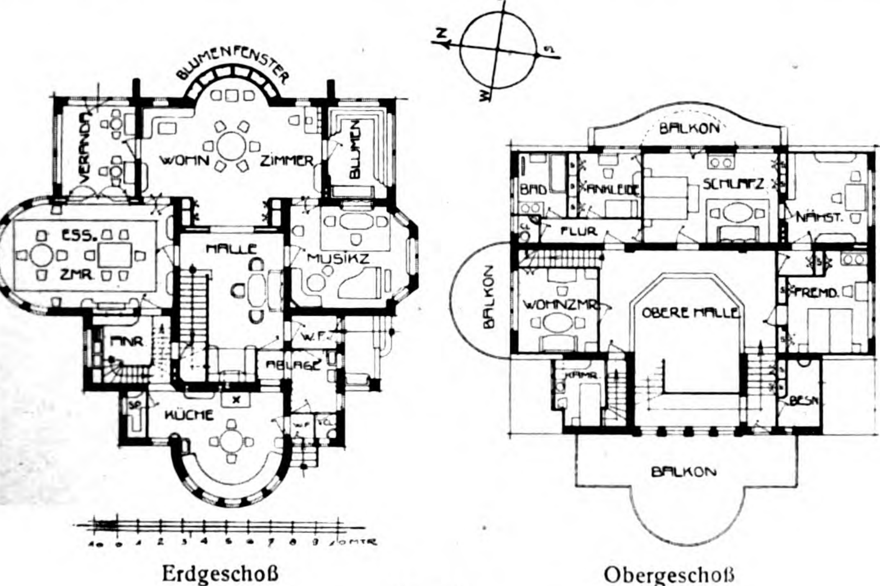
1. Grunderwerbskosten 29 000 M.
2. Reine Baukosten für das nackte, jedoch wohnfertige Haus . 60 100 M.
3. Besserer Ausbau (verzierte Decken, Wandverkleidung, reichere Bäderausstattung, gute Beleuchtungskörper und so weiter) 24 700 M.
4. Neue Möblierung 7 500 M.
5. Herrichtung der Umgebung des Hauses (Gartenanlagen, Umwehrung, Terrasse, Eingangstor, Gartenlaube, Tennisplatz) 16 500 M.
6. Gebühren (Grundstückserwerb, Baupolizei, Gas- und Wasseranschluß, Architektenhonorar) . . . . 13 500 M.

Zusammen 151 300 M.

Es ergibt sich, daß die Gesamtkosten des Anwesens B weit über dreimal soviel betragen wie die Gesamtkosten des Anwesens A.

Das Beispiel zeigt also, wie sehr die Nebenumstände die Kosten eines Anwesens in die Höhe schnellen lassen, obgleich die reinen Baukosten für das nackte,





Erdgeschoß

Obergeschoß

Haus B



KULTUR DER GEGENWART



wohnfertige Haus sich in ungefähr dem gleichen Verhältnis bewegen, das in den Größenabmessungen beider Häuser niedergelegt ist.

Vergleichsfähig sind stets nur die Kosten für das nackte, wohnfertige Haus, und wenn Vergleiche angestellt werden, sollte man sich stets versichern, daß nur diese Kosten gemeint sind.

Hermann Muthesius



NATURWISSENSCHAFT

Die Bestrebungen der praktischen Biologie, das heißt desjenigen Zweiges unsrer Wissenschaft, der sich nicht auf die Erörterung rein theoretisch-wissenschaftlicher Probleme beschränkt, stehen in unsern Tagen großenteils unter dem Zeichen der Rassenfrage. Vererbung guter oder schlechter Anlagen, Inzucht, Rassenveredlung oder „Rassenhygiene", wie das neueste Schlagwort lautet, sind heute einem jeden, der die naturwissenschaftlichen Errungenschaften seiner Zeit einigermaßen kennt, geläufige Begriffe. Nun hat man aber auch zahlreiche Rassenformen geschaffen, die, weder von dem einen noch von dem andern Standpunkt betrachtet, irgendwelche Existenzberechtigung zu besitzen scheinen. Man hat diese Organismenformen, die sozusagen einem spielerischen Übermut des schaffenden Menschengeistes ihr Dasein verdanken, wohl mit Recht als Krüppelrassen oder Rassenkrüppel bezeichnet.

Die Abgrenzung dieses Begriffes ist in ästhetischer und in wissenschaftlicher Beziehung von allerhöchstem Interesse. Eine große Schule, die man etwa als „Naturfanatiker" bezeichnen dürfte, behauptet, daß die künstlich erzeugten Tiergestalten an Schönheit niemals die „frei" entstandene Formenwelt der Allmutter Natur erreichen könnten. Ist aber nicht dennoch die Edelgestalt des arabischen oder englischen Vollblutes schöner als das hängebäuchige, kurzbeinige Wildpferd der asiatischen Steppen, das man als seine Stammrasse ansehen muß? In die äußerst verzwickte Frage spielen allzuviele verschiedene Wertungsmomente hinein. Manches Nutztier, das dem fleißigen Landwirt prächtig und schön erscheint, ist dem empfindsamen Ästheten ein Greuel. Erst wo klar und zweifellos die Absicht vorlag und noch besteht, eine dem Menschen wohlgefällige Tierform zu schaffen, da darf die wertende Kritik des Rassenkundigen einsetzen.



Pfautaube



Zwergkröpfer

Ideale der Rassenzucht

Es muß nun in höchstem Maße wundernehmen, welche zähe Sorgfalt, welche Opfer an Zeit und Geld auf die Erzeugung von Organismengestalten verwendet werden, die unzweifelhaft als Rassenkrüppel zu bezeichnen sind. In der Taubenzucht stehen hohe Preise auf der Erzielung von Formen, die mit ihrem winzigen Schnäbelchen kaum noch fressen, ihr von der „Perücke" verhülltes Köpfchen kaum noch bewegen können, deren Kropf

KULTUR DER GEGENWART



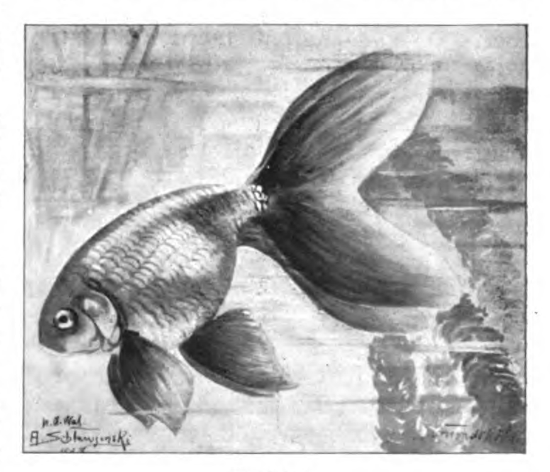


Schleierschwänze, „Stamm Matte“

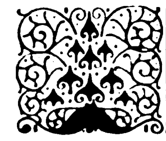
sich zu einer unförmigen Blase ausdehnen kann, oder die ihren steilgestellten Pfauenschweif nur noch so schlecht zum Flugsteuer gebrauchen können, daß sie jedem Falken zum Opfer fallen. Wie edel erscheint gegenüber diesen Kunstprodukten, von denen unsre Abbildungen einen Begriff geben mögen, die schlichte Gestalt der wilden Felsentaube! — Und der „echte“ Bulldog? Ein Wesen der freien Natur, das nur noch seufzend-schnarchend atmen kann, ja das Schwierigkeit hat, seine „normalen“ Fortpflanzungsgeschäfte zu vollziehen, würde (ganz abgesehen von Schönheit oder Häßlichkeit der äußeren Form) wohl kaum das Ideal vornehmster Klubbestrebungen bilden. Und dennoch — wer wollte es leugnen — fehlt es all diesen Produkten menschlicher „Kultur“ nicht an einer gewissen bizarren Schönheit, einem ästhetischen Reiz, der entfernt demjenigen eines überladenen, verschnörkelten Ornamentes der Spätrenaissance zu vergleichen wäre.

Wie aber auf vielen, ja, wie manche meinen, auf sehr vielen Gebieten künstlich-künstlerischer Produktion die mongolischen Kulturmenschen unsre Meister sind, so sind sie es fraglos, was die fast ins Unglaubliche gehende Umgestaltung gewisser Tierrassen angeht. Der um moderne Fischzuchtbestrebungen verdiente Berliner Gelehrte L. Brühl veröffentlichte vor einiger Zeit einen sehr bemerkenswerten Artikel über ein Tierzuchtgebiet, mit dem sich die europäische Menschheit erst in letzter Zeit befaßte, über die Zucht von j a p a n i s c h e n G o l d f i s c h e n nämlich.

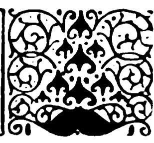
Die ostasiatische Zierfischzucht ist viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alt; wahrscheinlich reicht sie in ihrem Ursprungslande, in China, in unendlich ferne Kulturepochen zurück. Der einfache Goldfisch, an sich schon eine höchst merkwürdige Abart oder Entartung der dunkelfarbigen Karausche, bei der das normalfarbige Pigment — wie manche Forscher meinen, ähnlich wie bei isabellfarbigen Pferden und bei Goldfüchsen, auch bei rothaarigen Menschen — in eigenartiger Weise sich in ein typisch Gelbrotes umwandelt („Rutilismus“), wird jetzt in Japan in nicht weniger als sieben Spielrassen gezüchtet, bei deren Anblick der nicht Voreingenommene in ehrliche Zweifel geraten muß, ob er sie als Monstrositäten oder als Wesen von hoher ornamentaler Schönheit ansprechen soll. In anatomisch-biologischer Beziehung handelt es sich fraglos um Krüppel. Mit welcher aufopfernder Sorgfalt die naturfreundlichen Japaner ihre bizarren Lieblinge pflegen, wie sie in gewissen Familien besondere Züchtungskniffe von Generation zu Generation forterben, wie die japanische Zierfischzucht Tausenden Lebensunterhalt und Beschäftigung gewährt, wie Millionen und aber Millionen des



Eierfisch



KULTUR DER GEGENWART



Nationalvermögens für diese Liebhaberei verausgabt werden, das alles wird nur derjenige verstehen, der selbst dem Fischzuchtsport huldigt. Wir müssen es uns versagen, die einzelnen Rassen des japanischen Goldfisches, die der Europäer meist unter dem Namen „Schleierschwänze“ zusammenfaßt, hier im einzelnen zu schildern. Besonders markante Rassentypen sind der durch seinen wundervollen Flossenbehang ausgezeichnete Hochflosser, der „Eierfisch“, der der Rückenflosse entbehrt, und der merkwürdige „Himmelsgucker“, dessen Glotzaugen nach oben gerichtet und so weit aus dem Schädel hervorgetrieben sind, daß sie im Aquarium manchmal ohne ersichtliche Ursache die Linse verlieren oder ganz zum Kopfe herausfallen.

Die aufstrebende Aquarienliebhaberei, eine kulturelle Bewegung, die in ihrer Tragweite ungemein hoch einzuschätzen ist, machte diese Märchengestalten der Fischwelt den Aquarien feinsinniger Naturfreunde und den Laboratorien der wissenschaftlichen Forschung zugänglich. Mit Recht fragt man nun: Handelt es sich hier um eine künstliche Heranzüchtung krankhafter Prozesse, die sich bei der Entwicklung eines jeden Individuums der Rasse wiederholen, um eine züchterisch sanktionierte, erbliche Krankheit also? Bekanntlich hat man ja gemeint, daß die fraglos als „krüppelhaft“ zu bezeichnende Beinform unsrer Dachshunde (die Liebhaber dieser an sich ja äußerst schätzenswerten Hausgenossen mögen mir verzeihen) so herangezüchtet worden sei, daß man rhachitische, an Knochenverkrümmung leidende Windspiele als Rasseideal hinstellte. Schon das alte Ägypten soll, wenn ich nicht irre, solche „Dackel“ gezüchtet haben. Der als Entwicklungsmechaniker bekannte Forscher Tornier, meint die Frage: Krankhaft oder normal gezüchtet? für den Schleierschwanzfisch in ersterem Sinne entscheiden zu sollen. Nach ihm werden dessen wichtigste Rassencharaktere, aufgetriebener Bauch, Doppelflossigkeit und Glotzäugigkeit, sozusagen durch eine erbliche Kinderkrankheit, die er „Dotterschwäche“ nennt, hervorgerufen. Der im Darmbruchsack des sich entwickelnden Fischembryos aufgespeicherte Nahrungsdotterballen hat bei unserm schleiertragenden Freunde die pathologische Tendenz, aus seiner Umgebung Wasser anzuziehen, zu quellen und dadurch die Organe zum Hervorquellen, Auseinandertreten und Ausweichen zu bringen.

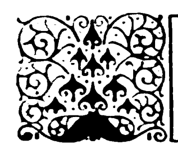
In der freien Natur wäre eine solche Rasse unfehlbarem Untergang geweiht, sie würde fraglos niemals zur Entstehung gelangen, da junge Fischchen mit Dotterschwäche niemals lange im grausamen Daseinskampf bestehen würden. Nur die sorgliche Pflege des Menschen bewahrt sie vor dem Zugrundegehen; mögen sich gerade darum die Freunde dieser herrlich farbenprächtigen Wesen, die so hart an der Grenze zwischen dem krankhaft Häßlichen und dem ornamental Schönen stehen, ihre Mühen nicht verdrießen und ihre Freude nicht verderben lassen.

Dr. Wilhelm Berndt

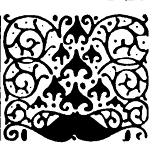


MUSIK

Die lange Zeit erwartete Selbstbiographie „Mein Leben“ von Richard Wagner (Verlag von F. Bruckmann in München) ist niedergeschrieben, erst, nachdem der Meister auf seinem gefahrvollen, durch Sorgen und Nöte aller Art durchkreuzten Lebenswege dahin gelangt war, daß ihn unter dem Schutze seines Schirmherrn, des Königs Ludwig von Bayern, „die Last des gemeinsten Lebensdruckes“ nicht weiter berührte. Nun erst konnte er alle der Vollendung entgegenharrenden Entwürfe, die „Meistersinger“, den „Nibelungenring“, den „Parzival“, in Ruhe ausreifen lassen und fertigschaffen. Und gerade in diesen Jahren seines Glückes fand er noch die Zeit, der Frau Cosima, seiner Gattin und Freundin, die Geschichte seines reichbewegten Lebens in die Feder zu diktieren. Daß diese Biographie existierte, daß sie sogar längst gedruckt worden war, wußten viele der zahlreichen Anhänger des Meisters; aber nur wenige Exemplare waren hergestellt worden.



KULTUR DER GEGENWART

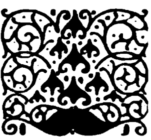


Nur wenigen der allerintimsten Hausfreunde war ein Einblick in das Buch vergönnt gewesen, und sorgfältig hat der Anordnung des Autors, eine lange Reihe von Jahren bis zur Veröffentlichung hinstreichen zu lassen, die Familie Wagner Folge geleistet.

Nunmehr liegt die Biographie, in zwei starken Bänden fast 900 Seiten enthaltend, der Öffentlichkeit vor. Der Inhalt teilt sich in vier Abschnitte. Der erste enthält die Jugendgeschichte, führt uns namentlich die Personen seiner Mutter, seines Stiefvaters Geyer, als Schauspieler am Dresdner Hoftheater angestellt, und seiner Lieblingsschwester Rosalie lebhaft vor Augen, die als Sängerin an verschiedenen Bühnen wirkte. Unter dem häufigen Wechsel des Wohnorts leidet die Schulbildung des Knaben bedenklich, sein musikalisches Talent, wie überhaupt die Freude an der Musik entwickelt sich erst allmählich, als er Weber und namentlich Beethoven kennen lernt. An der Leipziger Universität als stud. mus. immatrikuliert, gerät der junge Mensch in schlechte Gesellschaft, stürzt sich durch Spielwut in Schulden, ja er, der gänzlich ungeübt im Waffengebrauch war, verwickelt sich tollkühn in Kontrahagen mit einer ganzen Reihe von gefürchteten Raufbolden, die aber alle, ehe noch die Mensuren ausgefochten werden konnten, von der Leipziger Bildfläche verschwinden. Erst als der alte Thomaskantor Weinlich dem jungen Tollkopf, der es mit den kontrapunktischen Studien gar zu wenig ernst nimmt, die Tür weist, kommt dieser zur Besinnung und bringt es dann bald so weit, daß er Fugen schreiben, auch eine Symphonie nach Beethovenschem Vorbild komponieren lernt. Nun beginnen die Wanderjahre des jungen Musikers. Zuerst geht er nach Würzburg als Chordirektor mit einer Monatsgage von 10 Gulden; hier entsteht seine erste Oper, „Die Feen". Dann nach Magdeburg, wo er seine erste Frau, Minna Planer, eine junge Schauspielerin, kennen lernt und seine zweite Oper, „Das Liebesverbot", resultatlos zur Aufführung bringt. Flüchtig berührt er Berlin, dann führt ihn das Schicksal nach Königsberg als Kapellmeister, wo er seine Geliebte wiederfindet und heiratet, von da nach Riga, das er aber in abenteuerlicher Flucht mit seiner Frau und einem großen Neufundländer verläßt, weil seine Gläubiger ihm gefährlich werden. In Pillau besteigt er mit Frau und Hund ein Segelschiff, um die französische Küste zu erreichen, muß unterwegs, um sich vor Sturm zu retten, in Norwegen landen, dann geht's nach London, und endlich gelangt er nach Paris. Dahin zog es ihn gewaltig. Dort hoffte er eine neue große Oper „Rienzi" zur Aufführung zu bringen und sich damit die Welt zu erobern. Das Gedicht — nach dem Bulwerschen Roman — hatte er sich selbst gemacht, wie auch schon die Texte zu den beiden früheren Opern. Zwei Akte waren fertig komponiert, die andern gedachte er in Paris bald zu vollenden. Daß es Richard Wagner in den Jahren seines Pariser Aufenthaltes schlecht gegangen ist, wußte man schon; wie schlecht — das erfährt man aus dieser Partie der Lebenserzählung, die sogar noch manches Bittere verschweigt. Die Empfehlungen Meyerbeers, auf die Wagner so große Hoffnungen gesetzt hatte, erwiesen sich als völlig unwirksam; überall wurde der bisher ganz unbekannte Opernkomponist mit leeren Versprechungen hingehalten. Die herbste Not herrschte oft in der kleinen Haushaltung, obwohl die Frau es gut verstand, mit geringen Mitteln auszukommen, ja sogar in dem kleinen Quartier noch eine gewisse Behaglichkeit um sich zu verbreiten. Nur ein paar arme Schlucker, darunter der Maler Ernst Kietz, glaubten an die Zukunft des jungen Musikers, der außer dem „Rienzi" noch eine zweite Oper, den „Fliegenden Holländer", in Paris fertigschuf. Mit der Aussicht, daß der „Rienzi" in Dresden, der „Fliegende Holländer" in Berlin zur Aufführung angenommen war, verließ Wagner im Frühjahr 1842 Paris und wandte sich nach Dresden. Übrigens wird gerade die Schilderung der Jugend, das Bild der kinderreichen Familie mit der Mutter als Mittelpunkt, die Entwicklung des Knaben in dem ersten Abschnitt



KULTUR DER GEGENWART

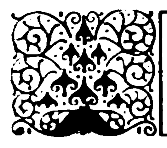


der Erzählung ganz besonders interessieren, da er vieles bisher Unbekannte bringt.

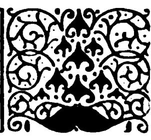
Die zweite, von 1842 bis 1850 reichende Periode behandelt Wagners Tätigkeit als Hofkapellmeister in Dresden, den glänzenden Erfolg des „Rienzi", den matteren des „Fliegenden Holländers", der trotz der Mitwirkung der genialen Schröder-Devrient weder in Berlin noch in Dresden tieferen Eindruck machte, die ersten Aufführungen des „Tannhäuser", die berühmte der Neunten Symphonie, das Entstehen des „Lohengrin" und schließt mit der Flucht aus Dresden, wo man auf ihn fahndete wegen seiner Beteiligung an der Mairevolution. Die Persönlichkeit des Sängers Tichatschek, des ersten Rienzi und Tannhäuser, der Schröder-Devrient, dann des russischen Nihilisten Bakunin, die feste Charakterisierung des gutmütigen und wilddemokratischen Röckel, seines Kollegen an der Hofoper, ist dem Erzähler ganz besonders gut gelungen. Daß die Ehe mit Minna Planer für beide Teile ein Unglück war, hat sich bald herausgestellt.

Der dritte Abschnitt enthält die Schicksale Wagners von 1850 bis 1861. Einige Tage heimlich von Liszt in und bei Weimar untergebracht, gelang es dem Flüchtling, mit einem auf einen andern Namen lautenden Passe über die Grenze zu entkommen, und es begann nun für ihn das abwechslungsreiche Leben eines Politisch-Verbannten. Er läßt sich in Zürich nieder, entfaltet zunächst eine bedeutsame Tätigkeit als Schriftsteller und kehrt dann erst wieder zum künstlerischen Schaffen zurück. Liszt führt mit durchschlagendem Erfolge in Weimar den „Lohengrin" auf, der sich, wenn auch langsam, eine Bühne nach der andern in Deutschland erobert und damit auch zugleich günstig auf die Verbreitung des „Tannhäuser" wirkt. Aus dem Briefwechsel mit Liszt, mit dem Dresdner Chordirektor Theodor Uhlig, mit seinen Verlegern (letztere von Altmann herausgegeben), aus den Briefen an Mathilde Wesendonck waren wir mit diesem Teil des Wagnerschen Lebens früher ziemlich genau bekannt. Merkwürdigerweise streift die Erzählung über die Wesendonck-episode ziemlich kühl hinweg, nur das Zerwürfnis mit Frau Minna wird von da ab als völlig unheilbar klargelegt. In diesen Jahren entsteht die ganze Dichtung zum „Ring des Nibelungen", die Musik zum „Rheingold", zur „Walküre", zu den beiden ersten Akten des „Siegfried". Aus der intimen Beschäftigung mit den Schriften Schopenhauers erwächst Wagner die Weltanschauung, mit der er die Dichtung des „Tristan" durchtränkt. Dieses Werk zeigte sich alsbald als wahres Schmerzenskind seines Autors, da keine Bühne sich zur Aufführung entschließen wollte. Als es in Wien, auf das der Meister sicher gehofft hatte, nach vielen Proben für unaufführbar erklärt wurde, als auch in Paris die vom Kaiser Napoleon anbefohlene Aufführung des „Tannhäuser" eine Kette von Unannehmlichkeiten und Quälereien verursacht hatte, zieht er sich grollend von der Welt zurück. Oft wissen nur wenige Getreue, wo er sich befindet; ihr guter Wille zum Helfen erschöpft sich, die pekuniären Verlegenheiten werden immer trostloser. Doch die unverwüstliche Schaffenskraft drängt zu neuen Taten. Gerade in den Tagen der größten Widerwärtigkeiten nimmt er das heitere Werk der „Meistersinger" in Angriff, deren erste Konzeption allerdings schon in die Zeit der Dresdner Kapellmeisterjahre fällt.

Verhältnismäßig knapp ist der letzte der vier Abschnitte von 1861 bis 1864 gefaßt; er bringt uns auch wenig Neues, das nicht schon bekannt wäre. Deutschland darf der vom König von Sachsen Amnestierte zwar wieder betreten, aber heimisch wird er nirgends. Ruhelos versucht er hier und da festen Fuß zu fassen, dirigiert bald in Petersburg und Moskau, bald in Prag, in Leipzig, in Pest Konzerte, um Geld zu verdienen, was nicht immer gelingt. An der Partitur der „Meistersinger" arbeitet er wohl weiter, aber so recht vorwärtsrücken will sie nicht. Da, als der von seinen Gläubigern gehetzte Mann sich in Stuttgart verborgen hält, tritt der Wendepunkt ein, auf den weder er noch einer seiner Getreuen gerade jetzt kaum noch hoffen durfte: der junge König von



KULTUR DER GEGENWART



Bayern schickt seinen Kabinettssekretär aus mit dem Auftrage, ihm den Schöpfer des „Tannhäuser" und „Lohengrin" zu suchen und nach München zu bringen. Hier bricht die Erzählung ab.

Besonders leicht liest sich „Mein Leben" gerade nicht. Vergleicht man den Stil, die Ausdrucksweise dieser beiden Bände mit der kurzen autobiographischen Skizze in des Meisters gesammelten Werken, so wird jeder unbefangene Leser eingestehen, daß die frühere Arbeit in weit kraftvollerer, reinerer Sprache abgefaßt ist. Wagner liebt in seinen späteren Abhandlungen verwickelten Periodenbau, seltsam durcheinander geschlungenes Satzgefüge, so daß man einen Satz oft mehrmals nachlesen muß, um ihn sich klarzulegen. Überall trägt die Erzählung das Gepräge innerer Wahrhaftigkeit. Erwägt man, daß Wagner bereits die Fünfzig längst überschritten hatte, als er sein Leben zu erzählen begann, so muß man staunen, wie gegenwärtig, wie sicher in der Erinnerung er jede Einzelheit aus seinen jüngeren und späteren Tagen festhielt. Gelegentlich gibt er einmal dafür eine Erklärung. Schon früh hatte er sich gewöhnt, sich kurz Tatsachen aus seinen Erlebnissen zu notieren. Eine gewisse rote Tasche mit fortlaufenden Daten lag vor ihm geöffnet, wenn er seiner Frau diktierte. Von Jugend auf fühlte er in sich das Bewußtsein einer zu großen Dingen berufenen künstlerischen Persönlichkeit — das geht aus seinen Briefen, mehr noch aus diesen zwei Bänden „Mein Leben" hervor. Dabei nirgends auch nur eine Spur von Pose, überall Wahrhaftigkeit über sich selbst, über all die kleineren und bedeutenderen Persönlichkeiten, mit denen ihn sein Schicksal zusammenführte, dazu die Gabe, jeden, von dem er uns erzählt, uns leibhaftig vor die Seele zu führen. Oft mit gutem, liebenswertem Humor, oft mit unverkennbarem, leisem Hohn, wie zum Beispiel, wenn er von Hanslick erzählt, wie der ihm schluchzend in die Arme zu sinken versucht mit der Versicherung höchster Bewunderung, und dann wieder, wie der sich aus einer Vorlesung des Meistersingergedichtes heimlich wegstiehlt, tief verletzt, weil er sich für alle Ewigkeit vor aller Welt als Beckmesser gebrandmarkt wähnte. Meisterhaft weiß Wagner sein unglückliches Verhältnis zur ersten Frau klarzulegen, die ihm auf seinen Irrwegen nach einem idealen Ziele durch ihr nüchternes, behagliches Wesen den nötigen hausbackenen Rückhalt bot, bei ehelichen Szenen stets den Vorteil der äußeren Ruhe dem jäh aufbrausenden, verletzenden und schließlich abbittenden Manne gegenüber voraushatte. Mehrfach hat man Wagners Leben Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", Goethes „Dichtung und Wahrheit" an die Seite gestellt. Ich möchte noch Rousseaus „Confessions" dazurechnen, denn es schildert nicht nur den Werdegang der gewaltigsten künstlerischen Persönlichkeit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, sondern auch die vielfachen Irrungen und Wirrungen des Menschen Wagner, die aber niemals hemmend auf den Aufstieg der künstlerischen Entwicklung einwirkten.

Ernst Eduard Taubert



BILDENDE KUNST

Aus den Berliner Jahresausstellungen

Es ist nicht meine Absicht, an dieser Stelle Ausstellungsberichte zu geben, und das ist überdies nicht möglich, da der Raum nicht einmal zu einer Chronik der allzuvielen und allzu großen Veranstaltungen dieser Art reichen würde. Aber was sie an wichtigen Resultaten und Anregungen enthalten, davon muß und wird in jedem Falle zu reden sein. Und die beiden Berliner Ausstellungen dieses Jahres geben erfreulicherweise zu solchen Ausführungen Anlaß.

Die Große Berliner hat eine Sonderausstellung „Alt-Berlin" veranstaltet, deren Bedeutung trotz des Namens keine nur lokale ist. Gemeint ist sie natürlich zunächst lokal. Wir alle, die das neue Berlin, das in den letzten Jahrzehnten mit so rasender und oft besinnungsloser





Schnelligkeit aufgebaut worden ist, künstlerisch nicht befriedigt, schauen immer sehnsüchtiger auf die Stadt zurück, die es vor dieser Entwicklung war: einheitlich, von großem Ernst und bescheidener Würde, von feiner Empfindung und reicherem Geschmack. Die Straßen und Häuser (mehr als man glaubt), die Möbel und Bilder, die aus jener Zeit noch erhalten sind, gewinnen für uns eine immer größere Bedeutung. Wir lieben in ihnen nicht nur an und für sich gute Dinge, sondern Dinge, die uns helfen können. Berlin, das angeblich traditionslose, hat eine ausgezeichnete Tradition gehabt. Die wollen wir andern, besonders aber den Berlinern zeigen, damit sie wieder lebendig werde als Grundlage der neuen, die geschaffen werden muß. Aber Berlin war ja nicht isoliert, die Kultur, deren Dokumente sich hier finden, die Kultur des bürgerlichen Klassizismus, gewöhnlich „Biedermeierstil“ genannt, war eine allgemein deutsche und gewinnt auch für ganz Deutschland jetzt wieder dieselbe oder doch eine ähnliche Bedeutung. Und so sind diese Räume, in denen man die Luft dieser guten alten Zeit atmet, durchaus geeignet und wert, überall in Deutschland zu interessieren. Vielleicht regt der wundervoll gelungene Versuch dazu an, daß in andern deutschen Städten ähnliche Ausstellungen veranstaltet werden. Viele werden an Kunstbesitz der Epoche vielleicht gar noch reicher sein, vielleicht gar Häuser haben, in denen man ihn gut aufstellen kann. Es kann den Deutschen von heute nirgends schaden, sich in diesen Teil ihrer Geschichte zu vertiefen, einmal den etwas altfränkischen, stillen Reiz solcher Zimmer auf sich wirken zu lassen, in denen alle Formen an die Antike erinnern, und die porträtierten Menschen so aussehen, als ob sie eben Goethe gelesen haben. — Eine andre Sonderausstellung hat scheinbar gar nichts mit dieser zu tun, in Wirklichkeit sehr viel. Es handelt sich um die Abteilung, in der neues deutsches Porzellan gezeigt wird. Manufakturen und Fabriken aus allen Teilen des Reiches sind hier vertreten und zeigen Früchte einer großen und glücklichen künstlerischen Bemühung, deren Umfang bisher wohl niemand gekannt hat. Den Zusammenhang mit der Ausstellung „Alt-Berlin“ sehe ich in folgendem. Was unsre gesamte künstlerische Kultur seit vierzig Jahren geschädigt hat, war vor allem das ständige Hinsehen auf die Kunst alter und fremder Epochen, Epochen von

Joh. Erdmann Hummel: Eckladen an der Schloßfreiheit (1830)



KULTUR DER GEGENWART

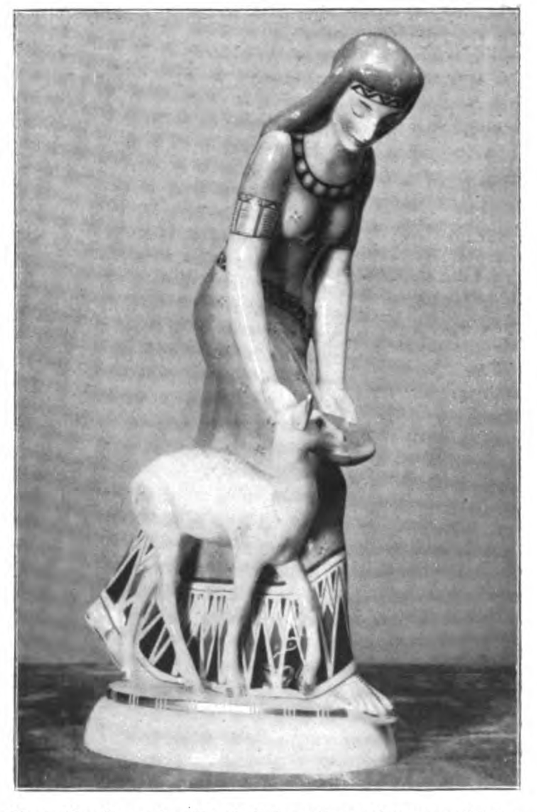


großer Prachtentfaltung, sagen wir kurz: Palastepochen, in denen alles auf ein mächtiges Format und starke Effekte zugeschnitten wurde. Diese Dinge paßten in keiner Hinsicht in unsre Häuser, ganz besonders auch deshalb nicht, weil man auch Stoffe und Formen der Darstellung entlehnte, statt sie aus eignem Empfinden neu zu schaffen. Der tiefe Sinn der modernen kunstgewerblichen Bewegung geht, wenn ihn auch oft Extravaganzen verhüllen, ganz sicher dahin, dem modernen Menschen sein Haus und diesem Hause seinen Schmuck zu schaffen. Und aus dieser Tendenz, die so vielfach an die gute alte Zeit anknüpft, sind auch diese Porzellane entstanden. Sie halten sich durchweg in kleinen Formaten und schlichten Formen, und es sind zum großen Teile wirkliche Künstler, die sie schaffen, das heißt: Kräfte, die nicht auf Imitation angewiesen sind. Menschen unsres Lebens, eigen beobachtete Tiere lösen die ewigen Rokokopuppen ab. Landschaften und Blumen, nicht realistisch, aber doch voller Leben, schmücken die einfach geformten Teller und Vasen. Die Dänen haben zuerst schönes neues Porzellan geschaffen, und man fühlt oft noch ihren Einfluß. Vieles aber ist frei und viel fröhlicher in der Farbe.

In beiden Ausstellungen wird mit Nachdruck auf die Versuche hingewiesen, neue malerische Ausdrucksformen zu finden. Die Sezession hat den jüngsten Parisern einen Saal eingeräumt und, wie gewöhnlich, dem Schweizer Meister Ferdinand Hodler eine Wand. Vielleicht ist es noch wichtiger, daß die jungen Schweizer in die Große Berliner Kunstausstellung eingeladen worden sind. Die Leiter dieser Ausstellung stehen gewiß nicht in dem Verdachte, „modern“ zu sein und auf Sensation auszugehen. Wenn also dort den Künstlern und dem Publikum die neueste „Richtung“ in so besonderer Weise vorgeführt wird, so ist das ein Beweis dafür, daß ihre Bedeutung nicht mehr nur von einer Partei anerkannt wird.

Auch ich bin nicht Partei und finde vieles von diesen Versuchen mißglückt, kann es auch begreifen, daß manches Lachen erregt und dadurch das ernsthaft Gewollte und Durchgeführte schädigt. Aber ich sehe in dieser Art doch große Möglichkeiten und finde ein bloßes Mißglücken so wenig komisch wie etwa den Sturz eines Fliegers. Wer nicht fliegt, kann freilich nicht stürzen.

Worum es dieser „neuesten Richtung“ zu tun ist? Eigentlich um das Älteste und Ursprünglichste aller Malerei, um die Wirkung, die sinnliche Wirkung der reinen Farbe, die natürlich nur möglich ist bei einer großen Vereinfachung der Form. Man kann es auch so ausdrücken: Wenn in einer Kunst zu viel Nachdruck auf die Wirklichkeit gelegt wird, auf Charakter, Ausdruck, Stimmung, so muß das mit einem Verlust bezahlt werden. Beispiel: Wagner hat das aufgeben müssen, was man vor ihm „Melodie“ nannte, und der reine Klang an sich hat in seiner Musik keine Be-



Porzellanfigur der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin. Entwurf A. Amberg



KULTUR DER GEGENWART



deutung mehr. Ebenso, würden diese neuen Maler sagen, hat der Realismus das Material der Malerei, die Farbe als Farbe, um ihr Recht gebracht und die Schönheit des einfachen Farbenspieles verdrängt. Die wollen wir nun wieder zu Ehren bringen. Wer Farbe als Farbe empfindet, in ihr nicht nur ein Mittel sieht, um ein Stück Wirklichkeit zu schildern, wird diesen Standpunkt würdigen und empfinden, daß solche Bilder für das Haus, das wir wollen, das ganz helle und lichte, besonders wohl geeignet sind. Und einzelne, aber eben immer noch nur einzelne Arbeiten dieser Maler geben schon den sinnfälligen Beweis für die Berechtigung der Idee. Hodlers Bilder sind vor allem, und von denen seiner Schweizer Nachfolger besonders Landschaften und Blumenstücke, von einer Klarheit und Reinheit, neben der das übliche Ölbild stumpf und trüb erscheint. Unter den Franzosen erreicht Manguin das Höchste, der den Glanz eines Sommersonnentags fühlen läßt. Schwierig ist diese Art, weil sie keine Zufälligkeiten duldet und weil man keinen Fehler vertuschen kann. Deshalb versagen so viele, die sie versuchen.

Man sieht, daß es den Ausstellungen nicht an ernst anregenden Abteilungen fehlt. Auch in der Plastik kommt der Zug zum Einfachen immer mehr zur Geltung. Das größte Werk, das ihn vertritt, ist Tuaillons Reiterstandbild des Kaisers für Köln, das in schönster Weise Lebendigkeit und strenge Form verbindet.

Auf einzelnes kann ich hier nicht eingehen. Aber es sei wenigstens gesagt, daß der Sezessionist Max Slevogt in einer umfassenden Kollektion als ganz gereifte Persönlichkeit vor uns hintritt, und daß natürlich in beiden Ausstellungen viel Gutes anzutreffen ist. Fritz Stahl



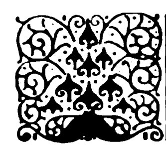
THEATER

Es scheint fast, als sollte der Theaterwinter mit einem Kampf beginnen, ehe der Vorhang zur ersten Premiere von Belang sich gehoben hat. Vor drei Jahren hat Franz Dülberg, Kunsthistoriker seines Zeichens und kein junger Springinsfeld mehr, ein Drama geschrieben — und zwar, das sei hier gleich gesagt: ein ernsthaftes, würdiges, interessantes Stück — das er „Das Korallenkettlein“ nannte. Drei Jahre scheint sich — das ist nicht merkwürdig: denn erstens den Autor als Dramatiker kannte niemand und zweitens das Stück ist g u t — niemand, der an den Theatern etwas zu sagen hat, für das Stück interessiert zu haben. Bis — im Sommer 1911 — der Direktor des Neuen Schauspielhauses in Berlin, Alfred Halm, das Stück annahm. Und alsogleich — verbot es die Zensur.

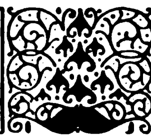
Was ist die Zensur? Die sie ausüben, behaupten: ein unerläßliches Ventil für Roheiten, Gottlosigkeiten, Volksvergif-



Figur aus dem Brautzug von A. Amberg. Königliche Porzellanmanufaktur, Berlin

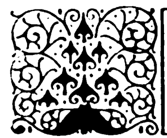


KULTUR DER GEGENWART

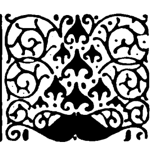


tung. Die davon Betroffenen werden behaupten: ein Unding und ein Unsinn, von dem keiner recht weiß, wer ihn verantwortet. Als bei dem Verbot von Paul Heyses „Maria von Magdala“ in Berlin das Lessingtheater gegen das Polizeipräsidium klagte, berief sich dessen Vertreter auf Ministerialreskripte, nach denen biblische Stoffe von der Aufführung ausgeschlossen seien, und betonte, daß von diesem Verbot durchaus keine Ausnahme gemacht werden könne, weil die Person und der Tod des Heilands in Verbindung gebracht werde mit einer sündigen Buhlerin, die sich allerdings in dem Drama bekehre. Das angerufene Oberverwaltungsgericht bestätigte damals das Verbot mit der Begründung: Zuzugeben sei, daß die ministeriellen Reskripte keine rechtliche Bedeutung hätten, soweit sie biblische Stoffe allgemein verbieten. Es könne deshalb für die Frage des Umfanges der Machtbefugnis der Zensurbehörde nur die Bestimmung des allgemeinen Landrechts und die Machtbefugnis der Polizei in Betracht kommen. Die Religion gehöre aber in einem christlichen Staate zu den Rechtsgütern des Publikums, und „Maria von Magdala“ stelle sich als ein Angriff auf die Religion dar, deshalb sei das Verbot des Stückes begründet... An den Fall sei hier umständlich erinnert, weil er vor acht Jahren jenen Sturm auf die Zensur entfesselte, der sich zwar, wie alle Stürme, schließlich legte, aber doch wohl einige Vorurteile geknickt hat in belehrbaren Herzen. Denn in der schließlich nicht weit von Preußen und seiner Zensur gelegenen Stadt Bremen hat der Heysesche Angriff auf die Religion eine tiefe, fast weihevolle Wirkung ausgeübt. Und aus England und Amerika kamen dieselben Nachrichten. Es folgten die lauten Proteste gegen das Urteil des Oberverwaltungsgerichts. Man hörte in einer Versammlung des Goethebundes, der sich sonst nur durch einen solcher Riesenkorporation eignenden tiefen und gesunden Schlaf auszeichnete, manch kräftig Wörtlein gegen die Knebelung der künstlerischen Produktion. Sudermann sprach zornig, Fulda ironisch, Franz von Liszt juristisch-logisch, kühl bedauernd. Und Menzel und Mommsen, die ehrenbeladenen Greise, saßen, Zustimmung nickend, als applaudierende Dekorationsfiguren beim Vorsitzenden der Protestversammlung. (Auch die Artisten, das sei nebenbei bemerkt, regten sich damals über die Zensur auf — allerdings über die Zensur der Varietéprogramme; und ihre gegnerische Resolution gipfelte in dem Satze: der richtige Zensor sei allemal der Geschmack des gebildeten Publikums... Eine Behauptung, der man entgegenhalten könnte, daß der Begriff des „gebildeten Publikums“ in den verschiedenen Anschauungen leider ein recht verschiedener ist.) Dann beschäftigte sich sogar der Reichstag mit der Zensur. Nicht im Plenum, aber in seiner Petitionskammer, in „diesem Massengrab für berechtigte Wünsche und dringende Notrufe“ (wie sie Oskar Blumenthal einmal witzig nannte). Das war in derselben Sitzung dieses nützlichen Instituts, in der über das Bähnchen von Bitsch nach Pirmasens umständlicher verhandelt wurde. In betreff der Zensur einigte man sich nur dahin, daß ihre Regelung Sache der Einzelstaaten und nicht des Reiches sei. Und da in Berlin aus Gründen, die man heute kaum noch zu diskutieren braucht, die meisten und wesentlichsten Premieren zu erwarten sind, und da Berlin keine Vorstadt von Bremen ist, sondern die Haupt- und Residenzstadt von Preußen, so untersteht der deutsche Bühnendichter heute noch einer Polizeiverordnung, die der von Hans von Rochow-Plessow vor fünfundfünfzig Jahren erschossene Hinkeldey verantwortlich gezeichnet hatte, und die der Polizei in Preußen das Recht gibt, die öffentliche Darstellung eines Bühnenwerkes aus sicherheits-, sittenordnungs- oder gewerbepolizeilichen Gründen zu verbieten.

Und jetzt wären wir wieder bei der Kraftprobe. Hier die Kunst — hier die Polizei! Hier das deutsche Schrifttum von 1911 — hier Hinkeldey von 1850! Ich stehe — mags mir auch von gewissen Seiten verdacht werden — nicht auf dem Standpunkt, daß — wie sie das in Hamburg und Bremen heute schon ist — in ganz Deutschland die Zensur einfach



KULTUR DER GEGENWART



abgeschafft werden müßte. Wohl aber stehe ich auf dem Standpunkt, daß es unwürdig war, das vornehme Werk eines vornehmen Autors — wie Heyses Magdalenen-Drama — zu verbieten; und daß es widersinnig ist, in einer Stadt, durch die eine Friedrichstraße läuft und die sich mit einem Humboldthafen und seinen herrlichen Mitbürgern geschmückt weiß, die Aufführung eines Dramas wie Franz Dülbergs „Korallenkettlein" zu verhindern. Ich teile die Ansicht der oben zitierten Artisten nicht, daß man dem guten Geschmack des Publikums schlankweg jedes Urteil überlassen könnte. In einer Stadt wie Berlin, in der neben Arbeitsamen und Intellektuellen aus allen Ecken des Vaterlandes auch erkleckliche Massen von minderwertigen Zeitgenossen zusammenströmen, um ihr Schäfchen zu scheren, gibt es Lokale genug, die sich mit sogenannter „Kunst" befassen und in denen der „Geschmack" auf einem recht niedrigen Niveau steht. Diese angenehmen Vergnügungsstätten versammeln zu ihren Kunstgenüssen überhaupt keine Leute von Geschmack, und es hieße den rohen Trieben der Arbeitsscheuen, Ungebildeten, Schiffbrüchigen und Deklassierten geradezu Vorschub leisten, wenn man die Zulässigkeit der Darbietungen dieser Kunsttempelchen nur vom Geschmack ihres Publikums entscheiden ließe. Weiß Gott, da wär's nicht mehr weit bis zu den Stier- und Hahnenkämpfen; und der Pantomimen mit eindeutigem Inhalt, der „Schönheitsabende", denen jede Schönheit fehlte, der zotigsten Schwänke, in denen das vom Franzosen immerhin noch mit Esprit Angedeutete plump deutsch herausgepoltert würde, gäbe es bald genug. Aber der Zensur, die heute wirklich nicht allzu streng ist, wo sich's um Gesungenes, Getanztes, Geflüstertes und Gezwinkertes handelt, müßte, wo Kunstwerke in Frage kommen, die doch schon von den Lektoren ernsthafter Bühnen dem Direktor empfohlen, von diesem ohne Bedenken angenommen wurden, ein literarischer Beirat zur Seite stehen, der über Tendenz und Wert der etwa zu beanstandenden Werke seine klare Ansicht auf Sachverständigeneid zu äußern hätte. Und ich möchte den literarischen Sachverständigen sehen, der zwar gewisse französische Schwänke mit ein, zwei und drei Betten, mit Entkleidungsszenen und gepfefferten Dialogen ruhig spielen läßt, aber ein so ernstes, vornehm gedachtes Werk wie Dülbergs „Korallenkettlein" zu verbieten anriete!

Franz Dülberg hat bis jetzt wenig von sich reden gemacht. Hat kunsthistorische Aufsätze und stille Bücher geschrieben. Das Theater wußte noch nichts von ihm. Aus seinen historischen Studien und seinen nachdenklichen Betrachtungen des ewigen Jugendproblems der Menschheit erwuchs ihm ein Drama. Ein Stück Mittelalter, ein Stück Heute, ein Stück voll Schmerz und Frage und Klage. Ein Stück, das wohl in anrüchigem Milieu beginnt — der livländische Pfarrersohn Reinhold Lenz (in seinen „Soldaten"), Goethes Freund, der Straßburger Heinrich Leopold Wagner (in seinem „Evchen Humbrecht") haben vor vier Menschenaltern dasselbe Milieu nicht gescheut, und man hat Wagners Tragödie noch 1904 in Berlin gespielt — aber das dies Milieu der feilen Dirnen in der gewundenen Gasse mit den roten Laternen bald verläßt, um zur ergreifenden Tragödie einer Jugend zu werden. „Frühlings Erwachen" hätte der Dichter das Stück wohl nennen können, wenn der Titel nicht eben vergriffen wäre. Ein junges Ding, das in unerquicklichen Verhältnissen eines Bürgerhauses groß wird — die Mutter hat's mit dem Nachbar gehalten, der heimkehrende Vater hat die Ertappte geschlagen, daß sie im Bett liegt auf den Tod — hat nichts von seiner Jugend gehabt. „Vater schilt mich, weil ich die Haare mir gern los mache," klagt das Mädel, „mir Kirschenzweige in die Haare hänge, daß mir die schwarzroten Kugeln vor und hinter meinen Ohren leuchten. Vater schilt mich, weil ich die rote Erdbeere, die liebe Frucht, an meinen Fingern zerreibe, daß mir die Fingernägel hübsch rosenrot werden, und mir dann lang die eignen Finger abküsse. Dann sag' ich wohl zum Daumen: lieber Hans, sag' zum Schwurfinger: lieber Heinz, sage zum Ringfinger: lieber Franz. Mein



KULTUR DER GEGENWART



Vater schilt mich, weil, wenn ich Brot holen soll, ich gerne dann gehe, wenn die jungen Bäckersleut' mit nackten Armen und mit offener Brust vor der Tür stehen, und dann gern es mache, daß mein Arm wie unvermerkt am nackten Arm von einem von denen streift. Mein Vater schilt mich und ruft, ich würde ganz so wie Mutter, wenn er mich nicht schon bei Lebzeiten dem Herrn Jesus vermählt." Und nun flieht sie in der heißen Angst ihres jungen Blutes vor dem Kloster, das sie von all den unbekannten Freuden einer Menschenjugend abschließen soll. Sie flieht in eine häßliche Gasse, wo man — sie weiß es — mit Liebe handelt. Aber die Liebe selbst kennt sie nicht. Und nun da der erste, der sie sich kaufen will, ein lüsterner alter Krämer ist, und da seine rohe Gier sie beleidigt und erniedrigt, ersticht die Enttäuschte, Erschreckte den verliebten Greis und wird als verbuhlte Mörderin zum Tode verurteilt. Die Liebe des Prinzen, der just als Sieger einzieht und entzückt ihr Bildnis gesehen, rettet sie. In seinen jungen Armen lernt sie die Liebe kennen, aber — wenn sie ihren kurzen Frühling gelebt hat, soll e r sie richten vor allem Volk und dem Verbrechen die Sühne geben. Im Rausch vergessen beide den Entschluß. Da mahnt das murrende Volk, das eine Dirne nicht als Herrin will, an das Versprechen. Den Prior, der sie dem Himmel als ewige Braut retten will, täuscht sie in frommem Betrug, um den Tod zu erleiden, den Geliebten frei zu machen und wieder zur Höhe zu erheben vor allem Volk durch ihr Blutopfer. Da der Prinz schwach wird und das Furchtbare nicht vollstrecken will, tötet sie sich selbst ... Das ist in kurzen Strichen die Handlung des Dramas von Dülberg (als Buch bei Egon Fleischel & Co., Berlin, erschienen), das die Zensur in Berlin verboten hat. Vornehm wie das Problem ist die Ausführung. Selbst im Dirnenviertel des ersten Aktes kein rohes Wort; aber viel Schönheit, viel Trauer, viel Anklage gegen verkannte Rechte des Bluts, gegen Elternhärte, gegen Pharisäertum.

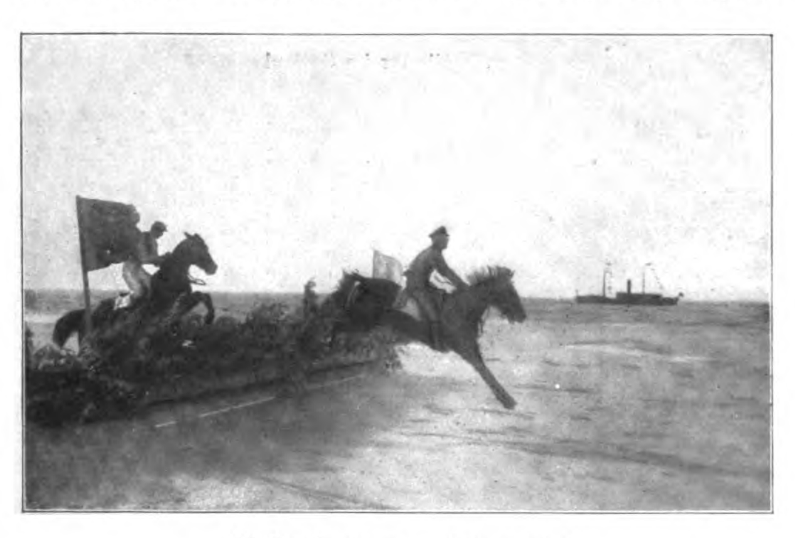
Vielleicht regt dieses Verbot eine neue Diskussion über die Zensur an; vielleicht erleben wir noch eine ausführlichere Besprechung im Reichstagshause, als jene, die hinter der Bahn Bitsch—Pirmasens zurückstehen mußte. Oder gar — es geschieht ein Wunder, und wir erfreuen uns mal r u s s i s c h e r Zustände. Dort hat die Zensur einem freien Theater Tolstois „Macht der Finsternis" verboten — da ließ der Minister das Stück im Kaiserlichen Theater aufführen. In Rußland.

R u d o l f P r e s b e r



SPORT

In den Wochen, wo alle Welt am Meeresstrande weilte, zog es auch die Pferde dorthin, und so gab es in den Hundstagen eine sogenannte S e e s a i s o n d e s R e n n s p o r t s. Es liegt in der Entwicklung dieser Art deutscher „Baderennen", daß sie nicht auf der



Hindernisrennen am Ostseestrand

stolzen Höhe stehen wie etwa Trouville oder Deanville, wo ein Hunderttausendfrankrennen dem andern folgt, und wo die edelsten französischen Vollblüter aufeinander treffen.

Unsre deutschen Pferderennen an der Ostsee und an der Nordsee sind kleineren Ranges und entbehren aller Sensationspreise. In Norderney und in Travemünde, in Heringsdorf und in Zoppot, wo sich Pferdebeine im Galopp strecken, gibt es keine Grand prix, die Rennen sind dort mehr eine Reunion im Freien zum Ergötzen der sich langweilenden Badegäste. Doberan, das ja auch in diese Kategorie zu zählen ist, macht eine kleine Ausnahme. Dieser älteste, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammende Rennplatz war einst, als noch nicht an allen Ecken der Tisch für galoppierende Vollblüter gedeckt war, als noch in Mecklenburg die Postkutsche regierte und in der Heimat Fritz Reuters die größten Zuchtstätten blühten, eine sehr begehrte Bahn und bevorzugt vom preußischen und mecklenburgischen Adel. Heute ist es hier einsamer geworden, und die vielfach nach den mecklenburgischen Fürsten benannten Rennen leiden unter einem Mangel an Pferden. Nur das Königlich Preußische Hauptgestüt Graditz ist von alters her ein treuer Gast, trotzdem es eine trübe Erinnerung an Doberan trägt. Hier geschah es vor einigen Jahren, daß der alte Stalljockei von Graditz, Ballantine, so schwer stürzte, daß er nach kurzer Zeit starb. Einer der wenigen Todesstürze auf einer deutschen Pferderennbahn.



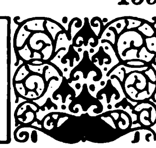
Der Totalisator im Seebad

So dünn besetzt auch in Doberan die meisten Rennen zu sein pflegen, so stark fällt eine Konkurrenz in jedem Jahre aus, das ist das Bauernrennen. Die mecklenburgischen Landleute sind gut zu Pferde und kommen in Scharen zu diesem Rennen, das stets am Schlußtag gelaufen wird und bei dem der Großherzog selber das Richteramt zu übernehmen pflegt. Es ist eine Art Volksfest wie etwa die Rennen auf der Münchner Oktoberfestwiese, und es steht einzig im deutschen Sport da, daß dieser Renntag schon um elf Uhr vormittags seinen Anfang nimmt.

Die Strandkampagne ist nur eine Art Erholungsurlaub für die Vierbeiner, wenige Wochen später heißt es im Schwarzwald Farbe zu bekennen und auf dem Rasen von Iffezheim vor den Toren Baden-Badens gegen die Franzosen in die Schranken zu treten. Hat schon das deutsche Derby und der Sieg eines nicht übermäßig großartigen Österreichers gezeigt, daß mit unsern Pferden diesmal nicht viel Staat zu machen ist, im Tal der Oos, wo ihnen eine bessere Gesellschaft in den Weg tritt, dürfte Frankreich wieder Trumpf sein. Die Franzosen sind in jedem Fall, das geht aus der Nennungsliste hervor, auch in



KULTUR DER GEGENWART



diesem Jahre gut gerüstet, und selbst die paar Pfund Gewicht, die sie unsern einheimischen Galoppierern vorzugeben haben, werden unsre voraussichtliche Niederlage schwerlich aufhalten.

A r n o A r n d t



MODE

Die heutige Mode unterscheidet zwei Arten von Kleidern. Einerseits die „Botticelli-Kleider", die kurz sind und so eng, daß das Gehen fast unmöglich wird, anderseits die Kleider, die Volants und Kräuselungen aufweisen und damit unverkennbar die Tendenz der Wintermode anzeigen. Sämtliche in letzter Zeit abgehaltene Festlichkeiten — die Rennen, die Gartenfeste in den Gesandtschaften, die eleganten öffentlichen „Five o'clocks" — erbrachten den Beweis, daß die allzu engen und kurzen Kleider dem Ende entgegengehen, um Neubelebungen aus dem achtzehnten Jahrhundert sowie höchst phantastischen Arrangements Platz zu machen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß wir die orientalische Pracht, deren Stickereien, Farben und Formen uns schon seit zwei Jahren blenden und entzücken, beiseitegelegt haben, wir werden sie nur fortan hauptsächlich für Mäntel und Abendtoiletten heranziehen, was sicher einen Fortschritt bedeutet, denn es ist wirklich allzu „theatralisch", wenn sich die Frauen, wie dies gelegentlich der Pariser Rennen vorkommt, am hellichten Tage zum Beispiel in einem lila Tüllkleid zeigen, über und über mit Goldperlen gestickt, das einen seitlichen Schlitz aufweist, unter dem das mit einem persisch roten Strumpf bekleidete Bein sichtbar wird. So annehmbar dieser Phantasiereichtum — würdig eines Märchens aus Tausendundeinernacht — am Abend, im Lüsterglanz ist, so schlecht angebracht ist er am Tage — was im übrigen unsre wahren „Elegantes" sehr gut wissen.

Das sensationelle Saisonkleid, das zuerst gelegentlich der Julirennen gesehen wurde, ist eine Abart der Kleider, wie Winterhalter sie so oft an der Kaiserin Eugenie und ihren Zeitgenossinnen darstellte. Es ist aus weißem Seidenmusselin in der Taille eingekräuselt und mit zwei Volants aus Chantillyspitze besetzt. Die Taille ist in Fichuform drapiert und mit einem großen „Choux" aus schwarzem Samtband garniert. Manchmal reichen diese Volants nur bis zur Vorderbahn und lassen ein Tablier aus weißem Atlas sichtbar werden, das in der Mitte mit Knöpfen besetzt ist. Schwarz und Weiß dominieren also die Mode noch immer, und man erreicht durch dieses Zusammenmengen Effekte köstlicher, wahrer Eleganz.

Spitzen, Stickereien, gelblicher Tüll, antiker Tüll sowie solcher, der diesen imitiert, liefern besonders weiche Toiletten auf schwarzem Fond gearbeitet. Der Tüll bedeckt das Vorderblatt entweder in Form einer drapierten Bahn oder er fällt in Gestalt zweier gerader Bahnen, die eine breite Silberborte voneinander trennt, glatt herab. Eine gleiche Borte begrenzt auf der Taille den Ausschnitt, der durch eine Gimpe aus fleischfarbenem, also unsichtbarem Tüll ausgefüllt wird. Stets wird der schwarze Atlas am Rocksaum wie am Ärmel sichtbar.

Schwarzweiß ist auch eine Bluse, die augenblicklich viel getragen wird. Sie ist aus schwarzer Chantillyspitze, die sich über weiße Spitzenapplikation legt und am unteren Rande mit runden Bogen an den Rock anfügt, der aus schwarzem Taft besteht und unten mit Franche besetzt ist.

Auch schwarzer Seidenmusselin auf weißem Fond gearbeitet ergibt hochelegante Diner- und Restauranttoiletten. Weiter ist unter all den schwarzweißen Toiletten jenen zu nennen aus weißem Atlas, am unteren Rande mit schwarzer Soutachierung ausgestattet, und einer bis zu dieser Bordüre herabfallenden Tunika aus grobem schwarzem Tüll. Auf der Taille, die ein breiter weißer Atlasgürtel mit lang herabfallenden Enden vom Rock trennt, wiederholt sich dieselbe Soutachestickerei wie auf dem Rock.



KULTUR DER GEGENWART



Für die „Vormittagstrotteurs“ wird mehr dunkelblauer Cheviot denn je verarbeitet, was natürlich weder die weißen noch grau und braun melierten Stoffe ausschließt. Obwohl diese Kostüme noch immer recht kurz und eng sind, sieht man doch schon einige, die seitlich eingesetzte Falten zeigen, die beim Gehen ausspringen, andre, die längs der vorderen Mitte geknöpft sind, was gestattet, beim Gehen die untersten Knöpfe zu öffnen und so den Rock zu erweitern.

Zu diesen Kleidern werden mehr denn je Spitzen- und Batistblusen getragen und weiße Ledergürtel sowie aus lebhaft gefärbtem Lackleder. Mit dem Monat August sind wir wieder bei dem Monat der „Anspruchslosigkeit“ in der Toilette angelangt, wie sie sich für die See- und andern Badeorte schickt. Sie zeigt sich in diesem Sommer von besonders hübscher Seite. Die Kleider aus den gestreiften sogenannten Tennisstoffen werden mit glattem Leinen garniert — in Formen von Gürteln, Revers, Ärmelaufschlägen und Streifen, die den Rock besäumen — und ergeben Toiletten von reizend sommerlicher Frische und sicherer Eleganz.



Spitzenkleid mit englischer Stickerei auf dunkelblauem Satin
Der Gürtel aus dem gleichen Samt wie der Hut

Weiße Leinwand wird diesen Sommer mit marineblauem Atlas zusammengestellt; das ist schier sehr apart, aber wahrscheinlich nicht nach dem Sinn aller Frauen, die angesichts der Leinwand gern das praktische Moment der Wäsche im Auge behalten — aber es ist eine Neuheit, die erwähnt, wenn auch nicht nachgeahmt werden muß. — Praktischer ist die genaue Kopie der Bluse der bretonischen Bauern mit ihrer Stickerei, ihren Knöpfen, ihrer weiten, kurzen Form. Man arbeitet sie viel für Ausflüge und Touren als Begleitung weißer Cheviotröcke oder plissierter Röcke aus demselben Material wie die Bluse. Auch die „Pierrotbluse“, ebenfalls eine Kopie bekannter Vorbilder, findet in ihrer Einfachheit mit Recht viel Beifall, sie wird von oben bis unten mit großen Knöpfen geknöpft und am Halse sowie den Ärmeln mit breiten, gestickten Batistvolants garniert. Aus Flanell, einfarbigem Leinen, ja selbst aus Atlas bestehend — wenn man sie zu Zwecken, die derartiges Material gestatten, tragen will —, wird sie zu abstechenden, weißen, marineblauen oder schwarzen Röcken getragen und stellt das Neueste dar, was es an sommerlichen Moden gibt.

Papillon

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner, Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



Kinderbildnis

Nach einem Gemälde von L. v. Zumbusch



Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)

IV

Das Romingersche Haus war der beste Repräsentant der alten Friedrichsburger Patrizierhäuser. Die feine Bertastraße auf dem Josephsberge belebte sich nur, wenn in einem dieser Reichtums- und Schönheitszentren Gesellschaft war. Dann rollten die Equipagen über das saubere Pflaster, dann strebten elegante Zylinderträger die Höhe hinauf, und über den Bürgersteig vor der weithin leuchtenden Villa war ein roter Läufer gelegt. Besonders Frau Klementine verstand sich auf festlichen Gesamteindruck und dehnte ihre unübertroffene Regie bis auf die Straße aus. Am Gittertor des Vorgartens stand Herr Lemke, der Portier, und war den Gästen beim Aussteigen behilflich. Heute assistierte ihm Wilhelm, sein Sohn, der des leichten Regens wegen einen riesigen Schirm über die ins Haus hüpfenden Damen hielt und rastlos hin und her lief. Auf der Treppe lächelte dann die breite Frau Lemke mit halb verzückter, halb mitleidiger Miene den zarten Schönheiten entgegen und übergab sie Martha, dem ersten Stubenmädchen, das sozusagen die Schafe von den Böcken sonderte, Damen nach rechts und Herren nach links in ihre Garderobe spedierte. Hier standen Zofen und zwei Lohndiener bereit. Es war von vornherein alles auf großen Stil angelegt. Eine besondere Feierstimmung wurde bei den verwöhntesten Gästen unausbleiblich. Meister Justinus, der Träumer, brauchte oft merkwürdig treffende Ausdrücke für Klementines Haushalt. Sie hatte es wirklich den Fürsten abgesehen, wie man repräsentierte, und machte es mit ihrem Wirtschaftsgelde möglich, hinter fürstlichen Empfängen nicht zurückzustehen. Im Gegenteil, Graf Kilchberg, der Hofmarschall, behauptete — es war Klementines Trostlegende — man esse bei Romingers besser als beim Großherzog. Mit welchen Opfern freilich dieser Lebensstil aufrecht erhalten wurde, das wußte außer Frau Klementine nur noch Herr Kesselbach, ihr Bankier. Der Hausherr, seine Söhne und Töchter wußten es nicht oder doch nur ahnungsweise.

Als besonders schön, weil prächtig und anheimelnd zugleich, galt die Empfindung, von der unwirtlichen Straße mit wenigen Schritten in Romingers gastliches Heim zu kommen. Man wurde vom Gott der Lebensfreude gleichsam in beide Arme genommen. Hier stand das ganze Haus im Dienst der Gäste, das fühlte man — kein Winkel blieb dunkel, kein Bewohner entzog sich dem festlichen Zweck. Diese geistvolle Wirtin in ihrer liebenswürdigen Beweglichkeit, zart und derb zugleich, die für jeden Eintretenden die passende Schmeichelei hatte, diese hohen, leuchtenden Töchter, die immer wieder den angenehmen Eindruck von „Schönheiten schlechthin" machten, diese feinen, tadellosen Söhne, über deren Lebensaufgabe man sich in solcher wohligen Umgebung keine Gedanken zu machen brauchte — alles war ein einziger Durklang für empfängliche Seelen: bei Romingers wird es hübsch. Und der Hausherr brauchte nur Original zu sein, im übrigen konnte er tun und lassen was er wollte. Justinus Rominger machte von dieser Erlaubnis weitgehenden Gebrauch. Trotzdem blieb er die stille Hauptperson auf Klementines Festen. Die Verehrung, die man dem anspruchslosen Manne entgegenbrachte, war echt. Bei seinen Schülern wie bei seinen Mitbürgern — bei Hof wie im Volk. Freilich barg sie für den Verehrten die ernste Gefahr, daß sie ihn allzusehr zur Lokalberühmtheit machte. Sie resultierte weniger aus seinem Schaffen und persönlichen Wirken als aus der schwärmerischen Behaglichkeit, die man seinem Hause verdankte. Ein Schleier legte sich dauernd über des alten Künstlers selbstkritischen Blick. Er fühlte sich nicht wohl und konnte sich doch nicht ganz davon loslösen. Irgendwie zerrann ihm sein Leben in dieser liebevollen Genußatmosphäre. Das fühlte er klar, aber um es festzuhalten, zu heben im Alter noch, dazu fehlte ihm die Kraft. Halb Künstler, halb Schulmeister — halb Gastgeber im eignen Hause, halb Gast — das gab seiner Erscheinung das Widerspruchsvolle.

Er blickte mürrisch drein und freute sich doch von Herzen an all der leuchtenden Jugend, die seine Räume erfüllte. Er schien am liebsten verschwinden zu wollen und war doch der beliebte Mittelpunkt des Getriebes, dem jeder seine Reverenz bezeigte. Mit unfreien, etwas linkischen Verbeugungen stand er auch heute wieder abseits an der Wand und überließ seiner Frau den Glanz des Empfanges. Er war aber rechtzeitig nach Hause gekommen. Nicht, wie Klementine befürchtet hatte, in „Staubtuch und Kaffeeserviette" stand er da, sondern in schlichtem schwarzem Gehrock und altmodischer Samtweste. Er hatte eine eigentümlich gleichmäßige, etwas stumpfe Art der Begrüßung für Minister und Professoren, Industrielle und Künstler. Nur die jungen Damen bekamen ein lebhaftes Nicken von hübscher Väterlichkeit. Erst als Arnold Ringer den Salon betrat, wachte Justinus Rominger auf, und man nahm eine seltsame Veränderung an ihm wahr.

Dem bärtigen Graukopf, der ihm etwas glich und nicht viel größer war als er, ging er mit kurzen, eiligen Schritten entgegen. Man sah das Erstaunliche, daß Justinus Rominger einen andern Mann umarmte, ihn zärtlich durch die Zimmer führte und ein Lächeln aufs Antlitz bekam, so verklärt, so glückselig, daß man sich Klementines Bräutigam nicht besser rekonstruieren konnte. Wie jetzt, mußten die Freunde einst durchs stille Abendland der Campagna gewandert sein, voll stolzer Pläne und Hoffnungen, die sie einander über-

mittelten. Arnold Ringer hatte ein durchfurchtes Antlitz von großer Verschlossenheit, wie Michelangelo das lächelnde Weh der Entsagung und zugleich den Trotz unbändiger Kraft in den Zügen. Wieviel weicher, undurchlebter, stiller erschien neben ihm das Antlitz des Friedrichsburger Akademikers! Und doch — ein Funke des Geniefeuers glimmte auch in seinen Augen heute. Er führte den bewunderten Großen an seinen Gästen vorüber, als wollte er sagen: Seht mich endlich einmal an. Seht mich. Ich bin mehr als ein liebenswürdiger Wirt — ich bin heute noch, mit siebenundsechzig Jahren, fähig, durchzugehen, das Joch des Philisteriums abzuschütteln und mit diesem da ins Land der großen Torheit zurückzukehren, dem Phantom meiner Jugend nach.

Er stand jetzt mit Ringer vor Klementine. Der weltberühmte Meister küßte ihr die Hand, und sie, in ihrem echt frauenhaften und Friedrichsburger Bewußtsein von großen Lebensmomenten, sah sich um, ob auch alle wichtigen Gäste bemerkten, was geschah. Ein stilles Lächeln huschte über Justinus' erregte Züge — es war ein Gemisch von Liebe und menschlichem Verzeihen, aber auch von abseitigem Gram. Rasch zog er Ringer auf ein Sofa und kredenzte ihm alten Burgunder, wie eine Medizin, deren der Erschöpfte bedurfte. Auch Justinus nahm sie jetzt sehr gern . . .

Im Musikzimmer thronte die Schwiegermutter, Annette von Grumbach-Délorme, die greise Alterspräsidentin der Familie. Klementines Mutter war noch völlig das Geschöpf einer vergangenen Zeit. Statuenhaft saß sie in ihrem Lehnstuhl, ein Samtkissen unter den Füßen, und ließ die Defiliercour der Gäste an sich vorüber. Sprechen brauchte niemand mit ihr, nur „gemeldet“ mußte man sich bei der alten Dame haben, denn ihr fiel jeder auf, der es unterließ, und alle konnte man im Hause Rominger zu Gegnern haben, nur nicht die mächtige Frau Geheimrätin. Ihr hatten die Reben vom Niederrhein den Thron ihres Reichtums gegeben und mehr noch den ihres Namens, denn der Reichtum derer von Grumbach war durch die böse Konkurrenz schon stark im Niedergange. Verblichen wie das alte Gold seines Schmuckes, die starre Seide seiner Kleider war das wachsfarbene, mühsam aufgerichtete Menschenkind selbst, das keine Gesellschaft der Tochter vorüberließ, ohne sich den Friedrichsburgern zu zeigen. Sie war als Verkörperung altbürgerlichen Stolzes bekannt, aber hochmütig schalt man sie trotzdem nicht, man ließ es ihr hingehen, sie war schon ausgeschaltet. Die Firma ihres Gatten lebte auch nur noch in einem altersgrünen Häuschen zu Aachen, die Weinberge, die ihr gehörten, hatte sie zwanzig Jahre nicht gesehen. Dennoch stand ihr Name für ihre Überzeugung neben den allerersten von Aßmannshausen und Rüdesheim. Sie hatte ein paar Flaschen in ihrer kleinen Wohnung, die sie auserwählten Besuchern vorsetzte. Wenn sie an diesem herrlichen Rest roch, stand es für sie fest, daß auch der ganze Berg, das ganze Land, das solche Reben zeugte, wachsen und gedeihen mußte, daß keine neue Zeit so frech sein konnte, den Fuß auf Vater Grumbachs ehrwürdigen Schild zu setzen.

Unbekümmert um die Feierlichkeit des Musikzimmers amüsierte sich im Billardsalon eine Gruppe von Offizieren und jungen Künstlern. Gleichsam zur Gesellschaft kommandiert, erschienen bei jeder Romingerschen Soiree einige Militärs, gewöhnlich Kavalleristen, tadellose Tänzer, und mehrere

Schüler der Meisterklasse des Professors. Man konnte beobachten, daß die letzteren sich durch praktische Dienstleistungen für die Einladungen revanchieren mußten. Die Hausfrau, besonders aber Marion und Elsa, hatten immer „ein paar Maler an der Hand", und es gab sogar einen kleinen dicken Schweizer, den sie allmählich als Faktotum ohne Gehalt betrachteten. Hans Stichlinger mußte Stühle schleppen, Hans Stichlinger mußte die Tanzmusik mit Essen versorgen, Hans Stichlinger kannte den Weinkeller und die Küchenvorräte besser als die Söhne und Töchter des Hauses. Dabei war er ein wenig verwachsen und hatte den Glauben an sein Talent verloren — so resignierte er in diesem gedankenlosen Wohlleben gern. Aber die Jüngsten und Unerfahrenen der Meisterklasse wurden immer wieder seine Kollegen. Anfangs fühlten sie sich geschmeichelt und wetteiferten darin, zum Gefolge der schönen Romingertöchter zu gehören — bald aber bekamen sie es satt, und ihr erwachter Stolz konnte die verhakten Füße aus den feinen Netzen nicht mehr herausbekommen.

Die Herren Offiziere hatten es besser als die Künstler. Die tanzten, und dann hatten sie ihre Pflicht getan. Im übrigen standen sie witzelnd oder gelangweilt umher. Ein bunter Uniformenkreis war beständig um Marion und Elsa. Eine Vorzugsstellung schien darin ein etwas älterer Herr einzunehmen, ein Dragonerrittmeister, gelb und blau, Sportsmann, einer von den arg verlebten „Schönen". Sein farbloser Schnurrbart, seine harten grauen Augen waren viel geliebt worden, und daß sein Haar schon dünn wurde, gab ihm einen Reiz mehr für die Friedrichsburgerinnen.

Freiherr von Biegenau hatte ein wildes Leben hinter sich — es war natürlich, daß er jetzt ein ruhiges vor sich wünschte. Schon lange bewarb er sich um Elsa Rominger. Vor einigen Jahren noch hatte er sich höhere Ziele gesteckt. Er war drei Monate mit der Tochter des Staatsministers von Pretzel verlobt gewesen. Als aber seine enorme Verschuldung und eine seltsame Liebesaffäre ans Tageslicht kamen, mußte er sich zurückziehen, und die arme Anna von Pretzel blieb ledige Ministerstochter. Immerhin war er im großherzoglichen Dienst geblieben, und neuerdings hatte sogar eine edle Tante seine Vermögensverhältnisse saniert. Nun hatte er nichts, auch keine Schulden mehr. Dadurch steigerten sich seine Ansprüche wieder, er hielt sich jetzt für eine doppelt so gute Partie und dachte nochmals ernstlich ans Heiraten. Aber er stieg nun zu den Romingers herab. Herab? Zur Tochter des Akademiedirektors, bei dem Baron Biegenau sogar seinen Exschwiegervater, den Minister, traf? Jawohl. Hier lag die eigentliche Tragik des Romingerschen Hauses: Ein Freiherr von Biegenau von den Kaiserdragonern konnte dort intim verkehren, die Töchter waren allbeliebte Damen der Gesellschaft, die Söhne führten das Leben der Hocharistokratie — dennoch waren sie alle nur Mitläufer, im eigentlichsten blieben sie in bürgerlicher Niederung stecken, und wer sich mit ihnen verbandelte, stieg zu ihnen herab. Frau Klementine wußte am besten, wie weit der Weg von der Nachahmung eines großen Lebensstiles bis zum ererbten Besitz war. Sie verschwieg vor ihren Kindern dieses Wissen und war überzeugt, daß es ihren feinen Manövern endlich gelingen mußte, die Lebensschiffe der Kinder ohne bittere Erfahrung in den Hafen der Daseinsbeherrscher zu lenken. Diesen Hafen sah sie im soliden Bürgertum, aus dem sie selbst hervorgegangen war, nicht mehr. Das war ihr von der neuen Zeit zu sehr verkrämert und verbauert

worden. Ein Adelswappen aber, das die törichte Jugend für ein zweckloses Spielzeug hielt, war für ihre Überzeugung immer noch das oberste Ziel. Ein Adelswappen oder verwirrend viel Geld. Aber schwer, ach, furchtbar schwer war beides zu erringen. Darunter litt sie, die sorgenvollste aller Mütter. Und insgeheim verfolgte sie mit unbeugsamer Spannkraft ihr Ziel. Sie spekulierte mit Hilfe eines tüchtigen Bankiers, keines Juden (dazu konnte sie sich nicht entschließen), in allen möglichen Börsenpapieren, sie spannte ihre Netze täglich nach kapitalen Schwiegersöhnen aus. Von einem großen Siegesfischzug träumte Frau Klementine, da sie allein als Retterin und Fortuna des Hauses erkannt und gefeiert wurde. Von dem lebensfremden Kunstträumer, ihrem Gatten, wie von den lieben Nichtstuern, ihren Söhnen, und den langsam welkenden Salongewächsen, ihren Töchtern. Alle sollten sich dann vereinen und der Schwergeprüften, wenn sie ihr Lebenswerk getan, den Lorbeer reichen. Adel und Geld — so sah sie ihre künftigen Schwiegersöhne vor sich. Diese fixen Begriffe verdunkelten ihr allmählich jedes menschliche Bild. Der Freiherr von Biegenau mit allen seinen Fehlern und Bedenken hatte das eine sicherlich — das andre aber hatte Franz Otto Braumüller, der in diesem Augenblick mit Grandezza den Salon betrat. Er hatte es mindestens in spe und wohl auch schon recht ansehnlich in seinen soliden Fabrikantentaschen.

Franz Otto Braumüller hatte die Bekanntschaft der Romingerschen Damen in Baden-Baden gemacht. Er, der zu dem weitverbreiteten Geschlecht derer gehörte, die als arme Jungen mit fünf Groschen nach Berlin kommen, war für die imponierenden Eigenschaften der neuen Bekannten besonders empfänglich. Alles hatte sein zäher Fleiß, sein heller, skrupelloser Blick erarbeitet, was in seinen Lebenskreisen den „Mann" machte: Geld, geschäftliches Ansehen, sogar ein Miethaus in Frankfurt am Main — nur das schwer definierbare höhere Vermögen, das man am besten als Geschmack oder Kultur bezeichnet, war ihm versagt. Dabei besaß er eine gute Schulbildung (er war im Gymnasium weiter als die jungen Romingers gekommen), und wenn er sein Leben übersah, konnte er sich des Versäumten wegen völlig freisprechen. Er hatte Schwielen an den breiten Händen, sein Weg zum Erfolg war wirklich hart gewesen. Aber er fühlte sich noch jung — was nicht da war, konnte jetzt kommen. Gehörten seine früheren Lebensperioden, Berlin und Frankfurt, dem materiellen Kampf um die Existenz, so konnte Friedrichsburg, die stille, edle Musenstadt, ihr die höhere Weihe geben. Franz Otto Braumüller liebte, was gut und schön war. Er hatte sich in seinem Fabrikkontor ein Plätzchen für die Ideale bewahrt, und einen ehrlicheren Kunstenthusiasten konnte es unter seinen Berufsgenossen kaum geben. Für die Oper schwärmte er geradezu, und immer hatte er den veredelnden Verkehr mit Bühnenkünstlern kultiviert. Niemals hatte er gezögert auch materielle Opfer dafür zu bringen, denn er wußte, wie ein tüchtiger Pump die Freundschaft mit den launischen Herren befestigte. Aber all das war doch nur ein kleiner Luxus, ein bedeutungsloses Mitlaufen, und beschämend blieb jederzeit sein Geld im Spiel. Franz Otto Braumüller sehnte sich nach einer Wirkung und Entfaltung seiner Person, die lediglich ihr selbst zu verdanken war. Er wollte heiraten. Und so reiste er denn nach einer günstigen Inventur ins Märchenland des Freiers hinaus. Zunächst nach Berlin — aber da war es nichts, er wurde zu sehr durchschaut, er war

ja selbst noch halber Berliner. Dann nach Karlsbad. Hier machte er nur Bekanntschaften, die er nicht machen wollte. Als er sich endlich zu einer vornehmen jungen Russin verstieg, trat er ihrer Tante auf den Fuß, und so wurde es auch hiermit nichts. Die Herbsttage in Baden-Baden führten ihn der Familie Rominger in den Weg. Der nicht anwesende Vater ein berühmter Künstler, Professor, Akademiedirektor — die Mutter imposant und geistvoll, offenbar in glänzenden Verhältnissen — zwei Töchter, beide Schönheiten und für ihn besonders reizvoll, weil sie nicht mehr ganz jung waren und von vornherein also keinen unmöglichen Altersunterschied boten. Die jüngere freilich schien sich mehr für Offiziere zu interessieren als für Frankfurter Holzwollefabrikanten. Die ältere aber ließ Franz Ottos Bemühungen aber nicht abfallen, und nach wenigen Tagen dämmerte es ihm sogar, daß sich hier mehr als eine Vernunftheirat anspann, daß es sich um ein ernsthaftes Erlebnis handelte. Von Scham und Freude durchglüht, erkannte er, wie sehr er Marion Rominger unrecht getan. Konventionelle Kälte und Berechnung steckten in ihm weit mehr als in ihr — sie war viel echter und einfacher als er anfangs angenommen, sie war im Grunde ein gutes, liebebedürftiges Geschöpf, ein feines süddeutsches Mädchen, das nach nichts bei ihm fragte als nach Treue und Ehrlichkeit. Sie sah sich den Menschen in ihm an — das war nicht länger zu bezweifeln. Und überschwenglich, gleichsam erhöht und sich selbst zurückgegeben, diente Franz Otto um sie. Nur Marion war seine Wahl — Elsa verschwand ihm völlig. Er wußte, welche Hindernisse vor ihm standen — die Kluft der Bildung, des Geschmacks, der äußeren Erscheinung war zwischen ihm und dem Romingerkinde groß. Er übertrieb diese Kluft, je mehr er sich in Marion verliebte. Aber ein mächtiger Trost konnte ihm in seinen Kämpfen bald werden — die Gunst der Mutter neigte sich ihm offensichtlich zu. Ein langer Spaziergang auf den Badener Waldhöhen, wo er an liebenswürdiger Diplomatie sich selbst übertraf, gab ihm Klarheit. Er war mit sich zufrieden. Von diesem Tage an war er keine flüchtige Bekanntschaft mehr, kein unschöner, etwas aufdringlicher Geschäftsmann für Klementine — sie sah ihn jetzt in einem höheren Lichte vor sich, den Mann der ernsten Absichten, den ausgezeichnet situierten Mann, und sie brauchte nicht länger daran zu zweifeln, daß ihm die Aufnahme in ihre Familie mehr sein würde als jede Aussteuer und Mitgift. Mit einer geradezu großartigen Empfindung hatte er die materielle Frage unberührt gelassen. Als dann die Romingerschen Damen von Baden-Baden abreisten, war ihm auf dem Bahnhof der erste unvergeßliche Liebesblick aus Marions blauen Augen zuteil geworden. Verzaubert sah er ihr nach, wie sie mit den Rosen, die er ihr gebracht hatte, winkend zurückblickte, bis der Zug verschwand.

Sein Entschluß war gefaßt. Er machte es geschäftlich möglich und nahm zum Frühjahr einen längeren Aufenthalt in Friedrichsburg. Je auffälliger dieser Schritt eines in Frankfurt ansässigen Kaufmanns wurde, um so willkommener war es ihm. Man sollte über seine festen Absichten nicht im unklaren bleiben. Freilich erkannte er in Friedrichsburg nur zu bald, daß er noch gewaltige Hindernisse zu überwinden hatte. Marion und ihre Mutter brachten ihm dieselbe Freundlichkeit wie in Baden-Baden entgegen. Aber sowohl der alte Professor, den er jetzt besuchte, wie Marions Brüder, die er endlich

kennen lernte, waren fremdes Land für ihn. Da fehlten ihm alle Berührungspunkte. Er glaubte es besonders gescheit zu machen, wenn er mit dem Vater über Kunst sprach und ihm wegen seiner herrlichen Gemälde schmeichelte, die er sich im Museum angesehen hatte — mit diesem Manöver fiel er aber gründlich ab und konnte sich nur mit Mühe der Grobheit des gereizten Justinus erwehren. „Reden wir von was anderm, sonst muß ich ja von Ihrer Holzwolle reden," hatte der schwierige alte Herr gesagt. Karlmann und Philipp aber zeigten ihm eine so maliziöse Kühle und Überheblichkeit, daß er all seine weltmännische Fassung zusammennehmen mußte, um den grünen Jungen nicht gehörig seine Meinung zu sagen. Hier fiel er vollständig ab, hier konnte er mit gar nichts imponieren, aber zum Glück besaß er Menschenkenntnis genug, um bald zu durchschauen, daß Vater und Brüder ihn ablehnen konnten, wenn nur die Mutter auf seiner Seite war. Sie aber war es ganz entschieden. Mißtrauisch überlegte sich der erfahrene Braumüller noch einmal dieses merkwürdige Phänomen. Warum trachtete Klementine, die beste Lebenskennerin unter all den Hochmutsteufeln, nicht nach höheren Zielen für ihre Tochter? War Marions Ruf in Friedrichsburg etwa nicht mehr tadellos? Hatte er in ihr und ihrer Schwester werdende Offiziersmätressen vor sich? Doch nein, das war ja ganz unmöglich. Solches Hindernis hätte er mit seinen moralischen Anschauungen niemals überwinden können — aber er sah ja ganz klar, an Marions Reinheit war nicht zu zweifeln. Das wahrscheinlichste war schließlich für ihn, daß eine Lüge im ganzen äußeren Auftreten der Romingers steckte. Dieser unbekümmerte Luxus, dieses gastfreie Haus, dieser blendende Verkehr — alles war nur auf Wirkung angelegt. Klementine war sicher eine Meisterin im Sand-in-die-Augen-Streuen. Zweifellos besaß sie nur geringes Barvermögen, zweifellos waren ihre Töchter im gewöhnlichen Sinn keine guten Partien mehr. Aber er zuckte ja über den gewöhnlichen Sinn die Achseln — er, Franz Otto Braumüller, konnte sich das leisten. Dabei zog er als solider Geschäftsmann doch jede mögliche Erkundigung ein. Er wußte bald, daß Rominger nur eine Lokalberühmtheit war, keine Weltgröße, wie ihm die Damen in Baden-Baden weisgemacht hatten. Er brauchte sich von adligen Ahnen mit Weingütern, von Friedrichsburger Lebejünglingen, die Schauspielerinnen aushielten, nicht länger imponieren zu lassen. Er hatte sein gesundes Fabrikgeschäft, ihm waren schon teurere Weiber zur Verfügung gewesen. Die Wahrheit war einfach die: ein solider Mann, der Vermögen hatte und es ehrlich meinte, besaß zehnfachen Kurswert in dieser verlogenen Kulturatmosphäre. Er war begehrt, ganz richtig begehrt, und Marion stand, wenn man herzhaft an sie herantrat, nicht auf dem Turm, wo Knabenträume und Prinzessinnen standen.

Heute wollte Franz Otto Braumüller zur entscheidenden Attacke übergehen. Mit festeren Schritten als sonst, im Innersten sogar eine überlegene Ironie spürend, betrat er die Romingersche Villa. Er hatte sich in stundenlanger Arbeit versichert, daß sein Äußeres makellos war. Frack und Lackschuhe, die ihm neu geliefert worden, hatte er an, einen goldenen Zwicker auf der kurzen, etwas dicken Nase, und das dünne Haar war mit weiser Ökonomie in sogenannten Sardellenbrötchen über den runden Kopf gelegt. Lange hatte er geschwankt, ob er die Ordensauszeichnung, die er sich errungen hatte —

das Fürstlich Rudolstädtische Verdienstkreuz für Handel und Industrie — an seinem Frack befestigen sollte. Dunkel hatte er die Gefahren des Romingerschen Sarkasmus vorausgefühlt und wollte lieber ganz schlicht, im eignen Wert, erscheinen — aber dann hatte er sich wieder die ordenübersäten Gäste dieser Soiree vorgestellt, und halb unbewußt war ihm das hübsche Kreuzchen ans Knopfloch geflogen. Trotz seiner guten Vorsätze verließ ihn die erste Sicherheit sofort, als er den Salon betrat. Klementine stellte ihn vor, und ihm zitterte das Herz, als er vor lauter Exzellenzen und Berühmtheiten stand. Er war froh, als die Hausfrau endlich von ihm abließ und sich andern Gästen zuwandte. Noch wagte er es nicht, sich im Gewühl auf die Suche nach Marion zu machen. Er entdeckte einen sicheren Winkel an einer Säule und beruhigte hier seine Nerven, indem er mit starren, halb liebenswürdigem, halb mißtrauischem Lächeln Umschau hielt. Er stand am Eingang des Billardzimmers. Elsa war hier noch immer von schwatzenden Offizieren umgeben, während Marion auf Befehl der Mutter in die Küche gelaufen war. Voll Neid beobachtete Braumüller, welche Figuren die Herren in Romingers Salon machten. Besondere Aufmerksamkeit und stille Bewunderung schenkte er einem hochgewachsenen Rittmeister, der nur von Rennpferden und Jeu sprach und die ganze Gesellschaft mühelos unterhielt. Dieser Salonlöwe war Baron Biegenau, und der ihn bewundernde Braumüller ahnte nicht, daß er hier seinen Kollegen auf Freiersfüßen vor sich hatte.

Karlmann kam erst spät zur Gesellschaft hinunter. So lange hatte er im Bibliothekzimmer gehockt und in einer Broschüre seines merkwürdigen Vetters Johannes Rollfink gelesen. Das Gespräch mit Philipp hatte ihn tief verstimmt — es widerte ihn an, jetzt unter Menschen zu gehen. Karlmann liebte seine Schwestern — besonders Marion besaß einen scheu versteckten Winkel in seinem Herzen. Mochte das trotzige Selbstgefühl der Zusammengehörigkeit, die Gewöhnung an die Erfolge der schönen Mädchen ihm den Blick dafür getrübt haben, daß sie allzu wählerisch gewesen und nun in die Gefahr kamen, ungenossen zu verwelken — er hätte sie lieber verwelken gesehen, als bei Männern unterkriechen, die ihrer nie und nimmer wert waren. Karlmann war ebensoweit von Philipps Zynismus entfernt, wie ihm des Bruders Hohn auf die beiden Freier wohltat. Aber er konnte es immer noch nicht glauben — für so verblendet hielt er die Mutter doch nicht. Alles tat sie um der Familie willen — aber das einzige, was der Familie unwürdig war, das tat sie sicher nicht. Sie willigte in keinen Handel um ihre Kinder.

Seufzend machte Karlmann Toilette und stieg dann in die Gesellschaftszimmer hinunter. Seine Tischdame war Anna von Pretzel. Sie war es immer, wenn ihr Vater geladen war. Das große, korpulent gewordene Mädchen liebte, resigniert, wie sie jetzt war, die Bequemlichkeit. Sie dachte sich immer ihr Teil und strengte den Tischherrn nie mit Konversation an, besonders Karlmann nicht, den sie von Kindheit auf kannte und nicht als einen von der Stellung ihres Vaters bezauberten Karrieremacher zu fürchten hatte. Wenige halb ironische Worte wechselten die beiden nur — Anna machte einen Versuch, sich mit Karlmann über ein groteskes Visavis lustig zu machen, dann aber, als sie sah, daß er heute besonders in sich gekehrt war, ließ sie ihn sitzen, ohne gekränkt zu sein. Karlmann musterte die Tischordnung, und das Blut stieg

ihm zu Kopf. Marion saß tatsächlich neben dem Holzwollefabrikanten, und Elsa lachte eben sehr verführerisch den alternden Rittmeister an. So war es also Ernst, und Philipp hatte recht. Wie töricht handelte die Mutter besonders darin, daß sie vor aller Welt sanktionierte, was noch gar keinen Boden hatte. Man verstand sich in Friedrichsburg auf Tischordnungen. Die gesellschaftliche Rangliste wurde streng überwacht, und selbst im Hause Rominger durfte keine Nummer übersprungen werden. Nur solche, die der Familie nähertreten sollten, konnten da Ausnahmen machen. Daß der unbekannte Berliner Geschäftsmann und der ehemalige Bräutigam der armen Pretzel jetzt neben Marion und Elsa avancierten, konnte nicht mißverstanden werden. Karlmann raste innerlich. War dies der Weg, so seltene Mädchen an den Mann zu bringen? Zu verschachern, konnte man sagen?! Oh, die allzu kluge, allzu besorgte, liebevolle Mutter! Sie rührte da wieder einen ganz gewaltigen Topf voll Unglück an, das war gewiß, und niemand fiel ihr in den Arm, niemand sagte nein zu der Gewalttätigen, die sich unfehlbar dünkte. Wer sollte es auch tun? Der Vater? Vater! Er wollte alles andre mehr sein als das. Philipp? Der saß, wie immer, neben Lottchen Pisch, der er den Kopf verdrehte, solange es nichts Besonderes zu essen gab. Soeben aber war die Tränklesche Mayonnaise zu ihm gekommen, und da ließ er Lottchen Lottchen sein — ernste, runde Augen auf den vollgehäuften Teller geheftet, aß er mit feierlicher Sachlichkeit, gütige Rührung lag auf seinem rosigen Antlitz, und an den schlanken Händen, die mit Meisterschaft zwei Silbergabeln führten, blitzten kostbare Ringe.

Karlmann wußte hier niemand, der die Mutter warnen konnte. Er selbst? — Ja, wäre er der, zu dem er sich in hohen Momenten, auf einsamer Wanderung aufschwang. Bliebe er dort, wo die Zukunft, die einzig denkbare Zukunft seines ehrwürdigen, verfallenden Geschlechtes lag. Aber er fiel immer wieder zurück, er verzagte immer wieder, weil er so ganz allein war. Plötzlich richtete sich sein scheuer, umherirrender Blick auf Arnold Ringer. Ja, da lag es, das wahre, das gelobte Land. Der Mann, der k o n n t e, was er wollte, heute war er hier zu Gast. Ein Renaissancemensch in jeder Linie, jeder Bewegung, aber wie eine starre Felseninsel mitten im gestaltenlosen Meer. Niemals konnte Karlmann dorthin gelangen — höchstens eine vorwitzige Welle konnte er werden, die an seinem Granitfuß zerschellte. Er sah die Bilderreihe der Odyssee vor sich — unglaublich, all das von dem einen Menschen ersonnen, von dieser einen nervigen Hand auf Leinwand gebracht. Ein Lebenswerk! Wie sehnte er sich nach einem Lebenswerk! Genügte dem Vater denn das seine? Es war ja nicht möglich. Was mochte in ihm heute vorgehen, an der Seite dieses Großen, der dorthin gelangt war, wohin auch er sich einst gesehnt hatte? Heute schwelgte Justinus Rominger in Erinnerungen. Karlmann haßte die Erinnerungen, so jung er war. Was sollte dieser Rosengarten der Phantasie, duftlos, gestaltlos, in den man mit erloschenen Augen zurückstarrte, um seine tote Jugend zu beschwören? Was war denn Rom vor vierzig Jahren? Was die Mädchen der Sabinerberge, die noch braune Locken, rote Wangen an dem alten Tedesco gesehen hatten? Begraben oder alt — nichts mehr für eine ehrliche Sehnsucht der Gegenwart. Nein, nein — er wollte wenigstens ehrlich sehnsüchtig sein. Die beiden Alten ließ er im Wesenlosen

weiterträumen — ihm schwebte eine tiefere, allmächtige Hoffnung vor die entzückten Augen hin . . .

Anna von Pretzel sah ihren Tischnachbar von der Seite an. Jetzt trieb die sonst so Duldsame ein kleiner, böser Geist, ihm seinen Traum zu stören. Sie fühlte, er war auf einem Wege, den sie ihm nicht erlauben durfte. An hübsche Mätressen mochte er denken, an ehrgeizige Pläne, soviel er wollte, nur nicht an ein schlichtes, wahrhaftes Liebesbild. Sie hatte ihn plötzlich im Verdacht, daß ihn dies so namenlos zerstreut machte. Noch hatte er nichts gegessen und getrunken — ein Rominger ließ die höchsten Genüsse des Gaumens vorbei — das war ein sicheres Zeichen.

„Wollen Sie, daß ich mithungere, Herr Karlmann?“ fragte sie.

Er wurde dunkelrot und sah sie fast unfreundlich an. Wie erschreckte ihn heute ihr rauher, lispelnder Ton!

„Bitte, bitte — gewiß nicht — kümmern Sie sich nicht um mich, Fräulein Anna.“

„Das muß ich doch. Ich kann nichts essen, wenn Sie so schmachten und verschmachten.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Sie sehen so aus. Ich sage es Ihnen lieber, falls Sie es vor Ihrer Frau Mutter kaschieren wollen.“

Jetzt hatte die Boshafte zu viel gesagt und erreichte damit das Gegenteil ihres Zweckes. Er wußte, worauf sie anspielte, und sprach nun kein Wort mehr mit ihr. Er war ernstlich böse. Sie blieb wie eine Verkrüppelte neben dem schönen, verlorenen Freunde sitzen — hart, mit brennenden Augen starrte sie ins Leere.

Nach Tisch erging sich ein Teil der Gesellschaft im Garten. Bunte Lampions und die süße Stimme einer Geige, die von Gitarreklängen dunkel begleitet wurde, lockten hinaus. Zwei italienische Maler saßen im Gebüsch verborgen und spendeten auf Klementines Befehl das Konzert. Es gab ein schönes, lässiges Wandeln der jungen Leute auf mondbeschienenen Wegen, an einem kleinen, silbergrünen Teich vorbei und in dunkle Lauben hinein. In die letzteren gingen natürlich nur die Künstler — die Moral der Friedrichsburger mußte davor haltmachen, wenn man sich auch in der Freistatt der Romingers befand. Frau Klementine dachte anders als andre Mütter. Ihrem Temperament war manches Abenteuer auf eignem Grund und Boden recht. Um so inniger freuten sich die jungen Leute auf die nächlichen Gartenstunden bei ihr, um so ängstlichere Warnungen mußten sie von zu Hause dorthin mitnehmen. Da alles wandelte, wandelte natürlich auch Franz Otto Braumüller an Marions Seite. Er fand es zwar etwas kühl im Garten und war zerstreut, weil er an seinen Überzieher dachte. Aber Marions frisches, in der Frühlingsnacht aufblühendes Wesen führte ihn bald zu freieren Gefühlen zurück. Er wurde allmählich wieder ganz jung und staunte über seine eignen Reden. Biegenau und Elsa waren in ein verstecktes Turmzimmer geklettert — im Garten waren ihr zuviel „Leut“, wie Elsa dem Aufhorchenden plötzlich mitgeteilt hatte. Er sah eine große Stunde kommen und folgte ihr sporenklirrend, wohin sie wollte. Rominger und Ringer saßen rauchend und plaudernd im Herrenzimmer. Auf der Veranda blieb niemand. Durch einen Zufall versagte

der elektrische Beleuchtungskörper dort, und so lag alles im Dunkel, man konnte sich nur mühsam zu den Korbstühlen hintappen. Karlmann tat es, denn hier war er allein. In behaglicher Wehmut ließ er sich nieder und betrachtete die wandernden Menschen im Garten unten, die lachenden, plaudernden und rauchenden in den erleuchteten Zimmern. Wohltätig war ihm die italienische Musik. Wenn nur der unselige Graf Kilchberg nicht toskanische Lieder dazu gegrölt hätte! Der Herr Hofmarschall war gar zu eitel auf seine Florentiner Zeit. Zum Glück bekam er in der Nachtluft einen Hustenanfall, und so wurde er bald still — die liebe Toni hatte Zeit, heranzuschweben, tröstlich wie ein Engel neben ihrem gramvollen Karlmann Platz zu nehmen.

Stunden dauerte dieser süße Traum und doch nicht lange genug für den Einsamen auf der Veranda. Plötzlich legte sich eine warme, feste Hand auf seine Schulter. Aufschreckend sah er in das Antlitz seiner Mutter.

„Karlmann — hier sitzt du — ganz allein! Mein liebster Junge, was ist dir denn? Ja, du barmherziger Gott, was fehlt dir?“

Er schwieg und sandte einen Blick zur Mutter hinauf, als ob die längst vergangenen Krankheitstage seiner Kindheit wieder gekommen wären, da sie, die Unermüdliche, an seinem Bett gesessen, seine fieberheiße Hand gehalten und ihm mit erzwungener Heiterkeit Trost gespendet hatte. Wie damals, war er auch heute der im Leiden schlaue Karlmann, der mit dem opferbereiten Mutterherzen spielte und jeden Wunsch erfüllt sah.

„Was fehlt dir?“ fragte sie nochmals.

„Nichts, Mutter,“ erwiderte er leise, und das sonst so frische Antlitz wurde im Mondlicht erschreckend bleich. „Ich bin nur traurig.“

„Traurig?! Aber liebster Karlmann! Alles freut sich heut, alles steckt beisammen und genießt seine Jugend — und du, der doch wahrhaftig das größte Recht darauf hätt', du verkriechst dich? Du willst von keinem was wissen? Träumst in den Mond hinauf? Das ist ja ungesund, Karlmann! Das steht einem Prachtbuben wie dir sehr schlecht!“

„Liebe Mutter —“

„Sag doch Mama!“

„Liebe Mama —“

„Nun, Herzchen? Was ist's denn?“

„Die Zeiten, wo ich der ‚Prachtbub‘ war, sind vorüber. Leider und Gott sei Dank. Jetzt stehe ich vor den Problemen des Lebens.“

„Ach was! Probleme! Es gibt keine Probleme! Es gibt nur das Leben!“

„Du liebe, wundervolle Mama du! Man muß schon ein Genie wie du sein, um so etwas sagen zu dürfen. Du wirst mit allem fertig.“

„Selbstverständlich! Und heut besonders bin ich mit mir zufrieden!“

„Warum heute?“

„Das werd' ich dir gleich erzählen.“ Sie setzte sich zu ihm und hielt seine Hand fest. Im Musikzimmer sang die Gandria aus Wien Schuberts „Frühlingsglauben“. Karlmann erschauerte unter den Tönen — stärker als aus dem Munde der Sängerin klangen Uhlands Verse in seiner Seele mit. „Also hör einmal zu. Ich hab' heut einen der größten Erfolge meines Lebens. Jawohl, Karlmann. Mir wirbelt's im Kopf, es ist mir was gelungen, wie das schwerste Patiencespiel — erst lauter Kopfzerbrechen, und plötzlich ist alles in der Reih'

Also hör einmal zu. Ich muß einen Menschen haben, dem ich's sagen kann, sonst springt mir das Herz. Und dieser Mensch bist du ..."

„Mama — was ist es denn?!"

„Heut sind mir beide Schmetterlinge ins Netz gegangen. Die Marion und die Elsa haben sich verlobt. — Na — wie wird dir? Du sitzt zu tief in deinem Sorgenstuhl drin, sonst möchtest du wohl platt auf der Erd' liegen."

Karlmann saß regungslos im Dunkel seines Korbsessels. „Mit wem haben sich Marion und Elsa verlobt?" fragte er tonlos.

„Na, das kannst du dir doch denken! Mit dem Erbprinzen und dem Kaminkehrer nit! Frag nit so dumm! Die Marion kriegt ihren Braumüller und die Elsa ihren Baron! Was sagst du dazu?"

„Nichts."

Die Mutter wollte emporfahren, bezwang sich aber und fuhr in dem alles entwaffnenden Ton ihrer süddeutschen Leichtigkeit fort: „Brauchst auch nix zu sagen — dir gefallen die zwei nit, das weiß ich. Aber du sollst sie auch nit heiraten. Dir brauchen sie nit zu gefallen. Im Gegenteil, das freut mich."

„Mutter! Das ist ja empörend! Bin ich nicht Marions und Elsas Bruder?"

„Ja, wenn du den hervorkehrst, dann freu dich gefälligst, aber gründlich! Sonst, als Mensch an sich, als Karlmann Rominger hast du dein gutes Recht, über den Fabrikanten und den Rennstallbesitzer erhaben zu sein."

„Das hab' ich, Gott sei Dank! Aber du, Mama, sprichst du nicht von deinen Töchtern, handelt es sich nicht um deine Schwiegersöhne?"

„Schweig jetzt still, Karlmann, sonst wird mir's zu dumm! Ihr seht nur den Augenblick — wie's ausschaut — von der Zukunft habt ihr keine Ahnung!"

„Wir? Wirklich? Wir —?!"

„Der Philipp und du — begreift ihr zwei denn, was solch ein solider Durchschnittsmensch, wie der Braumüller, wert ist?"

„Wert?! Ich kenne seine Vermögensverhältnisse nicht und bin auch nicht neugierig!"

„Gut, gut. Immer weiter im Text. Da wird's dir nit fehlen."

„Mama, ich ertrage das nicht! Meine armen Schwestern!"

„Die? Die sind sehr glücklich! Ganz verrückt vor Glück! Sie haben mir eben beide am Hals gehangen! Die Elsa vergöttert ihren Rittmeister!"

„Willst du seine Schulden bezahlen?"

„Das hat schon die Tante getan, und für neue komm' ich nit auf. Er hat einen hochfeinen Namen."

„Unser Name ist besser."

„Worauf soll man denn noch warten, du Tollkopf du? Die Mädels stehen dicht an der Altjungferngrenze — das siehst du nit!"

„Ich sehe das Wesentliche! Das Erlebnis, die unbedingt nötige eigne Wahl! Sind w i r denn so heruntergekommen, wir Romingers, daß wir den Luxus dieser Gefühle dem Pöbel überlassen müssen?"

„Unsinn! Was noch nit ist, kann werden. Wenn's selbst 'ne Vernunftheirat wär' — das sind die glücklichsten Ehen geworden. Ich wollt', ich hätt' deinen Vater mehr aus Vernunft als aus Liebe geheiratet."

„Du wirst dich verrechnen, Mama. Bedenkst du die Veränderung, die in deinem eignen Leben vor sich gehen wird, wenn Marion und Elsa heiraten?"

„Was willst du? Du hast eben keine Ahnung von 'ner Mutter. Ihr alle nit. Was wißt ihr, wozu 'ne Mutter bereit ist, wenn sich's ums Glück ihrer Kinder handelt?"

„Weine nur nicht, Mama."

„O Karlmann, du bist so rasch in deinem Urteil! Das hätt' ich von dir nit gedacht! Ich bin mit meiner ganzen Glückslast zu dir gekommen, und du siehst nur das Schlechte in allem!"

„Mama!"

„Natürlich muß alles mal ein End' haben. Eure Jugend war schön, war herrlich, nit wahr, das könnt ihr mir doch zugestehn. Aber nun — nun geht's zu Ende. Die Mädels dürfen vor lauter Schönheit und Vornehmheit nit sitzenbleiben — und ihr zwei, ihr starken, gesunden Buben, ihr werdet auch mal eure Händ' rühren müssen und euch umtun in der Welt! Dann bleiben wir Eltern hier allein — wie am Anfang!"

Karlmann starrte eigentümlich düster vor sich hin. Die Worte, die seine Mutter — zum erstenmal — von der Jugend ihrer Kinder gebraucht, hatten einen seltsam leidvollen Nachhall in ihm, keinen freudigen, wie sie wohl wähnte. Jetzt kam ihm diese goldene Zeit, da ihre Schönheit einmal ausgesprochen, gar nicht mehr golden, eher grau und bitter zweifelhaft vor. Aber er verbarg seine böse Empfindung vor den Kinderaugen der Mutter und sagte nur leise: „Ja, ja. Es muß wohl ein Ende haben — alles. Aber ein frischer Entschluß gehört dazu — kein langsames, lähmendes Erschlaffen. Auch ich möchte Abschied von euch nehmen, ich — ach, Mutter — so den rechten deutschen Jünglingsabschied, weißt du, den es nicht nur in Büchern gibt, den das Leben wirklich fordert, das große, ungeheure Leben draußen am Horizont, voll Sehnsucht, voll Frühling, voll erhabener Schönheit!"

Es überwältigte ihn. Sie nickte ergriffen und genoß erst die edeln Tropfen, die aus Karlmanns Herzen kamen. Dann erwiderte sie: „Bist nit mehr gern bei uns? Lassen wir dir nit ganz deinen Willen?"

„Ach, meinen schlechten Willen laßt ihr mir! Ich bin alt genug, ich habe genug erlebt, Mutter, um den besseren Willen zu kennen! Was bin ich denn? Nichts! Mit zwanzig Jahren! Nichts!"

„Der Philipp ist auch noch nichts."

„Soll das für mich ein Trost sein?!"

„Nein, aber ihr seid immer Sorgenkinder gewesen, ihr zwei. Erst war der Philipp krank, so daß wir ihn aus der Schule nehmen mußten, dann kam die gleiche Geschicht' mit dir. Ich hab' vor drei Jahren nit gewußt, ob ich dich überhaupt behalten werd'. Vergißt du das alles, Karlmann?"

„Nein, Mama. Und was ich dir zu danken habe, weiß ich. Aber der gefährlichste Sumpf, in den man geraten kann, ist der, den man selbst nicht merkt. Ich merk' ihn jetzt, Mama, und ich will mich daraus befreien!"

„Bitte —"

„Verzeih' mir, ich wollte dich —"

„O nein! Nein, was denn! Das kränkt mich gar nit, lieber Karlmann! Ich bin doch keine Philistermadam', die von ihrem Buben nur hören will, was die Schildbürger draußen auf der Straße sagen! Du weißt ja, ich hab's immer mit dem alten Goethe gehalten: ‚Mag sich der Most noch so absurd ge-

bärden, es gibt am Ende doch e Woin!' Schimpf du, kritisier du mich alte leichtsinnige Springgais, soviel du magst — nur sei ehrlich und sei selbständig! Krieg deine eigne Farb' — das ist die Hauptsach'! Aber eines will ich dir doch sagen, Karlmann — wenn du von Sumpf redest: in Justinus Romingers Atmosphär ist nit der mindeste Sumpf, da stinkt's auch nit so viel — hier wird alles sauber gehalten — aber ich weiß schon, wo du dir dein Nasl verstopft hast — ich kenn' die Parfüms, mein Junge — da machst du mir nix vor! Brich du mit deinem rothaarigen Frauenzimmer vom Hoftheater — mach mit der Naumann ein End'! Dann wird dir wohl sein!"

„Mama — —!"

„Ja, ich weiß alles, alles! Begehr nit auf! Wär' ja auch blöd genug, das nit zu wissen bei der unsinnigen Verschwendung, die du treibst! Hat mich schlaflose Nächte gekostet, Karlmann! Denn das ist wirklich ein Sumpf! Aber nun bist halt festgefahren, armer Tropf?"

„Mama — es widerstrebt mir — — aber wenn du so offen davon sprichst — Mama — —!"

Ein Nervenanfall, den er künstlich ein wenig steigerte, kam über ihn. Er senkte schluchzend den Kopf in ihren Schoß. Klementine streichelte fast befriedigt seinen zuckenden Kopf mit ihren beiden raschen Händen. Unablässig tröstete sie ihn dabei: „Ist es das! War es das! Na also! Also! Mein Goldbub! Nun wird alles von dir genommen! Gib acht! Ich helf' dir! Nun wirst du wieder deiner Jugend froh werden, mein Liebling! Fürcht dich nit, schreib ihr noch heut' den blauen Brief! Die hat schon morgen einen andern, und wenn sie Geschichten machen will — ich kann ihr beim Großherzog die ganze Karriere zerstören!"

Er zuckte zusammen, ihm graute. „Mama ... Nicht doch, Mama ... Du darfst dich überhaupt nicht einmischen ... Um Gottes willen nicht. Ich mache schon allein ein Ende."

„Heut' noch?! Versprichst du mir das?"

„Ich versprech' es. Es soll der Anfang vom neuen Leben sein."

„Nun, dann versprech' ich d i r, mein Liebling ..." Sie rückte ihm plötzlich katzenhaft nahe und flüsterte ihm mit glücklichem Lachen etwas ins Ohr. Er prallte zurück.

„Ja, ja!" bekräftigte sie eifrig nickend. „'s ist alles schon auf guten Wegen! Denkst du, ich sorg' nur für die Mädels? Übrigens, der Philipp hat mir schon Vollmacht gegeben. Er hat's auf die kleine Pisch abgesehen. Ihr Buben! Beschimpft mich und laßt kein gutes Haar an mir — aber wenn ihr die Mutter nit hättet!"

Sie rauschte ins Haus. Wie betäubt starrte Karlmann ihr nach. Was hatte sie ihm zugeflüstert? Weshalb sollte er mit Lucie Naumann brechen, den „Sumpf" verlassen? Um mit Amalie Giebler verkuppelt zu werden? Eine Tennisbekanntschaft, die er im übrigen nicht ausstehen konnte? Sie hatte eine halbe Million! Das war ihr Wert! O diese treubesorgte Mutter! Jetzt sollte sie sich gründlich verrechnet haben. Er brach mit der Schauspielerin, jawohl, es war die höchste Zeit — doch nicht um Klementines Heiratsspekulation zu verwirklichen, sondern um an Toni festzuhalten, an der armen, reichen, unendlich reichen Toni. Sie stand an der Pforte des neuen Lebens, sie allein.

Er reckte sich. Er fühlte den ersten wirklichen Sieg über die Mutter. Aufrecht starrte er in den Garten hinaus und wartete noch ein Weilchen, bevor er hinuntereilte. Eben wanderten die glücklichen Brautpaare vorüber — erst Baron Biegenau und Elsa, steif und still, ein hölzern komisches Glück — dann Franz Otto Braumüller und Marion. Sie dichtete ihn sich eifrig zurecht — sie sah ihn zärtlich an, und er, er nieste in diesem Augenblick heftig, denn er hatte sich bei der Liebeswanderung im Garten erkältet. Mit einem eisigen Lächeln wandte sich Karlmann dem Herrenzimmer zu. Dort saß sein Vater noch und sprach mit Arnold Ringer — behaglich, glücklich, ahnungslos. Er wurde nach seinem Segen nicht gefragt. Karlmann zog die Schultern hoch und stieg in den Garten hinunter.

V

Die Morgenstunden des Hauses Rominger begannen für die Eltern um sieben, für die Kinder gewöhnlich um elf Uhr. Der Professor zeigte sich zuerst draußen — er hatte die alte Gewohnheit, den Garten zu besichtigen, und man sah ihn täglich, wenn die Frühsonne ihn bescheinen wollte, in Hemdsärmeln harken, Blumen begießen, okulieren und zuweilen sogar ein Mistbeet auffahren. Erst wenn er diese Arbeit getan hatte, wanderte er befriedigt zur Kunstakademie, ohne natürlich ein kleines Merkmal der Morgenstunden an seiner Kleidung entfernt zu haben. Klementine machte sich um acht mit ihrem ersten scheltenden Rekognoszierungsgang durch das Haus bemerkbar. Die Söhne aber geruhten frühestens um elf nach dem Frühstück zu klingeln, und die Töchter stritten sich um halb eins noch, ob Gelb oder Blau besser zum Wetter paßte.

Karlmann sah sich am „Morgen" nach der Soiree um zwölf in seinem halbdunkeln Zimmer um. Er hatte starke Kopfschmerzen, und das jüngst Vergangene war nur ein wirrer Traum in seinem Bewußtsein. Allmählich erst erinnerte er sich der einsamen Stunden auf der Veranda, des merkwürdigen Gespräches mit der Mutter. Als ihm aber der Abschluß des letzteren einfiel, fuhr er entsetzt in die Höhe. Jetzt war ihm alles wieder klar. Er war ja gar nicht zur Gesellschaft zurückgekehrt — nach einem raschen Gang durch die abgelegensten Teile des Gartens war er in sein Zimmer hinaufgegangen, hatte sich dort eingeschlossen und bis drei Uhr mit dem Abschiedsbrief an Lucie Raumann gequält. Vier Bogen hatte er zerrissen, zweimal hatte er sich an dem prachtvollen neuen Elfenbeinsiegellack verbrannt und sein Goldpetschaft, worin das jüngst entdeckte Familienwappen der Grumbachs eingraviert war, reparaturbedürftig gemacht — der Brief war nicht zustande gekommen. Er mußte mit dem trostlosen Entschluß schlafengehen, daß ihm am nächsten Tage der rechte Text schon einfallen würde. Nun stand er also wieder vor dem himmelhohen Berge. Aber er mußte erstiegen werden — es half nichts — kam er diesmal nicht von der Schauspielerin los, so geschah es niemals. Er wollte auch Toni den entscheidenden Beweis seiner Kraft geben. Und nicht zuletzt regte sich wieder das Rache- und Überlegenheitsgefühl gegen die Mutter in ihm, die ihn auf völlig andern Wegen wähnte.

Er machte sich fertig, und der Brief gelang, als frische Morgenluft durchs Fenster eindrang. Schon während er sich mit dem Pariser Creme wusch,

einer Empfehlung Philipps, waren ihm die markantesten Stellen des Briefes eingefallen. Er brauchte das Ganze mit seiner steilen Kunstschrift nur herunterzuschreiben. Sogar das Siegel gelang, und ruhiger erhob sich Karlmann vom Schreibtisch. Eine glänzende Idee war ihm noch gekommen. Wenn er den Brief einfach mit der Post schickte, hatte er nachmittags eine Antwort von Lucie da, die ihn unweigerlich zwang, sie abends zu besuchen. Er kannte ihre Machtmittel und mußte sich dagegen verschanzen. Einen Boten brauchte er für diesen Brief, einen Mittler, der jede neue Anknüpfung vereitelte und mit seiner ganzen Person für Karlmann eintrat. Konnte er einen besseren finden als Demmler? Demmler, der vor der Welt sein Kutscher war, in Wahrheit aber sein Faktotum, sein Kammerdiener, Ratgeber, zweites Gewissen? Von allen Sorgen, die ihm das Versprechen an die Mutter aufgeladen, war die Zukunft der Equipage und Demmlers eine der schwersten. Demmler hatte ihm Pferd und Wagen gekauft, als Karlmann mit Millionärsgefühlen aus Monte Carlo heimgekehrt war. Demmler war es, wenn Karlmann ganz ehrlich sein wollte, der ihm, dem Zwanzigjährigen, die wahren Lebensbegriffe der Jeunesse dorée beigebracht hatte. Der flinke Elsässer mit den blanken schwarzen Augen hatte Dienste gehabt, die ihm eine ungeheure Erfahrung im vornehmen Leben errungen. Vom Thema Weib und Spiel war ihm nichts unbekannt. Er war aber delikat genug, den Schatz seiner Erfahrungen Karlmann gegenüber nur vorsichtig und mit weiser Väterlichkeit zu verwenden. Ernste Gefahren drohten ihm von diesem Spitzbuben nicht — das wußte auch Klementine, darum ließ sie ihm den Diener, der so wenig zu Karlmann zu passen schien. Immerhin war er es gewesen, der ihn zu Lucie Naumann geführt hatte. Demmler kannte die Schauspielerin lange — er war Bereiter bei Karlmanns Vorgänger, dem Grafen Erhard von Drachenstein gewesen. Halb Mephisto, halb Leporello, überlegener Dämon und käuflicher Geselle — so ungefähr stand er, ins gemütliche Pfälzisch übertragen, neben Karlmann, wenn dieser faustisch oder juanitisch war. Als Karlmann an Demmlers Zukunft dachte, wurde ihm auch die eigne klarer. Er ließ ihn kommen. Mit großen Schritten im Zimmer umhergehend, erklärte er ihm, wozu er sich entschlossen habe. Den Abschiedsbrief der Schauspielerin zu überbringen und die rechte Antwort zu erhalten, sei Demmlers Sache. Der Kutscher machte ein sehr skeptisches Gesicht und meinte, an seinen Glacéhandschuhen bastelnd:

„Ist schon recht, Herr Rominger. Ich glaub' nur, die Antwort wird sein, daß das Fräulein Naumann mir in den Wagen steigt und sich in die Bertastraße fahren läßt. Was soll ich da machen? Ihr gehört ja sozusagen der Wagen."

Karlmann machte eine wütende Bewegung. „Sie sind plötzlich ganz unbrauchbar, lieber Demmler!" rief er. „Was fällt Ihnen denn ein? Glauben Sie etwa, ich werde Sie mit dem Wagen zu Fräulein Naumann schicken? Sie können schon hinfahren, aber dann lassen Sie Pferd und Wagen gleich da und kommen zu Fuß zu mir zurück — verstanden?"

Jetzt merkte Demmler, daß der junge Herr tatsächlich Ernst machte. Er wußte Bescheid — eine ernsthafte, am Ende gar bürgerliche Liaison mußte dahinterstecken. Diese Entdeckung war ihm nicht angenehm, denn sie störte das leichte Fahrwasser und machte Leporello mehr Kopfzerbrechen als die



Amazonenschlacht. Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach

gewagtesten Abenteuer. Aber der Weltmann bezwang sich. Er beruhigte Karlmann und stimmte ihm bei, daß es am besten sei, völlig reinen Tisch zu machen, den kleinen Mund der Schauspielerin, der bei einer Bedrohung ihrer Interessen erschreckend groß werden konnte, sofort mit fürstlichen Geschenken zu stopfen. So schwer ihm auch die Trennung von dem Rappen Nero falle und so unwahrscheinlich es sei, jemals einen Wagen von der Eleganz des gelbseidenen wiederzufinden — man müsse sich doch davon trennen. Er persönlich bleibe ja lieber Kammerdiener als Kutscher bei Herrn Rominger; die Stallatmosphäre habe immer ein bißchen unter seiner Würde gestanden. Karlmann solle sich nur ganz auf ihn verlassen. Er werde seinen diplomatischen Auftrag bei Fräulein Raumann zur vollen Zufriedenheit des gnädigen Herrn ausführen. Karlmann hätte den Unentbehrlichen am liebsten umarmt, klopfte ihm aber nur wohlwollend auf die Schulter und wies mit einem vielsagenden Blick nach zwei goldenen Manschettenknöpfen, die dem Kutscher schon lange besser gefielen als ihm.

Lucie Raumann ahnte Unheil, denn es war ein probenfreier Tag, den Karlmann Rominger vorüberließ, ohne sie zur Spazierfahrt abzuholen. Gerade heute hatte sie sich auf eine Fahrt über die Weinberge und ein Souper bei Güstermann gefreut draußen auf der Neckarhöhe. Doch nun verstrichen die besten Stunden und sie saß fertig angezogen im Vorzimmer. Wenn Karlmann kam, denn eine Verhinderung hätte er ihr mitgeteilt, so wollte sie schmollend sofort mit ihm die Treppe hinuntereilen. Wie verführerisch war sie heute — wie würde er ihren zum Wagen gestimmten gelben Hut, das rostrote Kostüm und die violetten Schuhe bewundern! Endlich fuhr der Wagen unten vor. Lucie klatschte in die Hände und erhob sich. Als sie aber mit erkünstelter Zaghaftigkeit die Tür zur Treppe öffnete, um den säumigen Geliebten einzulassen, blieb sie erstarrend stehen, denn nicht Karlmann, sondern Demmler stand vor ihr und hatte das blasse, lächelnde Gesicht eines Hiobsboten.

„Um Gottes willen!“ schrie sie mit Maria-Stuart-Tönen. „Was bringen Sie! Ist Herrn Rominger etwas zugestoßen?“

Demmler schüttelte den Kopf.

„Aber Sie lächeln ja! Kommen Sie! Treten Sie ein! Sagen Sie mir alles! Haben Sie den Wagen unten? Wenn Nero durchgeht und Menschen tötet — ich kann das nicht bezahlen! Herr Sieble ist ein schwacher Greis — der kann ihn nicht halten!“

Demmler machte eine beschwichtigende Handbewegung und folgte ihr in den Salon. „Schließen Sie bitte die Türen, gnädiges Fräulein,“ bat er leise. Es wurde eine gespannte Bühnensituation, und Lucie befolgte die Weisung des Kutschers halb angstvoll, halb mit Kennermiene. Als kein Lauscher mehr zu fürchten war, übergab Demmler ihr Karlmanns Brief. Sie las ihn mit stockendem Herzen. „Liebe Lucie, hochgeschätztes Fräulein Raumann! Ein Mann, der in der letztvergangenen Nacht den schwersten Kampf eines Lebens durchgekämpft hat, schreibt Ihnen diese Zeilen. Sie haben immer an die Ehrlichkeit meiner Empfindungen geglaubt. Sie wissen, daß ich keine Redensart mache, wenn ich sage, daß mir das Jahr an Ihrer Seite ein unvergeßliches, liebes, herrliches Jahr war, daß es mir eine Erinnerung sein

wird an den Menschen und an die Künstlerin, unauslöschlich in meinem Herzen. Eine Erinnerung, denn es ist vorüber, Lucie. Ich habe es schon lange geahnt und jetzt weiß ich es. Ein unreifer Knabe war ich, ich verhehle es nicht, als ich zu Ihnen kam, mich Ihrer Neigung bemächtigte. Das eine Jahr aber hat mich zum Manne gemacht. Sie haben halb unbewußt daran mitgewirkt — was aber ganz bewußt seine Wirkung an mir getan hat, das Höchste, Ewige, Einzige, ich kann es Ihnen nicht sagen. Erlassen Sie es mir, raten Sie es — es ist jetzt da, es ist der Grund unsrer Trennung. Lassen Sie sich das genügen und haben Sie Dank, innigen Dank, Lucie, für das holde Spiel, den lieben Schimmer, den Sie meinem armen, einsamen Leben gespendet haben. Jetzt kommt der große Ernst! Sie verstehen mich! Ich habe es meiner Mutter geschworen, daß er endlich kommt! So müssen wir für immer scheiden. Ich weiß, weil Sie mich gern haben, werden Sie diese Scheidung ertragen und mir wohlgesinnt bleiben. Ich kenne Sie ja, Sie gute, kluge, tapfere Lucie! Nun genug. Machen Sie keinen Versuch mehr, mich zu sprechen, irgendwie an mir festzuhalten. Es ist für uns beide das beste, wenn alles mit einem Male vorbei ist. Und als kleines Erinnerungszeichen erlauben Sie mir, Ihnen außer dem Schmuck, mit dem ich Ihre Schönheit schmücken durfte, auch den Wagen zu lassen, der unsre vielen heiteren Stunden durchs Land trug. Das Pferd gehört Ihnen selbstverständlich. Demmler war mein Diener und bleibt mein Diener. Ein letztes Lebewohl noch! In treuer, freundschaftlicher Gesinnung Karlmann Rominger."

Der Kutscher stand regungslos, während die Schauspielerin den Brief las. In seiner festen Miene zeigten sich eisige Diskretion und forschende Neugier. Er war ein Kenner, er hatte schon manche Abschiedsszene mitgemacht — die Reihenfolge, in der sich Verzweiflungsstadien abzuspielen pflegen, war ihm wohlbekannt. Zuerst kam wieder das Zusammenbrechen in den Fauteuil, der bei solchen Gelegenheiten immer dastand, ein Schluchzen schüttelte die schöne Frau, ein Verbergen des Antlitzes in ringgeschmückte Hände folgte, aber das letztere dauerte dieses Mal nicht lange. Früher, als er berechnet hatte, fuhr Lucie Naumann auf und schleuderte ihm das Briefkuvert ins Gesicht — es tat empfindlich weh, denn Demmler konnte nicht mehr ausweichen. Sofort brach nun die Exaltation los.

„Er macht keine Redensarten? Aus Redensarten seid ihr ja zusammengesetzt, ihr herzlosen, undankbaren, unbarmherzigen Gesellen! Leugne es doch, du Bedientenseele!" Sie sprang auf und tat ein paar Tigerschritte auf Demmler zu.

Dem Kutscher fiel es weder ein zu leugnen noch überhaupt etwas zu antworten. Er machte ein überlegen objektives Gesicht und lehnte jede Verantwortung ab.

Lucie schüttelte recht bedenklich die geballte Faust vor seiner Nase. „Dieses Komplott!" schrie sie. „Dieses Komplott! Sie sind doch seine Kreatur, Sie wissen doch alles, Sie hat er geschickt mit dem Wagen, wie zum Hohn — er hat sich selbst nicht hergetraut, der Held! Ein Briefchen — das ist alles! Das übrige besorgt der kluge Demmler, nicht wahr?! Oh, ich kenne das! Sie haben ja schon einmal so vor mir gestanden! Sie haben sich schon einmal zu dieser Henkersarbeit hergegeben! Der Graf hat Sie zu mir geschickt! Das

haben Sie wohl dem kleinen Rominger erzählt? Lächeln Sie nicht, sonst erwürge ich Sie!"

Der Kutscher warf ihr einen warnenden Blick zu, der ihr zeigen sollte, daß er nichts zu fürchten habe. Die Hände ringend, schritt Lucie Naumann im Zimmer umher. Der Hut war ihr durch die heftigen Bewegungen vom Kopf geglitten. Wie in den wirksamsten Augenblicken auf der Bühne ging ihr zum Schluß ihrer Rede die Stimme aus. „Ich armes, verlassenes Geschöpf! Alles habe ich hergegeben, meine ganze gewaltige Liebe, und jetzt verabschiedet er mich wie ein Nähmädchen! Weshalb? Er hat seiner Mutter geschworen —? Lächerlich! Seine Mutter pfeift auf Schwüre, der ist der Ernst des Lebens wurst, der große Ernst! Wer weiß, ob Karlmann des Professors Kind ist! Nein! Ich lasse mir nichts vormachen! Warum gibt er mich preis, mich, mich, die einen Prinzen abgewiesen hat um seinetwillen? Um ein verwöhntes Püppchen ohne Namen, ohne Beruf, ja ohne Geld? Ein Nichts ist dieser Herr Karlmann, bei Licht besehen — nur was der liebe Gott ihm gab, das bißchen Jugendfrische, das ist was! Das wird bald hin sein! Aber eines will ich noch wissen! Eines muß ich noch wissen! Sie sind seine Kreatur — leugnen Sie nicht, Demmler, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist — ich lasse Sie nicht aus dem Zimmer!"

Jetzt wagte Demmler etwas, als ihm die Rasende gar zu nahe kam. Er versetzte ihr einen unsanften Stoß und wußte, daß er dadurch nicht ihren Revolver auf sich lenkte, sondern sie segensreich abkühlte. Sie starrte ihn auch wirklich nach seinem Wagnis wie ein hilfloses Kind an, und im nächsten Augenblick brach sie wimmernd in die Knie.

„Erbarmen!" rief sie. „Ich kann nicht leben, wenn ich nicht weiß, wer mich um ihn gebracht hat!"

Demmler wandte sich zur Tür. „Wenn Sie fähig wären, mich anzuhören, gnädiges Fräulein —"

„Ja! Ja! Verzeihen Sie mir alles!"

„Ich schwör' Ihnen, ich hab' keine Ahnung von der Dame, die Sie meinen."

„Mensch!"

„Ich weiß nichts. Ich bin selber heute vollkommen davon überrascht worden."

„Aber Sie werden sie mir nennen, wenn Sie wissen —?"

„Wie komm' ich denn dazu? Was fällt Ihnen ein, mir so etwas zuzumuten? Ich bin ein ehrlicher Bedienter, weiter nichts —"

„Oh!"

„Ich hab' Ihnen den Brief meines Herrn übergeben, und nun richt' ich auch noch den übrigen Auftrag aus. Ich führ' jetzt Pferd und Wagen auf den Hof — der Sieble kann ja damit umgehen, der soll für einen Stall sorgen. So. Es tut mir leid, daß ich Fräulein Naumann solche Unannehmlichkeiten hab' bereiten müssen — aber ich hab' lediglich meine Pflicht getan. Empfehl' mich, Fräulein Naumann."

Er verschwand. Noch eine halbe Stunde hockte die Schauspielerin auf dem Teppich ihres Salons — dann erst erhob sie sich gebrochen, krampfhafte Schluchzer erschütterten sie noch, Karlmanns Brief lag zerknüllt am Boden. Langsam schleppte sie sich zum Fenster. Da sah sie den alten Sieble unten auf

dem Hof stehen, der mit einigen Nachbarsleuten den silbergeschirrten Rappen und die gelbseidene Kutsche bewunderte. Sie tuschelten wohl schon voll Schadenfreude über die Verlassene und sahen mit Recht ihr Blutgeld in dem herrlichen Geschenk. Aber herrlich war es. Jetzt erst, da Karlmann nicht mehr kam, begriff sie seinen Wert. Sie wollte es natürlich sofort verkaufen, die Erinnerungen an den Treulosen nicht mehr sehen. Oder sollte sie es ihm nicht lieber sofort zurückschicken? Auch das Kollier und die Armbänder? Nein! Sie wollte zum Unglück nicht auch noch die Dummheit fügen. Solch armes, verlassenes Theatermädchen mußte festhalten und ausnutzen, was ihr blieb. Oh, sie wollte überhaupt von jetzt an nur noch kalt berechnend, erbarmungslos für ihren Vorteil leben. An nichts mehr glauben, an nichts! Es war ein kleines Vermögen, Equipage und Schmuck. Oh, der lange Tag, der nun vor ihr lag... Wie war sie müde geworden durch die furchtbare Aufregung! Wie war sie einsam! Was fing sie an? Sollte sie an ihre Mutter schreiben? Nein. Da lag ja noch ein andrer Brief auf dem Schreibtisch, der beantwortet werden mußte. Die Einladung der Münchner Intendanz zum Gastspiel auf Engagement. Jawohl, sie zögerte nicht mehr. Jetzt war ihr ein Zeichen gegeben worden. Friedrichsburgs Staub schüttelte sie von den Füßen — dieses elende Philisternest. Nach München ging sie. Die Medea spielte sie dort, zum erstenmal die Medea. Und der alte Fürst Hasselberge? Der lebte ja in München. Dem war sie immer willkommen... Lucie Raumann saß bis zum Abend am Schreibtisch und schrieb drei Briefe. Einen an die Münchner Intendanz, einen an eine vornehme Pension und einen an den Fürsten — der bekam den längsten. —

Karlmann erwartete Demmlers Botschaft im Hotel Royal, wo er zu seiner Freude das kleine, zum Schloßplatz hinausgelegene Eckzimmer unbesetzt gefunden hatte. Chablis schlürfend, sah er träumerisch auf die alten Lindenbäume hinaus, deren Kronen das Reiterstandbild Augusts des Siegreichen umgaben — der Lärm der verkehrsreichsten Ecke Friedrichsburgs, Schloßplatz und Großherzog-Friedrich-Straße, tönte nur in halben Lauten zu ihm hinauf. Karlmann war ganz ruhig geworden. Dem Verhör der Mutter war er glücklich entgangen, denn Klementine war heute schon frühzeitig nach Annashorst aufgebrochen, wo unter dem Protektorat der Großherzogin ein Wohltätigkeitsbasar stattfand. Klementine Rominger verkaufte dort Stickereien und bemalte Holzteller, zum Teil Arbeiten ihrer eignen kunstfertigen Hände. Martha, das Stubenmädchen, die Karlmann auf seiner Mutter Befehl wie ein Detektiv bewachte, hatte ihm versichert, daß die Gnädige heute frühestens um acht Uhr heimkommen würde. So konnte er also das schwierige Kapitel Lucie durchführen, ohne von der Mutter gestört zu werden. Als er sich eben der Kaviarsemmel zugewandt hatte, die ihm Alfons, sein vertrauter Oberkellner serviert, öffnete sich die Tür, und Karlmann blieb der Bissen im Munde stecken. Nicht Demmler erschien, sondern in heiterem, vertraulichem Gespräch als offenkundige Freunde — Franz Otto Braumüller und Freiherr von Biegenau. Das hatte ihm gerade gefehlt. Karlmann wurde ganz blaß vor Wut. Wie peinlich und lächerlich zugleich war der Zufall! Mußten diese beiden Esel, diese Schwiegersöhne, diese Schwäger in spe sich ausgerechnet seinen lieben Schlupfwinkel im Hotel Royal zum Katerfrühstück aus-

suchen. Und wie grotesk war es, die beiden aus den verschiedensten Welten Hergekommenen so plötzlich zusammengekuppelt zu sehen! Auch dies war das Werk der Mutter. Sie konnten einander ganz gewiß nicht ausstehen, Biegenau verachtete Braumüller und Braumüller Biegenau — aber der gestrige Abend hatte sie zu Kollegen gemacht, sie mußten jetzt miteinander auskommen, sie verstanden sich instinktiv und vertuschten ihr Verständnis. Höchstwahrscheinlich hatte der geldklamme Baron eine protzige Frühstückseinladung des Fabrikanten angenommen und erlaubte ihm nun, mit französischem Sekt ihren Schwagerbund zu feiern.

An eine Flucht war nicht mehr zu denken. Braumüller entdeckte Karlmann sofort und stiefelte entzückt auf ihn zu. „Das is ja reizend!" rief er heiser. „Dieser Zufall! Herr Karlmann! Wir setzen uns doch zusammen, nich wahr! Ich darf mir doch erlauben, auch Sie zu einem kleinen Dejeuner einzuladen —!"

Braumüller stockte, denn er glaubte es gut zu machen und sah den Mienen der beiden andern an, daß er sofort eine Taktlosigkeit begangen hatte. Der Baron zog die Augenbrauen hoch, als er vor dem Kellner als Freigehaltener bezeichnet wurde, und Karlmann erwiderte ziemlich schroff: „Ich danke — bin schon dabei, wie Sie sehen." Franz Otto tat, was ihm in jeder Verlegenheit übrigblieb — er rieb seine feisten Hände und lächelte verbindlich. Es half nichts — Karlmann konnte nicht fort und mußte die beiden an seinem Tische Platz nehmen lassen. Mit halben Ohren folgte er ihrem Geschwätz. Marions Verlobter fing einen Hymnus auf das Haus Rominger an, begann bei der Großmutter und endigte bei dem Gärtnerburschen. Elsas erkorener flocht feierliche Lobsprüche auf das tadellose Essen, die tadellosen Weine, die tadellosen Gäste ein. Als Karlmann nicht einmal auf das ihm selbst Gespendete reagierte und nervös immer wieder zur Tür sah, hielt Braumüller es für richtig, auf anderm Wege sein Herz zu erobern. In der Haltung eines bewegten Tischredners, das Sektglas in der Hand, sprach er, nur noch zu Karlmann gewandt, mit leiser Stimme von Marion. Und seltsam — mochte sein eignes, durch Trennung und neues Hoffen erschüttertes Gemüt die Ursache sein, mochte der Geschäftsmann in seinem soliden Zukunftsglauben doch ein paar tiefere Töne finden — Karlmann verschloß sich ihm weniger als zuvor. Er stieß sogar errötend mit ihm an, und während seine Augen von Braumüller zu Biegenau glitten, stellte er insgeheim fest, daß der Berliner unbedingt der Sympathischere war. Er fürchtete jetzt viel weniger für Marion als für Elsa. Aus den harten grauen Augen des Rittmeisters wollte kein Funke mehr kommen. Sein Mitgefühl galt sicher einem teuren Rennpferd mehr als seinem angetrauten Weibe — Gemütsproben konnten bei dem dürren Pferdekenner böse fehlschlagen. Einzig seine aristokratische Haltung gab Gewähr. Bei Braumüller nicht Verständnis, nicht Leidenschaft — wie sollten auch solche Edelgewächse aus der Kartoffelerde kommen? — aber eine kleinbürgerliche Zuverlässigkeit und ein rührender, Karlmann fast schmeichelnder Stolz auf das endlich errungene, hoch über ihm stehende Mädchen.

Endlich schob sich Demmler bescheiden ins Zimmer. Karlmann stand auf und entschuldigte sich bei den Zechern, die nun mit einem ergiebigeren Dritten, dem Sekt, allein blieben. In den Schloßplatzanlagen wanderten Herr und Diener umher. Karlmann war von Demmlers Schilderung zu bewegt, um

schon zur Freude über die gelungene Trennung zu gelangen. Auch wurde ihm in dieser schönen Nachmittagsstunde, da die vornehme Welt in den Stadtpark hinausfuhr, noch einmal ganz bewußt, was er an Lucie Raumann aufgab, wie stark ihre duftigen Reize noch in ihm lebten. Aber er belobte Demmler und entließ ihn reichbeschenkt. Als er eilig zur Johanneskirchgasse hinübergehen wollte, wurde er aus einer vorüberrollenden Droschke angerufen. Erschrocken sah er, daß er seiner Mutter in den Weg gelaufen war.

„Na, Karlmännle, so tiefsinnig?!“ rief sie und ließ den Kutscher halten. Sie sah jung und blühend aus, so hatten sie das Menschengetriebe des Basars und ihre Erfolge angeregt. Ein wenig zu jugendlich war ihre Toilette, aber das störte Karlmann nicht, es machte ihm die Mutter nur etwas fremder. „Komm! Steig ein! Aber ja, ich will's! Du wirst mir doch nit davonlaufen!“

„Mama, ich will in den Klub, ich möchte noch gar nicht nach Hause.“

„Schad't nix! Brauchst auch nit! Der Kutscher fährt uns bis zum Josephsberg und dich nachher in die Kirchgasse — ich steig' den lumpigen Hügel hinauf, das tut mir gut nach all dem Sitzen.“

„Wie töricht, Mama — um meinetwillen — Dein Asthma —“

Es war nichts zu machen. Sie zog ihn kräftig hinein und fuhr mit ihm davon. Nachdem sie ihm hundert Dinge, die ihn nicht im mindesten interessierten, von dem Basar erzählt hatte, fragte sie unvermittelt, was denn mit Lucie Raumann sei. Ob er sein Versprechen von gestern abend gehalten habe? Es klang nur wie ein neues Gesprächsthema, sie konnte keinen tieferen Ton dafür aufbringen, der Gesellschaftsdämon hatte sie zu lange in den Klauen gehabt. Karlmann überlief es, aber er fand durch ihre herausfordernde Leichtfertigkeit die richtige Antwort. Kalt und fest erwiderte er, daß er selbstverständlich heute mit der Schauspielerin für immer gebrochen habe. Irgendwie weiter Rede stehen würde er aber der Mutter in dieser Angelegenheit nicht.

Sie wehrte mit zärtlichem, befriedigtem Lächeln ab. „Aber nein! Nein, nein! Was meinst denn du! Ich will ja auch gar nix mehr wissen! Das genügt mir vollkommen! Ich begreif' ja, daß dir noch das Herz weh tut, mein armer Bub! Aber du wirst es schon bald merken, wie heilsam das ist, so einen männlichen Entschluß zu fassen! Na, Gott im Himmel sei Dank! Man kann sich also auf Karlmanns Wort verlassen! Und nun versprich mir noch eins, mein Goldbub!“

„Was, Mama? . . .“

„Mach' morgen endlich den Besuch bei den Gieblers! Die Mali ist so ein grundgescheites, liebes Mädel! Du kennst sie noch viel zu wenig! Die Leut' legen den höchsten Wert darauf, daß du dich endlich mal blicken läßt!“

„Mama —“

„Hast du mich nit verstanden?“

„Vollkommen, Mama. Aber versprechen kann ich dir heute nichts.“

„Nein, nein, Liebling, ich kann mich ja hineindenken — du bist noch etwas menschenscheu. Aber übermorgen — du tust mir die Wohltat, gelt?! Und nun darfst du aussteigen. Ich hab' Kopfweh — ich fahr doch hinauf.“

Als er endlich allein war, stürmte Karlmann zur Stadt zurück. Zorn und Schadenfreude, Selbstgefühl und tollkühne Hoffnung erfüllten ihn. Zu den Gieblers ging er nie — o nein! Die Mutter sollte seine wahren Vorsätze bald begreifen. Gingen da nicht die Gieblerschen Damen auf der andern Seite

der Großherzog-Friedrich-Straße? Reckten sie nicht die Hälse zu ihm herüber und erwarteten seinen bedeutungsvollen, überschwenglichen Gruß? Jetzt oder nie! Es brüskierte sie, das öde, spekulative Gesindel. Steif und kühl, als wäre er ihnen niemals nähergetreten, zog Karlmann den Hut und ging vorüber. Wie die Damen reagierten, konnte er nicht mehr sehen, blieb aber möglichst gleichgültig am Schaufenster der Lehmannschen Hofbuchhandlung stehen. Eine neu ausgestellte Broschüre fesselte seine Aufmerksamkeit. „Wie rafft' ich mich auf . . ." lautete der Titel, und der Verfasser hieß Johannes Rollfink. Er kannte das neueste Werk seines Vetters noch nicht, ging aber sofort in den Laden und kaufte zwei Exemplare. Eines davon behielt er selbst, das andre ließ er an Fräulein Antonie Tränkle, Marktplatz 7, schicken. Eine Visitenkarte hatte er, nur für die Leserin entdeckbar, mitten zwischen die Blätter geschoben. Mit Bleistift war darauf gekritzelt: „Besserungsbericht vom zwanzigsten Mai: Fräulein Lucie Naumann ist nur noch eine talentvolle Komödiantin des Hoftheaters für Ihren zielbewußten, immer ergebenen Karlmann."

VI

Toni las die halbe Nacht in dem Buche, das sie mit Mühe vor Hildas Neugier gerettet hatte. Das erstemal verschlang sie es, das zweitemal las sie es Wort für Wort, das dritte- und viertemal studierte sie die schönsten, tiefsinnigsten Stellen. Etwas gar zu tiefsinnig war das seltsame Buch für ihren schlicht gesunden Sinn, und Karlmann ahnte nicht, wie aufwühlend, ruheraubend diese Lektüre für ein Mädchen wie Toni wurde. So wunderschön sie nämlich das Ganze fand, eine dithyrambische Bekenntnisphilosophie, mehr Dichtung als Wissenschaft — es blieb doch etwas Dunkles und Fremdes darin, dem sie nicht auf die Spur kam, soviel sie sich auch mühte. Es war aber der Schlüssel zu all dem Mitleiden, Verehren, Zustimmen, das ihr der Verfasser erweckte — sie fühlte es klar. Dankbar für das Begreifliche, beschloß sie endlich, Karlmann nach dem Unlösbaren zu fragen. Sie konnte nicht einschlafen, nachdem sie das Licht gelöscht hatte. Als draußen schon der Morgen graute, tönten noch die machtvollen Schlußsätze des Buches in ihr nach, und Karlmann sprach sie, Karlmann — sie wußte es. Er hatte sich den Läuterungsprozeß des unbekannten Dichters zu eigen gemacht — ein wenig davon jedenfalls. Auch er war jetzt auf einem hohen, zum Ziel führenden Wege. „Wie rafft' ich mich auf . . ." Sie jauchzte leise in ihr Kopfkissen hinein. Hatte sie nicht großen Teil an seiner Lebenswende? Sie, nur sie! Und besonders freute es sie, daß er den Worten auf der Visitenkarte nicht die Bitte um ein Zusammentreffen angefügt hatte. So war es ihm also ganz ernst — allein, ohne Abirren, ohne Gefährdung ihrer geliebten Person, wollte er seinen Weg gehen. Erst wenn er am Ziel stand, sollte der ganze, unfaßbare, unendliche Lohn kommen . . . Sie warf sich zum Fenster herum. Es war halb offen, und der Frühwind bewegte die Vorhänge. Ein feiner rötlicher Schein lag auf dem Linnen — der Tag war da. Schon sangen die Amseln in den Marktbäumen. Toni sprang aus dem Bett. Sie hatte nicht geschlafen, aber das tat ihrem Reichtum nichts. Sie sah frisch aus wie nach vielen Schlummerstunden.

Das Buch trug sie beständig bei sich. Zerstreut gab sie heute ihren Turnunterricht in der Sophienschule — beklommen sah sie in der Privatstunde

nachmittags Karlmanns Schwestern vor sich stehen. Sie starrte die beiden, während sie in zierlichen Höschen Kniebeuge machten, so gedankenvoll an, daß Marion und Elsa schließlich das Lachen bekamen. Sie erklärten, daß sie keine Lust hätten, für ihr ganzes ferneres Leben in der Kniebeuge zu bleiben, zogen sich mit hochmütiger Miene um und verließen den Turnsaal. Toni war heftig erschrocken. Was mochten die Damen von ihr denken? Sie beschloß, sich brieflich sogleich zu entschuldigen und ging dann in den Stadtpark hinaus. Luft wollte sie schöpfen, nur noch an den lieben, lieben Mann denken. Seltsam — als sie um die Hirschengruppe auf dem großen Rondell herumging, kam Karlmann langsam auf sie zu. Er war es wirklich, der gemeinsame Weg ihrer Seelen mußte auch ihn um diese Stunde hierhergeführt haben. Sie sahen sich lange nur an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann gingen sie nebeneinander her und scheuten nicht die Menschen, die ihnen begegneten. Sogar den belebten Kinderspielplatz mied Toni nicht, und als sie Onkel Mohr mit Anastasius auf einer Bank sitzen sah, wurde sie gar nicht unruhig, sondern entschuldigte sich bei Karlmann für einen Augenblick und begrüßte ihren Onkel.

Benjamin Mohr war ein kleiner, mausgrauer Deutschamerikaner mit tiefgerunzelter Stirn und spiegelglatter Glatze. Er sah über sein Pincenez hinweg forschend, aber wohlwollend die etwas verlegene Nichte an und zupfte an seinem spitzen Bärtchen. Anastasius, sein fünfzehnjähriger Sohn, saß neben ihm, wie stets in der schlaffen, fast leblosen Haltung einer Puppe. Die armen, dünnen Gliedmaßen hingen wie ausgeschaltet an seinem eingesunkenen Körper, der schwere Wasserkopf neigte sich müde nach links. In den großen, braunen Augen war ein schöner, sinnender Ausdruck — freilich immer derselbe. Die abgezehrten Kinderhände malten mit dem Krückstock Kringel in den feuchten Sand. Ob er die spielenden Kinder vor sich sah, ob er ihr Laufen verfolgte, ihr Lachen hörte, war nicht zu erkennen. Nur sein Vater kannte die leisen Regungen dieses verflackernden Gemütslebens. Für ihn war er weder imbezill noch überhaupt zurückgeblieben, und Benjamin Mohr war ein Mann, der das Leben nie mit Träumeraugen gesehen hatte.

„Gehst spazieren, Toni?“ fragte er mit seiner harten Stimme, nachdem er einen schnellen Seitenblick auf Karlmann Rominger geworfen.

„Ja, Onkel,“ erwiderte Toni mit einer Unbefangenheit, die sie selbst in Erstaunen setzte. „Grüß dich Gott, Anastasius,“ fügte sie dann hinzu und strich dem armen Jungen zärtlich über das kurzgeschnittene Haar.

„'s ist ja schön heut. Wann kommst denn wieder zu mir, um die große geschäftliche Angelegenheit zu besprechen? Bitte, ich steh' zu deiner Verfügung.“ Onkel Mohr meinte die Gründung der orthopädischen Anstalt, die er für Toni ins Werk setzen wollte, und die Nichte gab ihm in warmer Dankbarkeit die Hand.

„Ach, Onkel — ich freu' mich ja so darauf.“

„Hm ...“ Er wollte wieder einen Seitenblick auf Herrn Rominger werfen, bezwang aber den mißtrauischen Philister in sich, und Toni rechnete ihm diesen Freisinn hoch an. Sie brauchte von Onkel Mohr keine Zwischenträgerei zu fürchten. Ablenkend deutete der Onkel auf seinen Sohn hin — er tat es so vorsichtig, als ob der Verblödete die leiseste Regung, die sich mit ihm beschäftigte, merken könnte. „Siehst du, was er da macht?“ fragte er, ohne seine Stimme zu dämpfen, denn Anastasius war taubstumm.

„Er zeichnet ja so schön mit dem Stock!“ sagte Toni, die wußte, wie gern der Vater das hörte.

„Ich sag' dir, es liegt etwas Geniales in seinem Zeichnen. Da schau her — schau her — ich hab' immer mein Notizbuch daneben und kopier' gleich, was ihm einfällt. Denn das sind die ersten, primitivsten Äußerungen des menschlichen Geistes. Interessant — wie? Das bringt der raffinierteste Künstler nit zusammen. Wenn du dir das ganze Büchl da anschaun tätst, würdest du erst begreifen, was in solchem verkannten, verleumdeten Kopf alles vorgeht. Da könnt' mancher Studierter froh sein, wenn er ein Zehntel davon hätt'. Interessant — wie? Genau die gleiche Geschicht' ist's mit seinen Gedichten. Jawohl, er macht Gedichte — ich muß sie dir mal zeigen. Du bist die einzige, der ich sie zeig'. Da ist in wenig Worten die ganze Natur drin. Interessant — wie? Und alles kommt von dem, was ich ihn gelehrt hab'. Den Lehrer aus der Anstalt hab' ich 'nausgeschmissen — der hätt' den armen Jungen nur unglücklich gemacht. Ich bin jetzt sein Lehrer, ich weiß, was er wissen will, und wie er's verarbeitet. Das ist meine Lebensaufgab'. Interessant — wie?“

„Ja, Onkel, freilich,“ erwiderte Toni mit zitternder Stimme. Sie betrachtete Anastasius eine Weile und sagte dann: „Du wirst dein Geschäft wohl bald aufgeben — gelt? Du bist doch vermögend und —“

„Ach ja, ach freilich ... hab' genug ... Was kümmern mich die überseeischen Hölzer? Ich hab' hier meinen Jungen! Daß aus dem was wird — das ist die Hauptsach', Toni.“

„Das mein' ich auch. Und mir erlaubst du doch, daß ich meine Versuche mit dem neuen Apparat wieder anfange? Ich glaube bestimmt, daß ich's dazu bringe, daß der Anastasius ein bißl besser geht.“

„Gewiß, gewiß ... Erlaub' dir's ... Aber laß dich jetzt nit länger stören. Auf Wiedersehen, Toni! Hat mich sehr gefreut!“

Er winkte mit weltmännischer, erkünstelter Frische, und Toni, die Tränen in den Augen hatte, eilte Karlmann nach. Er war schon die Ahornallee hinaufgegangen.

„Na?“ fragte er lächelnd. „Strenges Verhör zu bestehen gehabt?“

Sie schüttelte eifrig den Kopf. „O nein! Onkel Mohr ist ja solch vornehmer, diskreter Mensch!“

Zu dieser Behauptung äußerte Karlmann nichts. Sie gingen eine Weile schweigend weiter, dann fragte er sie, wie ihr das Buch gefallen habe. Seine Frage klang eigentlich etwas leicht für das große Erlebnis der Nacht, und sie konnte nur stammelnd Antwort geben. „Oh — wundervoll — ganz unglaublich gut hat mir's gefallen — aber —“

„Aber?“

„Ich versteh's halt manchmal nit.“

Sie sagte es ganz traurig, und er lachte hellauf. „Das ist köstlich! Aber das sind die besten Bücher, die man manchmal nicht versteht!“

Toni wußte nicht recht, wie Karlmann das meinte, zog aber entschlossen das Buch aus der Tasche und zeigte ihm mehrere Stellen, die sie mit Bleistift angestrichen hatte. Auch er hat die Broschüre gestern abend noch gelesen, da es ihm, wie er sagte, ein süßer, beruhigender Genuß war, dasselbe wie sie gleichzeitig in sich aufzunehmen. Ob sie denn auch ebenso an ihn beim Lesen gedacht hätte?

„Ja,“ erwiderte sie treuherzig, „aber erst nachher.“

Abermals lachte er, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu. Sie wünschte ihn ernster. Da sah er sich rasch um, und plötzlich hatte er sie geküßt. Es brannte ihr heiß auf der Wange, sie starrte schweratmend in die weißen Blütentrauben der Akazie hinauf, unter der sie standen. So kämpfte sie gegen das entfachte Feuer und wünschte im innersten Herzen, er sollte es auch. Ernster, ernster wollte sie ihn jetzt. Und doch — sie hätte ihm viel tausend Küsse geben mögen. Die Quelle war allzu reich. Durften sie nicht endlich daraus schöpfen, die armen, ermüdeten Menschen? Sie sah auf das Buch hinunter, das ihre zitternden Hände hielten, und Tränen traten ihr in die Augen. Er sah es. „Verzeih mir,“ sagte er leise. Das erste Du wollte zutage. Sie ließ es geschehen. Sie nahm sogar seine feine rechte Hand, und plötzlich, zwischen Weinen und Lachen, zog sie sie zum Munde und drückte einen heißen Kuß darauf. Es war Anbetung und feuriger Genuß in der Berührung ihrer keuschen Lippen. Regungslos, mit hämmernden Pulsen ließ er ihr die Hand und sah sie an. Es lag eine wundersame Schönheit in seinen Augen, wenn er so blickte. Der blaue, deutsche, blütenreine Jünglingsblick — er war ihm noch gegeben. Die Glut der Unterwelt, des Dämons Leidenschaft lag eher in dem ihrigen — sie traf ihn einen Moment, sie kündete schrankenlose Hingabe — einst — wenn alles wahr sein sollte, einst. Er erschauerte. Jetzt wußte er — ihm gehörte ein Menschenleben.

Stimmen von Spaziergängern kamen näher. Er faßte sich und zog sie fort. In den rosigen Abendhimmel blickten sie auf; sie gingen am Rande einer Waldwiese, Arm in Arm. Halb unbewußt, zum erstenmal. Karlmann begann wieder von Johannes Rollfinks Buch zu sprechen. Einige der angestrichenen Stellen las er mit ihr gemeinsam und erklärte sie ausführlich.

„Spricht er denn eigentlich von seiner Frau? Ist Stella immer seine Frau?“ fragte sie behutsam, als ob sie sich eine Blöße zu geben fürchtete.

„Gewiß,“ erwiderte er ernsthaft. „Ich kann es nicht anders auffassen. Mag sein, daß ich da etwas klarer sehe, weil ich von der Person des Autors weiß . . .“

„Du kennst ihn?!“ fragte sie eifrig, und ein lächelnder Schreck kam auf ihre Züge — wie leicht fiel ihr das erste Du.

„Persönlich kenn' ich ihn kaum, aber Johannes Rollfink ist mein Vetter —“

„Dein Vetter? . . .“

„Ja — das interessiert dich wohl? Er hat vor einem Jahr geheiratet — Eva Ben Nastir, deren Vater ein ägyptischer Kaufmann war. Ihre Mutter war Deutsche.“

„Wie sonderbar! Er muß sie doch ganz wahnsinnig liebhaben — und doch — er spricht von ihr, als hätt' er sie kaum gesehen.“

„Ich glaube, er hat sie nie gesehen.“

„Nie? Seine eigene Frau? Wie kann das sein?“

„Weil er blind ist.“

Toni blieb stehen. Diese Mitteilung wirkte so stark auf sie, daß Karlmann ängstlich nach ihrer Hand griff. Mit schweren, leise bebenden Zügen sah sie wieder das Buch an. „Blind?“ sagte sie mit einer wundersam weichen Stimme, die er nie in ihrem kernigen Wesen vermutet hatte. „Blind ist er . . . Ja,

nun versteh' ich alles. Gib mir das Buch, Karlmann. Jetzt werd' ich's erst richtig lesen. Verzeih mir, daß ich dich so viel gefragt hab'. Ich konnt' es ja gar nit verstehen. Oh, das ist ein gewaltiger Mensch, Karlmann."

Er nickte demütig. „Gewiß ... Ich möchte ihn sehr gern kennen lernen. Er lebt ganz abgeschlossen mit seiner jungen Frau in einem Vorort von München."

„Warum reist du denn nit einmal hin? Wie ich dich jetzt kenne — die Kämpfe, die du auszustehen hast — wo kannst du denn was Besseres drüber hören als bei dem Mann, der das Buch geschrieben hat?"

„Ich glaube, du hast recht. Rollfink hat uns aber immer gemieden. Meine Eltern kennen ihn auch nur wenig, und von der Frau wissen wir so gut wie gar nichts."

„War er denn immer blind?"

„Nein, er ist es erst in Ägypten geworden. Dort hat er jahrelang als Ingenieur gelebt. Denn eigentlich ist er Erfinder."

„Erfinder?"

„Ja, er hat ein System der Fernphotographie erfunden und beschäftigt sich jetzt mit einem Flugapparat."

„Als Blinder?"

„Ja."

„Und die Frau? Die Frau muß doch bei alledem ganz kräftig und heiter sein? Wie schade, daß kein Bild von ihr in dem Buch ist!"

„Das ging doch nicht ..."

„Nein, nein. Hast recht. Verzeih! Das war dumm. Es ist ja grad so schön, das Unbestimmte. Ich wußt' ja nit einmal, daß er von seiner Frau spricht."

Am Klarasee blieben sie stehen und sahen dem schwarzen Schwan zu, der einsam, als ob er von seiner fernen Heimat träumte, durch das Friedrichsburger Wasser zog.

„Wie rafft' ich mich auf?" flüsterte Karlmann.

„Was meinst du — ob der auch so häßliche Beine hat wie die andern Schwäne, wenn er aus dem Wasser steigt?" fragte Toni, auf den schönen, stillen Vogel deutend.

Er hatte eine andere Antwort erwartet, die stimmungsvoll an den von ihm geflüsterten Titel anknüpfte, und zuckte ein wenig zusammen. Zugleich aber fühlte seine Selbstkritik mit Genugtuung, daß Toni niemals sentimental wurde. Die Klippe seines Wesens, etwas Tiefes und Großes durch Reflexion seicht werden zu lassen, sah er glücklich wieder umschifft. Er lächelte, denn ihm fiel ein, wie seine Schwestern beim Anblick des einsamen Schwans in Vergleichen mit dem blinden Erfinder geschwelgt hätten. Dankbar sah er sie an. „Ich weiß nicht," antwortete er. „Aber möglich ist es ... Innerhalb und außerhalb des Wassers schön sein, ist eine schwierige Sache. Aber nun komm, Toni. Heute ist Samstag — das macht sich wieder bemerkbar. Ekelhaft viel Plebs ist unterwegs."

Erstaunt sah sie sich um. Für harmloses Spaziervolk war ihr der Ausdruck, den er brauchte, gar nicht geläufig. Sie sah ihresgleichen darin und maß sich keine höheren Rechte am Stadtpark zu. Da Karlmann aber sehr nervös wurde, ging sie rasch mit ihm in eine Seitenallee. Auch hatte sie eben noch eine Be-

obachtung gemacht, die ihr nicht angenehm war. Ihre mitteilsame Art konnte sie nicht lange zurückhalten. Sie fragte Karlmann, ob er denn gesehen habe, daß unter den lustwandelnden Soldaten mit ihren Liebsten auch das Stubenmädchen seiner Mutter, an der Seite eines langen Reiters, gewesen sei. Erschrocken sah sie, wie er sich verfärbte.

„Martha?" rief er schrill. „Dieses niederträchtige Frauenzimmer? Diese Spionin?!"

„Aber Karlmann!"

„Du hast keine Ahnung — jetzt sind wir geliefert!"

„Was? ..."

„Morgen weiß es meine Mutter!"

„Läßt die sich denn von ihrem Dienstmädel erzählen —?"

„Selbstverständlich! Sie hat sie ja zu meinem Aufpasser ernannt! Das Scheusal wird ja selig sein —!"

„Reg dich nit so auf. Das ist mir wurst. Was alle sehen können, mag die auch sehen. Nein, Karlmann — daran darfst du dich jetzt nit kehren. Auf eine Auseinandersetzung mit deiner Mutter mußt du ja doch gefaßt sein, gelt? Nun kommt sie halt ein bißl früher — das hat dich überrascht."

„Ja, ja ... verzeih ... du hast natürlich recht ... Ich bin jeden Augenblick bereit, für meine Schritte einzutreten ... jeden Augenblick ... Mir fielen nur bittere Erfahrungen von früher ein. Eine Frechheit ist es übrigens von der Person, am Samstagabend mit einem Soldaten spazierenzulaufen."

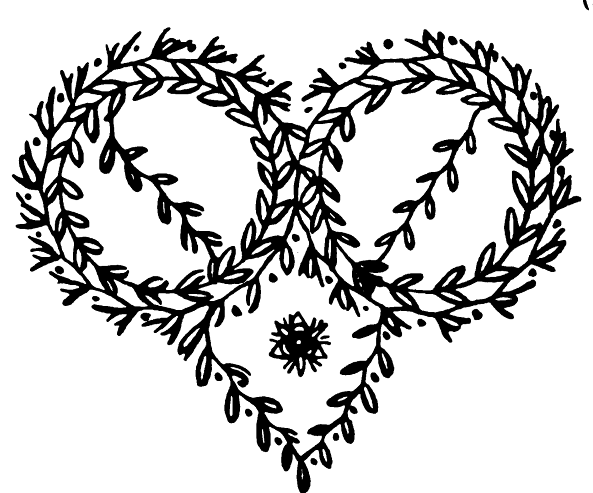
„Warum denn ... Sie hat wahrscheinlich ihren Ausgang heut."

„Glaubst du, daß sie uns gesehen hat?"

„Ich weiß nit, Karlmann. Aber ich fürcht' mich ja auch nit vor meinem Onkel. Überhaupt — du siehst ja — ich könnt' mir reichlich so viel Sorgen um meine Leut machen wie du dir um deine ... Weiß Gott ... Aber ich will's halt nit. Ich bin drüber weg. Gewappnet bin ich. Nun sei du's auch — ich bitt' dich, Karlmann!"

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihm mit ruhiger Reife in die erregten Augen. Da zog er sie aufs neue an sich, küßte sie stürmisch auf beide Augen und den erbebenden Mund — dann eilte er der Stadt zu. —

(Fortsetzung folgt)





Mähmaschinen im Felde

Amerikanische Ernte

Mit fünf Abbildungen

Immer weiter greift die Technik im modernen Leben um sich und erobert sich neue Gebiete. Auch in die Landwirtschaft haben Maschinen ihren Einzug gehalten und werden dort mehr und mehr an Stelle der teuren und schwer zu beschaffenden Hilfskräfte verwendet. Sie dienen bereits allen möglichen Zwecken. Zum Aufbereiten des Ackers werden die mechanischen Pflüge, Eggen und Walzen benutzt, zum Säen die automatischen Sämaschinen, die Kartoffelsetzmaschinen und andre mehr. Selbst die schwierigen Erntearbeiten, das Mähen, Binden der Garben und Aufladen, hat man der Maschine übertragen. Amerika mit seinen riesigen, dünn bevölkerten Landstrecken ist natürlich allen andern Nationen in der Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen vorangegangen. Dort haben sie denn auch bald die höchste Vervollkommnung erfahren. Unsre Bilder zeigen moderne Erntemaschinen bei der Arbeit, und zwar Mähmaschinen, die das Korn in langen Reihen niederlegen, Garbenbinder, die es in horizontaler Lage binden, solche, die es in vertikaler Lage zu Garben zusammenfügen, ferner die McCormick-Binder im Felde, die sowohl das Getreide mähen wie gleichzeitig in Garben binden. Auch Garbenbinder, bei denen die Zugtiere nicht vor die Maschine gespannt werden, sondern mit Hilfe einer langen Deichsel die Maschine schieben, damit das Getreide nicht vor dem Schneiden niedergetreten wird, sind im Gebrauch, und unsre letzte Abbildung zeigt die neueste Vervollkommnung: eine Mähmaschine mit Garbenbinder, die gleichzeitig die Garben auf einen nebenherfahrenden Wagen auflädet — mithin eine Maschine, die sämtliche sonst von Hand ausgeführte Operationen vollkommen selbsttätig übernimmt.

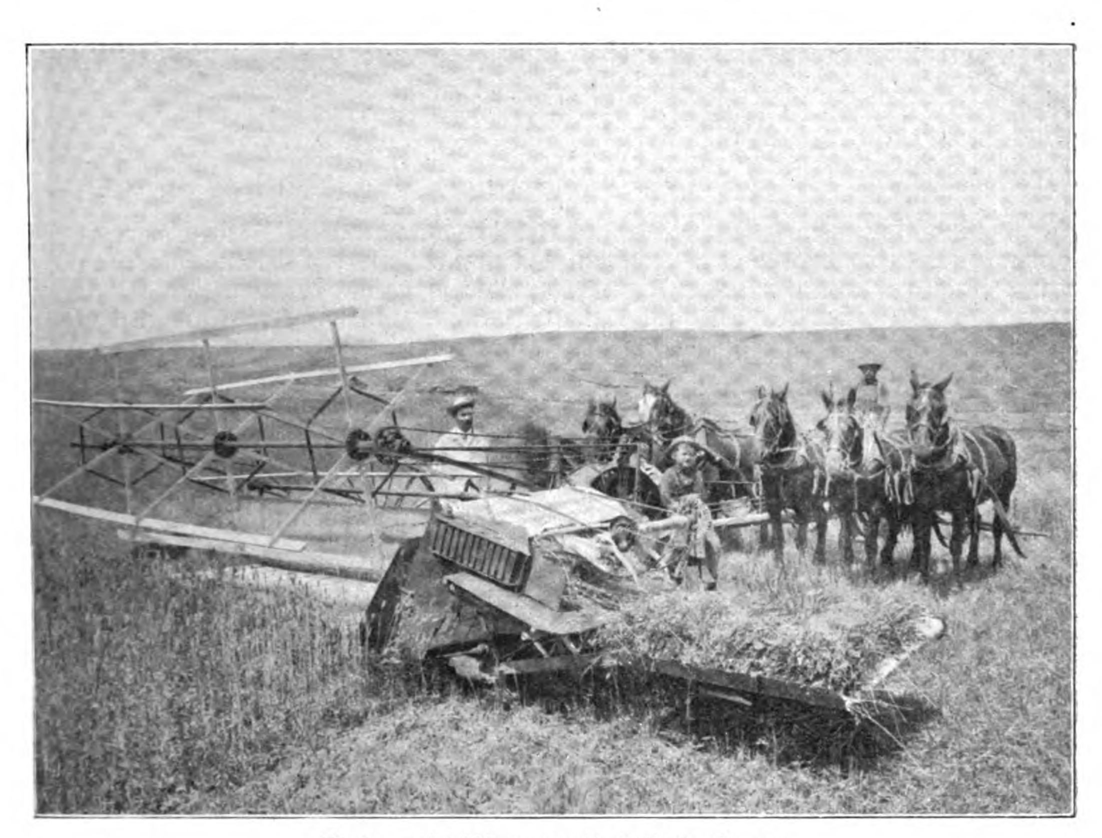
R. de J.



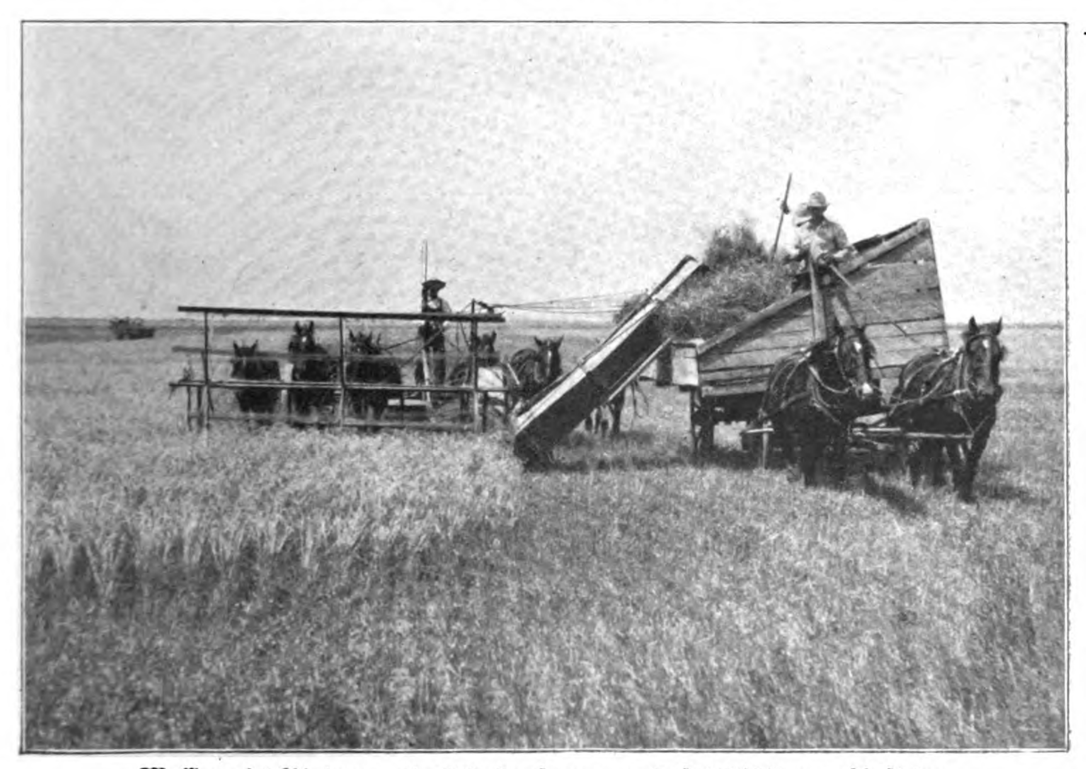
Horizontaler Garbenbinder



Vertikaler Garbenbinder



McCormick-Binder mit Schubgespann



McCormick-Binder mit Schubgespann und selbsttätigem Auflader

Aphorismen von Moritz Goldschmidt

Es sind nicht mehr so sehr die Träumer — es sind die großen Realisten und Matter-of-fact men der Mechanik, die heute — über den Wolken leben.

*

Liebe ist auch ein Sport: die Athletik des Herzens!

*

Wahrheit, die sich durchsetzen will, sollte immer bei der Lüge rhetorischen Unterricht nehmen.

*

Nichts in der Welt ist uninteressant; erst die Betrachtung macht es manchmal dazu.

*

Solange die Menschen vom Glück keine Ahnung haben, sind sie meistens am glücklichsten.

*

Du bringst zehn Weise leichter zum Reden, als einen Toren zum Schweigen.

*

Man muß aufzuhören verstehen. Nur wer nichts zu sagen hat, der hat immer noch was zu sagen.

Die dummen Frauen haben fast immer mehr Verstand, als man glaubt; sogar die klugen sind selten so dumm, wie sie dem Dünkel des Mannes scheinen.

*

Was immer du erduldet, was verloren,
Zu welchem Schmerze du auch auserkoren,
Es lebt die beste Heilkraft im Gedenken:
Erinnern nur kann dir Vergessen schenken.

*

Wer keine Feinde zu erringen vermag, ist ein unheilbar unbedeutender Mensch.

*

Wie wenig Gegenliebe finden jene, die nur mit dem Herzen zu lieben vermögen!

*

In der Begierde, die Menschen zu durchschauen, versäumt man die wertvollsten Gelegenheiten, sie verstehen zu lernen.

*

Wenn die Menschen in Wirklichkeit je so viel gelernt hätten, als sie schon verlernt zu haben behaupten!



Frémiet: Grabmal der Madame D. (Château de Vez, Frankreich)



„Faustina“

Nach einem Gemälde von Maxwell Armfield



(Mit zehn Abbildungen nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers)

Ein „Teskere“, das heißt eine offizielle „Reiseerlaubnis“ nach Prizren und Nordalbanien war zu meiner anfänglich recht großen Bestürzung vom Wali von Üsküb nicht zu bekommen.

Und es glich nun meine Lage auf ein Haar derjenigen vor dreizehn Jahren, als ich leichten Herzens und leichten Gepäcks dem Waggon in Saloniki entstieg, in der Hoffnung, direkt zu der türkischen Armee in den lachenden Gefilden Thessaliens vordringen zu können. Auch damals tönte mir überall ein lautes „Olmaß“, das heißt „unmöglich“, entgegen, da ich ohne höhere Empfehlungen kam.

Aber so gut wie damals sich das „Olmaß“ in ein „Olür“, das heißt „möglich“, verwandelte, so sollte es auch jetzt kommen.

Ein junger Österreicher erbot sich, mich zum Kommandanten von Üsküb zu begleiten.

Dschavid-Pascha, bekannt durch die erfolgreiche Energie, mit der er den letzten Aufstand der Arnauten niederzwang, wofür er von ihnen den Zunamen „Giaur-Pascha“ erhielt, empfing uns mit größter Höflichkeit und wollte nicht einmal meinen Paß einsehen. Während wir den vortrefflichen Kaffee schlürften, schrieb er sofort einen Empfehlungsbrief an Sami-Pascha in Werisowitz, und nachdem ich noch von meiner Teilnahme am Thessalischen Feldzuge und dem Bilde von der Schlacht von Domokos berichtete, das ich das Jahr nachher für den Sultan Abd ul Hamid in dessen Palais Dolma-Bagdsche am Bosporus zu malen hatte, wurden wir entlassen.

Mit hochgeschwellten Segeln wurden die Reisevorbereitungen getroffen. Üsküb wurde durchwandert. Die Justiniansburg wurde skizziert. Für diese Aquarellskizze diente das Nudelbrett meines Hotelwirts als Unterlage. Und am 6. Juni 1910, morgens 7 Uhr, dampfte der Zug dem Sar-Dag zu, hinter dessen Vorhang der Albanesenaufstand rumorte.

Frei aufatmen konnte man erst, als das Echo im Katschanikpaß das Schnauben unsrer Lokomotive zurückwarf und blondhaarige Arnautenkinder uns frische rote Walderdbeeren zum Kauf und zur Erfrischung anboten, an derselben Stelle, wo wenige Wochen zuvor erbitterte Kämpfe stattgehabt und rotes Blut die Walderde getränkt.

Sami-Pascha in Werisowitz war freundlich, las den Brief von Dschavid-Pascha aufmerksam durch und schrieb noch einige Empfehlungszeilen an den Mudir hinzu, die wir, der vorgerückten Zeit und des strömenden Regens halber, zwar als weitere Legitimation willkommen hießen, jedoch beschlossen, nicht abzugeben.

Nun begann die Fahrt in einem der ortsüblichen Wagen, die mit einem ge-

räumigen Koffer große Ähnlichkeit haben. Ich mußte an eine Illustration aus dem Andersenschen Märchenbuch denken, wie da ein Mann seelenvergnügt in einem Koffer durch die Luft segelt und sich die Welt von oben besieht. Wir,



Albanese mit Martinigewehr

das heißt mein Österreicher, der mir bis Prizren das Geleit geben wollte, und ich, breiteten unsre Gebeine schön vor uns auf dem Boden aus, da wir uns nicht entschließen konnten, acht volle Stunden sie unter den Leib zu schlagen à la turka. Und — los ging die Fahrt. Der Arabatschi (Kutscher) fuhr wie vom Teufel gejagt. Bei jedem Einschnitt, den zu Tal fahrende Gewässer bildeten, wurden wir bis zum Kofferdeckel hinaufgeschleudert.

Bald hatten wir die letzten Vorposten von Werisowitz hinter uns und kamen durch ein ziemlich wohlhabend aussehendes Arnautendorf, das gerade von Infanteristen nach Martinigewehren durchstöbert wurde.

Dann traten wir in ein tiefes Waldtal ein. Unser Weg folgte einem brausenden Waldbach, durcheilte ein zweites Dorf, in dem ich die ersten Kriegsspuren sah, ein halbverkohltes Gehöft. Hier hatten die Arnauten das Defilee zu halten versucht.

Dann kam ein Han jenseits des Baches. Unser Kutscher rief etwas hinunter, und der Wirt kam schnell mit drei kleinen Blechkännchen voll Kaffee an langen Holzstäben herbei.

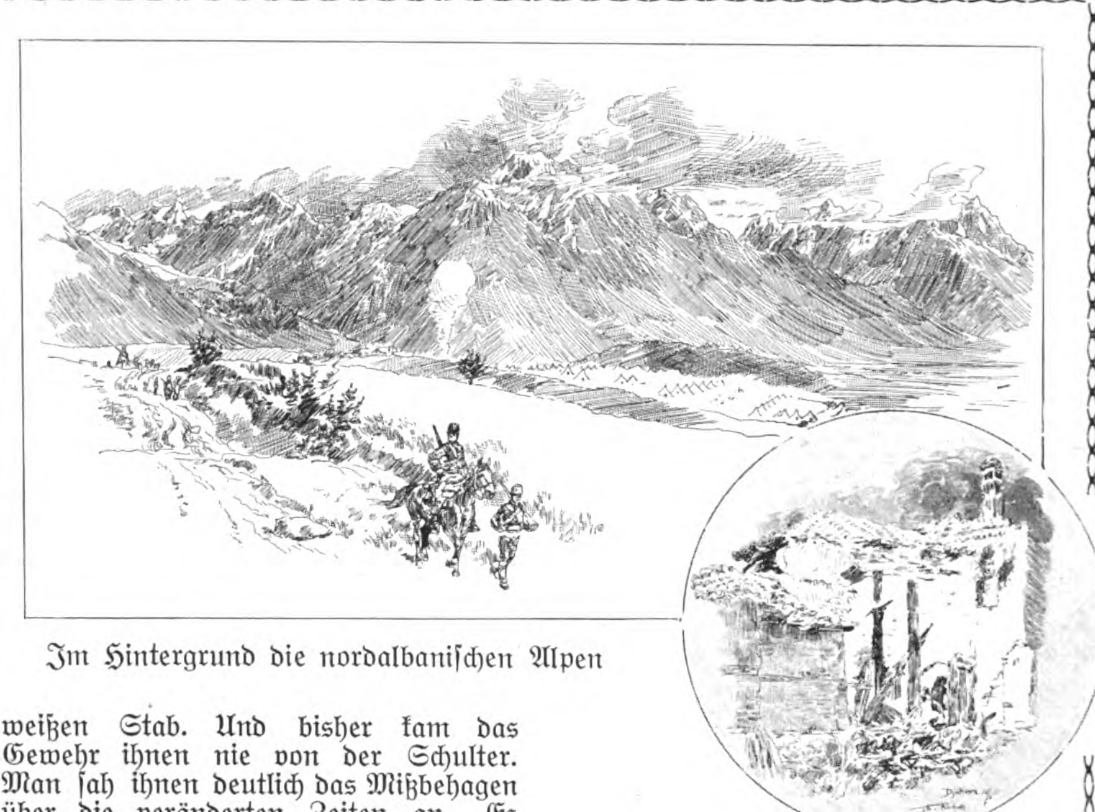
Dann verließen wir den Bach und kletterten in langsamer Fahrt die letzten nördlichen Ausläufer des Sar-Dag hinan, dessen schneebedeckte Gipfel, die bis zu einer Höhe von 2500 Metern aufragen, wir leider, des unablässigen Regens wegen, nicht wahrnehmen konnten. Aber endlich hatten wir die Höhe des Passes erreicht. Wir mußten haltmachen, da vor uns eine lange Wagenkolonne unter Infanteristeneskorte stockte. Es war ein großer Mehltransport auf Büffel- und Ochsenkarren, von Arnauten geführt.

Hier sah ich sie zuerst wieder, diese kühnen Gestalten, mit denen ich vor dreizehn Jahren von Selvidsche bis Elassona marschiert. Unvergeßlich waren mir diese hohen, hageren Männer geblieben mit dem merkwürdig weit ausgreifenden Schritt, dem langen, sehnigen Halse, auf dem der kleine, runde, tiefbraune Kopf sich so energisch bewegt. Und in diesem Kopf welch blitzende, scharfe Augen, welch kühne Habichtsnase!

Ein jeder von ihnen trug seinen langen



Theodor Rocholl: Üsküb



Im Hintergrund die nordalbanischen Alpen

Djakova

weißen Stab. Und bisher kam das Gewehr ihnen nie von der Schulter. Man sah ihnen deutlich das Mißbehagen über die veränderten Zeiten an. Es fehlt ihnen doch etwas die angeborene türkische Ruhe, die Ergebung in den Willen Allahs.

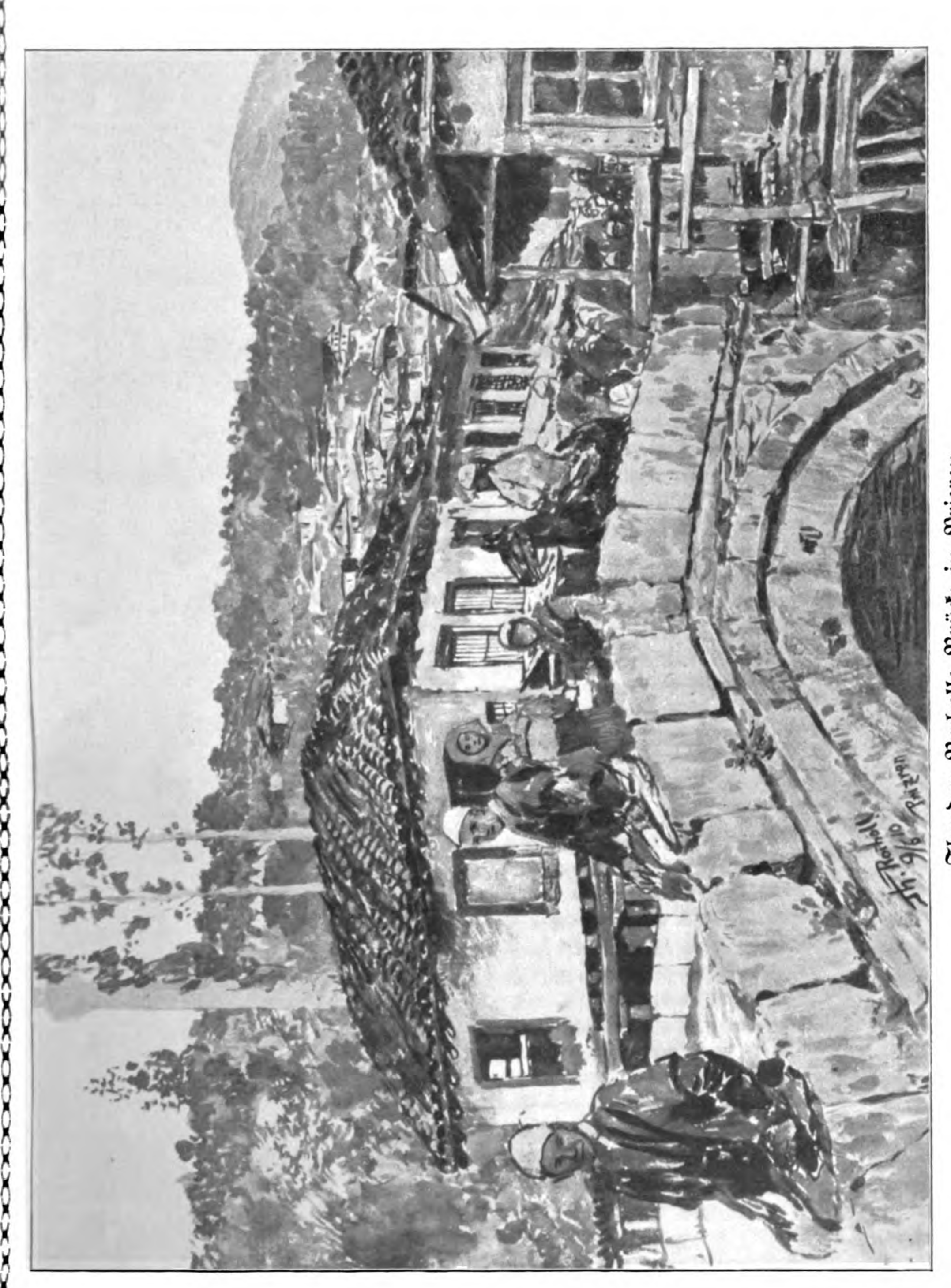
Und nun, da wir hier rasten müssen, gleitet das Auge, vor dem der letzte Regenschleier zerrissen ist, überrascht hinab und hinaus in eine weite, fruchtbare Talebene. Zu unsrer Linken tritt allmählich das höchste Haupt des Sar-Dag aus milchweißem Gewölk hervor, von dessen Fuß uns das helle Gemäuer der alten serbischen Kaiserburg von Prizren deutlich grüßt. Vor uns im Westen enthüllt sich ein Schneefeld, ein Grat und eine Spitze nach der andern. Es ist die lange, lange Kette der nordalbanischen Alpen, die am See von Skutari aus dem Adriatischen Meer heraufwachsen und in wildzerrissenen, an die Dolomiten erinnernden Zacken an der Grenze Montenegros entlang ziehen, bei Djakova vorüber, um bei Ipek diese Grenze zu verlassen und in kühnem Bogen sich Mitrovica zuzuwenden.

Es ist ein unvergleichliches Bild. Unsre Straße führte dann in langgedehnten Serpentinen, häufig an Militärposten vorüber, in die Talebene hinab. Nun mußten Gebirgsflüsse durchfahren werden, wobei die ermüdeten, abgejagten Pferde die Hälse lang hinabstreckten zum Wasser.

Und dann, es dämmerte bereits, rasselte unser Koffer durch die Straßen von Prizren.

Nie werde ich diese in Neugierde geradezu aufgelöste Stadt vergessen, diese Augen, die unsern Koffer durchbohren zu wollen schienen, bis unser Wagen in einer engen Gasse, gegenüber dem von Militär bewachten russischen Konsulat, hielt und wir nach frugalem Nachtmahl in einem ganz anständigen Unterkunftshause, dort Hotel benamst, die Glieder zu wohlverdientem Schlaf reckten und dehnten.

Andern Morgens acht Uhr galt unser erster Gang der Behausung des Mutessarif. Es war eines der höchsten Häuser. Die Waldbäume schauten über den Gartenzaun herein, und ein Wald-



Theodor Rocholl: Brücke in Prizren

bächlein plätscherte kristallklar quer über den Hof.

Freundlicher Empfang, Bewirtung mit vorzüglichem Kaffee und noch vorzüglicheren Zigaretten. Wie ja stets und ohne irgendeine Ausnahme der Empfang bei den höheren und höchsten Beamten des ausgedehnten Türkenreiches ein äußerst zuvorkommender ist. Der Mussetarif, augenblicklich ein türkischer Major, las den Brief Dschavids und lachte ebenso wie dieser, als ich fragte, ob ich malen und zeichnen dürfe, ob ich nach Djakova und Ipek und von dort über die Grenze Montenegros dürfe. Ich solle nur malen, was ich wolle, und alle Gebiete von Albanien seien in Frieden und so weiter. Dann bat ich ihn um einen Gendarmen, da ich bemerkt hätte, von welch fabelhafter Neugier sämtliche Einwohner Prizrens besessen seien, so daß ich jemand haben müsse, der mir die Zudringlichen vom Halse hielte.

In einer Stunde meldete sich Achmed-Efendi, der Typ eines alttürkischen Gendarmen, und in seiner Begleitung, nachdem der Österreicher wieder unsern Koffer zur Rückfahrt nach Werisowitz und Üsküb erklettert, setzte ich mich unter das weit überhängende Verdeck eines offenen Ladens mitten auf den Marktplatz von Prizren.

Achmed hatte alle Hände voll zu tun. Hier hieb er mit der Säbelscheide zu. Dort schrie er unter heftigen Gesten, mit gerötetem Gesicht laut hin. Dann wieder behagte es ihm, einen Halbwüchsigen, der zu weit aus der Menschenmauer hervorstach, am Arm herbeizuzerren und ihn höflichst einzuladen, näher zu treten, worauf natürlich unter allgemeinem Spott und Gelächter der Betreffende sich lebhaft wehrte und zurückdrängte.

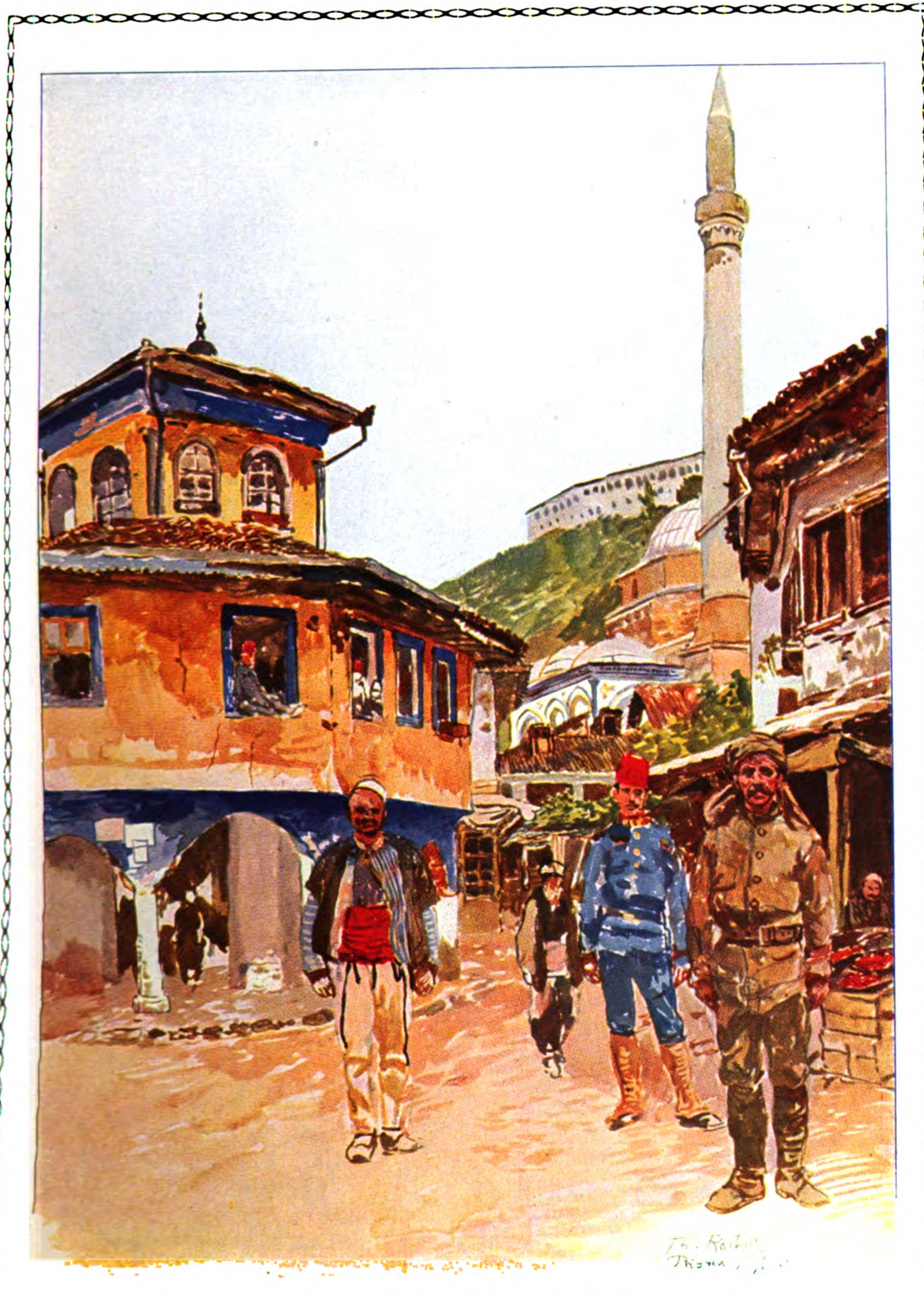
Was hätte ich ohne Achmed anfangen wollen? Dieser war dann aber auch von der ungewohnten Beschäftigung schließlich so abgespannt, daß er, als ich die Sitzung beendet, bat, ich möchte ihn einige Stunden beurlauben, daß er zu Weib und Kindern gehen könne. Er habe die ganze Nacht bei der Suche nach Waffen helfen müssen und sei nun zum Umfallen müde.



Torgut-Pascha

Gegen Abend malte ich die Arastabrücke, das heißt feste Brücke, die lebhaft an die alten gedeckten Schweizer Brücken erinnert. Auch hier konnte ich mir den Blick auf das Objekt nur dadurch freihalten, daß ich mich unmittelbar hinter ein tiefes Loch mit Kalk postierte.

Andern Tags retteten wir uns in eine Metzgerei, ließen die Tür zuschließen, aber es half alles nichts. Aber vor mir hatte ich wenigstens immer die reißende Bistritza (die Klare), über die hinweg mich keine neugierige Seele erreichen konnte, und vor mir die Steinbrücke. Dafür aber ließ der Metzger, ein alter, prächtiger Türke mit langem weißem Barte, uns Kaffee holen, wollte uns auch ein Ko-



Theodor Rocholl: Straße in Prizren

telett braten lassen und war erfinderisch in jeder Hilfeleistung.

Man erzählte, bei Malesia habe es ein großes Gefecht gegeben, und beim Detschan-Monastir, dem uralten, wundervoll erhaltenen Kloster zwischen Djakova und Ipek, das ich in erster Linie auf meinem Reiseprogramm stehen hatte, hätten die Arnauten gestern türkische Sowaris überfallen und an zweihundert erschossen.

Andern Morgens bestellte ich mir schleunigst einen Platz in einem Araba (Wagen), der in einer halben Stunde bereits abfahren wollte mit drei Mann nach Djakova. Einer der drei war ein Schneider, der dorthin mußte, um den Offizieren neue Sommeruniformen anzumessen. Dieser war mein Schutzengel, denn ohne ihn wäre ich schwerlich durch die recht wachsamen Posten rings um Djakova gekommen.

Und nun war ich drin in diesem düsteren Arnautennest, an dem vor dreißig Jahren schon die Türken sich die Zähne ausgebrochen hatten.

Im schmutzigen Han nahm ich die Decke und wanderte kurz entschlossen auf die Galerie und legte mich auf die eichenen Bohlen. Aber gerade unter mir stampfte ein Dutzend Pferde. Es war hier das Pferdelazarett. Ein Schimmel hatte die Krämpfe, raste um sich, wollte direkt an der Wand in die Höhe vor Angst. Es war eine unbeschreibliche Nacht.

Da beginnt endlich der Morgen im Osten zu tagen. Im Gartengebüsch erwachen leise verschlafene Vogelstimmen. Da ertönt von dem ganz nahen Minarett an der uralten Moschee die Stimme des Gebetsrufers. Es ist eine hohe, herrliche, jugendliche Stimme. Sie ergeht sich in hundert Variationen, so melodisch, rein und mächtig anschwellend, wie ich sie bisher, trotz häufigen Aufenthaltes im Orient, niemals gehört. Er singt mir so nahe, daß ich höre, wie er Atem holt.

Und nun fallen alle die Stimmen von den unzähligen Minaretten ringsum ein. Und sowie diese Stimmen verstummen, lassen sämtliche Hähne Djakovas sich hören — aber auch nicht eine Sekunde, ehe die Gebetsrufer geendet. Und kaum haben sich die Hähne beruhigt, so ertönen von all den Hügeln ringsum der Stadt die sanft anschwellenden, langgedehnten Signale der Truppen, die dort in ihren Zeltstädten kampieren.

Und dann — es ist wundervoll — verklingt dies Morgenkonzert in dem Gurren der tausend und aber tausend Turteltauben, die ja in jeder mohammedanischen Stadt so fabelhaft zahlreich sind.

Vergessen waren alle Beschwerden der Nacht, das Bretterlager, das unfaßbare winzige Gesindel, der Schmutz ringsum, die stöhnenden, schnaubenden, stampfenden Pferde. Der Morgen ist da.

Und nun zum Kaimakam, da Torgut-Pascha in Ipek sein soll. Der Kaimakam, ein Oberstleutnant, sitzt am Apparat und telegraphiert selbst. Dann empfängt er, liest meinen Dschavidbrief und vertröstet auf den Oberbefehlshaber.

Ich aber wandere mit einem durch einen merkwürdigen Zufall neugewonnenen Freund, einem jungen Offizier, der in Stambul die Kunstschule besucht, hinauf zu Exzellenz Osman-Pascha, dem Kommandeur der ersten Division, um mich dort vorzustellen. Kaffee, freundliche Aufnahme in dem hohen, luftigen Zelt hoch über Djakova mit seinem Gewimmel von Soldaten, Train, Arnauten, im Angesicht des greifbar nahen schneebedeckten Grenzgebirges.

Aber Osman will Proben meines Könnens sehen. Ich muß anfangen, ihn und seinen Stabschef zu aquarellieren, während alle Augenblicke ein Sowari auf schweißnassem Pferde den Berg heraufgaloppiert kommt mit einer Meldung, oder ein Offizier sich Osman nähert.

Die türkische Armee ist eine andre geworden seit den dreizehn Jahren. Die Uniformen sind für Infanterie, Artillerie und Kavallerie fast die gleichen. Dieselbe, meines Erachtens höchst glücklich gewählte Erdfarbe herrscht vor. Neben dem alten offenen Patronengürtel ist noch der geschlossene eingeführt, so daß je fünf Patronen in einem Lederbehälter stecken. Der weithin sichtbare rote Fes, der in Thessalien noch eine prächtige malerische Wirkung machte, ist fast ganz fortgefallen. Es ist ein Fes in der Farbe der Uniform. Und die Lahsenbrigade trägt den erdfarbenen Baschlik, dessen Enden frei auf

die Schultern fallen. Eine recht glückliche Einführung.

Und wieder mußte ich staunen über den stillen, ruhigen Ernst, der über dem Ganzen liegt. Es ist mir oft, als ob ich deutsche Soldaten vor mir sähe. Zu gern hörte ich wieder das Üben der Hornisten. Leise anfangend, schwillt das Signal an, wird weich aufgenommen, um wieder abzuschwellen.

In die Stadt zurückgekehrt, begegnete mir, vom hochummauerten Hofe des Kaimakams herabkommend, ein Zug von etwa fünfzig gefangenen Arnauten. Viele verwundet. Einer, ein hoher Fünfziger offenbar, eine mächtig breite Gestalt, kam daher, rechts und links gestützt von jungen, hochaufgeschossenen Burschen, wohl seinen Söhnen. Auch er, der Anführer, mußte verwundet sein.

Andern Morgens Vorstellung bei Torgut-Pascha. Von unserm Zeltlager hatten wir ihn am Abend durch den Feldstecher mit seiner Eskorte von Ipek heranreiten sehen.

Exzellenz Torgut-Pascha empfing mich freundlich, sprach Deutsch, erlaubte alles zu malen, erlaubte auch den Weitermarsch andern Tages nach Ipek und zur montenegrinischen Grenze, allerdings auf meine eigne Verantwortung hin und mit Ausschluß einer Berührung des Detschan Monastir, dieses Lieblingszieles. Um drei Uhr sollte ich ihn zeichnen.

Später jedoch hieß es, es sei eine neue Nachricht von Ipek eingetroffen, der Weg sei nicht frei, und Torgut bat mich herzlich, den geplanten Weitermarsch aufzugeben, ich könne ja einige Tage warten, dann ginge es vielleicht, und so weiter.

Ich erklärte, unter diesen Umständen lieber den Weg endgültig aufgeben und nach Deutschland zurückkehren zu wollen, verabschiedete mich, kletterte wieder zum Zeltlager Osmans hinauf, um das Aquarellporträt zu beenden. Dabei lud mich Osman ein, bei seiner Division zu bleiben.

Des nächsten Morgens zum letzten Male das wunderbare Frühkonzert. Dieselbe Reihenfolge, derselbe wunderbare Zauber der Ausführung. Dann wurden gegen sechs Uhr zwei magere Schimmel vor einen dürftigen Koffer gespannt, und ich rasselte über das holprige Pflaster hinab zur hölzernen Brücke und hinaus aus Djakova. Die Stimmung, trotz des herrlichsten Morgens, war ziemlich gedrückt. — Sollte es nicht doch Pflicht sein, zu bleiben, das Anerbieten Osman-Paschas anzunehmen, falls es sein Ernst sei? Denn — wer weiß, was noch alles passiert!

Und — kurz entschlossen — die Schimmelköpfe und den Koffer rückwärts gerichtet. Hinauf zu Osman, der sich gerade anzog in seinem der Morgensonne weit geöffneten grünen Zelt. Er wies mich an Torgut-Pascha. Dessen Eskorte hielt, die Zügel in der Faust, schon unten bereit. Ich berichtete, Osman-Pascha sei bereit, mich bei seiner Division zu behalten, und ich möchte dies tun, wenn Torgut es gestatte. Er gestattete es zwar, riet mir aber doch, in Prizren zu warten. Daher nahm ich lieber für immer Abschied. Der erste wolkenlose Tag nach langer, langer Zeit, dieser Reisetag. Dazu trat das Gefühl, meine Pflicht getan und nichts unversucht gelassen zu haben, um etwa noch kommenden Ereignissen nahe zu sein. Am sprudelnden Brunnen hielten wir, mein



Türkischer Soldat (Tscherkessentyp)



Theodor Rocholl: Urasta

Arnaut auf dem Bock und ich, die mageren Schimmel an, nahmen unser Gerstenbrot und unsre Zwiebeln heraus und ließen es uns schmecken. Beim letzten Dorf vor Prizren begegnete uns die Mutter des Arnauten. Sie hatte ihn in diesen bewegten Zeiten wohl lange nicht gesehen. Ohne Scheu vor mir warf sie den langen Schleier zurück, umarmte den Sohn und küßte ihn auf beide Backen, wobei ihr die Tränen aus den Augen stürzten. — Andern Morgens um sechs Uhr hielten ein Paar frische Rappen vor meinem Han. Abermals saß ein Arnaut auf dem Bock, Innern Albaniens. Ich setzte mich hin und schrieb an Torgut- und Osman-Pascha und drückte ihnen mein lebhaftes Bedauern aus über das, was ich so spät erst erfahren, und die Versicherung, daß ich mich nicht der Armee aufgedrängt haben würde, wenn ich nur unterrichtet gewesen wäre.

Und somit war dieser Husarenstreich beendet. Die Zeiten, wo man unbeachtet bei den äußersten Vorposten sich herumschlagen konnte, sind vorüber. Was habe ich alles 1897 in Thessalien erlebt in der Art, und erst der Berichterstatter von „Über Land und Meer", Dr. Fetzer,



Dorf zwischen Djakova und Prizren

ein ziemlich wilder Bursche. Unter rauschenden Eichen- und Buchenkronen hindurch ging unser Weg. Wir wollten einen Araba vor uns überholen. Dabei wären wir fast den Abhang hinabgestürzt, wenn nicht der Arnaut im letzten Augenblick wie ein Wahnsinniger auf die Gäule gehauen hätte.

In Nisch fand ich die erste deutsche Zeitung seit zwölf Tagen. Und nun, am 14. Juni, in welch schwieriger Lage die türkische Regierung und, mit ihr eng verbunden, die Armee sich befand. Die Erregung über die Ereignisse auf Kreta hatte gerade ihren Höhepunkt erreicht. Vor folgenschweren Entscheidungen stand die Türkei. Und dazu der Kampf im mit seinem Arnauten. Dessen Erlebnisse grenzen ja an Märchen.

Immerhin wurde ein frischer, fröhlicher Einblick in ein kriegerisches Lagerleben getan, in ziemlich weltverlorene Städte und Dörfer, die wohl noch nie einen Maler gesehen hatten.

Es sind Prachtkerle, diese türkischen Soldaten, mögen sie aus Syrien oder Anatolien oder Rumelien kommen. Überall werden sie ihren Mann stellen.

Noch immer höre ich die Morgensignale aus den Zeltlagern rings um Djakova und sehe die großen dunklen Augen aus den tiefgebräunten Gesichtern leuchten.

Theodor Rocholl



Schloß Laxenburg
Nach einer Titelzeichnung von Fr. Zadiera im Taschenbuch Thalia 1859

Ein österreichisches Historienschloß

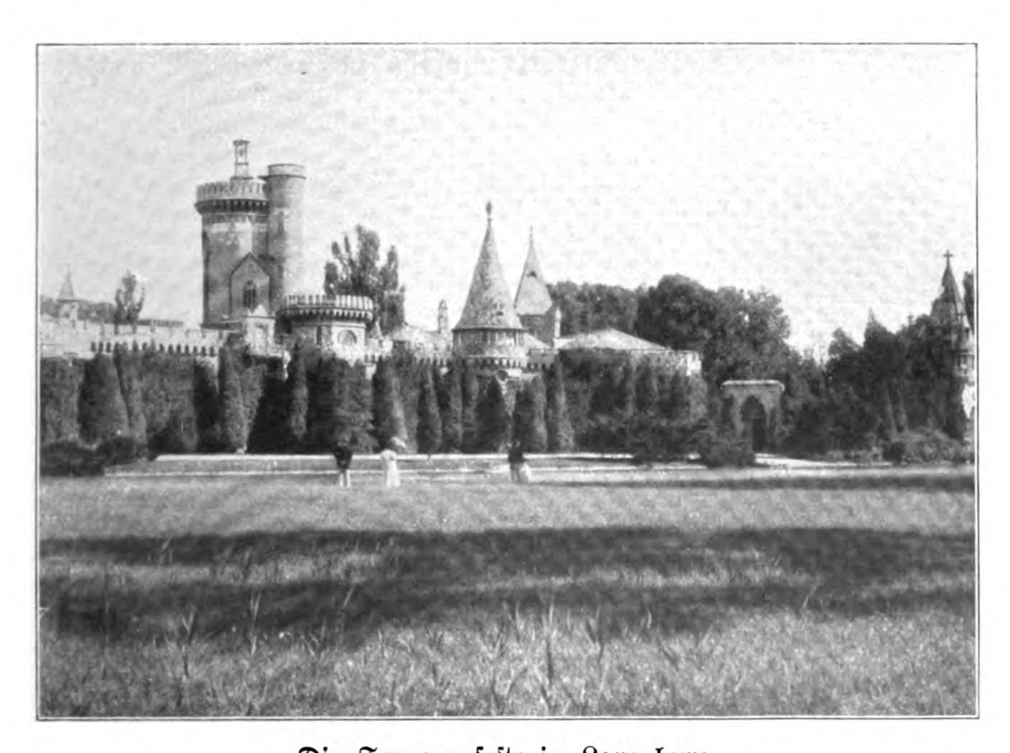
Von

Karl Fr. Nowak

Knapp eine Stunde hinter Wien, schon ein wenig seitab von den dunkeln, in ihrem weichen Schwung fast lyrischen Mödlinger Höhen, mitten im Wasserrevier von Putten und Schwechat, das der „letzte Ritter" Max leidenschaftlich mit seinen Moskauer Edelfalken durchstreifte, ruht einsam hingebreitet eins von Österreichs Spielzeugschlössern. Dies alte Laxenburg hat nicht ganz die südlich schimmernde Heiterkeit von Salzburgs vielbestaunten Lustschlößchen Hellbrunn und Mirabell, wo die Vogelstimmentheater, die Wassermarionetten und die kuriosesten Fontänen halb verführerische, halb übermütige Scherze zum besten geben, und auch von Deutschlands alten, still in verschollener Stimmung stehengebliebenen Rokokoparken ist nur wenig in dem Wiener Sommersitz habsburgisch kaiserlicher Macht. Doch zweierlei dringt stärker als irgendwo sonst vor Österreichs fürstlichen Landpalästen gerade vor Laxenburgs Schloß, mehr noch in seinem Park auf nachdenkliche Besucher ein: ein Abglanz österreichischer Historie, ein Hauch der frühgefesteten, vermächtnisreichen Monarchie und ein Teil zugleich auch von der Art, wie die Fürsten selber waren, die sie durch die Jahrhunderte führten.

Die Pavillons sprechen in Laxenburg und Kaiser Franzens künstliche Feste. Von den Wänden romantisch benannter Säle blicken immer noch stolz, feierlich, voll Weltmachtsbewußtsein die Bilder eigenwilliger, unbeugsamer Herren, die in die Ebene der Schwechat und Putten zur Falkenjagd hinauszogen, wenn die Geschäfte sie ermüdet hatten, die drin von der Wiener Hofburg als eine kaiserliche

Botschaft über einen Erdteil hinwanderten. Die Tische in Laxenburg scheinen von Staatsbegebenheiten zu wispern, die Betten trugen die Staatssorgen manche Nacht: an alle Möbel streifte irgendwann und irgendwie das kaiserliche Österreich. Der „letzte Ritter“ schlummert hier oder durchwacht die Nacht vor jenem Jagellonenbündnis, das seinen Erben die Kronen Ungarns und Böhmens brachte. Karl VI. schließt in Laxenburg 1725 seinen Handelstraktat mit Spanien. Zu Maria Luisens Hochzeitsehren läßt Franz I. hier Turnier und Reiterspiel vor Tausenden von Wienern, Adligen und prunkendem Hofstaat feiern, gibt den stets zu Festen Aufgelegten noch ein Karussell dazu, denn niemand wagt noch im August des Jahres 1810 an die Jugendtage der Prinzessin zurückzudenken, da sie in den Spielzimmern zu Schönbrunn oder im gleichen Laxenburg mit den Geschwistern die Bleisoldatenarmeen des schrecklichen „Buonaparte“ von Sieg zu Sieg vernichtete und ihn selbst, den „Popanz“, dem dann die Achtzehnjährige in die Tuilerien folgte, mit spitzen Nadelstichen tötete. Und durch den Park huschen die Erinnerungen an Josef II., dessen Laxenburger Sommerhofstaat noch nichts vom Trubel und Glanz und Jubel der aufatmenden Kongreßzeit ahnte: die Kavaliere und Hofdamen mußten Etikette und feierliches Hofkostüm in der Wiener Burg zurücklassen, wenn sie mit dem Kaiser in die Ländlichkeit hinauszogen, kaum daß er ihnen ein kurzes „Spektakel“ gestattete, „entweder ein Intermezzo von einigen Stimmen der Opera buffa oder eine deutsche Piece von zwei Akten“. Einmal dachte Josef, dessen Aufmerksamkeit ja lebhaft dem Theater zuneigte, den jungen Schauspieleleven, die er für sein Wiener „Hof- und Nationaltheater“ heranziehen wollte, in Laxenburg stille Studienmöglichkeit zu gewähren. Von dem Plan kam er rasch wieder ab: vielleicht stimmte ihm verpflanzte Theateratmosphäre doch nicht ganz recht zur schweren Historienstimmung von hundert Kaisergästen. Denn fast alle waren sie einmal da: Kaiser Karl VI., ein Falkenjäger wie Maximilian, und Leopold I., der wiederaufzubauen herauskam, was Kara Mustaphas Janitscharen 1683 in Laxenburg niederstießen und niedersengten, der ritterliche erste Josef und seine Nichte Maria Theresia, die glanzfrohe und lebensheitere Wienerin, die auch im Sommerort das höfische Trachtenspiel, den Reigen lachender Far-



Die Franzensfeste in Laxenburg

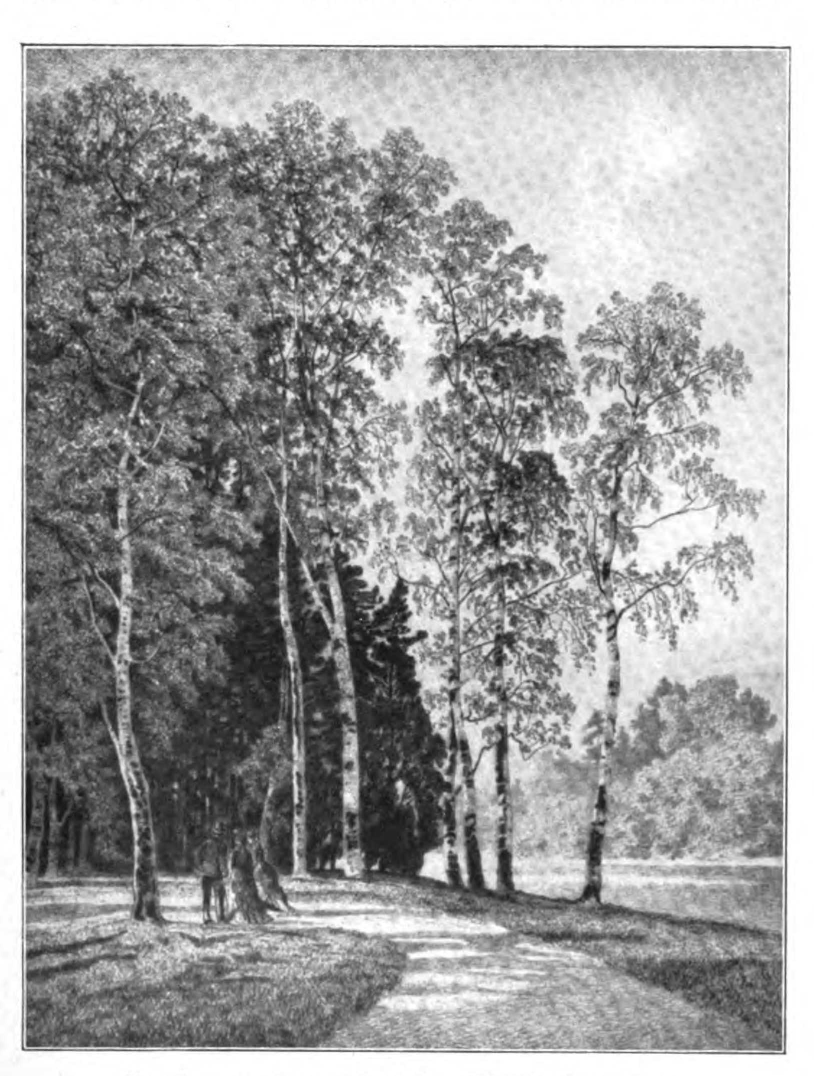
ben nicht entbehren will. Und mit sorgsamer Abmessung bestimmt sie das Kleid des Herrn und der Dame, die vor ihr in Laxenburg erscheinen wollen, genau das Rot, das Grün, das Gold — all die Nuancen, für die erst der Oberhofmeister Franzens wieder Rangtafel und Zeitbestimmung hat, weil Maria Theresias Sohn andre Dinge für wichtiger selbst in der Sommerfrische hielt und sie verwischte ...

Aber Laxenburgs Geschichte muß sich nicht an die Episoden einer knappen Jahrhundertspanne halten: sie läßt Bilder und Schicksale durch mehr als ein halbes Jahrtausend voll Buntheit wechseln. Den Grund und Boden jener Herren von „Lachsindorf", die dort als erste Gutsherren saßen, schmücken ja schon die Babenberger, die bald von ihrem Bergschloß auf dem Leopoldsberge nach Melk und Wien herniedersteigen, mit allen Launen fürstlicher Baulust. Das Sommerschloß bleibt seit dem vierzehnten Jahrhundert ein Fürstensitz, ob die Herzöge der Babenberger die Kunstwerke ihrer Epoche dort aufstellen, ob ihn als ungarisches Königsgut der vielgeprüfte Friedrich III. verwaltet, an dessen schweres Kaiserlos irgendwo im Schloß noch der philosophische Trost gemahnt: „Das höchste Glück alles Unabänderlichen ist das Vergessen," ob ihn dann endlich seit Kaiser Max die Habsburger ihrem engsten, dauernden Kronbesitz beizählen. Das ursprüngliche Laxenburger Schloß freilich, der frühe feste Burgbau des Babenbergers Albrecht, sieht heute weder Kaiser noch Prinzen mehr in seinen Mauern. Sie stehen friedfertig, nur mehr mit harmlos trotziger Romantik im Parkinnern, ohne die alten wilden Auslugtürme und ohne die schützenden Wassergürtel von einst: die kaiserlichen Schloßbeamten, die sich längst hier eingenistet haben, schrecken weder anrückende Türken noch sonst ein Feind aus Nacht und Schlaf. Und es ist eigentlich nur das Spielzeugschloß, das jetzt die Sommergäste in Laxenburg anlockt, die Zeugnisse ungetrübter erotischer Baufreudigkeit, die dem Kaiser Franz vor allem hier die Zeit vertrieb.

Ihm genügte der „Blaue Hof" nicht, das anspruchslose neue Schloß, in das Maria Theresia als erste eine warme innere Festlichkeit und Familienbehaglichkeit aus der Donauresidenz mitgebracht hatte. Denn aus der gelegentlichen Kaiservilleggiatur hatte erst sie mit deutlicher Betonung ein dauerndes Erholungshoflager gemacht, in dessen Nähe sie gern auch den Reichsadel sah, die Schwarzenberg, die Daun und Auersperg, die mit gleicher höfischer Anhänglichkeit ihre Landpaläste rings um den „Blauen Hof" bauten, wie sie einst ihre Renaissancepaläste von italienischen Meistern auf dem trotzigen Prager Hradschin hatten aufführen lassen, als der Sonderling Rudolf von der Moldau aus sein Reich regieren wollte. Aber Kaiser Franz, der drei Gattinnen als Hausfrauen nach Laxenburg führte, genügten auch die Neuerungen Josefs nicht, der den weiten Schloßpark nach englischer Manier von seinen Ingenieuren umpflanzen ließ. Er wollte Abwechslung und reiche Zerstreuung, fürstliches Spielzeug und Prunk. Auf den beiden wohlgepflegten Chausseen, die schon im Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts angelegt waren, ließ sich die Wienerstadt mit den raschen Hofkutschen so leicht erreichen, daß er im Sommer überhaupt nach Laxenburg übersiedelte. Der Park gab Raum für alle Feste: für fürstliche Gäste, für Bankett und Galatafel baute er die „Franzensfeste". Sie steht auf einer kleinen Insel, mit Zinnen und Zacken, von dunklem Baumgrün dicht umstanden, ein Spielzeug aus dem Mittelalter, von verschwenderischen Kaisermitteln mit treuem historischem Kopieren aufgeführt. Habsburgergeschichten in allen Sälen. Unter den gotischen Deckenbogen, die an das gleiche Muster in der Hradschiner Landtagsstube erinnern, eine Parade der siebzehn deutschen Kaiser, die Prinz Eugenius sich einst hatte meißeln lassen. Matthias Corvinus' Denkmal mahnt in einem der Empfangssäle an schwere Ungarnkämpfe, der „Lothringersaal" ist ein Prachtsymbol für Habsburgs Verjüngung durch Lothringer Blut, der „Thronsaal" und der „Ungarische Krönungssaal" künden glanzübersät die Macht der Apostolischen Majestät, die über die Doppelmonarchie gebietet.

Österreichs zahlreiche Kaiserschlösser haben gewiß überall Räume von kaiserlicher Pracht, und die Staatssäle der Wiener Hofburg oder Schönbrunns überstrahlen natürlich noch die Säle der

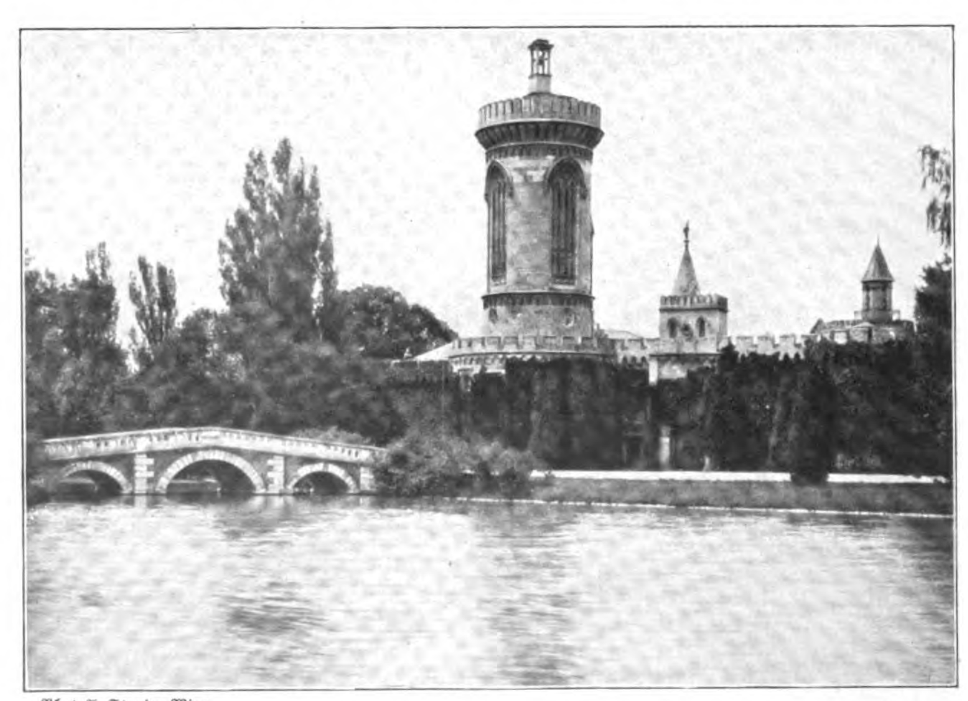
„Franzensburg“ an blendenden Kostbarkeiten. Indes kann kein habsburgischer Palast sich größerer Seltsamkeiten rühmen: Stück um Stück in diesen Sälen ist altes, ältestes, echtes Österreich. Alte Klöster und verfallende Burgen gaben dort ein Fenster, hier eine Säule für den Bau, ein verwittertes festes Portal. Von Klosterneuburg kamen Tapeten, aus Wallensteins Todeshaus in Eger die Prunkdecke für den „Lothringersaal“, aus dem Kloster Zwettel die Holzdecke für den „Thronsaal“. Und ein Thronbaldachin dort ist der Capella speciosa entführt, ein Stück aus dem fünfzehnten Jahrhundert; Schloß Greilenstein mußte einen alten Kamin, die Kirche „Maria Stiegen“ ein kostbares Fenster beisteuern. Die Burgkapelle aber strebt über Habsburgs Herrscheranfänge in Österreich noch hinaus. Sie stand einst, genau so in Form, Material und Wirkung, als Andachtsstätte in der Herzogsburg der Babenberger auf dem Leopoldsberg. Sie hatte alle Stürme überdauert, die seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts über das Land zu ihren Füßen hinbrausten. Franz ließ Teil und Teilchen behutsam auseinanderlegen, brachte alles nach Laxenburg und fügte die Babenberger Kapelle ebenso behutsam wieder zusammen. Und päpstliche Vergangenheit, römisch-kaiserliche Erinnerungen schlummern in Kaiser Franzens Historienschloß. Er hat das Verschollene, die toten Sprecher versunkener Glanztage, die Ruhmesvermächtnisse alter Zeiten und Völker seines weiten Reiches mit der Passion eines Kuriositätensammlers in seiner Pseudofeste aufgestapelt. Und auch Österreichs Dunkel durfte nicht fehlen, auch ein Burgverlies ist da, eine Gerichtsstube und ein armer Mann in Ketten, der mit seinem plötzlichen Gerassel die Besucher erschreckt. Wer an dem Spuk nicht genug hat, mag sich einen irgendwo in finsteren Tiefen gefesselten Delinquenten an seinen Eisenbändern emporziehen lassen und ihm in das entsetzte Wachsgesicht starren — es ist nicht mehr die Mittelalterstimmung der Kreuzzüge und Bogentreppen, von „Vogteihof“ und



Partie aus dem Park in Schloß Laxenburg

„Knappenhof", durch die man ins Burgschloß einzog: die Mittelalterstimmung vor dem Gefesselten geleitet in ein späteres Österreich, in die Kasematten des Brünner Spielbergs, in dem erst die Menschlichkeit Josefs II. die ernsthafte Produktion ähnlicher Schauspiele verbot ...

Zwei hohe Felsen auf der Franzensinsel. Man hat sie mit geschickter Naturnachahmung in den breiten Teich gestellt, eine wilde, rauhgetürmte Schlucht, zwischen deren engen Wänden über reglosem Wasser just nur ein Boot mühsam in den Park hinausgleiten kann. Und dann ist alle Romantik durch junge, lachende Anmut besiegt. Rasen und Waldgruppen, kleine versteckte Waldwege und breite Alleen, über denen sich riesige Eichen wölben wie eine Fürstenhalle, wechseln mit rhythmischem, hellem Spiel im englisch freien, unabsehbaren Park, auf den blanken Kanälen unter Brücken und Stegen schaukeln die Kähne. Manchmal winkt ein Lusthäuschen aus dem schimmernden Grün, Maria Annens Frühstückspavillon oder Murettis „Tempel der Eintracht" oder das „Haus der Laune", dessen Geisterspuk Napoleons Grenadiere mit vandalischen Aufklärungsgelüsten verscheuchten, worauf es in eine Art kaiserlicher Kunstsalons umgestaltet wurde. Und wandert man kreuz und quer durch den Park, kommt man irgendwie immer zu dem zierlichen Tempel Dianens zurück, dem acht Alleen im Stern enteilen. Die Boote können eine tüchtige Ruderübung leisten, wenn sie von der Anlegestelle gegenüber der „Felsschlucht" bis zur Meierei hinunterfahren, die sich auf gotischen Stil versteifte. Behaglich sitzt man da vor „kaiserlichem" Kaffee und „kaiserlichem" Weißbrot, melodisch zischt ein „Wasserfall" in der Nähe, von steinernen schweigsamen Sphinxen bewacht ... Und manchmal kam früher über den knirschenden Parkkies ein kleiner eleganter Jagdwagen mit flinkem Traben vorbei. Die junge Erzherzogin Elisabeth kutschierte selbst die Rosse durch den Park oder die Kronprinzessin Stefanie. Es sind die schwermütigen Erinnerungen des Lustschlosses Laxenburg, daß in seiner Stille der Lieblingsaufenthalt auch des österreichischen Kronprinzenpaares war. In Maria Theresias „Blauem Hof" kam Rudolf 1858 zur Welt. Nicht allzuweit von Laxenburg, noch eine Stunde tiefer hinein in den Wiener Wald, im Meyerlinger Jagdschloß, erfüllte sich drei Jahrzehnte später in schwerem Dunkel seine Tragödie ...



Phot. A. Stauda, Wien

Die Franzensfeste in Laxenburg vom See gesehen



Künftige Königinnen



Von



Dr. A. von Wilke

Es war, glaube ich, der welt- und menschenkundige Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha, der einmal den Ausspruch tat, ihm sei während seines langen Lebens keine fürstliche Heirat bekannt geworden, die in der Folge nicht irgendwelche politische Wirkung ausübte. Der Herzog hätte zum Beweise dafür Beispiele aus der Geschichte seiner eignen Familie in Hülle und Fülle anführen können. Denn durch glückliche Heiraten gelangte das Haus Koburg aus seiner kleinen thüringischen Heimat auf die Throne großer und mächtiger europäischer Staaten. Und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Schwager der Königin Viktoria von England tätigen Anteil an den Ereignissen, zu denen die „spanischen Heiraten“ Anlaß gaben; die Frage, wen die junge Königin Isabella II. von Spanien und ihre Schwester, die Infantin Luise, zu Gatten erhalten sollten, drohte eine Weile lang einen europäischen Krieg zu entzünden, und die Lösung, die sie erfuhr, beschleunigte den Untergang der französischen Julimonarchie.



Phot. Sandau, Berlin

Prinzessin Viktoria Luise von Preußen

Man wird vielleicht einwenden wollen, daß seitdem immerhin sechzig Jahre vergangen und daß die Tage der alten fürstlichen Kabinetts- und Hauspolitik für immer dahin sind. Gewiß, die Geschicke der Völker und Länder werden jetzt in erster Linie durch wirtschaftliche Interessen und Notwendigkeiten entschieden. Aber man darf nie vergessen, hinter den Dingen die Menschen zu suchen. Jedes neue Memoirenwerk lehrt uns, daß es bis in die jüngste Zeit hinein nicht an fürstlichen Frauen gefehlt hat, die den Ehrgeiz, am Webstuhle der Geschichte mitzuarbeiten, mehr oder weniger erfolgreich in die Tat umsetzten. Wissen wir doch aus den „Gedanken und Erinnerungen“, wie oft selbst Fürst Bismarck hohe und einflußreiche fürstliche Damen als zähe und verschlagene Feindinnen seiner Politik und seiner Person auf



Phot. Sandau, Berlin

Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen

ohne ihre Zustimmung, nur eines politischen Zweckes wegen, verheiratet würde. Ungefragt bleibt die Politik aber auch noch heute nicht, wenn ein fürstliches Ehebündnis geschlossen werden soll, und dann schiebt sie ihm häufig unüberwindliche Hindernisse vor. Dem von ihrer Mutter, der Kaiserin Friedrich, begünstigten Wunsche der Prinzessin Viktoria von Preußen, die Gattin des Fürsten Alexander von Bulgarien, des „Battenbergers", zu werden, widersetzte sich Fürst Bismarck aus Rücksicht auf seinen Wegen fand. Mit einer gewissen Berechtigung kann man auch bei politischen Verwicklungen die Frage aufwerfen: „Où est la femme?"

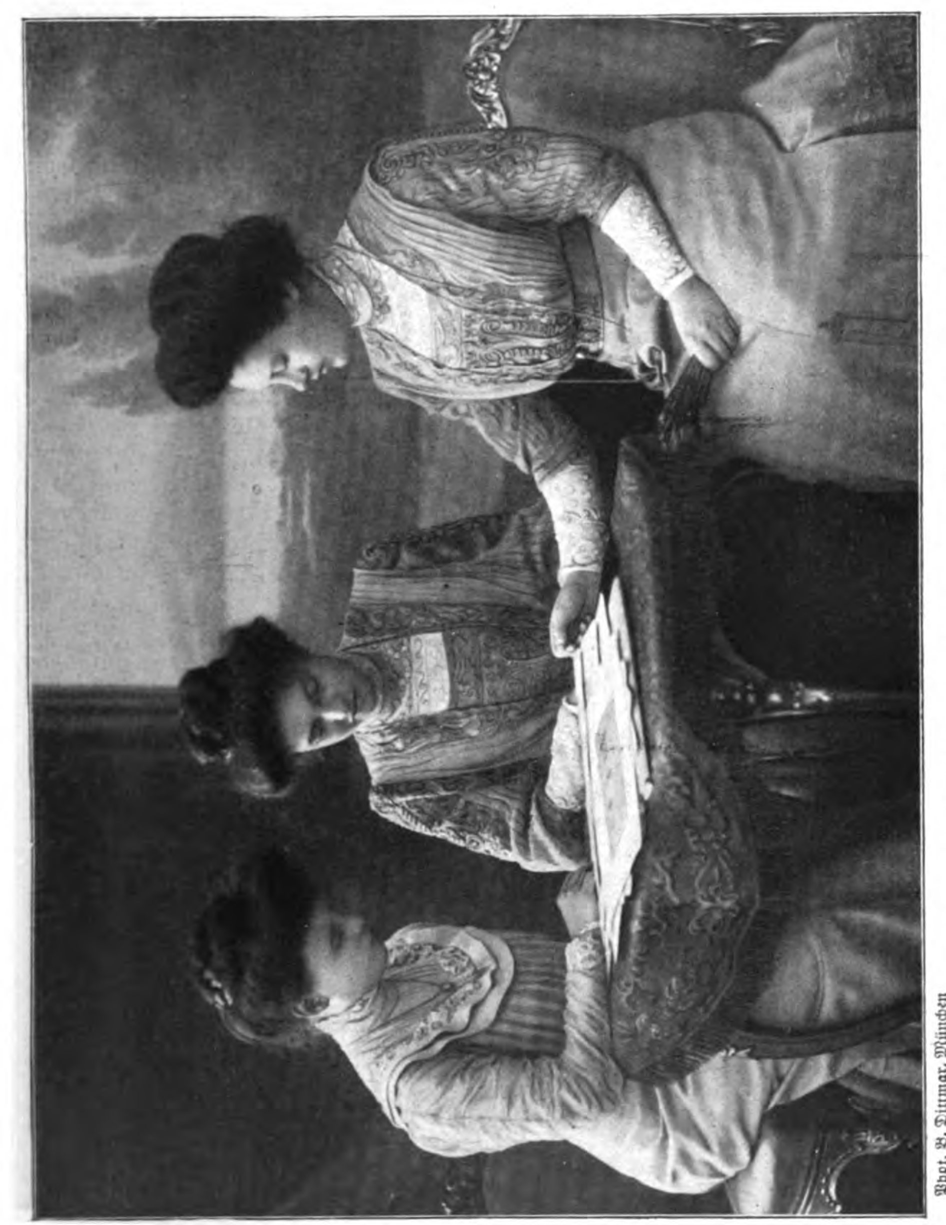
„Die Erzherzoginnen von Österreich sind es nicht gewohnt, befragt zu werden, wenn man ihnen einen Mann aussucht," so soll Fürst Metternich gesagt haben, als Kaiser Franz I. seine Tochter Marie Luise zur Befestigung des Friedens zwischen Österreich und Frankreich dem Kaiser Napoleon als Gemahlin auslieferte. Dasselbe galt damals von den meisten andern Höfen. Die Vermählung einer Prinzessin war eine Staatsaktion, und nicht selten bekam sie ihren Lebensgefährten erst kurz vor der Hochzeit, ja, manchmal bekam sie ihn erst dann zu sehen, wenn sie ihm durch Stellvertretung schon angetraut war. Was aber nicht hinderte, daß diese Fürstenehen nicht glücklicher und nicht unglücklicher ausfielen, als wenn statt der Staatsräson freie Herzensneigung sie gestiftet hätte. Heutzutage wäre es kaum mehr denkbar, daß eine Prinzessin



Phot. Elvira, München

Prinzessin Augusta Viktoria von Hohenzollern

Rußland mit aller Energie, und König Eduard VII. von England verweigerte dem König Manuel II. von Portugal die Hand einer englischen Prinzessin, als er die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Thron der Braganza über kurz oder lang zusammenbrechen würde. Vorher schon hatte man in Lissabon als einen „ballon d'essai", wie die Diplomaten zu sagen pflegen, das Gerücht aufflattern lassen, der jugendliche portugiesische Herrscher wolle sich um die einzige Tochter des deutschen Kaiserpaares bewerben — das Dementi, das in Berlin die Antwort gab, ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. — Die öffentliche Meinung ist, wenn es sich um Prinzessinnen handelt, die eifrigste Heiratsvermittlerin. Kaum daß sie den Kinderschuhen entwachsen sind, beschäftigt



Phot. B. Dittmar, München

Die Prinzessinnen Gundelinde, Helmtrudis und Wiltrud von Bayern



Prinzessin Zita von Bourbon-Parma, Braut des Erzherzogs Karl Franz Josef

sie sich mit der Frage, wie ihre Zukunft sich gestalten wird. Es ist ja nicht wie im Märchen, wo die Freier der Königstochter aus weiten, unbekannten Ländern herbeieilen. Das Gesetz der Ebenbürtigkeit schreibt vor, daß eine Prinzessin aus regierendem Geschlecht ihren Gatten nur in einer bestimmten, verhältnismäßig kleinen Zahl von Familien wählen darf. Somit gibt es für sie nur begrenzte Heiratsmöglichkeiten. Es ist nicht schwer, mit Hilfe des „Gotha" für jede heiratsreife europäische Prinzessin eine Liste zusammenzustellen, die ihren „Zukünftigen" enthalten muß. Die sogenannten standesungleichen Verbindungen, deren Zahl sich ständig vermehrt, sorgen allerdings dafür, daß die Berechnung dann und wann durchlöchert wird.

Die am 13. September 1892 geborene, also achtzehnjährige Prinzessin Viktoria Luise von Preußen ist gegenwärtig, gut bürgerlich gesprochen, unter den Prinzessinnen von Europa die glänzendste Partie. Daß die Tochter des Deutschen Kaisers selbst einmal eine Kaiser- oder doch mindestens eine Königskrone tragen wird, scheint vielen selbstverständlich. Aber Kaiser Wilhelm II. und die Kaiserin Auguste Viktoria hängen mit so inniger Zärtlichkeit an der einzigen Tochter, die ihnen nach sechs Söhnen geschenkt wurde, daß sie sich nie durch einen andern Gedanken als den an ihr Glück bei der Gestaltung ihres Schicksals leiten lassen werden. Erst seit dem vorigen Winter nimmt die Prinzessin Viktoria Luise an den offiziellen Unterhaltungen der großen Welt teil. Auf den Berliner Hofbällen sind sie und ihre um zwei Jahre ältere Cousine, die Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen, jetzt die vornehmsten Tänzerinnen. Die Prinzessin Viktoria Margarete ist die einzige Tochter und das älteste von den vier Kindern des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, der eine jüngere Schwester der Kaiserin, die Prinzessin Luise Sophie zu Schleswig-Holstein, zur Gemahlin hat.

Am töchterreichsten ist gegenwärtig das Haus Wittelsbach. Den Prinzen Ludwig von Bayern und seine Gemahlin, die Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este, umgibt ein Kranz



Phot. B. Dittmar, München

Prinzessin Hildegarde von Bayern



Phot. Karl Sonne, Kopenhagen

Prinzessin Dagmar von Dänemark

blühender Söhne und Töchter, von denen die Prinzessinnen Hildegarde, Wiltrud, Helmtrudis und Gundelinde die jüngsten sind; es ist ein echt deutsches, einfaches und anspruchsloses Familienleben, das der Erbe der bayrischen Krone, im Sommer auf seinem Mustergute Leutstetten bei Starnberg, im Winter im Münchner Wittelsbachpalais, mit den Seinen führt. Im britischen Königshause ist zurzeit nur die Hand der vierundzwanzigjährigen Prinzessin Patricia, der zweiten Tochter des Herzogs von Connaught aus dessen Ehe mit der Prinzessin Luise Margarete von Preußen, zu vergeben. Sie ist von allen jungen Fürstinnen die, welche am meisten von der Welt gesehen hat, da sie ihre Eltern auf ihren Fahrten nach Gibraltar, Malta und Afrika begleiten durfte.

In London treibt der Hofklatsch noch üppigere Blüten als anderswo, und so haben die englischen Zeitungen die außerordentlich hübsche und graziöse Prinzessin schon ungefähr ein halbes Dutzend von Malen verlobt gesagt. Daß sie den König Alfons XIII. von Spanien, dessen Äußeres in der Tat wenig verführerisch ist, ausschlug, war ein Zeichen, daß der Glanz einer Krone sie nicht zu blenden vermag. Wie ihre Tante, die Herzogin von Argyll, und ihre Cousine, die Herzogin von Fife, verspürt die Prinzessin Patricia, so erzählt man in Londoner Hofkreisen, keine Lust, die angenehmen Lebensbedingungen ihres Vaterlandes gegen die einförmigere Existenz an irgendeinem Hofe des Kontinents zu vertauschen, und es heißt, daß sie einen englischen Lord einem Prinzen aus regierendem Hause vorziehen würde. Auch ein bestimmter Name ist in dieser Hinsicht genannt worden — ob mit Recht oder Unrecht, mag die Zukunft entscheiden.

Nahe Verwandtschaft verbindet den Hof von Kopenhagen und die Hofhaltung in Gmunden. König Frederik VIII. von Dänemark ist der Bruder der Gemahlin des Herzogs Ernst August von Cumberland, und herzliche Freundschaft besteht zwischen den Töchtern beider, den Prinzessinnen Thyra und Dagmar von Dänemark und der Prinzessin Olga von Cumberland, oder, um sie mit dem richtigen Titel zu bezeichnen, der „Her-



Phot. H. Paetz, Kopenhagen

Prinzessin Thyra von Dänemark

zogin Olga zu Braunschweig und Lüneburg, Prinzessin von Großbritannien und Irland“.

Den alten Dynastien königlichen Ranges haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte und Jahre auf dem Balkan neue zugesellt. Königliche Monarchien sind in Bukarest und Sofia, in Belgrad und in Cetinje entstanden. Dem rumänischen Königspaare starb das einzige Kind in jungen Jahren. Doch der Thronfolger Ferdinand, Prinz von Rumänien, und seine Gemahlin, die Prinzessin Marie von Koburg, die eleganteste Prinzessin Europas, sind mit einer Nachkommenschaft von fünf Kindern gesegnet.

Ihre älteste Tochter, die Prinzessin Elisabeth, die erst vor einigen Monaten das sechzehnte Jahr ihres Lebens vollendet hat, ist schon jetzt eine vollkommene Schönheit. Als Kind deutscher Eltern keine



Phot. Numa Blanc fils, Cannes

Prinzessin Olga von Cumberland



Phot. Lafayette, London

Prinzessin Patricia von Connaught



Phot. Pierre Sanitas, Beaulieu-sur-Mer

Prinzessin Xenia von Montenegro

Schönheit orientalischen Geschmacks — wie es die Töchter des Königs Nikolaus I. von Montenegro, der jüngsten europäischen Majestät, sind. Der Fürst der Schwarzen Berge verdankt seinen Aufstieg nicht zum geringsten Teile den vorteilhaften Heiraten seiner Töchter. Nur zwei von ihnen, die Prinzessinnen Xenia und Vera, haben das Elternhaus noch nicht verlassen. Ihre älteren Schwestern heißen Großfürstinnen von Rußland, Königin von Italien und Prinzessin von Battenberg, und eine, die Prinzessin Zorka, würde Königin von Serbien sein und die Verlobung ihrer einzigen Tochter mit einem russischen Großfürsten miterlebt haben; sie ruhte aber schon im Grabe, als ihr Gatte, Peter Karageorgewitsch, in den Belgrader Konak einzog.



Phot. Franz Mándy, Bukarest

Prinzessin Elisabeth von Rumänien



Phot. Dosio & Co., Rom

Prinzessin Vera von Montenegro



BEGEGNUNG

Von CHARLES BAUDELAIRE

Ich ging, von tollem Straßenlärm umbrauſt.
Langſam ſchritt eine Frau mit trüber,
Von Schmerz verklärter Miene mir vorüber,
Sie hielt das Kleid gerafft in roſ'ger Fauſt,

Graziös und vornehm, marmorſchön die Büſte.
Ich trank aus ihres Auges nächt'gem Blau,
Drin ein Orkan ſchlief, fiebernd Morgentau
Freigebiger Huld und Gift der Liebeslüſte.

Ein Blitz! Dann Finſternis! — O flüchtiges Bild,
Das meinem Daſein neuen Wert gegeben —
Ob je ein Wiederſehn mein Hoffen ſtillt?

Doch wann? Zu ſpät wohl — oder nie im Leben!
Wir ſchritten abgekehrten Zielen zu.
Und dich hätt' ich geliebt! Das wußteſt du!

IHR FÄCHER

Von STEPHANE MALLARMÉ

O Träumerin, laß tief mich tauchen
Ins unwegſame Zauberland!
Ein holder Wahn ſoll mich umhauchen,
Mein Flügel ruh' in deiner Hand.

Wie blaſſen Frührots friſche Kühle
Umweht es dich bei jedem Schlag,
Als ob des Himmels Luſtaſyle
Dir dein Gefangner öffnen mag.

O welch ein Rauſch! Die Luft erzittert
Gleichwie von einem gier'gen Kuß,
Der höchſte Seligkeiten wittert
Und doch in Feſſeln bleiben muß.

Fühlſt du's? Von deines Mundes Blüte
Entſchwindet in des Herzens Grab
Wie Lächeln, das in ſich verglühte,
Ein jauchzend Paradies hinab.

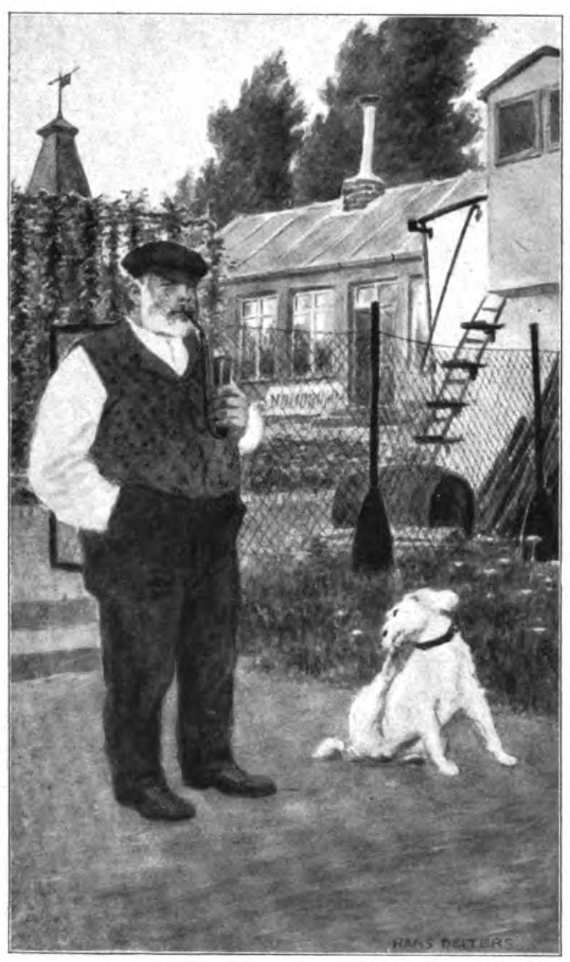
Und wie die Wolke, eh' es dunkelt,
Rot ſchimmernd, ſo als Zepter halt',
Von deinem Halsgeſchmeid' umfunkelt,
Mich, Zeichen deiner Herrſchgewalt.

Deutſch von Sigmar Mehring

Leonore Niessen-Deiters: Die unordentlich verheiratete Familie

VI

Villa Aapevugelskäfig*)



Hans Deiters fec.

Früher lebte ich in der primitiven Auffassung, daß, wenn man beispielsweise einen Stuhl nötig hätte, man in einen Möbelladen ginge und sich einen kaufte, oder daß man sich Tabak und Papier besorgte, weil man sich Zigaretten zu drehen beabsichtigte, kurz, daß der Bedarf der Vater des Erwerbs und die Idee die Mutter der Ausführung wäre. — Seit ich indessen die nähere Bekanntschaft des Öhm Schmitz gemacht habe (des Schwiegerenkels eben jenes guten alten Mannes und Ladenbesitzers vom Eckelche an der Bechergass' zu Cöllen, den meine Tante Kommerzienrat sich so ungern als ihren Großvater vorstellt), seit der Zeit weiß ich, daß die vorerwähnte Auffassung beschränkt und platt und eines Menschen von Phantasie, Gemüt und Expansionskraft unwürdig ist.

---

*) Affenvogelkäfig: etwas Närrisches also.

Können Sie sich beispielsweise auf der Basis besagter Anschauung — die ihre Daseinsberechtigung übrigens lediglich einer stumpfsinnigen Überlieferung verdanken kann — können Sie sich auf dieser Basis den idealen Zusammenhang zwischen einem Zuckerhut, einer defekten Fasanenvoliere, einer alten Gasleitung und dem Lebensinhalt eines kinderlosen Witwers vorstellen?

Schwerlich. —

Wohingegen sich die Sache sofort ungeheuer vereinfacht, wenn man von der Basis ausgeht, auf der die Einkäufe des Öhm Schmitz zu beruhen pflegen.

Der Öhm Schmitz kauft nämlich bei Gelegenheit irgendwann irgendwo irgendwelchen Gegenstand, von dem auch der spekulativste Kopf in keiner Weise absehen kann, was im Laufe der Zeit bei geeigneten Metamorphosen noch daraus werden kann, und er hat sich in dieser Handlungsweise immer die Hoffnung auf das berühmte „Wunderbare" vorgehalten, auf das so viele bedeutend klügere Menschen ihr Lebenlang vergeblich lauern. Was sehr gut ist, da der Öhm Schmitz sein liebes Nettchen allzu früh verloren hat und seit der Zeit immer ein bißchen zweck- und direktionslos durch die Welt gelaufen ist.

Der Öhm Schmitz ist außerdem ein Bastler, das heißt ein Mensch, der — in allzu jungen Jahren zum Rentner befördert — seinen noch unverbrauchten Tatendrang an allen möglichen Gegenständen auslassen muß. Daraus ergibt sich eine lebhafte Neigung zu solchen Dingen, von denen phantasielosere Menschen behaupten, man könnte sie nicht mehr gebrauchen. — Und hier komme ich auf den Zusammenhang mit den Zuckerhüten.

Sie nehmen ja selber nicht an, daß sämtliche Zuckerhüte der Welt einzeln mit der Hand modelliert werden? Man hat Formen dafür, Metallformen, die, wenn sie defekt oder vielleicht auch unmodern geworden sind, ausrangiert werden. Wann nun der Öhm Schmitz zuerst die Bekanntschaft solcher ausrangierter Zuckerhüte machte, ist nicht ganz genau festzustellen, da sich seit dem Tode seines seligen Nettchens sein Lebenswandel nicht so präzis nachprüfen läßt. Fest steht jedoch, daß er sich in etwa siebzig bis achtzig Stück davon heftig verliebte, sie um ein Billiges erstand und im Keller seines Hauses mit seinen alten Gasleitungen vereinigte. (Gasleitungen hat er immer; es gibt kaum wandlungsfähigere Objekte als alte Gasröhren.)

Da er aber nun natürlich von dieser Verbindung von alten Zuckerhutformen und Gasröhren ein Resultat erhoffte, saß er in der Folge viele Tage in seinem Keller und sinnierte, spekulierte, kalkulierte. Bis ihm auf einmal eine großartige Idee kam.

Nämlich: wenn man auf jeden Zuckerhut ein Gasrohr steckte und das dicke Ende der Zuckerhutform mit Zement ausgoß — nebenbei eine entzückend unappetitliche Beschäftigung! — so gab das siebzig bis achtzig eiserne Zaunpfähle, Zaunpfähle, die überall allein standen, die man gar nicht erst einzugraben brauchte, Zaunpfähle, die man sich geradezu patentieren lassen konnte!

Dazu kam dann die Fasanenvoliere. Die blieb nun rein zufällig an ihm hängen, als er einen Freund besuchte, dem seine Fasanen leid waren. Oder vielleicht auch die ewigen Reparaturen an der Voliere. Es war eine Masse wundervollen Maschendrahtes dazu verwendet, und es lag klar auf der Hand: wenn man den in geeignete Stücke zerknipste und die Stücke zwischen den Pfählen befestigte, dann hatte man einen Zaun, der sich gewaschen hatte. —

Was würden Sie tun, wenn Sie Besitzer eines so patenten Zaunes eigner Erfindung wären? Ihn zwecklos im Keller verrosten lassen?

Ich würde das nicht tun. Der Öhm Schmitz tat's auch nicht. Er kaufte sich in zweckmäßiger Entfernung von der Stadt, in der malerischen Nachbarschaft einer alten Kiesgrube, ein Stück Land und setzte seinen Zaun da rund herum. Da es nun aber eine kümmerliche Lebensaufgabe für einen so idealen Zaun ist, ein leeres Stück

Land zu beschirmen, machte der Öhm dieses Stück Land im Schweiße seines Angesichtes urbar und pflanzte Gemüse darauf. Hauptsächlich Bohnen. Nicht, weil er etwa so gerne Bohnen gegessen hätte, aber weil das eiserne Gerüst von der Fasanenvoliere noch übrig war — als famose Klettergelegenheit für besagte Bohnen und gleichzeitig als Sommerlaube für heiße Tage.

Nun glaubt man aber nicht, wie verrucht und schlecht die Menschen sind. Obzwar der Öhm sich so vorsorglich von der Stadt entfernt hatte, waren sie auch hier draußen so niederträchtig, die patenten Zaunpfähle einfach hochzuheben, drunter her zu schlüpfen und dem Öhm sämtliche Bohnen zu stehlen. Und es waren an die zwei Zentner! Damit nicht genug, fügten sie zum Schaden gleich den Spott und hängten vor das beraubte grüne Gehäuse einen Zettel, auf dem geschrieben stand: „Aapevugelskäfig zu vermieten!" Was den Öhm, zusammengenommen, heftig kränkte. Möglicherweise hätte er daraufhin die Lust an der ganzen Unternehmung verloren, wenn er nicht gerade in diesen Tagen zufällig Gelegenheit gefunden hätte, einen alten Eisenbahnwagen zu übernehmen.

Können Sie sich die Romantik eines alten Eisenbahnwagens vorstellen? Wohlverstanden, eines Wagens, der, räderberaubt, als Wohngelegenheit dient? Pegottys Boot im „Copperfield" war ein bescheidener Vorläufer davon, aber Pegottys Boot hatte nicht halb so viel erlebt und war nicht halb so verlockend beengt. — Als der Öhm den Wagen nur sah, erstand in seiner Phantasie sogleich das Bild einer wundervollen Sommerfrische, von der aus man die nächste Bohnenernte würde überwachen können. Er sagte triumphierend zu sich selbst: „Nu waht! Nu jitt et ene Aapevugelskäfig!" und teilte in Gedanken sofort sämtliche Abteile in die zu einer Sommerwohnung erforderlichen Lokalitäten ein: Schlafzimmer, Wohnzimmer, Küche, Gerätekammer und Hühnerstall. Der Hühnerstall verstand sich am Rande. Können Sie sich eine richtig gehende Sommerfrische ohne Hühner vorstellen?

Der Wagen wurde weiß angestrichen, kriegte ein rotes Dach und höchst kunstvolle Fensterläden, durch die man mittels eines komplizierten Mechanismus wohl von innen heraus, nicht aber von außen hinein gucken konnte, so daß für etwaige Gartenfrevler auch in Abwesenheit des Besitzers dieser Villa beständig die drohende Möglichkeit bestehen blieb, er würde plötzlich als Gott der Rache hinter den grünen Fensterläden hervorbrechen. Als die Geschichte fertig war, war der Öhm nicht nur sehr zufrieden, sondern auch ungemein beschäftigt: allein die Hühner davon abzuhalten, beständig Unheil im Gemüse anzurichten, war eine Aufgabe, der er sich allein kaum gewachsen fühlte. Und da er zu eben der Zeit mit Leichtigkeit an einen Posten gut erhaltener Petroleumfässer kommen konnte, kam ihm der naheliegende Gedanke an einen Hund; ich nehme an, Sie sind darüber unterrichtet, daß es keine besseren Hundehütten gibt als alte Petroleumfässer?

Ich muß ja nun gestehen, ich würde einen großen Hund zweckmäßig gefunden haben, und zwar einen ausgewachsenen großen Hund. Aber es gab da in des Öhms Bekanntschaft eine Terrierhündin, die sich mit einem Königspudel eingelassen hatte. Die Produkte dieser Liaison sahen so merkwürdig aus, daß sie ersäuft werden sollten, was dem Öhm schrecklich leid tat. Außerdem, sagte er sich, ein Terrier ist wachsam, ein Pudel klug, folglich ist die Kreuzung wachsam und klug! Soll man sich ein so kluges, wachsames Tier entgehen lassen? Infolgedessen ließ er sich eines dieser Babys verehren. Für das Petroleumfaß war es ja freilich noch etwas sehr jugendlich: es war erst acht Tage alt und nahm sich in der ihm zugedachten Behausung aus wie ein Watteflock im Kohlenkeller. Überdies stellte sich heraus, daß es zunächst beabsichtigte, nichts zu tun als zu spielen und Milch zu sich zu nehmen. Welch letzteres den Öhm auf die nachdenkliche Idee brachte, daß eine Kuh doch eigentlich auch ein sehr nützliches und lukratives Tier wäre.

Der Gedanke hatte etwas Bestechendes. So eine Kuh — das ist eigentlich doch

erst die Seele der Landwirtschaft — schon wegen ihrer Nebenprodukte. Aber so eine Kuh ist leider auch ein sehr geräumiges Tier, und ihre Unterbringung in einem Eisenbahnabteil bietet starke örtliche Schwierigkeiten. Auch kann man sie im Herbst nicht stückweis schlachten wie die Hühner, oder auf der Etage überwintern wie einen Hund — da aber leider das Etablissement vorläufig lediglich auf den Sommerbetrieb eingerichtet war, mußte der Ohm einstweilen auf die Kuh verzichten. Schweren Herzens: er hatte sich in Gedanken schon ganz an die kuhwarme Milch gewöhnt. Und nur die intensive Beschäftigung mit der vermuteten Hundeintelligenz brachte ihn etwas über die Aufgabe dieser Idee hinweg: das liebe Tier hatte nämlich von seiner Mutter nur die Neigung geerbt, alles und jedes, von den Gardinen bis zum Stiefelknecht, zu zernagen, von seinem Vater dagegen den Schnürpelz mit seiner erhöhten Anziehungskraft an jene parasitären Lebewesen, die in guter Gesellschaft zuweilen mit Mücken verwechselt werden.

Aber als der Ohm eben damit beschäftigt war, den Pudelterrier leinenführig zu machen — was hauptsächlich darin bestand, daß der Hund die Leine mit großem Geschick fremden Leuten um die Beine wickelte, worauf sie hinstürzten, schimpften oder beides taten — kamen sie eines Tages an einen Platz, wo man eben ein dreistöckiges Geschäftshaus abbrach. Der Ohm mitsamt dem Hund guckten andächtig zu — wobei der Ohm die Beobachtung machte, daß das Holzwerk dieses Hauses, vor allem die Türen und Fenster, eigentlich noch wundervoll erhalten wären! Wahrhaftig — sie waren noch so gut wie neu! Besser wie neu, neue Türen verziehen sich so leicht!

Der Ohm dachte an die ihm entgangene Kuh, an seine hingemordeten Hühner. Und dann sah er den Terrierpudel an, der gewiß auch lieber ohne das Leinchen übers Feld sauste. Und dann sah er noch einmal das wohlerhaltene Holzwerk an mit der tiefsinnigen Erwägung: warum wohne ich nun eigentlich im Winter in der Stadt? Mit den nötigen Zutaten gäbe das doch gewiß ein prachtvolles Haus!

Am Abend dieses Tages hatte der Ohm das so wohlerhaltene Tür- und Fensterwerk käuflich an sich gebracht. Und im Frühjahr erstand im rechten Winkel zu der sommerlichen Wagenvilla ein winterfestes Palais. Es hatte eine Haustür, eine Hoftür, eine Verandatür, eine Hintertür und eine Tür so allgemein ins Freie, und ein Doppelfenster auf jeden Quadratmeter seiner vier Fronten. (Er hätte es gern recht hell! sagte der Ohm.) Die Sommervilla bekam anstatt der Wohngemächer so viele Ställe als sie Abteile hatte, und damit die Anlage nicht der Symmetrie entbehrte, erstand ihr gegenüber ein massiver Stall für geräumigere Tiere. Er hatte drei Türen, der Stall, außer der für die Tiere, und ein Türmchen aus vier Fenstern mit einem Dach aus vier rotgestrichenen Türfüllungen, was sich höchst elegant ausnahm. Und als das Türmchen fertig war, sah sich der Ohm als beglückter Besitzer des bezauberndsten Anwesens, das je aus einem alten Zuckerhut hervorgegangen ist. Er nannte es pietätvoll „Nettchensruhe" (vielleicht weil das selige Nettchen Ruhe davor hatte, denn sie hatte zeitlebens einen heftigen Widerwillen gegen jede Art von Landwirtschaft und Tierhaltung gehabt), und er stand davor wie der Herr an jenem Schöpfungstage, als er die Beleuchtung und das Inventar fertig hatte und sich die Lebewesen überlegte.

Denn nun kam das Wichtigste: die Bevölkerung der Nettchensruhe.

Es ist durchaus nicht abzusehen, nach welcher Richtung hin sich diese Sache entwickelt haben würde, wenn der Ohm in seinem Nachdenken über diesen Punkt nicht von einem armen Reisenden unterbrochen worden wäre, der ihn um ein Paar alte Schuhe anging.

Dieser Mann (Augustin Rümpchen hieß er) sah so verhungert aus, daß er dem Ohm intensiv leid tat. Und da sich im Laufe eines näheren Gesprächs ergab, daß er zweimal Aushilfskellner gewesen und in seiner Kindheit einmal weiße Mäuse besessen

hatte, beschloß der Ohm unverzüglich, ihn in Anbetracht so vorzüglicher Vorkenntnisse für seine zukünftige Landwirtschaft zu engagieren. Und mit diesem Manne kam das nach Nettchensruhe, was bei alltäglicheren Unternehmungen, wie anfangs bemerkt, zuerst da zu sein pflegt: das Grundprinzip, die leitende Idee.

Augustin Rümpchen war ein furchtbar armer Teufel. Gleich als er zum ersten Male auf Nettchensruhe speiste, saßen der Ohm und sein Pudelterrier schweigend dabei und freuten sich darüber, was dieser Mann in sich hineinschlagen konnte. Und Augustin Rümpchen war — abgesehen von einigen ihm nun mal eigentümlichen irrigen Auffassungen auf dem Gebiete des Güterrechts — von so feuriger Dankbarkeit über seine Anstellung, daß er den Ohm schier zu Tränen rührte. Augustin Rümpchen brachte ihm erst zum Bewußtsein, ein wie guter Mensch er eigentlich wäre, und er ging tagelang in jener gehoben-feierlichen Stimmung einher, die beim Homo sapiens die Begleiterscheinung guter, verständiger oder liebenswürdiger Handlungen zu sein pflegt.

Das Resultat dieser Stimmung äußerte sich zum erstenmal handgreiflich, als der Ohm ausging, eine Milchkuh zu kaufen und statt dessen zu seinem Terrierpudel noch einen — und zwar einen herrenlosen, kranken Hund mitbrachte. Er hatte ihn gefunden, war unwiderstehlich an Augustin Rümpchen erinnert worden — und der kranke Hund bezog ein Quartier in dem weißen Waggon, wo er von Augustin Rümpchen mit vollem Verständnis für seine Lage verpflegt wurde.

Das nächste Geschöpf, das der Ohm als Resultat eines ebenfalls im Keim steckengebliebenen Kuhhandels mitbrachte, war ein ungeheuer mageres Pferd, das vor einer Sandfuhre bis zum Umfallen mißhandelt worden war. Dieses Pferd war fast noch dankbarer als Augustin Rümpchen, denn nachdem es sich erst ein bißchen bekrabbelt hatte, ergab sich's, daß es sich auf den bloßen Klang einer bestimmten Melodie auf die Hinterfüße stellte und sich um sich selber drehte. Was nicht nur seine illustre Vergangenheit als Zirkuspferd zur Genüge dartat, sondern was vom Ohm geradezu als Ovation aufgefaßt wurde.

Von nun an wurden auf der Nettchensruhe irgendwelche Lebewesen unter grundsätzlichem Ausschluß aller und jeder Nützlichkeits- oder Schönheitsprinzipien lediglich vom humanen Gesichtswinkel aus angeschafft. Nettchensruhe wurde zum Tierparadies — zum Sanatorium für alles kranke oder mißhandelte Viehzeug auf vier Meilen in der Runde — kurz: Nettchensruhe hatte seine Bestimmung entdeckt! Es hatte seine Bestimmung entdeckt und hatte allen Grund, sich nunmehr für ein lang entbehrtes Institut zu halten! Und als alle Ställe besetzt waren, stand der Ohm erhobenen und gerührten Herzens davor und kam sich nunmehr vor wie der liebe Gott am sechsten Schöpfungstage — als er nämlich fand, daß alles gut wäre. Der Pudelterrier sah ungeheuer überlegen drein, als wollte er sagen: Ja, wenn ich nicht leinenführig gemacht worden wäre! Augustin Rümpchen aber faltete die Hände über einem angehenden Bäuchlein und platzte überwältigt heraus: „Der reinste Aapevugelskäfig!“

Gleich darauf hätte er sich am liebsten die Zunge abgebissen. Der Ohm sah ihn von der Seite furchtbar scharf an, und mit einer Erinnerung an seine seligen Bohnen stieg ein finsterer Verdacht in ihm hoch. Dann aber erfaßte ihn eine großartige und heroische Regung.

„Augustin!“ sagte er „Augustin! Du häs rech!“ — ging hin, holte sich einen Pinsel und schrieb eigenhändig über seine Haustür: Villa Aapevugelskäfig.

„Dä!“ sagte er, als er fertig war.

Und damit hatte das Etablissement mit seiner wahren Bestimmung auch seinen wahren Namen — Augustin Rümpchen bemüht sich seit der Zeit, sich seine Irrtümer bezüglich des Güterrechts abzugewöhnen, und der Ohm hat eine Lebensaufgabe und ist ungeheuer stolz und glücklich.

Und wenn Sie irgendeinen unbeschäftigten Verwandten haben, so kann ich Ihnen nur empfehlen, ihn mit der Methode des Öhm Schmitz bekannt zu machen. Denn es hat noch lange nicht jeder von Hause aus das Talent, sich den ihm notwendigen Aapevugelskäfig aus einem alten Zuckerhut herauszukonstruieren.

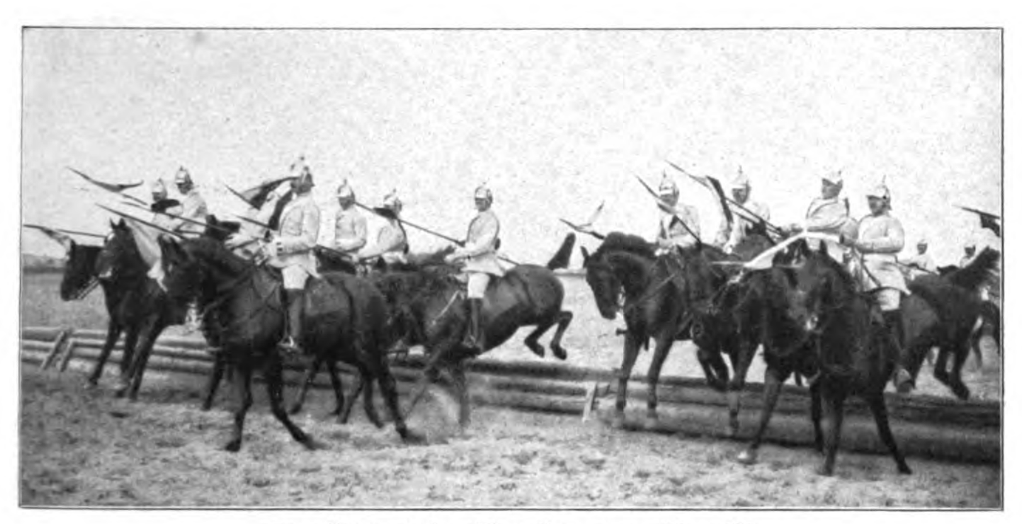


Manöver-Bilder

Wochenlang nun das Schlafen der stillen Sommertage. Träge löst eine Stunde die andre ab. Da braust eine neue Energiewelle durch das schläfrige Leben, es ist, als wollten nun auf einmal die Menschen alle kopfstehen: Einquartierung! Ein Wachtmeister und zwei Reiter haben ihre Pferde beim Wirt „Zum goldenen Schiffchen" untergestellt, und nun schreiten sie mit dem Bürgermeister von Haus zu Haus und malen mit Kreide große Zahlen und Zeichen an die Türen. Der pfiffige Bürgermeister gibt dem einen Haus, wo ein paar hübsche flachsköpfige Mädel puterrot dem Treiben zuschauen, ein paar Leutnants ins Quartier, und der Herr Major wird bei einer alleinstehenden, etwas angejahrten ehr-



Hurra, sie kommen!



Kürassiere beim Anreiten zum Angriff



Pioniere vorm Brückenschlag

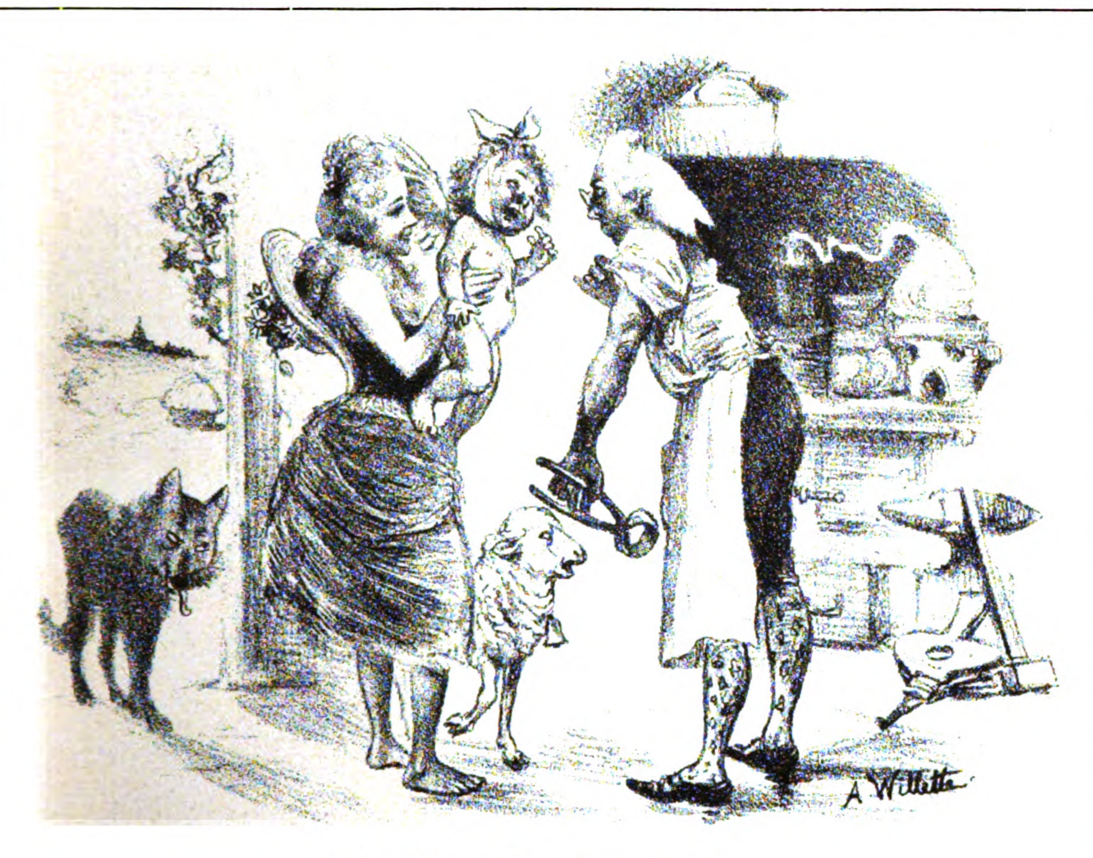


Artillerie in schwierigem Gelände

samen Jungfer untergebracht. Bald rückt das Regiment mit klingendem Spiel an. Eine Staubwolke verdeckt es noch auf der fernen Chaussee, dann zieht es unter den Klängen des „Hohenfriedberger“ durchs Tor, und die Geschütze rumpeln über das unebene Straßenpflaster. Doch Reitersleute und Artillerie sind wie Zugvögel, sie verschwinden so schnell wie sie gekommen. Andre Truppen folgen und lassen auch in und bei dem Städtchen allerlei sehen, was dort als seltenes Schauspiel gilt.



Traum der Füsiliere



Geschäftskarte für einen Zahnarzt

Adolphe Willette

Von

Karl Eugen Schmidt

Adolphe Willette, den man jahrzehntelang nur als einen amüsanten und obendrein sehr oft ungezogenen Zeichner gelten lassen wollte, als einen Künstler der Bohème des Montmartre und speziell des Chat noir, ist jetzt endlich als Fünfziger zu der Anerkennung gelangt, die ihm schon längst gebührt, die man aber den folgsamen Zöglingen der offiziellen Kunstakademie zu reservieren liebt. Der französische Künstler, der zu der offiziellen Anerkennung und damit zu den von städtischen und staatlichen Behörden vergebenen Aufträgen gelangen will, muß einen genau vorgeschriebenen Weg durchmessen: er muß die staatliche Akademie durchmachen, sich um den Rompreis bewerben und den Aufenthalt in der Villa Medici erlangen. Damit hat er sein ganzes Leben gesichert, denn nunmehr ist der Staat sozusagen verpflichtet, auch weiterhin für sein Fortkommen zu sorgen, ihm die offiziellen Aufträge anzuweisen und ihm vorkommendenfalls den Vorzug vor der nicht akademischen Konkurrenz zu geben.

Wer diese Laufbahn nicht durchgemacht hat, findet die offizielle Anerkennung spät oder nie, das heißt nach seinem Tode. Der unabhängige Künstler muß sehr zäh sein und möglichst lange



Faschingskarikatur

leben bleiben, wenn er einen öffentlichen Auftrag zu erlangen hofft. Und außerdem muß er weit glänzender begabt sein als der ehemalige Rompreisler, um von den Behörden berücksichtigt zu werden. Die beiden eigenartigsten und anmutigsten dekorativen Maler des heutigen Frankreichs, deren Arbeiten man im Hotel de Ville zu Paris neben denen ihrer akademischen Genossen sehen kann, Jules Chéret und Adolphe Willette, sind zu offiziellen Aufträgen gute zwanzig Jahre später herangezogen worden, als das den durch die Villa Medici gegangenen Malern zu geschehen pflegt.

Dafür haben sie sich gerächt, indem die von ihnen ausgemalten Räume aus allen andern herausstrahlen wie Wega und Sirius aus dem Sterngewimmel der Milchstraße, und kein Mensch kann das Hotel de Ville besuchen, ohne die Überzeugung zu gewinnen, daß die gute französische Tradition und Fragonard nicht von den Akademikern, sondern von diesen unabhängigen Künstlern fortgesetzt wird.

Der Klassizismus, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Louis David der französischen Kunst aufgedrungen wurde, lebt heute noch in der akademischen Kunst. Er hat die gesunde Entwicklung der französischen Malerei ein volles Jahrhundert lang aufgehalten, und am deutlichsten ist dies in der dekorativen Kunst bemerkbar.

Erst in unsern Tagen haben Chéret und Willette da wieder angeknüpft, wo die französische Malerei den Höhe-

Phot. J. Simonnet, Paris

Adolphe Willette

Deckengemälde



Chut!... Entendez vous le tambour? Dessin de A. Willette.

Der Tod im Frühling

punkt ihrer Eigenart erreicht hatte, und erst mit diesen beiden gibt es eigentlich wieder eine unbedingt französische dekorative Malerei. Denn alles, was die klassizistischen Akademiker in Frankreich an dekorativen Malereien geschaffen haben, hätte ebensogut in München oder in London gemalt werden können.

Ein David, ein Ingres, ein Jean Paul Laurens, ja sogar ein Paul Baudry und selbst ein Puvis de Chavannes hatten den französischen oder Pariser Boden durchaus nicht nötig, ein Watteau, Fragonard, Chéret, Willette aber sind irgendwo anders als in Paris einfach undenkbar.

Willette war die bedeutendste malerische und zeichnerische Kraft des Chat noir zu jener nun schon fast ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Zeit, wo Montmartre der Sitz der Musen und Rudolf Salis der Kaiser in diesem Musenreiche war. Von jener Zeit schreibt sich sein erster Ruhm her, der seiner wirklichen und ganzen Erkennung auch heute noch etwas im Wege steht. Jedermann erkannte zwar in ihm einen der anmutigsten, graziösesten und reizvollsten Zeichner unsrer Tage, und auf dem beschränkten Gebiet der Illustration ließ man sogar den Vergleich mit Watteau zu, aber daß dieser ungezogene

und ausgelassene Liebling der Grazien auch ein Maler und gar ein zu den höchsten Aufgaben der Malerei berufener Künstler sein sollte, das wollte den Leuten nicht in den Kopf.

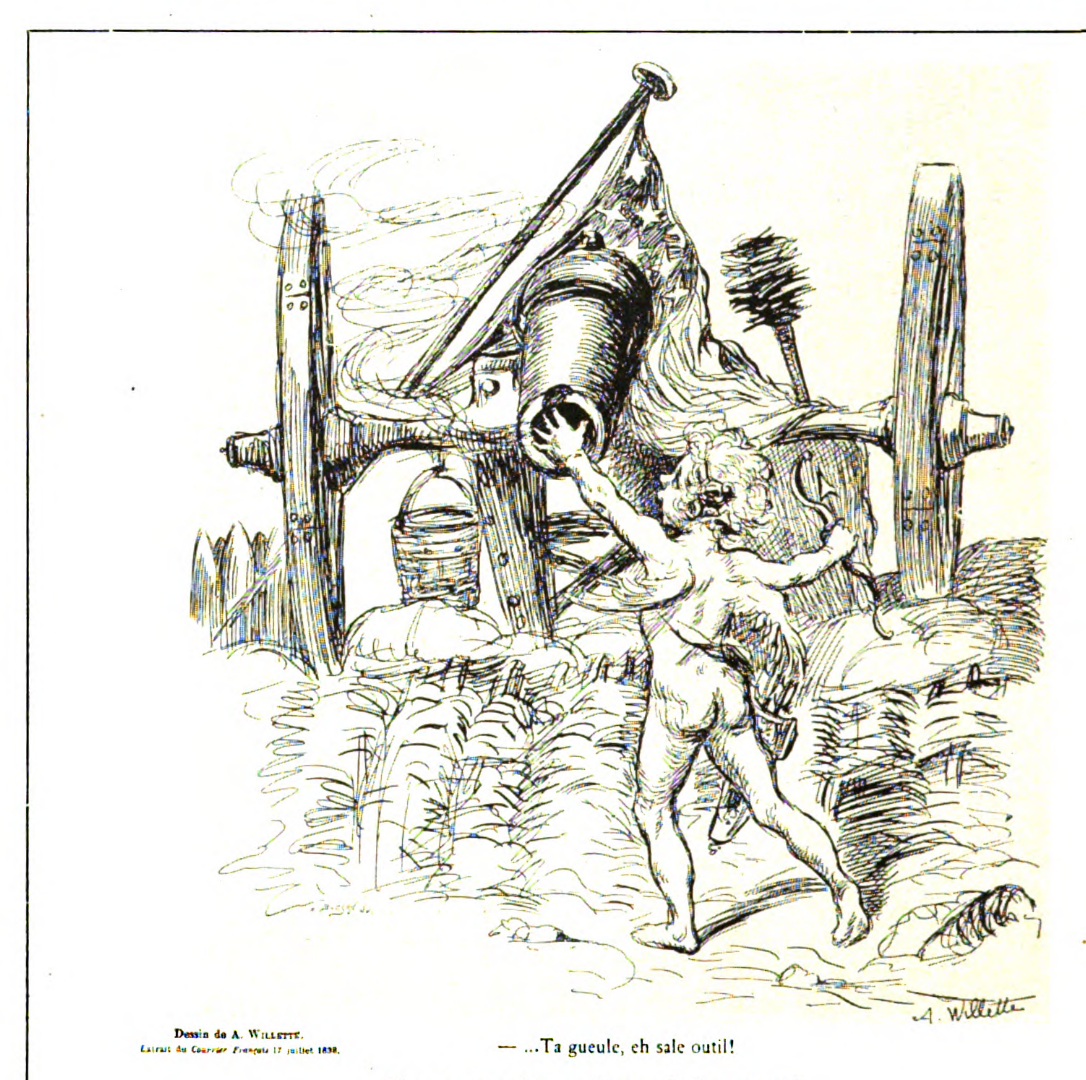
Nur einige Lokale auf dem Montmartre ließen sich dazu herbei, dem Künstler ihre Wände und Decken teilweise zu leihen, und auch das wäre wohl nicht gegangen, wenn Willette nicht ganz oder halb umsonst gearbeitet hätte, um nur Gelegenheit zur Betätigung seiner Begabung zu erhalten. Jetzt haben die glücklichen Besitzer jener alten Kneipen längst die von Willette geschaffenen Wandgemälde fein säuberlich ablösen lassen und für schweres Geld verkauft, und was man heute noch auf dem Montmartre sieht, der Plafond der „Cigale", die Wandmalereien in der Taverne de Paris und des Bal Tabarin, datiert schon aus einer späteren Zeit, wo man angefangen hatte, den wahren Willette etwas richtiger einzuschätzen.

Dann wandten sich auch einige reiche Privatleute an Willette, um ihre Säle ausschmücken zu lassen, und endlich kamen die offiziellen Aufträge für das Hotel de



Profitons du beau temps pour travailler à notre Exposition.

Karikatur auf die Pariser Weltausstellung



Dessin de A. Willette.
Extrait du Courrier Français 17 juillet 1898.

— ...Ta gueule, eh sale outil!

Amor vor dem Todesinstrument

Ville und für die Gobelinmanufaktur, die soeben einen von Willette gemalten Karton als Wandteppich ausführt.

Damit noch nicht genug, hat die Union des Arts Décoratifs im Pavillon Marsan des Louvre, also im nämlichen Gebäude, wo die herrlichsten Meisterwerke der Malerei aller modernen Völker aufbewahrt werden, eine Ausstellung der Arbeiten Willettes veranstaltet, die mit der offiziellen Konsekration seines Talentes gleichbedeutend ist. Jetzt also darf man nicht nur von dem Zeichner, sondern auch von dem Maler Willette als einem der großen Meister sprechen, ohne ein skeptisches Lächeln fürchten zu müssen.

Der Zeichner Willette ist in der ganzen Welt so bekannt, daß man mit der näheren Charakterisierung seiner Kunst nur Zeit verschwenden würde.

Er hat sich selbst viele hundert Male als Pierrot dargestellt, „Pierrot“ hieß auch die von ihm vor fünfundzwanzig Jahren herausgegebene Wochenzeitung, Pierrot und Colombine sind die Lieblingsfiguren in seiner Malerei. Auch darin hängt er mit Watteau zusammen, mit dem er die tändelnde Anmut, die liebliche Grazie, den entzückenden Liebreiz gemein hat.

Alle seine Ideen, mögen sie nun, was ihm häufig genug begegnet, politischer und patriotischer Natur sein oder einem



Dessin de A. Willette. — « Et maintenant, ma fille, attention à marcher droit! »

Häusliche Szene

Gaukelspiel einer neckischen Phantasie ihren Ursprung verdanken, sind mit liebenswürdigster Grazie durchtränkt, und in der Ausführung findet man die nämliche Anmut bis hinab zu den nebensächlichsten Strichen.

Chéret ist hierin sowohl seinem Zeitgenossen Willette als auch dem beiderseitigen Vorbilde Watteau ähnlich, und es dürfte schwer sein, zu entscheiden, wer von den beiden der Graziöseste und Anmutigste ist. Dagegen kann man wohl sagen, ohne einem von den beiden großen Künstlern nahezutreten, daß Willette der größere Zeichner, Chéret dagegen der größere Kolorist ist. Chéret ist sehr wohl imstande, die Zeichnung nur sehr summarisch, um nicht zu sagen nachlässig zu behandeln, sie gleichsam beiseitezuschieben, um nur durch den farbigen Fleck zu wirken. Die Zeichnung ist bei ihm nur dazu da, um die Farbenflecken zusammenzuhalten und ihnen eine Daseinsberechtigung zu geben. Für Willette ist die Zeichnung die Hauptsache.

Wenn man bei Chéret mitunter einen farbigen Fleck genauer ansieht, um etwas erstaunt zu entdecken, daß er überhaupt gar nichts vorstellt, so entdeckt man dagegen in den Malereien Willettes bei näherem Hinschauen überrascht, daß vermeintliche farbige Wolken sich in Elfen, Amoretten und Tänzerinnen auflösen, alles bis ins kleinste liebevoll ausgeführt.

Sein Parce Domine, dereinst der schönste Wandschmuck im Chat noir, stellt



Neujahrskarte

einen von Pierrots und Colombinen umschwärmten Omnibus dar, der sich von einem seltsam bewegten Nachthimmel abhebt. Was man da zuerst für magisch erleuchtete Wolken hält, löst sich für den genauen Beobachter in Hunderte von graziösen Gestalten auf, welche die Sarabande der Pierrots und Colombinen im Reiche der Lüfte weiterführen. Ebenso entdeckt man auf dem Gobelin Willettes wie auf seinen Malereien im Hotel de Ville immer neue reizende Einfälle und Einzelheiten, ohne daß doch diese fleißige zeichnerische Ausführung den malerischen Gesamteindruck irgendwie beeinträchtigte. Neben den charakterlos korrekten Akademikern, den infolge ihres oben geschilderten „normalen" Ausbildungsganges als die „berufenen" Träger der französischen Kunstentwicklung offiziell angesehenen, und neben den wilden Männern, die Cézanne und Gauguin auf ihr Banner geschrieben haben, geht die wahre Tradition der französischen Malerschule ihren ungestörten Gang; hundert Jahre lang mußte sie sich in die Griffelkunst und in die Landschaft verstecken, erst jetzt erobert sie sich die dekorative Malerei zurück, worin sie im 17. und 18. Jahrhundert ihre entzückendsten Blüten trieb, und das haben wir den beiden Künstlern zu danken, von denen man einen zwanzig Jahre lang nur als Plakatmaler, den andern nur als Illustrator gelten lassen wollte: Jules Chéret und Adolphe Willette!



Pierrette verhandelt die Kleider des scheintoten Pierrot



Rast. Nach einem Gemälde von F. Müller-Münster



Englische Pointer

Edle Hunde

Von

Dr. Th. Zell

So manchmal habe ich mir die Frage vorgelegt, woher es kommt, daß der Deutsche, der doch sonst das Ausländische überschätzt, gerade bei der Wahl eines Hundes — von Ausnahmen natürlich abgesehen — niemals einen Rassehund verlangt. In London soll man nur Rassehunde zu sehen bekommen, und so sollte man bei der Engländerei, die bei uns immer noch in hoher Blüte steht, als sicher annehmen, daß ein Fixköter auch in unsern Augen keine Gnade fände. In diesem Falle wäre der Deutsche mit der Nachahmung sogar nicht schlecht gefahren — weshalb geht er hier seine eignen Wege?



Gruppe edler Jagdhunde

Der vortreffliche Leiter des Berliner Zoologischen Gartens, Professor Dr. Heck, ist wohl im Recht, wenn er darauf die Antwort gibt: Weil jeder Deutsche mit einem Hundeverstand geboren wird. Herr Schulze weiß sofort, ob ein Hund „echt" oder „unecht" ist, und hat dafür die allerraffiniertesten Kennzeichen, wie schwarze Zunge, Ohrentasche, doppelte Wolfsklaue und so weiter, Herr Müller weiß es womöglich noch besser. Und dabei waren diese Herren niemals Mitglieder eines Hundeliebhabervereins, besitzen nicht das kleinste Buch über Hunde und denken nicht daran, sich eine Hundezeitung zu halten oder auch nur im Konversationslexikon über Hunde nachzulesen. Warum auch?

Es ist direkt als ein Unglück zu bezeichnen, daß der Deutsche, der sich einen Hund anschaffen will, ihn entweder geschenkt haben möchte oder höchstens zwanzig Mark dafür anlegen will. Dafür kann er natürlich keinen Rassehund bekommen. Der anscheinend hohe Preis für einen edlen Hund steht in Wirklichkeit selten im richtigen Verhältnis zu den verursachten Mühen und Kosten. Von Bekannten, die sich mit der Züchtung edler Jagdhunde befassen, weiß ich aus jahrelanger Anschauung, daß sie kleine Vermögen ihren Bestrebungen zum Opfer gebracht haben, ohne irgendwelche nennenswerte finanzielle Erfolge zu erzielen. Dabei verstanden sie die Sache vom Grunde aus und besaßen die nötigen Mittel und Reviere dazu. Man könnte fast behaupten, daß wer keine Sorgen hat und welche kennen lernen möchte, nur Hundezüchter zu werden braucht, dann wird er sie gewiß kennen lernen. Ein lieber Freund von mir hatte mit unendlichen Mühen und Kosten endlich eine wunderbare Kurzhaarhündin gezüchtet. Eines Tages besuchte ich ihn und fand ganz gegen die bisherige Gewohnheit ihn und seine Familie schweigsam und niedergedrückt. Es war klar, daß ihn ein großes Mißgeschick betroffen hatte, und mir schwante sofort, daß wohl mit der Lieblingshündin etwas passiert sein möchte. So war es auch in der Tat. Der alte Förster, dem er den Hund auf die Seele gebunden hatte, war kurz vorher bei ihm gewesen und hatte ihm mit Tränen in den Augen berichtet, daß „Tessa" einen vergifteten Brocken aufgenommen und trotz aller angewandten Gegenmittel eingegangen sei.

„Warum soll man sich aber einen Rassehund anschaffen?" höre ich manchen fragen. Wie häufig kann man nicht die Erklärung vernehmen: „Mir ist mein Bastard aus Terrier, Dachshund und so weiter ebenso lieb wie ein hochprämiierter Rassehund."

Die Antwort hierauf ist nicht so einfach. Eine von mir sehr verehrte Autorität erwidert beispielsweise, daß ein Fixköter nicht die Marke und den Maulkorb wert sei, den er trägt. Diese Behauptung muß eben erst bewiesen werden. Weit überzeugender klingt der zweite Grund, daß die Fixköter viel bissiger seien. Im allgemeinen trifft das zu, aber es gibt auch eine Menge, denen man diese Eigenschaft nicht nachsagen kann.

Um die Vorzüge der Rassehunde zu beleuchten, muß man etwas ausholen. Dabei liegt es mir gänzlich fern, mich in eine wissenschaftliche Erörterung über Wert oder Unwert von Tierrassenzucht zu verlieren, aber ich möchte doch einen ungefähren Begriff davon geben, um welche Fragen es sich hierbei handelt. Das dürfte am besten durch Vergleiche mit analogen Dingen geschehen.

Während der Mensch ein Universalgeschöpf ist, muß man das Tier als Spezialisten bezeichnen. Der Mensch kann ein ausgezeichneter Renner, Kletterer, Springer, Tänzer, Schwimmer und so weiter werden, das Tier hat stets nur ein beschränktes Gebiet. Der Hund läuft besser als der Mensch, aber man kann ihn niemals zum Erklettern von Bäumen abrichten, die Katze ist viel geschickter als der Mensch, aber man kann sie niemals zum Dauerrenner ausbilden und so weiter. Kann man den Menschen demnach mit einem Universalapparat vergleichen, so das Tier mit einem bestimmten Gerät, den Hund beispielsweise mit einem Messer oder einer Schere. Wie man nun für bestimmte Zwecke verschiedene Arten von Messern und so weiter anfertigt, also Jagdmesser, Taschenmesser, Rasiermesser, Bratenmesser, so hat man schon seit Jahrtausenden für bestimmte Zwecke gewisse Hunderassen gezüchtet, so den Windhund zum Einholen des Wildes, den Schäferhund zum Bewachen der Herde, den Dachshund zum Einschliefen in den



Junge englische Pointer und Setter



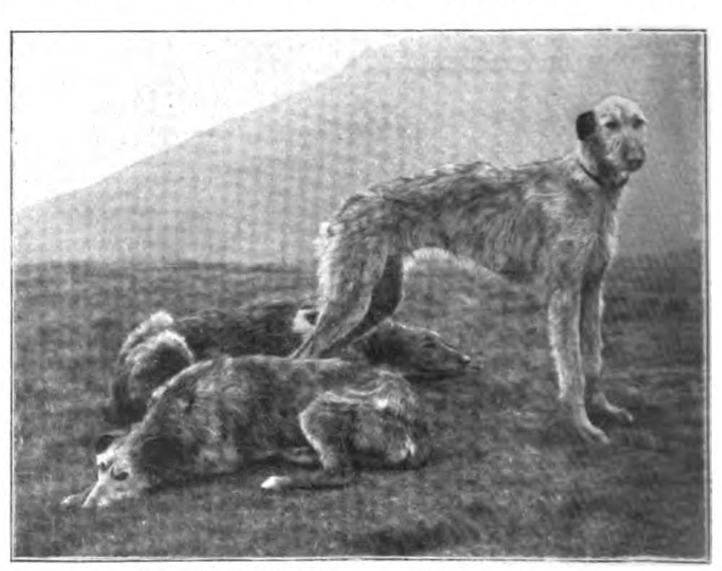
Deutsche Dogge (Hündin)

Fuchs- oder Dachsbau. Daraus geht hervor, daß jede durchgezüchtete Rasse in ihrer Einseitigkeit Unübertreffliches leistet, aber naturgemäß auch mit den Fehlern jeder Einseitigkeit behaftet ist. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten — daran ist eben nichts zu ändern. Mit einem Bratenmesser kann man schlecht sich eine Bleifeder anspitzen, mit einer Papierschere sich kaum die Nägel beschneiden, dazu soll man eben andre Messer und Scheren nehmen.

So ist der englische Pointer der idealste Hühnerhund, den man sich denken kann. Er ist viel schneller als der deutsche Jagdhund und findet Hühner weit eher, vor denen er bombenfest vorsteht. Nun soll jedoch die Kehrseite beleuchtet werden. Sind Hühner geschossen, so denkt der Pointer nicht daran, sie zu apportieren, dafür hat man in England wieder einen besonderen Hund. Auch kann man den Pointer nicht dazu bringen, eine Schweißfährte gewissenhaft zu halten, was häufig für den Jäger von größter Wichtigkeit ist. Umgekehrt apportiert unser Jagdhund gewöhnlich sehr gut, ebenso ist er vortrefflich auf der Schweißfährte. Welcher Jagdhund ist also besser, der Pointer oder der unsrige? Es ist einleuchtend, daß man hierauf keine bestimmte Antwort geben kann. Eine gekrümmte Nagelschere ist für ihren Zweck die beste Schere, und ein Junggeselle, der eine Schere nur dazu braucht, um sich die Nägel zu schneiden, wird sich am besten eine Nagelschere anschaffen. So wird auch ein Jäger, der auf seinem Revier hauptsächlich nur Hühner hat, sehr klug handeln, wenn er einen Pointer als Jagdhund wählt. Der deutsche Förster jedoch, der einen Hund zu den verschiedenartigsten Zwecken braucht, sozusagen ein Mädchen für alles, und der sich nur einen Hund halten kann, würde mit einem Pointer ebenso übel daran sein wie eine Hausfrau, die alles mit einer gekrümmten Nagelschere schneiden soll.

Eine Fährte wird mit tiefer Nase gesucht, Hühner dagegen werden mit hoher Nase gewindet. An den Köpfen der Pointer sieht man häufig deutlich, daß die Nase wie oben aufgesetzt erscheint, weil diese Hunderasse sie stets oben trägt, „hochnäsig" also im wahrsten Sinne des Wortes ist. Deshalb taugt der Pointer nichts zur Fährtensuche, weil es gegen die ihm angezüchtete Natur ist, die Nase tief zu nehmen.

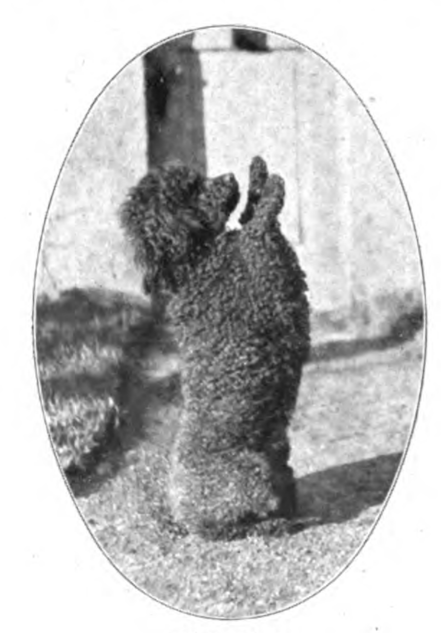
Die vollendete Leistungsfähigkeit eines



Englische Hirschhunde (deerhounds)

Tieres drückt sich regelmäßig in dem Adel und in der Schönheit seiner Gestalt aus. Man soll daher einen Rassehund wählen, weil er erstens bedeutend schöner ist, zweitens eine viel höhere Leistungsfähigkeit aufweist, drittens falls er einer durchgezüchteten Rasse angehört, allein eine andre Rasse verbessern oder eine neue begründen kann, viertens jedem Tierkenner sofort anzeigt, welche Vorzüge und welche Nachteile er besitzt.

Denn jede Hunderasse besitzt Eigentümlichkeiten, die der Kenner als selbstverständlich hinnimmt. Diese erklären sich gewöhnlich aus der Eigenart der Beschäftigung der Tiere. Die rührende Treue der Doggen hängt wohl damit zusammen, daß sie gemeinsam die gefährlichsten Bestien angriffen, wobei ein Hund dem andern unweigerlich Beistand leisten mußte, sonst waren sie alle verloren. Nur kampfesmutige Tiere sind zu solchen gefährlichen Wagnissen zu verwenden. Weil die Dogge massig sein muß, deshalb kann sie kein schneller und ausdauernder Läufer sein. Wegen ihrer Riesenkraft wird sie manchmal ihrem eignen Herrn gefährlich, zumal im späteren Alter. Ähnliches gilt von der englischen Dogge (Mastiff) und der englischen Bulldogge. Gutmütiger sind die Bernhardinerhunde, Neufundländer und unser Boxer, der keine gespaltene Nase besitzt wie sein englischer Vetter. Zwergform der Doggen ist die französische Zwergbulldogge und der Mops.



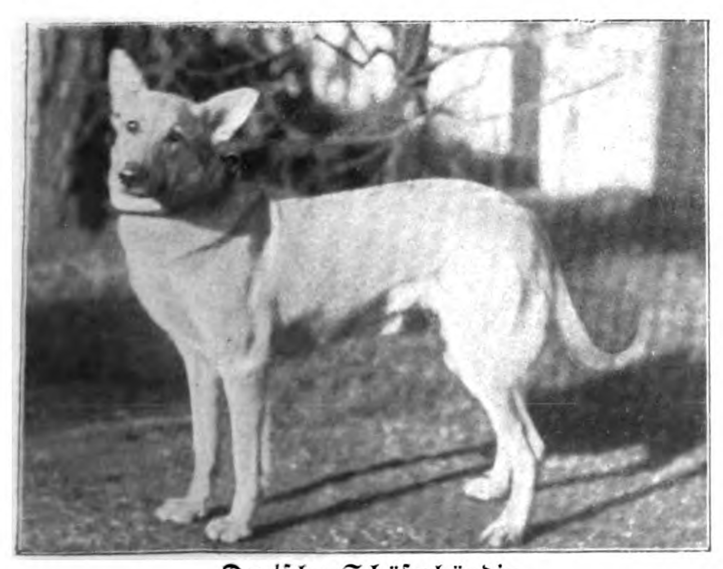
Mohrchen

Zu den Schäferhunden und deren Verwandten gehören der deutsche und schottische Schäferhund oder Colly, Pudel, Dobermannpinscher, rauhhaarige Pinscher oder Schnauzer, Spitz, Airedaleterrier, Affenpinscher, Malteser und Zwergspitz. Größer als unser Spitz ist der chinesische oder Tschau.

Vorsteh- und Schweißhunde sind die englischen und irischen Setter und die Bluthunde. Erdhunde sind Teckel und Terrier, Stöberhunde Spaniel und Wachtelhund, Hetzhunde die Windhunde, die mit den Augen, nicht mit der Nase jagen. Bekannt sind die russischen Windhunde oder Barsois. Die Engländer züchten den glatthaarigen und den schottischen rauhhaarigen Hirschhund (deerhound).

Bei der Unmenge von Rassen, zu denen fast jährlich eine neue hinzukommt, dürfte der vorstehende Überblick genügen.

Wer einen Hund zu einem bestimmten Zwecke braucht, kann kaum darüber im Zweifel sein, welche Rasse er wählt. Anders liegt die Sache für Liebhaber. Hier kommt es zunächst darauf an, ob



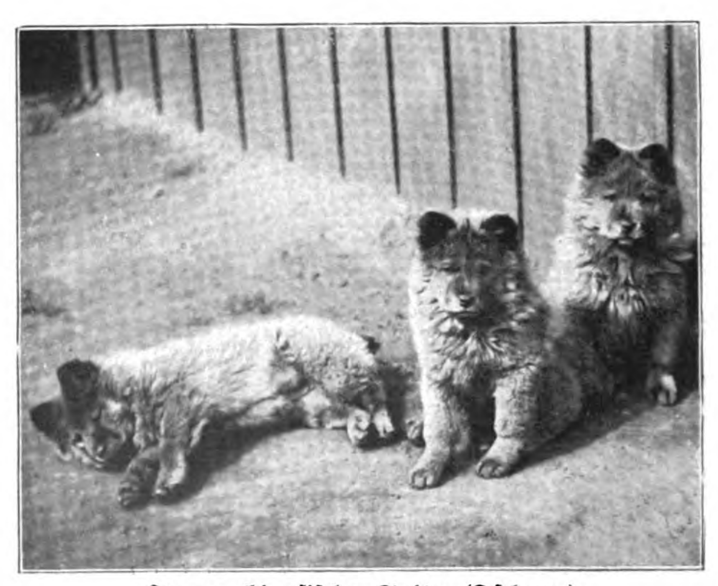
Deutsche Schäferhündin

man auf dem Lande oder in der Stadt, womöglich in der Großstadt wohnt. Denn alle Hunde gedeihen unter natürlichen Verhältnissen am besten, also auf dem Lande, und zwar in der Ausübung ihrer angeborenen Tätigkeit, während sie, auf dem Faulbett zur Untätigkeit verdammt, regelmäßig degenerieren. Wieviel Zeit kann man seinem Liebling widmen, auf welche Eigenschaften legt man besonderen Wert? Alle langhaarigen Hunde bedürfen beispielsweise in der Großstadt einer besonderen Haarpflege, da sie länger haaren als in natürlichen Verhältnissen auf dem Lande, ganz abgesehen davon, daß das Haaren eines in der Wohnung gehaltenen Hundes schon bei kurzhaarigen kein Vergnügen ist. Der Pudel ist sehr klug, aber, wie der Jagdhund, schwer auf den Mann zu dressieren. Der Jagdhund ist überdies von einer solchen Jagdleidenschaft beseelt, daß er selbst mit fremden Leuten auf die Jagd geht. Deshalb paßt er zum Wachhund nicht, auch ist er trotz seiner guten Nase nicht zum Polizeihund zu gebrauchen, weil ihn die Fährten des Wildes viel mehr als die des Menschen interessieren. Windhunde bedürfen des Auslaufs und sind wenig anhänglich, wohl weil ihre Vorfahren gewöhnlich allein, nicht, wie die andern Wildhunde, in Rudeln jagten. Dachshunde sind wenig gehorsam und nagen gern, haben aber den großen Vorzug, daß sie, wie unser Boxer, wenig Auslauf brauchen. Spitze und Schäferhunde sind wachsam und scharf, nur der Colly scheint häufig feig zu sein. Für Reiter sind Pinscher und Terriers die besten Begleiter.

Je durchgezüchteter eine Rasse ist, desto größer ist die Aussicht, daß der Nachwuchs alle Rassenmerkmale aufweist. Um eine Gewähr für die Zugehörigkeit zu bieten, führen die Spezialklubs Zuchtbücher für ihre Rassen. Manchmal findet allerdings der Hund keine Aufnahme, weil ihm gewisse Merkmale fehlen oder gewisse unbedeutende Dinge als Fehler gelten. Leistet ein Hund trotzdem Hervorragendes, so bin ich nicht so großer Rassefanatiker, um ein solches Urteil zu unterschreiben, denn die Rassenmerkmale sollen ja nur die Vermutung für die Leistungsfähigkeit bilden. Der Inhalt, die Leistungsfähigkeit, ist doch entscheidend, nicht die Form.

Solche Ausnahmen kann jedoch nur der Kenner beurteilen. Der Laie wird gut tun, eingetragene oder eintragungsberechtigte Hunde zu wählen; mindestens aber soll er den angebotenen Hund einem Spezialklub vorführen, wo ihm ein sachverständiges Urteil zuteil wird.

Wie wenig ich Rassefanatiker bin, geht wohl daraus hervor, daß ich freimütig gewisse Nachteile hochgezüchteter Hunde zugebe. So ist ein kranker Dorfhund eine große Seltenheit, was man vom Rassehunde leider nicht sagen kann.



Junge chinesische Spitze (Tschaus)




Der Aviatiker

Erzählung von Rudolf Bartsch



Hermann Weber schwebte eine Etage überm siebten Himmel.

Er war glücklich, überglücklich, selig. Kein Wunder! Sollte er doch in acht Tagen Gatte der netten Juliane Hammer werden, nicht nur einer anerkannt gemütsreichen, sondern auch steinreichen Schönen des Ortes. Und in acht Tagen schon. Er, ein armer Buchhalter, ohne Verbindungen, ohne Protektion, allein auf sein bißchen Können in der Buchhaltungskunst gestellt, wie tausend andre seinesgleichen. So wie er manchen seiner Kollegen gesehen hatte, alt und krumm, fast verwachsen mit dem Kontorsessel und immer demütig, daß er nicht das Zürnen eines hohen Chefs erwecke: genau so hatte er sich selbst schon im Geiste sitzen sehen.

Nun war mit einem Ruck ein freundliches Bild vor den dunkeln Hintergrund getreten; so weit er blicken konnte, lag eitel Sonnenschein. In vier Wochen — nach Rückkehr von der Hochzeitsreise — sollte Hermann Weber ein Zweiggeschäft seines Schwiegervaters in Hamburg übernehmen, sollte er, der kleine Buchhalter mit zweihundert Mark Monatsgehalt, auf einen Vertreterposten mit sechstausend Mark Anfangsgehalt springen. Daß er es nicht durch eigne Kraft dahin gebracht, den Stellenwechsel nicht seinem Wissen und kaufmännischen Können zu verdanken hatte, sondern seiner schlanken, wohlgebauten Gestalt und seinen braunen Augen, kränkte ihn ja anfänglich sehr; schließlich philosophierte er sich die Bedenken damit hinweg, daß ja seine Körpergestaltung ebensogut zum Ganzen seines Ichs gehöre wie der Inhalt seines Schädels, und er an der verborgenen oder offensichtlichen Güte der einzelnen Teile gleich unschuldig sei.

Jetzt streckte er sich behaglich auf dem alten, schäbigen Sofa seines Junggesellenzimmers aus und schloß die Augen, nachdem er mitleidig seine Blicke über die bescheidene Einrichtung hatte wandern lassen. Im Nu malte seine Phantasie liebliche Bilder: Braut — Schwiegervater — Geldschrank — Hochzeitsreise — Hamburg — Prokurist — Bumbumbum! tönten auf einmal dumpfe Schläge an seine Luftschlösser, als sollten sie in Trümmer geschlagen werden.

Unwillig fuhr Weber in die Höhe. Ach so — es klopfte an die Tür. „Herein!"

Seine Wirtin überbrachte ihm einen Brief, den er schnell öffnete, die paar Zeilen überflog und ihn dann ärgerlich beiseite warf.

Wieder eine Absage! Wieder lehnte ein entfernter Bekannter dankend ab, als Brautführer bei der besten Freundin seiner Braut zu figurieren. Verstimmt stand Weber auf und trat ans Fenster, das nach dem Hofe zu lag. Die Freundin seiner Braut, Ilse Busch, das einzige Kind wohlhabender Eltern, etwas exzentrisch veranlagt, hatte hinsichtlich des Tischherrn bestimmte Wünsche gestellt, deren gewissenhafte Erfüllung seine Braut ihm zur Pflicht gemacht hatte. Der Tischherr sollte sein: erstens groß, zweitens schlank, drittens Ende zwanzig und viertens weltschmerzlich angehaucht. Weber hatte seiner Braut zwar feierlichst versprochen, sämtliche Wünsche ihrer Freundin „selbstredend" erfüllen zu wollen, mußte aber einsehen, daß das kaum möglich sein würde. Als galanter Bräutigam fühlte er sich jedoch verpflichtet, sein Versprechen unbedingt einzulösen, denn er hatte die zwar unbestimmte, nichtsdestoweniger aber deutliche Ahnung, daß seine Eilfertigkeit in der Erfüllung von Wünschen

vor der Hochzeit ihm eine gewisse Berechtigung verleihe, sich nach der Hochzeit eine größere Zurückhaltung darin aufzuerlegen. Es ist immer gut, sich beizeiten eine Rechtsgrundlage zu verschaffen, auf der später das eigne Gewissen eine ruhige Lagerstatt wird finden können.

Den letzten Punkt des Wunschzettels hatte er zwar gleich gestrichen, weil er sich sagte, daß die Weltschmerzlichkeit der jungen Männer, wenn überhaupt zu finden, angesichts einer wohlbestellten Tafel und inmitten reizender Evastöchter sich sowieso in sprühende Lustigkeit auflösen muß, und wo nicht, der „Weltschmerzler" ein öder Lackel ist, mit dem der kapriziösen Ilse gewiß nicht gedient wäre.

Obgleich nun Weber die Fühler bis an die äußersten Linien seines Bekanntenkreises ausgestreckt hatte, fand sich kein Herr, der das Brautführeramt zu übernehmen gewillt war.

Der hierin so unglückliche Bräutigam erhoffte schließlich den Eintritt irgendeines niedlichen Schicksalsschlages in der Familie Busch, der Ilse in der Teilnahme an der Hochzeit hindern könnte. Du lieber Himmel, so viele werden von plötzlichen Schicksalsschlägen betroffen, warum sollten da gerade die Buschs verschont bleiben? Er sah keinen Grund für eine Ausnahmestellung dieser Familie! Aber das Schicksal sonst so rührig, schlief diesmal einen Bärenschlaf! Seufzend wollte sich Weber eben vom Fenster wenden, um seiner Braut die unangenehme Nachricht zu überbringen, daß seine Bemühungen fruchtlos geblieben seien, als seine Blicke gefesselt wurden durch die rhythmischen Bewegungen eines Gesellen der Tischlerwerkstatt, die sich im Hofe befand. Der Geselle bearbeitete ein langes Brett, wobei sich die biegsame Gestalt taktmäßig bewegte. Es war ein ästhetischer Genuß, die Bewegungen des schlanken Körpers zu verfolgen. Bei Betrachtung des Gesellen fuhr dem geplagten Bräutigam der Gedanke durchs Hirn: Das wäre ein Tischherr für Ilse Busch! Im nächsten Augenblick zerknüllte er freilich lächelnd den Gedanken, denn sie, die bürgerstolze Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes, würde den Tischlergesellen sehr entrüstet abgelehnt haben. Als er aber seiner Braut mitteilte, daß er für Ilse Busch keinen Herrn habe finden können und die bestürzten Blicke sah, die seine Nachricht hervorrief, stieg im Hintergrund seines Bewußtseins wieder der Geselle hoch, und er meinte:

„Einen wüßte ich noch — aber —"

„Du weißt noch einen, das ist ja fein. Wer ist's denn?"

„Ach — du kennst ihn nicht. Ich weiß auch nicht recht, ob er für Ilse passen würde."

„Ist er hübsch?"

„Das schon, aber —"

„Jung?"

„Freilich, in dem gewünschten Alter, aber —"

„Groß, schlank?"

„Gewiß — aber —"

„Ach geh mit deinem Aber! Wenn er all das ist, warum hast du Bedenken?"

„Hm — ja —. Das ist nämlich ein merkwürdiger Mensch. Er ist — wie soll ich sagen — stark verinnerlicht, gibt nicht viel auf Äußerlichkeiten, hat wenig Verkehr, drum fehlt ihm der feine, gesellschaftliche Schliff, ist ein bißchen linkisch und wahrscheinlich nicht sehr unterhaltsam. Dann —"

„Aber das ist ja ein äußerst interessanter Mann," unterbrach ihn lebhaft seine Braut. „Ilse findet ja gerade die landläufigen Scharmeure unausstehlich. Lade ihn also ja ein. Hörst du?"

„Meinetwegen — aber wie gesagt — ich garantiere nicht, daß er den Wünschen deiner Freundin entspricht, falls er überhaupt annimmt."

Am nächsten Tag um die Mittagszeit stieg Weber hinunter in die Tischlerwerkstatt, wo er den jungen Gesellen allein antraf. Sie kannten sich beide von Ansehen,



Bildnis der Tochter des Künstlers
Nach einem Gemälde von Caspar Ritter

was die Aufgabe Webers etwas erleichterte. Ohne viel Umschweife ging er auf sein Ziel los, verschwieg keine Nebenumstände, zählte die Teilnehmer an der Hochzeit unter Erwähnung ihres Standes her und stellte dann an den Gesellen die etwas peinliche Frage, ob er sich zutraue, ohne grobe Verstöße gegen die allgemein gültigen Sitten der guten Gesellschaft zu begehen, Tischherr einer wohlerzogenen jungen Dame sein zu können. Der Geselle war anfänglich sehr erstaunt über das Anliegen im allgemeinen, dann fast beleidigt über die peinliche Frage, die er mit der Gegenfrage begegnete: „Glauben Sie vielleicht, bei mir zu Hause faßt man mit den Fingern in die Suppe?" Weber beschwichtigte, indem er meinte, er habe ihm natürlich nicht zu nahe treten wollen und nur beabsichtigt, ihn auf die Klippen hinzuweisen, die vielleicht für ihn bestehen könnten. Der Tischlergeselle gewann während des Gesprächs mehr und mehr sein Interesse. Karl Gieser, so war sein Name, stammte aus dem Hannöverschen und sprach dank dieser Landsmannschaft ein ausgezeichnetes Hochdeutsch, was in der Gegend, wo diese Geschichte spielt, angenehm auffiel. Aus seinem gebräunten, hübschen Gesicht, geziert von einem dichten Schnurrbart, sprach ein offenes Wesen, das mit der ruhigen Sicherheit seines Gehabens auf einen gutartigen, aber festen Charakter schließen ließ. Nach kurzem Überlegen sagte Gieser zur großen Erleichterung Webers seine Teilnahme an der Hochzeit zu. Einen kleinen Kampf gab es freilich noch mit ihm zu bestehen über die Verleugnung seines Standes. Das Tischlergewerbe ist gewiß ein ehrliches und angesehenes Gewerbe und ein Tischlergeselle ein sehr nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. Aber die Art des Auftretens, die Fähigkeit, sich sprachlich auszudrücken und die Anschauungen über Welt und Leben überhaupt pflegen zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten sehr verschieden zu sein.

Hieran dachte Weber und war deshalb bestrebt, den einfachen Tischlergesellen für die Hochzeitsgesellschaft schmackhafter zu machen. Gieser wollte zwar zuerst nichts davon wissen, er hielt auf seinen Stand, schließlich ließ er sich aber doch dazu herbei. Um seinen Mann für Ilse Busch recht interessant zu machen, erklärte ihn Weber höchst eigenmächtig als zugehörig zum aktuellsten Gewerbe der Gegenwart, nämlich der Flugtechnik. Gieser lachte und ließ sich's gefallen, studierte auch schnell noch einige von Weber besorgte Broschüren über Flugtechnik und Flugprobleme. Von der sonst üblichen vorherigen Vorstellung in der Wohnung der Brautjungfer hatte Weber den „Aviatiker" entbunden und ihn bei Ilse Busch und ihren Eltern damit entschuldigt, daß Gieser auswärts mit der Montierung eines Flugapparates beschäftigt sei und nicht abkommen könne.

Der Hochzeitstag kam.

In einem prachtvoll sitzenden, wenn auch gepumpten Frack glich Gieser einem modernen Apoll. Seine schlanke und dabei kräftige Gestalt ließ einen sportliebenden Mann vermuten und stach wohltuend von den andern, meist etwas ausgebauchten männlichen Figuren der Hochzeitsgesellschaft ab. Ilse Busch war denn auch gleich von Anfang an sichtlich stolz auf ihren Aviatiker und sah mit Wohlbehagen die Farben ihrer lieben Festschwestern hier und da bedenklich ins neidliche Gelb hinüberspielen.

Während des kirchlichen Akts der Trauung hatte Gieser Zeit, zu versuchen, sich in seine ihm etwas unbehagliche Rolle einzuleben. Er hatte sonst ein sicheres Auftreten. Getragen von dem Bewußtsein, auf seinem Arbeitsgebiet Tüchtiges zu leisten, kannte er keine drückende Schüchternheit gegen Fremde, wohl aber besaß er eine gewisse Zurückhaltung, die aus seinem natürlichen Taktgefühl entsprang. Er war weit herumgekommen im deutschen Land und hatte offenen Auges und Ohres vieles in sich aufgenommen und verarbeitet, was ihn weit über den Durchschnitt seiner Arbeitsgenossen stellte. Aber hier war ihm sein sicherer Boden entzogen, dem „Aviatiker" zollten alle Augen rundum gebührende Beachtung und Bewunderung. Kann das schon einem einfachen Mann Bedrängnis schaffen, um so mehr dem Gieser, der den

unechten Nimbus bald als einzwängenden Panzer empfand, der ihn in seiner Bewegungsfreiheit hemmte, ihn holpernd und stolpernd machte. Schließlich gelang es ihm, sich innerlich aufzurichten und frei um sich zu schauen; aber eine sonderbare Beklemmung befiel ihn, sobald ihn seine hübsche Nachbarin Ilse Busch ansah. Die Nähe des reinen Mädchens löste bei dem unverdorbenen Mann eine zarte Scheu aus, gleichzeitig war ihm aber unendlich wohl dabei; so wohl, als übe nach langer Winterzeit zum ersten Male wieder die warme Frühlingssonne ihre belebende, auflockernde Wirkung aus. Das Menschenherzgärtchen bedeckt sich gar schnell mit bunter Flora, wenn es in den Brennwinkel eines bestimmten Augenpaares gebracht wird, und bei Karl Gieser war in wenigen Stunden ein Blütenwunder entstanden, dessen rückwirkendem geheimem Zauber sich die liebliche Zauberin selbst nicht entziehen konnte. Während der Tafel warf der Bräutigam öfters verstohlene Blicke nach dem Tischler inkognito, konnte aber jedesmal befriedigt feststellen, daß sich Giesers Ausübung der Tischgebräuche in keiner Weise von der der übrigen Gäste unterschied. Gieser war eben „ein geweckter Junge". Er war zwar nicht gewöhnt, an einer derartigen Tafel zu speisen, aber einige unauffällige Rundblicke lehrten ihn schnell sein Benehmen auf die Stufe der andern Tischgäste bringen.

Mit seiner Nachbarin zur Rechten hatte sich eine anregende Unterhaltung noch nicht entspinnen wollen. Doch das goldene Naß der Römer schwemmte seine Befangenheit und Schweigsamkeit bald hinweg; frei schaute er in die Augen seiner Tischdame, die das durchaus nicht übelzunehmen schien. Die Stimmung war überhaupt nach und nach recht gehoben geworden, heitere Gesänge und Vorträge füllten geschickt die Pausen zwischen den Gängen des Mahls aus. Bei den verschiedenen Toasten auf das Brautpaar ließ sich's der Bräutigam nicht entgehen, beim Gläseranstoßen mit Karl Gieser unter lustigem Augenzwinkern ein „Prost, Herr Aviatiker!" einzuflechten, und die Braut ersah aus den leuchtenden Augen ihrer Freundin Ilse, daß die Wahl des Tischherrn sehr glücklich gewesen zu sein schien. Die öftere Erwähnung des „Aviatikers" hätte für Gieser beinahe üble Folgen gehabt. Denn einige Herren der Gesellschaft bedrängten ihn mit der Bitte, doch einige Erlebnisse aus seiner interessanten Beschäftigung zum besten zu geben. Gieser wandte sich aber klug aus der Affäre, indem er geheimnisvoll erklärte, er probe jetzt gerade ein neues System aus, und darüber dürfe er leider nichts ausplaudern. Bedenklicher wurde seine Lage erst dann, als er nach Aufhebung der Tafel mit Ilse Busch am Arm gemütlich plaudernd umherging und sie ihn wissensdurstig nach allerlei Einzelheiten aus dem Gebiete der Flugtechnik fragte. Zunächst fütterte er sie mit allerlei Kenntnissen die er aus den Broschüren geschöpft hatte, wodurch ihre Achtung vor ihm noch beträchtlich stieg.

„Ich stelle mir das herrlich vor," himmelte sie, „so über der Erde dahinzuschweben. Der Mensch, der das vollbringt, muß sich wohl gottähnlich fühlen!"

„Wenn er aber nachher mit zerbrochenen Gliedern unten liegt, wird er schnell an seine Menschlichkeit erinnert."

„Um Gottes willen, Sie sind doch noch nicht abgestürzt?"

„Nein, noch nie!" versicherte er wahrheitsgetreu.

„Da müssen Sie ja sehr geschickt sein," bewunderte sie ihn. Gieser zuckte mit den Achseln und meinte leichthin:

„Es wird alles zur Gewohnheit, mein Fräulein. So auch das Fliegen: entweder man kann's und macht nicht viel Aufhebens davon, oder man kann's nicht und hält die Sache für äußerst schwierig."

Ilse Busch sah mit wachsender Hochachtung auf den Mann, der mit ruhiger Gelassenheit von seinem gefährlichen Berufe sprach. Wie verblaßten neben solchen Helden alle die andern Männer ihrer Bekanntschaft!

„Das Fliegen ist aber doch gewiß sehr schwer zu erlernen," sagte sie schließlich.

„Ach — eigentlich nicht. Man setzt sich in den Apparat, dreht an ein paar Kurbeln, der Propeller fängt an zu schnurren, und dann fliegt man. Ganz einfache Sache."

„Haben Sie auch schon Preise errungen?"

„Nein, noch nicht. Ach, wissen Sie, hier in Deutschland sind die ausgesetzten Flugpreise nicht hoch genug, um einen zu reizen," meinte er nachlässig.

„Nun immerhin," wagte sie schüchtern einzuwerfen, „fünftausend und zehntausend Mark sind doch ganz hübsche Summen."

„Nun ja — wie man's nimmt. Wollen Sie nicht mal einen Preis aussetzen?" lenkte er scherzend ab, „den würde ich auf alle Fälle zu gewinnen suchen."

„Ich? So viel Geld habe ich leider nicht."

„Geld?" Warum gerade Geld?" erklärte Gieser, den der Wein, der Tanz und die fortgesetzte Nähe des hübschen Mädchens unglaublich kühn gemacht hatten. „Warum gerade Geld," wiederholte er und sah ihr dabei in die Augen, „wo man so viel Begehrenswertes zu bieten hat?"

Ilse Busch errötete, ihr Herzchen fing schneller an zu schlagen.

„Ach, gehen Sie!" brachte sie in holder Verlegenheit hervor, die hübschen Mädchen so gut steht.

„Allen Ernstes," beteuerte Gieser, der an der Gefährlichkeit des Spiels absichtlich vorbeisah, „ich finde von Stunde zu Stunde mehr, daß ich für Sie alles tun könnte und sei es, nach dem Monde zu fliegen!"

„Das wäre ein bißchen weit," spottete sie. „Übrigens — wenn sich nun auch ein andrer um den Preis bewürbe und ihn gewänne?"

„Oh, ich wollte ihn schon gewinnen! Wetten?"

„Nein — nein," wehrte sie ab, „ich — ich könnte die Wette verlieren."

„Wäre Ihnen das so peinlich?" fragte er, ihren Arm zärtlich drückend.

Sie antwortete nicht, was er als eine günstige Antwort aufzufassen schnell bereit war und sich die Richtigkeit seiner Auffassung in einer verschwiegenen Ecke durch einen noch verschwiegeneren Kuß bestätigen ließ. Und dem einen folgten andre!

So war es gekommen, daß sich Ilse Busch dem „Aviatiker" Karl Gieser heimlich verlobt fühlte. Ihre Seligkeit suchte und fand einen Ausweg in ausgelassener Lustigkeit, die sich nicht minder bei ihrem Partner bemerkbar machte. Erst gegen Ende der Hochzeitsfeier schlug ihm das Gewissen. Daß Ilse ihn liebte, daran zweifelte er nicht, aber würde ihre Liebe auch standhalten, wenn sie seinen wirklichen Beruf erführe? Den Aviatiker zog er morgen wieder aus — und damit wahrscheinlich auch die Wurzeln dieser Liebe aus dem Herzen Ilses.

Er schämte sich nunmehr, das falsche Spiel getrieben zu haben, seine Stimmung flaute ab, und er suchte sich möglichst fern von Ilse zu halten. Jedoch die Flammen, die über sie zusammengeschlagen waren, loderten hierdurch nur höher auf, und halb mit Schrecken, halb voller Freuden sah er die Glut, die sich nicht mehr dämpfen lassen wollte. Er wollte sich ihr eröffnen, sich selbst entlarven und verschob es von Viertelstunde zu Viertelstunde.

Endlich auf dem Heimwege, als sie ihn dringend um baldige briefliche Mitteilung bat, faßte er den Entschluß, sie mit einem Schlage der nüchternen Wirklichkeit gegenüberzustellen. In nächster Zeit wollte sein Meister einige Tage verreisen, er war dann allein in der Tischlerwerkstatt.

„Ich will hier beim Tischlermeister Mecke in der Steinstraße, den ich von früher her kenne, ein Modell bauen lassen. Ich bringe allerlei interessante Sachen mit und werde dir Erklärungen geben, die dich in höchstem Maße erstaunen werden. Zeit hab' ich aber nicht viel. Willst du dich nicht nächsten Mittwoch, nachmittags drei Uhr, in der Werkstatt des Tischlermeisters einfinden?"

„Da wollen wir uns doch lieber anderswo treffen," bat sie.

„Nein, gerade dort möchte ich dich sehen. Wer weiß, ob dich meine Arbeiten dann noch so interessieren, daß du dich weiter für mich erwärmst!"

„Aber Karl!"

Das eigenartige Ansinnen faßte sie als eine Schrulle auf, wie sie bedeutende Männer zu haben berechtigt sind.

Kurz und gut, sie wollte kommen — und sie kam. Karl Gieser hatte in nicht geringer Aufregung Tag und Stunde ihres Besuches erwartet. Als sie er endlich über den Hof nach der Werkstatt schreiten sah, fiel ihm sein damals so keckes Herz — plumps — in einen Haufen Hobelspäne, worin es sich hastig verkroch.

„Guten Tag," tönte ihre helle Stimme von der Türschwelle her, „ist der Aviatiker Herr Gieser zu sprechen?"

Sie mußte eine gute Weile auf Antwort warten, denn der Tischlergeselle schien unter den Händen eine äußerst schwierige Arbeit zu haben, auf die er gebückt und anstrengend niedersah. Endlich erhob sich sein Oberkörper, und halb von der Besucherin abgewandt, brachte er würgend hervor:

„Karl Gieser ist zu sprechen."

„Wo ist denn Herr Gieser?" fragte sie, das „Herr" scharf betonend.

Mit einem Ruck warf sich Gieser herum, trat einen Schritt auf sie zu und schrie fast:

„Hier ist er."

Ilse Busch sah ihn erst bestürzt, dann erstaunt und schließlich belustigt an.

„Karl," kicherte sie fröhlich, „wie siehst du denn aus?"

„So sehe ich immer aus," polterte er heraus.

Sie kam unbefangen auf ihn zu und streckte ihm herzlich beide Hände entgegen:

„Verzeih," sagte sie mit Wärme, „daß du deine Apparate nicht im Frack herstellen kannst, habe ich im Augenblick nicht bedacht."

Karl Gieser beachtete die ihm zustrebenden Hände nicht.

„Fräulein Ilse," sagte er mit einer gewissen Schroffheit, die ihm sein Unrecht auspreßte, „ich habe — Sie belogen!" Ilse erschrak heftig und hielt sich an der Hobelbank fest.

Fassungslos sah sie ihn an.

„Wa—a—a—s?" brachte sie nur heraus. Sie sah ihn im Geiste von einer kinderreichen Familie umgeben, denn das konnte er doch nur meinen: er war verheiratet!

„Ja, ich habe Sie belogen, schmählich belogen!" Seine Schroffheit wich angesichts ihrer Fassungslosigkeit und machte einer weichen Stimmung Platz.

„Verzeihen Sie," bat er und faßte nach ihrer Hand. Doch sie zog sie hastig zurück.

„Wie konnten Sie mir das antun," schluchzte sie und bedeckte die nassen Augen, „so schlecht zu sein?"

„War es denn so schlimm?" fragte er gesenkten Blicks.

„So schlimm!" höhnte sie, „so schlimm, wenn ein Mann ein Mädchen betört, ihr von Liebe vorschwatzt und verschweigt, daß er verheiratet ist!"

„Verheiratet? Ich?" fragte er höchst erstaunt.

„Na — ja — so sagten Sie doch vorhin selbst!"

„Ich?" Trotz seiner peinlichen Lage mußte er lächeln. „Nein, das kann ich nicht gesagt haben, denn ich bin's nicht."

„Nicht verheiratet?" Jetzt war das Staunen an ihr. „Ja — aber — Sie sagten doch — !"

„Ich sagte, ich hätte Sie belogen. Das ist leider wahr. Sie halten mich für einen Aviatiker, womöglich für einen wohlhabenden. So sagte ich Ihnen, so sagte Ihnen Herr Weber. Und damit sind Sie belogen worden. Die Apparate, die ich baue, sind keine Flugmaschinen. Aber hier: das ist meine Arbeit. Ich bin kein Aviatiker, sondern — einfacher Tischlergeselle!"

Sie begriff nur sehr langsam. Die Freude darüber, daß er durch keine Ehe gebunden sei, ließ ihr zunächst alles andre nebensächlich erscheinen. Doch allmählich sah sie den sozialen Unterschied zwischen sich und ihm als einen Graben, der von Minute zu Minute breiter zu werden schien. Ein kühler Hauch strich darüber hin und machte ihre Mienen frostig.

„So," sagte sie schließlich stolz, „und da haben Sie gewagt —" mich zu küssen, hatte sie sagen wollen, verbesserte sich aber noch rechtzeitig, „mich zu Tisch zu führen!" Der kalte Stolz des Mädchens gab ihm seinen sicheren Boden wieder. Er reckte sich hoch auf, verbeugte sich leicht und erwiderte mit hörbarem Spott:

„Zu dienen. Diesen Kummer habe ich Ihnen allerdings bereitet, wenn auch die Schuld hieran mehr an dem nunmehrigen Ehemann Ihrer Freundin liegt. Aber," und seine Stimme wurde merklich schärfer, „wieso habe ich Sie damit beleidigt? Bin ich nicht auch als Tischler ein Mann im Staate, der seine Stelle mindestens ebensogut ausfüllt wie ein Aviatiker? Schändet meine Arbeit vielleicht meine Person?"

Ilse Busch stocherte mit ihrem Sonnenschirm in den Hobelspänen umher und wußte nichts zu antworten. Er trat weiter auf sie zu, erfaßte behutsam ihre Hand und sagte etwas wehmütig:

„Vergessen Sie mich und lassen Sie sich's im Leben noch recht gut gehen!"

Dann trat er rasch an seinen Arbeitsplatz zurück und griff seine Arbeit wieder auf, ohne sich weiter nach Ilse Busch umzusehen.

Sie warf noch einige verstohlene Blicke auf ihn, dessen männlich offenes Auftreten einen starken Eindruck auf sie gemacht hatte, flüsterte dann ein leises Adieu und ging langsam hinaus.

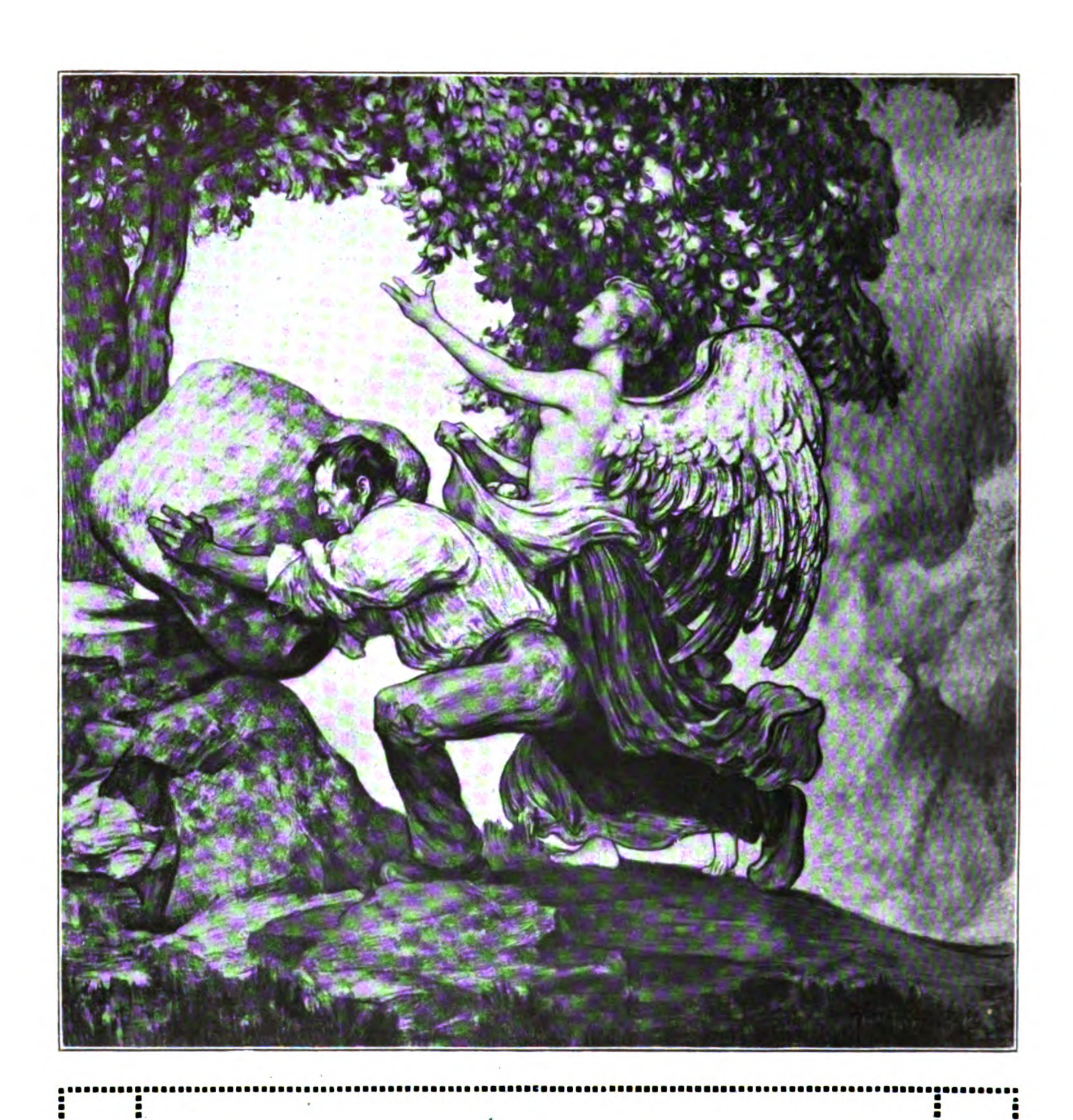
Auf dem Heimweg stieg die Erinnerung an den Karl Gieser des Hochzeitsfesttages in ihr auf, wobei ihr sehr warm wurde. Warum mußte er gerade ein einfacher Handwerker sein? Ein gewöhnlicher Mensch war er jedenfalls nicht. Und tüchtig wahrscheinlich auf seinem Arbeitsgebiet. Ein tüchtiger Mensch ist aber jederzeit schätzenswert und bringt sich in jedem Beruf hoch. Wenn Papa ein wenig pekuniär eingriffe —? Sie nährte den Gedanken, zog ihn groß, bis er schließlich sich so fest eingewurzelt hatte, daß er auch einem kräftigen Sturm standzuhalten vermochte. Und das war gut, denn Ilses Vater, dem sie eines Tages ihre Herzensschmerzen offenbarte, zeigte lebhafte Lust, den Tischlergesellen in effigie zu bestatten. Da er aber einsehen mußte, daß seine Einzige, deren Willen sowieso in der Familie starke Geltung hatte, in Trotz verharrte und in Liebesgram verkümmerte, tat er als weiser Vater heimlich Schritte, der Sache so oder so ein Ende zu machen.

Er erkundigte sich eingehend über Gieser und erfuhr da überaus Günstiges. Der Vater Ilses hatte nun einen eignen Plan. Er suchte den jungen Gieser auf und hatte eine lange Unterredung mit ihm, die für alle Beteiligte höchst erfreuliche Folgen hatte. Ganz in der Stille erwarb Ilses Vater für Gieser einen farbikationsmäßigen Tischlereibetrieb in einer benachbarten Stadt. An Ilses nächstem Geburtstag ließ sich zu ihrer nicht geringen Überraschung als Gratulant ein gewisser „Fabrikant Karl Gieser" melden — und als Verlobter des Geburtstagskindes verließ er nach fröhlicher Feier ihr Haus.

Als die Verlobungsanzeige, die unter dem Namen Gieser den handschriftlichen Zusatz trug: „früher Aviatiker", bei dem jungen Weberschen Ehepaar eintraf, glaubte Weber zunächst an einen schlechten Scherz. Der beigeschlossene Brief Ilses an seine Frau erläuterte jedoch die Vorgänge. Lachend rief Weber:

„Siehst du, Schatz, da ist wieder einer ohne Flugapparat hochgeflogen. Ich wünsche ihm, daß er ebensogut fahren möge wie ich!"

Damit zog er seine Frau zärtlich auf sein Knie nieder.



Die Arbeit

Nach einem Gemälde von Hans Looschen



Die neue Turbinenfabrik der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin (Huttenstraße). Architekt: Professor Peter Behrens

Turbodynamo

Von

Artur Fürst

Wenn man vor noch nicht gar langer Zeit die große Zentrale Moabit der Berliner Elektrizitätswerke betrat, sah und hörte man mit angstvollem Staunen, wie sechs der riesenhaftesten Dampfmaschinen unter Dröhnen und Gestöhn den Strom erzeugten. Sechs ungeheure Schwungräder wölbten ihre Rücken bis unter das hohe Hallendach. Brausend durchschnitten ihre gewaltigen Eisenarme die Luft. Ein unübersehbares Gewirr bewegter Metallmassen blinkte in dem Raum, Ventile klappten, stählerne Stangen fuhren mit absurden Gebärden hin und her, und zwischen den schwer und breit niedergekauerten Leibern der Maschinen tummelten sich mit hastigem Eifer mehr als ein Dutzend Wärter, die bald hier mit der Ölkanne helfend eingreifen, bald dort mit dem Schraubenschlüssel hantieren mußten. An allen Maschinen ward der treibende Dampf durch vier Zylinder hindurchgequält, von denen jeder so groß war wie ein geräumiger Kanalisationsschacht, und in denen Kolben von vielen Zentnern Gewicht ächzend und widerwillig hin und her fuhren. Der Erdboden bebte unter den Stößen dieser Massen, die eisernen Rippen des Hallendachs zitterten. Wenn man heute einen Blick in denselben Raum tut, sieht man die sechs Kolosse ruhig daliegen. Sie sind tot, erledigt wie die Saurier, über die eine neue Erdperiode vernichtend hereingebrochen ist. Dennoch wird in der Zentrale heute mindestens so viel Strom erzeugt wie früher. Aber die Apparate, mit denen dies geschieht, haben ganz andre Formen. An einer Seitenwand der Halle, dort, wo neben den Kolbenmaschinen zufällig ein wenig Platz übriggeblieben war, stehen drei nicht sonderlich große Blechgehäuse. Man hört, daß sich in ihrem Innern etwas bewegt und der Dampf hindurchfährt, doch äußerlich ist an ihnen mit Ausnahme der drei lustig

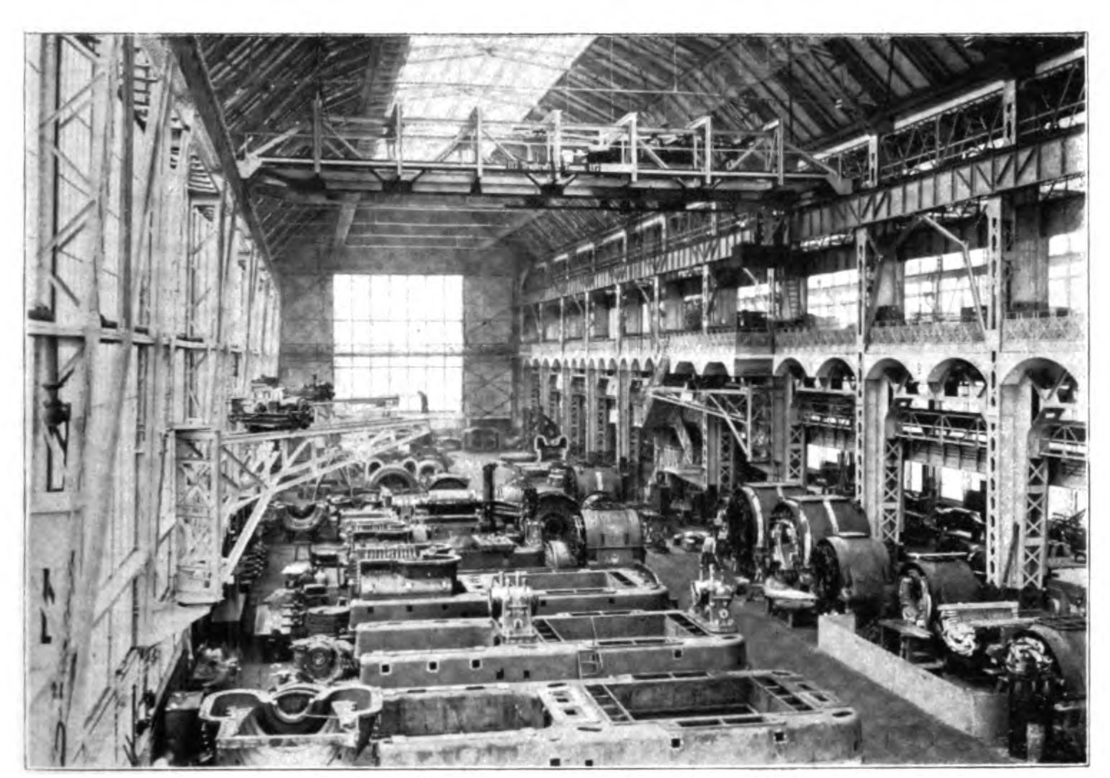
sich drehenden Regulatoren alles ruhig, und sie verursachen ganz gewiß kein Erdbeben mehr. Es sind drei Turbinen, mit ebensoviel Dynamomaschinen gekuppelt, drei Turbodynamos, die in Stille und Beschaulichkeit bis auf eine verschwindende Differenz ebensoviel Pferdekräfte erzeugen wie früher die sechs brüllenden Ungeheuer. Sie entwickeln 21 000 Pferdestärken, während die sechs Kolbenmaschinen 21 600 derselben Krafteinheiten abgaben. Zu ihrer Bedienung ist ein Mann notwendig, der größtenteils nichts zu tun hat.

Auf dem Grundriß der Zentrale Moabit erkennt man deutlich die sechs alten Kolbenmaschinen und an der linken Seite die sie ersetzenden drei Turbodynamos. (Der Hilfsturbinensatz auf der rechten Seite scheidet für unsre Betrachtung aus.) Die Dimensionen sind genau in den Verhältnissen der Wirklichkeit eingetragen. Man sieht sofort, welche Größenunterschiede zwischen den beiden Maschinengattungen bestehen. Viel schlagender noch erscheint diese Differenz in der Halle selbst. Da sieht man, daß eine Turbine von 6000 Pferdekräften mühelos in den größten der vier Zylinder einer 2700pferdigen Kolbenmaschine hineinzustellen ist.

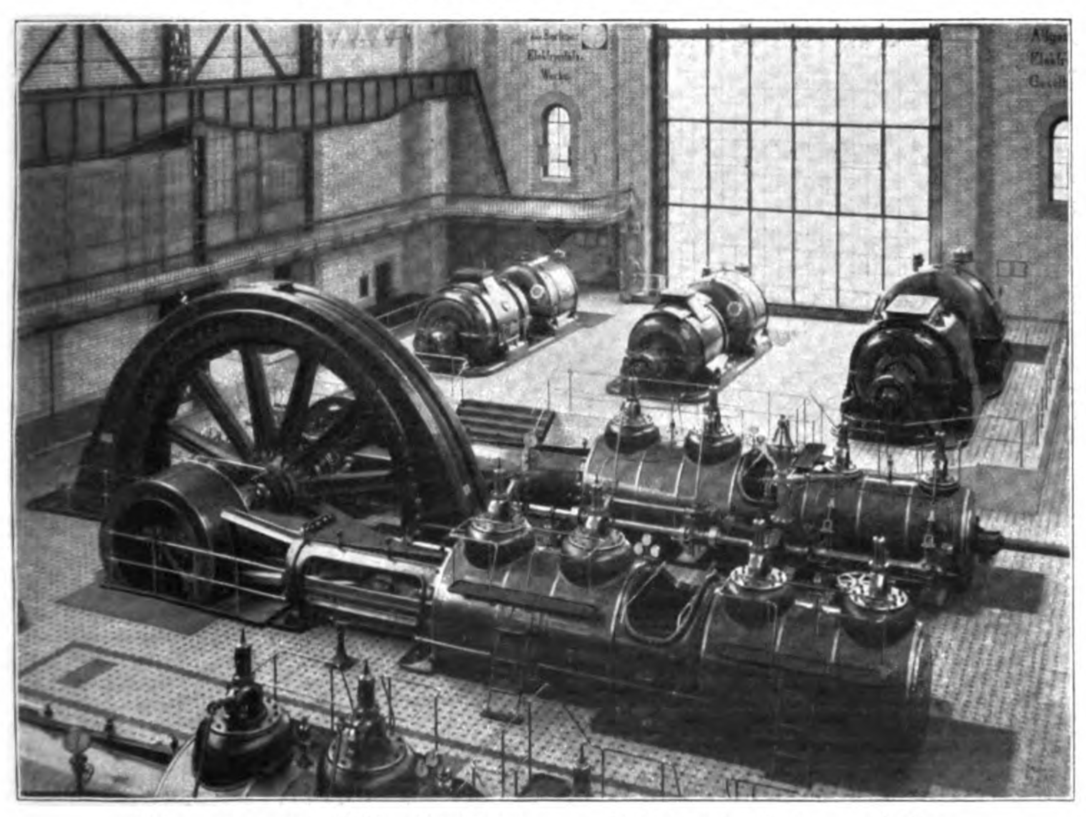


Innenansicht der Kraftstation Moabit

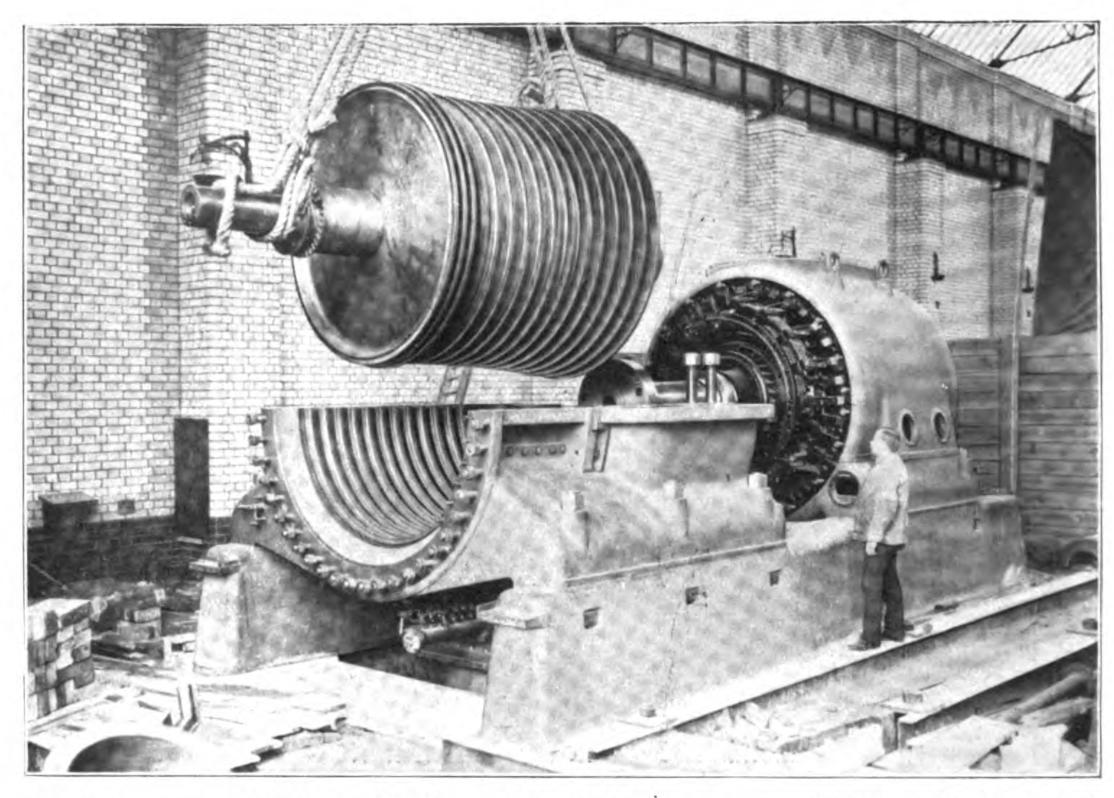
Die überraschende Kleinheit der Turbine bedeutet aber nicht etwa nur ein technisches Kunststück. Gewiß bereitet es eine freudige Genugtuung, daß es gelungen ist, die Erzeugung so enormer Kraftmengen auf einen so geringen Raum zu konzentrieren, man hat seine Lust an der Eleganz der technischen Lösung, doch der praktische Vorteil überwiegt. Der Grund und Boden ist überall teuer, und es will schon etwas sagen, wenn ein Fabrikherr statt einer großen Halle für die Betriebsmaschine



Innenansicht der neuen Turbinenfabrik



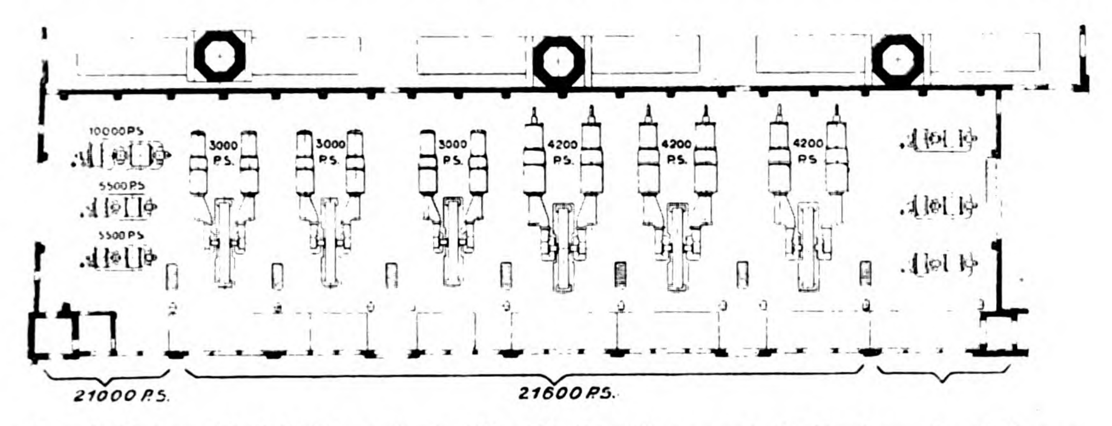
Alte und neue Zeit: Turbinen von 21 600 und Kolbenmaschinen von 2700 Pferdestärken



Turbodynamo: An den Stricken hängend der rotierende Teil der Turbine mit seinen Schaufelrädern

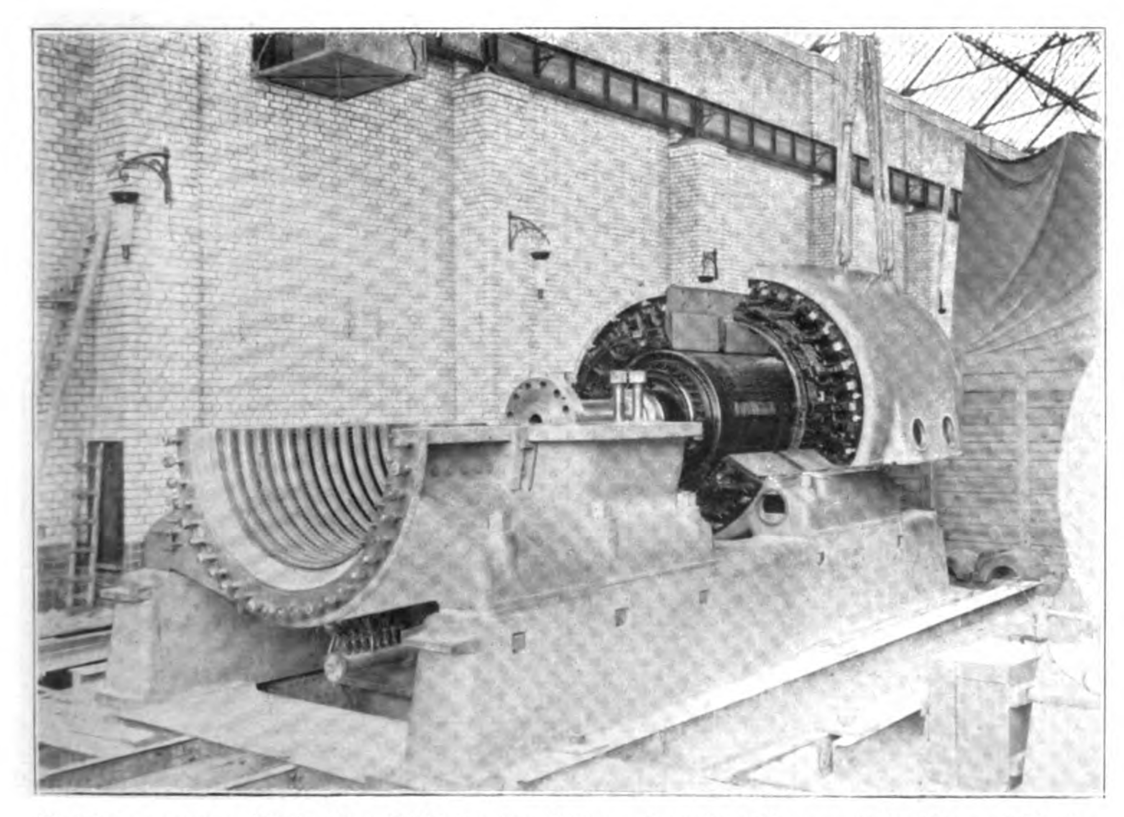
nur ein kleines Häuschen zu errichten braucht. Es kann vorkommen, daß ein beschränktes Terrain dadurch erst für einen Fabrikbau verwertbar wird.

Es ist sicher, daß die alte Kolbendampfmaschine von der Turbine oder rotierenden Dampfmaschine in nicht allzulanger Zeit gänzlich überwunden werden wird. Die Kolbenmaschine ist nun, nachdem sie hundert Jahre alt geworden, vollkommen fertig. Grundlegende Verbesserungen daran sind nicht mehr zu erwarten, nachdem man durch die Vierfachexpansion, die Ventilsteuerung und die Überhitzung des Dampfs alle Kunstkniffe durchprobiert hat. Die Turbine ist ganz jung, und schon ist bei ihr der Dampfverbrauch für die Pferdestärke ein geringerer als bei der älteren Schwester. Die Ursache liegt handgreiflich im Grundgedanken der Konstruktion. Was von der Dampfmaschine verlangt wird, ist rotierende Bewegung. Bei der Kolbenmaschine aber ruft der aus dem Kessel kommende Dampf zunächst in den Zylindern hin und her gehende Bewegung hervor. Diese muß erst durch eine schwierige Apparatur: Kreuzkopf, Pleuelstange und Schwungrad, in Rotation umgewandelt werden. Diese Zwischenglieder aber verzehren eine bedeutende Menge von Kraft und dem sehr teuern Schmieröl. Bei der Turbine erzeugt der Kesseldampf sofort Rotation. Aus einer Reihe schräg nach oben gerichteter Düsen strömt der Dampf gegen die schräg nach unten gerichteten Schaufeln eines Rades. Die Strömungsgeschwindigkeit des Dampfstrahls ist so groß, daß sie den ihr entgegenstehenden Widerstand der Radschaufeln überwindet und sie vor sich herstößt. Dadurch entsteht die Drehung der Turbine. Nun aber läßt man den Dampfstrahl nicht nur gegen ein Rad stoßen, sondern man zwingt ihn vor zehn und mehr Schaufelreihen und erreicht so eine außerordentlich gründliche Ausnutzung seiner Kraft. Bei der Kolbenmaschine hat man es über eine viermalige Verwendung des Dampfes (Vierfachexpansion) nicht hinausbringen können, die Turbine zwingt ihm in mehr als zehn Stufen den letzten Atem ab. Dabei



Grundriß der Elektrizitätszentrale Moabit (Turbinen- und Kolbendampfmaschinen)

ist zu beachten, daß in der neuen Maschine nicht die Ausdehnungsfähigkeit des Dampfes, sondern seine Strömungsgeschwindigkeit benutzt wird. Das erübrigt die Anbringung der vielen Stopfbüchsendichtungen. Denn dem expandierenden Dampf muß jede Möglichkeit abgeschnitten werden, irgendwohin auszuweichen, da sonst seine Kraft sofort stark vermindert wird, der Dampfstrom aber ist ein kompakter Körper wie ein Wasserstrahl, der in seiner Richtung bleibt, auch wenn irgendwo eine Lücke vorhanden ist. Die Stopfbüchsen aber, in deren engem Hals immer bewegte Teile gleiten, fressen bei der Kolbenmaschine sehr viel Kraft auf

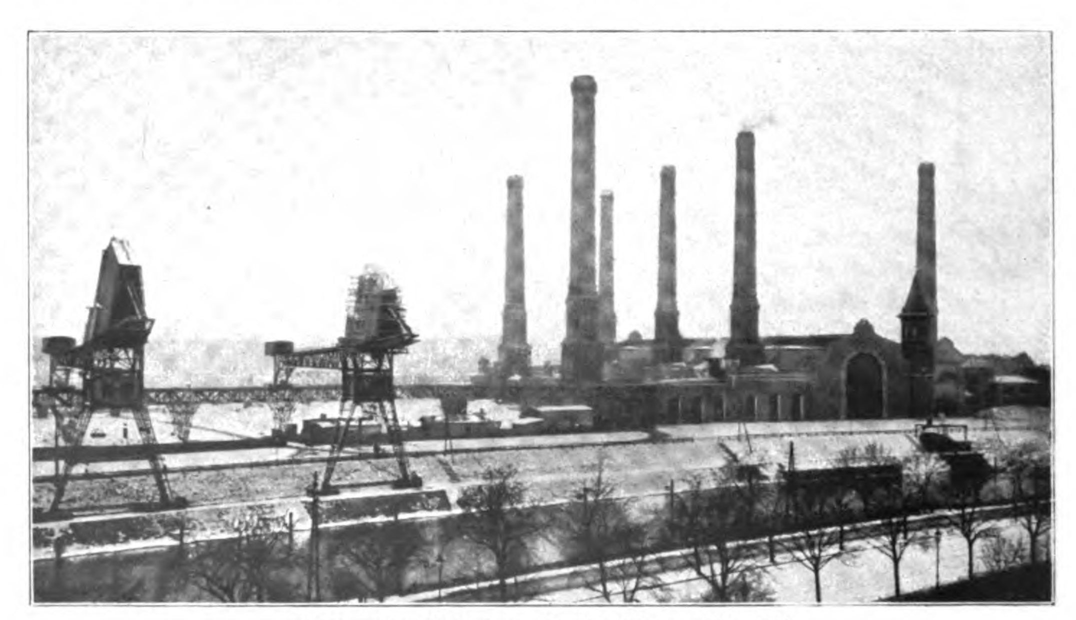


Turbodynamo: Links der feststehende Körper der Turbine, rechts die geöffnete Dynamo mit sichtbarem Anker

und müssen fortwährend geölt und nachgestellt werden. Dazu kommt speziell für die Erzeugung elektrischer Energie der sehr günstige Umstand, daß die Turbine sehr schnell rotiert, weshalb sie mit der Dynamo, die bei rascher Drehung den besten Nutzeffekt hat, ohne kraftverzehrende Zwischenglieder direkt gekuppelt werden kann.

Der Gedanke der rotierenden Dampfmaschine ist weit älter als die erste praktisch brauchbare Konstruktion. Denn erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit besitzt man ein Material, das für den Turbinenbau verwendbar ist. Die Turbinenräder müssen nicht selten 4000 Umdrehungen in der Minute machen, und die Zentrifugalkräfte, die hierbei in ihrem Körper auftreten, sind enorm. Selbst Platten aus gutem Stahl werden leicht zerrissen. Der Nickelstahl, ein überaus festes und zuverlässiges Material, allein vermag diese Kräfte auszuhalten. Auch für die Dynamos, die mit der Turbinengeschwindigkeit umlaufen, waren ganz besondere Konstruktionen nötig, die man erst seit kurzem bemeistern kann. Denn bei der schnellen Rotation genügt es nicht mehr, die Leitungsdrähte auf den Grundkörper aufzuwickeln. Jeder einzelne Draht muß sorgfältig befestigt werden, damit er nicht bei der Drehung einfach davonfliegt. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft geht bei dem Bau ihrer Turbodynamos so vor, daß sie die Wickelungen als einen in sich geschlossenen, kompakten Körper fertigstellt und diesen Körper dann durch schwere stählerne Keile auf dem Grundbau befestigt. Die Keile werden durch hydraulisch eingepreßte Kupferstücke noch untereinander und gegeneinander versichert. Ein solcher Dynamoanker, dessen wuchtige Größe die Abbildung zeigt, stellt dann schließlich, obwohl er aus vielen Teilen besteht, ein geschlossenes Ganzes dar, das einer äußerst starken Zentrifugalkraft Widerstand zu leisten vermag. Hergestellt werden diese modernen Turbodynamos in einem Fabrikgebäude allermodernster Art, dessen architektonisch überaus wirkungsvolle Formen von Professor Peter Behrens entworfen worden sind.

Die Schwierigkeiten im Turbinenbau sind jedoch ihrer Art und Zahl nach geringer als die unabsehbar vielen Kniffflichkeiten, die bei der Konstruktion der modernen Kolbenmaschine angewendet werden müssen, damit der Dampfverbrauch möglichst niedrig gehalten wird. Ein Blick auf das Bild, das eine 4500pferdige Kolbenmaschine und drei je ebenso starke Turbinen zeigt, beweist, wie grandios einfach die Turbine gegenüber der alten Maschine ist. Und wenn schon das wahre Kunstwerk stets einfach ist, so ist in der Technik zweifellos noch viel mehr das weniger Gekünstelte dem Komplizierten überlegen.



Gesamtansicht der Kraftstation Moabit



Oscar A. H. Schmitz: Woran man gescheite Leute erkennt

Das möchten die dummen Leute gar zu gern wissen, woran man die gescheiten erkennt, aber leider ist es unmöglich. Denn so wie unser Auge das Licht nur darum sehen kann, weil es selber dem Lichte verwandt ist, so kann der, welcher einen gescheiten Menschen erkennt, selbst nicht ganz dumm sein. Um etwas zu erfassen, muß man etwas von derselben Essenz in sich haben. Nun gibt es freilich Leute, die, ohne gescheit zu sein, sehr schlau sind; sie haben eine Reihe von Methoden entdeckt, wie man gewissermaßen von hinten herum die Gescheitheit erkennen kann, ohne ihr verwandt zu sein. Man nehme zum Beispiel an, jemand versteht ganz und gar nichts von Malerei, trotzdem kann er, wenn er schlau genug ist, dahinterkommen, ob ein Bild etwas wert ist oder nicht. Er braucht sich bloß mit dem Rücken dagegenzustellen und genau die verschiedenen Arten Leute zu beobachten, die das Bild betrachten; aus der Wirkung auf sie kann er dann zu einem zusammenfassenden Urteil kommen. Das ist die Methode der meisten Kunsthändler, ja betrübenderweise auch vieler Kunstgelehrten. Es ist das Mittel, von einer Sache, mit der man innerlich nichts zu tun hat, doch etwas verstehen zu lernen. Es ist die Ausflucht des Unbegabten, um zu einem Urteil zu gelangen, und jeder weiß, daß die meisten politischen und künstlerischen oder literarischen Urteile, die man in der Gesellschaft hört, auf diese Weise entstanden sind. Die Methode hat natürlich auch ihr Gutes, denn wir können nicht auf allen Gebieten gescheit sein. Wenn zum Beispiel jemand in der Lage ist, ein ausgezeichnetes Buch über Goethe als Dichter, als Mensch oder als Lebensphilosoph zu schreiben, aber von der Naturwissenschaft nichts versteht, so wird ihm nichts andres übrigbleiben, als den Effekt der Goetheschen naturwissenschaftlichen Forschung auf diejenigen, die etwas davon verstehen, zu beobachten und dadurch zu einem Urteil über Goethe als Naturforscher zu kommen. Bedenklich wird ein solches Verfahren erst, wenn sich der Erkenntnistrieb mit Ausschließlichkeit auf diese Bahn begibt, und dieser Gefahr unterliegen die exakten Wissenschaften mit ihren mechanischen Messungen nur allzu leicht.

Bekanntlich versucht man schon seit längerer Zeit, die menschliche Intelligenz auf experimentellem Wege zu messen, und was ist das Resultat? Man ist dazu gekommen, Menschen von schneller Auffassungs- und Kombinationsgabe von den langsameren zu unterscheiden; aber die können getrost zu den Dummen gezählt werden, die glauben, dadurch die wahre Gescheitheit eines Menschen unterschieden zu haben. Schnelles Begreifen und Kombinieren kann sogar die Menschen verführen, über die wesentlichen, der Erkenntnis würdigen Momente des Lebens in Torheit hinwegzublicken.

Da ich überzeugt bin, daß mir nur die gescheiten Leser bis hierher gefolgt sind, möchte ich auf ein andres Symptom der Gescheitheit hinweisen, das aber nur für den brauchbar ist, der selber etwas davon in sich hat und sicherere Schlußfolgerungen als die sogenannte psychometrische Messung erlaubt. Wir besitzen ein ganz unfehlbares Zeichen der wirklichen Gescheitheit. Es ist der Humor. Nicht als ob derjenige der gescheiteste ist, der den meisten Humor hat; das ist ebensowenig der Fall, wie derjenige am meisten sieht, der die besten Augen hat. Es muß noch manches andre hinzukommen. Aber der Humor ist ein sicheres Symptom dafür, daß jemand nicht ganz inferior sein kann, während der fehlende Humor mit ebensolcher Sicherheit darauf schließen läßt, daß jemand nicht von Grund auf ein gescheiter Mensch ist. Er kann daneben klug, begabt, schlau, fix, weiß Gott was alles sein, aber diese Grundgescheitheit, die aus einem Menschen spricht, ist ohne Humor nicht denkbar. Wir kennen in der Geschichte eine ganze Reihe von Men-

schen mit gewiß hohen Gaben, die eine starke Wirkung auf die Ereignisse gehabt haben, und trotzdem können wir ihrem Geist nichts andres als eine kalte Bewunderung zollen, denn wir fühlen, ihm fehlt etwas, und zwar das Beste. Es ist uns innerlich nicht recht, daß diese Menschen zu solcher Höhe und Wirkung gekommen sind. Sie hatten keinen Humor und waren darum beschränkt. Dies aber ist das genaue Gegenteil der wahren Gescheitheit.

Der Humor steht zwischen der Logik des Vernunftphilisters und der Unvernunft des Phantasten. Allzu starre Vernünftigkeit und allzu zügellose Phantasie — das sind die beiden Klippen, zwischen denen nur der Humor sicher hindurchsegelt. Sowohl die Maßstäbe der Vernunft, an die Vorstellungen der Phantasie angelegt, als auch die unbekümmerte Phantasie, welche die Vernunftberechnungen zerreißt, wirken humorvoll. Die Vernunft hindert einen Menschen, sich in Phantastik zu verlieren, die Phantasie aber ist das Sicherheitsventil für allzu große Vernünftigkeit. In der Wirkung beider Gaben aufeinander liegt die wahre Gescheitheit. Darauf, daß der Humor die Phantasie mit der Logik und die Logik mit der Phantasie mißt, beruht seine welterkennerische Leistung. So ist er ein sicheres Zeichen dafür, daß ein Mensch nicht ganz unbedeutend sein kann. Denn jeder ist in gewissem Sinne bedeutsam, der nicht auf einer, sondern auf der Schnittfläche zweier Ebenen des Lebens steht. Der Humorvolle schaut von einem Gipfel in zwei Täler, wie jemand von einer Alpenhöhe über eine trostlose vegetationslose Eisfläche sieht und sich nur umzukehren braucht, um in die grünen Täler sonnigen Lebens hinabzublicken. So hat er dem Leben gegenüber, weil er es von beiden Seiten sieht, immer recht, während die, welche auf einer der beiden Seiten wohnen und niemals über den Gipfel geschaut haben, so stark sie im einzelnen sein mögen, dem Leben gegenüber immer unrecht haben, da sie zur Einseitigkeit verdammt sind. Das Wesen der Welt aber ist die Zweiseitigkeit und der Widerspruch. Noch besser aber als mit einem Gipfel können wir den Lebensstandpunkt des Humors mit einem aufsteigenden Grat vergleichen. Der eine steht niedrig, der andre ganz hoch, vielleicht auf dem Gipfel, aber alle, die auf dem Grat stehen, ob unten oder oben, können sich verstehen, weil sie beide Seiten der Welt erkennen, der eine klein, der andre groß. Sie mögen in ihrem Weitblick unendlich verschieden sein, aber die Hauptsache haben sie beide, den Blick nach zwei Seiten; ihr Wesen ist verwandt. So mögen sich das Genie und der einfache, nicht intellektualisierte Mensch im Humor begreifen, während die, welche auf beiden Seiten des Grates wohnen und sich gegenseitig nicht sehen, so nahe sie einander auch in bezug auf die Höhe sein mögen, nie etwas voneinander wissen und verstehen können, solange nicht einer den Blick über den Grat hinüber tut. Gewiß stehen sie beide viel höher als der bescheidene Mann, der weiter unten, aber auf dem Grat steht, aber da er in beide Täler hinabblickt, hat er ein Recht, sich den großen Herren überlegen zu fühlen, die, wenn auch noch so hochgestellt, nur von der einen Seite des Berges wissen.

Der klassische Ausdruck für diese Zweiheit ist bekanntlich das Paar Don Quichotte und Sancho Pansa, von denen keiner selbst Humor hat: beide können sich niemals verstehen, denn jeder steht auf einer andern Seite der Bergwand. Sie aber zusammen ergeben darum die humoristischste Situation der Welt, und zwar für jeden, der auf dem Grat selbst steht, mag er als einfacher Durchschnittsmensch unten oder als genialer Betrachter oben wohnen. Nur denjenigen bleibt sie unverständlich, die Bauerntölpel oder Phantasten sind.

Der Humorvolle hat in sich Sancho Pansa und Don Quichotte zugleich, und es ist der Gipfel des Humors, daß man das erkennt und selbst Gegenstand seiner eignen humorvollen Betrachtung werden kann.





Der Adler und die Krähen, ein Zukunftsbild. Nach einer englischen Zeichnung

Zwei Gedichte von A. K. T. Tielo

Waldwanderschaft

Ein fremder Wald ... Doch seine Wipfel scharen
Sich über mir, so seelenvoll durchblaut,
Als kannten wir einander schon seit Jahren
Und hätten uns seit Jahren schon vertraut.

Waldheimweh trug ich immer in den Städten —
In diese goldnen Tiefen kehr' ich ein,
Als sucht' ich sie mit ewigem Verspäten:
Sie sind, was ich einst war und werde sein.

Ich war ein Baum ... Besinn' ich tief und tiefer
Mich in ein grünes Urzeitland zurück,
Dann wipfelt' ich als Tanne oder Kiefer
In dieser Gründe märchenhaftem Glück.

Und einstmals wurzel' ich nach tausend Toden
Mit zäher, rauschender, getürmter Kraft
Von neuem hier im alten Mutterboden
Und weiß nichts mehr von Menschenwanderschaft.

Dann hör' ich nur wie ferne, leise Grüße
Von einem Leben, das auch ich durchschritt,
Zuweilen drunten eines Wandrers Füße
Und fühle wie ein Traum sein Heimweh mit.

Löschendes Licht

I

Längst lenkten heim die Obstverkäufer
Ihr Wäglein mit dem magern Hund,
Vereinzelt kreuzt ein Rollschuhläufer
Den tief ergrauten Gassengrund.

Und nur noch drüben, bleich beschienen,
Müht sich mit vorgestrecktem Kinn
So spukhaft hinter den Gardinen
Die nimmermüde Wäscherin.

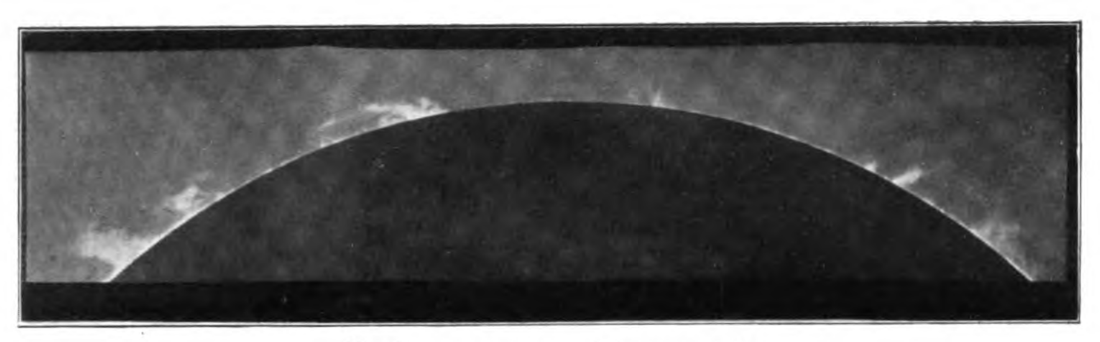
Doch endlich lischt auch ihre Lampe. —
Der Wächter schleicht im Dunkel nur
Und rüttelt Schloß und Eisenkrampe
Und horcht in einen Treppenflur ...

II

Und ich? — Muß ich noch immer hocken
Vor einem Buch im Kerzenschein
Und sammeln kümmerliche Brocken
Von fremden Trödelschätzen ein? —

Genug! Und meine Jalousien
Verschatten schon mein Fensterbrett,
Und leise, leise Melodien
Begegnen sich vor meinem Bett.

Das sind der Nachtluft weiche Schwingen,
Sie weiten mir den dunkeln Raum,
Und alle Sterne hör' ich klingen —
O Erde, bist du nur ein Traum? —



Protuberanzen am Sonnenrand

Vom glühenden Sonnenball

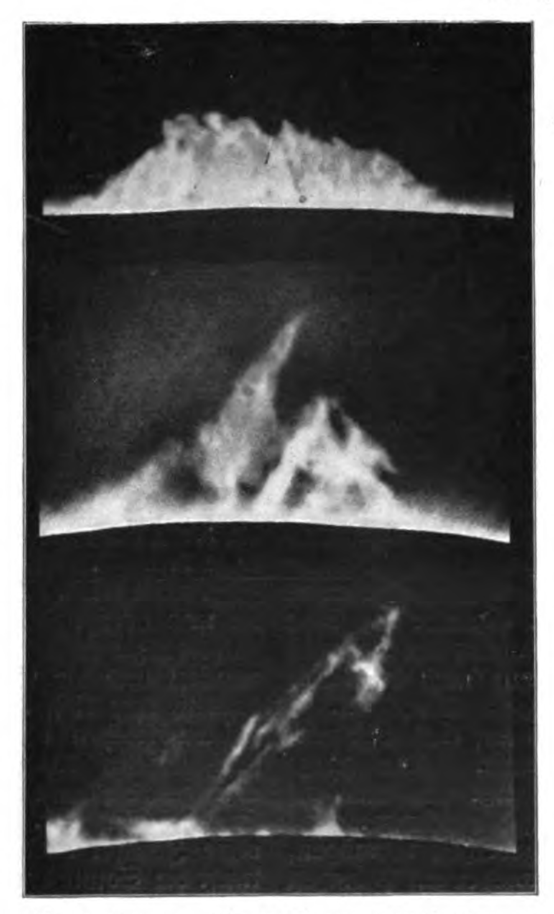
Astronomische Plauderei von Bruno H. Bürgel, Berlin

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unermeßlich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Goethe im „Faust"

Haltet mich immerhin für einen Lästerer, wenn ich sage, daß ich die Menschen begreife, die als höchstes Wesen die Sonne anbeten oder anbeteten. Hochintelligente, große und mächtige Völker befanden sich unter den Sonnenanbetern; die Inkas, die alten Inder, auch unsre Vorfahren und die alten Skandinavier beteten zu ihr, feierten ihre Hauptfeste, wenn der Sonnengott auf seinem leuchtenden Wagen wieder emporfuhr, die Eismassen schmolzen und der liebliche Frühling allen ein Auferstehen brachte. Mehr noch als den verwöhnten Kindern des Südens ist der strahlende Glutball den Völkern des Nordens, die sehnsüchtig des Tages harren, da die Schraubenlinie, in der das lebenbringende Gestirn langsam tiefer und tiefer zum Horizont herabsteigt, wieder hinaufführt zur Höhe. Grünende Matten, blumige Auen, rauschende Kornfelder, über die der laue Sommerwind streicht, umgaukeln gleich Visionen diesen Wunsch. Frühling, Auferstehung! —



Veränderung einer Sonnenprotuberanz

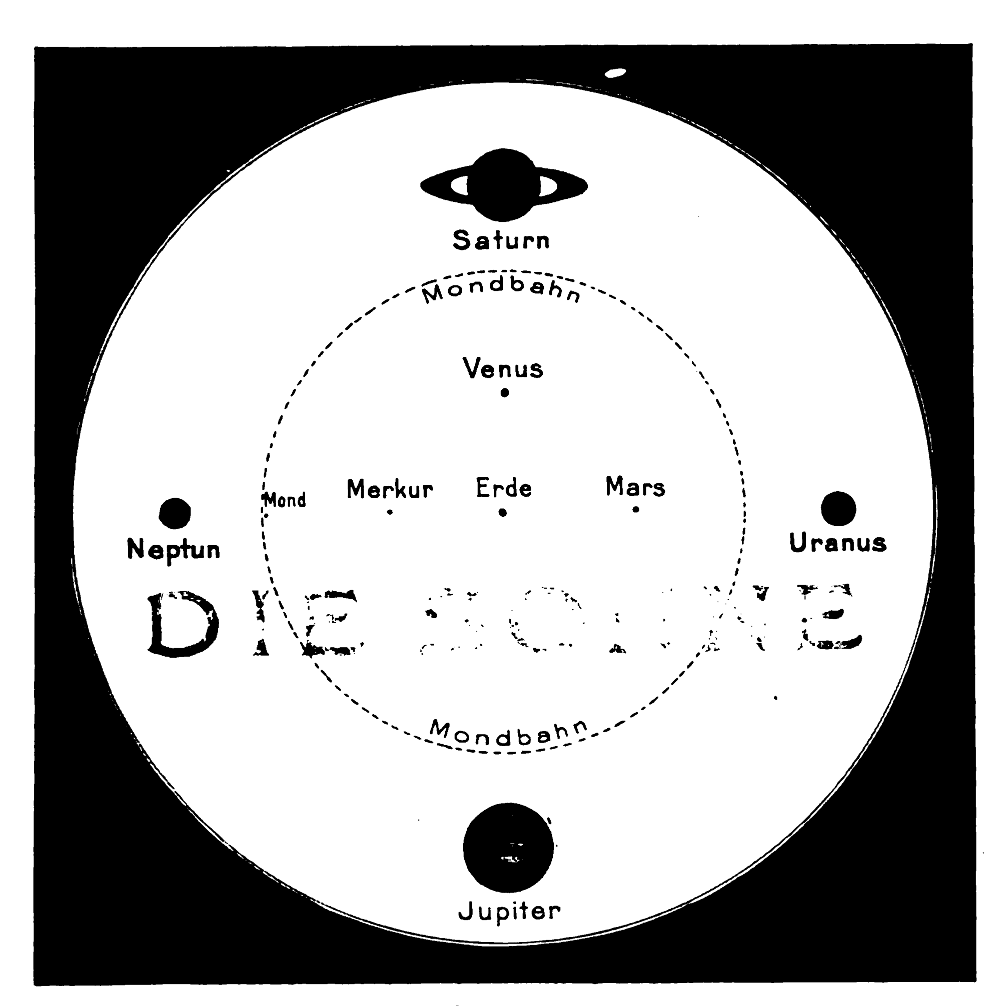
Die ganze Natur ringsum ist ein einziges brausendes Hoheslied von der Sonne. Was wäre die Erde ohne Sonne! Ein kalter, starrer, lebloser

Gesteinsball, der in tiefer Finsternis seine Bahn durch das Universum zieht. Die Temperatur des Weltraumes ist eine außerordentlich niedrige, sie kann nicht sehr weit von dem absoluten Nullpunkt (273 Grad Kälte) entfernt sein. Nur in der Nähe einer Sonne wird ein Himmelskörper, der nicht selbst hohe Eigentemperatur besitzt, erwärmt. Wir sehen das an dem Verhalten der Kometen. Diese seltsamen Gestirne kommen gewöhnlich aus gewaltigen Entfernungen zur Sonne, bleiben ihr eine kurze Zeit sehr nahe und enteilen dann wieder in die fernen Tiefen des Raumes. Solange diese Himmelskörper der Sonne noch fern sind, bleiben sie unscheinbare Erscheinungen; erst in der Nähe der Sonne entstehen die mächtigen Gasausströmungen, die riesigen Schweife, entstehen die seltsamen Lichterscheinungen, die uns jene Gestirne so interessant machen. Hier können wir deutlich die, man möchte fast sagen, „erweckende" Kraft der Sonnenstrahlung verfolgen. Entfernt sich der Komet wieder, so versinkt auch all die Herrlichkeit; der gefürchtete Komet ist ein armer Schelm von der Frau Sonne Gnaden. — Und so liegen die Verhältnisse auch auf Erden! Nur die Sonnenstrahlung macht den Erdball bewohnbar für höher entwickelte Pflanzen und Tiere, macht ihn zu einer Heimstätte für den Menschen. Die mittlere Jahrestemperatur Europas beträgt jetzt 13 Grad Wärme, sie würde ohne Sonnenstrahlung auf 73 Grad Kälte sinken; ja eine Abnahme der Sonnentemperatur um etwa 400 Grad machte Europa schon zu einer unbewohnbaren Eiswüste, von der alle Kultur in kurzer Zeit verschwinden würde. Der phantasievolle englische Romanschriftsteller Wells hat das einmal in einer sehr interessanten Erzählung ausgemalt, und bekannt ist das Gemälde des letzten Menschenpaares, das eng aneinandergekauert in einer Eishöhle am Äquator der Erde erstarrt, während tief unten am Horizont die Sonne als ein nur noch dunkelrot glühender, verlöschender Ball versinkt.

In der Tat! Alles auf Erden ist umgewandelte Sonnenkraft. Die ganze Natur um uns her zeigt uns das auf Schritt und Tritt. Daß die Pflanzen nicht ohne die Sonne zu gedeihen vermögen, daß die meisten Tiere wieder auf Pflanzen zu ihrer Lebenserhaltung angewiesen sind, daß sich von diesen Tieren erst wieder die Fleischfresser nähren, ist uns allen bekannt. Aber auch die meisten Kräfte, die der Mensch in seine Dienste stellt, stammen in letzter Linie vom Sonnenfeuer ab. Die Sonne ist es, die unsre Windmühlen treibt, denn die ungleiche Erwärmung der Luftschichten bedingt deren Bewegung, die wir Wind und Sturm nennen; die Wasserkräfte der Bäche, der Ströme und Wasserfälle würden versiegen, wenn die Sonne nicht wäre, denn alles Talwärtsfließen der Wasser hörte auf, wenn es nicht mehr regnete, wenn die Sonne nicht mehr das Wasser der Meere und Flüsse verdunstete, emporhöbe, um es wieder niederzuschicken. Die Sonne ist der mächtige Hebel, der dieses riesige Arbeitsgewicht wieder über den toten Punkt bringt. Das Dampfschiff, das mit breiter Rauchfahne durch die Wellen zieht, die Lokomotive, die Menschen und die Güter über die glitzernden Stränge in die Ferne trägt, die Dampfmaschine, die in tausend Fabriken hunderttausend Räder dreht, sie alle verbrennen zu Stein gewordene Bäume und Pflanzen einer grauen Vorzeit. So haben wir in der Steinkohle umgeformte Sonnenenergie früherer Jahrmillionen; Sonnenwärme, die vor grauen Zeiten von jenem Ball ausging, treibt uns heute über Land und Meer, dreht die tausend Räder und Rädchen. Und unser Licht?! Entstammt der Kienspan nicht den Bäumen, die im Sonnenlicht grünten? Saugen wir nicht aus den versteinerten Bäumen der Vorzeit das Gas, das unsre Stuben erhellt, kommt das Öl der gemütlichen Petroleumlampe nicht von Tieren früherer Erdepochen, deren Lebenssäfte durch einen eigenartigen chemischen Prozeß in den steinernen Katakomben als Öl erhalten blieben? Schon heute geht man daran, die Kraft der Sonne direkt zu verwenden, diese Kraft, die allen Menschen kostenlos zugestrahlt wird. Schon heute haben wir da und dort kleinere Betriebe, die mit Hilfe großer Brennspiegel, die das Sonnenlicht und die Sonnenwärme konzentrieren, ihre Kessel heizen und ihre Maschinen treiben oder aus der Sonnenstrahlung in Thermosäulen Elektrizität erzeugen, die dann das Haus in den Nachtstunden erleuchtet. Und so weiter. Ganz ohne Zweifel wird die Technik der Zukunft die Sonne weit mehr in den Dienst menschlicher Arbeit stellen, wird einen ganzen Stern vor den schweren Wagen

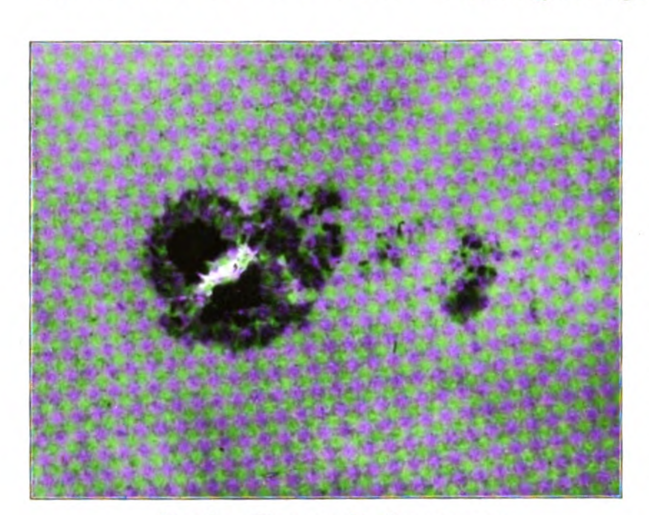
der Industrie spannen, denn der Mensch unsrer Tage ist ein Himmelsstürmer geworden.

Es kann nicht wundernehmen, daß die Astronomen, die Leute, die die Rätsel der Sternenwelt zu ergründen suchen, diesen für uns so wichtigen Stern von jeher ganz besonders eifrig in den Kreis ihrer Forschungen gezogen haben. So wissen wir, besonders auf Grund spektralanalytischer Untersuchungen, sehr viel über die Sonne zu sagen und müssen nach der andern Seite hin doch wieder zugestehen, daß uns gar sehr viel noch unklar ist, vor allem deswegen, weil wir das Verhalten der verschiedenen Stoffe bei so großem Druck und so hoher Temperatur, wie sie auf der Sonne herrschen, nicht genügend kennen. Daß diese Temperatur eine ganz ungeheure ist, vermag ja schon der Laie zu ermessen, wenn er bedenkt, daß dieser 149 Millionen Kilometer von der Erde entfernte Ball imstande ist, solche Wirkungen auf Erden hervorzubringen, denn 149 Millionen Kilometer sind eine ganz tüchtige Strecke; ein Eilzug hätte mehr als 190 Jahre zu fahren, um sie zu durchmessen, und der Mann, auf den man jetzt von der Sonne aus eine Flintenkugel abschösse, könnte immer noch neun Jahre und sechs Monate ruhig an seinem Orte bleiben, denn diese Zeit braucht das Geschoß, um die Strecke Sonne—Erde zu durchfliegen.



Die Größe der Sonne im Verhältnis zu den Planeten

Jeder weiß, daß gegenüber dem Sonnenlicht alle irdischen Lichtquellen verschwinden. Die blendend helle Flamme zwischen den elektrischen Kohlenstäben



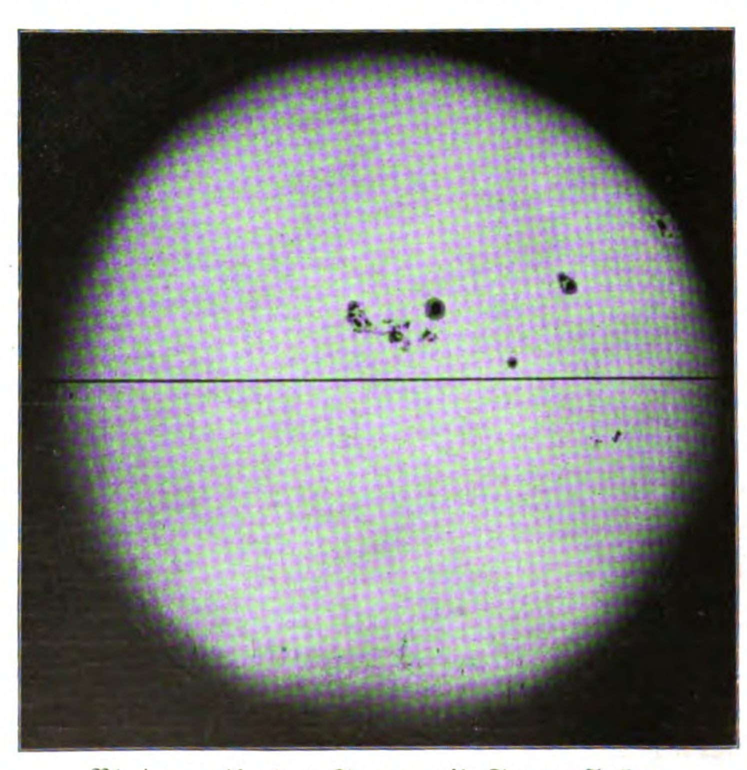
Große Sonnenfleckengruppe

Beispiel berechnen, daß eine der Sonne gleichgroße Kugel aus reiner Steinkohle nach einer Brennzeit von 25 000 Jahren erloschen sein würde.

Die Größe der Sonne ist eine ganz ungeheure; sie wird aus unsrer Abbildung deutlicher. Ihr Durchmesser beträgt 1 387 000 Kilometer, übertrifft also den Erddurchmesser 109mal. In die hohl gedachte Sonnenkugel ließen sich über 1¼ Millionen Erdkugeln hineinfüllen. Nun ergibt sich aber aus der Anziehungskraft der Sonne ihre Masse respektive ihr Gewicht. Man findet, daß sie nur 323 000mal schwerer ist als die Erde, sie muß daher aus sehr lockeren Massen bestehen, und das wird denn auch durch allerlei physikalische Vorgänge, die wir am Sonnenkörper beobachten können, bestätigt.

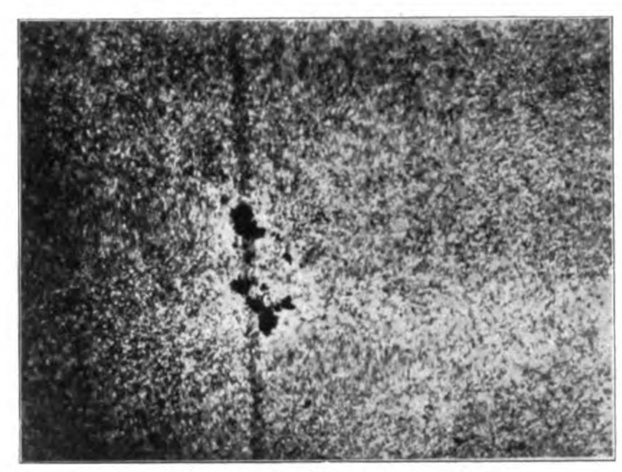
unsrer Bogenlampen wird, im strahlenden Sonnenlicht betrachtet, zu einem Tranlämpchen, der ausfließende Bessemerstahl ist immer noch ein dunkler Hintergrund, in dem sich die Sonne spiegeln kann. Aus photometrischen Messungen hat sich ergeben, daß das Licht der Sonne gleich dem von 27 000 Millonen Normalkerzen ist. Die Wärme, die wir jährlich von der Sonne empfangen, reicht hin, um einen die Erdkugel rings umgebenden Eispanzer von 52 Metern Dicke abzuschmelzen, dabei erhält die Erde aber nur den 2735millionsten Teil der Sonnenwärme, alles andre strahlt die Sonne in den Weltraum hinein und den paar andern Planeten zu. Nach Messungen von Schreiner auf dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam ist die Temperatur der Sonne auf 7065 Grad Celsius anzusetzen. — Gleich hier sei bemerkt, daß auch die — wie man aus erdgeschichtlichen Forschungen schließen muß — seit Jahrmillionen zum mindesten annähernd gleichgebliebene Temperatur der Sonne noch ein Rätsel ist, denn es läßt sich zum

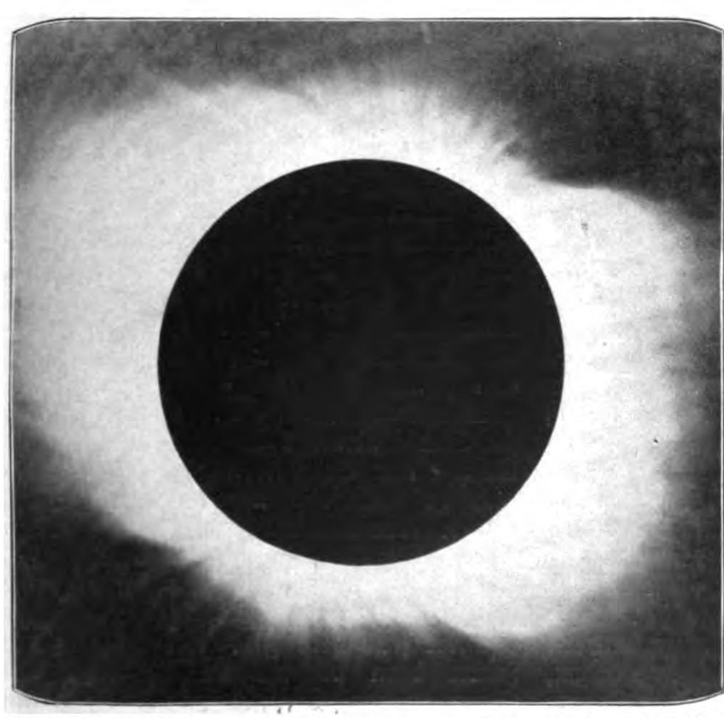
Unter Anwendung entsprechender Vorrichtungen zur Verminderung der Lichtfülle läßt sich die Sonne im Fernrohr sehr gut beobachten. Wir sehen eine mächtige leuchtende Kugel vor uns, deren Oberfläche mit kleinen helleren und dunkleren



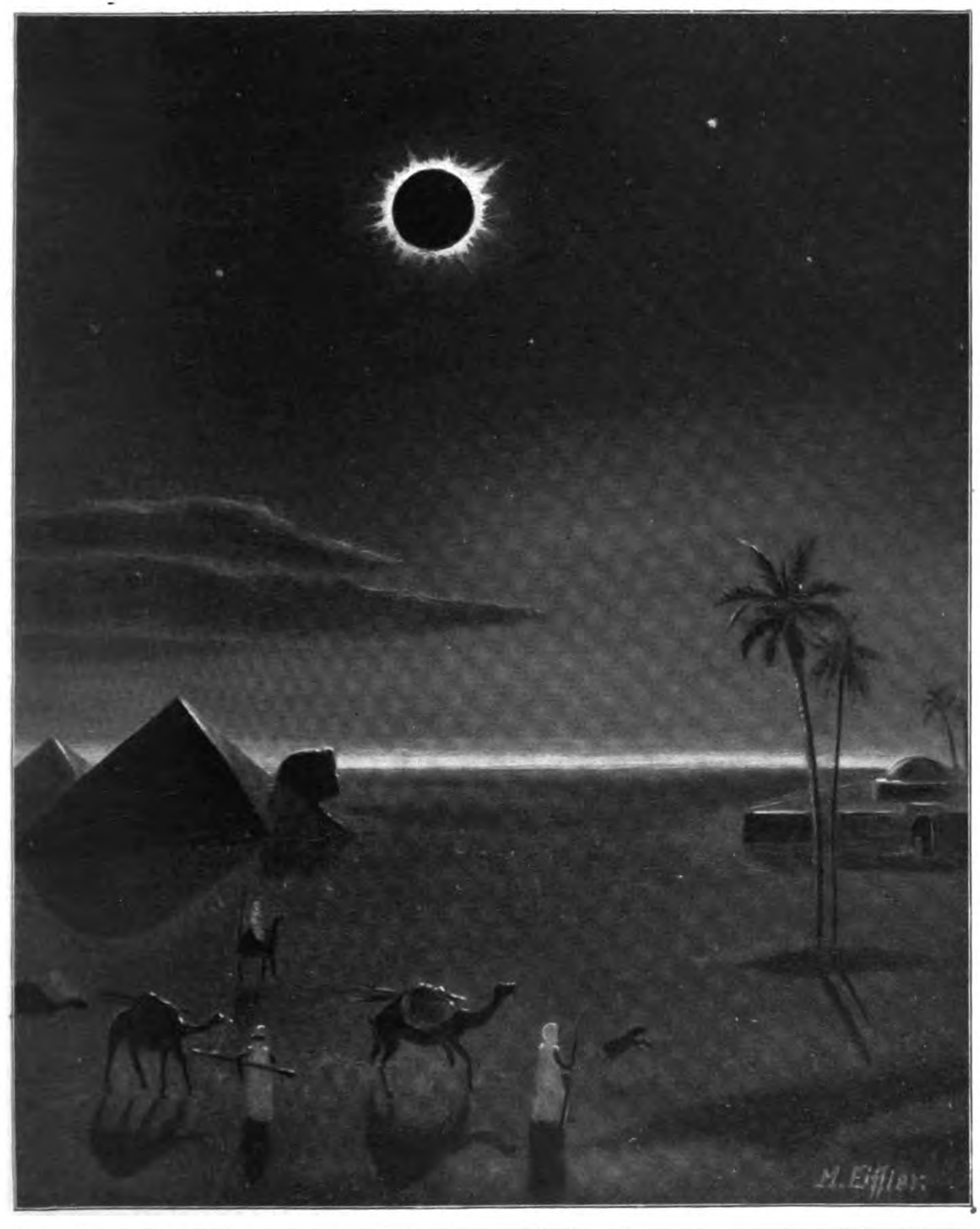
Photographie der Sonne mit Sonnenflecken

Pünktchen übersät ist. Diese Erscheinung der Sonnenoberfläche nennen wir Granulation. Wir wissen heute, daß sie hervorgerufen wird durch feine Wölkchen, die in der Sonnenatmosphäre schweben. Vor allem aber fallen uns große dunkle Flecke auf, die fast immer wie Schönheitspflästerchen im Antlitz der Tageskönigin sichtbar sind, es sind die bekannten Sonnenflecke. Diese Sonnenflecke haben zumeist eine enorme Ausdehnung. Die vier großen Flecke oberhalb des Striches auf unsrer Abbildung sind sämtlich noch um ein beträchtliches größer als der Erdball. Man hat Flecken beobachtet, die gegen 200 000 Kilometer Längenausdehnung hatten und an Flächeninhalt die ganze Erdoberfläche mehr als fünfzigmal übertrafen. Dabei sind diese Gebilde zumeist sehr veränderlich; in wenigen Minuten verschwinden Teile, die größer sind als der Erdball. Es kommt aber auch vor, daß sich ein Fleck, langsam seine Gestalt verändernd, monatelang hält. An diesen Flecken sieht man deutlich, daß sich die Sonne wie die Erde um ihre Achse dreht; sie tauchen am Ostrande der Sonne auf und verschwinden am Westrande. Eine Umdrehung der Sonne währt rund 25 Tage. Eine unsrer Abbildungen zeigt einen solchen Fleck in starker Vergrößerung. Man unterscheidet da eine dunkle Partie, den „Kernfleck“, und einen helleren Saum, die „Penumbra“. Glühende Massen durchbrechen das ganze Gebilde und erzeugen blendend helle Lichtbrücken, die langsam den Fleck wieder zerstören. Es hat sich nun gezeigt, daß diese Sonnenflecke periodisch in verschiedener Anzahl und Größe auftreten. Zuweilen ist die Sonne jahrelang fast ganz frei von diesen mächtigen Geschwüren, dann folgen wieder Jahre, in denen sie damit übersät ist. Sehr deutlich tritt eine elfjährige Periode hier hervor, deren Ursache noch vollkommen rätselhaft ist. Was sind nun die Sonnenflecke für Gebilde? Ehe wir diese Frage beantworten, müssen wir einige Worte über die ganze Konstitution der Sonne sagen. Wir haben schon gehört, daß die Stoffe, die den Sonnenball zusammensetzen, außerordentlich locker sind, und daß die Temperatur


Granulation der Sonnenoberfläche


Die Sonnenkorona, aufgenommen während einer totalen Sonnenfinsternis am 28. Mai 1900 von Professor Ritschey

mehr als doppelt so hoch ist wie die unsrer heißesten irdischen Wärmequellen. Bei dieser Temperatur sind noch alle Stoffe, die hier auf Erden fest oder flüssig sind, auf der Sonne in einem gasförmigen Zustand. So gibt es nichts Festes, Beständiges, Ruhendes auf der Sonne, dieser Weltkörper ist ein ungeheurer Ball aus glühenden Gasen. Bekanntlich haben wir ein wunderbares Instrument zur Verfügung, um aus dem Licht, das uns ein Weltkörper zusendet, seine Zusammensetzung und seine physikalische Beschaffenheit zu erfahren: das Spektroskop. Jeder Stoff zeigt im bunten Lichtbande des Spektrums besondere, nur ihm eigentümliche, charakteristische Linien, die „Fraunhoferschen Linien", ganz gleich, ob er in einer Flamme hier unten in einem Laboratorium brennt oder in einem fernen Stern glüht. So können wir ermitteln, welche Stoffe auf der Sonne vorhanden sind und in welchem Zustande. Das Spektroskop hat Eisen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Chrom, Kalzium, Nickel, Blei, Kalium, Sauerstoff, Natrium und viele andre Stoffe auf der Sonne als glühende Gase nachgewiesen. Nun hat der Weltenraum eine außerordentlich niedere Temperatur. In den obersten, äußersten Schichten der Sonne muß daher auch eine starke Abkühlung der Gase eintreten, und ebenso, wie aus dem nämlichen Grunde sich der Wasserdampf in den höheren Schichten der irdischen Lufthülle zu Wasserdampfwolken verdichtet, verdichten sich die am leichtesten kondensierbaren Gase, die der Metalle, auf der Sonne zu Wolken aus Metalldämpfen. Die Sonnenflecke sind solche Wolken, die in der Sonnenatmosphäre schweben, jedoch in deren tieferen Schichten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die etwas tiefer liegenden Partien der Sonne sich in glühend flüssigem Zustand befinden, daß dann Schichten folgen, wo die flüssigen Massen in einen sehr dichten, gasförmigen Zustand übergehen, und daß nach oben hin, immer weiter vom Sonnenkern entfernt, diese Gase immer dünner und leichter werden. Es ist gar nicht absolut sicher, daß die Sonne ein so fest abgegrenzter Ball ist, wie wir sie sehen, sondern sehr wohl möglich, daß sich ihre Massen, feiner und feiner werdend, ohne scharfe Abgrenzung im Raum verlieren. Die feste, kugelförmige Abgrenzung kann, wie durch Untersuchungen von Schmidt hervorgeht, auch durch Strahlenbrechung in einer Schicht der Sonne von bestimmter Dichtigkeit hervorgerufen werden. Im großen und ganzen hat man sich heute daran gewöhnt, drei Schichten auf der Sonne zu unterscheiden. Zunächst die eigentliche starkleuchtende Oberfläche, „Photosphäre" genannt, deren tiefere Schichten wahrscheinlich glühendflüssig sind. Dann kommt die hauptsächlich glühendes Wasserstoffgas enthaltende Gasschicht der sogenannten „Chromosphäre". Es folgt darauf die eigentliche dünne Sonnenatmosphäre, deren äußerste Partien bei Gelegenheit einer totalen Sonnenfinsternis als sogenannte „Korona" sichtbar werden. Um die Sonnenflecke herum oder an Punkten, wo bald darauf Sonnenflecke entstehen, sieht man eigenartige Lichtflecke und Adern, wie sie eines unsrer Bilder sehr gut erkennen läßt. Der Astronom nennt sie bezeichnenderweise „Fackeln". Diese Fackeln stehen in einem ursächlichen Zusammenhang mit den Flecken, es scheint, als ob durch Wirbelbewegungen in den Glutmassen der Photosphäre hier besonders heiße, aufsteigende Ströme entstehen, die die Metalldämpfe in größere Höhen emportreiben, wo sie dann eben abgekühlt werden und die Wolken bilden, als welche wir die Sonnenflecke kennen gelernt haben. — Die bisher erwähnten Erscheinungen sind seit der Erfindung des Fernrohres, also etwa seit dem Jahre 1610, bekannt. Erst in neuerer Zeit aber hat man Phänomene entdeckt, die ohne Anwendung besonderer Mittel nur zur Zeit einer totalen Sonnenfinsternis sichtbar werden. Rings um die vom Monde bedeckte Sonne sieht man dann einen wunderbaren Strahlenkranz, die „Korona", deren silberweißes Licht, von feinen Strahlen durchzogen, einen geradezu mystischen Eindruck macht. Dieser Strahlenkranz wird durch die äußerste Schicht der Sonnenatmosphäre gebildet und ist wahrscheinlich untermischt mit feinen Staubpartikelchen, die offenbar durch elektrische, abstoßende Kräfte und durch den Druck des Lichtes von der Sonne fortgestoßen werden. Aber noch viel interessanter sind die roten Flämmchen, die hinter dem verdunkelnden Mond am Sonnenrande sichtbar werden. Man nennt diese Flämmchen „Protuberanzen". Es sind, wie das Spektroskop zeigt, em-



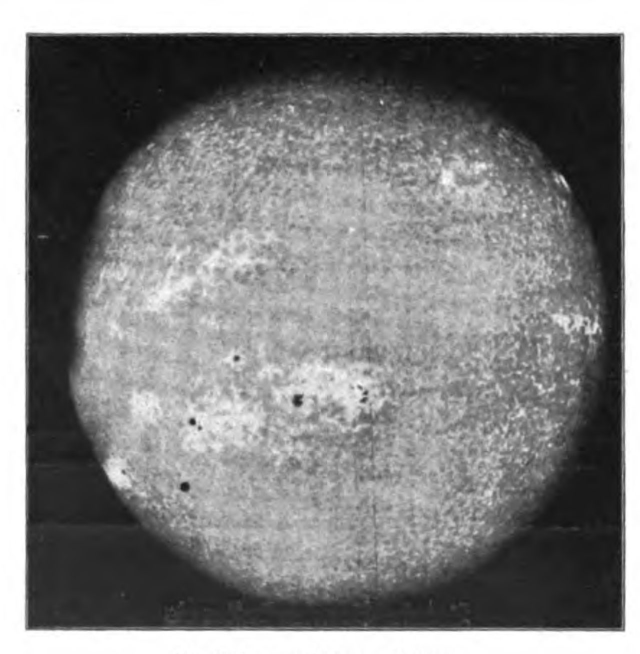
Totale Sonnenfinsternis
Nach einem Gemälde von M. Eiffler

vorgeschleuderte Ströme glühenden Wasserstoffgases, die aus der Chromosphäre stammen. Ganz ungeahnte Gewalten müssen diese Eruptionen auf der Sonne hervorrufen, denn man hat Protuberanzen beobachtet, die mit einer Geschwindigkeit von 500 bis 700 Kilometern in der Sekunde 400 000 Kilometer emporstiegen. Oft sinken diese Gebilde in wenigen Minuten wieder vollkommen in das Nichts zurück, ein Zeichen für die Unbeständigkeit aller Dinge auf diesem gewaltigen Feuerherde unsers Planetenreiches.

Alle diese Erscheinungen, die Flecke, die Fackeln, die Protuberanzen, haben die schon erwähnte Periodizität, aber noch rätselhafter ist der Umstand, daß irdische Erscheinungen von diesen Ereignissen auf der Sonne beeinflußt werden. So treten jedesmal, wenn starke Protuberanzen am Sonnenrande auftreten, Störungen im Telegraphendienst ein, die darauf hinweisen, daß die Erdströme eine Änderung erfahren haben. Auch die Nordlichter, die Gewitter und Stürme zeigen eine Periodizität, die mit der Fleckenperiode auf der Sonne übereinstimmt. Ganz offenbar ist die Sonne der Sitz ungeheurer elektromagnetischer Kräfte, und jede Zustandänderung dieser Kräfte muß auch, wie das aus elektrischen Experimenten im Laboratorium hervorgeht, das Kraftfeld der Erde beeinflussen.

So haben wir also seit Ewigkeiten schon gewissermaßen eine drahtlose Telegraphie Sonne—Erde; ja, die Zeit wird kommen, wo man noch andre, ganz unbekannte Beziehungen zwischen Sonne und Erde aufdecken wird, die man heute nur vermuten kann.

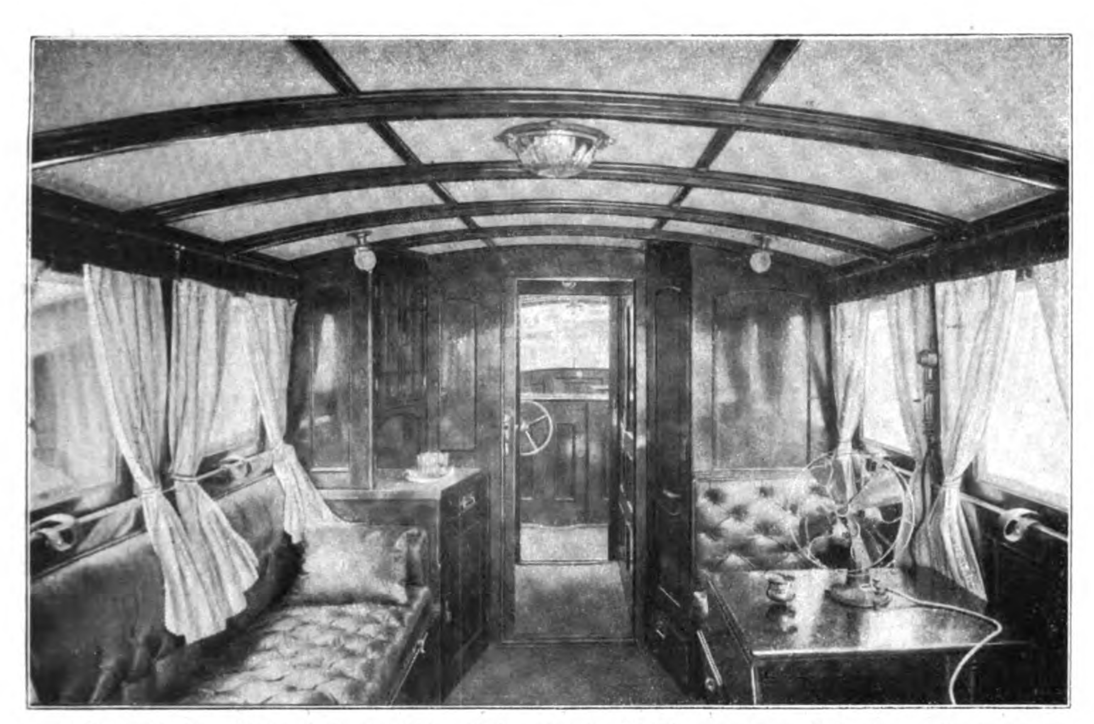
Noch aber bietet uns der Feuerball tausend Rätsel, deren größtes wohl die Quelle ist, aus der die Sonne fortwährend die ausgestrahlte Energie wieder ersetzt. Helmholtz war der Ansicht, daß sie es durch ein langsames Zusammenziehen erreiche und durch den Druck, den sie dabei auf ihre eignen Massen ausübe. Mag dem sein, wie ihm wolle, wir wissen, daß auch sie nicht ewig sein wird, wir wissen, daß auch Sterne sterben müssen. Auch die größte Sonne muß verglühen und versprühen wie die kleine Kohle im Herdfeuer.



Fackeln auf der Sonne



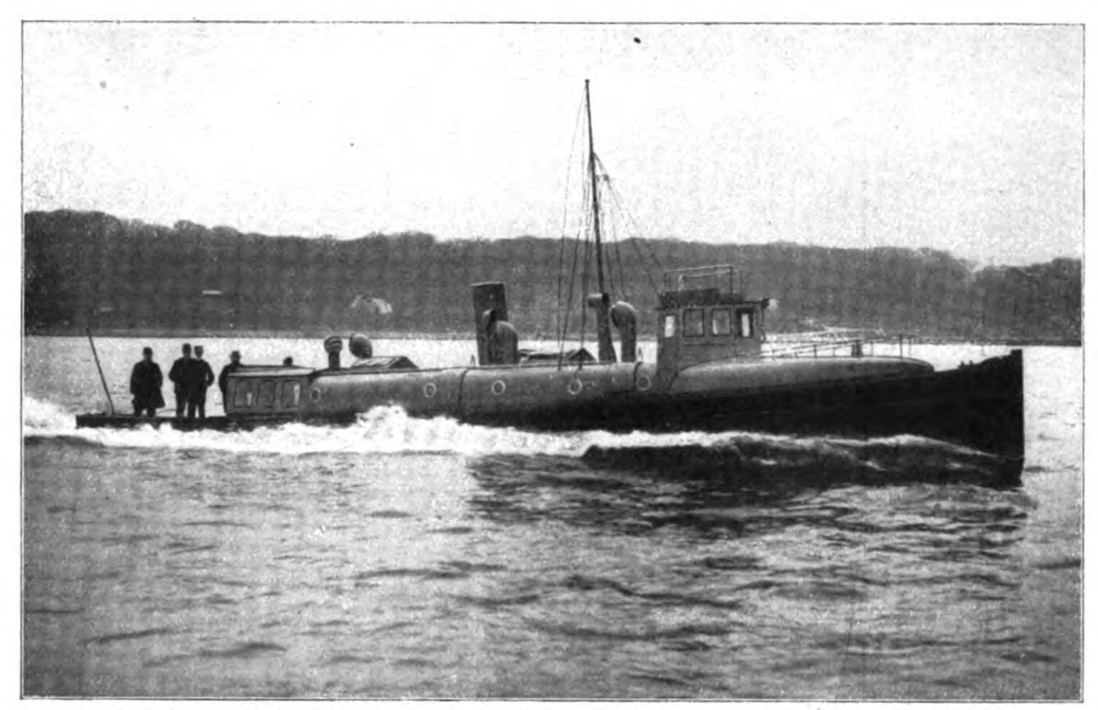
Am Meeresstrande. Nach einer Zeichnung von F. M. von Wyschywalsky



Motorjacht „Ellen“ (vgl. Bild Seite 271): Blick aus der Kajüte nach vorn auf das Motorgehäuse

Sportmotorboote. Von Dipl.-Ing. Richard de Jonge

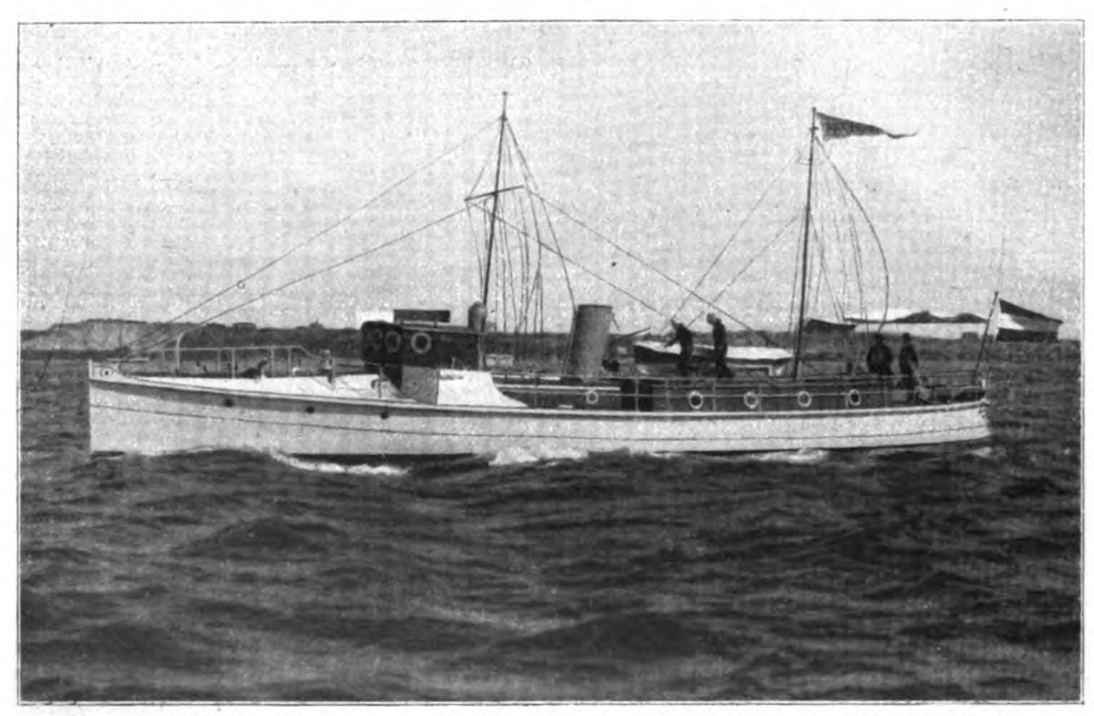
Der moderne Großstadtmensch bedarf einer künstlichen Zufuhr von Licht, Luft und Natureindrücken, die ihm das Gleichgewicht seiner erdgeborenen Menschheit erhält. Die hohen Widerstände, die seine Nerven andauernd zu überwinden haben, stellen an seine Gehirnsubstanzen Anforderungen, die die Ernährung allein nicht bestreiten kann. Und obgleich die Überanstrengung der Nerven ein gewisses natürliches Maß nicht überschreitet, weil sich der Körper in dem Grenzstadium durch Abstumpfung selbst hilft, so muß er doch hin und wieder sich nach einer völligen Ausspannung umsehen oder nach einer neuen, ganz anders gearteten Anstrengung, in der die Muskeln zu ihrem Recht kommen. Aus der eingeschlossenen Luft unsrer großen Steinwüsten, in denen der Staub der Straßen sein räuberisches Wesen an unsern Lungen ausübt, drängt es uns hinaus auf die Gewässer und in die Laubwälder der Umgegend, und das Auge, in dem so lange das Streiten der Wagen und Menschenmassen um ihre schmalen Wege umhergewirbelt ist, verlangt nach sanft bewegtem grünem Laub, über das die Sonnenstrahlen ungehindert ihre weißen Lichtflecken streuen, und nach dem fernen Vorüberhuschen der Wolkenungeheuer, die sich im Äther begegnen. Die Engländer waren die ersten, die gezeigt haben, wie auch die modernen Menschen sich trotz des hastigen und aufreibenden Lebens in der Großstadt in den Besitz eines gestählten Körpers und gestählter Nerven setzen können. Sie zeigten, daß die Rückkehr zur Natur und der Sport, wie sie den Wettkampf im Spiel oder gegen die Naturkräfte nannten, die besten Mittel sind, einen gesunden Geist in einem gesunden Körper zu schaffen. Heute werden auch in Deutschland bereits zahlreiche Arten Sport zur Körper- und Nervenpflege betrieben, von allen aber ist der gesundeste in jeder Beziehung der Wassersport, schon weil auf dem Wasser die Luft staubfreier und mit Feuchtigkeit



Motor=Torpedofangboot. Dieser Typ wird mit erhöhtem Heck mehrfach als Seekreuzer verwendet. (Motor 400 PS)

gesättigter ist als auf dem Lande, beides Faktoren, die besonders vorteilhaft für den Körper sind.

Tausende streben daher nach vollendetem Wochenwerk am Sonntag hinaus in die freie Natur, um auf dem



Bolinder VIII. Große gedeckte, seegehende Motorjacht mit 100 PS Motor. Der Rohölmotor ist in gesondertem Raum aufgestellt

Wasser Erholung und Kräftigung zu suchen. Von vielen wird der Rudersport bevorzugt, weil er die Muskeln stärkt, von vielen der Segelsport, weil er außerordentlich viel mehr als jeder andre die Geistesgegenwart und den persönlichen Mut hebt. Viele aber, und namentlich ältere Leute, suchen Erholung in einfachem Nichtstun und gänzlichem Abspannen der sonst so angestrengten Nerven. Diesen letzteren bietet heut das Motorboot ein ebenso schönes wie bequemes Erholungsmittel.



Moderner Seekreuzer „S. S. W.“ mit 20 PS Vierzylinder-Benzinmotor und 4 PS Motordynamo. Länge 12,6 m, Breite 2,4 m

Es ist noch gar nicht lange her, seit man den Verbrennungsmotor für Wasserfahrzeuge nutzbar gemacht hat. Zwar reichen die ersten Anfänge bis auf das Jahr 1871 zurück, in dem der Franzose Lenoir, der erste Konstrukteur einer praktisch brauchbaren Gasmaschine, ein kleines Boot durch eine solche antreiben ließ, aber trotz vieler Versuche besonders in Frankreich konnte die



Motorrennboot „Zariza“ mit Benzinmotor von 330 PS in voller Fahrt (52 km pro Stunde)

neue Maschine sich noch kein Heimatrecht im Bootsbau erwerben, da sie noch längst nicht sicher genug arbeitete. Erst mußte die Automobilindustrie den Verbrennungsmotor auf die heutige Stufe der Vollkommenheit erheben, ehe er den sehr viel schwierigeren Anforderungen, die der Schiffsbetrieb an ihn stellt, gewachsen war und ehe er die bis dahin allein auf Schiffen gebräuchliche Dampfmaschine verdrängen konnte. Diese hat zwar den Nachteil, daß sie bei sehr hohem Gewicht und hohen Unterhaltungskosten eines großen Raumes bedarf, da zu der Maschine noch die notwendige Kesselanlage hinzukommt. Ferner müssen geschulte Hände ihre Wartung übernehmen, wenn sie nicht eine Quelle der Gefahr für das Fahrzeug und seine Umgebung werden soll. Dann aber ist sie eine vortreffliche Maschine, die außerordentlich einfach und unbedingt zuverlässig ist — beides für den Schiffsbetrieb wertvolle Vorteile. Für kleine Boote und selbst für größere Fahrzeuge ist eine Dampfmaschine ein Unding, weil das Gewicht der Maschine und ihr Raumbedarf in schreiendem Gegensatz zu der Größe des Fahrzeuges selbst stehen. Anderseits braucht die Maschine, die aus technischen Gründen in der Mitte aufgestellt werden muß, gerade den besten Platz des Schiffes, während sie nur die scharfen Enden des Schiffes als nutzbaren Raum freiläßt. Diesen Übelständen suchte, als der Verbrennungsmotor noch nicht seinen Eingang in den Schiffsbetrieb gefunden hatte, der bekannte Konstrukteur Serpollet dadurch abzuhelfen, daß er eine besonders leichte und kleine Art von Wasserrohrkesseln konstruierte und so den notwendigen Raum und das Gewicht für die Maschine wesentlich beschränkte. Doch auch seine Versuche wie die andrer Konstrukteure mit bis zum Höhepunkt verfeinerten Dampfmaschinen konnte nicht verhindern, daß der Verbrennungsmotor, nachdem er einmal seine Kinderkrankheiten überwunden hatte, siegreich seinen Einzug in den Bootsbau hielt.



Motorjacht „Gemse“: Blick aus dem Salon nach vorn

Der Verbrennungsmotor ist aber auch geradezu eine Idealmaschine für kleine Fahrzeuge. Während die Dampfmaschine durch die Notwendigkeit, Kohlen als Brennmaterial zu verwenden, stets einen gesonderten, von allen andern Räumen völlig getrennten Maschinenraum erfordert, damit der Kohlenruß nicht in alle Schiffsteile eindringen und sie verschmutzen kann, braucht der Verbrennungsmotor keinen isolierten Standort, da seine Betriebsmittel aus flüssigen, allseitig in Gefäße und Rohrleitungen eingeschlossenen Stoffen bestehen.

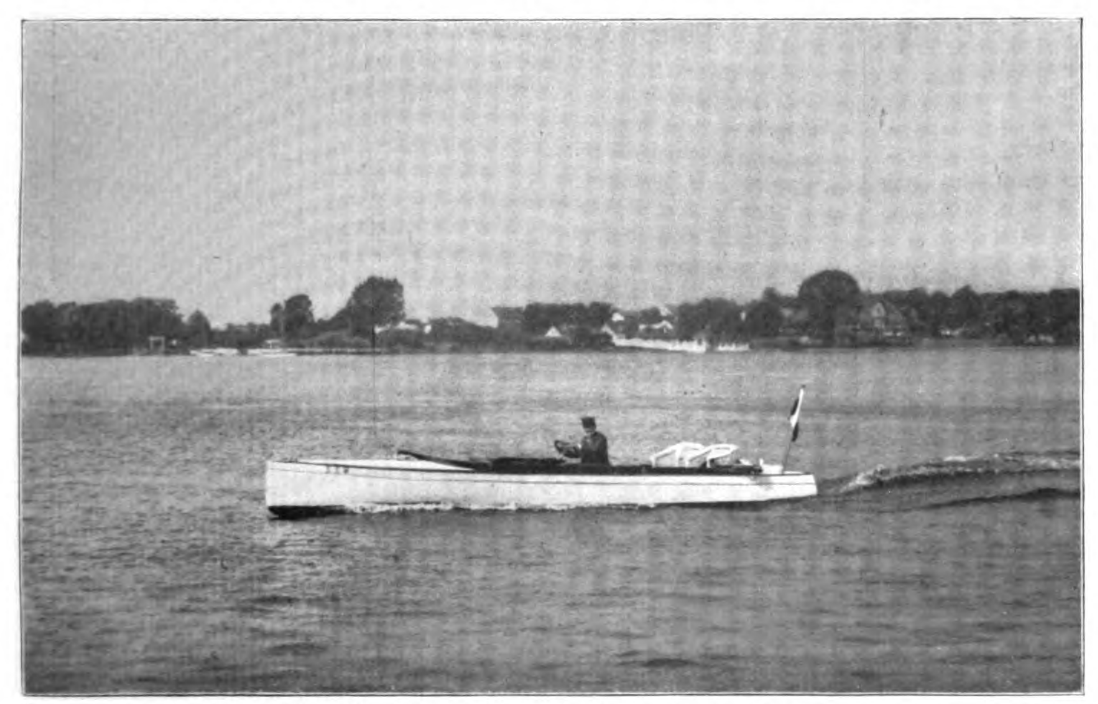
In den meisten Fällen kommt Benzin als Triebmittel zur Verwendung, in neuerer Zeit sind aber auch die schwerer zu verdampfenden Erdöle wie Petroleum und sogar Rohöl mit Vorteil nutzbar gemacht worden. Auch Spiritus, dem aber ein Zusatz von Benzol beigegeben werden muß, sowie das sogenannte Ergin und das Naphthalin werden als Betriebsstoffe für Verbrennungsmotoren benutzt.

Der Benzinmotor hat vor allen andern Motoren einen großen Vorteil: er kann



Amerikanisches Klappverdeck, aufgeklappt

nämlich bei gleicher Leistung infolge des höheren Heizwertes des Benzins erheblich kleiner und mithin leichter gebaut werden als die andern Motoren, besonders als die Spiritus- und Schwerölmotoren. Dabei ist der moderne Benzinmotor bei



Amerikanisches Klappverdeck, zusammengeklappt

Elegantes kleines Familienmotorboot im Typ eines Rennbootes mit 10 bis 12 PS Vierzylinder-Benzinmotor

einigermaßen vernünftiger Behandlung und ein klein wenig Wartung bereits eine vollständig zuverlässige Maschine geworden. Zwar besteht bei der Verwendung von Benzin, gegen dessen Benutzung an Bord von Schiffen man sich lange Zeit als eines zu explosiven Brennstoffes gesträubt hatte, die Möglichkeit, daß sich in abgeschlossenen Räumen ein explosives Gemisch von Benzingasen und Luft ansammelt, das durch den geringsten Funken zur Explosion gebracht werden kann, doch darf man die Gefahr keineswegs überschätzen. Die Technik hat gezeigt, wie derartige Unglücksfälle durch geeignete Konstruktionen und besonders durch gute Ventilation aller Räume leicht und sicher vermieden werden können, und in der Tat hört man heute von einer Benzinexplosion auf einem Motorboot kaum mehr, jedenfalls aber weit seltener als von Eisenbahnunglücken oder Automobilunfällen.

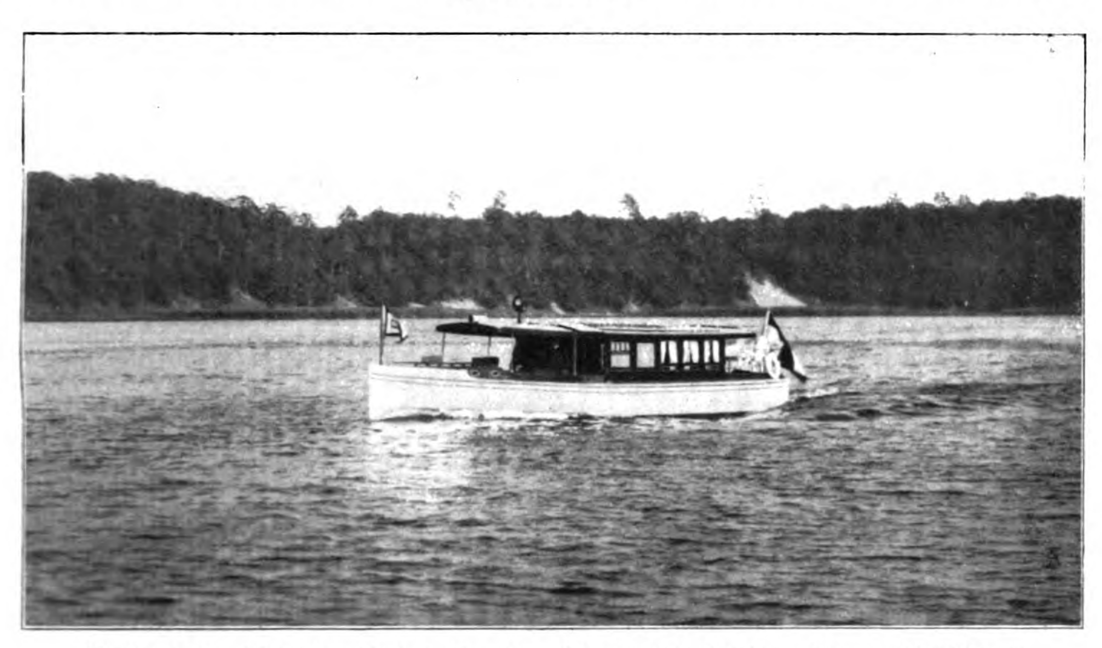
Die Schwerölmotoren sind heute ebenfalls durchaus betriebssichere Maschinen. Sie haben nur den Nachteil, daß sie nicht ohne weiteres betriebsbereit sind und daß sie nie ganz geruchlos arbeiten. Zum Anlassen dieser Motoren braucht man entweder Benzin, und das ist das einfachere, oder aber Druckluft. Diese erfordert ziemlich verwickelte Apparate, die den Gesamtaufbau der Maschine komplizieren und das Gewicht sowie die Kosten wesentlich erhöhen.

Die Spiritusmotoren haben sich nicht in dem Maße Eingang in den Bootsbau verschafft wie die obengenannten Motorarten. Es liegt dies wohl wesentlich daran, daß der Preis für den Spiritus pro Pferdekraftstunde verhältnismäßig hoch ist und anderseits Spiritus in geeigneter Qualität für derartige Motoren namentlich auf weiteren Fahrten in kleineren Ortschaften schwerer erhältlich ist als etwa Benzin. Die rege Nachfrage der Autler hat bewirkt, daß dieser Brennstoff bereits überall in guter Qualität zu haben ist.



Salon der Motorseekreuzerjacht „Maria Augusta“. Rechts und links Schlafsofas

Was die Fahrzeuge selbst anlangt, so unterscheidet man zunächst Luxus- und Gebrauchsboote, die sich wieder in Binnenfahrzeuge für das Befahren von Flüssen und Binnenseen und Seefahrzeuge zum Befahren der Küstengewässer und des offenen Meeres trennen lassen. Die Sport- oder Luxusfahrzeuge scheiden sich nach ihrem Verwendungszweck in Touren- und Rennboote.



Motorjacht „Ellen" auf der Havel. Vorn und hinten offenes Kajütboot

Die reinen Rennboote sind ein außerordentlich kostspieliger Luxusartikel. Sie bieten so gut wie keine Bequemlichkeiten für die Mannschaft, die meist hinter einem Schutzdeck kauert und kaum Platz zum Sitzen hat. Der ganze Schiffskörper dient vielfach nur als Träger einer gewaltigen Maschinerie, die ihm eine möglichst hohe Geschwindigkeit (bis 65, ja 70 Kilometer pro Stunde) verleihen soll.

Die Tourenboote sind die verbreitetsten

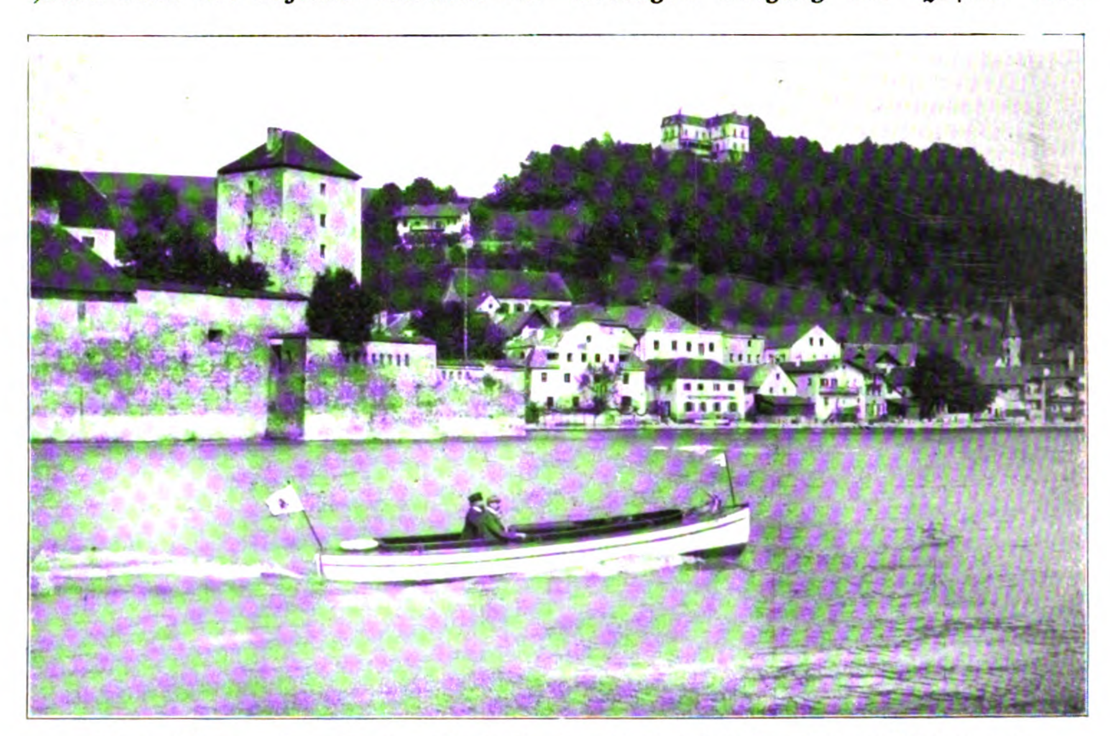


Marine-Beiboot, ganz gedeckt; hinten wasserdichtes Cockpit. Wird häufig auch von Privatleuten in dieser Form als Seekreuzer benutzt

Motorboote. Sie werden für Binnengewässer meist als offene Boote, das heißt ohne vollkommen durchlaufendes Deck, gebaut, während die Seeboote ein wasserdichtes Deck oder mindestens wasserdichte Aufbauten erhalten.

Die offenen Boote sind fast stets an den Enden, die als Räume für die Betriebsmaterialtanks und die Vorräte sowie das Inventar dienen, mehr oder weniger eingedeckt. Ganz offene kleine Boote enthalten dann nur Sitzbänke eventuell mit dieser Fahrzeuge variiert zwischen 6 und 14 Meter, ihr Preis je nach Bauart und Ausstattung zwischen 4000 und 10000 Mark und mehr.

Die offenen Kajütboote haben ebenfalls eingedeckte Endräume. Die Kajüte wird bei kleineren (zum Beispiel Hafen-) Booten oft vorn vor den mittschiffsstehenden Motor verlegt, während das Hinterschiff offen ist. Diese Bauart hat den Vorteil, daß die Boote auch im kabbeligen Seegang des Hafens kein



Ganz offenes, 7 m langes Motorboot mit 10 PS Vierzylinder-Motor auf der Donau bei Passau, 10 bis 12 Personen fassend. Geschwindigkeit 15 bis 16 km pro Stunde

Schubkästen zum Verstauen von Proviant oder Material und Werkzeug. Der Motor steht bei ihnen, wie dies auf dem obigen Bilde deutlich erkennbar ist, etwa in der Mitte. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen ist häufig auf metallenen Stützen ein leichtes Verdeck oder Sonnensegel angebracht, oft mit seitlichen Gardinen aus Segeltuch zum Schutze gegen Regen und Wind. Vielfach werden diese Boote auch in der schneidigen Form der Rennboote gebaut. Sie erhalten dann meist ein sogenanntes amerikanisches Klappverdeck, wie es beispielsweise auf Kutschen gebräuchlich ist. Die Länge

Wasser übernehmen. Sonst wird die Kajüte meist hinter dem vornstehenden Motor angeordnet. Vor ihr und hinter ihr bleibt je ein freier Raum mit Sitzplätzen, und ganz hinten ist häufig auf dem eingedeckten Heck noch ein Platz für ein Paar Korbsessel. Dieser Typ ist im Binnenlande der beliebteste und verbreitetste. Unser Bild Seite 271 zeigt eine kleine Motorjacht „Ellen" dieses Typs und unser erstes einen Blick aus ihrem Salon nach vorn zu auf den eingedeckten Motor, dessen Gehäuse gleichzeitig als Tisch verwendet werden kann. Je nach der Größe der Boote besteht die Kajüte

aus nur einem Raum mit zwei Sofas und Klapptisch nebst einigen Schränken, oder aus mehreren voneinander durch Quer- und Längswände (Schotten) getrennten Räumen, die als Salon, Schlafkabine, Toilette, Kombüse (Küche) und Pantry (Anrichte- und Geschirraum) eingerichtet. Die Ausstattung all dieser Räume bleibt dem Geschmacke und dem Geldbeutel des Besitzers überlassen. Wände und Einrichtungsgegenstände werden häufig nur in Ölfarbe gestrichen, meist aber schön weiß oder naturfarben lackiert, doch werden auch kostbare Paneele aus Edelhölzern zur Ausstattung der Kajüten verwendet. Die Metallbeschläge werden gewöhnlich aus Bronze und auf besonderen Wunsch vernickelt ausgeführt. Bei der übrigen Einrichtung an Schränkchen, Bücherregalen und so weiter kann jeder seinen persönlichen Geschmack und seine Erfahrung frei walten lassen. Vielfach wird das Kajütdeck als Sonnendeck über dem vorderen und hinteren offenen Raum, der Kastenbänke zur Aufnahme des Inventars und der Werkzeuge enthält, fortgesetzt. Diese Boote bieten durch ihren geschickten Aufbau einen äußerst ästhetischen, schönen Anblick. Ihr Preis schwankt je nach Größe, Ausführung und Einrichtung sowie nach der Motorleistung zwischen 8000 bis 25000 Mark und mehr.

Gedeckte Motorboote werden fast ausschließlich für Touren auf größeren Seen, an der Küste und auf hoher See benutzt, da die Seetüchtigkeit vollkommen eingedeckte, wasserdichte Fahrzeuge erfordert. Hieraus ergibt sich, daß entweder die Fahrzeuge mit einem Aufbau versehen werden müssen, damit die Kajüte genügend Höhe erhält, oder daß der Raum unter Deck an sich genügend Stehhöhe haben muß. Solche Fahrzeuge sind aber schon größere Jachten, die namentlich in Amerika sehr beliebt sind und häufig gebaut werden. In Deutschland gehören bereits Motorboote wie Bolinder VIII. zu den größten Motorjachten. Da die Motorleistungen bei diesen bereits recht erheblich sind, verwendet man zum Antrieb meist die mit billigem Petroleum oder Rohöl arbeitenden Motoren, die in geschlossenen, gut ventilierten Räumen aufgestellt werden. An Bequemlichkeit jeder Art fehlt es auf solchen Jachten kaum, wie wohl ein Blick auf den Salon der Motorseekreuzerjacht „Maria Augusta" beweist. Der Preis solcher Jachten beträgt 15000 bis 20000 Mark und mehr.

Der Betrieb mittelgroßer Motorboote ist so einfach, daß wohl jedermann bald mit den wenigen notwendigen Handgriffen am Motor und der Steuerung vertraut werden wird. Das Auffüllen des Brennstoffes geschieht zu Haus oder bei festgelegtem Boot. Dabei hat man streng darauf zu achten, daß die Tanks nicht überlaufen. Dann schraube man den Tank wieder fest zu. Der Motor wird reichlich mit Schmieröl versorgt, in die Zylinder wird etwas Benzin gefüllt, weil dadurch das Anspringen des Motors erleichtert wird. Nachdem man mittels der kleinen Handdruckluftpumpe den Brennstofftank unter Druck gesetzt hat, kann man den Motor, sofern sonst nichts in Unordnung ist, getrost ankurbeln. Die kleinen Mucken, die er im Betriebe zeigt, wird man bald kennen und ihm austreiben lernen. — Der Brennstoffverbrauch beträgt bei den neueren Motoren etwa 250 bis 400 Gramm pro Pferdekraft und Stunde oder in Geldeswert umgesetzt etwa 10—12 Pfennig beim Benzin, 6—7 Pfennig bei Petroleum und Rohöl, 12—15 Pfennig beim Spiritus, 5—6 Pfennig beim Ergin pro Pferdekraft und Stunde. Ein Benzinmotor von 10 Pferdekräften verbraucht mithin in der Stunde etwa für 1 Mark bis 1 Mark 20 Pfennig Benzin.

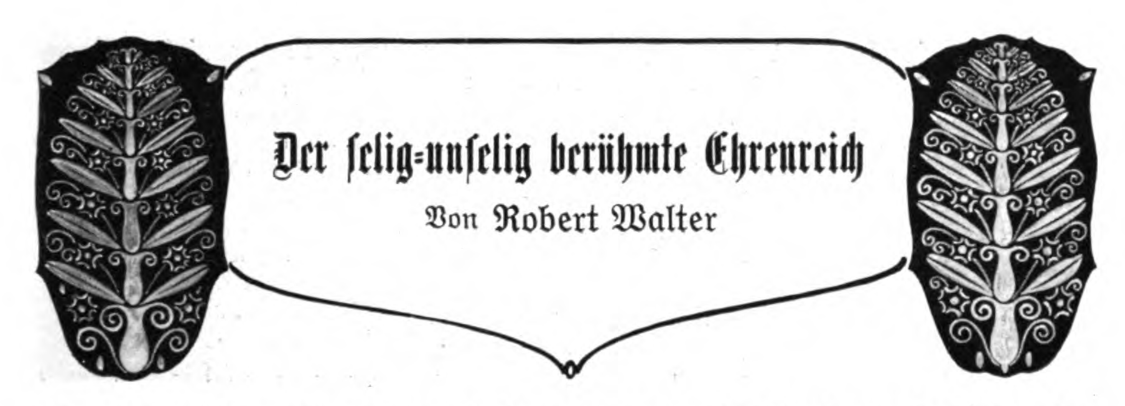




Die Tänzerin Chlotilde von Derp

Nach einer künstlerischen Photographie von Debschitz-Kunowski

Unter den Tänzerinnen, die seit Dora Duncan auf unsern Bühnen mit mehr oder weniger Erfolg sich einer neuen Tanzkunst rühmen, ist vielleicht Chlotilde von Derp die jüngste. Form ihrer Glieder und Grazie ihrer Haltung versprechen rastlose Ausdrucksfähigkeit für alle jene feinen und subtilen Seelenstimmungen, die wir dem Tanz der Zukunft anvertrauen möchten.



Der selig-unselig berühmte Ehrenreich

Von Robert Walter

Der junge Ehrenreich war der Meistgeliebte in der Fünfhunderttausendstadt. Das empfand er als selbstverständlich, denn er spielte nicht umsonst den jugendlichen Helden am Deutschen Theater.

Der vielgeliebte Ehrenreich war aber auch der Dummste in der Fünfhunderttausendstadt. Das empfand er nicht minder als selbstverständlich, denn er war der einzigste, der keinen Verstand brauchte. Mit Ausnahme des Dramaturgen, eines ungarischen Professors, der die arme deutsche Sprache behandelte, als wäre sie keinen Kupferdreier wert... weswegen man ihn zum Lesemeister des Deutschen Theaters nicht ohne Grund ernannt hatte.

In einer Nacht wurde der treffliche Ehrenreich ans Bett seines alten Oheims Hungertuch gerufen, der ein unsterblicher Schriftsteller war, nun aber seiner letzten Stunde entgegenzitterte.

„Ehrenreich," beschwor der Sterbende die strotzende Lebensblüte mit klammernder Stimme, „wenngleich du ein Esel bist, so bist du doch glücklich gegen mich, der ich ein Genie war. Wie groß nun mein Genie ist, vermagst du nach der Länge und Breite an meiner Armut auszumessen. Meine Armut... deute das recht. Im Grunde bin ich reicher als sämtliche Affen und Laffen, sämtliche Schaffer und Raffer dieser ewiglich vermaledeiten Stadt zusammen. Ich habe nur nicht verstanden, meinen Reichtum mit dem Prägestock der Dutzendmenschen umzumünzen, ich war nicht borniert genug. Du bist es, ehrenreicher Neffe. Daher mache ich dir eins von meinen unbekannten Dramen zum Vermächtnis, das ich ohne Erfolg an sämtliche deutsche Bühnen sandte. Nimm und lies."

„Der heilige Vogel," hauchte Ehrenreich wie in Rührung und kokettierte dabei mit seiner göttlichen Stimme.

„Das ist es," stammelte das sich langsam auflösende Genie. „Erst als ich den Heiligen Vogel mit französischem Autor- und deutschem Übersetzernamen versah, wurde er aufgeführt und fiel durch... denn er enthielt keine einzige Zote... Nun wohl, wenn ich jetzt mit deutscher Langsamkeit und Gründlichkeit verfaule, wird der Heilige Vogel in die Ewigkeit fliegen... Das sei mein letztes Wort! Gib es an die Zeitungen weiter, damit es sich der gute Philister merken kann, da er außer den Sterbensworten nichts von uns Großen kennt. Vale! Und wenn es der Heilige Vogel einmal erreicht, goldene Dukaten zu legen, laß mir dann... ich bitte dich... einen Marmorstein setzen, der den Tod nicht kennt... gleich meiner Größe."

Damit verließ die Hungertuchseele ihr trübselig Gehäuse und schritt den tiefen Weg hinab, den selbst die Götter gehen müssen.

Nach guter Schauspielergewohnheit nun kam der treffliche Ehrenreich in den folgenden drei Jahren nicht dazu, sein in toter Schrift begrabenes Erbstück durchzublättern. Da begann das denksteinlose, verlotterte Grab des armen Hungertuch ihn zu verfolgen... und erschien ihm bei Tag und in Träumen. Endlich erstand er bei sich selbst für ein Kreuzerlein Energie zur Lektüre und las den Heiligen Vogel nach hundertmaliger Unterbrechung gähnend zu Ende. Und da er bei dieser schwierigen Beschäftigung neben allem Überflüssigen für sich eine Bombenrolle entdeckte, setzte er seinen eignen vielberühmten Namen auf das Manuskript und überreichte es der Direktion.

Nach dreien Tagen brachten die Zeitungen Spalten über den genialen Ehrenreich, worauf der Direktor den Heiligen Vogel ohne weitere Prüfung akzeptierte.

An diesem Tage setzte sich der vielgeliebte Ehrenreich die Krone des Ruhms auf, die man symbolisch aus Lorbeer flicht und nicht aus Immergrün ... und verstand die Krone mit pompöser Würde zu tragen, gehörte er doch zu jenen Begnadeten, die in der Haltung ihres Exterieurs (wie sie sagen) ihr Königtum begreifen.

So war auch der äußere Erfolg des dargestellten Spiels über jeden Begriff gewaltig ... verglichen mit ihm wäre eine Sturmflut einem zärtlichen Wassergekräusel ähnlich gewesen.

In der Pause entzückte sich Frau Dubenkropp zu Fräulein Ganshirn: „Er ist noch viel göttlicher, als ich mir vorgestellt habe. Er ist ein Genie wie Schiller und Goethe, unser Liebling! Ach, er ist noch größer! Denn er kann sogar darstellen, was er in Seligkeit erschuf, als ihn die Muse küßte!"

Ältere Damen pflegen sich dergleichen Sachen nach einer sehr zuständlichen Seite hin auszumalen.

Fräulein Ganshirn aber errötete schamhaft, wie sie es ihrer Jungfernschaft schuldig war, und flüsterte: „Nicht davon, Liebste! Bedenken wir ein andres. Daß Dichter Bühnenwerke schreiben, ist nicht absonderlich. Ich finde das selbstverständlich und billig, wofür sind sie Dichter! Aber wenn es ein Schauspieler kann ... oh, das ist etwas viel Größeres! ... Oh, das ist ja eben das Erhabene!" Und sie schaute mit entgeisterten Blicken auf jene Stelle des Bühnenvorhangs, die ein neckischer Maler mit dem Konterfei eines sinnlos betrunkenen, eselreitenden Menschleins bedeckt hatte.

Der Erfolg war mit einem Worte ... unaussprechlich. Und der edle Ehrenreich gewann die Überzeugung, seinen Ruhm mit allen Sinnen zu genießen, denn er hielt sich für einen Kulturmenschen.

Jedenfalls fühlte er, wie sich die Weltenachse in seinem Hirn drehte, und empfand außerdem die Seligkeit eines Menschen, der unverdientermaßen Tag für Tag einige hundert Mark Tantiemen auf sein Bankkonto eintragen lassen kann. So vergaß er den begrabenen Hungertuch mit seiner Marmorsteinforderung.

Aber die Toten sind schrecklichere Mahner als die gesundbeinigsten Gläubiger. Das erfuhr Ehrenreich, als er zum fünfundzwanzigstenmal als herrlicher Held im Werk seines unberühmten Oheims agierte. Wie er seine himmlischen Augen flehend auf den Mund der Souffleuse richtete (er stand seinen Rollen ewig unbefangen gegenüber), enttauchte die Liebliche seinen Blicken, und an ihrer Stelle saß der Geist des mitleidswerten Hungertuch und sah ihn mit trüben Augenhöhlen an.

„Was willst du?" flüsterte Ehrenreich mitten in die Szene hinein, ohne aus der Pose zu fallen.

„Einen Marmor auf mein Grab, glücklicher Neffe!" hauchte die Erscheinung aus der Tiefe ... sank zurück und räumte der Pythia des Weisheitstrichters den engen Sitz.

Diese jähe Erscheinung zerrte den Glücklichen in einen peinlichen Gewissenskonflikt. Die letzte Bitte des Sterbenden mahnte ihn, wie das Grausen einer schlaflosen Nacht mahnt ... aber schon war sein schleimverfilztes Seelenfäßlein vom dürren Bruder Geiz angebohrt.

Letzten Endes siegte natürlich der Undank ... und das Grab verwucherte weiter.

Da rundete sich die Aufführungsziffer zum halben Hundert. Und wieder saß der Hungertuchspukgeist im Kasten, streckte die knochenharten, zerfetzten Sarghände ins grelle Rampenlicht und ließ den Unterkiefer auf die Brust klappen.

Ehrenreich vernahm nur noch das Kröcheln und Röcheln, das dem Jammergesang des unruhigen Toten voranging wie bei einem aufgezogenen Grammophon ... drehte sich für einen Augenblick gleich einem wurmkranken Schaf und stürzte ... mit den letzten Fibern des Bewußtseins die große Pose wahrend ... zusammen.

Am andern Tage feierten die Tageszeitungen eine Orgie der Vernunftlosigkeit. Des großen Ehrenreich Hirnkollaps übertrug sich, dimensional wachsend, quadratisch und kubisch auf Presse und Publikum ... und zeitigte erst die frühesten Symptome der Heilung, als der Kranke die Klinik verlassen hatte.

Zur gleichen Stunde legten Steinmetzenfäuste eine dreißig Zentimeter dicke Marmorplatte auf das Grab, um dem guten Hungertuch für immer das gänzlich ungehörige Spuken zu verleiten.

Zu spät. Schon hatte der Ruhelose Tantiemenluft gewittert. Jetzt hätten ihn keine Stahlketten mehr in der Gruft gefesselt. Jenes entbehrte Glück, das ihn im Leben todunglücklich gemacht hatte, machte ihn im Tode unglücklich-lebendig.

So erschien er seinem edeln Neffen, der ihm den frostkalten Nachruhm in schimpflichster Weise geraubt und für sich zu molligem Tagesruhm verwandelt hatte, zum drittenmal, als der Heilige Vogel die goldigen Schwingen im hundertsten Fluge spannte.

Der vielgeliebte Ehrenreich sank bebend zurück. „War der Stein nicht schwer genug auf deinem verfluchten Schatten?" schrie er ... und das Publikum wurde unangenehm nervös.

„Tantiemen ... Tantiemen ... Tantiemen!" röchelte der Geist und kroch dabei aus dem Schalloch der höchsten Weisheit.

„Laß von mir ab, Teufelsspuk!" zeterte der bitter Bedrängte, „du hast den Marmor, den du verdientest!"

„Tantiemen sind besser als Marmor," kröchelte der zu ewiger Unruhe verdammte Geist des verhungerten Poeten und umschloß mit grauen Krallenknochen den Hals des Lebendigen.

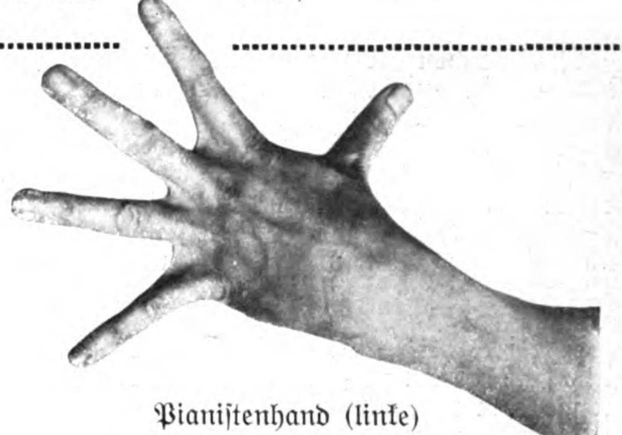
Da sank der Vorhang ... und man brachte den vielgeliebten Ehrenreich ins Irrenhaus.

Der Direktor des Deutschen Theaters rieb die Hände umeinander wie Pontius Pilatus und sagte: „Ich habe immer die Erfahrung machen können, daß hohe Tantiemen die Autoren verderben."

Dann verließ er lächelnd mit seinen Gedanken diesen Gemeinplatz und begab sich auf seinen eignen, gutbestellten Acker, indem er beschloß: „Ich werde von jetzt an die Prozente drücken."



Hand und Beruf



Pianistenhand (linke)

Das Gesicht und die Hände sind die Körperteile, denen der Hauptanteil in der Charakterisierung der Persönlichkeit zufällt. Sie tragen die Geste und den Rhythmus des Individuums. In Form und Bewegung der Hände (nebst der sie regierenden Arme) und des Gesichtes erwacht alles Vererbte und neu Erworbene zum Einzelleben, das keiner Hand, keinem Gesicht der Millionen und aber Millionen andrer Menschen je ganz gleicht.

Die Schönheit des Gesichtes hat dem erotischen Gefühl immer so bestimmend, so dominierend geschienen, daß sie in langen Kulturperioden — und es ist auch heute kaum anders — Pracht und Prunkstück der Ästhetik des menschlichen Körpers blieb. Für Menschen von sehr empfindlicher Reizbarkeit aber kann schon die Hand allein zum Steckbrief werden. Diese feiner Organisierten können Hände lieben und hassen, verehren und verachten.

Aber auch einer gröberen Beobachtungsgabe können Hände etwas



Die Hand eines Schriftsetzers (rechte)



Die Hand eines Schmieds



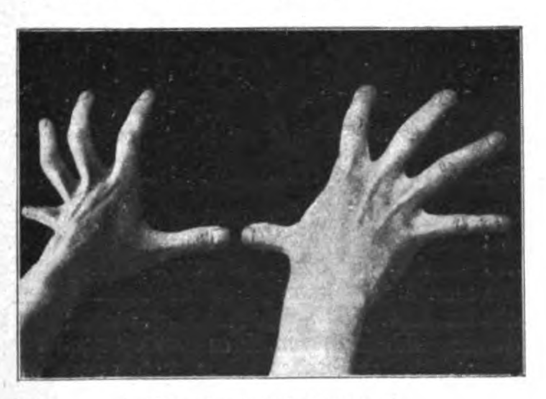
Die Hand eines Schneiders (linke)



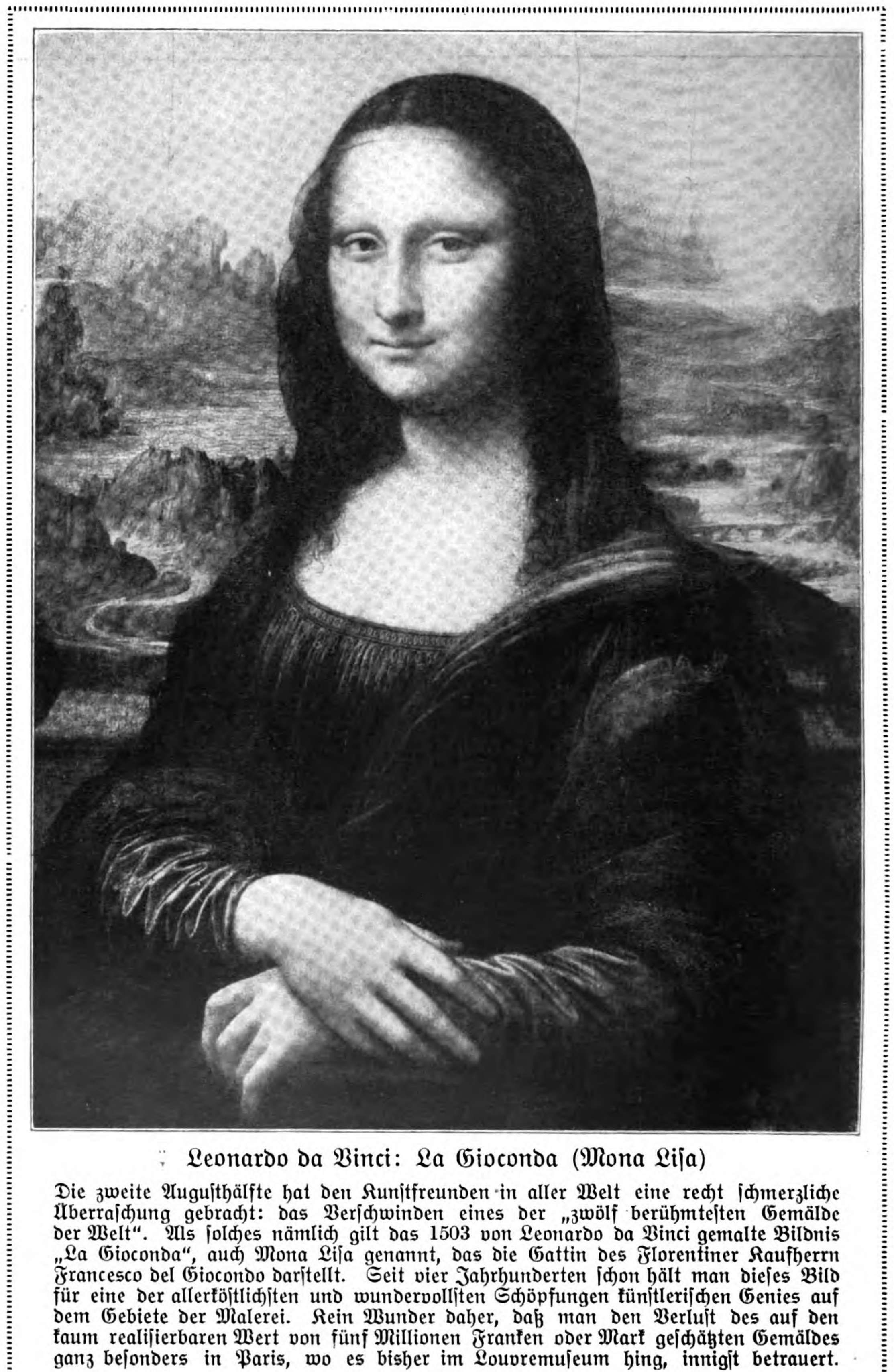
Die Hand eines Schuhmachers

erzählen. Die Formveränderungen, die diese Bilder wiedergeben, verraten nichts von der Seele und dem Charakter, aber sie kennzeichnen den Beruf, dem diese Hände täglich fronen. Geduldig paßt sich das fünffingrige natürliche Handwerkszeug, das die Natur dem Menschen hat anwachsen lassen, jeder maschinellen Beschäftigung an. Hammerartig stumpft und rundet sich die Faust des Schmiedes und des Schlossers; Daumen und Zeigefinger des Setzers strecken und spitzen sich und werden zur schönsten Pinzette, die die kleinsten Typen behutsam aus dem Setzkasten hervorlangt. Das Schneiderlein, wenn's nur recht fleißig ist, bekommt seinen Einfädelfinger, und der Schuster seinen breiten, formlosen Daumen, der das Leder beim Schneiden wie ein Schraubstock festhält.

Und dem Klaviervirtuosen spreizen sich die Finger gleich langen Spinnenbeinen, sie streben auseinander wie fünf Brüder, die sich nicht vertragen können, nur weil ihr Herr und Meister die Oktave mit leichtem Anschlag greifen will. Kn.



Klavierspielerhände



Leonardo da Vinci: La Gioconda (Mona Lisa)

Die zweite Augusthälfte hat den Kunstfreunden in aller Welt eine recht schmerzliche Überraschung gebracht: das Verschwinden eines der „zwölf berühmtesten Gemälde der Welt“. Als solches nämlich gilt das 1503 von Leonardo da Vinci gemalte Bildnis „La Gioconda“, auch Mona Lisa genannt, das die Gattin des Florentiner Kaufherrn Francesco del Giocondo darstellt. Seit vier Jahrhunderten schon hält man dieses Bild für eine der allerköstlichsten und wundervollsten Schöpfungen künstlerischen Genies auf dem Gebiete der Malerei. Kein Wunder daher, daß man den Verlust des auf den kaum realisierbaren Wert von fünf Millionen Franken oder Mark geschätzten Gemäldes ganz besonders in Paris, wo es bisher im Louvremuseum hing, innigst betrauert.



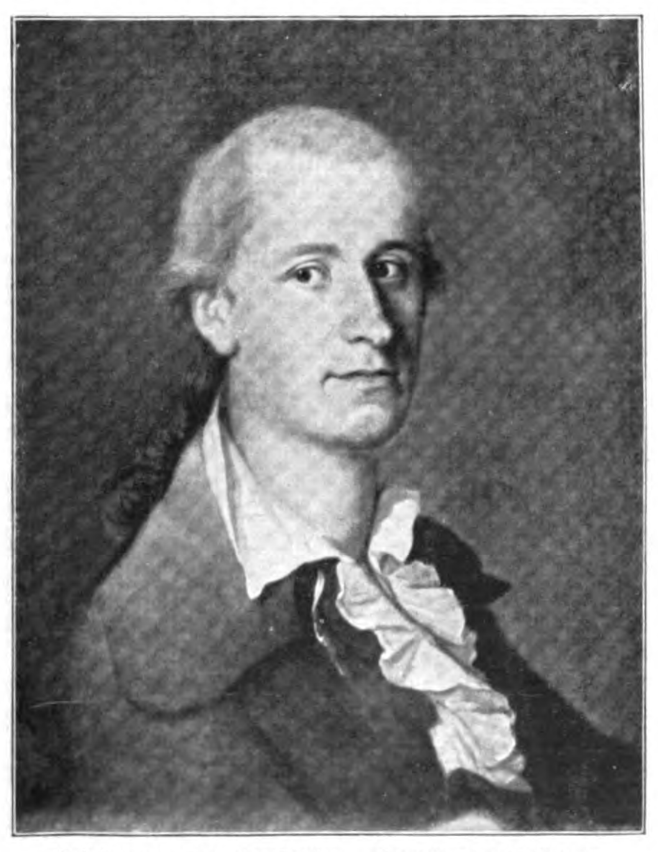
KULTUR DER GEGENWART



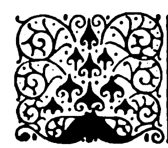


LITERATUR

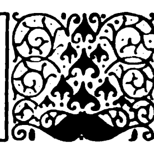
Da im Hochsommer so gut wie nichts Schöpferisches zu erscheinen pflegt, konnte man in letzter Zeit Überschau über allerlei Hergestelltes aus den andern Literaturgebieten halten: bemerkenswerte neue Ausgaben guter alter Bücher, Streitschriften, Bücher „über“. An die Spitze stelle ich die Anzeige der neuen Schillerausgabe des in den letzten zehn Jahren zu immer größerer Bedeutung gelangten Klassikerverlags von Max Hesse in Leipzig. Unter Mitwirkung von Karl Berger, Erich Baldenburg, Th. Engert, Albert Köster, Albert Leitzmann, Franz Muncker haben Otto Güntter, der wohlbekannte Stuttgarter Leiter des Marbacher Schillermuseums, und Georg Witkowsky in Leipzig in zehn Doppelbänden das Gesamtwerk Schillers dargeboten. Wirklich das Gesamtwerk: an Vollständigkeit wird diese Ausgabe von keiner früheren, auch nicht von der großen Cottaschen Jubelausgabe, übertroffen, und für ihren wissenschaftlichen Wert bürgen die Namen der beiden Herausgeber und ihrer Mitarbeiter. Die Vorzüge der Klassikerausgaben des Hesseschen Verlags: große Billigkeit bei anständiger, ja gefälliger Ausstattung; wissenschaftliche Zuverlässigkeit, gute Einleitungen und nützliche, nicht zu reichliche Anmerkungen sind bekannt. Die neue Schillerausgabe des Verlags zeigt das Bestreben, alle jene Eigenschaften auf die äußerste erreichbare Höhe zu steigern, ohne von dem leitenden Grundsatz der Billigkeit abzuweichen: die gut gebundenen 10, eigentlich 20 Bände kosten nur 20 Mark. Innerhalb der einzelnen Schaffensgebiete sind die Werke Schillers nach der Reihenfolge des Entstehens geordnet, eine Richtschnur, die glücklicherweise jetzt mehr und mehr für neue Klassikerausgaben angewandt wird, die einzige, die schon an sich, ohne jede weitere Erklärung, ein Bild von der inneren Entwicklung eines Künstlers gibt und von der man sich nur wundert, wie spät sie sich durchgesetzt hat. In einem besonderen Lesarten- und Registerbande wird dem Forscher alles bequem geboten, was er zur wissenschaftlichen Arbeit braucht, und in den Einleitungen zu den einzelnen Gruppen der Werke Schillers erhält der nichtgelehrte Leser einen wahrhaft belehrenden Wegweiser. Zum erstenmal in einer Gesamtausgabe Schillers werden dar-



Schiller zur Zeit der Räuber. Gemalt von Höllinger



KULTUR DER GEGENWART



geboten: die Theaterbearbeitungen des Don Carlos in einer bisher ungedruckten, von Schiller selbst durchgesehenen Fassung; die Bühneneinrichtung des Goetheschen Egmont auf Grund der Handschriften des Mannheimer und des Weimarer Theaterarchivs; die erste Gestalt der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen; die spaßigen Erklärungen Schillers zu den Huberschen, für Körner getuschten „Avanturen des neuen Telemachs". — Ich habe mich schon in den letzten Monaten durch häufigen Gebrauch dieser Ausgabe überzeugt, daß sie durch ihre Vollständigkeit und Handlichkeit alle andern in den Schillerfächern meiner Bücherei in den Ruhestand versetzen wird, mit der einzigen Ausnahme des mir noch bequemeren einbändigen Schiller der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Unter den Lebensdarstellungen Schillers ist mir die liebste die von Ludwig Bellermann (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig), und ich freue mich der neuen Auflage, die in völlig veränderter Gestalt und Ausstattung erscheint. Früher war's ein bißchen zu sehr Bilderbuch. Der Bildschmuck ist jetzt in bescheidene Grenzen gedrängt, er ist eben Schmuck geworden, statt wie ehemals beinahe die Hauptsache zu sein. Vorangestellt ist ein so gut wie unbekanntes Jugendbildnis Schillers von Jakob Friedrich Weckerlin, gewiß ein mehr Schillerscher Schiller als die allbekannten, gar zu süßen und weichen Bilder von Graff und der Symanowiz. Schade, daß nicht auch der Höflingersche Schiller aus der Räuberzeit beigegeben ist, das Bild, das 1782 für Dalberg gemalt wurde und das sich jetzt, dem Kaiser geschenkt, im Monbijoupalast zu Berlin befindet. Mir ist es das liebste von allen Schillerbildern; doch das ist Geschmacksache, und der Leser selbst möge urteilen. — Bellermanns Schillerbuch behauptet seinen Platz auch nach dem größeren Werke Paul Bergers. Gerade durch seine straffere Zusammenfassung alles Wichtigsten, nicht zum wenigsten aber durch seine glänzende und doch ruhige Sprache wird es noch auf lange hinaus in der vordersten Reihe der Lebensbücher über Schiller stehen. Mir will scheinen, als ob zwei dicke Bände über einen einzelnen Dichter, und hieße er Schiller, doch mehr gekauft als gelesen werden.

*

Bei S. Fischer in Berlin erscheinen die ersten drei Bände der gesammelten Werke Björnsons; die zwei weiteren abschließenden Bände sollen noch im Herbste dieses Jahres folgen. Herausgeber ist der bekannte liebevolle Björnsonforscher Julius Elias. Die Übersetzungen der Prosawerke sind aus einer gründlichen Durchsicht und stilistischen Umgestaltung der älteren deutschen Ausgaben entstanden. Für die lyrischen Dichtungen sind vornehmlich Cläre Mjöens und Ludwig Fulda als feinsinnige Übersetzer zu nennen. Die neue, von allen Vorbildern unabhängige deutsche Bearbeitung der zehn Prosadramen rührt von dem Herausgeber der Gesamtausgabe her, ebenso die zusammenfassende Arbeit über Björnson, die den fünften Band abschließen wird. Hiermit haben wir endlich die Björnsonausgabe, die not tat, das würdige Seitenstück zu der schönen Ibsenausgabe desselben Verlags.

*

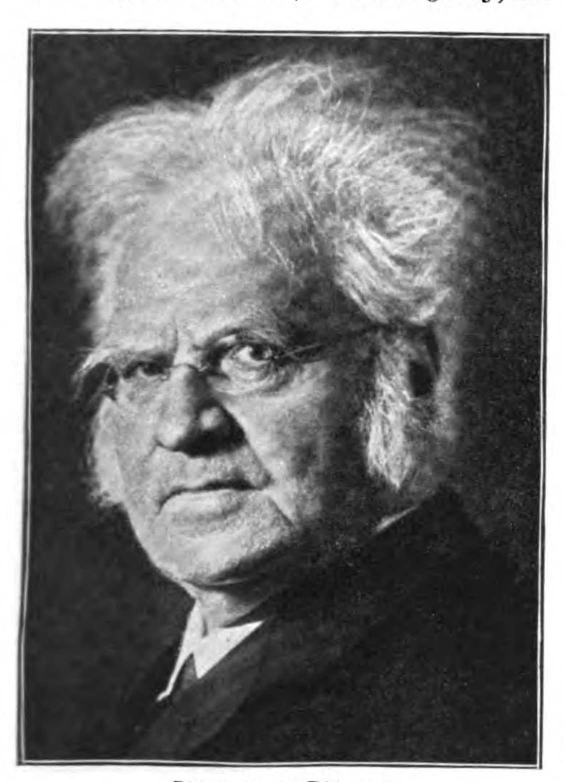
Adolf Metz, Professor am Hamburger Johanneum, läßt bei C. H. Beck in München ein Buch über Friederike Brion erscheinen, die er „eine neue Darstellung der Geschichte in Sesenheim" nennt. Neues habe ich darin nicht gefunden, was ja beim Fehlen neuer Quellen erklärlich ist. Leider ist aber die Behandlung des Alten, Wohlbekannten durchaus nicht auf der Höhe strenger Wissenschaft, und die Art, wie meine Darstellung der Friederikentragödie (in meinem Buch „Goethe, der Mann und das Werk") zu widerlegen versucht wird, ist auffallend oberflächlich, phrasenreich, darum ohne jede Überzeugungskraft. Daß sich während des letzten, befremdend langen Aufenthalts Goethes im Pfarrhause zu Sesenheim ein qualvolles Trauer-



KULTUR DER GEGENWART



spiel vollzogen hat, darf heute als unbezweifelbar gelten, und von keinem einzigen hervorragenden Goetheforscher ist meiner Beweisführung bisher widersprochen worden. Dennoch stehe ich nicht an, dieser Schrift von Adolf Metz ein gewisses Verdienst beizumessen: er hat die Angriffe des verstorbenen Froitzheim



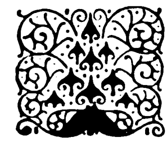
Björnstjerne Björnson
Letzte Aufnahme (Mai 1909) von Erwin Raupp, Berlin

auf Friederikens Mädchenehre in ihrem Leben nach dem Liebesverhältnis zu Goethe mit unerbittlicher Einzelkritik zunichte gemacht, und ich bedaure um der wissenschaftlichen Wahrheit willen, daß Froitzheim durch seinen Tod diesem wohlverdienten kritischen Strafgericht entzogen wurde. Die fast unsühnbare Schuld des einundzwanzigjährigen Jünglings Goethe an Friederike Brion steht unerschütterlich fest; aber aus der Qualenfülle seines reuevollen Schuldbewußtseins ist ihm und der Menschheit die Gretchentragödie entsprossen, und wenn durch nichts andres, dann hierdurch ist das Verbrechen seiner Jugendleidenschaft an einem reinen Menschenkinde hoch hinausgehoben über den Richterstuhl der Mit- und Nachwelt. Niemand aber soll es mehr wagen, gegen Friederike Brion das völlig beweislos gebliebene verleumderische Geschwätz zu erneuern, sie habe die Heiligkeit ihrer schmerzenreichen Liebe zu Goethe durch ein leichtfertiges späteres Leben entweiht.

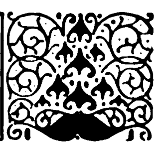
*

Die Mär, die wir erneuen,
Die sagt von großen Treuen,
Von Weiblichkeit auf rechtem Pfad,
Von Mannes Mannheit, fest und grad,
Die sich vor keiner Härte bog,
Vom Mann, den nie sein Mut betrog,
Daß, wo sich ihm ein Streit entspann,
Sein Stahlarm nicht den Sieg gewann
Mit manchem hohen Preise.
Der Kühne, spät erst Weise,
Ich seh' ihn vor mir, stark und mild,
Für Weibes Aug' ein süßes Bild,
Für Weibes Herz ein sehnend Leid,
Doch rein von Makel allezeit.
Den ich zum Helden mir erkoren,
Er ist im Lied noch ungeboren,
Von dem in bunten Schilderein
Manch Wunder wird zu künden sein.

So beginnt in der meisterlichen Übersetzung des Parzival Wolframs von Eschenbach durch W i l h e l m H e r t z die tiefsinnigste mittelhochdeutsche Dichtung, die soeben in einer verbilligten Volksausgabe bei Cotta in Stuttgart erscheint. Ähnliches wie jüngst von der Volksausgabe des Tristan in der Hertzschen Neubearbeitung ist von diesem Versuch der wirklichen Einbildung unsres ältesten Parzivalgedichtes zu rühmen: erst in dieser erneuenden Umschöpfung kann Wolframs wunderlich schönes Werk zu mehr als bloßer Namenberühmtheit gelangen. Reinen Kunstgenuß wird man allerdings bei weitem mehr aus Gottfrieds Tristan und Isolde schöpfen. Gottfried hatte sich einen klareren, enger begrenzten Stoff mit glühendem Innenleben ausgesucht; Wolfram seine große Begabung an einen viel spröderen, abenteuerlichen Gegenstand gewandt, und



KULTUR DER GEGENWART



daß er diese schon in der altfranzösischen Vorlage bis zur Unverständlichkeit wirre Fabel zu einem Werke voll seelischen und künstlerischen Reichtums gestaltete, wird gerade für die Kenner der französischen Quelldichtung immerdar Wolframs Ruhm bleiben, für so treffend wir auch das scharfe zeitgenössische Urteil in Gottfrieds Tristan und Isolde über Wolfram halten müssen:

> Die aber in Mären wildern
> Und wilde Mären bildern,
> Mit Riegeln und Ketten klirren,
> Kurze Sinne verwirren,
> Und Gold von schlechten Sachen
> Den Kindern können machen,
> Die Büchsen schwingen und rütteln,
> Statt Perlen Staub draus schütteln,
> Die sind's! —
> Dieselben wilden Jäger,
> Die müssen Wortausleger
> Mit ihren Mären lassen gehn:
> Wir können sie nicht so verstehn.

Eduard Engel



GESUNDHEITSPFLEGE

Durch die öffentlichen Zeitungen ging vor nicht langer Zeit die Notiz, daß es dem französischen Biologen Professor Carrel gelungen sei, außerhalb des Leibes in geeigneten Nährflüssigkeiten tierische und menschliche Gewebe für sich weiterzuzüchten. Eine wunderbare, ganz gewaltig wichtige Tatsache, an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln ist, da die Resultate uns Berliner Ärzten vorgeführt wurden. Man züchtet also heute menschliche Zellen genau so wie Bakterien auf geeignetem Boden und bei ganz bestimmten Temperaturen, die der Körperwärme natürlich möglichst naheliegen müssen; wenigstens wurde durchaus selbständige Fortentwicklung und Wachstum gewisser Zellen sogar solcher aus Krebsgeschwülsten beobachtet. Also losgetrennt vom Leibe, außer Konnex gesetzt mit der ständig Nährsaft spendenden Kanalisation des Körpers, dem Blutgefäßsystem und ohne Anschluß an die energiespendenden Drähte der elektrischen Zentrale des Organismus, dem Nervensystem, können die einzelnen Bürger der Körperrepublik, Zellen genannt, ein selbständiges Leben führen, wenigstens eine ganz beträchtliche Zeit lang! Das ist staunenswert für den Laien, für den Biologen nicht ganz so überraschend. Wußte man doch schon seit langem, daß die kleinen Kampfzellen unsres Körperstaates, die weißen Blutkörperchen, Leukocyten genannt, auch außerhalb des Leibes in der warmen Kammer unterm Mikroskop über drei Wochen lang ihre Bewegungsfähigkeit behalten, nämlich ihre eingeborene, wundersame Möglichkeit, aus sich selbst, je nach Bedürfnis, Organe hervorzuzaubern. An sich kreisrund wie ein Tröpfchen Öl, können sie gegebenenfalls Fühler, Füße, Fangarme, Saugrüssel bilden; sie schaffen andre Organe, je nachdem es gilt, ein Bakterium oder ein Farbkörnchen, ein Sonnenstäubchen oder ein Glassplitterchen zu bewältigen, sie können sich recken und strecken und fabelhafte Formen annehmen, wenn es heißt, eine winzige Lücke zu durchkriechen oder über einen Riesenberg — ein solcher ist für sie schon ein Seesandkörnchen — hinweg zu gelangen. Nur der elektrische Schlag zwingt sie, sich mikroskopischen Igelchen gleich ganz in sich zum zierlichsten Kügelchen aufzurollen. Diese Eigenschaften haben sie gemein mit den kleinsten formlosen Lebewesen, den Amöben, ja sie sind solche, und ihre Bewegungen nennt man daher amöbenhafte, amöboide. Hier steckt eins der höchsten philosophischen Probleme, die ja so häufig erst im Reiche des Kleinsten und Einfachsten, öfter am Baustein als am fertigen Gebäude die Zauberhüllen fallen lassen. In diesem Zellchen waltet nämlich die ganze plastische Idee des Lebens, die menschlich unerforschbare Fähigkeit des Lebendigen, sich zu wandeln und anzupassen aus einem unerklärlichen ursprünglichen Urteil heraus, aus einem fast mystischen Wissen und Willen hervor. Das einzig schon unterscheidet alles Lebendige von der Maschine, die nur auto-




matisch arbeitet, aber niemals sich selber Räder, Fühler, Stränge und Bänder schafft, um ständig wechselnden Aufgaben zu genügen.

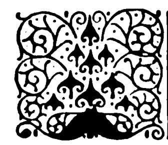
Die von Professor Carrel entdeckte Tatsache, daß solche und andre Zellen in eignem Blutsafte (Plasma) ihr Leben und ihre Fähigkeiten erhalten, beweist eben den alten Satz Virchows, unsres deutschen Heros der Biologie, daß schließlich jede Zelle ihre eigne Seele und ihren eignen selbständigen Leib habe, zur Evidenz. Was wir alle geahnt und gesucht, jener Franzose hat es uns vor die Augen gestellt: jedes Leben ist, auch an kleinste Zellen gebunden, ein Wunderwerk für sich und enthält alle Rätsel auch des größten, gewaltigsten Körperkomplexes. Ein Elefant birgt kein größeres Geheimnis als die weiße Blutzelle, ja sein und unser Gesamtproblem ist das der kleinsten Zelle! Auch von den Flimmerepithelien, den feinen Besatzzellen der Schleimhäute von der Nase bis in die kleinsten Luftröhrchen hinab, wußte man schon, daß sie achtzehn Tage lang den Lidschlag ihrer Wimperhärchen in der mikroskopischen Wärmekammer behalten (Busse), und nach Grohé bleibt auch die Knochenhaut noch 100 bis 192 Stunden entwicklungsfähig, das heißt sie kann auch außerhalb des Körpers ihre Fähigkeit, Knochen zu bilden, bewahren. Es war der geistvolle und überaus findige und konsequente Berliner Chirurg Gluck, der schon in den achtziger Jahren daranging, auf Grund dieser Tatsachen kühnste Überpflanzungen von Sehnen- und Knochenstücken zu unternehmen, grundlegende Versuche, die durch Professor Lexer nunmehr in mustergültigster Weise zu geradezu staunenswerten Resultaten ganzer Gelenküberpflanzungen von Mensch auf Mensch erhoben worden sind.



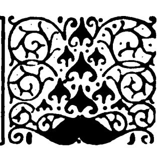

Rudolf Virchow

Lange vor beiden jedoch gelang es Reverdin und Thiersch, auf große, sonst unheilbare Geschwürflächen Hautstückchen zu überpflanzen, sogar aus Leichenhaut auf Lebendige, die anwuchsen und die Defekte völlig schlossen. Selbst der Laie weiß heutzutage, daß um das zwölfte Jahrhundert arabische Ärzte schon Nasen aus Arm- und Stirnhaut zu bilden vermochten, und ich selbst habe, wie gewiß viele Chirurgen mit mir, ein auf der Mensur abgeschlagenes Nasenstück, das auf den Boden flog, mit vollem Erfolg durch ein paar Nähte wieder an seine naturbestimmte Stelle placiert, nachdem der immer sprungbereite anwesende Korpshund glücklich daran verhindert war, es seinerseits zu verschlucken. Ja man hat abgeschlagene Finger noch nach Stunden glücklich wieder zum Anheilen gebracht.

Schlägt man den Hahnen die Sporen ab und näht sie in die Kopfhaut ein, so



KULTUR DER GEGENWART



heilen sie nicht nur mit allen Gefäß- und Nervenverbindungen ein, sondern wachsen sogar. Bert brachte Schwänze und Füße von Ratten, nachdem er die losgetrennten Glieder enthäutet hatte, unter die Rückenhaut desselben Tieres und sah sie wachsen und gedeihen, freilich ohne daß die armen Tiere weiteren Gebrauch von ihren deplacierten Gliedern machen konnten. Eben gezogene Zähne — es kommt vor, daß ein ganz gesunder Zahn versehentlich der Zange nachgeben muß — können glücklicherweise sogleich wieder zurückgestopft und zum Einheilen gebracht werden; Stücke der menschlichen Hornhaut können auf andre Augen überpflanzt werden und behalten ihre Glashelle, durch die die ganze Welt ihr Bild in unsre Seele pflanzt. Allen diesen Überpflanzungen, wie auch denen von Blut und Lymphe (Transfusion), ist aber von der Natur eine strenge Grenze gezogen, sie gelingen ohne Schaden nur dann, wenn die Gewebe und Flüssigkeiten derselben Tierspezies entnommen sind, also nur von Mensch auf Mensch, von Kaninchen auf Kaninchen, von Meerschweinchen auf Meerschweinchen und so fort. Fremde Zellarten und fremde Gewebsflüssigkeiten verhalten sich geradezu feindlich und giftig. Ja, man hat die Beobachtung gemacht, daß beim Aneinandernähen zweier Kaninchen (Sauerbruch und Heyde) dergestalt, daß ihre geöffneten Leibeshöhlen miteinander in Kommunikation blieben, nur dann die Tiere am Leben blieben, wie Siamesische Zwillinge, wenn sie gleichen Geschlechtes waren; sicherlich ist das zugleich auch eine sonderbare Bestätigung Strindbergscher Anschauungen, daß es etwas Lebensfeindliches gibt, auch rein physisch, zwischen Männlein und Weiblein! So zwecklos an sich derartige Experimente dem Laien erscheinen müssen, so wichtig ist die Tatsache der Aneinandernähbarkeit verschiedener verwandter Individuen für den forschenden Biologen. Näht man zum Beispiel zwei Ratten mit der Rückenhaut zusammen und gibt dann einem Tier Atropin, so erweitern sich auch die Pupillen des andern, und durch Injektionen kann man beweisen, daß der Blut- und Saftstrom durch beide Tiere gemeinsam geht. Da könnte experimentell erforscht werden, ob nicht und unter welchen Bedingungen das gesunde Tier dem angenähten und künstlich krank gemachten zur Genesung verhelfen könnte, weil nunmehr zwei Organismen mit dem Krankheitsgifte kämpfen, und ganz ferne winkt die Möglichkeit, ein geliebtes krankes Wesen durch das heroische Mittel einer zeitweisen Vereinigung von Blut und Leben, etwa der Mutter mit dem Kinde, vom Tode zu erretten!

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich



KUNSTGEWERBE

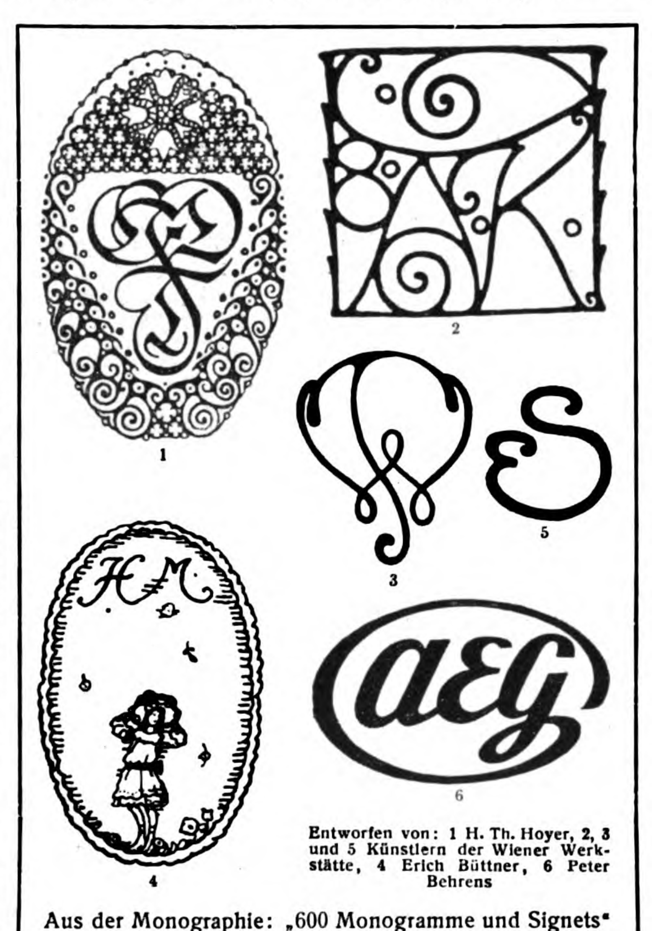
Was ist ein Buchstabe? Ein Atom der Weltweisheit. Oder noch weit weniger: der winzige Bruchteil eines Gefäßes, solche Weisheit zu fassen. Vielleicht hat es etwas Richtiges, die Buchstaben den einzelnen Zungenlauten, diesen bestimmten Abmessungen akustischer Schwingungen, gleichzusetzen. Dann könnte man fortfahren und sagen, daß, wie aus den Lauten, aus den Vibrationen zartester Muskeln, die Sprache kombiniere, so aus dem Buchstaben, dem Erreger optischer Bewegung, sich die Schrift reihe. Wobei wir freilich nicht vergessen dürften, daß mit solcher Andeutung über das Wesen der Gefäße nicht das Geringste gesagt wurde von dem eigentlichen psychischen Inhalt, von dem mysteriösen Parallelismus zwischen Gedanken oder Empfindung auf der einen Seite und dem Ausdruck der Sprache oder der Schrift auf der andern. Es gibt kaum ein größeres Mysterium als das der Sprache, kaum ein größeres als das, daß durch ein Nebeneinander oder Übereinander minuziöser Bilder, merkwürdiger, in ihren Variationen nur dem jeweilig Eingeweihten unterscheidbarer Systeme aus Senkrechten und Wagerechten, Geraden und Gekrümmten, in bestimmten Gehirnen die Vorstellung



KULTUR DER GEGENWART

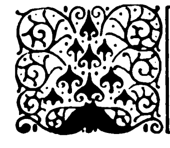


ganzer Welten erweckt werden kann. Und noch etwas andres ist seltsam: auch dann, wenn diese kleinen linearen Bildungen, diese winzigen Gruppen aus geformten Flecken nicht eigentlich einen Kontakt im Arsenal der Vorstellungen lösen, werden sie doch als etwas empfunden, was betrachtet sein möchte, was dem Betrachtenden rhythmische Gefühle vermittelt. Die ornamentale Wirkung fremder Schriften ist oft so fesselnd, daß höchst kuriose, ja groteske Irrtümer in dem sich einstellen, der nur das Bild sieht, den verbalen Sinn aber nicht kennt. Oder ist es etwa nicht kurios, daß auf den Kaseln der Renaissance arabische Worte, ja ganze Koransprüche zu lesen sind? Der katholische Priester wollte gewiß nicht durch sein feierliches Meßgewand den Ruhm Mohammeds verkündigen; er nahm das Arabisch als ein schönes monumentales Ornament. Woraus zu folgern wäre, daß die Schrift, daß auch der einzelne Buchstabe unabhängig von dem Sprachsinn einen ästhetischen Wert, einen psychologischen Anreiz darstellen kann. Eine Erkenntnis, die vielleicht am deutlichsten bei jenen Völkern offenbar wird, deren Malerei in der Kalligraphie eine entscheidende Stilquelle fand. Der japanische Schriftenmaler verschwendet sein reiches Können rückhaltlos an das Ornament, an die Form des gewählten Wortes. Der Wortinhalt bleibt sich gleich; ein Kenner aber unterscheidet an einem einzigen Kurvenzug, welcher Meister den Pinsel führte. Es kann das Ornamentale der eigentliche Zweck eines Buchstabens werden, es kann dahin kommen, daß man nicht mehr fragt: was bedeutet diese Hieroglyphe, vielmehr allein — was empfand der, der sie schrieb, was weckt sie in uns an ästhetischer Empfindung? In solchen Umwertungen dessen, was eigentlich nur zweckmäßiges Instrument sein soll, wurzelt die psychologische Wahrheit der Graphologie, wurzelt zugleich das Recht zum Unleserlichen bei monumentalen Inschriften und bei dekorativen Monogrammen. Nur zwei Beispiele: an wichtigen Gebäuden steht oft die Jahreszahl der Erbauung in römischen Majuskeln; auch denen, die solches Schriftbild nicht zu lesen vermögen, vermittelt es eine gewisse pathetische Großartigkeit. Oder: das sogenannte Monogramm Christi, wie wenige wissen, was es eigentlich bedeutet, und beugen doch davor das Knie!

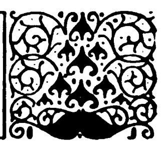


Entworfen von: 1 H. Th. Hoyer, 2, 3 und 5 Künstlern der Wiener Werkstätte, 4 Erich Büttner, 6 Peter Behrens

Aus der Monographie: „600 Monogramme und Signets“ (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt)



KULTUR DER GEGENWART



Es wäre billig, solches nur als Gewöhnung zu begreifen; es steckt wohl doch mehr dahinter. Es lebt dahinter das Geheimnis des Rhythmus, der sich in dieser knappen Formel einiger Balken und Kreisschläge mit besonderer Energie offenbart.

Also läßt sich die Unleserlichkeit der irgendwie auf das Monumentale gerichteten Schrift rechtfertigen! Das hat schon Larisch, einer der Erwecker unsres schreibdummen Geschlechts, einer der Erneurer der Schreibkunst, unumwunden ausgesprochen; er hat selbstverständlich hinzugefügt, daß die schwere Lesbarkeit nun nicht etwa das einzige und oberste Kriterium einer monumentalen Schrift sein solle.

Vielleicht könnte man es folgendermaßen formulieren: die ornamentale Schrift hat die Diagonale zu wahren zwischen der Lesbarkeit und dem rhythmischen Ausdruck. Es könnte demnach ein Monogramm auf den ersten Blick wohl schwer zu entziffern sein, ganz getrost brauchte es sich dem Beschauer zunächst nur als ein Ornament, als ein ästhetisches Gebild, zu erschließen; hernach aber müßte es dem, der das Gewirk der Linien lösen möchte, solch eine Lösung auch gewähren. Monogramme sind Besitzermarken; fürs erste ist es genug, daß der Anschauende, auch der nur flüchtig Darüberhinschauende, den Eindruck eingebrannt empfängt: mir gehört's oder mir gehört's nicht. Auch Wappenschilder erkennt man nicht durch die heraldische Deutung, sondern durch den rhythmischen Gesamteindruck. Wer hätte wohl je die heiligen Lilien Frankreichs auf die naturalistische Wahrheit geprüft, wer kennt ihren symbolischen Sinn? Es genügt das Spezifikum der Form, unbekümmert um Lesbarkeit und Deutbarkeit, die Tage der Lilienkönige wachzurufen.

Nach dem Maßstab solcher Zusammenhänge beurteile man die hier abgebildeten Monogramme. Sie entstammen einer Sammlung von sechshundert derartigen Schwarzweißkünsten und wurden von Alexander Koch, Darmstadt, in sehr anständiger Aufmachung herausgegeben.

Es sollen nicht Vorbilder sein, die nun blindlings kopiert werden könnten; es handelt sich um Anregungen, etwas von dem Temperament und der Formensymbolik des Monogramms zu vermitteln.

Es handelt sich um Federzüge, in denen, auf ein Minimum reduziert, doch stark und deutlich, das Eigentliche eines Künstlers enthüllt wird. Wir sehen Wien, wir sehen Peter Behrens; wir würden, wenn wir in dem Büchlein selbst blätterten, auch Ehmcke und Rudolf Koch, Nigg, Haustein und manchen andern treffen. Und zwar immer: den ganzen Kerl, ein stenographiertes Bild seines völligen Wesens. Demgemäß: nach solchem Vorbild könnten nun die Damen versuchen, ihre Seele in ein Monogramm zu projizieren.

Vielleicht aber begnügen sie sich lieber doch damit, aus dem schönen Vorrat eines auszusuchen, das ihrem Wesen verwandt scheint. Wie sie's aber auch machen, in jedem Fall müßten sie zuvor einen heiligen Schwur tun: das anmaßliche goldene, mit Zacken und Schnörkeln behangene, von jedermann lesbare und jeden Empfindsamen ärgernde Prachtmonogramm, das sie dem Bräutigam zu Weihnachten stickten, aus dem Rockfutter schleunigst herauszutrennen.

Robert Breuer



TECHNIK

Luxuswagen

Als im Jahre 1836 der erste Eisenbahnzug von Leipzig nach Dresden rollte, mußten die Reisenden der dritten Klasse mit offenen Wagen vorliebnehmen.

Da in dieser Zeit Koks als Brennmaterial für die Lokomotive vorgeschrieben war, so



KULTUR DER GEGENWART



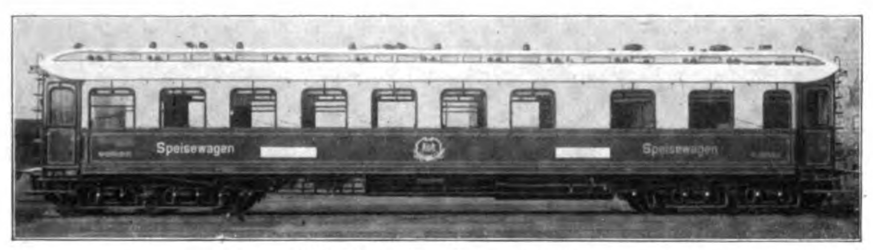


Abbildung 2. Speisewagen

daß fast gar kein Rauch entwickelt wurde, und die Züge an sich nicht übermäßig rasch fuhren, so war diese Art zu reisen bei schönem Wetter vielleicht gar nicht so unangenehm, vielleicht noch angenehmer als in der drangvoll fürchterlichen Enge eines vollbesetzten Wagens der damaligen zweiten Klasse, denn deren Wagenkasten waren der Postkutsche nachgebaut, sehr niedrig und schmal, also nichts weniger als bequem.

Heute sind schon die in gewöhnlichen Personenzügen laufenden Wagen viel geräumiger, und noch mehr gilt das von den mit vielerlei Bequemlichkeiten ausgestatteten Wagen der D-Züge. Darüber hinaus wird aber in der allerneuesten Zeit ein Luxus auf den Rädern getrieben, von dem sich unsre Großeltern sicherlich nichts träumen ließen.

Man ist schon seit Jahren davon abgekommen, einzig und allein in der Erhöhung der Geschwindigkeit der Züge den Fortschritt zu suchen. Die internationalen Reisenden legen sehr häufig und wohl mit Recht größeren Wert auf eine angenehme und bequeme Beförderung. Rein äußerlich können wir das schon daraus ersehen, daß die sogenannten Luxuszüge durchaus nicht immer die schnellste Verbindung herstellen, wohl aber die bequemste.

Einer der wesentlichsten Fortschritte war die Einführung der vierachsigen langen Wagen auf Drehgestellen. Zuerst hatte man bekanntlich sehr kurze Wagen, die unmittelbar auf zwei festen Achsen ruhten, später kamen längere dreiachsige Wagen hinzu und schließlich die vierachsigen, die heute in einigen Fällen schon zu sechsachsigen Wagen weitergebildet sind. Diese Wagen sind zwar wesentlich teurer, laufen dafür aber ungleich ruhiger, wodurch sowohl die Fahrgäste, wie auch die Schienen geschont werden.

Mit der Zunahme des Verkehrs wuchsen dann aber auch die Ansprüche der Reisenden. Man wollte nicht mehr wie in den ersten Jahrzehnten des Eisenbahnbetriebes auf einer „Mittagsstation“

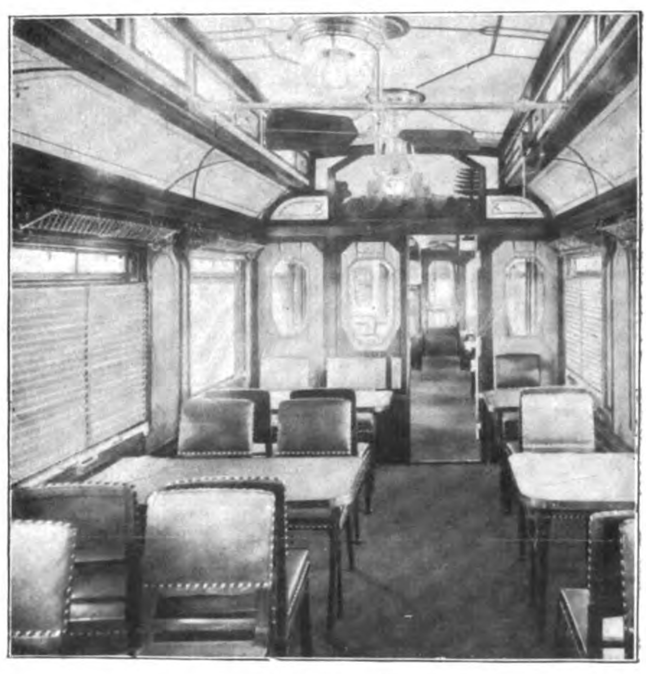


Abbildung 1
Inneres eines Speisewagens mit großen Drehfächern



KULTUR DER GEGENWART



in aller Hast seine Mahlzeit einnehmen, zum Essen war die Zeit zu kurz, als Aufenthalt zu lang. Da kamen die Küchenwagen auf, in denen die Möglichkeit gegeben war, kalte und warme Speisen zuzubereiten und in den einzelnen Abteilen zu servieren. Doch das führte zu mancherlei Unzuträglichkeiten, und so entstanden bald die selbständigen Speisewagen, die heute fast in allen Tagesschnellzügen mitgeführt werden.

Abbildung 1 zeigt uns das Innere eines derartigen Wagens in moderner Gestalt. Gar vielerlei ist da auf engem Raum untergebracht. Das reisende Publikum bekommt im allgemeinen nur den eigentlichen Speisesaal zu sehen, der in der Ausstattung wohl jedem Anspruch gerecht wird. Besonderer Wert ist dabei auf eine gute Lüftung gelegt, der eine ganze Anzahl Vorrichtungen dienen. Als Besonderheit sind die Glasjalousiefenster zu erwähnen, die auf Abbildung 2 erkenntlich sind. Sie werden so eingestellt, daß die bei rascher Fahrt entstehende Luftströmung am Äußeren des Wagens durch die aufgestellten Schlitze die verbrauchte Innenluft intensiv absaugt. Bemerkenswert sind auch die großen Drehfächer, die auf Abbildung 1 an der Decke des Wagens zwischen den Lampen zu erkennen sind. Sie erhalten ihren Antrieb durch ein kleines Windrad, das auf dem Dach des Wagens eingebaut ist, und verursachen einen leichten kühlenden Luftzug. Die Tische können samt und sonders an den Wänden hochgeklappt werden, damit die Reinigung des Fußbodens leicht und gründlich erfolgen kann.

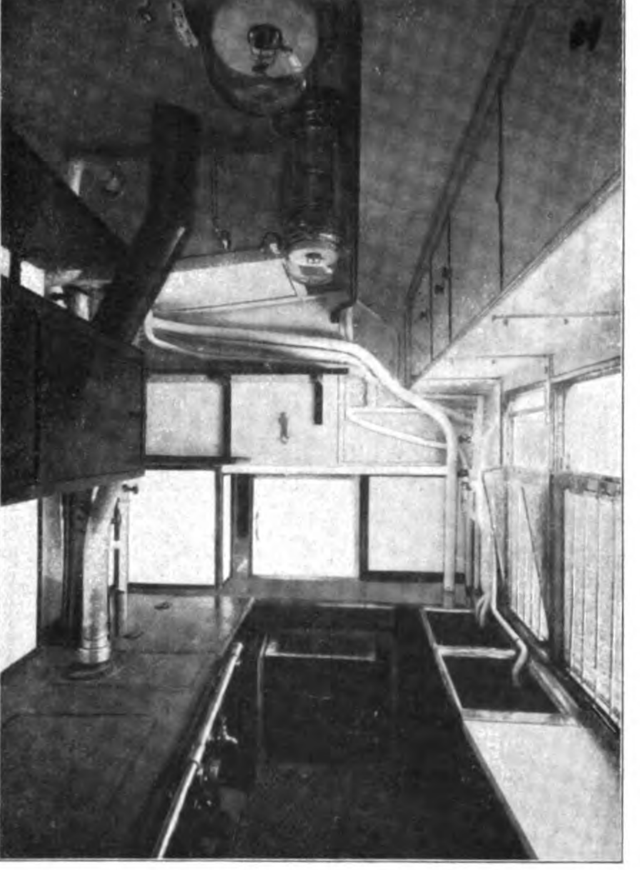


Abbildung 3. Küche

Ist schon im Speisesaal der Platz, wie das die Verhältnisse gebieten, möglichst ausgenutzt, so gilt das in noch weit höherem Maße von der Küche. Bild 3 gibt einen Einblick. Hier hat der Ingenieur in wahrhaft ingeniöser Weise alle erdenklichen Kunstgriffe angewendet, um die unbedingt nötigen Apparate unterzubringen: Kochherd, Bratherd, Wärmeschrank, Kühlschrank, Spültisch, Warmwasserleitung, Geschirrschränke und so weiter.

Ebenso wichtig, für manche vielleicht noch wichtiger, erscheint dann der nächtliche Bruder des Speisewagens: der Schlafwagen. Auch hier hat man anfangs sich damit geholfen, in gewöhnlichen Abteilwagen die Herstellung von



KULTUR DER GEGENWART



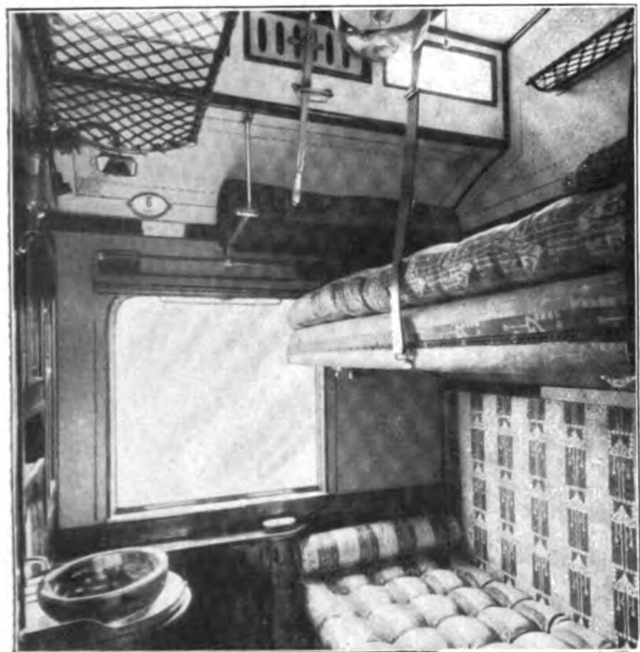


Abbildung 4
Inneres eines Schlafwagens

Zur erhöhten Platzausnützung sind hier in Nachahmung der Schiffskabinen je zwei Betten übereinander angebracht (Abbildung 4). In den Schlafwagen der Preußisch-Hessischen Verwaltung, in dieser und andrer Beziehung mustergültig, sind in den neueren Wagen immer nur je zwei Betten in einem Abteil, von denen bei Reisenden erster Klasse nur eins belegt wird. Die Wagen der Internationalen Schlafwagengesellschaft haben demgegenüber vier Betten in der zweiten und zwei Betten in der ersten Klasse. Außerdem hat jedes Abteil der preußisch-hessischen Wagen eine Waschtoilette, einen kleinen Tisch,

Liegeplätzen zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke lassen sich die Netzbänke von fast allen Wagen erster und zweiter Klasse ausziehen und dadurch wesentlich verbreitern. Die Mittelstützen können gleichzeitig, soweit vorhanden, hochgestellt werden, die Stützkissen in den Ecken ausgehoben und zur Benutzung als Kopfkissen flach gelegt werden. Auf diese Weise lassen sich jedoch in einem Abteil nur zwei, in manchen Abteilen erster Klasse nebeneinander in der Fahrtrichtung drei Liegeplätze schaffen. Außerdem hat man auf einen solchen Platz nur Anspruch nach Maßgabe der Zugbesetzung. Der Schlafwagen schafft das Recht auf den Liegeplatz und gestaltet ihn gleichzeitig zu einem verhältnismäßig bequemen Bett.

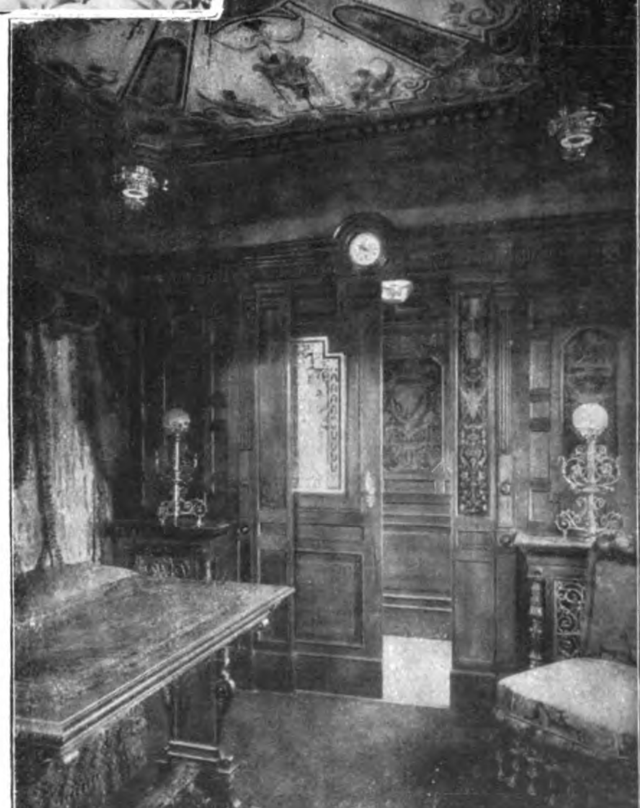


Abbildung 5. Salonwagen des Großherzogs von Luxemburg



KULTUR DER GEGENWART



eine Leselampe und last, not least „pot de chambre". Sehr angenehm ist auch die jetzt ausschließlich elektrische Beleuchtung der letztgenannten Wagen. Die früher benutzten Gaslampen strahlten eine höchst lästige Hitze aus, abgesehen von andern Nachteilen.

Die Beheizung geschieht bei den Schlafwagen auf zentralem Wege durch einen besonderen Heizkessel, damit die Wagen auch dann erwärmt werden können, wenn sie losgetrennt vom Zug irgendwo stehen. Der kleine Dienstraum für den Schaffner enthält gleichzeitig eine Kaffeeküche, und zwar in den neueren Wagen mit elektrischer Heizung. Außerdem verfügt der Mann über einen kleinen Schrank zur Aufbewahrung von Getränken, Bier, Selterwasser und einigem Gebäck, so daß in beschränktem Maße auch für Speise und Trank gesorgt ist. Elektrische Klingeln an jedem Bett ermöglichen jederzeit die Herbeirufung des Beamten.

Die beiden oben besprochenen Wagengattungen sind heute, man darf sagen, Allgemeingut der Reisenden. Sie werden in steigendem Maße benutzt und in jedem Jahre vermehrt und in weitere Züge eingestellt.

Darüber hinaus hat man nun aber auch noch Spezialwagen gebaut, die den Luxus noch weiter treiben. Ursprünglich wurden sie nur für Fürstlichkeiten als sogenannte Salonwagen gebaut. Abbildung 5 zeigt uns zum Beispiel den Salon des Wagens des Großherzogs von Luxemburg, Abbildung 6 den des Großherzogs von Hessen. Heute stellt man ähnliche Wagen gegen Bezahlung aber auch Privatleuten zur Verfügung. In Brüssel war zum Beispiel im vorigen Jahr von der Preußisch-Hessischen Staatsbahn ein solcher Wagen ausgestellt, der für zwölf Fahrscheine erster Klasse gemietet und dann mit bis zu zwölf Personen benutzt werden darf.

Wir finden hier Küche, Speisezimmer, Salon und Schlafräume, alles in besonders luxuriöser Ausstattung. Die Schlafräume sind besonders groß, als Sitzgelegenheiten dienen im Salon statt der Bänke bequeme Sessel.

Bei einzelnen Bahnen, zum Beispiel bei den transamerikanischen Bahnen und auf der sibirischen Bahn, wo die Reisenden tagelang im Zug bleiben müssen, hat man auch noch an weitere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten gedacht. Da sind Wagen mit Badeabteilen, mit Frisier- und Rasiergemächern versehen, in den Salons finden wir ein gutes Pianino und eine kleine Bücherei. Für die Geschäftsreisenden ist oft noch die Einrichtung von Diktier- und Schreibmaschinenzimmern getroffen, und vielleicht ist die Zeit auch nicht mehr fern, wo die drahtlose Telephonie so weit vervollkommnet ist, daß es möglich wird, vom Zuge aus sich mit beliebigen Stationen zu verständigen. Gut gelungene Ver-

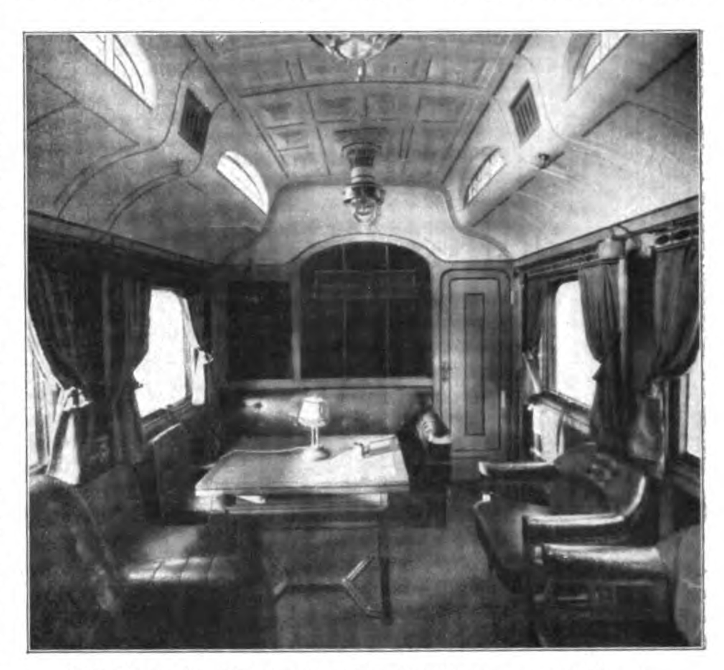
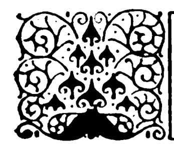
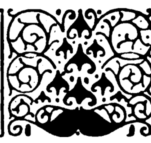


Abbildung 6. Salonwagen des Großherzogs von Hessen



KULTUR DER GEGENWART



suche sind schon an manchen Stellen vorgenommen worden.

Man sieht, die Technik hat außerordentlich viel geleistet, sie bietet dem Reisenden im Zuge heute Annehmlichkeiten, die noch bis vor wenigen Jahren die ersten Hotels vermissen ließen. Solange man sich dabei in maßvollen Grenzen hält, ist die Zunahme der Bequemlichkeit auch nur zu begrüßen, denn eine unbequeme Fahrt ermüdet den Körper und lähmt die Schaffenskraft. Eine bequeme Reise beläßt uns nicht nur während der Fahrt, sondern auch nach der Ankunft im vollen Besitz unsrer körperlichen und geistigen Spannkräfte.

Wenn man das alles richtig bewertet, wird man häufig geneigt sein, die Mehrkosten, die logischerweise für den gebotenen größeren Komfort gefordert werden müssen, zu bezahlen; unsre Arbeitskraft ist häufig weit mehr wert.

Siegfried Hartmann



Wie in der Angelegenheit des Bismarck-Nationaldenkmals weiter vorgegangen werden soll, darüber sind die Ansichten in Deutschland außerordentlich geteilt. Die in Heft X (1911) Seite 1352/54 mitgeteilte Entscheidung des Preisgerichts, welches den ersten Preis dem Entwurfe von Hahn und Bestelmeyer zuerkannte, hat in weitesten Kreisen lebhaften Widerspruch erfahren. Grund dafür ist, daß das Denkmal eine Allegorie in Gestalt eines jungen Helden, in dem Jung-Siegfried gesehen werden sollte, als Mittelpunkt enthielt, während die populäre Vorstellung eine Darstellung der Persönlichkeit Bismarcks verlangt. Über die Entscheidung des Preisgerichtes sind denn auch bittere Worte in der Presse gefallen, und mit Ausnahme der Billigung engerer Künstlerkreise hat wohl selten ein Urteilsspruch in künstlerischen Dingen solche allgemeine Ablehnung erfahren wie der Spruch der Bismarckjury. Es ist aber immer zu bedenken, daß das Preisgericht nicht ein Bismarckdenkmal schaffen sollte, sondern daß es lediglich die Aufgabe hatte, unter den vorhandenen Entwürfen die künstlerisch beste Leistung hervorzusuchen. Es kam schließlich mehr darauf an, den Mann zu finden, der das Bismarckdenkmal machen kann, als das Bismarckdenkmal selbst zu finden. Wie schon in Heft X auseinandergesetzt, konnte der weitere Weg, zum Ziele zu gelangen, nur darin gefunden werden, daß nunmehr in einer neuen Preisausschreibung genaue Richtlinien gegeben wurden, in welcher Art das Denkmal zu gestalten sei. Denn der erste Wettbewerb ließ über alle springenden Punkte völlige Freiheit. Und so hat man denn in einer Ausschußsitzung, die am 24. Juni in Wiesbaden stattfand, beschlossen, nunmehr zu fordern, daß die Persönlichkeit Bismarcks im Denkmal in hervortretender Weise zur Darstellung gelangen solle. Zu einer engeren Konkurrenz sind die zwanzig Künstler aufgefordert worden, deren Entwürfe im ersten Wettbewerbe mit Preisen bedacht oder angekauft worden sind. Das Preisgericht wird sich also demnächst vor eine neue und zwar begrenztere Aufgabe gestellt sehen als beim ersten Wettbewerbe. Angeregt durch den ungünstigen Ausgang der ersten Konkurrenz, war übrigens auch die Bauplatzfrage von neuem aufgerollt worden. Den lebhaften Agitationen, den gewählten Standort auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück zu verlassen, ist aber jetzt die Spitze dadurch abgebrochen worden, daß die Wiesbadener Versammlung eine nochmalige Diskussion der Bauplatzfrage abgelehnt hat.

*

Die neuere architektonische Entwicklung in Deutschland macht allerorten Fortschritte. Wenn auch im großen Publikum und namentlich bei den Bauherren von Privathäusern in Deutschland noch



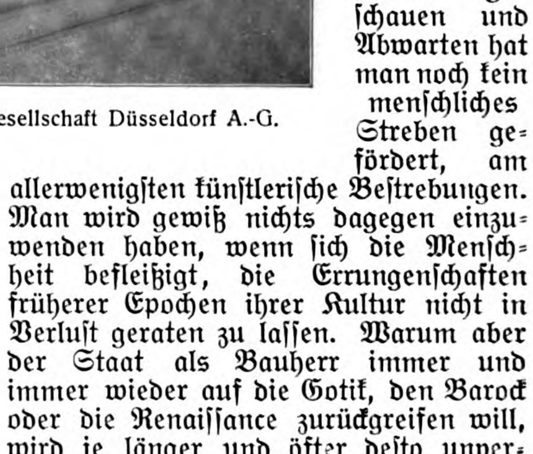
KULTUR DER GEGENWART



recht wenig Verständnis dafür vorhanden ist, daß eine gute architektonische Lösung nur von einem guten Architekten erwartet werden kann und daß das übliche Baugeschäft keine Instanz für künstlerische Werte ist, so sind doch unsre großen industriellen Unternehmungen, unsre Banken und unsre Kaufhäuser jetzt durchaus auf dem Standpunkte angelangt, sich für ihre Bauaufgaben nur der besten architektonischen Kräfte zu bedienen. Für die Warenhäuser hat Alfred Messel im Bau des Wertheimhauses nicht nur für ganz Deutschland, sondern man kann sagen, für die ganze Welt die Richtlinien vorgezeichnet. Allerdings ist seine Leistung so beherrschend und einzigartig, daß die nach ihm errichteten Warenhäuser fast alle nur Messelnachempfindungen sind. Namentlich wird heute auch das von Messel angebahnte Vertikalsystem der Fassadenlösung bis zur Ermüdung wiederholt. In Bankhäusern hat in der Rheinprovinz neuerdings der Kölner Architekt Carl Moritz bemerkenswerte architektonische Leistungen hervorgebracht. Die Gebäude schlagen in der Formengebung neue Wege ein und tragen bei selbständigster Behandlung doch ein hohes monumentales Gepräge. In den Abbildungen sind Bankhäuser in Düsseldorf, Dortmund und Osnabrück dargestellt. Durch solche Leistungen wird die Fortbildungsfähigkeit unsrer Architektur dargetan, und man kann sich darüber hinwegsetzen, wenn das Preußische Ministerium der öffentlichen Arbeiten in einem eben erschienenen Bericht zu den Versuchen der Weiterbildung unsrer Architekturformen in der Weise Stellung nimmt, daß es kundgibt: „Die Staatsbauverwaltung glaube gegenüber den neuen Ausdrucksmitteln der Baukunst Zurückhaltung üben zu müssen." Mit Zuschauen und Abwarten hat man noch kein menschliches Streben gefördert, am allerwenigsten künstlerische Bestrebungen. Man wird gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sich die Menschheit befleißigt, die Errungenschaften früherer Epochen ihrer Kultur nicht in Verlust geraten zu lassen. Warum aber der Staat als Bauherr immer und immer wieder auf die Gotik, den Barock oder die Renaissance zurückgreifen will, wird je länger und öfter desto unver-



Rhein.-Westfäl. Diskonto-Gesellschaft Düsseldorf A.-G.



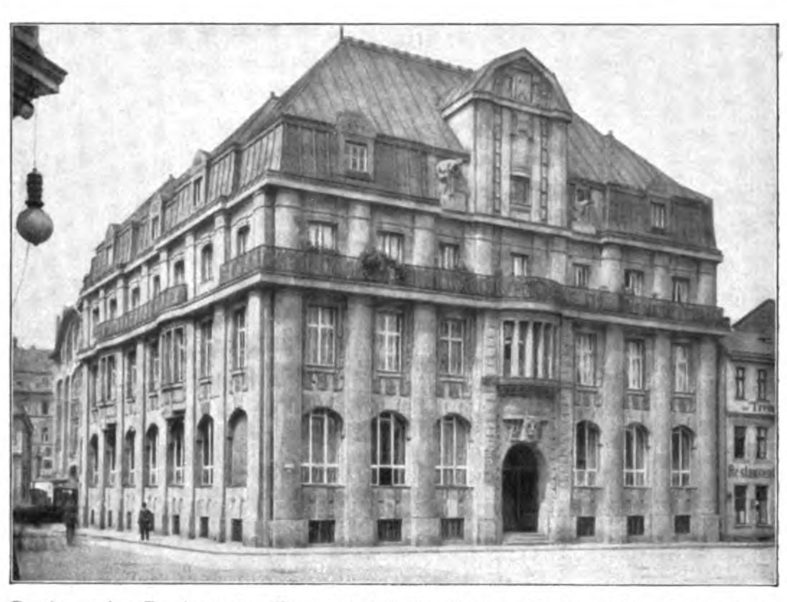


KULTUR DER GEGENWART

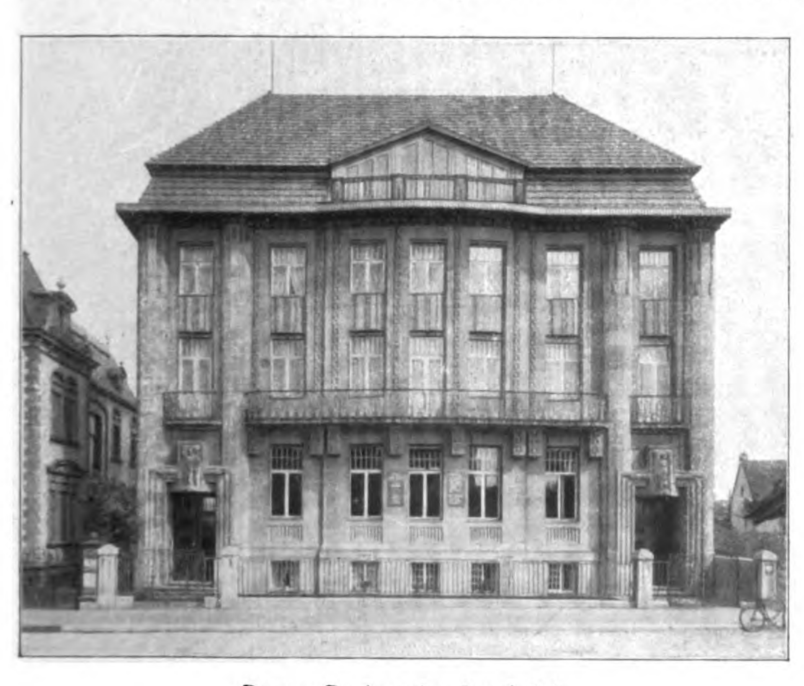


ständlicher, zumal ja diese Ausdrucksformen der Baukunst eben ganz andern Phasen der Allgemeinkultur entsprechen und deshalb unsre Anschauungen nicht wiedergeben können, geschweige denn der Nachwelt zu überliefern vermögen. Aber freilich, in Kunstsachen denkt ja die preußische Regierung, der nach einem zum geflügelten Worte gewordenen Ausspruche der jüngeren Vergangenheit die ganze Richtung nicht paßt, wesentlich anders als die Allgemeinheit. Sie hält am Althergebrachten vielfach fester, als dies es verdient. Nun, man wird sich darüber trösten können, denn die Zeiten, wo die Architektur dringendst der Begünstigung von Staats wegen bedurfte, sind ja vorüber, und sie weiß sich auch ohne solche seit langem weiterzuentwickeln. — Die Gartenstadtbewegung hat auch in Deutschland mächtig einzusetzen begonnen. Ganz im stillen ist in den letzten drei Jahren nördlich von Dresden die Gartenstadt Hellerau entstanden. Sowohl in der Organisation der Häuserbeschaffung als in der städtebaulichen wie architektonischen Behandlung ist das Beste geleistet, was wohl heute in Deutschland zu leisten möglich ist. Es wird in einem der nächsten Artikel ausführlich auf Hellerau zurückgekommen werden.

Herm. Muthesius



Dortmunder Bankverein, Zweiganstalt des Barmer Bankvereins, Dortmund



Barmer Bankverein, Osnabrück



KULTUR DER GEGENWART





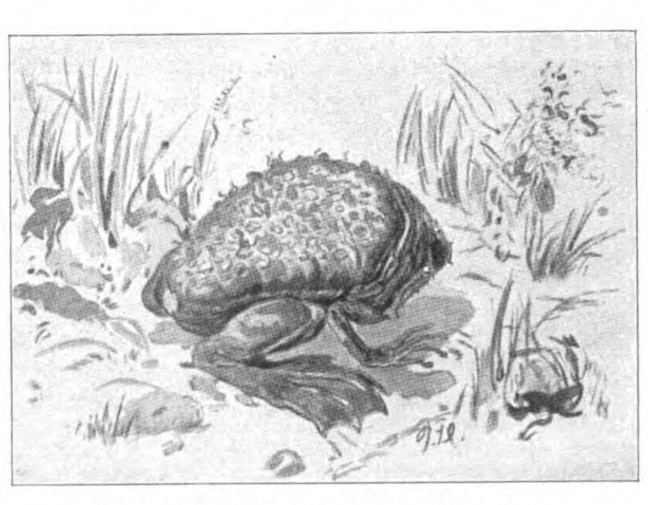
NATURWISSENSCHAFT

Das elterliche Verantwortlichkeitsgefühl, das selbst bei den Angehörigen eines und desselben menschlichen Kulturstaates in so ungemein verschiedenem Maße vorhanden ist, bildet vielleicht das ernsteste Problem der gesamten Sozialethik. Während — von einigen tieftraurigen Ausnahmen abgesehen — die mütterlichen Individuen in einem Verhältnis innigster Zuneigung und Fürsorge zu ihren Nachkommen stehen, das tiefer begründet liegt als alle mit dem Begriff Mutterliebe so gern verknüpfte Poesie und Ethik, und das auf uralten Erbschaften aus der Zeit unsrer Tierheit beruht, ist es um das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Vater und Kind eine „eigne" Sache: muß doch oft genug der Staat zwingend eingreifen, um Beziehungen, die man in bitterem Hohn „natürliche" nennt, einigermaßen der Menschlichkeit und Menschenwürde entsprechend zu regeln.

Es ist hier nicht unsre Aufgabe, zu untersuchen, inwiefern die Kultur, besser sollte man sagen die soziale Zivilisation, die natürlichen Elterninstinkte des Menschen beeinflußt und großenteils verkümmert; dagegen ist es von jeher für den Biologen — und natürlich auch für jeden, der ein offenes Auge für die Welt des ihn umgebenden Lebens hat — von allergrößtem Interesse gewesen, den oft ganz verworrenen und geradezu „pervers" erscheinenden Wegen zu folgen, die der tierische Instinkt bei Betätigung der Eltern-„Pflichten" geht.

Wie immer, wenn es sich um die Beurteilung der Handlungsweise der Tiere handelt, die nun doch einmal durch die vorläufig noch kaum überbrückte Kluft vom Menschen getrennt sind, die wir am besten mit Schopenhauer als „Mangel an logisch-vernünftigem Räsonnement" definieren, müssen wir uns auch hier vor allem hüten, anthropodox zu werden, das heißt Begriffe, die nur und ausschließlich dem menschlichen Sozialleben entstammen, uneingeschränkt auf das Tier zu übertragen.

Wir wiesen schon an dieser Stelle einmal darauf hin, daß die Zeiten des alten Brehm überwunden sind, der den Tieren alle menschlichen Tugenden und Laster zuschrieb. Wir bleiben uns bewußt, daß es sich im tierischen Leben nur um Parallelen zu unsern menschlichen Zuständen und Betätigungen handeln kann, bei denen immer eines mangelt, nämlich die Kontrolle der Handlungen durch die logisch denkende und schließende Vernunft. Wenn wir trotzdem Worte wie „Mutterliebe", „Vatertreue" anwenden, so tun wir dies in dem vollen Bewußtsein, diese nur im bildlich-übertragenen Sinne und großenteils nur im Interesse der Einfachheit des sprachlichen Ausdruckes zu gebrauchen.



Wabenkröte mit Jungen in der Rückenhaut
Nach Thesing

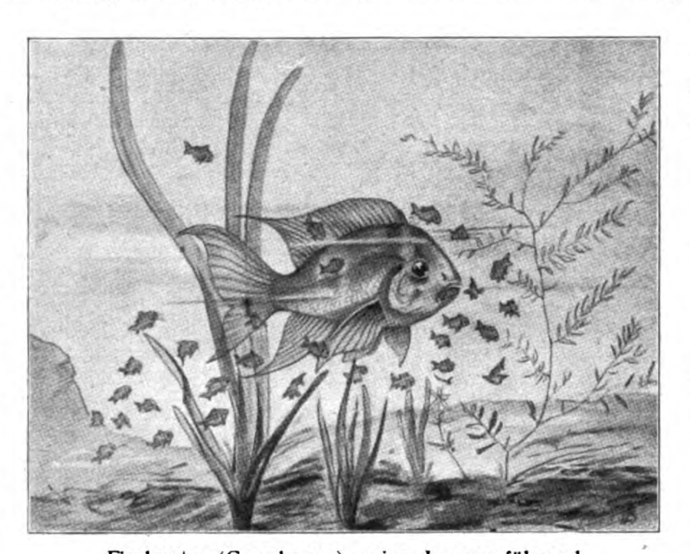
Zunächst erscheint es wohl überall als das Natürlichste und Selbstverständlichste, wenn das mütterliche Tier die Sorge



KULTUR DER GEGENWART



für die von ihm zur Welt gebrachte Nachkommenschaft übernimmt. In der Tat sehen wir denn auch bei den uns am nächsten stehenden Tieren, den Affen, zu allermeist ein hochausgebildetes Mütterlichkeitsgefühl, das die Vulgärsprache treffend mit dem Ausdruck „Affenliebe" kennzeichnet. Der Affenvater pflegt (abgesehen von den Menschenaffen) zu seiner noch hilflosen Nachkommenschaft schon deswegen in wenig naher Beziehung zu stehen, weil er als Sultan — in der Affenherde herrscht der Zustand der sogenannten sexuellen Tyrannei — kaum ein intimeres Interesse für jedes einzelne seiner zahlreichen Kinder beweisen kann. Ähnlich steht die Sache bei den in Herden lebenden Huftieren; überhaupt sind — und dies wirft einiges Licht auf vorhin berührte traurige Zustände im menschlichen Sozialbund — die Säugetiere durchgehends schlechte Väter. Im leichtbeschwingten Reiche der Vögel finden wir die allermannigfachsten Zustände, von dem in treuer Einehe sich für seine Kinder aufopfernden Vater (große Raubvögel) bis zum ausgesprochenen Sultanat, wo nur die unscheinbar gefärbte Mutter ihre Kleinen durch alle Jugendfährnisse bringen muß, während der prächtige, „stolze" Vater mit Balzgesang und Liebesspiel seiner Pflichten ledig ist (Waldhühner, Auerhahn, Birkwild und so weiter). — Die Reptilien sind durchgehends uninteressant, sie kennen kaum Elternsorgen.



Fischvater (Geophagus), seine Jungen führend

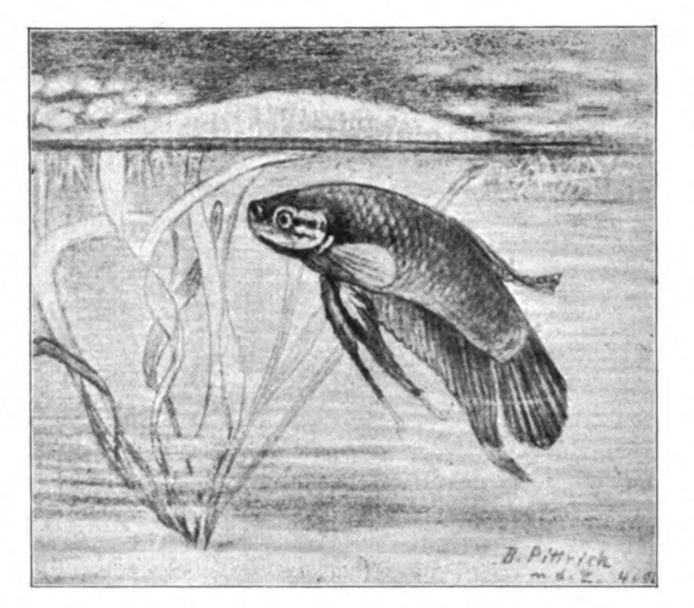
Merkwürdigerweise begegnen wir erst bei den niedersten Wirbeltieren, den Amphibien und Fischen, Zuständen und Eheverhältnissen, die in ihrer zwingenden Tragikomik in der Welt des Lebenden kaum ihresgleichen finden — nicht einmal im bunten Gewirr ethisch-moralischer Tendenzen übermodernster Bohème.

Da gibt es bei der Sippe der Kröten Väter, die ihre Jungen (das heißt den Laich) scheinbar verschlingen; der väterliche Kehlsack wird aber zur Kinderwiege, in der sich die Kleinen munter entwickeln (Rhinoderma Darwini); bei andern (Pipa americana) machen die Jungen ihr zartestes Kindesalter in wabenartigen Höhlen, manche meinen geradezu in Entzündungsherden, des mütterlichen Rückens durch, wohin der Laich, vielleicht vom Männchen, appliziert wurde; bei wieder andern (Alytes obstetricans, der bekannten Geburtshelferkröte) macht sich der Vater zum Geburtshelfer: er wickelt sich die Laichschnüre um die Hinterbeine und begräbt sich fast zwei Wochen lang lebendig, bis die Kaulquäppchen schlüpfreif sind.

Viel merkwürdiger noch, weil so ganz außerordentlich schwankend und variabel, sind Fortpflanzungs- und Brutpflegeinstinkte bei den als „langweilig" verschrienen Fischen. Zwar sind eine große Zahl, so die bekanntesten europäischen Fische, vollkommen gleichgültige Eltern, wenn wir etwa von dem drolligen Stichling mit seinem Nestbau und aufopfernder Vaterliebe absehen. Tropische und subtropische Fischformen jedoch, die jetzt immer zahlreicher in unsre Aquarien

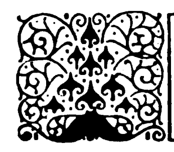
gelangen, zeigen die allerbizarrsten Instinkte gegenüber ihrer Nachkommenschaft und die interessantesten anatomisch-biologischen Verhältnisse in ihrer Fortpflanzungsgeschichte.

Wir kennen Fischmütter (die sogenannten Maulbrüter, Paratilapia und andre), die ähnlich wie die vorhin genannte Kröte ihre Eier ins Maul nehmen, wo sich die Jungen ziemlich weit entwickeln. Es gewährt einen entzückenden Anblick, wenn die heranwachsenden Kleinen in das schützende Obdach, das — Maul ihrer Mutter, zurückkehren. Ebenso niedlich nimmt es sich aus, wenn der besorgte Vater seine Kinder umherführt wie die Gluckhenne die Küchlein. Bei unsern Zahnkärpfchen, bei denen das Weibchen merkwürdigerweise ganz bedeutend größer ist als das Männchen, finden wir sogenannte „innere" Brutpflege, die Eier entwickeln sich noch innerhalb der mütterlichen Geburtswege (aber ohne Plazentabildung, also nicht wie beim lebendgebärenden Hai) und die Kleinen kommen hochentwickelt, „lebend" zur Welt. Dann stellt sich allerdings eine Erscheinung ein, die man kaum anders bezeichnen kann wie als leidenschaftlichen Elternkannibalismus. Zu der Zeit, als die Fischchen noch sehr wertvoll waren, wußten wir Züchter ein trauriges Lied davon zu singen, daß Vater und Mutter die kaum geborenen Jungen mit beispielloser Gier zu verschlingen pflegten und daß man die Rabenfischmutter in komplizierten Brutapparaten („Ablaichkästen") unterbringen mußte, wenn man Nachkommenschaft erzielen wollte.

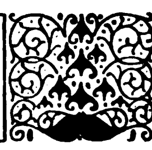


Kampffisch-Männchen, das Schaumnest bewachend
Nach Stausch

Bei den Zahnkarpfen ist noch ein ganz eigentümliches Verhalten zu erwähnen, das lange Zeit für Liebhaber wie Wissenschaftler ganz rätselhaft erschien, nämlich der Umstand, daß die Mutter zu wiederholten Malen einer zahlreichen Nachkommenschaft das Leben schenken kann, auch wenn das Männchen nach der ersten Geburt völlig von ihr getrennt wird. Erst die letzten Untersuchungen eines kürzlich jung verstorbenen Berliner Zoologen, Erich Philippi, brachten die langgesuchte Aufklärung. Es handelt sich nämlich hier nicht etwa um einen Fall von Parthenogenesis (Jungfernzeugung), wie wir solche von Insekten kennen — ein Thema, das hier später noch ausführlicher behandelt werden soll; Philippis Arbeiten beweisen, daß diese kleinen Kannibalenfische im Prinzip ähnlich wie die Bienenköniginnen den männlichen Zeugungsstoff auch über eine Geburt (Eiablage) hinaus aufbewahren können; zwar ist hier nicht ein besonderer Behälter (Receptaculum seminis) ausgebildet wie bei den Insekten, vielmehr wird der Zeugungsstoff in einfachen Ausbuchtungen der Eileiterwandung aufgespeichert, über eine Geburt hinaus aufbewahrt und dann erst



KULTUR DER GEGENWART



wieder zur Befruchtung eines neuen Eiersatzes und zur Erzeugung einer neuen Geschwisterschaft verwendet.

Vielleicht das anziehendste und geradezu lieblichste Liebes- und Elternleben führen die wunderschönen Labyrinthfische, deren Farbenpracht dem Aquarienfreund schon bei dem gewöhnlichen Großflosser oder Makropoden entzückt.

Ich habe gerade in diesen Wochen sehr viel mit Makropoden und Kampffischen experimentiert und auch übertrieben erscheinende Schilderungen der Liebhaberliteratur über den Bau des Schaumnestes, den Liebesreigen der Pärchen und die aufopfernde Sorge des Fischvaters vollauf bestätigt gefunden.

Die Rolle, die das zarte Geschlecht bei diesen „Paradiesfischen" spielt, ist allerdings nicht die schmeichelhafteste. Unzählige Male habe ich beobachtet, wie „sie" versuchte, dem das Nest ausbessernden Vater, während er Baumaterial (Schaumblasen von der Oberfläche) holte, die Eier hinter dem Rücken zu stehlen und zu verzehren, so daß sie mit wütenden Bissen vertrieben und schließlich vom Pfleger entfernt werden mußte. Wie treulich dann der Vater unter dem Schaumnest, in dem die Kleinen sich entwickeln, Wache hält, zeigt unsre Abbildung vom Kampffischchen. Kurz nachdem die Jungen ausgeschlüpft sind, steigert sich die Vaterliebe zu unsinniger Wut; ein hinzugesetztes Männchen wird rücksichtslos ermordet, und selbst gegen die ins Aquarium gesteckte Hand des Menschen ficht der brave Pater familias einen minutenlangen erbitterten Kampf.

Dr. Wilhelm Berndt



MUSIK

Wie in unsrer Zeit die Tondramen Wagners das Repertoire der deutschen Opernbühnen, die Beethovenschen Symphonien und Ouvertüren die Programme der Orchesterkonzerte beherrschen, so hat die Musik Sebastian Bachs den Vorrang in den öffentlichen Aufführungen der deutschen Chorvereine errungen. Lange genug hat's ja gedauert, bis dieses Ziel erreicht worden ist, bis die Dirigenten, die Gesangvereinsmitglieder, die Solisten, die Orchesterspieler und das hörende Publikum sich in die Art und Weise des Meisters hineingearbeitet hatten, so daß die Bachschen Werke wirklich mit Lust und Liebe ausgeführt und angehört wurden, bis man auch den Stil für die Aufführungen, der verloren gegangen war, wiedergewonnen hatte. Es bedurfte einer gewaltigen Arbeit von seiten der Dirigenten, die als Bahnbrecher auf diesem Gebiete nicht müde wurden, ihren Vereinsängern immer aufs neue die Herrlichkeit, die Gedankenfülle, den unerschöpflichen Reichtum des Bachschen Genius klarzulegen. Wie den Sängern mußte der kontrapunktische Stil Bachs auch den Orchestermitgliedern wieder in Fleisch und Blut übergehen. Hier kam es außerdem noch darauf an, die Schwierigkeiten, wie sie Bach den Trompeten zumutet, zu überwinden, ja, es mußten die aus dem Orchester verschwundenen alten langen Trompeten, die verschiedenen Abarten der Oboen, die Bach vielfach verwertet, von den Instrumentenmachern neu erbaut, ihr Spiel neu erlernt werden. Erst in dem letzten Jahrzehnt sind wir damit so weit gekommen, daß jetzt das Orchester Bachs etwa so klingt wie zu seiner Zeit. Manches Instrument, wie die verschwundene Theorbe in dem ergreifenden Es-Dur-Arioso der Johannispassion, wird allerdings noch ersetzt durch die klangverwandte Harfe.

Bei der Wiederbelebung der Bachschen Musik galt es wirklich ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden, weil es an jeder Tradition für die Ausführung fehlte. Es mangelte an zugänglichen Ausgaben der Werke; in der ganzen Welt waren die Manuskripte zerstreut, lagerten unbenutzt, von wenigen gekannt, in öffentlichen, mehr noch in privaten Bibliotheken. Man kann sich nicht wundern, daß manches Bedeutende dabei unwiederbringlich verloren gegangen ist; so sind die beiden Passionen



KULTUR DER GEGENWART



nach Lukas und Markus bisher noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Von den zahlreichen Klavierwerken war in musikalischen Kreisen nur die Sammlung der Präludien und Fugen, „das wohltemperierte Klavier“, bekannter, wurde indessen höchstens zu technischen Studien gebraucht, von den öffentlich konzertierenden Pianisten ängstlich gemieden. Wie gering von diesen die Klaviermusik des Meisters eingeschätzt wurde, dafür mag der Umstand zeugen, daß noch ein Hans von Bülow — es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — die Zumutung Sterns, in einem seiner Konzerte doch Bachs Italienisches Konzert zu spielen, mit dem Einwande zurückwies, daß er sich nicht mit solcher völligen „Unmusik“ befassen möge. Als Student in Bonn hörte ich einst von Klara Schumann als Zugabe ein kleines Stückchen spielen, von dem mir keiner der Anwesenden zu sagen wußte, was oder von wem das sei, nur mein damaliger Theorielehrer Albert Dietrich konnte mir meine Frage beantworten: es war die Gavotte aus Bachs großer D-Moll-Suite, die jetzt jeder Konservatoriumsschüler kennt. —



Das Bach-Denkmal in Leipzig

Der eigentliche Ausgangspunkt für die Wiederbelebung der Bachschen Musik bildet die Aufführung der Matthäuspassion, welche der zwanzigjährige Felix Mendelssohn gemeinsam mit seinem Freunde Emil Devrient dem alten Zelter zum Trotz zustande brachte; der wollte das Risiko des ihm gefährlich dünkenden Unternehmens nicht persönlich auf sich laden, stellte indessen den mutigen jungen Leuten seine wohlgeschulte Singakademie dazu zur Verfügung. Der Wirkung nach zu urteilen, muß es eine treffliche Aufführung gewesen sein, die der junge Felix leitete, in der Emil Devrient die Partie des Heilands sang. Ganz Berlin nahm teil daran, es war förmlich in Aufregung versetzt, und eine sofortige Wiederholung mußte anberaumt werden, um die künstlerische Neugier zu befriedigen. Übrigens fand diese Aufführung in Berlin genau hundert Jahre nach der Uraufführung in Leipzig unter Leitung des Schöpfers statt, die aber auf die anwesenden Hörer damals so wenig Eindruck hinterließ, daß der Rat der Stadt seinem Thomaskantor, als dieser kurz darauf darum einkam, nicht einmal die Bitte bewilligte, bei der Wiederbesetzung der freigewordenen Alumnatsstellen dabei auf die musikalische Begabung der Schüler Rücksicht zu nehmen. Stets und zu allen Zeiten der nämliche Kampf des Philisteriums gegen die Forderungen des Genies. Über das Werk und die erste Aufführung in Berlin sprach sich die Presse merkwürdig reserviert aus; Ludwig Rellstab, der tonangebende Kritiker,



KULTUR DER GEGENWART



lobt in der Vossischen Zeitung die Einsicht, daß man von den vielen Arien und Sologesängen manches gestrichen habe, künftig sei aber entschieden davon noch mehr wegzulassen. Glücklicherweise sind wir in unsrer Erkenntnis und Wertschätzung der Art und Weise Bachs jetzt längst so weit gediehen, daß wir nicht nur seine Chorsätze zu würdigen wissen, sondern auch seine Arien nicht missen wollen. Viel mag dazu beitragen, daß die Sänger mit der eigenartigen, langatmigen Stimmführung des Meisters vertrauter geworden sind. Ein Johannes Masschaert, Felix und Klara Senius, Maria Philippi, Lula Mysz-Gmeiner und mancher andre treffliche Künstler, sie rechnen es sich zur Ehre an, als Solisten zur Aufführung der Matthäuspassion hinzugezogen zu werden, des populärsten Werkes Bachs, das in der stillen Woche überall in deutschen Städten, wo es nur einen einigermaßen geschulten Gesangverein gibt, in dichtgefüllten Kirchen und Konzertsälen erklingt. Schritt vor Schritt, wenn auch langsam genug, hat sich eines der Werke Bachs nach dem andern sein Terrain erobert, hat sich tief ins Herz des deutschen Volkes eingenistet. Bahnbrechend für die andern hat ja die Matthäuspassion gewirkt. Ihr folgte die ältere Schwester, die etwas herbe Johannispassion, das fröhliche

Professor Karl Straube

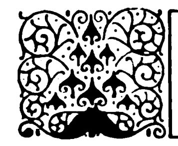


Johannes Masschaert

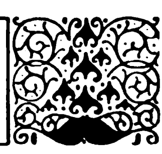


Phot. Becker & Maaß

Prof. Siegfried Ochs



KULTUR DER GEGENWART



Weihnachtsoratorium, die reiche Fülle der Kantaten, von denen mehrere Jahrgänge, für jeden Sonntag eine auf das Evangelium Bezug nehmend, vorliegen, eine immer schöner, immer tiefergreifender als die andre, allmählich eine nach der andern dem Staube der Vergessenheit entrissen, die a cappella gesetzten Motetten, das Magnifikat, endlich die gewaltige H-Moll-Messe, vielleicht die schwierigste Aufgabe, die an das Können eines Chordirigenten und seiner Sängerschar, aber auch an die Erkenntniskraft und Aufnahmefähigkeit der Zuhörer gestellt werden kann. Es ist kein geringes Verdienst, das sich Siegfried Ochs an der Spitze seines Philharmonischen Chores um die Popularisierung gerade dieses Werkes erworben hat — bringt er doch seit etwa einem Dezennium diese Messe alljährlich zur Aufführung, und zwar in einer Vollendung, daß uns nur die Größe, Tiefe und Schönheit, nicht aber die Schwierigkeit des Werkes zum Bewußtsein kommt. Übrigens sind es längst nicht mehr allein die Chorwerke Bachs, welche die Hörer in die Kirchen oder Konzertsäle locken, auch seine Klavier- und Orgelmusik, was er für die Violine und das Orchester geschaffen, in populären Drucken weit verbreitet, ist ebenfalls Gemeingut der musikalischen Welt geworden. Was ehedem ein Felix Mendelssohn, Franz Liszt, Joseph Joachim, Robert Franz, der erst jüngst verstorbene Robert Radecke für die richtige Wertschätzung der Bachschen Musik gearbeitet haben, wird von der lebenden Generation eifrig fortgesetzt. Jüngst hat erst wieder ein mehrere Tage dauerndes Bachfest in Leipzig stattgefunden, bei dem auch mancherlei weniger Bekanntes, seltener Aufgeführtes zur richtigen Geltung gebracht wurde. Der jetzige Nachfolger Bachs in der Stellung als Thomaskantor, Professor Karl Straube, hat mit seiner genialen Interpretation der Orgelwerke seines Vorgängers nicht wenig für das Gelingen dieser Festtage beigetragen. Die Stadt Leipzig hat ihre alte Schuld gegen den Meister, dem sie bei dessen Lebzeiten viel Ärger bereitete, den sie bei seinem Tode unbeachtet bestatten ließ, so daß man seine Grabstätte nicht einmal kannte, dessen Witwe sie als „Almosenfrau" sterben ließ, längst durch Errichtung eines stattlichen Denkmals zu sühnen versucht.

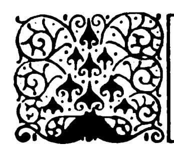
Ernst Eduard Taubert



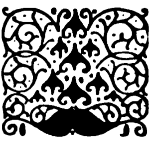
Mappenkunst

Der Begriff Kunst war in den letzten Jahrzehnten furchtbar eng geworden: Statue, vielleicht noch Büste, beides natürlich lebensgroß, und Ölbild großen Formates, das waren am Ende die einzigen Arten von Werken, an die man dachte, die der reiche Mann für sein palastähnliches Haus erwarb, deren irgendwie hergestellte Imitationen der höhere Mittelstand in seine für ihre Maße viel zu kleinen Stuben pfropfte, die nicht besitzen zu können der bittere Schmerz und die eigentliche Entbehrung vieler war.

Die letzten Jahre haben darin eine wohltätige Änderung gebracht. Mit dem Gefühl für die bürgerliche Wohnung, das zuerst als Haß gegen den falschen Palaststil auftrat und auftreten mußte, ist auch das Gefühl dafür gekommen, welches Format und welche Art von Kunst in sie hinein gehört, und daß das jedenfalls nicht die lebensgroße ist. Die Formate sind durchweg kleiner geworden, neben die große Plastik ist wieder die Kleinplastik getreten, sogar die eingebürgerte schreckliche Büste, die immer ein bißchen ans Grab erinnert, ist hier und da schon der Porträtstatuette gewichen, neben den Bildern sind Blätter in allen graphischen Künsten entstanden, die Reproduktionen alter Werke haben sich verbreitet (sogar in einem gefährlichen Maßstabe). Ich lasse dahingestellt, ob alle diese Dinge, die heute gekauft werden, sehr gut sind, jedenfalls ist der Begriff Kunst viel weiter geworden, und es



KULTUR DER GEGENWART



sind gute Entwicklungen glücklich angebahnt. Die bessere Auswahl wird, so darf man hoffen, mit der Zeit kommen; zuerst haben die Menschen etwas blind nach dem gegriffen, das am bequemsten geboten wurde, nach den gefälligen Blättern, die so dekorativ wirken.

So hat man, sieht man auf dieses Gebiet der Kunst für das Haus, ein etwas merkwürdiges Schauspiel. Die Wände sind überall voll von „Kunstblättern", aber die Künstler, die sich der Graphik gewidmet, die alten Techniken wiederbelebt haben und die wirklich original schaffen, haben einen verhältnismäßig kleinen Markt. In den Ausstellungen läßt das Publikum ihre Säle, und wenn sie noch so appetitlich hergerichtet sind, und wenn sie noch so sehr empfohlen werden, mit Entschiedenheit und wie auf Verabredung leer: der ödeste Bildersaal „zieht" mehr als der feinste Schwarzweißraum.

Fragt man nach den Gründen dieser Erscheinung, so scheint sich als wesentlichster dieser herauszustellen, daß das Publikum auch bei diesen Blättern zuerst nach der dekorativen, „heimschmückenden" Qualität fragt, sie immer an der Wand denkt, während sie ganz andre Eigenschaften besitzen, die ihren Wert ausmachen, und gar nicht an die Wand, sondern in die Mappe gehören.

Ich will gar nicht doktrinär sein, sondern ruhig zugeben, daß auch an meinen Wänden solche graphischen Blätter hängen, und sie nehmen sich sehr gut aus.

Aber ihr eigentliches Leben gewinnen sie erst in der Hand. Und die kleinen Formate können nur so gesehen werden.

Es war ein verhängnisvoller Irrtum, daß manche Graphiker glaubten, ihrer Kunst dadurch zu dienen, daß sie ihre Blätter zu etwas wie Ölbilderſatz vergrößerten und vergröberten. Das hat das Publikum nur in seiner falschen Meinung bestärkt.

Jetzt kauft es Blätter von Fernwirkung für die Wände und wenn die Wände voll sind, hört es auf.

Demgegenüber scheint es mir wichtig, auf Wesen, Bedeutung und Reiz der Mappenkunst hinzuweisen.

Wie in den südlichen Ländern, wo die Menschen am liebsten auf Märkten und in Hallen leben, immer die öffentliche Kunst die eigentliche war, so für den Menschen des Nordens, für den Haus- und Zimmermenschen, die privateste, eben die Mappenkunst. Das Blatt, der Schnitt oder der Stich, den man in stillen Stunden hernahm und anschaute, an dem man immer Neues entdeckte, dessen neue Betrachtung an alle früheren anschloß, war ein köstlicher Besitz, ein wahres Eigentum, das man immer besser erwarb, ein Stück Leben.

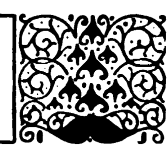
Für solchen Genuß haben unsre Meister geschaffen, schon vor Dürer, aber am schönsten doch Dürer selbst. Es ist auch heute noch unmöglich, seine Blätter auf andre Weise zu lesen, als daß man sie immer wieder so hernimmt und anschaut wie die Menschen seiner Zeit. Dann begreift man, was sie an ihnen besaßen, was das ist: ein Hausschatz, wie sie damit ein Leben lang auskommen konnten wie mit der Bibel (und eine spätere deutsche Generation mit Goethe).

Nun haben wir gewiß solchen Dingen nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Aber alter und neuer Besitz wertvollen Inhaltes ist doch da. Und die Art solches stillen Genusses an wohl bewahrten Blättern bleibt auch in den Zeiten der Museen und Ausstellungen die beste. Wer es versucht, wird sie niemals wieder entbehren können.

Es ist ein ganz andres Verhältnis als zu den Werken, die wir da fremd in fremden Räumen betrachten. Hier ist unser Eigentum. (Es wird heute unterstützt, was das Kunstwerk als Eigentum bedeutet, wie ganz andre Qualitäten dem Besitzer wertvoll sind als dem bloßen Betrachter im Vorübergehen.) Hier ist die Möglichkeit der Wiederkehr. Hier kann sich die Beobachtung und Empfindung verfeinern, verinnerlichen. So ein Blatt, das wir in unsrer Ecke zehnmal in verschiedenen Stimmungen angeschaut haben, ist wie eine Landschaft, in der



KULTUR DER GEGENWART



wir gelebt und Erinnerungen gesät haben, und so mutet es uns an: vertraut und doch neu.

Man lernt die Qualität einer Arbeit, die Besonderheit einer Technik von selbst würdigen und vielleicht nur würdigen, wenn man solche Mappen besitzt.

Und diese feine Art, ein Sammler zu sein, ist nicht teuer. Zehn graphische Blätter kosten kaum so viel wie das dümmste Bild. Auch Reproduktionen alter Blätter gehören dazu, wenn sie auch natürlich immer nur Notbehelfe bleiben.

Unsre graphische Produktion ist reich und noch immer im Wachsen. Neben der klassischen Radierung gibt es die farbige, der Farbenholzschnitt ist wieder auferstanden, die Lithographie wird, schwarz und farbig, geübt.

Wer sich nur ein wenig hineinsieht, ist hier am schnellsten von der Zeitkrankheit, dem photographischen Realismus, befreit, empfindet fast unmittelbar, daß Kunst etwas andres ist, und was es heißt, daß der Künstler „für eine Technik' denkt“. Er sieht ein, was weggelassen werden muß, um diese Sache mit diesem Ausdrucksmittel darstellbar zu machen, und weshalb der Künstler für diesen Eindruck diese Technik gewählt hat. Und mannigfaltig wie die Form ist auch der Inhalt der graphischen Kunst. Die Graphiker sind beweglicher als die Maler der Zeit, mehr hinter dem Leben her. Und von den alten Städten bis zum modernsten Arbeitsplatz, vom schönen Menschen bis zur Blume, vom Helden bis zum Varietésänger: eine ganze Welt von bunten Dingen reizt sie, ihre Künste spielen zu lassen.

Nur ein größeres Interesse des Publikums, und die Entwicklung ist unabsehbar. Das graphische Blatt wird wieder die unerträgliche Ansichtspostkarte ablösen, um an liebe Landschaften und Städte zu erinnern, und die Photographie, um das Bild naher Menschen festzuhalten. Das alles würde in die Mappe gehören, wenn sie einmal da ist.

Es ist etwas geschehen, was selten geschieht. Die Deckung ist vor dem Bedürfnis erfolgt. Es gibt schon eine ganze Mappenkunst, bevor die Mappe in den Häusern existiert.

Wer eine anschafft, wird erstaunt sein, wie leicht und gut sie sich füllt.

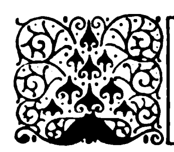
Fritz Stahl



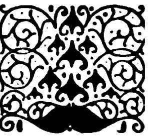
THEATER

Der Sommer ist den Dramen nicht hold. Selbst die Freibillette streiken. Bei meinem Friseur liegen seit einer Woche „Vorzugskarten“ für ein ganz gutes Theater. Man kann für eine Mark denk' ich, auf einem Parkettsitz Platz nehmen, der an den Litfaßsäulen für fünf Mark fünfzig angeboten wird. Den Fremden angeboten. (Denselben, die in den Tanzlokalen bieder Entree erlegen, was die Einheimischen auch nicht tun.) Die Leute lassen sich rasieren und den Kopf mit Eiswasser waschen, aber die Vorzugsbillette lassen sie liegen. Der Himmel ist wolkenlos, das Thermometer macht Kletterübungen, der glühende Asphalt in den Bier-„Gärten“ stinkt über die Maßen sommerlich — da sind Theater, Gehpelze und Kachelöfen entbehrlich.

Man geht nicht hinein, aber man redet vom Theater. (So, wie just die Junggesellen gern von der Ehe sprechen.) Und man ist einig, daß man großen Zeiten entgegengeht. Wieder einmal. Es ist eine Anregung auf den vielbemühten „guten Boden“ gefallen, der in Theaterdingen immer da ist. Wenn für gar nichts Geld aufzutreiben ist in Berlin — für ein Theaterunternehmen finden sich immer begeisterte Leute, die was springen lassen. Prasch und das Goethetheater, Schmieden und das Neue Theater, Gettke und das Hebbeltheater — vestigia terrent? O nein! Reinhardt mit zwei guten Wintern, mit Shakespeare, Zirkus, Operette schwebt vor. Man hofft und glaubt. Und jetzt ist gar noch eine Bühne angemeldet, die — sagt sie in Vornotizen, und Vornotizen sind bekanntlich die Wahrheit in reinster, schlackenloser Form — auf



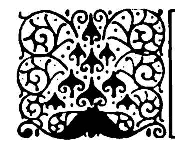
KULTUR DER GEGENWART



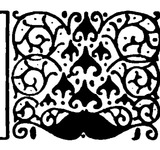
materiellen Gewinn nicht ausgeht und nicht angewiesen ist. Dieses einzigartige Unternehmen hat Friedrich Kayßler auf dem Gewissen.

Friedrich Kayßler ist einer von den hochgebildeten Schauspielern, den seine Bildung nicht hindert, gut zu spielen, und den seine darstellerischen Erfolge nicht abhalten, ernst und ehrlich die dramatische Literatur zu verfolgen, auch wo sie ihm persönlich keine Bombenrolle verspricht. In einem Aufsatz in der „Gegenwart" hat er ausgeführt: Durch die bestehenden Theaterverhältnisse würde manchem Dichter, der ein gutes Recht darauf hätte, aufgeführt zu werden, der Weg versperrt; und wenn er schließlich sich doch durchsetzte, seien so viele Jahre vergangen, daß aus dem „jungen Dichter", den das Publikum nun kennen lernt, inzwischen ein alter Mann geworden sei. Er könnte hinzufügen, daß dann auch bereits das Stück die Zeichen des Alters trägt, die vielleicht nur noch Hochachtung erzwingen, wo einst zur Entstehungszeit Enthusiasmus den Poeten gefreut, gestärkt, gefördert hätte. Kayßlers Vorschlag ging nun dahin: eine offizielle Versuchsbühne zu gründen, unabhängig von allen bestehenden Theatern; neutralen Boden, aber unter Anteilnahme aller Theaterleitungen, denen die Entwicklung der Kunst wahrhaft am Herzen liegt. „Warum," so fährt er, von seinem Gegenstand hingerissen, fort, „könnte die ‚Freie Bühne' nicht in neuer Gestalt erwachsen? Wäre es die Zukunft unsers deutschen Dramas nicht wert, mit einer solchen Versuchsbühne von Kunst und Rechts wegen offizielle Bresche zu schlagen in diese chinesische Mauer alljährlicher Sensationsforderungen, mit der die öffentliche Masse die freie und natürliche Entwicklung deutscher Bühnenkunst mehr und mehr zu umklammern droht?" ... Sofort greift eine begeisterte Jünglingsschar oder ein ehrgeiziger Klüngel, der ob seines Ehrgeizes nicht getadelt sein soll, den Gedanken auf und kündet: Hier sind wir! Oder vielmehr umständlicher: „Einer Anregung Friedrich Kayßlers folgend, hat sich in Berlin unter dem Namen ‚Berliner Freie Bühne' eine Versuchsbühne für u n aufgeführte Autoren konstituiert. Die Berliner Freie Bühne erstrebt die Förderung der dramatischen Dichtkunst und fordert alle diejenigen, denen die Entwicklung des deutschen Dramas am Herzen liegt, zu reger Mitarbeit auf. Alle unaufgeführten Autoren werden ersucht, ihre Bühnenwerke der unten angegebenen Adresse einzureichen und eine kurze Schilderung des Lebenslaufes beizufügen." Und man verspricht: „Die Berliner Freie Bühne wird, ohne eine bestimmte Richtung zu pflegen, den ‚Unaufgeführten' Gelegenheit geben, in einem ersten Theater vor der Kritik zu Worte zu kommen. Die Vorstellungen werden teils in Berlin, teils in Wien und München vor geladenem Publikum stattfinden. Sämtliche Billette gelangen unentgeltlich zur Ausgabe. Für die kommende Saison sind zirka zwanzig Aufführungen vorgesehen." Man kann in wenig Worten nicht mehr versprechen. Aber — die Fastnacht ist noch weit — wer bestreitet die Kosten für Saalmiete, Darsteller und all das Drum und Dran? Zum Kriegführen — auch in der Kunst — gehört Geld, Geld und nochmals Geld. Fast klingt's wie ein verfrühter Faschingsspaß: „Sämtliche Billette gelangen u n entgeltlich zur Ausgabe" und „alle unaufgeführten Autoren werden ersucht, ihre Bühnenwerke der unten angegebenen Adresse einzureichen". Da bekommt die Reichspost zu tun! Denn es gibt nicht so viele Offiziere in der Armee, nicht so viele Zahnärzte in Österreich, nicht so viele Maler auf Capri, nicht so viele Hoteliers in der Schweiz, wie es unaufgeführte Dramatiker in Deutschland gibt. Und wer wird das angeschwemmte Dramatische lesen? Wer von Ansehen und Geschmack und Bühnenkenntnis verbirgt sich in dem geheimnisumwobenen Haus am Kurfürstendamm, in das der Paketpostbote all die hoffnungsvollen Dramen — eingeschrieben und wertversichert — hineintragen darf?

Schon einmal erlebten wir eine „Freie Bühne". Mir scheint, es war eine größere Zeit, die sie gebar und notwendig machte.



KULTUR DER GEGENWART



Für Ibsen war noch zu kämpfen. Hauptmanns starkes Talent war den Getreuen bekannt und suchte seine Stätte. Hinter ihm schien eine Kämpferjugend zu drängen. Und Namen wie Otto Brahm, Paul Schlenther, Ludwig Fulda saßen in dem durchaus nicht anonymen Ausschuß. Der kluge Otto Brahm — der auch als Direktor des Lessingtheaters (wennschon „Das Konzert" sein letztes Kassenstück war) den Traditionen der ehemaligen Freien Bühne, die längst entschlief, am treuesten geblieben ist, hat damals im S. Fischerschen Verlage, der durch die neue Bewegung hochkam und in bewußter und pfiffiger Einseitigkeit seine Autoren wählte und lancierte, die gleichfalls „Freie Bühne" genannte Zeitschrift begründet und geleitet. Und es ist interessant, sich heute, da eine neue Versuchsbühne den alten und ehrenvollen Namen wieder aufnehmen will, zu erinnern, was e r damals als Sprecher der Jungen dem neuen Unternehmen als Geleitwort mit auf den Weg gab. Er kündete zuversichtlich: „Eine freie Bühne für das moderne Leben schlagen wir auf. Im Mittelpunkt unsrer Bestrebungen soll die Kunst stehen; die Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein. Einst gab es eine Kunst, die vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerschein der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen strebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben. Die Kunst der Heutigen umfaßt mit klammernden Organen alles was lebt, Natur und Gesellschaft; darum knüpfen die engsten und die feinsten Wechselwirkungen moderne Kunst und modernes Leben aneinander, und wer jene ergreifen will, muß streben, auch dieses zu durchdringen in seinen tausend verfließenden Linien, seinen sich kreuzenden und bekämpfenden Daseinstrieben. Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit; und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objektive Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Überzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt ..." Dies stand in der ersten Nummer vom 29. Januar 1890 zu lesen. Schon im April desselben Jahres, im elften Heft, konnte er anzeigen: „In Paris floriert seit Jahren das Théâtre libre: aber niemand hat noch den Versuch gemacht, ihm ein Konkurrenzunternehmen zur Seite zu stellen. (Das Théâtre libre ancien, das literarische Gewagtheiten aus dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert heraufholt, zählt hier nicht mit.) Anders bei uns in Deutschland, dem Lande des Wettbewerbs, wo jeder Erfolg seine Neider findet: das erste Lebensjahr unsrer Freien Bühne sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß eine neue Freie Bühne sich ihr beigesellte ..." Es war die „Deutsche Bühne", deren Spielplan nur deutsche Autoren berücksichtigen wollte. Und Brahm, der sie mit einem sauersüßen Lächeln willkommen heißt, bemerkte dazu: Unter den Werken, welche der Spielplan aufzählt, habe ein großer Teil auch den Leitern der Freien Bühne vorgelegen, sei aber von der Aufführung ausgeschlossen worden, weil ihnen eine Lebenskraft nicht angetraut wurde.

Ein Salon der Zurückgewiesenen, das ist j e d e Freie Bühne. Womit gewiß noch nicht gesagt ist, daß das Zurückgewiesene (oft auch an falschen Stellen von Unkundigen eingereicht) auch das Unbrauchbare ist. Aber auch eine Freie Bühne wird zurückweisen müssen. Nicht alles, was der Postpaketbote als umfangreiches Wertpaket in das geheimnisvolle Haus am Kurfürstendamm trägt, wird auch als Wertobjekt empfunden werden von den Lektoren. So entsteht — ganz wie bei den Malern und Bildhauern — bald nach der Sezession die Sezession der Sezession, in der sich wieder die von den wählerischen Talententdeckern Zurückgewiesenen austoben. Das hat alles seine



KULTUR DER GEGENWART



Ordnung, entsteht, kämpft, vergeht nach den gleichen Gesetzen. Bekämpft Andersdenkende, nimmt sich wichtig, heißt sich die „Zukunft" und geht sanft über in die alten Gleise. Denn das Publikum redet mit und schließlich — Theater sind Geschäftsunternehmungen; und, wie Magda in der „Heimat" kühl zu Tante Franziska bemerkt: „Recht hat immer bloß der Gebende." Der Geschmack des Publikums kann — nicht sprunghaft und gewaltsam — gebildet werden. Aber das Ausschlaggebende bleibt er eben schließlich doch. Und wenn ein gewisses Kuriositätsinteresse vorüber ist, kehrt das Publikum doch zu seinen alten Götzen zurück oder schwenkt mindestens in der Richtung nach dem alten Götzendienst von den Experimenten der Neulandentdecker ab. Es sieht sich heute — bekehrt und erzogen — im Lessingtheater den Ibsenzyklus an; aber den wichtigen, wahrhaften Kassenerfolg bereitet es dem Bahrschen „Konzert", das bei aller aufgepinselten Modernität viel mehr in der behaglichen Richtung Benedix liegt als in der Richtung Ibsen oder Hauptmann.

Wenn in den Suchern neuer Ideen auf dramatischem Gebiet, den Gründern neuer Bühnen nicht — gut versteckt, aber findbar für die, die's angeht — der Geschäftsmann steckt, ist auf die Dauer nichts zu holen. In der Seele Otto Brahms, der so schön das Leben Kleists schrieb und seine Stücke nicht aufführt, kalkuliert neben dem Kritiker und Künstler der ruhig wägende Geschäftsmann. In Wolzogen, dessen Überbrettlidee ein hübsches, niedliches Novum, eine wertvolle Verfeinerung der Kleinkunst bedeutete, steckte er nicht. Der hielt die Pose, zu der eine anfängliche Überzeugung werden muß, nicht aus und kalkulierte nicht mit der nötigen Kühle. So lautet denn in seiner amüsanten kleinen Selbstbiographie, den „Versen zu meinem Leben" (Verlag von T. Fontane & Co.) beigedruckt, der Schlußpassus dieses Kapitelchens seiner Kunstfahrten ganz logischerweise also: „Ich aber mit meiner verruchten Ehrlichkeit, meiner trostlosen Unfähigkeit, in einer wenn auch noch so wirksamen Pose zu verharren, fühlte mich durch die Notwendigkeit, tagtäglich für Geld zu bluffen und zu posieren, heillos prostituiert. Und dann kam als weitere unerträgliche Erschwerung noch der Umstand hinzu, daß mir das Geschäftsinteresse die stete Berührung gerade mit jener Menschengattung, die ich am meisten haßte und verachtete, zur Notwendigkeit machte: mit all den skrupellosen Profitjägern, Geschäftchenmachern, Schmeichlern, Schleichern, Lächlern und Lügenbolden, die in jeder Großstadt sich wie die Geier um das Aas alsbald um jedes künstlerische Unternehmen scharen, solange es prosperiert." ... Nicht höflich gesagt, nicht liebenswürdig ausgedrückt, nicht einmal von dem angenehmen Humor des sonst so Fröhlichen vergoldet — aber lehrreich für die Idealisten. Lehrreich für alle, die in einem Theaterunternehmen, wenn es nur mit den kräftigen Phrasen der Unentwegten, mit der Beteuerung der reinen Kunstliebe einsetzt, eine Vereinigung von Hohepriestern sehen mögen, die nur ihren himmlischen Eingebungen zugänglich sind. In München (nicht in dem vielgescholtenen Berlin) hatte Wolzogen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Theater der Moderne gegründet. Er hätt's auch „Freie Bühne" nennen können. Hauptmann, Halbe, Tolstoi, Maeterlinck, Maupassant, Ibsen, Hartleben, Rosmer, Georg Hirschfeld — das war sein Programm und seine Arbeit. Er begann mit dem Akademisch-dramatischen Verein, dann mit der von ihm gegründeten Literarischen Gesellschaft. Das Ende? „Das Geld und das Haus für das neue Drama bekam Herr Isaak Gedalje Stolzberg aus Wogroschin in Westgalizien." Nach des Gründers und Förderers, des Freiherrn von Wolzogen, eigner Aussage.

Ich bin kein Miesmacher und will keiner sein. Ich freue mich aller guten Anfänge, auch wenn ich betrübliche Muster minder guter Fortsetzungen, traurigen Endes kenne. Ich bin bereit, belehrt, überzeugt, zu jauchzender Anhängerschaft gezwungen zu werden. Aber ich habe ruhig und ohne Vorschußekstase warten gelernt auf köstlicher Verheißungen liebliche Erfüllung.

Rudolf Presber



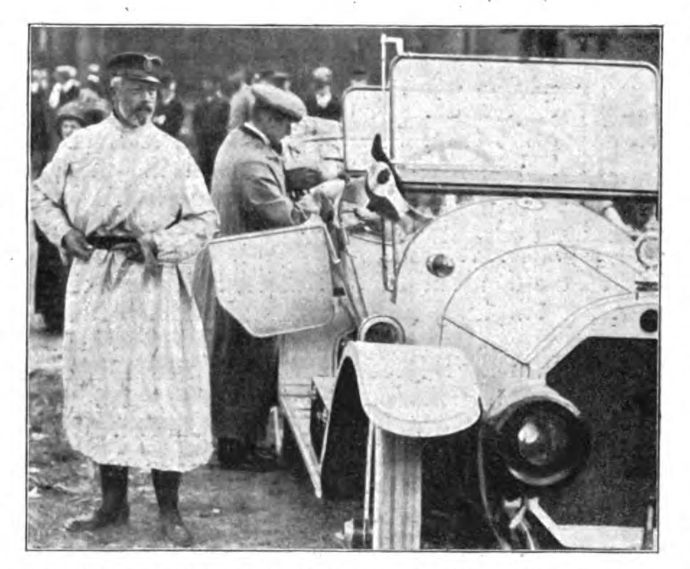
KULTUR DER GEGENWART





SPORT

Gerade in den Hundstagen und in der Gluthitze, die sonst dem Sport nicht günstig zu sein pflegt, hat der Automobilismus zwei Ereignisse von „Klasse“ sich entscheiden lassen: Die Prinz-Heinrich-Tour und den Automobil-Grand-Prix auf dem Sarthecircuit. Die Tour, für die Prinz Heinrich den Preis gestiftet, war kein Rennen, sondern mehr eine Gesellschaftsreise, allerdings mit einer Wertung auf Grund von Strafpunkten. Was der ganzen Fahrt aber den Stempel des Ungewöhnlichen aufdrückt, war das politische Moment, das hier in den Sport hineinspielte.



Prinz-Heinrich-Fahrt: Prinz Heinrich beim Start in Southampton

Man weiß, daß Prinz Heinrich vor vier Jahren dem Kaiserlichen Automobilklub einen Wanderpreis gestiftet hat, der nach dreimaliger Tourenfahrt in die Hände desjenigen gelangen sollte, der auf diesen drei Fahrten am besten abschneiden würde, er mußte also mindestens zweimal siegen — andernfalls sollte das Los entscheiden. In jeder dieser Tourenfahrten, die bald durch Deutschland, bald durch Österreich-Ungarn gingen, waren zwei kurze Rennen eingeschaltet, und Preisträger blieb schließlich auf Grund des Loses der Gewinner der letzten Konkurrenz, der Ingenieur Porsche auf einem österreichischen Daimlerwagen. In diesem Jahre hatte der Prinz einen neuen Preis gegeben, aber ohne Hinzutun eines Rennens und mit der Bestimmung, daß Deutsche und Engländer sich um den Preis bewerben sollen und daß dieser entweder dem Deutschen Kaiserlichen Automobilklub oder dem Royal Automobil Club von Großbritannien zufallen sollte. Die Wertung sollte so gehandhabt werden, daß diejenige Seite, deren Wagen mit den wenigsten Strafpunkten für Defekte aller Art bedacht wurden, siegreich sein sollte.

Prinz Heinrich hatte absichtlich gerade die Engländer als Konkurrenten ausersehen, um die so locker gewordenen Beziehungen zwischen den beiden Völkern auf dem Wege einer friedlichen Autokarawane mehr zu befestigen. Und in der Tat haben sich die dreißig englischen Autler mit den achtunddreißig deutschen Sportsgenossen kameradschaftlich vertragen, haben Staub und Hitze, haben die Tücken des Motors und die Gefahren der Landstraße vierzehn Tage lang geduldig hingenommen. Es ist vielleicht vom Standpunkte des Preisstifters aus ganz gut, daß die Engländer die Trophäe gewonnen haben, gewonnen infolge des Mißgeschicks einiger deutscher Wagen, die in die Brüche gegangen waren, weil ihre Lenker nicht die nötige Vorsicht hatten walten lassen. Aber der Kampf um den Sieg war diesmal Nebensache. Auf dieser Fahrt waren nur die Augen aufzumachen, um ein Riesenpanorama aufzunehmen. Die ganze Strecke von Hom-



KULTUR DER GEGENWART



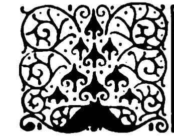
burg über Köln und Münster nach Bremerhaven, dann nach der Überfahrt über den Kanal die Reise von Southampton nach Leamington, Harrogate, Newcastle, Edinburg, Windermere über Cheltenham nach London war ein langer Triumphzug. Links und rechts Menschen, die Hurra und Hurrä riefen, die Fähnchen flattern ließen und die Mützen schwenkten, Kinder, die sich die Kehle heiser schrien, und Frauen, die Blumen in den Wagen warfen. Die Engländer haben auf den deutschen Straßen eine der schönsten Landschaften Deutschlands, ein betriebsames Volk, reiche und saubere Städte und Dörfer gesehen und Menschen, die wohlerzogen sind und nicht (der Phantasie mancher englischer Hetzer nach) in Höhlen wohnen. Und die Deutschen wieder haben die vornehmste englische Gastfreundschaft gekostet, haben in Herzogspalästen, bei den Dukes of Portland und Northumberland, bei Lord Derby und dem Duke of Beaufort getafelt und Schätze bewundert, die sonst dicht verschlossen sind; die Deutschen haben ein Gartenland und eine Parkkultur an sich vorüberziehen lassen, die wir nicht besitzen, und es sollte wundernehmen, wenn das englische Musterbeispiel nicht Nachahmer auf dem Kontinent fände.



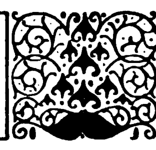
Prinzessin Heinrich gratuliert in Badminton dem Sieger der Prinz-Heinrich-Fahrt

Ob sich politisch die auf dieser Tour angeknüpften Beziehungen verwerten lassen werden, ist schwer zu sagen. Der Augenblickserfolg hat in jedem Falle dem Prinzen Heinrich recht gegeben, denn noch niemals ist der phlegmatische Engländer so stark aus seiner Reserve herausgetreten und hat den „Germans“ auf offener Straße zugejubelt und ihnen zuliebe Flaggen herausgesteckt. Englische und deutsche Offiziere, die als Unparteiische die einen den deutschen, die andern den englischen Wagen beigegeben wurden, haben sich auf dieser Reise kennen und schätzen gelernt, und nicht ein Mißton oder irgendein Akzident trübte die Konkurrenz, in der nicht etwa gerast, sondern nur ein sogenanntes Spaziertempo eingehalten wurde.

Unglücklicher war der Ausgang des Automobil-Grand-Prix auf dem Circuit de la Sarte in der Umgebung von Le Mans. Den Franzosen steckte es schon lange in den Gliedern, nach langer Ruhepause wieder ein Rennen der schnellsten Wagen zu inszenieren. Aber der Lockruf fand nur geringen Widerhall, und Frankreich und Italien blieben in dieser Konkurrenz unter sich, die einen italienischen Fiatwagen, gesteuert von Hemery, in Front sah. Gerade als der bekannte Rennfahrer Maurice Fournier auf einem französischen Wagen „Kopf an Kopf“ mit Hemery im 120-Kilometer-Tempo kämpfte, hatte er das Unglück, daß ihm die Vorderachse brach. Der Wagen



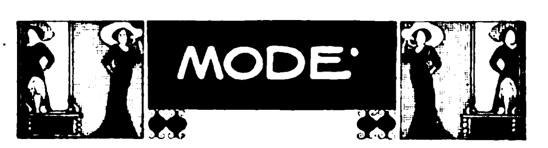
KULTUR DER GEGENWART



überschlug sich, und Fournier fand seinen Tod, während sein Mechaniker schwer verletzt wurde. Todesstürze dieser Art sind im Automobilrennen schon mehrfach zu verzeichnen gewesen, wenn auch im allgemeinen zu sagen ist, daß heute die Kunst, einen Wagen im schnellsten Tempo hinsausen zu lassen, bei der Vervollkommnung der Motoren nicht so schwierig ist, als der Laie annimmt. Einen Wagen auf ebener Strecke mit langer Linie gerade zu halten, ist kein Kunststück, schwieriger ist es, um die Kurven zu kommen und die Berge zu nehmen, und darum wird ein Bergrennen immer das schwerste Kriterium bilden.

Die großen Flugkonkurrenzen der Saison hatten weniger Opfer gefordert, als befürchtet wurde, haben aber wieder bestätigt, daß Frankreich noch immer in der Aviatik an der Spitze marschiert und den Vorsprung, den es seit Jahren besitzt, zäh festgehalten hat. Männer wie der Schiffsleutnant Beaumont und Vedrines, die Paris—Rom, Paris—Madrid und rund um England geflogen sind, fehlen uns noch, wenn auch bei uns junge Kräfte auf dem Marsch sind, die Luft zu erobern. Es ist merkwürdig, daß gerade die sensiblen Franzosen Meister eines Sports sind, der die stärksten Nerven fordert.

Arno Arndt



MODE

Auch der Sportanzug — soweit es sich nicht um Athletik handelt — steht gänzlich unter dem despotischen Zepter der Mode, einer Mode, die ihre eignen Wege geht, eng gezogen, fest begrenzt, aufgebaut durch die verschiedenen Sportarten selber, bei deren Ausübung, die sich zumeist in Klubs vor Zuschauern abspielt, man nicht gern auf Eitelkeit verzichtet. Selbstredend erforderte es einige Jahre, ehe für die neuen Bedürfnisse das Richtige gefunden war, das nicht immer für alle Sportausübenden erreichbar ist, ist doch die Gewohnheit, an gewissen Sportarten teilzunehmen, bis in die breiten Volksschichten eingedrungen, wo die Frage des Anzuges aus praktischen Gründen gänzlich in den Hintergrund treten muß.

Ebenso unangebracht, als es in diesem Falle ist, über nichtsportmäßige Adjustierung ein Wort zu verlieren, so berechtigt ist es, Bemittelte aus diesem Anlaß zu kritisieren, denn der falsche Anzug ist in diesem Falle nur Mangel an Geschmack, der sich in allererster Linie dadurch geltend macht, sich an unrichtiger Stelle zu „putzen".

Wenn von Sport die Rede ist, handelt es sich im Sommer in erster Linie um Golf- und Tennisspiel. Golf- und Tennisanzug decken sich im großen und ganzen. Bei ersterem kommt es sehr darauf an, in welcher Gegend und Jahreszeit gespielt wird. Da für Deutschland eigentlich nur die im Sommer benutzten Links in Betracht kommen, bedarf es keines streng sportlichen Anzuges, nur die Fußbekleidung verlangt Aufmerksamkeit. Sie besteht, da man Nässe nicht scheuen darf, aus gelben, derben Schnürstiefeln mit halbhohem Lederabsatz und passendem Strumpf. Der Rock reicht bis zum Stiefelrand und ist weiter gehalten als jener des streng modernen „Trotteurkleides". Die Engländerin bevorzugt zu diesem Zweck nach wie vor den sechsteiligen Rock, dessen Nähte sehr breit aufgesteppt sind. Auch trägt sie Röcke, denen seitlich oder hinten Faltengruppen eingesetzt sind. Just im Hochsommer kann der Rock sehr wohl weiß sein, sogar aus schwerem Baumwollstoff, gegen den Herbst zieht man, der Feuchtigkeit des Grundes wegen, dunkle, melierte Stoffe vor, auch Covert Coat wird wieder viel gewählt. Die Eleganz des Rockes drückt sich durch die Stoffqualität aus, die Qualität der Näharbeit, die makellose Frische. Die Bluse ist aus weißem oder buntem Baumwollstoff, aus Flanell oder Halbflanell. Man gestattet ihr in letzter Zeit etwas mehr Phantasie, das heißt also Rückenschluß, eingearbeitete Stickereien und Spitzen und Jabots, stets unter der



KULTUR DER GEGENWART



Voraussetzung, daß sie das Gesicht der einfachen Lingeriebluse wahrt.

Während der Rock des Straßenkleides sozusagen ausnahmslos halbanliegende Miederform zeigt, schließt der Sportrock oft im Taillenschluß ab und erfordert dann einen Gürtel. Dieser ist nun einheitlich weiß, schwarz oder bunt, mit Vorliebe aus Lackleder, bald durch einfache Schnallen unterbrochen, bald gestreift — schwarzrot, blauweiß und so weiter —, bald besteht er aus seidenem Ripsband, das gestattet, eine gute, aber unauffällige Schnalle aus Emaille, Stahl, Messing, Silber, Tula oder Bronze anzubringen.

Unerläßlich ist eine Jacke. Diese ist entweder zum Rock gehörig oder in Strick- oder Häkelarbeit hergestellt. Neuer und allerdings sehr viel kostbarer als die Wolljacken sind jene aus dicker Cordonettseide gestrickt, und zwar in der sehr einfachen, aus zwei gerade, zwei verkehrt gestrickten Maschen gebildeten Musterung. Diese bildet den ganzen Jackenkörper, der ringsherum von einer etwa sechs Zentimeter breiten Bordüre umgeben ist, die eine etwas abweichende Musterung zeigt. Die Ärmel sind lang und eng, ganz gerade, wie an einem Sweater. Die hier abgebildete Jackenart ist das Neueste, was es auf diesem Gebiet gibt. Viele der neuen derartigen Jacken sind kurz gehalten, stets halbanliegend.



Gestrickte Jacke aus Cordonettseide und gehäkelte Mütze

Eine sehr moderne Kopfbedeckung sind die weichen Stoffhüte, die zum Rock möglichst passend gewählt werden, mit rundem Kopf und ringsherum gleichbreiter Krempe, die nach Belieben herauf oder heruntergeschlagen wird. Koketter sind die auf dem Bilde ersichtlichen gehäkelten runden Mützen, die man nur in der dargestellten Art tragen kann. Für eine Frau, die sich nicht entschließen kann, die Mütze über den Hinterkopf zu ziehen, ist diese Kopfbedeckung nicht geeignet. Man trägt sie in Weiß oder Dunkelblau, auch Braun oder Dunkelolivgrün, sofern dies zum Anzug sehr gut paßt, aber es erhöht durchaus nicht den „Schick“ — im Gegenteil — diese Mützchen in leuchtenden Farben zu tragen. Der geringsten Gefahr, sich im Sportanzug zu entstellen, setzt man sich aus, indem man den „Matrosenhut“ wählt, der zu je dem Sportanzug paßt und speziell in diesem Sommer in sehr kleidsamer Form geboten wird, mit gefällig großem Kopf und ziemlich breiter Krempe. Er wird augenblicklich natur- und vernunftgemäß in den Kopf einfallend getragen; durch jedes Schiefsetzen,



KULTUR DER GEGENWART



Aus-der-Stirn-Schieben, durch Bügelerhöhen und so weiter würde er dem Kopf eine gänzlich altmodische Silhouette verleihen.

Zum Sportanzug gestattet ist auch ein einfacher großer, leicht glockenförmiger Hut, umgeben von einem schwarzen Samtband, das unter flacher kleiner Schleife abschließt, oder von einem aus Stroh gebildeten Band — letzteres ist der „grand chic".

Das Schuhwerk ist weiß, ebenso der Strumpf; wird während des Spieles ein dunkler Strumpf getragen, so ist das nur damit zu entschuldigen, daß der Tennisschuh vor dem Verlassen des Klubhauses mit einem dunklen Straßenschuh gewechselt werden soll, was in sehr vielen Klubs Usus ist.

Bluse, Gürtel und Jacke anbelangend, gilt dasselbe wie bezüglich des Golfanzuges. Der wahren Eleganz scheint es selbstverständlich, daß man beim Tennisspiel nicht mit „Eleganz protzt" und übertransparente Spitzenblusen trägt, daß die zum Anzug gehörende Untertaille nicht bis zum halben Rücken dekolletiert ist und etwa nur Achselbänder zeigt!



Reisekleid aus weiß und grau gestreiftem Cheviot und Reisekapotte aus dunkelgrauem Stroh, mit hellgrauem Band garniert

Sie staunt, wenn sie sieht, wie Damen, die mit den Worten „fein" und „demimondemäßig" oft gar flink bei der Hand sind, mit dermaßen gänzlich unzulänglicher Bekleidung auf die Straße gehen, anstatt sich an den Schnitt der feinen französischen Untertaille zu halten, die gemäßigten Ausschnitt zeigt, und vor allem in der Achselhöhle so genau anschließt, daß sie das Anbringen der Armblätter gestattet, die mittels eines schmalen Bandes mit Schleifenabschluß oder eines Gummibandes am Arm festgehalten werden.

Margarete von Suttner

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner, Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.

In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



(Im Besitz der Galerie O. Hermes, München)

Dorfschönheit

Nach einem Gemälde von Franz von Defregger



Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)

Klementine entdeckte, noch bevor ihr die treue Martha berichten konnte, Karlmanns Verrat. Sie gab an dem gleichen Nachmittag, der ihren Sohn mit Toni Tränkle im Stadtpark gesehen hatte, eine große Damenkaffeegesellschaft. Selbstverständlich hatte sie auch die Gieblerschen dazu eingeladen, und keine Zusage war ihr so sicher wie aus dem größten Hause der Bertastraße — man mußte sich ja darin verstehen, daß der Bund der beiden Familien jetzt seinem Ziel entgegengeführt wurde. Aber das Unglaubliche geschah — die Gieblers kamen nicht. Sie sagten ab, als Frau Rominger sie zu der Gesellschaft bat, die Marion und Elsa als glückliche Bräute präsentieren sollte. Es war unfaßbar — Frau Staatsminister von Pretzel kam, Frau Generalsuperintendent Bock, sogar die Prinzessin Mathilde hatte die Gnade, auf ein halbes Stündchen zu erscheinen und sehr viele Sandwiches zu essen — Gieblers sagten ab. Ihr Brief aber ließ allmählich einen Verdacht in Klementine wach werden. Sie hatte in ihrer Einladung beziehungsvoll erwähnt, daß ihr Sohn Karlmann sich glücklich schätzen würde, Fräulein Malis Gesang zu begleiten, und Frau Giebler schrieb zurück, das müsse wohl auf einem Irrtum beruhen, sie könne sich gar nicht vorstellen, daß dem Herrn Sohn etwas Derartiges angenehm sei. „Der Lausbub!" murmelte Klementine erblassend. „Ist er also noch nit hingegangen!" Wie absichtlich Karlmann die Gieblers auf der Straße brüskiert hatte, das ahnte sie freilich nicht. Sie konnte Karlmann an diesem Abend nicht mehr fassen — er war in einem Sinfoniekonzert und wollte später in den Klub gehen, wie Philipp zu erzählen wußte. Als sie aber am nächsten Morgen entschlossen in sein Zimmer trat, fand sie es leer und einen Zettel auf dem Nachttisch: „Bin auf zwei Tage nach Bertholdshausen gefahren, will mich dort für eine wichtige historische Arbeit sammeln. Gruß. Karlmann." Diese Eigenmächtigkeit war ihr denn doch zu stark. Die erste Reise, die er unternahm, ohne seine Mutter davon in Kenntnis zu setzen! Was war nur über ihn gekommen? Was für ein gefährlicher Rebellengeist? Sie mußte

jetzt klarsehen und wandte sich selbstverständlich an Martha, die schon seit gestern mit einer geheimnisvollen Miene um sie herumging. Nach wenigen Minuten hatte sie aus der Getreuen das Fürchterliche heraus. Ihr Sohn, ihr Liebling, ihr edler, vornehmer Karlmann, er hatte sie betrogen, schändlich hintergangen, wortbrüchig war er geworden, meineidig — ja, sie mußte es so nennen. Mit einem Proletenfrauenzimmer, mit der Tochter vom Koch am Markt, hatte er sich öffentlich blicken lassen! Wie weit mochten sie schon miteinander sein? Vor welchen Abgrund hatte man den Unglückseligen geschleppt? Ein neuer Abgrund, ja — die Schauspielerin hatte er nicht verlassen, um sich in den Hafen einer Gott und Eltern gefälligen Verlobung zu retten — mit einer abgefeimten Schlauheit, die sie ihm niemals zugetraut, hatte er sich erst von ihrer Mutterliebe Trost und Entschlossenheit geholt, um durch den Bruch mit der einen Mätresse zu einer andern zu gelangen. Um etwas Besseres, Ernsteres konnte es sich unmöglich handeln. Karlmann wußte zu gut, daß seine Mutter zu einer Mesalliance niemals ihre Zustimmung geben würde. Dazu hatte sie sich ihre Kinder zu sauer werden lassen, besonders die Buben — über ihren Kopf hinweg geschah nichts. Der kluge, hinterhältige Karlmann — er sollte sich aber gründlich verrechnet haben.

Kampfbereit tobte Klementine auf die Straße hinaus. Martha, die ein schlechtes Gewissen hatte und die Rache des jungen Herrn fürchtete, versuchte sie festzuhalten, zu beruhigen — es war umsonst. Trostlos überlegte Klementine, was sie zunächst unternehmen sollte, um das Unglück zu verhüten. Zu ihrer Mutter traute sie sich nicht — sie fühlte sich in ihrem Sohn vor dieser stolzen alten Frau gedemütigt. Justinus war für große Aufregungen nicht zu brauchen — wenn er sie kommen sah, schloß er sich gewöhnlich in seinem Atelier ein und malte ein Stilleben. Marion und Elsa würden sicher nur die bekannte Sensation im Friedrichsburger Leben empfinden, Philipp sie mit seiner fürchterlichen, phlegmatischen Objektivität entwaffnen — nein, nein — sie war wieder einmal ganz allein. Da Karlmann vor morgen abend nicht zu erreichen war, kam ihr Hochmutsteufel plötzlich auf einen gefährlichen Einfall. Sie winkte mit heftigem Zuruf einer Droschke und fuhr zum Marktplatz hinunter. Wie ein Stier, der einem roten Lappen nachrennt, stürmte Klementine in eine große Dummheit hinein. Sie machte sich nicht klar, was sie tat, sie fühlte nicht, wie sie den Boden des Takts und des Rechts verließ — mit glühendem Kopf entstieg sie der Droschke und betrat, mit ihrem schweren Seidenkleid rauschend, das Haus der Tränkles. Frau Barbara war zufällig allein daheim. Die Töchter hatten den Vater zum Einkauf nach Schleedorf begleitet — auch die Großmutter war mitgefahren. Als Barbara plötzlich Frau Professor Rominger höchstselbst erscheinen sah, dachte sie nichts andres, als daß es sich um eine wichtige Bestellung handelte, und sie ging der Dame entgegen, um in Vertretung ihres Mannes alles anzunehmen. Aber dieses steinerne Gesicht, voll Gift und Stolz und Gram, es konnte so Gutes nicht bringen — sie sah es sofort. Erschrocken und in ihrer Schuldlosigkeit völlig sicher, mußte Barbara den Besuch ins Wohnzimmer hinauflassen. Hier saßen sich nun Tonis und Karlmanns Mütter zum erstenmal gegenüber. Es sollte auch das letztemal sein, und das Gespräch, das sie miteinander führten, war für beide charakteristisch genug.

Noch bevor die atemlose Frau Professor ihre wütende Anklagerede begonnen, fühlte Frau Tränkle instinktiv, daß ein schwerer Vorwurf auf sie loskommen sollte. Sie ahnte nicht, um was es sich handelte, aber die allgemeine Antipathie, die in ihr schon gegen die Romingers geschlummert, erwachte plötzlich, sie wurde ebenfalls wütend, bevor sie irgend etwas wußte, und erwartete, wie eine Löwin sprungbereit, daß ihre heiligsten Dinge zu verteidigen waren.

„Frau Tränkle," begann Klementine, ihr Asthma bekämpfend, indem sie sich mit beiden Händen auf die Schirmkrücke stützte, „Sie wissen, wir sind gute Kunden von Ihnen — seit vielen Jahren — Sie können nit sagen, Frau Tränkle, daß wir Ihnen jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben —"

„Hoffentlich sagen das die Frau Professor nit von uns?..."

„Was Ihre Küche anbetrifft — o nein, Frau Tränkle. Kochen kann Ihr Mann oder Sie, ich weiß nit, ob Sie ihm helfen, es ist mir auch einerlei — aber —"

„Aber sonst? Da wüßt' ich doch wirklich nit, was wir sonst für Beziehungen zur Frau Professor haben täten!..."

„Beziehungen?! O ja, Frau Tränkle! Beziehungen! Darum handelt sich's eben!"

„Was?!!"

„Schreien Sie bitte nit so — mäßigen Sie sich!"

„Wenn Sie nit schreien — wenn Sie sich mäßigen, Frau Professor!"

„Ich?!"

„Jawohl! Sie sind in meiner Wohnung, möcht' ich Ihnen nur sagen!"

„Das ist ja eine Unverschämtheit —!"

„So?!"

„Das ist ja —"

„Beleidigen laß ich mich nit! Von niemand auf der Welt! Und wenn's der Großherzog wär'! Sonst pfeif' ich auf die ganze Kundschaft!"

„Wissen Sie denn, um was es sich handelt?!"

„Um nix Gutes! Das seh' ich Ihnen an der Nasenspitze an!"

„Machen Sie erst das Fenster auf, bevor ich's Ihnen sag' — es ist zu heiß hier — ich erstick' sonst vor Ihren Augen!"

„Hm! Mir is es auch wie im höllischen Feuer! Da! Jetzt is das Fenster offen! Also! Aber schreien Sie nit, Frau Professor! Wenn's was is, was der Markt nit zu hören braucht!"

„Aha! Das ist es! Ja! O ja! Das ist es! Ich werd' nit schreien — nein, meine Beste — aber sagen werd' ich's Ihnen — sagen —"

„Was denn?!... He?!..."

„Ihre Tochter —"

„Meine Tochter —"

„Die saubere Toni —"

„Toni?"

„Die hat ihre Netze auf meinen Sohn geworfen! Auf meinen Karlmann! Hab' ich mir doch Tag und Nacht den Kopf zerklaubt — was fehlt dem Jungen! Woran leidet er! Was nimmt ihm die Jugend und die Gesundheit! Jetzt weiß ich's!"

„Meine Toni —?! Ach — das ist ja zum Lachen!“

„Sie haben ein Verhältnis! Was für eins, das weiß ich noch nit! Ich fordere Sie hiermit auf — ich befehl' es Ihnen — sagen Sie mir, was Sie wissen! Ich halt's nit länger aus!“

„Ich?! Sie sind närrisch! Einen Dreck weiß ich!“

„Können Sie mir's mit reinem Gewissen beschwören, daß Sie nichts unterstützen? Daß hier keine Rendezvous stattfinden? He? Hier unten am Markt?“

„Frau Professor, ich schwör' Ihnen nix, ich sag' Ihnen nix, ich weiß von nix — aber eins, das weiß ich — wenn Sie den Ton nit aufgeben — von mir und von meiner Tochter — dann —“

„Dann?!“

„Dann zeig' ich Ihnen, wo der Zimmermann 's Loch gelassen hat!“

„Also 'nauswerfen wollen Sie mich?! Oh, das ist stark! Aber was soll man hier auch andres erwarten!“

„Sie sind ja ganz von Sinnen, Sie wissen ja nit mehr, was Sie reden! Sie tun mir leid!“

„Ich geh' schon!“

„Überfallen mich hier — ich war ja ganz ahnungslos — ich werd' meine Tochter schon ins Gebet nehmen — wenn was dran is —!“

„Zweifeln Sie? Ich muß in die Luft hinaus! Ich erstick' sonst! Wo ist mein Tuch? Helfen Sie mir!“

„Hier, trinken Sie erst ein kohlensaures Wasser!“

„Danke! Ach! Die Kinder! Die Kinder! Frau Tränkle, die Kinder!“

„Nit weinen, Frau Professor, sonst wein' ich mit!“

„Nein! Nein! Das ertrag' ich nit! Adieu! Begleiten Sie mich nit! Bleiben Sie hier! Überlegen Sie sich, was ich Ihnen gesagt habe! Ich rat' es Ihnen!“

So endete der seltsame Besuch von Klementine Rominger im Hause Tränkle. —

Abends kam Karlmann nach Hause. Er hatte in Bertholdshausen keine historischen Studien getrieben, sondern mehrere Gedichte verfaßt und außerordentlich viel Landwein getrunken. Sein Schwips hielt noch vor, als die Mutter ihn im Vorzimmer empfing und durch einen Blick merken ließ, daß sie alles wußte. Aber Klementine hatte inzwischen Fassung gewonnen, und den Erfahrungen, die sie bei ihrer Attacke auf den friedlichen Marktplatz gemacht, dankte sie jetzt ein politisches, kein stürmisches Vorgehen gegen Karlmann. Sie leitet ihr Manöver damit ein, daß sie sich sofort nach seinem Eintritt in einen Sessel warf und gramvoll den Kopf in die Hände stützte. Es war selbstverständlich, daß ihr Sohn sie nach der Ursache ihres Schmerzes fragte. Doch Karlmann war herzlos genug, mit einem raschen „Guten Abend, Mama, da bin ich wieder!“ an ihr vorüberzueilen. Er wollte sich drücken. Nun aber schnellte die eben noch Hinfällige empor.

„Bleib einmal hier, Karlmann! . . . Schenk deiner Mutter ein paar Augenblicke! . . . Ich hab' mit dir zu reden! . . .“

„Mach es, bitte, kurz, Mama — ich muß noch Briefe schreiben.“

„Ja, ich mach' es kurz, mein Sohn . . . ich will mich auch nit aufregen —

nit im mindesten aufregen — in unser beider Interesse — verstehst mich? . . . Karlmann! Ich steh' ja vor einem Rätsel! Ich begreif' ja die Welt nit mehr! Ach, mach keine Ausflüchte, Karlmann — ich weiß alles!"

„Dann sage mir, bitte, was du weißt — aber ohne Tränen, Mama! Du kennst meine Nerven! Ich bin am Rande meiner Kraft! Ich ertrage keine unnützen Aufregungen!"

„Nein — da sprichst du selbst die ganze traurige Wahrheit, mein Sohn! Das ist's! Und darum blutet mir mein Herz, weil ich das mitansehen muß, ich, deine Mutter! Du bist am Rande deiner Kraft! Unnütz sind deine Aufregungen! Und was du mir getan hast — ich will es dir nit vorwerfen, es kommt aus deinem krankhaften Zustand! Helfen will ich dir! Helfen, Karlmann! Vielleicht zum letztenmal!"

„Worin denn, zum Teufel?! Was soll denn das alles heißen? Ich brauche keine Hilfe!"

„In dem, was du bisher angestellt hast, nit! Ganz richtig! Da hast du alles allein getan! Da hast du deine Mutter allein belogen und hintergangen —"

„Mäßige dich, Mama!"

„Ist es etwa nit wahr, daß du die Gieblers, die ich dir ans Herz gelegt hab', schwer beleidigt hast? Ist es nit wahr, daß du mit der Komödiantin auf meinen Rat gebrochen hast, dem Frauenzimmer ein Vermögen geschenkt und sofort ein andres Verhältnis angefangen? Ein viel schlechteres und gefährlicheres? Zum Hohn darauf, daß ich dir eine entzückende Braut bestimmt hab'? Leugn' es nit! Man hat dich mit dem Mädel vom Marktplatz gesehn!"

„Mit wem —? Wer hat mich gesehn —?"

„Martha hat mir alles erzählt!"

„Dacht' ich's doch! Dein sauberer Spitzel! Du, ich bleibe keine Minute mehr im Hause, wenn das Weibsbild bleibt!"

„Oh, das ist eine hochanständige Person! Karlmann, wir wollen ruhig bleiben! Mißversteh mich nit — es ist eine furchtbar ernste Stunde! Wahrheit will ich — wir müssen aus all dem Lug und Trug heraus!"

„Jawohl!"

„Du weißt, ich bin eine Mutter, die das Leben kennt — ihr Buben braucht mir nit nachzulaufen wie die Kükel der Henne — eure Abenteuer mögt ihr haben — tobt eure Jugend aus — aber so etwas — weißt du denn, du unerfahrener Mensch du, daß ein Techtelmechtel mit einer Bürgerlichen viel gefährlicher ist als die raffinierteste Demimonde? Hast du ihr am End' ein Heiratsversprechen gegeben, worauf die Bande aus ist wie die Katz' auf die Maus? Ja? Ja? Bei allem, was dir heilig ist, Karlmann — hast du so was getan?"

„Mama — mach mich nicht verrückt, Mama. Das ist ja alles so grotesk — um Gottes willen — das tanzt und heult und tobt ja mit mir in der Stube herum! Ich sage dir, Mama — bei allem, was mir heilig ist, ich hab's getan! Ich hab's getan und werd' es wieder tun! Zu fürchten hast du nichts!"

„Bub! Das ist niederträchtig! Ja, das ist niederträchtig, Karlmann!"

„So?! Ich bin andrer Ansicht! Dann kann ich ja gehn!"

„Du willst die Tochter vom Tränkle heiraten? Du? Der Karlmann Rominger?! Das sind Bauern, du, und du bist der Sohn vom ersten Haus der Stadt!"

„Darüber lach' ich! Weil ich jetzt weiß, was ich bin, darum werde ich an ihr festhalten! Ich habe lange darüber nachgedacht, ich habe furchtbar damit gerungen! Aber nun kenn' ich auch ein Resultat! Mein Familienstolz, Mama, der sagt mir, daß wir zugrunde gehen, wenn wir in unserm Fahrwasser bleiben! Wenn wir keinen frischen Quell, keine neue, belebende Kraft in unsern Sumpf lassen! Oh, ein Sumpf noch nicht, verzeih, aber ich fühl' es, er wird es bald werden! Ich, ich, dem ihr's am wenigsten zutraut, ich bin vielleicht berufen, euch davor zu retten! Ein Tor will ich aufreißen! Luft! Blutaufmischung! Hinaus die alten Vorurteile, hinaus — wir haben uns lange genug von ihnen knechten lassen!"

„Das Frauenzimmer hat ihn närrisch gemacht! Gott schütz dich, Karlmann!"

„Oh, ich bin ganz klar, Mama! Ganz klar! Wer sind die Gieblers? Nenn doch bloß die Dinge beim rechten Namen! Bettfedern haben sie reich gemacht! Ihre Familie ist viel schlechter als die vom Koch am Markt — das weiß ich! Nicht deswegen willst du mich mit dem Mädel, das mich so wenig mag, wie ich sie, verkuppeln — Geld hat sie, viel Geld! Und wir — wir tun nur so!"

„Wir tun nur so?! Du dummer Tropf — hast du eine Ahnung, was ich für Spekulationen im Kopf hab'? Wie ich euch Träumersipp zum Herbst aus aller Not herauskriegen werde, wenn ich eine halbe Million verdient hab'?!"

„Nein — das ist mir auch egal — ich habe keine Beziehungen zu Herrn Kesselbach und Konsorten —"

„Karlmann!"

„Und ob sie deiner mehr würdig sind als meine Beziehungen zu Toni Tränkle — das wollen wir dahingestellt sein lassen!"

„Lausbub!"

„Das sagst du jedem, der dir mal die Wahrheit sagt!"

„Jetzt bin ich zu End' mit dir. Ich ruf' mir den Papa."

Noch ehe er es verhindern konnte, war Klementine zum zweiten Stock hinaufgeeilt, zum stillen Heiligtum im Hause, der Werkstatt des Vaters. Niemand durfte um diese Stunde das Atelier betreten — Klementine trat ohne anzuklopfen in den streng beschützten Raum. Justinus Rominger saß über einer Arbeit, die er seit Arnold Ringers Besuch am liebsten vorhatte — alte Kupferplatten aus seiner römischen Zeit hatte er wieder in Angriff genommen, einst geplante wundersame Radierungen aus der Campagna hoffte er noch zu Ende führen zu können. Es war eine Arbeit, so schön wie erschöpfend für seine alten Kräfte. Hand und Auge wollten nicht mehr mit. Aber Arnold Ringers Worte über die Entwürfe klangen um so frischer in Rominger nach, er wollte durchaus dem Reste seines Lebens noch solch ein Werk abgewinnen. Karlmann zitterte, als die Mutter es wagte, in den Schaffensraum des Alten einzudringen. Er fühlte sich schuld daran und lauschte angstvoll, welcher Zornesausbruch des stillen Meisters erschallen würde. Doch alles blieb stumm. Nach einer Viertelstunde etwa kam Klementine mit verweinten Augen zurück und sagte nur: „Geh zum Vater hinauf, Karlmann — er erwartet dich."

Zusammenzuckend, weigerte Karlmann sich nicht. Er fühlte fast einen männlichen Wunsch erfüllt und schritt, sich reckend, dem Atelier zu. Hier fand er den Vater in seinem Arbeitskittel, die kurze Pfeife rauchend — seine breiten,

von Säure befleckten Hände ruhten auf der großen Kupferplatte, die ein wundersam fein gestricheltes Landschaftsbild zeigte. Der große Tisch war mit Werkzeug bedeckt, mit alten Papierrollen, staubigen Entwürfen und Photographien. Eine eigens für die Abendarbeit konstruierte Brille trug der Vater, er war aufgestanden, stand über seiner grünbeschirmten Lampe, und das tiefbeschattete Antlitz mit dem grauen Vollbart war sehr ernst. Karlmann blieb an der Tür stehen, seiner Ansprache gewärtig.

„Du machst der Mama viel Kummer, Karlmann. Solltest einmal ernsthaft an ihren Herzfehler denken."

Seine Worte klangen seltsam weich, gütig und maßvoll — Karlmann traten Tränen in die Augen. „Wie gern möcht' ich das, Vater," stammelte er. „Ich schwöre dir, Mama treibt mich selbst in die Rücksichtslosigkeit hinein. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen."

„Gegen deine Mutter? Höre, Karlmann — das ist schlimm, wenn ein Sohn das sagt."

„Ist es nicht auch schlimm, wenn zwischen dem Sohn und der Mutter ein ordinärer, käuflicher Dienstbote steht? Wenn sie ein Geschöpf wie Martha mir zuvorkommen läßt und nicht abwartet, bis ich ihr selbst mein Tiefstes und Heiligstes sage?"

„Dein Tiefstes und Heiligstes?"

„Ja, Vater! Darum handelt es sich bei Toni Tränkle! Ich schütze sie gegen jede Beleidigung! Ich weiß auch vollkommen, wie groß der Moment für mich ist, es dir jetzt sagen zu können!"

Justinus Rominger antwortete nicht sogleich, sondern sah erst prüfend auf die Kupferplatte nieder. Über eine Stelle war Säure gegossen, und eben ließ sich ein Zersetzungsprozeß beobachten. Dann aber strich er sich mit der schweren Hand über die Stirn, nahm die Brille ab und sagte, ohne Karlmann anzublicken: „Dagegen hab' ich nicht das mindeste einzuwenden. Aber weißt du, lieber Karlmann — wir sind zwar Vater und Sohn — doch wirst du es mir, wenn ich mich an meine Jugend erinnere, nur danken können, daß ich mich auf solche Sachen nicht einlasse. Das Tiefste und Heiligste soll da sein, und ich freu' mich selbstverständlich, daß du so etwas dein eigen nennst — aber es ist doch sozusagen Privatsache. Für jeden Mann, du verstehst mich, Privatsache. Der Mama wirst du den richtigen Begriff davon nie beibringen. Ich hab' ihn — doch ich will nicht davon sprechen mit dir. Eins nur — dazu fühl' ich mich verpflichtet — du willst sie heiraten, das Mädel?"

„Einst — gewiß!"

„Einst.. Wenn du was kannst und bist — nicht wahr? Ja, Karlmann — aber erst, wenn du was kannst und bist, solltest du mit so ernsten Absichten an ein Mädel, das dir lieb ist, herantreten. Erst dann solltest du mit mir davon reden. Ich kann dir nicht geben, was du brauchst, um ein paradiesisches Leben als Herr Niemand mit deinem Weiberl zu führen. Ich nicht und die Mama auch nicht. Also komm wieder, lieber Sohn, wenn du was kannst und bist. Und nimm dich zusammen. Mehr Taten, weniger Worte. Das Mädel wird auch dafür sein!"

Er setzte sich und begann zu arbeiten. Karlmann starrte den Vater an — glühende Röte stieg in seine Wangen, noch einmal schüttelte ihn der Krampf

von Liebe und Haß, von Ehrfurcht und Verachtung — das letztemal, es sollte und mußte das letztemal sein. Dann eilte er die Treppe hinunter.

Im Vorzimmer unten kam er nicht an seinen Geschwistern vorbei. Marion und Elsa steckten heftig tuschelnd die Köpfe zusammen — sie wußten, was geschehen war. Philipp ging vor ihnen auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, ein Bild des behäbigen Weisen, dem all solche Kämpfe nicht fremd und längst überwunden waren. Er hielt den vorbeistürmenden Karlmann fest.

„Laß mich!"

„Sei vernünftig — hör mich einen Augenblick, Karlmann — ich wollte dir nur sagen —"

„Nichts vor unsern Schwestern! Es ist mir furchtbar ernst, lieber Philipp!"

„Mir auch — was denkst du denn? Du verkennst uns. Wir sind direkt empört über Mamas Verhalten. Wir haben hier eben beschlossen, daß es die höchste Zeit ist, gegen ihre Tollheiten vorzugehen. Wir werden ein Kuratel über die Frau verhängen, ein moralisches Kuratel — sie weiß nicht mehr, was sie tut."

„Wahrhaftig nicht!" bekräftigten die Schwestern.

Karlmann sah seine Bundesgenossen etwas zweifelnd an. „Ich danke euch," flüsterte er scheu. „Aber ich bitt' euch auch, Kinder — laßt eure Hände davon. Mama ist leidend. Ich habe mich eben mit Papa darüber ausgesprochen . . ."

„Mit Papa?" Die Geschwister sperrten Augen und Mund auf.

„Jawohl. Wir sind uns ganz einig darüber, daß Mama geschont werden muß. Sie muß einfach aus dem Spiel bleiben. Ich tue von jetzt an allein, was ich für richtig halte."

„Na, höre mal — ob das der richtige Weg ist . . . So wirst du sie kaum hindern, daß sie Dummheit auf Dummheit begeht."

„Wieso? . . ."

„Na, weißt du denn nicht — ist das etwa keine Dummheit, daß sie heute vormittag sofort zu den Tränkles hinuntergefahren ist und der Frau eine Mordsszene gemacht hat, dem armen, unschuldigen Weibe, das von nichts eine Ahnung hatte?"

Entsetzt sah Philipp, wie Karlmann kreidebleich wurde und sich dem Wohnzimmer zuwandte — im nächsten Augenblick trat ihm Klementine daraus entgegen. Sie fuhr bei seinem Anblick erschrocken zurück. Doch Karlmann ergriff ihre Hand und schüttelte sie heftig. „Ist das wahr, Mutter — sage mir, ist das wahr — was Philipp mir gesagt hat —!"

„Bist du wahnsinnig, Karlmann?"

„Hast du es gewagt? Bist du bei ihrer Mutter gewesen? Du? —"

„Ich hab' getan, was ich für richtig hielt! Laß mich los, du pietätloser Mensch, du! Laß mich los! Um Gottes willen! Schützt mich, Kinder!"

Karlmann brach in ein wildes, gellendes Gelächter aus. Noch immer hielt er eisern die Hand seiner Mutter fest. Doch im nächsten Augenblick hatten die Geschwister ihn losgerissen und zur Tür hinausgedrängt. Er stürmte ins Freie. Klementine saß halb ohnmächtig im Lehnstuhl, unter ihrer Nase befanden sich zwei Riechfläschchen, die Marion und Elsa hielten, während Philipp überlegte, ob alter Sherry oder ein Brausepulver das richtige wäre. „Infam," flüsterte er düster. „Infam. Das hätt' ich dem Karlmann nicht zugetraut."

„Um dieser Turnlehrerin willen," sagte Elsa. „Ich finde sie nit einmal hübsch."

„Sie hat schon Temperament," meinte Marion. „Aber so gewöhnlich ist sie. Merkwürdiger Geschmack. Für uns ist es furchtbar peinlich. Wir geben selbstverständlich die Stunden auf."

„Das wird unser ganzer Kreis tun. Was denkt sich denn die Person?"

„Ist dir jetzt besser, Mama?"

Klementine richtete sich an Marions Händen auf und nickte matt. „Ein bißl ... Ich dank' euch, Kinder ... Ihr haltet zu mir ... Ihr verlaßt mich nit!"

„Mama!" rief Philipp bedrückt, denn er war im Zweifel, ob es schön oder peinlich war, zu dieser bewegten Gruppe zu gehören.

„Der arme Bub," flüsterte die Mutter plötzlich, ihre Augen trocknend. „So hab' ich ihn nie gesehen. Solchen Ausbruch hab' ich nie bei ihm für möglich gehalten."

„Tatsächlich 'ne starke Leidenschaft," sagte Philipp, halb gerührt, halb neidisch.

„Ja, ja ... Das muß es wohl sein ... Aber ein Glück ist es nit ... Bringt mich zu Bett, Kinder." —

Im Hause Tränkle ging es inzwischen nicht minder lebhaft zu, doch anders gestaltete sich hier das Aufeinanderplatzen der Gemüter. Barbara blieb noch stundenlang allein und hatte einen heißen, einsamen Kampf in ihrer Seele zu kämpfen. Sie brachte ihn, obwohl sie Klementine an Temperament in keiner Weise nachstand, mit ihrem leiderprobten Volksinstinkt zu einem reiferen Ergebnis. Vor allem beschloß sie, ihren Mann von der ganzen Sache unbehelligt zu lassen und nur an das zu glauben, was Toni ihr gestehen würde. Der alte Koch gehörte seiner Arbeit — tragische Aufregungen wollte sie ihm ersparen. Auch war ihr seine überempfindliche Zärtlichkeit für Toni bekannt. Der Gedanke an Toni aber erweckte in Barbara noch keinen Zorn — nur Angst brannte still in ihr, die Mutterangst vor etwas Unbestimmtem. Sie bat um nichts andres, als daß ihr bald gewiß würde, ihr Glaube an Toni trog sie nicht. Wie seltsam, daß Toni ihr Sorgenkind wurde! Sie schalt sich leichtsinnig, daß sie eigentlich nur für Juliane gelebt und die beiden älteren Mädchen sich selbst überlassen hatte. Juliane, die Kranke, brauchte die Mutterliebe, aber dieses Bedürfnis war nur kindlich — jetzt plötzlich erkannte Barbara, daß erwachsene Töchter noch anders und tiefer der Mutter bedurften. Vorbei war Alltagssorge, Alltagsglück — der Geier Leben war mit einemmal aus blauem Himmel niedergestoßen und hatte sich einen Raub geholt. Freilich — Karlmann Rominger war solch arger Raubvogel nicht, sie wertete seine böse Kraft bei weitem nicht so hoch wie die Großmutter. Für sie war er eher ein verwöhnter und liebenswürdiger Stutzer. Toni aber — Toni war sonst durchaus kein Lamm oder Schaf, das sich willenlos packen ließ. Entweder kannte sie ihre Tochter noch nicht, oder es handelte sich wirklich um ein ernstes, folgenschweres Erlebnis. Mit pochendem Herzen stand Barbara am Fenster, hinter der Gardine versteckt, bis unten der alte Leiterwagen vorfuhr, von Vater Tränkle selbst gelenkt und mit einer lustigen Fracht von jungen, hellgekleideten Mädchen, Obstkörben, Gemüsen und erhandeltem Wild. Stolz klatschte der alte Koch mit seiner Peitsche. So sah es der Friedrichsburger Markt schon ein Menschenalter von

ihm. Der kräftige Grauschimmel machte sich aus dem herrischen Pathos auch nicht mehr viel. Jetzt kletterten die Töchter vom Wagen herunter und riefen: „Mutterle, Mutterle!“ Da stürzten der versteckten Barbara die Tränen aus den Augen. Wie hatte sie sich sonst auf diese Rückkehr gefreut, und heute floh sie in den dunkelsten Winkel zurück. Besonders laut und herzlich hatte Toni gerufen. Rasch entschlossen stieg Barbara die Treppe hinunter, begrüßte alle, während ihre feuchten Augen und verstörten Züge in der Dämmerung nicht auffielen — dann zog sie, nachdem sie noch des Vaters Einkäufe bewundert hatte, die bestürzte Toni in den Keller hinunter. Es gäbe dort zu räumen ... Lange blieben Mutter und Tochter fort.

Als sie endlich in das Wohnzimmer hinaufkamen, wo der Vater im Lehnstuhl saß und den „Volksboten“ studierte, hatten sie eigentümlich stille, gleichsam welke Gesichter, und Hilda, die losschwatzen wollte, blieb das Wort in der Kehle stecken. August Tränkle war zu stark von der politischen Lage im Balkan beschäftigt, er merkte nichts — wohl aber die Großmutter und Juliane. Sie führte ein eigentümlicher Instinkt sofort auf die richtige Fährte. Ein beklommenes Schweigen folgte, das nur der Vater mit seinem behaglichen Stöhnen unterbrach — die Zeitung und der „Rote“ schmeckten nach der Reise gar zu gut. Juliane warf plötzlich einen langen, liebeheißen Blick aus ihren Leidensaugen auf Toni, die finster und verschlossen am Fenster saß. Sie ahnte, sie kannte den Sturm in ihrer Schwester, ohne ihn zu kennen. Sie begriff, wohin sich Toni sehnte, was sie draußen in der dunkeln Ferne zu sehen wünschte. Ein Gebet sandte Juliane zu ihr hinüber, wortlos, demütig — ihren Zuspruch, den Trost eines Kindes. Die Großmutter blieb, dem Vater gegenüber, steinern bei ihrer Handarbeit. Sie sah von Zeit zu Zeit auf Toni und dann auf Barbara — immer wieder nickte sie langsam, und ihr hartes Gesicht sagte deutlich: „Ich hab' es gewußt, ich hab' euch gewarnt, nun ist es gekommen.“ Die Uhr schlug acht. Bis ein Viertel neun ertrug Toni den stummen Gerichtshof um sich her, dann stand sie leise auf und schlich sich aus dem Zimmer.

Vater Tränkle hatte Hunger und fragte nach dem Nachtmahl. Nach Toni, die er sogleich vermißte, fragte er auch.

„Sie ist nit ganz munter, August, sie hat sich wohl schlafen gelegt,“ sagte Barbara halblaut.

„So?“ Der alte Koch machte ein enttäuschtes Gesicht. „Das arme Mädel — sie kam mir schon den ganzen Tag nicht richtig vor.“

„Ich bring' ihr einen Tee,“ sagte Juliane und ging, sich auf die Möbel stützend, hinaus.

„Soll ich mal nach ihr schauen?“ fragte der Vater.

„Nein, nein, August,“ erwiderte Barbara schnell. „Laß sie nur schlafen.“

„Die Mädels brauchen uns nit,“ meinte die Großmutter, ihre Nadel, die sie fädeln wollte, gegen das Licht haltend.

„Hm?“ Vater Tränkle sah seine Schwiegermutter etwas mißbilligend an. Dann sagte er, sich bezwingend: „Aber schön war's heut ... Ach, ich sag' dir, Bärble, mit den Mädels beisammen den ganzen Tag — das ist so wie in alter Zeit — als sie Kinder waren. Das geb' ich für nix ... Na, nun bring mir mein Essen.“

Es wurde eine gewitterschwüle, sternlose Nacht. Die Linden auf dem Marktplatz sandten den Duft aus ihren Blütenbüscheln wie mit vollen Händen zum

offenen Fenster empor. Toni konnte weder wachen noch schlafen. Klares Denken, ernstes Beschließen hatten sie verlassen — ihr brannte der Kopf, ihr zitterten die Hände, es pochte rastlos in ihren Pulsen. Mit nackter Brust und bloßen Armen lag sie auf dem Bett. Juliane saß schweigend bei ihr — kein klärendes Wort war zwischen ihnen gewechselt worden. Sie wünschten es auch beide nicht. Mit dem Ungeheuren, das neben ihnen lebte, hielten sie Zwiesprache genug. Der Frühling, die Liebe, das Leben waren die Mächte, die stumm besprochen sein wollten. Nichts fragte das demütige, tröstende kranke Kind — nichts antwortete ihm die glückerschauernde Schwester. Aber nahe waren sie sich, wohl näher heute als je. Ein leiser Donner rollte draußen. Bläulich zuckte ein Wetterleuchten von Zeit zu Zeit im Fensterrahmen.

„Geh schlafen, Liebling," flüsterte Toni, ihre Augen schließend. „Es wird zu spät für dich."

„Soll ich dich allein lassen? Fürchtest du dich auch nit vor dem Gewitter?"

„Ich fürcht mich nit."

„Gute Nacht."

„Küß mich, Juli."

„Ich darf dich ja nit küssen."

„Ach, du dummes Kind!"

Sie riß das schmale, knabenhafte Geschöpf an ihren vollen, heißen, nackten Körper und küßte sie dreimal auf den Mund. Juliane hatte feuchte Wangen. Toni wußte nicht, ob es Tränen waren oder der Schweiß, der ihr armes Antlitz oft plötzlich bedeckte. Sie ließ sie gehen. Sie war allein und riß die Decke vollends von sich. Mit den Füßen auf der federnden Matratze stampfend, das Gesicht in die Arme gewühlt, halb seufzend, halb singend dachte sie an Karlmann. Sie wußte jetzt nichts von ihm als den Kuß, den sie im Stadtpark von ihm erhalten. Sein Kuß, sein Kuß. Sie vergaß den Zorn, die Warnung, die Tränen der Mutter. Auch diese nur ein wesenloses Gespenst wie die andern alle, die ihr entgegentreten wollten, die es wagten, einzugreifen in ein hohes, unbegreifliches Glück. Ja, Seligkeit empfand sie, nur noch Seligkeit — und Sehnsucht — sie dürstete nach ihm, sie schrie nach ihm, sie konnte ohne ihn nicht leben.

Stunde um Stunde verrann. Das Gewitter blieb fern, nur leiser Donner, Wetterleuchten und sausender Wind in den Marktbäumen kündeten es Toni. Sie blieb so liegen wie zuvor. Das Licht ließ sie brennen. Und plötzlich — war es Traum? War es Wirklichkeit? — Sie hörte ihren Namen von unten erschallen. Um Mitternacht ihren Namen — leise, süß und klagend. Wagte er das? War es denn möglich? Er?! — Sie fuhr empor. In ihren Mantel gehüllt, stürzte sie zum Fenster. Da, am Brunnen, zur Seite des steinernen Ritters, der geisterhaft in die Nacht ragte, stand Karlmanns Gestalt. Niemand war sonst um diese Stunde auf dem Marktplatz. Sie lehnte sich weit hinaus. Noch glaubte sie an eine Täuschung ihrer überreizten Sinne. Doch er war es wirklich. „Toni!" rief seine leise klagende Stimme. „Verzeih mir, was ich gewagt habe! Ich konnte nicht anders! Ich bin bis jetzt umhergeirrt! Ich ertrag' es nicht! Man will uns trennen, Toni!"

Da nickte sie nur, und mit heißer, jubelnder Leidenschaft rief sie ihm leise zurück: „Hast recht getan! Ich dank' dir's, mein Karlmann! Ich komme!"

Nach wenigen Minuten war sie unten. Lautlos hatte sie heute das alte, knarrende Haustor geöffnet, hellsichtig hatte sie über die nachtschwarze Treppe ihren Weg gefunden. Wie ein Schatten glitt sie im Mantel auf ihn zu. Er legte den Arm um sie, er riß sie in die enge Annagasse hinüber. Wenige Worte sagten ihr, was bei ihm zu Hause geschehen. „Man will uns trennen!" stöhnte er immer wieder. „Toni, meine Mutter wird nicht ruhen, bis — aber sie soll es nicht, sie darf es nicht! Wir leben und sterben miteinander!"

„Karlmann — das ist doch sonnenklar! Was können denn die Menschen dagegen?"

„Ich werde durchdringen! Ich weiß jetzt, daß ich durchdringe! Ich habe Pläne! Für dich, Toni, für dich! Niemand braucht mir zu helfen! Ich erreiche alles für dich!? —

„Karlmann!"

„Wir müssen uns sprechen ... Komm ... Wir müssen klarsehen ... Bis zum Morgen warten — das hätt' ich nicht ertragen."

„Wohin sollen wir denn —? Wohin denn, Karlmann?"

„Komm, Geliebte — draußen am Rosentor — da ist ein alter Gasthof — man kennt mich dort — ich war eben dort — o Toni — Toni — dort haben wir ein Zimmer — zum Garten hinaus — dort wollen wir immer zusammensein — wenn niemand ahnt — kein Mensch auf der ganzen Welt, Toni —"

„Darf ich denn das, Karlmann —"

„Wir dürfen alles — wir zwei — wenn ringsum Feinde sind. — Wir, wir, wir geben uns alles! Nur so werden wir siegen! Aus dem Nichts zum höchsten Sieg! Ich seh' es vor mir! Ich bin der Mann, der hingelangt! Und du bist das Weib, das wahrste, freieste, stolzeste Weib —!"

„Was spricht denn aus dir? ... Hat deine Mutter dich so weit getrieben? ... Es ist ja so furchtbar und so schön, Karlmann — aber ich darf doch nicht — meine armen Eltern —!"

„Deine Eltern — die sollst du reich machen! Die Welt versinkt, die ganze Welt, wenn wir uns Gesetze geben! Wir zwei! Unsre Liebe! Komm, Toni! Unsre Liebe!"

Er riß sie durch viele einsame Gassen fort. Ihre Schritte hallten. Endlich, endlich waren sie am Rosentor. Sie wurden von einem alten Weibe in das unfreundliche Gasthaus gelassen. Halb ohnmächtig hockte Toni auf dem Bett, während Karlmann mit zitternden Händen Licht machte. Dann aber lächelte sie, als sie die angstvolle, betende Liebe sah, mit der er auf sie zukam. Dann nahm sie den Erschauernden in ihre weichen, frühlingsstarken Arme.

VII

Karlmanns Auflehnung versetzte die Familie Rominger in eine Art Kriegszustand, der für diese raschen, wankelmütigen Menschen eigentlich der gemäße Zustand war. Sie fühlten sich am behaglichsten, wenn täglich ein Gewitter losplatzte und die Gemüter, die sich in der Praxis gut verstanden, theoretisch aneinander rieb. Wenn ein Glaswassersturm vorüber war, zeigte sich der nächste schon am Horizont. Den Vater hatte dieses Treiben eine allzu große Skepsis gelehrt, er zog sich völlig in sich selbst zurück — die Mutter aber sammelte eifrig Bundesgenossen, um gegen den jeweil Abtrünnigen zu Felde zu ziehen.

So sah sich Karlmann einer geschlossenen Phalanx von Mutter und Geschwistern gegenüber. Denn das Wohlwollen der letzteren hatte schwache Beine. Marion und Elsa waren Bräute — sie konnten die Gunst der Mutter, da es sich jetzt um den Einkauf der Aussteuer handelte, nicht entbehren. Philipp seinerseits wußte, wie gut sein Magen und seine Börse dabei fuhren, wenn er ein ebenso zärtlicher Sohn wie objektiver Berater des großen Kindes Klementine war. Ihm wie seinen Schwestern war auch die drohende Mesalliance mit der Kochsippe am Marktplatz unangenehm. Braumüller, den Pumpsicheren, ließ er noch hingehen, Biegenau war von altem Adel, aber er fürchtete ein Scheitern seiner auf Lottchen Pisch gerichteten Pläne, wenn Toni Tränkle seine Schwägerin wurde. Kühl und vorwurfsvoll ging er an Karlmann vorüber, kühl und vorwurfsvoll behandelten ihn die Schwestern. Man hielt sich für sich. Philipp riskierte es sogar, sich der Mutter als Parlamentär anzubieten. Er wollte Karlmann ins Gewissen reden, doch wußte er zuvor, daß er dies dem rabiaten Bruder gegenüber niemals wagen würde und daß der Mutter an seiner Einmischung gar nichts gelegen war. Aber es machte einen angenehmen Eindruck. Philipp der Gute verstand sich auf seinen Ruf.

Klementine hatte ihre eignen Gedanken. Es tat ihr freilich wohl, von so rücksichtsvollen Kindern umgeben zu sein, aber sie baute zugleich auf ihren zynischen Unglauben an diese Kinder. Karlmann war unmöglich besser als die andern. Jetzt und in den nächsten Wochen noch Feuer und Flamme für das Mädel, in dessen fremdartige Naturfrische er sich vergafft hatte. Dann aber war es plötzlich wieder vorbei, und Toni wurde von einer andern Gestalt verdrängt.

Sie kannte die Tochter des Kochs nicht persönlich — sonst hätte ihr Temperament vielleicht eine ebenbürtige Kraft in ihr erkannt. Sie fürchtete Toni nicht ernsthaft und schätzte sie gering, ohne näher hinzuschauen. Daß hier der Reichtum einer echten, hingebenden Frauenseele sich ihrem Karlmann geöffnet hatte — das ahnte sie nicht. Sie dachte schon an eine praktische „Abfindung" der Winzersleut — sie sah beruhigt nur ein Abenteuer mehr in der ganzen Sache, die zum Lebensstil eines jungen Rominger nun einmal leider gehörte. Nicht nur Liebschaften aus der Halbwelt waren solchem Anfänger gemäß — er mußte sich auch mit Herz und Sinn durchs Volk schlagen. Wenn er aus der Tiefe wieder ans Licht kam, wurde ihm erst bewußt, wo er stand, und wo das einst bewunderte Mädchen. Niemand sah in Klementines Politik hinein. Sie vermied jeden weiteren Zusammenstoß — jedes Wort konnte jetzt zünden, Vergängliches festigen, kindischen Trotz ins Unabänderliche rennen lassen. Er sollte sich nur die Hörner ablaufen, der Herr Karlmann. Sie ließ ihm Zeit, sie ließ ihm sogar sein süßes Versteck am Rosentor, das sie nach wenigen Tagen ausgekundschaftet hatte. Die anständigen Leute am Markt taten ihr eigentlich leid — aber war sie dazu da, leichtsinnige Krämer zu warnen? Ein Kind, nun ja — ein Kind war am Ende möglich. Doch damit schloß auch alles ab. Karlmann war nicht der Mensch, des Lebens ganzes Elend auf sich zu nehmen. Und dazu war sie fest entschlossen — sie hielt es für ihre Mutterpflicht, sie wollte ihn nackt und verlassen plötzlich vor den Abgrund stellen und dadurch zur Umkehr zwingen. Das Heiratsversprechen drohte ihr nicht mehr — die Tränkles würden gegen Toni nicht milder sein als sie gegen Karl-

mann. In anderm Sinne freilich. Eine Tochter, die ihnen solchen Schimpf vor aller Welt getan, die jagten sie sicherlich zum Tor hinaus.

Während Karlmann energisch verworfen wurde, entdeckte sie an ihren künftigen Schwiegersöhnen täglich neue Vorzüge. Marion und Elsa aber, die sich ihrem mütterlichen Willen gehorsam gefügt hatten, wurden geradezu Engel in diesen Tagen. Jeden Wunsch für ihre künftigen Haushalte erfüllte sie ihnen, und Herr Kesselbach wurde bald ein sorgenvoller Mann, denn er sollte und mußte das Geld für die unsinnigen Ausgaben herbeischaffen.

Kesselbach protestierte; er erklärte, daß Friedrichsburg das Schauspiel einer bankrotten Schwiegermutter haben würde, wenn die Revolutionäre in Argentinien siegten und die neuen Spekulationspapiere dadurch ruiniert würden. Aber vergebens. Klementine hatte den gefährlichen Optimismus ihres Vaters geerbt. Wenn sie mit ihren leuchtenden Augen erklärte, daß eine Spekulation gelingen müsse, so zog sich selbst Herr Kesselbach zurück. Sie war sein wildester Kunde. Ihr Privatvermögen, das einst über siebenhunderttausend Mark betragen, hatte sie ihm allmählich ausgeliefert. Es gab keinen Menschen auf der Welt, der das ahnte. Ihr Mann, ihre Kinder, die gewiß ihren Leichtsinn kannten, waren davon überzeugt, daß sie nur einen Teil des Vermögens im Feuer hatte. Sicher ruhte ihr Romingergefühl auf dem andern festgelegten Gelde. Aber in Wahrheit war längst nichts Festgelegtes mehr da — vorübergehend all die Tausende, vorübergehend. Die Börse verschlang den glänzendsten Gewinn. Der eigentliche Besitz von Klementine Rominger war ihr Kredit. Er beruhte auf ihrem Namen und dem ihres Gatten, er wurde von ihrer Lebensführung und persönlichen Sicherheit gestützt. Er war noch so stark, daß selbst der Vorsichtigste von allen, Franz Otto Braumüller, blind in das Netz dieses Nimbus ging. In Wahrheit aber riß Klementine hier ein Loch, um dort eines zuzustopfen. Doch hatte sie nie die verräterische Unruhe der Spekulantin — ihr größter Vorteil war ihre naive Sicherheit. Wenn alle andern, ihr verträumter Justinus an der Spitze, sie den gefahrvollen Weg der Selbständigkeit gehen ließen, egoistisch, leichtfertig, sie, ein schwaches Weib — so wollte sie sich ihre schwere Verantwortung auch bezahlen lassen. Einst, der große letzte Coup, der gab ihr recht — das wußte sie bestimmt. Mit den Heiraten der Töchter war er eingeleitet, Philipp würde das Seinige dazutun, Karlmann mit Gewalt zurechtgemodelt werden. Und dann kam der Reichtum — dann kam Argentinien, das niederhessische Bergwerk und die Klarahütte. Braumüller wurde ihr unermüdlicher Agent. Sie hatte alles schon fertig vor sich, sie hatte auch Kesselbach, der sich ihr überlegen glaubte, abgefertigt. Die Schlaueste von allen, stand sie zum Schluß in Apotheose da — das Grab ihr nahe oder fern, gleichviel. Wenn nur die Romingersche Lebensanschauung gesiegt hatte. —

Der Eintritt des Freiherrn von Biegenau in ihre Familie hatte seine Schattenseiten — das mußte Klementine bald erkennen. Wenige Tage, nachdem die Doppelverlobung veröffentlicht war, erhielt sie aus Donauwörth, einer Stadt, von der sie sich nie etwas Böses versehen hatte, einen eingeschriebenen Brief. Er war von ungelenker Dienstbotenhand geschrieben und hatte folgenden Wortlaut: „Hochgeerte Frau Professor! Underzeichende Ulrike Rehbein, wohnhaft zu Donauwörd an der Donau, kleine Spidalgasse 18,

zweiter Stock, Dür 4, erklärd Jhn himit folgendes: Jch habe ausm Friedrichsburger Generalanzeiger endnomen, daß Jhr Frailein Jhre Dochder, daß die sich verlobd hat mitm Freiherrn Caspar Ernst von Biegenau, Ridmeister bei die Kaisertragoner zu Friedrichsburg am Nekar. Underzeichende erklärd Jhn himit folgendes. Jch war auch verlobd mit obgenandem Freiherrn so zu sagen denn er wolde mich nie verlassen und ich habe für ihn gelebd und gegocht und gewaschen, alles hab ich für ihn gedan in Donauwörd und begam ein Kind von ihm, das war am 4. Juli 1895, und bald tarauf ist obgenander Freiherr nach Friedrichsburg versezd worden zu die Kaisertragoner und da hatt ich das Nachsehn ich armes, genzlich verlassnes Geschöpf mit meiner Hände Arbeid und muß nun mich und mein Kind ernehren. Jch bin Feinwäscherin. Das geht nun schon vier Jahr so, vier Jahr ist jetzt mein Bub. Und obgenander Freiherr hat ihn verleigned und hat keinen Fennig for ihn bezahlt. Jch war ja so dumm und hab ihn nit gerichtlich belangt weil ich mich geschämt hab weil er sagt es sei nit sein Bub. Das kann er mir nit beweisen, bei Gott dem Allmechtigen. Hochgeerde Frau Professor, ich erklär Jhn himit folgendes. Jch weiß Sie sind in die Verhältnisse und Sie werdens nit gern sehn, wenn Jhre Dochter ein Mann bekomt vor aller Welt, der schon einen vierjährigen Bub hat. Jch ertrag das Leben nit länger. Meine Ansprüch insgesamm und dann für immer Schluß sind 3000 Mark. Wenn ich die krieg aber augenblicklich dann wird ich still sein und nie mehr schreiben und mir meinen Buben behalten. Aber sonst wenn ich bis 1. Juli nit das obgenande Geld hab schwör ich Frau Professor, daß ich den Erzlump und Schultenmacher öffendlich verfolgen werd und ihm einen Tanz mach bei die Drauung vor der Kirch, daß ihm Hörn und Sehn vergeht. Jch bin am Letzden, mir is alles gleich. Jch hab hier schrifdlich erklärd, daß ich keine Ansprüch mehr hab wenn ich das obgenande Geld hab. So hat mir Herr Jakob Späßle, Notar zu Donauwörd, geraden. Dabei bleibts. Bis 1. Juli erwarded Jhre Sentung mit Hochachtung und Bitte, daß Sies auch nit übel nehmen mögen ergebenste M. U. Rehbein."

Geknickt starrte Klementine dieses unselige Dokument an. Jhr Zorn war groß, aber sie mußte sich bezwingen. Elsa durfte keine Ahnung von dem widerwärtigen Zwischenfall haben. Wie log doch auch das echte, hochgewachsene Aristokratentum, das nur dem Vornehmsten und Edelsten zugewandt schien, in seiner entzückenden Dragoneruniform! Was galt eine stolze Kommandostimme, was ein rasselnder Säbel, ein sauberer, ritterlicher Mensch! Schon deckte der erste Windstoß schmutzige Dinge auf. Nein, nein, verläßlich war nichts auf der Welt. Nur der Reichtum, der mühsam erworbene, sorgsam verwahrte. Braumüllers Aktien stiegen bei der Schwiegermutter, während Biegenaus sanken. Sie entdeckte plötzlich, daß sie sich eigentlich doch mehr nach Solidität als nach Renommage gesehnt hatte. Aber sie verbarg ihre Enttäuschung. Elsa blieb die ahnungslose, glückliche Braut, Baron Biegenau der glückliche Bräutigam. Jn aller Stille wurde Maria Ulrike Rehbein in Donauwörth abgefertigt. Ein schlimmer Riß in die Kasse, aber es ging nicht anders. Schlimmeres war nicht zu befürchten, da Klementine sich gegen eventuelle Schulden des Rittmeisters von vornherein geschützt hatte. Dafür trat nur noch die Erbtante ein. Aber der Ärger, den sie jetzt hinunterwürgen mußte, wurde für Klementine zugleich auch ein Trost. Sie lebte ihren Angehörigen gegenüber immer in

Extremen. Entweder war sie begeistert oder sie brauchte gefährliche Waffen gegen sie. Solche Waffen hatte sie für alle künftigen Fälle gegen den Freiherrn gewonnen. Insgeheim hielt sie sie bereit, um sie zur rechten Stunde vernichtend führen zu können. Der Bub in Donauwörth — das war ein kräftiges Schwert gegen Herrn von Biegenau, jetzt und in Zukunft. —

Inzwischen verlebten Karlmann und Toni am Rosentor ihren ersten, wilden Liebestraum. Der Zufall schien ihnen günstig zu sein — sie wurden nicht gestört. In Wahrheit aber war die ganz verschiedenartige Auffassung der beiden Mütter Ursache ihres Glücks. Während Frau Rominger alles wußte und absichtlich laufen ließ, überwand sich Frau Tränkles leidvoller Stolz nicht, den Wegen ihrer Tochter nachzuspüren. Sie wollte es jetzt halten, wie sie es immer gehalten hatte — was ehrlich zu ihr kam, das nahm sie ebenso ehrlich auf. Die Warnung, die sie zu erteilen hatte, hielt sie für zu selbstverständlich, um einem Mädchen wie Toni damit nachlaufen zu müssen. Heftig wies sie die Nachtgespenster von sich, die ihr zuflüstern wollten: es geschieht etwas um dich herum, Tag für Tag, was dein ganzes Lebenshaus auf den Kopf stellt. Duldest du das? Willst du denn nicht einmal nachschauen und retten, was noch zu retten ist? Nein, sie wollte es nicht. Sie ließ es Toni immer noch verdienen, daß sie nur der Wahrheit und des Stolzes von ihr gewärtig war. Insgeheim blieb ihrer eignen, keineswegs ausgelebten Seele auch der Zweifel: Wer darf sich eindrängen in den ersten Sturm von Mann und Weib?

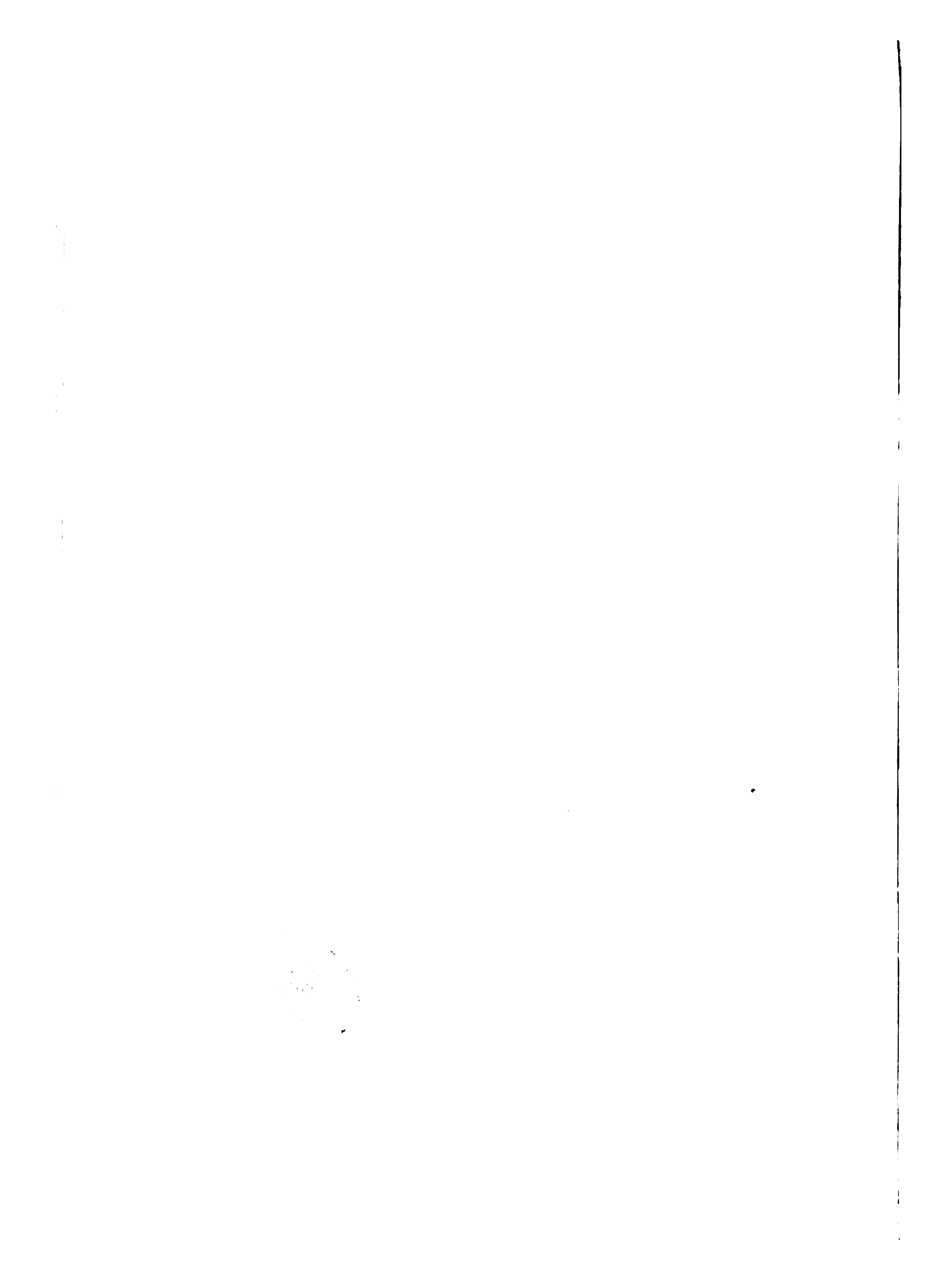
Frau Barbara schwieg, und Juliane, die alles wußte, genoß Tonis Glück von fern. Hilda blieb ihrer brennenden Neugier überlassen, und Vater August war ahnungslos. Der träumte nur von dem großen Auftrag, den das Haus Rominger ihm bei der Doppelhochzeit geben würde. Sonst kümmerte er sich um die Leute vom Josephsberg wenig.

Toni hatte eine sehr lohnende Privatstunde bei Metzgermeisterskindern, die hinter dem Rosentore wohnten, vorgeschützt. Die Familie, zu der sie fast täglich den weiten Weg hinaus machte, existierte wirklich, und wirklich zwang sich die angstvolle Toni auch dazu, dort eine Stunde orthopädisch zu exerzieren, bevor sie Karlmann in Lehnerts Gasthaus traf. So war sie völlig sicher — persönlich kannten ihre Eltern den Metzgermeister nicht. In der Dämmerung verließ sie den Marktplatz — abends, wenn die spärlichen Laternen brannten, kam sie erst zurück. Dann hatten die andern schon zu Nacht gegessen, dann blieb es ihr erspart, der drohenden Großmutter mit ihrem fürchterlichen Schweigen gegenüberzusitzen, des Vaters naive Fragen nach den Leuten am Rosentor zu beantworten. Sie war ja sonst so sicher und froh. Was kümmerte sie das Schnüffeln kleiner Seelen, das enge, schmutzige Lauschen der Gassen und Höfe, da sie die langen, langen Frühlingsabende voll Glanz und Himmelsduft in ihrer Liebe hatte? Sie lebte in Karlmann und wußte, er lebte in ihr. Was sollte sonst noch kommen? Was konnte so stark sein, dem ein Ende zu machen? Unbekümmertes Jauchzen, das in den Äther der Seele emporklang und keinen Raum sonst brauchte, erfüllte sie. Ein Siegesgefühl, eine Daseinsfreude, wie sie sie niemals für möglich gehalten. Klug und ernst dabei bewahrte sie sich die Stunden, da sie Karlmann beriet und an der gemeinsamen Zukunft mit ihm schmiedete. Bei ihr war er davor sicher, nur Rausch und Ermatten zu finden. Sie war ein vom Leben geprüftes Menschenkind, sie kannte schon



Ferne Klänge

Nach einem Gemälde von H. Volkmer



die Sorge, und wenn er es sich allzu leicht machte, zeigte sie ihm warnend stets die Wirklichkeit.

Schon in den ersten Julitagen hatte sie ihm kräftig zur Seite zu stehen. Karlmann kam ihr eines Abends wie ein Gebrochener entgegen — er hatte zu Hause wieder einen fürchterlichen Auftritt erlebt. Die Familie Rominger rüstete zur gemeinsamen Reise nach Karlsbad, wo der Professor, der sehr hinfällig war, die Kur gebrauchen sollte. Klementine, statt dem Kranken Ruhe zu verschaffen, machte eine große Vergnügungsfahrt aus der Badereise — beide Schwiegersöhne wurden nach Karlsbad beordert, Marion, Elsa und Philipp kamen mit, es wurde jetzt zu Hause mehr von Toiletten und Ausflügen, als von der ernsten Kur des Vaters gesprochen. In Karlsbad wollte man den Juli bleiben, in Gastein dann zur „Nachkur" den August. Plötzlich hatte sich die Mutter mit ihren eifrigen Plänen zu Karlmann gewandt, zu ihm, mit dem sie wochenlang kein Wort gesprochen. Er müsse mitkommen — die ganze Zeit. Es blieb ihm kein Zweifel, daß es sich um den ersten gewaltsamen Trennungsversuch handelte.

„Sie will mich totfüttern in Karlsbad, damit ich dich vergesse! Zum Idioten will sie mich machen, diese Närrin!" schrie Karlmann.

Toni beruhigte ihn und riet, er solle nur fest bei der Stange bleiben, auf nichts sich einlassen — das imponiere der Mutter am allermeisten.

„Ich habe es getan — was glaubst du," erwiderte er düster. „Aber die Frau ist ja vom Teufel besessen, wenn sie etwas durchsetzen will. Zwei Monate! Als ob zwei Monate uns auseinander reißen könnten! Quälen kann sie uns — ach, Toni — und das will meine Mutter!"

„Karlmann — sprich nicht so von ihr — sie hat dich doch sehr lieb."

„Lieb? Weißt du, was sie mir erklärt hat, als ich mich weigerte? Ich entzieh' dir vom Ersten ab dein Taschengeld! Dann kannst du allein in Friedrichsburg bleiben und dich fürstlich amüsieren!"

„So etwas! Aber darf sie denn das, Karlmann? Was tät denn dein Vater dazu sagen?"

„Mein Vater! Der war nicht dabei! Aber der würde wohl schweigen! Allmächtiger Gott — meine Pläne — die Bücher, die ich brauche — die Ersparnisse, die wir haben müssen, wenn alles biegt oder bricht —!"

„Aber mach dir doch keine Sorgen, Liebling. Ich leih mir was bei Onkel Mohr."

„Wie willst du das anstellen? Woraufhin denn? Außerdem ... Nein, Toni — für meine Zwecke muß ich selbst die Mittel finden —"

„Das versteh ich nit — das ist doch ganz egal —"

„Nein, nein — sag das nie wieder — morgen — wer weiß — vielleicht macht sie nicht Ernst." —

Klementine machte Ernst — Karlmann sollte sich täuschen. Aber wer diesmal auch Ernst machte, das war zu seiner Überraschung der Vater. Als der von Krankheit, Arbeitshindernissen und Reisefieber überreizte alte Mann vernahm, womit die Mutter Karlmann bestrafen wollte, gab es plötzlich einen gewaltigen Zornesausbruch, und er schrie, daß die Wände hallten, man solle ihn endlich mit den Narrheiten verschonen. Karlmann sei der Verständigste von allen, der bleibe in Friedrichsburg, und wenn sie ihren Sohn verhungern lassen

wolle, er lasse sich nicht blamieren, er gebe ihm dann auf der Stelle tausend Mark. Das wirkte. Klementine hielt ihre pflichtgemäßen achthundert nicht länger zurück und machte dabei noch einen Profit. Zornerfüllt und ohne ihm beim Abschied die Hand zu geben, ließ sie Karlmann in Friedrichsburg das Feld. Nun wurde es still und leer, das sonst so lebensvolle Haus in der Bertastraße. Mit einem Dutzend Koffern und Schachteln waren die Romingers zu fünfen abgezogen. Martha war auch nach Karlsbad beordert. Nur Karlmann blieb als Herr zurück und kommandierte die übrige Dienerschaft. Die Intervention des Vaters, die natürlich allen bekannt war, hatte seinen Nimbus beträchtlich gesteigert. Gute Dinge aus Küche und Keller schleppte er täglich zu Toni nach dem Rosentor hinaus. Von Demmler hatte er sich getrennt — dieser Diener paßte nicht zum Lehnertschen Gasthaus und zu Toni noch weniger — die konnte ihn nicht ausstehen. Karlmann mußte allein alles besorgen. Über sich selbst gerührt und Toni im Innersten rührend, erschien er abends mit Paketen beladen bei Lehnert, und die Geliebte, die ihn erwartete, wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Es war ihm jedesmal wie eine Ordensauszeichnung. Dann saßen sie am sauber gedeckten Tisch und soupierten. Das Fenster zum Garten stand offen, der Holder roch süß hinein, zuweilen mischte sich auch der Rauch aus Fabrikschloten in seine Süße. Das tat aber nichts, das gehörte dazu — man war ja nicht auf dem Josephsberge. Dann senkte sich langsam Dunkelheit über den Garten und auf die heißen jungen Sinne der Liebenden. Wie selig war es, die ganze Phäakensippe im fernen Böhmen zu wissen, die braven Leute am Marktplatz ahnungslos und eine Zukunft vor sich, heller als der griechische Frühling, schöner als Gott und die Kunst. Sie saßen beisammen, sie nippten, sie tranken, sie tranken den unerschöpflichen Glücksbecher. Zwei Monate. Juli und August. Karlsbad, Gastein ... Sie waren in Friedrichsburg. —

Doch etwas Fremdes und Seltsames kam allmählich in Tonis holden Taumel. Es hatte eine dunkle, ernsthafte Stimme. Es hielt sich bescheiden zurück, wenn Karlmann da war — doch wenn sie allein blieb, wollte es gehört sein. Wie der König ihres neuen Lebens, der wahre, eigentliche, allmächtige König, wandte es sich ihr zu. Nicht schrecklich, gar nicht drohend — mild und schön — wie eine große Erfüllung. Sie war nicht das unwissende Geschöpf einer Laune gewesen — sie wußte, was im Glücke schlummerte, sie sah es nun kommen, was vom Frühling der Seele zu erwarten war. Noch verschwieg sie es Karlmann. Sie wollte eine besondere Feierstunde für ihre Mitteilung abwarten, die ihn ihr gewachsen finden mußte. Sie fühlte eine unsagbare, lechzende Freude darauf. Und endlich, endlich kam die Stunde. Überrumpelung brachte sie Karlmann, aber das tiefste Weh wurde Toni erspart. Er hatte ja edles Blut in sich. Sein weißes, knabenhaftes Antlitz überwand den ersten Schrecken nach wenigen Minuten schon, und echte, furchtlose Freude überzog es. Er weinte. Er küßte sie, wie ein Vater die junge Mutter küßt. Und dann wurden Pläne, ganz neue, entscheidende Pläne geschmiedet.

Der Spätherbst durfte sie nicht mehr in Friedrichsburg sehen. Tonis wie Karlmanns Angehörige — sie wurden unüberwindliche Hindernisse. Nur kein Grauen, kein Jammer, kein Fluch auf den makellosen Werdegang ihres Kindes. Sie waren ganz einig — Flucht war das einzige, was ihnen übrig-

blieb. Aber eine wohlerwogene, bis ins letzte vorbereitete Flucht. Hierfür wollten sie beide arbeiten — auch Toni, solange ihre Kräfte reichten. Blieben die Eltern ahnungslos, bis sie weit fort waren — dann galt es nur, daß sie die erste Erschütterung überstanden, dann mußten sie den Entflohenen, sobald ihnen die Überlegung kam, ersparte Leiden danken. Im übrigen dachten Toni und Karlmann nur an sich und ihr Kind.

Der werdende junge Vater machte nun hundert Pläne, wie wohl am schnellsten in der Fremde draußen eine sichere Existenz zu gründen sei. Von allen war er entzückt, alle verwarf er wieder. Es war eine schwere, beängstigende Stunde, über die Toni nur mit ihrem guten Humor hinwegkam. So heilig ernst ihr die Gestaltung der Zukunft war — sie machte jetzt doch ihre schalkhaften Beobachtungen. Sie begriff immer mehr, was für ein Kindskopf ihr an theoretischer Bildung so hoch erhabener Karlmann in der Praxis war. Er zeigte sich einfach hilflos, als es galt, den Dingen ins alltägliche Gesicht zu sehen. Hell herauslachen mußte sie — sie konnte sich nicht bezwingen — als er ihr plötzlich erklärte, daß zehntausend Mark das Minimum seien, womit sie für den Anfang jährlich rechnen müßten. Er wohnte wahrlich noch auf dem Josephsberg. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern und setzte ihm bündig auseinander, daß königliche Bibliothekare und Museumsleiter sicherlich angenehme Posten hätten, aber einer andern Vorbildung als er sie hätte, bedürften. Sie war ferner der Ansicht, daß der große Weltbuchhandel studiert sein müsse, bevor man eine vornehme Stellung darin erhalten könne. Am meisten leuchtete ihr sein Gedanke ein, sich journalistisch als Kunstkritiker oder Historiker in gelehrten Zeitschriften zu betätigen. Seinen Abscheu vor Tageszeitungen begriff sie, aber das Studium der englischen Geschichte, das, wie er ihr mitteilte, seine Spezialität sei, hatte dort sicher wenig Boden. Wenn auch nicht den Unterhalt, so doch eine wichtige Beisteuer konnte er als Schriftsteller zum gemeinsamen Leben liefern. Im übrigen war sie dafür, daß er seine goldene Uhr und die Perlenknöpfe verkaufte — man hatte dann fürs erste was, besonders wenn das Kind zur Welt kam. Sie selbst wollte, sobald sie wieder auf dem Damm war, ihren ertragreichen Beruf erweitern.

Mit vielem, was sie so rückhaltlos sagte, kränkte sie ihn und demütigte sein tief verwöhntes Selbstgefühl. Aber ihre ganze Art war so rein und so makellos ehrlich, nur auf die Sache gerichtet, daß er sich rasend in sie verliebte, bevor er ihr böse werden konnte, daß er ihr verzieh, wenn ihm eben einfiel, das ginge doch eigentlich nicht. Aber nun blieb noch die große Frage: Wohin sollten sie sich wenden? Beide kamen plötzlich auf den gleichen Einfall. „Wie rafft' ich mich auf . . .“ war der Sinnspruch ihres Lebensbundes geworden. Sie dankten ihn dem unbekannten Manne, zu dem es Karlmann jetzt mit starken Seelenfäden zog. Auch Toni wollte ihr junges, empfindliches Glück in seiner Nähe bergen. Sie dachte dabei freilich weniger an Johannes Rollfink als an seine Gattin, in der sie eine aus weiter Ferne rufende Freundin ahnte. In München oder bei München leben — das war überdies verlockend genug. Die Stadt der freien Künste, das Zentrum des deutschen Südens nach Friedrichsburgs engen, tyrannischen Gassen. Dort sollte ihr Kind zur Welt kommen, dort würde es Paten finden, die es willkommen hießen in der Sonne, die allen gemeinsam war. Karlmann schrieb auf Tonis Rat an Johannes Rollfink. Er wagte es,

sich dem Unbekannten anzuvertrauen. Indem er sein Buch neben sich legte, gelang ihm der Brief, und Toni küßte ihn, als sie gelesen hatte, in der glücklichen Scham, die sie stets befiel, wenn ihr aus einer schriftlichen Leistung sein Geist imponierend entgegentrat. —

Der Sommer verging. Aus Karlsbad kamen unerquickliche Briefe. Marion korrespondierte mit Karlmann. Von ihr konnte er noch am ehesten einen ehrlichen Bericht erwarten. Dem Vater ging es schlecht, man hatte recht schwere Sorgen um die Doppelhochzeit im Oktober. Auch äußerte Marion ihre Entrüstung darüber, wieviel man den alten, kranken Mann, der freilich schwer zu behandeln sei, sich selber überlasse. Elsa wolle jede Reunion mitmachen, Philipp keine Theaterpremiere vorbeilassen, und die Mutter halte es für ihre Pflicht, in ihren neuen Toiletten die Vergnügungssüchtigen zu begleiten. Biegenau habe geradezu eine zynische Art, Programme zu machen, während sich Braumüller wieder einmal als der taktvollere, gemütreichere Schwiegersohn entpuppe. Er kümmere sich wenigstens um den Professor, er bleibe im Hotel, wenn Marion bei ihrem Vater blieb. Denn das tue sie — sie habe sich fest entschlossen, dem lieben Vater, für den sie so fürchte, ein treues, aufopferndes Kind zu sein. Ein bißchen zu viel ausgesprochen war in Marions Briefen — aber ihr Charakter trat Karlmann wieder leuchtend entgegen, und er atmete auf, sie bis jetzt doch glücklich zu wissen. Es tat ihm brennend leid, daß Marion nicht seine Bundesgenossin sein wollte. Mit schwerer Sorge erfüllte ihn der Zustand des Vaters. Wenn man schon wegen der Aufregungen, die ihm die kommende Hochzeit brachte, für ihn fürchtete, wie sollte das Leid, das Karlmann seinem Hause zufügte, auf den alten Mann wirken? Ein tiefes Verhängnis sah er darin — er mußte dem Vater zufügen, wovor er ihn so gern bewahren wollte. Doch war dies vielleicht weniger seine als des alten Künstlers Schuld, der Werke und Kinder in die Welt gesetzt hatte und doch soviel allein sein wollte.

Das eine stand für Karlmann bald fest: Tonis Rat, noch vor dem großen Hochzeitsfest die Flucht ins Werk zu setzen, er war unmöglich zu befolgen. Der älteste Sohn verdarb damit allen alles, ein Schlaganfall des Vaters konnte die schreckliche Folge sein. Nein, nein — Karlmann mußte unbedingt die Hochzeit noch mitmachen. Das konnte er auch seinen Schwestern nicht zufügen. Er sollte fehlen, fehlen aus solchen Gründen, er, an dem Tage, der sämtliche Romingers und Grumbach-Délormes im Hause seiner Eltern vereinigte? Unmöglich! Mit erzwungener Ruhe sagte er es Toni, und sie widersprach ihm nicht. Nur Erstaunen sah er auf ihren blassen, jetzt eigentümlich schweren Zügen. Sie begriff nicht recht, was er an der Hochzeit und was die Hochzeit an ihm haben könnte. Auch kam es ihr ganz undenkbar vor, einen Fluchtgedanken, wie Karlmann, zu haben und unter hundert fremden Menschen zu weilen, an der Freude seiner Nächsten teilnahmlos vorüberzugehen. Aber Karlmann war stark genug, dies zu können. Auch war es ihm immer lieber, das erkannte sie, für seine Vorsätze ein festes Programm zu haben, als wie es ihre Art war, sich dem Zufall in die Arme zu werfen.

Im September ging es ihr schon schlecht, und schrecklich war es, die Komödie zu Hause weiterzuspielen. Nicht minder, ihre so anstrengenden Berufspflichten weiter zu erfüllen. Hiermit mußte sie bald ein Ende machen. Sie fürchtete

zu namenlos für ihr Kind. Aber das Geld war nötig, und wie sollte sie es ohne die Turnstunden durchsetzen, daß man ihr daheim den ganzen Tag überließ? Auch steigerte sich, ins Krankhafte wachsend, ihre Furcht vor der Großmutter. Sie war überzeugt, daß die Alte nur ihr gegenüber so eisig schwieg, im übrigen aber das Vertrauen der Mutter zu erschüttern suchte. Das Schweigen der Mutter konnte jetzt nicht mehr naiv sein — das war ausgeschlossen. Freilich hatte Toni einen schmiegsamen Körper, ihre unverbrauchte Jugendfrische kam dazu — mit wenig Kunst konnte sie es durchsetzen, daß ihr Zustand nicht im mindesten zu bemerken war. Übelbefinden gab sie für Bleichsucht aus (ein wunderliches Wort bei ihren rosigen Wangen) — unerschrocken log sie von Arztbesuchen, die sie täglich machte. Aber Mütter haben Augen, die durch und durch sehen. Es war ein schreckliches Leiden für Toni, so ungewiß über Barbaras wahre Meinung zu sein. Sie spürte den stummen Vorwurf, sie sah die Verachtung, und ihr Stolz bäumte sich hoch auf. Schon wollte sie alles übers Knie brechen und der Mutter ihr Geheimnis enthüllen — doch rechtzeitig fiel ihr Karlmann ein, und sie konnte weiter nichts als Juliane einen schweren Blick voll wesensverwandten Kummers zuwerfen.

Eines aber erschien ihr jetzt unmöglich. Sie konnte die Flucht nicht bis nach der Romingerschen Hochzeit hinausschieben. Im Oktober sollte sie sein — es war ja furchtbar — um diese Zeit pfiffen es schon die Spatzen von den Dächern, was der Tochter vom Koch am Markt geschehen war. Um diese Zeit würden, wenn Toni sich auf der Straße zeigte, die Leute stehenbleiben und ihr flüsternd nachschauen. Das erste Wort aber, das ihre Mutter für sie fände, konnte wie ein Fluch klingen und: „Mach, daß du weiterkommst, du —!" Nein!... Sie durfte das nicht über sich kommen lassen. Jetzt beschloß sie, Karlmann zu bitten. Sie wollte fort aus Friedrichsburg — im September schon, im September — sie hielt es nicht mehr aus.

Karlmann steckte wieder mitten im Familiengetriebe. Aus Gastein waren alle zurückgekehrt, und das Haus wurde um und um gestellt — die Doppelhochzeit näherte sich. Dazu der kranke Vater, der sein ungestörtes Nest im zweiten Stock behalten mußte. Es war zum Verzagen, Klementine war noch nie so nervös gewesen wie jetzt. Auch die Geschwister gerieten in anormale Aufregung, und Philipp sogar ging im Hause umher, als ob er gewaltige Taten verrichtete. Es kam jetzt zu heftigen Streitigkeiten mit Biegenau und Braumüller, die als Schwiegersöhne mitreden wollten, aber keinen Einfluß zugestanden erhielten. Das Fest war eine Kultur- und Geschmacksfrage — da schaltete man die beiden aus. Braumüller, dessen Portemonnaie beharrlich in Anspruch genommen wurde, protestierte noch am längsten. Aber eines Tages mußte auch er sich zurückziehen, denn er hatte sich zu seinem Unglück lächerlich gemacht, und ein Abenteuer, das ihm passiert war, kam leider zu den Ohren der Familie. Braumüllers größter Ehrgeiz war es, Kommerzienrat zu werden. Hier in Friedrichsburg, wo seine künftigen Schwiegereltern Beziehungen bis zum Landesherrn hatten, sah er die beste Aussicht dafür. Er hatte einen vorzüglichen Plan geschmiedet. Die Residenz sollte eine allgemeine elektrische Beleuchtung erhalten, ein reißendes Nebenflüßchen des Neckars vor den Toren bot seine nie benutzte Kraft für das Werk. Im Rat der Stadt wie in der Regierung waren Stimmen für und gegen das Projekt. Ausschlaggebend wurde

trotz ideellen Kontroversen die Beschaffung des Geldes, und um eine hierzu nötige Anleihe zu realisieren, wollte Franz Otto Braumüller seinen Einfluß in Frankfurt am Main geltend machen. Gelang ihm dieses Manöver, so war der Kommerzienratstitel wahrscheinlich. Aber man kannte ihn in Friedrichsburg noch wenig, er war noch der Herr Niemand, er bedurfte vor allem der Aufmerksamkeit einer hochgestellten Person, am besten des leutseligen Großherzogs selbst. Wie aber sollte er sie erregen? Er beschloß zunächst, es so einzurichten, daß er dem Landesvater auf seinen täglichen Spaziergängen begegnete. Lange gelang es ihm nicht, da der Großherzog eines Schnupfens wegen im Schloß blieb. Als der beharrliche Braumüller aber eines Nachmittags durch die enge Johanneskirchgasse schlenderte, sah er die hohe Gestalt des Fürsten auf sich zukommen. Jetzt endlich war der große Moment gegeben. Er trat zur Seite, zog den Hut, so tief er nur konnte, und nahm die Stellung eines spanischen Höflings ein. Der Großherzog wollte eben wiedergrüßen, doch im nächsten Augenblick erscholl ein mißtönendes Gekreisch und Winseln, dann ein wütendes Bellen, und der entsetzte Braumüller fühlte sein Beinkleid von scharfen Hundezähnen gepackt. Er war in seiner Devotion zu rasch zur Seite getreten und hatte die Pfoten eines großherzoglichen Terriers recht unsanft berührt. Der entrüstete Fix wollte ihn beißen, sich rächen als beleidigter Hofbeamter, Fox half ihm — es war eine kritische Situation. Doch der Großherzog trieb selbst die Hunde mit seinem Rohrstock zurück — dann warf er echauffiert dem unglücklichen Braumüller, der noch immer den Hut in der Hand hielt, einen verdrießlichen Blick zu. „Sie müssen sich ein bißchen vorsehen, lieber Herr." Mit diesen Schnarrworten ging er vorüber. So hatte Franz Otto eine persönliche Ansprache des Landesvaters weg. Aber zum Kommerzienrat konnte sie ihm nicht verhelfen. Leider tauchte jetzt auch in Philipp Romingers Gestalt ein schlimmer Zeuge seines Abenteuers auf. Braumüller ließ sich in der Verwirrung verleiten, dem tückischen Schwager alles zu erzählen, und Philipp war um eine Anekdote reicher. Alle andern Romingers auch. Das war ein schwerer Schlag für Franz Ottos persönlichen Nimbus. —

Klementines Feldherrntalent siegte trotz aller Hindernisse wieder einmal. Sie deckte die gewaltigen Kosten mit Hilfe ihrer Mutter, sie brachte es durch ärztliche Kunst so weit, daß Justinus an der Trauung und an der Festtafel teilnehmen konnte, das Haus und der Garten hatten ein wundersam abgestimmtes Herbstgewand bekommen — wenn nicht alles trog, mußte der dreizehnte Oktober ein unvergeßlicher Tag in der Romingerschen Familiengeschichte werden. Karlmann hatte, ohne es zu wollen, einen ganzen Packen wichtiger Pflichten aufgeladen bekommen. Er gehörte eben doch dazu — mochte er sich wehren oder nicht. Hans Stichlinger, der kleine, schiefe Schweizer, der sich als Faktotum wieder glänzend bewährte und das Malen vollständig aufgegeben hatte, wurde Karlmanns Adjutant. Karlmann hatte ihn gern und betäubte sich darin, mit dem Künstler um die Wette einen dionysischen Teil des Hochzeitsfestes zu entwerfen. Es war die Zeit der Weinlese. Böllerschüsse sollten krachen, Raketen in den Nachthimmel aufsteigen, in jeder Laube, schwer von Trauben umrahmt, ein junges, seliges Paar den Freudenbecher leeren. Karlmann allein wollte einsam an diesem Taumel teilnehmen, doch niemand sollte erfahren, welche unendlich spendende Geliebte er im Arm hielt. So, im Rausch, im wilden,

alles lösenden Bacchanal wollte er die letzten, schwersten Stunden bestehen, um dann, wenn alles in den Morgen hinein schlief, zu Toni zu eilen, mit ihr der alten Heimat Valet zu sagen.

Er erzählte diesen Plan, der ihr so viel und ihr so wenig gab, begeistert der Geliebten. Sie hörte ihn kopfschüttelnd an. „Karlmann,“ sagte sie ernst, „das gefällt mir nit — schon rein an sich genommen. Ich finde, es liegt etwas Unwahres und Unsauberes in der Geschichte.“

„Wie?!“ fuhr er auf, zum erstenmal eine tiefe Kränkung in den Zügen.

„Ja, Karlmann. Warum soll ich dir's nit sagen, wie ich's mein'? Ich halt' es für das beste, wenn du die Leut unter sich läßt. Entweder — oder. Mit dem Herzen gehörst du ja doch nit mehr dazu.“

„Du meinst, ich soll die Hochzeit gar nicht mitmachen —?“

„Das mein' ich. Ich bitt' dich sogar darum. Noch einmal, Karlmann. Tu mir die Lieb'. Jetzt ist der zwanzigste September — am dreizehnten Oktober kann ich unmöglich mehr hier sein. Unmöglich, Karlmann. Verstecken darf ich mich nit, das weißt du. Dann kommt meine Mutter, und alles ist aus. Dann kann ich nit mehr fort, Karlmann.“

„Das ist deine fixe Idee! Du übertreibst immer, du nimmst alles so schrecklich schwer, Toni —“

„Nimmst du es denn leicht?“

„Kein Mensch hat eine Ahnung —“

„Jetzt ... Am dreizehnten Oktober werden's alle wissen. Und — das — die Leut — das ist das einzige, was ich nit ertrag'.“

Sie brach schluchzend zusammen. Er hielt sie, wollte sie beruhigen — so hatte er sie nie gesehen. „Aber Toni,“ bat er, „Toni — fasse dich! Du schadest ja — du schadest uns allen! Sieh mal, ich tu' doch auch, was menschenmöglich ist! Aber das Unmögliche kannst du nicht von mir verlangen! Ich habe schließlich kindliche Verpflichtungen meinen Eltern gegenüber, wenn ich auch vorhabe — — —“

Ein wilder, böser Anfall ließ sie plötzlich auffahren und machte ihre verborgene Bauernnatur frei. „Ach was!“ schrie sie laut und blitzte ihn drohend mit ihren dunkeln Augen an. „Kommst du mir wieder damit! Das war doch erledigt! Erst komm' jetzt ich! Ich und das Kind! Was du den Leuten am Josephsberg schuldest, das kannst du ein andermal abmachen! Bei besserer Gelegenheit! Ich hab's jetzt satt, das halbe Getu'!“

Er ließ sie los und starrte sie lange an. Ein tiefer Groll wollte sein Herz ergreifen, aber im letzten Moment schützte ihn die Liebe davor, ihn zu Worte kommen zu lassen. Dunkle Röte im Antlitz, wandte er sich der Tür zu und ging ohne Antwort hinaus. Er hörte im Zimmer noch ihr jammerndes Aufschluchzen, aber er kehrte nicht um. Zu tief hatte es ihn getroffen — „das halbe Getu'“. Sie hielt ihn also für halb, noch immer für halb. Nun, dann war alles vergebens. Er lief vor das Rosentor hinaus, an den schmutzigen Gräben entlang, wo die Färber wohnten. Nach einer Stunde erst trieb ihn die bohrende Angst nach Lehnerts Gasthaus zurück. Zu seinem Entsetzen fand er das Zimmer leer. Auf dem Tisch lag ein Brief mit fremder Aufschrift, daneben ein Zettel von Tonis Hand: „Bin nach Haus gefahren. Schreib mir, wann du mich wieder sprechen willst. Hier ist ein Brief, der heute kam, ich konnte ihn dir noch nicht

geben. Toni." Ruhe und tiefe Rührung überkamen ihn. Der längste, wortreichste Liebesbrief hätte ihm nicht so viel geben können wie diese einfachen, dem Schmerz entrungenen Zeilen. Ja, Toni blieb Toni. Von wem war der Brief? Er las ihn. Von Eva Rollfink. Sie hatte für ihren blinden Gatten geschrieben. Es war eine Einladung, ein Ruf von solcher Herzlichkeit, so nahe schon und zuverlässig, daß ihm Tränen in die Augen traten. Ja, sie hatten gut gewählt. Nur zu seinem Vetter konnte ihr Weg jetzt gehen. Aufmerksam las er den Brief immer wieder und beherzigte die Ratschläge, die ihm die festen Schriftzüge von Evas Hand gaben. Dann ging er fort, um nachts schon unter Tonis Fenster auf dem Marktplatz zu stehen. Er wollte ihr sagen, daß ihm jetzt alles gleich sei — er willige in die Abreise vor dem dreizehnten Oktober ein. Doch sie war wie entzaubert, als sie ihn wieder in ihren Armen hielt. An seinen Lippen hängend, flüsterte sie, er solle ihr doch verzeihen. Sie werde selbstverständlich alles auf sich nehmen, um sein Gewissen vor den Eltern reinzuhalten. Sie habe sich besonnen — nichts auf der Welt sei so arg wie ein Zwiespalt. Was kümmere sie die ganze Menschheit? Es müsse alles nur nach Karlmanns Willen geschehen. —

So blieben sie in Friedrichsburg. Toni schleppte sich weiter täglich zum Rosentor hinaus. Es erschien ihr allmählich lächerlich, ihren Zustand noch verbergen zu wollen, sie glaubte bestimmt, daß jeder ihn sah, der Augen zum Sehen hatte. Wie ein Gebrechlicher ein schweres Gebrechen, so trug sie ihr werdendes Glück vor den Leuten herum. Sie begriff nicht, warum die Mutter sie nicht fragte — sie schämte sich vor Hilda und Juliane unsäglich. Endlich kam der dreizehnte Oktober heran. Es war ein Tag, an dem sie besonders leidend war, und Karlmann sollte sie bis zum nächsten Morgen nicht sehen. Um fünf Uhr hoffte er von zu Hause fortzukommen. Alles war im Lehnertschen Gasthaus vorbereitet, den Wagen brachte Karlmann mit — im grauenden Morgen entschwanden sie allen Blicken. Sie saß auf dem Bett, den fertig gepackten Koffern gegenüber. Sie zog sich nicht aus, sie legte sich nicht schlafen — Johannes Rollfinks Buch im Schoße, das sie nun schon auswendig kannte, wollte sie einsam die Stunde der Erlösung heranwarten. —

Das Romingersche Haus in der Bertastraße erstrahlte inzwischen im Festgewand. Glücklich war alles, von Klementine bis zum jüngsten Gärtnerburschen. Auch Vater Tränkle war glücklich, denn er hatte seinen großen Auftrag vollendet ausgeführt und persönlich all die wunderbaren Schüsseln zum Josephsberg hinaufgeliefert. In gehobenster Stimmung, vom schweren Sherry, den ihm die Köchin kredenzt hatte, beschwipst, machte er sich auf den Heimweg. Ja, diese Romingers, diese Romingers — es waren doch hochfeine Leute.

Nach der Trauungsfeier in der Kirche hatte Justinus sich auf sein Zimmer zurückziehen müssen. Er kämpfte gegen Ohnmachtsanfälle — seine Teilnahme an der Festtafel war leider ausgeschlossen. Karlmann war es, der den Vater zu Bett brachte, während im Hause alles schwatzte und lachte, die Brautpaare gratulierend umdrängte und mit feierlicher Spannung Klementines Hochzeitsmenü entgegensah. Karlmann entkleidete den Vater, der es mit einem stillen, stumpfen Lächeln geschehen ließ. Ihm zitterten die Hände dabei — was war das — sie durften ihm ja nicht zittern — er wollte jetzt stark sein,

an Toni denken, sich nicht verraten. Was wußte der alte, lebensmüde Mann von der Frühsonne, der er entgegenschritt? Eine Ahnung von der letzten Stunde ihres Beisammenseins mochte freilich in ihm dämmern, denn er sagte plötzlich, sich stöhnend ausstreckend: „Danke, mein Junge ... Wenn ich dir noch einen Gegendienst leisten kann — soll gern geschehen." Da drückte ihm Karlmann nur stumm seine schlaffe Hand — wie ein endlich Erkannter, endlich Gehobener — dann verließ er rasch das Zimmer.

Ein düsterer Zwang gab ihm die Kraft, als stiller Beobachter an der Hochzeitstafel teilzunehmen. Wie haßte er heute diese geschmückte, lachende, schwatzende Menge! Diese gerührten Redner, die froh waren, wenn sie ihr Anstandswort dem leider erkrankten Hausherrn gewidmet hatten, um dann die sorgfältig gesammelten Scherze anbringen zu können. Der schlimmste war Graf Kilchberg — er sprach in Versen. Einen Damentoast. Und Braumüller dankte dem Hause Rominger, während Biegenau glücklicherweise schwieg. Der Fabrikant sprach besser, als Karlmann ihm jemals zugetraut hatte. Ganz einfach und am Schluß nicht ohne Gemüt. Philipp, der bestimmt gehofft hatte, daß Braumüller steckenbleiben würde, verlor seine sämtlichen Wetten. An seiner Tafelecke herrschte ein übermütiges, kicherndes Leben. Und die Bräute? Sie schienen sehr glücklich zu sein. Vor allem sahen sie wunderschön aus. Die Mutter aber? — Die Mutter vergaß allmählich, daß der arme Justinus ihr Programm durchkreuzt hatte. Sie war jetzt froh, daß sie ihn nicht länger zur Gesellschaft gezwungen. Mochte er sich oben ausruhen — sie war auf der Höhe ihres Lebens. Sie strahlte ein großes, unbezwingliches Glück aus, denn die ganze Residenz, die sie geladen hatte, war Zeuge. Lange sah Karlmann seine Mutter an. Er prägte sich mit halb bewußter Absicht ihr schönes Bild ein, wie er es jetzt vor sich hatte — spendend, erfreuend, bejubelt nach allen Seiten. Doch als sie plötzlich ihre lachenden Augen auf ihn richtete, drehte er sich fort. Er wußte, wie tief er sie damit verletzte, aber es ging nicht anders, er mußte sich schützen. Die Gefahr war groß.

Dann kam die Nacht, das Gartenfest, das lange, holde, märchenhafte. Und Karlmanns Abschiedsstunde vom Elternhause kam. Er hatte seinen Kräften zuviel zugetraut. Stichlinger suchte ihn vergebens, um das Feuerwerk mit ihm abzubrennen und die Champagnerkübel, die auf einem kleinen, von Eseln gezogenen Wagen standen, von Laube zu Laube zu fahren. Die Esel waren eine Idee von Philipp, der damit eine Anspielung auf die Schwiegersöhne machen wollte und außer sich vor Wonne war, als Biegenau seine Idee besonders hübsch fand. Stichlinger suchte Karlmann überall — als er den Wunderlichen endlich im letzten Winkel des Gartens auf der Mauer sitzend gefunden hatte, mußte er allein wieder abziehen, denn Karlmann war zu nichts mehr zu bewegen. Offenbar waren ihm die Getränke bei Tisch sehr schlecht bekommen. Bleich und nunmehr ganz allein starrte Karlmann in den Mond auf. Zischend fuhren Raketen aus den dunkeln Gebüschen, prasselnde Schwärmer folgten, bunte kreisende Feuerräder. „Ah!" rief man bewundernd auf der Veranda, wo sich die zuschauenden Gäste drängten. „Ah!" erklang es nach jeder Nummer. Wie unheimlich mochte das Prasseln und Knallen den armen Vater berühren, der in seinem Bette oben Schlaf suchte und nichts von den lärmenden Menschen sah. Wer mochte jetzt zu ihm hinaufgehen? Marion? Elsa? Die Mutter?

Karlmann hätte es gern gewußt. Plötzlich sah er eine Gestalt an des Vaters Fenster. Er starrte hin — es war Philipp. Er dankte es ihm tausendmal und war tief mit ihm versöhnt. Versöhnung auch mit all dem Getriebe dort unten ergriff ihn — mit der Mutter, mit den Schwestern. Jetzt ging er — er verließ sie, aber er würde wiederkommen. Undankbar, treulos konnten sie ihn noch schelten — bald aber sollten sie andre Worte finden. Wenn er sie andern Dank und andre Treue ernten ließ. Das war sein Ziel. Er gab sich einen letzten Ruck, sprang von der Mauer und verließ, Gelächter, Licht und Lärm im Rücken, durch eine Seitenpforte den Garten. Er sah sich nicht mehr um.

Um vier Uhr rollte durch die grauen, harten, laut widerhallenden Straßen Friedrichsburgs der Wagen, der Toni und Karlmann mit ihrer Habe zum Bahnhof trug. Um halb sieben Uhr bestiegen sie den Münchner Zug. So lange hatten sie frierend im einsamen Wartesaal zu sitzen. Der Morgen wurde klar und blau. Es war ein rechtes Ins-Glück-Hinausfahren, das er ihnen bescherte. —

Die beiden jungen Ehepaare des Hauses verließen erst am nächsten Nachmittag, nordwärts und südwärts, Friedrichsburg. Die Braumüllersche Hochzeitsreise ging nach Frankreich und Holland, die Biegenausche nach Italien. Bis zuletzt hatte man sich gestritten, welche Reise schöner wäre. Klementine war noch bis sechs Uhr, bis die letzten Gäste den Garten verlassen hatten, unterwegs. Das Seltsame geschah — es fiel ihr jetzt erst auf, daß sie Karlmann viele Stunden nicht gesehen hatte. Noch kam ihr keine böse Ahnung dabei — sie hielt seine Eigenbrödelei nur für den alten Trotz. Als aber im Hause alles zu Bett war und der fade Geruch von verbrannten Kerzen, Zigarren, offenen Weinflaschen und welken Blumen sich mit der harten Frühluft mischte, stieg Klementine, sich fröstelnd in einen Schal hüllend, aus der Wüstenei in Karlmanns Zimmer hinauf. Er war nicht dort. Sie weckte den weinschweren Philipp, der wegen der raschen Störung sehr ergrimmte und keine Auskunft gab. Marion und Elsa waren unmöglich aufzusuchen — das Personal wußte nichts. Niemand hatte den jungen Herrn fortgehen sehen. In stummer, ahnungsvoller Angst wartete Klementine die Stunde der ersten Post ab. Es kam ein Brief von Karlmann. Philipp hörte plötzlich einen Aufschrei der Mutter, und entsetzt eilte er zu ihr. Alles lief zusammen, alles glaubte, Herr Karlmann habe sich ein Leid angetan. Darüber beruhigte Philipp, als er den Brief gelesen. Dann führte er seine fassungslose Mutter in ihr Zimmer. Sie weinte, sie schimpfte, sie raste — telegraphieren wollte sie — die Behörden aufrufen — endlich faßte sie sich aber, denn Philipp riß sie gewaltsam der Tür zu. Dort stand Justinus Rominger in seinem alten Schlafrock, blaß, mit wirrem Haar. Der Lärm hatte ihn heruntergeführt — schon wußte er alles.

„Was willst du!" herrschte er sie mit hohler, aber mächtiger Stimme an. „Mit wem haderst du! Laß deine Hände von dem Jungen! Nun ist er dir davongelaufen! Du bist an allem schuld!"

„Ich?! Ich, Justinus!"

„Am meisten du! Und ich sag' dir's — wenn's jetzt auch wie 'ne Schlechtigkeit ausschauen mag, was er getan hat — die erste Gescheitheit, die ich von ihm sehe, ist es! Besser schlecht sein, als eine Null sein! Ich verbiet' dir's, daß du ihm nachspürst, ich verbiet' dir's! Das Leben soll ihn endlich in die Finger kriegen! Das wahre Leben!"

„Justinus! Mein Karlmann!“

„Ich verbiet' dir's!“

Damit machte Justinus Rominger kehrt. —

Um dieselbe Stunde standen sich August und Barbara Tränkle am Marktplatz gegenüber. Die Großmutter und die Töchter schliefen noch — Toni war ausgeflogen. Wohin, mit wem — das lehrte sie der Brief, der eben gekommen war. Erst las ihn der alte Koch, dann seine Frau. Die Knie zitterten ihnen. Sie konnten nur einander anstarren mit großen, angstvollen Augen, sie konnten nur stöhnen, stöhnen und endlich sich setzen.

So lautete Tonis Brief: „Lieber Vater! Liebe Mutter! Meine geliebten Eltern! Wißt Ihr's, was ich Euch zu sagen hab'? Ahnt Ihr's schon? Oh, wenn ich das wüßte! Verzeiht mir! Das ist ein Abschied heut, aber ich hoffe, nicht auf lange! Ich will mein Kind, mein süßes einziges, in Ehren zur Welt bringen. Mit meinem Karlmann zieh' ich heute in die weite Welt hinaus — er wird mich heiraten, er wird meinem Kinde ein Vater sein. Wir kennen uns, wir verstehen uns, wir lieben uns! Nie, nie werde ich ihn verlassen! Das Leben ist so schön, so groß — ich danke Euch, Ihr Einzigen, Treuen, daß Ihr mir's geschenkt habt! Auf Wiedersehen, wenn alles wieder ruhig und gut ist! Ich konnt' nicht länger hierbleiben — meinetwegen und Euretwegen! Denkt in Frieden an Eure Euch ewig liebende

Toni.“

Lange saßen Vater und Mutter Tränkle auf ihren Stühlen und starrten das Blatt an. Erst als die Frau sich regte, kam auch in den Mann etwas Leben. „Hast du's gewußt?“ fragte er heiser.

„Nein, August — das — das nit ...“ Barbara weinte.

„Hab's mir gedacht,“ flüsterte der Alte. „Kann ja nit anders sein. Denn sonst — wir hätten sie doch behalten — was — was kümmert mich der Markt!“

VIII

In Ammerfeld, eine Stunde südwestlich von München, inmitten eines Obstgartens, lag das Häuschen Johannes Rollfinks. Der blinde Erfinder, ein gebräunter, hagerer Mann, der sich ziemlich rasch und sicher tastend auf seinem Anwesen bewegte, war von der leuchtendsten Herbstpracht umgeben. Gleichsam stöhnend unter ihrer Fruchtfülle standen die Apfelbäume in Reih' und Glied, die Zwetschgen hatten jetzt mehr Violett als Grün an ihren Zweigen, und der uralte Nußbaum verhüllte mit seinem Rauschen zahllosen Ertrag. Das einfache Landhaus, abseits von der Straße, trug nach Süden hin ein Weinspalier, wie es selten in dem rauhen Oberlande vorkam. Blau und schwer hingen die Trauben auf der weißen Mauer, und eine Vogelscheuche, die Evas Malerphantasie entworfen, hatte Mühe, die frechen Nascher von den Beeren abzuhalten. Eva konnte sich nicht entschließen, die Trauben abzunehmen — ihr Anblick war ihr mehr als ihr Genuß, und sie sollten immer noch Sonne trinken, um selbst wie Sonnensaft zu schmecken nachher. Bis zum Fluß hinunter erstreckte sich der Obstgarten. Die Nachbarn zu beiden Seiten waren Bauern — Rollfinks waren gut Freund, aber sprachen selten mit ihnen. Ihr Garten verbarg sie auch hier vor der Welt. Bergmann, der große Bernhardiner, war ihr einziger Hausgenosse. Johannes und Eva Rollfink hatten kein Kind. Seit

drei Jahren lebten sie nun in Ammerfeld bei München. Fern, in abendroter Vergessenheit lag Ägypten, Evas Heimat, Johannes' Glück und Unglück. Der Name des Erfinders und Philosophen von Ammerfeld war weithin bekannt — es war weniger Vernachlässigung als instinktive Scheu, daß die Menschen ihn in der Abgeschlossenheit ließen. Zuweilen nur flog ein seltener Vogel, ein neues Buch, aus dem einsamen Versteck in Stadt und Welt hinaus. Dann horchte man auf und lauschte — bis es wieder still wurde in Ammerfeld, durch Monate, durch Jahre.

Der Brief, den Karlmann Rominger geschrieben hatte, brachte eine stärkere Bewegung in den stillen Lebensfluß dieser Menschen. Heute, an einem goldklaren Oktobersonntag, erwarteten sie Karlmanns und seiner Braut Besuch. Eva war früh nach München gefahren, um Einkäufe für das Abendessen zu machen. Johannes erwartete sie, mit einer Pfeife vor dem Hause sitzend, wie die Bauern an ihrem Sonntag taten. Oft holte er Eva von der Bahnstation des größeren Nachbardorfes ab und ging so sicher an Bergmanns Seite die Landstraße hinauf, daß man ihn für einen Sehenden halten konnte. Aber Eva liebte es nicht, ihn so in seiner feinsten Kraft allein und rohen Zufällen preisgegeben zu wissen — sie schwang sich am Bahnhof aufs Rad, und in fünf Minuten war sie die abschüssige Strecke bis Ammerfeld hinuntergefahren. So auch heute. Johannes erwartete seine Frau, in wohliges Sinnen versunken, vom heißen Flüstergeräusch des Mittags umgeben. Als der erste Glockenschlag vom Kirchturm erklang, hörte er schon ihren vertrauten, hellen Ruf, und ein rasches Heransausen, ein leichtes Abspringen, eine Umarmung, ein Kuß meldeten Evas Ankunft. Sie strich das straffe, schwarze, beim Fahren zerflogene Haar aus dem hellbronzefarbenen Antlitz — den Stohhut mit der roten Schleife auf den Rasen werfend, setzte sie sich neben ihn und erzählte von der Stadt. Johannes hörte mit aufrichtigem Anteil zu, solange Eva das Erzählen wohl tat. Um vier Uhr kamen die Friedrichsburger. Eva stand auf und führte ihren Mann über die halbdunkle Stiege in das Speisezimmer. Über die Stiege führte sie ihn immer. In einer seltsam kindlichen Verwechslung glaubte sie ihn dort unsicher, wo ihre eignen Augen nicht mehr klar erkennen konnten. Er wiederum, dem Hell und Dunkel einerlei waren, hatte ein Wohlgefühl an ihrem Irrtum und liebte es, daß sie ihm die Lichtunterscheidung noch zutraute. So fühlte er das einzige beschwichtigt, was sich verstimmend zwischen ihnen hätte regen können — das Unheimliche eines Blinden für den, der sah und sich des Sehens nicht bewußt wurde.

Beim Mittagessen sagte Johannes, der langsam aß und gern Pausen machte, um Evas ungestümem Klappern und Kauen zu lauschen: „Ich freue mich wirklich auf den Besuch. Nicht, weil sonst niemand kommt — wir brauchen niemand. Aber der Karlmann —“

„Deine Familie!“ rief Eva, ihm über den Tisch eine geschälte Birne reichend.

„Ja, meine Familie,“ erwiderte Johannes lächelnd. „Du weißt, ich habe die Bekanntschaft der Romingers nie gesucht. Ich wußte, sie sind Genießer vom Tage, sie sind Menschen, die sich mit den Werten des Lebens mehr behängen, als sie in sich eindringen lassen. Onkel Justinus war immer ein Künstler auf halbem Wege — er mußte einfach, als er vierzig Jahre war, Akademieprofessor

werden. Nun leidet er gewiß an der bösen halben Tragik, die wie ein Wurm frißt und plötzlich wie ein Löwe vernichtet. Die Frau hat vier Kinder, sie kennt alles, liebt alles, besitzt alles, aber ihr Leben verfliegt. Du wunderst dich vielleicht, woher ich das weiß, Eva? Ich habe die alten Romingers dreimal gesehen. In Italien war's. Und was ich dreimal gesehen habe, das lerne ich später, im Nichtmehrsehen, völlig kennen."

„Wie denkst du über die Kinder?" fragte Eva, ihre großen, dunkeln Augen ruhig auf Johannes gerichtet.

„Die Mädchen haben jetzt geheiratet — davon weiß ich nichts. Philipp hat einen ausgezeichneten Magen, und Karlmann —"

„Karlmann hat auch schon geheiratet. Aber sicher, Johannes," sagte Eva mit leisem Lachen, indem sie die Obstschale an sich zog.

„Das ist doch ein Mann, oder sagen wir ein Jüngling ..." erwiderte Johannes errötend, mit bedächtigem Humor.

„So? Ihr Männer verändert euch wohl nicht, wenn ihr heiratet?"

„Ich brauche den Mann nie im Plural."

„Oh, du bist ein Schlauer!"

Sie erhob sich und trat an das Klavier. Dann sagte sie halblaut: „Ich freue mich so auf das Mädel. Toni Tränkle. Die muß gut sein. Der helf' ich — über alles."

„Freust du dich auf deine Toni, so freu' ich mich auf meinen Karlmann. Dann sind wir quitt. Er ist ein Rominger, der aus dem Nest geflogen ist — der erste. Er muß der Übergang zum neuen Geschlecht sein. Schöne Mitgift haben sie alle — aber wer nutzt sie aus? Wer von ihnen wendet den Reichtum vernünftig an, das Blut des deutschen Patriziertums und des pfälzischen Ritteradels in den Adern zu haben? Karlmann muß es doch mehr sein als Dekoration und Prestige. Er vollzieht die Umwandlung, er will gesund werden, indem er sich mit einem Kinde des Volkes verbindet ... Das steht in seinem Brief. Ein schöner Brief, Eva. Hältst du denn wirklich nichts von Briefen?"

„Doch, Johannes. Wenn du etwas davon hältst ..."

„Ich diktiere dir meine Briefe, und Karlmann schreibt die seinen selbst. Da ist doch kein Unterschied. Kein wesentlicher wenigstens."

„Kein wesentlicher."

Sie lachte leise und spielte jetzt ein Schumannsches Stück. Er schüttelte den Kopf, dann lauschte er dankbar. —

Nachmittags saßen Karlmann und Toni den Rollfinks gegenüber. Karlmann waren die Strapazen der Flüchtlingstage stärker anzusehen als seiner Geliebten. Sein Antlitz war blaß und eingefallen, die rosige Frische fort, die blauen Augen blickten unstet. Um so sorgfältiger hatte er, um der verwirrenden Situation Herr zu werden, seine Kleidung gestaltet. Kein seßhafter Rominger zu Friedrichsburg konnte einen schöneren Besuchsrock anhaben, eine bessere Krawatte tragen als Karlmann, der aus dem Elternhause Entlaufene, der Revolutionär der freien Liebe. Mit etwas ängstlicher Würde, wortkarg und voll Nervosität beantwortete er die Fragen des Vetters. Er vergaß ganz, daß er von Johannes Rollfink nicht gesehen wurde. Diese klare, heitere, edel männliche Art mußte ihn durch und durch schauen — es war nicht anders möglich. Aber sie löste auch allmählich Karlmanns Befangenheit.

Im Kernpunkt fühlte er Johannes' Zustimmung — das war ihm genug und befreite ihn. Schon begann die anfangs unendliche Distanz zwischen ihnen sich zu verringern. Toni und Eva hatten sich nach wenigen Minuten überwunden. Tonis Empfinden wurde seltsam hin und her gerissen. Bald hafteten ihre Augen beglückt und liebevoll auf der fremdartig schönen, lebensprühenden Frau — bald richteten sie sich traurig auf den maßlos Beraubten, ihren Besitzer, ihren Gatten. Noch fand sie sich nicht zurecht. Was hier wie Unglück erschien, war Glück vielleicht, und irgendwo, in sonniger Schönheit, mochten dunkle Schmerzen wohnen. Mit feuchten Augen blickte Toni der Frau, die ihre Freundin in der ersten Stunde wurde, ins gütige Gesicht. Sie ahnte nicht, wie lieb Eva sie schon um der Trauer willen hatte, die sie für Johannes empfand — jetzt vollends schloß sie sie ganz ins Herz. Das wehe, lust- und leidvolle Durcheinander der ersten Gespräche wurde durch einen echten Toniausspruch in glücklichen Humor aufgelöst. Die Männer sprachen über die Frage, worin der Vorzug eines produktiven Schaffens vor einem reproduktiven eigentlich zu finden sei, und Rollfink meinte: „Ja, was ist schließlich besser, ein Buch verstehen oder ein Buch schreiben?" Da rief Toni, die nicht hingehört und mit Eva gesprochen hatte, unvermittelt zwischen: „Ihr Buch, Herr Rollfink! Das ist wunderbar!"

Jetzt lachten alle und standen auf. Man verließ den Teetisch und wanderte ein wenig über die abendroten Felder. Karlmann, der es wie eine Auszeichnung fühlte, Johannes' Arm zu nehmen, ging mit seinem Vetter voraus. In einiger Entfernung, gleichfalls untergefaßt, folgten die Frauen.

„Wir sind Ihnen so dankbar," sagte Toni leise, indem ihr Blick an Evas schlanker Gestalt entlangglitt. „Am meisten hatte mein Karlmann ja gefürchtet, daß es Ihnen nit recht sein möcht', sich in Gegensatz zu seiner Familie zu bringen. Indem Sie uns gut aufnehmen, mein' ich . . ."

„Wir tun, was uns richtig erscheint. Wir fühlen da gar keinen Gegensatz. Was wissen wir denn von den Friedrichsburgern!"

„Ja, ihr seid frei," seufzte Toni unmittelbar.

„Ihr doch jetzt auch?"

„Allmählich werden wir's. Der Anfang ist natürlich schwer."

„Wissen die Eltern, wo ihr seid?"

„Wir haben beide noch einmal hingeschrieben — ich an meine Leut' und Karlmann an seine."

„Antwort bekommen?"

„Nein."

Sie hatten einen Hügel erreicht, der eine Bank trug und einen weiten Ausblick über das herbstliche Land spendete. Am dunstigen Horizont erschienen die Türme von München. Im Westen sank die Sonnenscheibe rot und klar hinab.

„Wir behalten gutes Wetter," sagte Eva.

„Ist es ein reiner Untergang?" fragte Johannes.

In seltsam tiefer Ergriffenheit sah Karlmann nach diesen Worten seinen Vetter an. Ein reiner Untergang, durchzog es sein Gemüt — ja, das ist viel, du prophetischer Blinder. Freust du dich daran, ohne ihn zu sehen? Und ich, ich Sehender, was will denn ich? Noch immer weiß ich mich nicht zu bescheiden.

Noch immer erkenn' ich mich nicht selbst. Hier, auf diesem Erdhügel, ist alles, was ich habe: mein junges, aufwärtsstrebendes Ich, mein Weib, meinen einzigen Freund. Versöhnung! klingt es glockenrein durch das stille Abendland. Versöhnung mit all denen, die ich für Feinde hielt, und die mir wohltaten als Feinde. Versöhnung!

Stumm, an Tonis Seite, starrte Karlmann in die große Landschaft hinaus. Der Rauch aus den Torfhütten stieg aufrecht in die reine, durchleuchtete Luft. Ein Fischreiher rauschte aus dem Röhricht des Flusses auf und zog mit weiten Schwingen zur schwarzen Ruhe des Waldes hinüber. Die Grillen in der Wiese verstummten allmählich. Es dunkelte. Sie brachen nach Ammerfeld auf.

Auf dem Rückwege besprachen die Männer Karlmanns nächste Aussichten — die Frauen aber stellten fest, wie der erwartete Weltbürger und seine Mutter es am besten haben würden. Toni ließ sich von Eva so willig leiten wie Karlmann von Johannes. Beide hatten ein tiefes Wohlgefühl, nach all den Wirren sich einer reifen Lebenskenntnis anvertrauen zu können. Sie beschlossen, in Ammerfeld zu bleiben, bis das Kind gekommen war. Was konnten sie sich Besseres wünschen als vollkommene Abgeschiedenheit und Stille? Hier konnte Karlmann die großen Arbeitspläne, die durch Johannes' Gespräche auf ihn eindrangen, gestalten. Hier wurde Toni, mochte die Mutterschaft noch so schwer über sie kommen, gesund. Nach dem Abendessen besprachen sie sich unter der Assistenz der Rollfinks eingehend mit Frau Oberwieser, der Hebamme, die ein hübsches Häuschen und eine Gemischtwarenhandlung besaß. Sie vermietete ihre besten Stuben, die eben frei geworden waren, an das junge „Ehepaar". Rollfinks Freundschaft bürgte ihr für alles. Das Oberwiesersche Haus lag unweit des Rollfinkschen in einem Obstgarten und grenzte wie jenes an den Fluß. Die Flüchtlinge blieben da — am nächsten Tage kam das Gepäck nach. Um mit der hohen Obrigkeit nicht in Konflikt zu geraten, mußte Karlmann sein Schlafgemach im Hause gegenüber, beim Rebnerbauer, beziehen. Es war zwar nur ein Heuboden, aber er hatte niemals besser geschlafen, in seinem schönsten Friedrichsburger Messingbett nicht, als hier, wo nachts der Kater Grau zu seinen Füßen lag und unten das dumpfe Brüllen der Kühe ihn in aller Frühe weckte.

So kam für den Anfang eine seltsam glückliche Zeit. Toni lächelte, wenn Karlmann ihr begeistert erklärte, daß alle Sorgen für die Zukunft gehoben seien. Zwei Zeitschriften, an die ihn Johannes empfohlen, hätten Aufsätze von ihm angenommen, und wenn er auch bis jetzt nur hundertfünfzig Mark damit verdient habe, müsse seine große Arbeit, eine Kulturgeschichte des Krieges der weißen und der roten Rose, ganz sicher die materielle Unabhängigkeit bringen. Fast täglich fuhr er nach München, um in der Staatsbibliothek zu lesen — jedesmal brachte er auch dicke Bände mit nach Ammerfeld, und die beiden Bauernhäuser zeigten sich bald für solche Wissensschätze nicht eingerichtet. Der Kater verdarb in sehr unreinlicher Weise eine wertvolle History of England. Das alte Papier einer Shakespeareausgabe reizte den sonderbaren Geschmack eines gezähmten Raben. Aber über all die Fährnisse kam Karlmann in seinem frohen Arbeitseifer rasch hinweg. Freilich gestand er sich nur unvollkommen ein, daß die Vollendung der Riesenaufgabe und ihre praktische Verwertung nicht vor zwei Jahren zu erwarten war. Toni ahnte das, aber

sie hütete sich, ihn zu entmutigen. Sie ließ ihm seinen Glauben und sein Selbständigkeitsgefühl — bei sich wußte sie gut, worauf ihr Lebensunterhalt sich wirklich zu stützen hatte. Sobald sie von dem Kinde genesen war, wollte sie sich in München ihrem Berufe widmen. Einen orthopädischen Turnkursus und heilgymnastische Lektionen wollte sie einrichten. Gelang ihr dies, war für sie alle gesorgt. Dann mochte Karlmann nur seine englische Kulturgeschichte weiter schreiben. Das Moralgefühl des Familienernährers ließ sie ihm gern — aber zum Geldverdienen war er für ihre Empfindung nicht geboren, ihr vornehmer, verwöhnter Karlmann. Das war ihre Sache. Sie wollte etwas Besseres als Geld von ihm — sie wünschte sich stets nur den größten Anteil an seinem Trachten und Träumen.

(Fortsetzung folgt)

Herbstgedanken. Von Moritz Goldschmidt

Zum Herbst sprach der Frühling: „Wie hast du nur die Stirn, den Menschen gegenüberzutreten, du, die Zeit alles Welkens und Vergehens?"

„Deine Stirn hab' ich allerdings nicht," sprach der Herbst kühl und spöttisch, „denn wer meist nur mit Versprechungen zahlt, der pflegt mit der dreistesten Stirn durch die Welt zu gehen!"

„Und du schämst dich nicht, mir das zu sagen, mir?!" brauste der Frühling auf.

„Nein ... das Schämen werde ich erst an dem Tag lernen, an dem du alle die Versprechungen einlösest, denen allein du deinen Nimbus dankst ... Aber freilich, du hast das nicht nötig, denn die Menschen lieben von jeher mehr den, der ihnen große Versprechungen macht, als den, der ein bescheiden Wort — hält."

*

Der Herbst ist weit und breit
Die ehrlichste Jahreszeit
Denn er allein
Schenkt — reinen Wein uns ein.

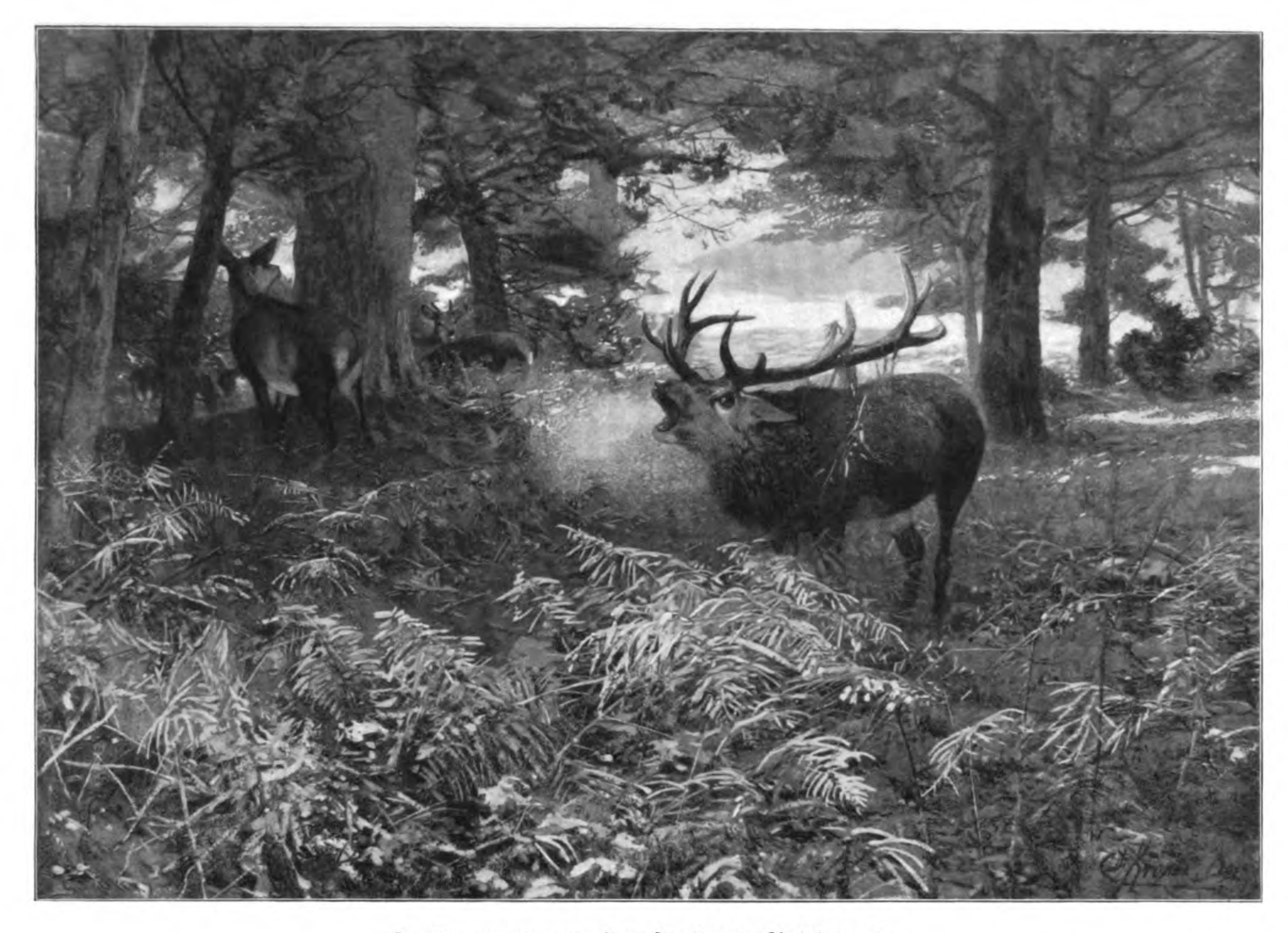
*

Herbstfäden

Bleiche Fäden ziehen langsam-leise
Unterm stillen Abendsonnenschimmer —
Und sie zwingen mich in ihre Kreise
Und umgarnen mich und locken immer — —

Vom Gespinst des Sommers, jäh zerrissen,
Fliegen sie dahin, verweht in Stücke!
— Ich erschaure, wie sie glanzumglissen
Zu mir reden von vergangnem Glücke.

Ach, sie ketten mich ans holde Gestern,
Während sie mich schmeichlerisch umwinden!
— Manch zerrissner Faden hält mit festern
Banden uns, als Eisenketten binden ...



Frühmorgen zur Herbstzeit im Reichswalde

Nach einem Aquarell von Chr. Kröner, im Besitz des Städtischen Suermondt-Museums in Aachen



Hirschbrunst

Von

C. Schenkling



Oktober! Die Natur hat ihr buntes Harlekinkleid angezogen, um sich noch einmal ordentlich auszutollen in Farbenpracht und Stimmungszauber vor ihrem großen Carne vale, dem Winter.

Die Luft ist klar und rein. Der bläuliche Dunst, der im Sommer alle Berge in die Ferne rückt und alle Linien und Farben sanft verwischt, stört nicht mehr die feurige Orgie, die anhebt die Halden hinauf. Die Bergspitzen ragen scharf in energischen Linien. Oft schon bedeckt Frühreif Boden, Baum und Strauch. Das Klirren des fallenden Ahornblattes ist weithin hörbar, und aus den Lüften tönt der Schrei verspäteter Wanderer nach dem Süden.

Einem stummen Meere gleich wogen die Morgennebel im Tal. Leise nur rauschen die taubeschwerten Blätter im Bergwalde und glitzern matt in der aufsteigenden Dämmerung. Horch! Durch die Stille des Oktobermorgens, der bleischwer und doch so bitterkalt auf den Bergen lagert, dröhnt eine gewaltige



R. Andsdell: Der Kampf

Stimme; stolz, trotzig, wild, ein donnernder Aufschrei — das ist des Weidmanns Waldesorgel, der Brunftschrei des Hirsches, der den Gegner herausfordert zu ritterlichem Kampfe um Frauengunst, zum Kampfe auf Leben und Tod. Jetzt tritt er heraus aus dem Waldesdunkel. Trotzig und kühn erhebt sich aus mächtigem Kragen der weit vorgestreckte, mit dunklem Kronengeweih geschmückte Kopf; weiß leuchten die Enden der Stangen in den Morgen hinein; ein Urbild selbstbewußter Kraft. Plötzlich legt der Recke das schön geperlte Geweih hintüber und läßt mit gestreckter Drossel seinen Schrei, das Geröhre, von neuem erschallen. Dieser Ruf ist ein furchtbarer Ton, der, wenn alles ruhig, wohl eine Stunde Gehens weit hörbar ist und manchem einsamen Wanderer im Walde, wenn er in weidmännischen Dingen ein Laie, wohl einen Schauer über den Rücken laufen läßt. Kaum ist der letzte Laut verhallt, da ertönt vom jenseitigen Waldesrande eine zweite Stimme, ebenso ehern, markerschütternd wie jene. Wutentbrannt schüttelt der Platzhirsch das bewehrte Haupt, daß das lange dunkle Haar am Halse flattert, zorniger stampfen die sehnigen Vorderläufe den Boden, und aus dem Windfang quillt der Odem wie eine Rauchsäule auf. Er öffnet das Geäse, und nochmals hallt der Donnerschrei, stärker, trotziger, machtvoller, herausfordernder. Und richtig, am Waldessaum wird der Rivale sichtbar — röhrend zieht er langsam näher, der Platzhirsch majestätischen Schrittes ihm entgegen. Nun verharren beide, messen einander mit den vor Kampfgier gequollenen Lichtern, stampfen den Boden mit den Schalen und wühlen ihn mit dem Geweih auf, daß Wurzelfasern und Rasenfetzen daran hängen bleiben. Jetzt steht der Eindringling ruhig, eine Bildsäule, nur die Brust keucht. Mit einem Male setzt er an und braust dem Gegner entgegen. Der weicht nicht. Auch er jagt vor. Die respektheischenden Waffen senken sich, schlagen krachend und prasselnd zusammen und nach wirklich künstlichen Regeln wird der Kampf ausgefochten: Stoß — Parade — Nachstoß! Dabei gibt es ein ununterbrochenes Schnaufen, Keuchen und Knacken, und ein qualmender Odem umfließt die Kämpen wie wallender Nebel. Plötzlich ein dumpfes Aufkeuchen, ein dröhnender Schlag, dann Totenstille: einer der Gegner liegt hingestreckt am Boden, der andre steht wie in Erz gegossen, regungslos, stolz erhobenen Hauptes. Jetzt legt er das Geweih zurück, und „Oa — oa — oaah!" tönt der langegezogene, mächtige Schrei aus vollem Halse in den Morgen hinein.

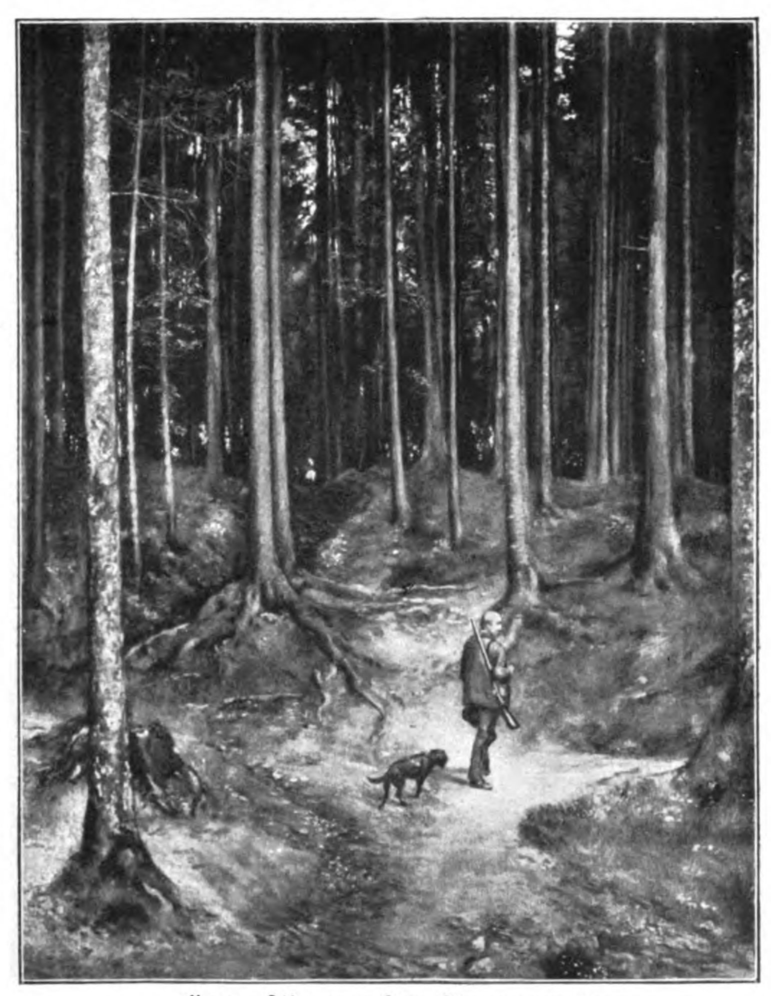
Aber nicht immer ist der Ausgang so tragisch; oft gibt der Schwächere den Kampf ohne weiteres auf; er bringt sich in Sicherheit, vom Sieger bis zur Grenze des Brunftplatzes verfolgt. Gelegentlich verstricken sich auch die Kämpfenden mit den Geweihen derart, daß sie nicht wieder loskommen können und der Schwerverwundete angesichts des Siegers elendiglich umkommt, bis auch dieser zu Schaden kommt. Als es in den deutschen Forsten noch größere Rotwildbestände gab, waren „verkämpfte" Hirsche keine seltenen Funde, wie denn die älteren Jagdschriftsteller von solchen berichten. Viele Geweihsammlungen enthalten fest ineinander gefügte Geweihe verkämpfter Hirsche, und ab und zu kann man solche auch auf Geweihausstellungen zu Gesicht bekommen.

Das Wild sieht gewöhnlich in einiger Entfernung scheinbar teilnahmlos den Duellen zu. Dennoch verfolgt es den Verlauf des Kampfes so genau, daß es darüber blind gegen alle Gefahren ist und auch den anpirschenden Jäger ganz übersieht. Nach beendetem Kampfe folgt es dem Sieger. Zuweilen kommt es auch vor, daß, während sich die beiden Kämpen in heißer Fehde gegenüberstehen, ein dritter Rivale, nicht selten ein junger Springinsfeld, die gute Gelegenheit beim Schopfe faßt und sich den leichtgesinnten Damen mit Erfolg nähert. Wurde der Kampf aber unerwartet zu Ende geführt, dann sucht der junge Stutzer in gewaltigen Fluchten das Weite, und in liebevollem Respekt drängen sich die Schönen um den alten Herrn. Sonderbar, sie scheinen für das Alter ein besonderes Faible zu haben, denn wo ein alter, starker Hirsch den Platz behauptet, da läuft ihm alles Kahlwild ringsum zu und gesellt sich zu seinem Herrn. Wehe dem Tier, das sich zu weit vom Rudel entfernte! In empfindlicher Weise muß es die Geweihstöße spüren, mit denen der Platzhirsch

es zurücktreibt. Dennoch kommen Verwundungen von weiblichem Rotwild nie vor.

Merkwürdig ist es, wie genau der Hirsch seinen Brunftplatz begrenzt. Ganz starke Kapitalhirsche wählen ihren Platz entweder auf ziemlich engbegrenzten oder ganz großen Blößen, weil sie ihre Sicherheit nie ganz außer acht lassen. Ein Weg, ein Graben, ein alter Wall bildet die Grenze, über die hinaus ihre Nebenbuhler keinen Schritt tun dürfen. Weidmänner erzählen, daß sie oft kampfbereite Hirsche an solchen Scheiden beobachteten, die sich dröhnend anbrüllten, auf und ab gingen, von Zeit zu Zeit die Geweihe senkten und abwartend mit drohenden Blicken einander maßen, die Grenze aber nicht überschritten, vielleicht aus Furcht, dem Feinde eine Blöße zu geben.

So stolz und majestätisch sich der Platzhirsch seinem Gegner gibt, so läppisch ist er in seinem Liebestaumel, namentlich zu Anfang der Brunft. Da sind ganz starke Hirsche auf den Hinterbeinen tanzend beobachtet worden, und man sah, wie sie sich Koboldengleich um sich selbst drehten. Nicht selten werden in dieser Stellung auch Kämpfe ausgefochten. Kerzengerade stehend, bearbeiten sich die Gegner mit den Vorderläufen, erst später zum Geweihangriff übergehend. Trat der Hirsch als Bild trotzig stolzer Kraft in die Brunft ein, so geht er, bis zur Unkenntlichkeit herabgekommen, mit zerfetzter Decke und gebrochenem Geweih vom Schauplatz unersättlicher Begier, wilder Kämpfe und maßloser Erregung den Unbilden des Winters entgegen.



Hans Thoma: Im Tannenwald

Max Mayrshofer

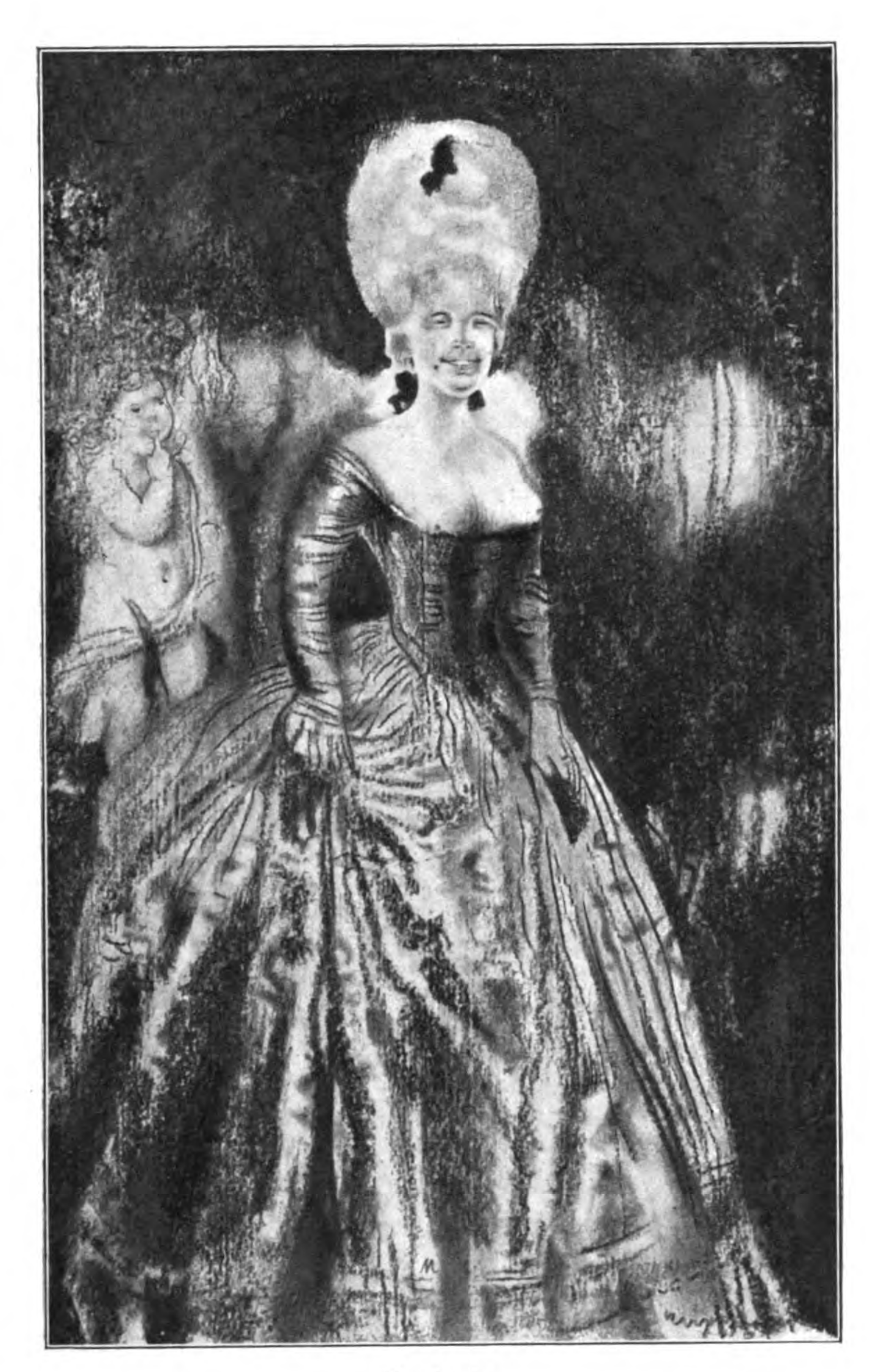
Von

Alfred Mayer

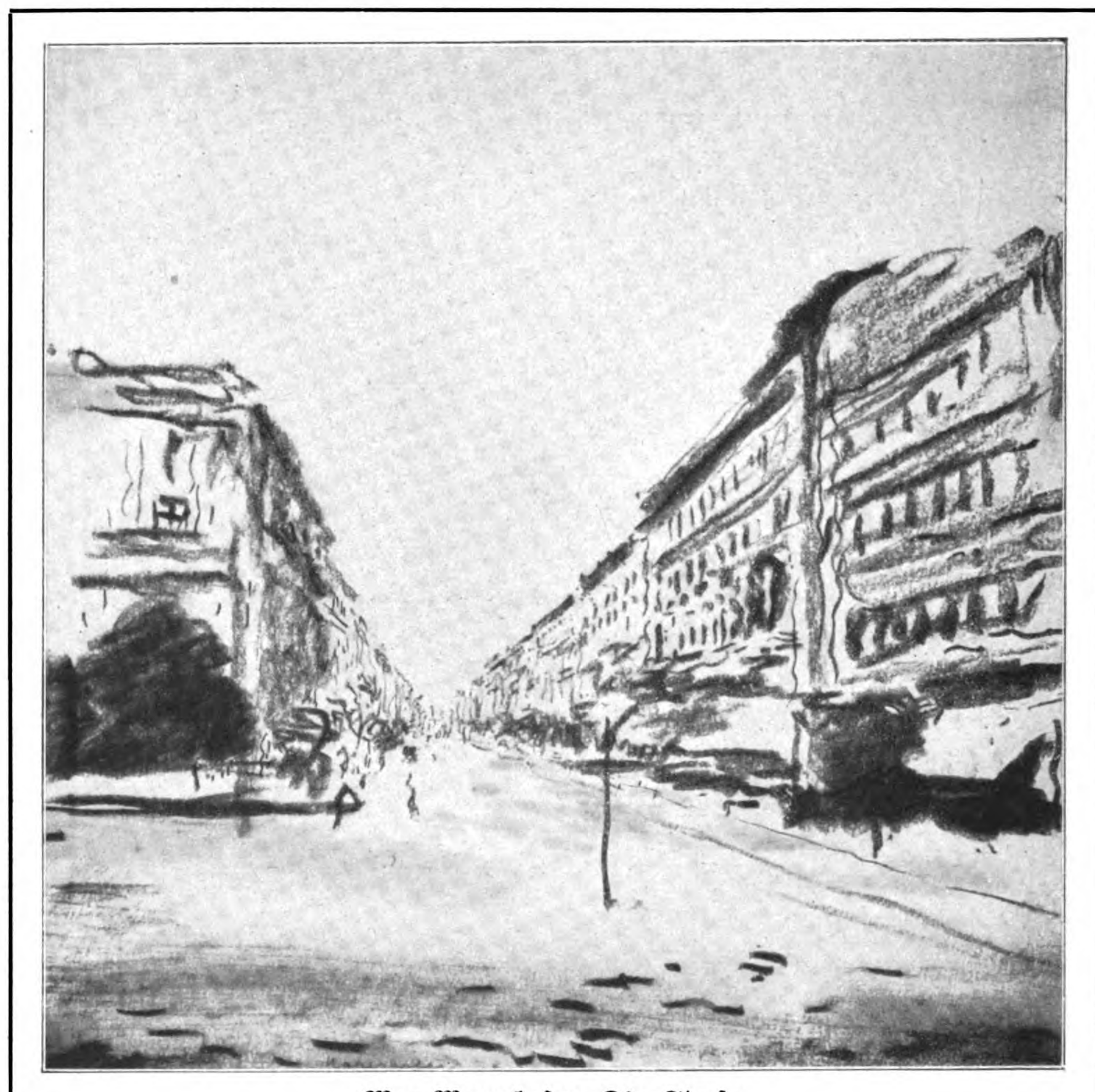
Sämtliche Bilder sind im Besitz der „Modernen Galerie" in München

Zunächst bedeutet Max Mayrshofer als Persönlichkeit eine gar nicht zeitgemäße Erscheinung innerhalb der Künstlergilde. Zwanzig Jahre lang bildet er sein Talent in der Stille aus, weilt mitten unter uns in München, erlebt jahrein, jahraus, wie um mindere Talente die Reklametrommel in Bewegung gesetzt wird und — rührt sich nicht. Ein Abseitsstehender, strebt er einsam und bedürfnislos hohen künstlerischen Zielen zu. Im oberen Stockwerk der väterlichen Bäckerei in der Fürstenfelder Straße bewohnt der Junggeselle eine dürftige Schlafbude. Sie ist gleichzeitig seine Werkstatt, in der die köstlichen Blätter entstanden sind, die wir heute bewundern, die ihm indessen noch lange nicht das Ziel bedeuten, wo sein rastloses Streben hingelangen möchte. Drei Jahre sind es her, daß zuerst der Münchner Kunstkritiker Wilhelm Michel auf ihn aufmerksam machte. Bald darauf hat ihn Franz Blei mit der ihm eignen Entdeckerlust als schlechthin „das Genie Münchens" in seiner Zeitschrift „Hyperion" eingeführt. Von da ab hörte man den Namen Mayrshofer öfters an den Stammtischen der Künstler und Literaten fallen. Aber erst vor Jahresfrist ist es dem Inhaber der damals neugegründeten „Modernen Galerie" zu München, dem Herrn Thannhauser, gelungen, den Widerstrebenden aus der Verborgenheit hervorzuziehen und der großen Öffentlichkeit ein Zeichnerphänomen vorzustellen. Da zum ersten Male Gelegenheit geboten wurde, über das Gesamtschaffen Max Mayrshofers zu urteilen, stand der Künstler im fünfunddreißigsten Lebensjahr. Was wußte man von seiner Vergangenheit? Nichts. Seine künstlerische Entwicklung vollzog sich in der Stille. Mit fünfzehn Jahren erwachte in ihm die Lust, Zeichner zu werden. Er besuchte die Kunstgewerbeschule,

Skizze
Federzeichnung von Max Mayrshofer



Rokoko
Nach einer Skizze von Max Mayrshofer



Max Mayrshofer: Die Straße

studierte bei den Professoren Seitz und Marr an der Münchner Akademie, verdankt — nach eigner Aussage — recht viel dem Leiter einer berühmten Münchner Privatschule, namens Azbe. Seine Meisterschaft errang er sich ausschließlich durch Selbsterkenntnis. Die notwendigste und nützlichste Anregung fand er in den Meisterwerken alter und moderner Kunst. Er hat viel und mit hellen Augen gesehen! Lernt man Mayrshofer kennen, so ist man aufs höchste überrascht, einen einfachen Mann aus dem Volke vor sich zu sehen, dessen athletische Neigungen und Kräfte ihm ebensoviel Freude zu machen scheinen wie sein künstlerisches Schaffen. Sein Kunstschaffen aber bestätigt wunderbarerweise nur zum geringen Teil den naiven Zug, der dem persönlichen Wesen des Künstlers aufgedrückt ist. Untersuchen wir einmal die Ausdrucksmittel, das Werkzeug und die Psyche, wodurch die Eigenart seines Schaffens erklärt werden kann. Seine Ausdrucksmittel abzugrenzen, bereitet Verlegenheit. Er betont nicht die Linie und die abgesteckte Fläche. Ist also kein Graphiker im modernen Sinne, obwohl er seinen Mitteln nach durchaus Zeichner ist. Er geht immer vom malerischen



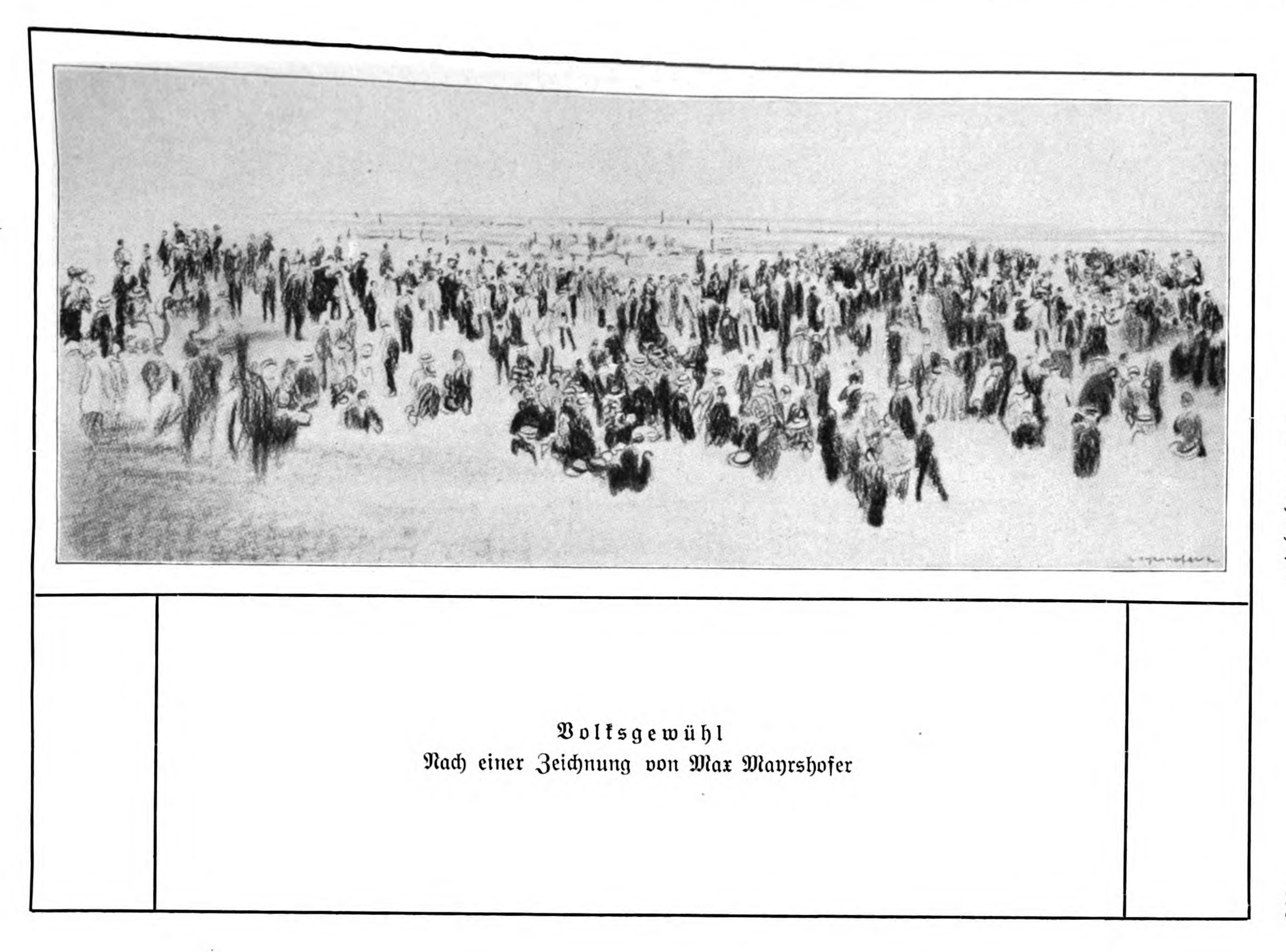
Badende Mädchen
Nach einer Zeichnung von Max Mayrshofer

Eindruck aus, durcheilt jede Nuance bis zu rein malerischer Impression, die er aus gebrochenen Werten von Kalt und Warm, Hell und Dunkel zusammensetzt.

Sein Werkzeug ist von außerordentlicher Mannigfaltigkeit. Neben Tusche, Bleistift, Farbstift, Kohle, Kreide handhabt er am liebsten den Wischer in Verbindung mit Kreide. Die Technik des Wischens ist ihm das geeignete Mittel, um Impressionen von Luft und Licht darzustellen (vergleiche weibliche Akte am Wasser). Das psychische Moment ist Hauptproblem in seinen Darbietungen. Seine Schöpfungen gehen nicht primär von einem bestimmten Stilgefühl aus, sondern vom eignen bewußten Ichgefühl, das nur auf bestimmte Dinge reagiert. Der Haupteindruck seiner Blätter wurzelt im Sinnlichen. Sein sinnliches Formgefühl ist in ungewöhnlichem Maße ausgebildet, ist der allerkleinsten Zeichnung charakteristisch aufgedrückt. Alles ist vorher erlebt und durchfühlt. Die ungeheuerste Beseelung des Motivs erreicht er durch Tonnuance. Bis er aber zu der fabelhaften Sicherheit des Wurfes vorgedrungen ist, war die Zeit von zwanzig Jahren gerade knapp genug, um an der tausendfachen Abtastung ein und desselben Motivs endlich dahin zu kommen, die Nuance zu disziplinieren. In den verschiedenen Kategorien der Mayrshoferschen Zeichnungen zeigt sich eine festumrissene, einheitliche Persönlichkeit. Porträte existieren nur wenige; der hier abgebildete Frauenkopf mit der tiefschwarzen Haarfrisur wäre ein Typus, der



Max Mayrshofer: Weibliches Porträt



Volksgewühl
Nach einer Zeichnung von Max Mayrshofer

in seiner künstlerischen Vorstellung lebendig ist. Seiner von Natureindrücken bestimmbaren Phantasie strömen oft eigenartige Motive zu. Er häuft gerne die nackten Leiber in Massen auf oder gibt im „Volksgewühl" das erstaunlichste Gedächtnisbild, das selbst die Wirklichkeit nicht suggestiver auf uns wirken lassen kann. Man glaubt jeden einzelnen dieser — wimmelnd in den Raum hineingestellten — Massen zu erkennen und zu unterscheiden. Die Tiefenwirkung im Bilde ist ohne Andeutung von Boden und Horizont erreicht. Die Staffage in seinen Straßenbildern besteht häufig aus schwarzen Pünktchen und kleinsten Strichen, womit er die Impression individuell bewegter Menschengestalten vortäuscht. Fabelhaft geschickt ausgeführt sind auch die mit der Tuschfeder gezeichneten Köpfe, die er willkürlich nebeneinander kombiniert.

Während hier auf die Nuancierung im Detail kein Wert gelegt, das Ganze vielmehr auf kontrastreiche Konturwirkung gestellt ist, haben wir es bei den „Frauenakten" mit rein malerischen Werten zu tun. Die in Schwarzweiß konzipierten Straßenansichten stehen in bezug auf Technik ungefähr in der Mitte der letzten zwei angeführten und sehr weit auseinander liegenden Beispiele.

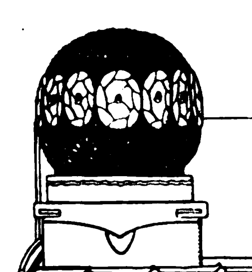
Bei den Mayrshoferschen Landschaften mit ihrer überzeugenden Komposition, sitzt jeder Punkt und jeder Strich an der richtigen Stelle und erscheint für den Gesamteindruck unentbehrlich. Vielen der genialsten französischen Impressionisten ist gemeinsam, daß sie nach der Methode des Weglassens schaffen. Die Skizzen der Rokokodamen bilden ein für sich stehendes Beispiel für Mayrshofers historisch einstellbares Stilgefühl und bieten daher neue Gesichtspunkte für die Bewertung seines künstlerischen Schaffens.

Wir haben es bei dem „Zeichnerphänomen" Max Mayrshofer zwar mit einer in den Mitteln, die wir im weitesten Sinne fassen, fragmentarischen, von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet jedoch fertigen, vollständig in sich abgeschlossenen, höchst lebendigen Persönlichkeit zu tun. Wie sich diese Persönlichkeit spiegeln wird, wenn sie sich das gewaltige Medium der Farbe zu eigen gemacht hat, kann nur geahnt werden.

Berechtigt ist man indessen sicherlich, auch für diese Betätigung des Künstlers bereits im voraus außergewöhnlich hohe Erwartungen zu nähren.



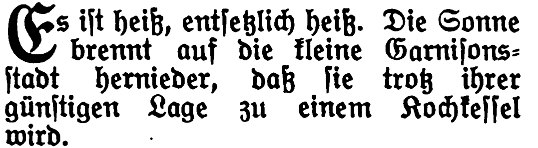
Max Mayrshofer: Landschaft (Ausschnitt)




Wie der Leutnant liest

Ein Essay zur modernen Offizierskultur

Von W. Baron



Es ist heiß, entsetzlich heiß. Die Sonne brennt auf die kleine Garnisonsstadt hernieder, daß sie trotz ihrer günstigen Lage zu einem Kochkessel wird.

Die Herren draußen vor der Stadt im Kasino haben die Korbsessel und die Tischchen mit Zeitungen und Skatkarten unter die schattigen Bäume ihres Parkgartens tragen lassen. Auch sie leiden unter der Hitze — sie und der königliche Dienst. Was man auch anfängt, die Gäule sind gar zu leicht schlapp und dürfen zu sehr nicht herangeholt werden vor den Anstrengungen des Brigadeexerzierens und Manövers.

Um sechs Uhr draußen und um zehn Uhr im Stall, und dann liegt der lange, heiße Tag vor einem!

Der Rittmeister der fünften Schwadron hebt den klugen, scharfgeschnittenen Kopf von seinem Notizbuch, in das er einige Bemerkungen geschrieben hat: „Welches Datum haben wir heute eigentlich?"

Und aus einer Gruppe von drei blutjungen Offizieren, die zusammen plaudern, klingt es überlegend: „Heute, Herr Rittmeister? Morgen ist ein neues Programm im Elysium, also ist heute der fünfzehnte."

Um die schmalen Lippen des Schwadronchefs zuckt ein Lächeln, als er fragt: „Sagen Sie mal, mein Lieber, bestimmen Sie das jeweilige Datum immer unter diesem Gesichtswinkel?"

Verlegen tönt es zurück: „Ich? — Nein! — Ach Gott, es ist heute so heiß!"

Aber das Elysiumprogramm! „Ordonnanz! Ordonnanz!" Der Fahnenjunker steht auf, um an die Klingel zu gehen. „Ach, Junker, wenn Sie doch schon auf dem Wege sind, dann gehen Sie doch einmal rein und sagen Sie dem Kasinowachtmeister, daß morgen die Loge gesichert ist!"

Der kleine Junker schlendert hinein. Zwei Monate trägt er den bunten Rock, und er ist noch immer wie benommen von allem, was auf ihn einstürmt — wie im Traum. „Im Tran," sagt allerdings sein ausbildender Unteroffizier. Er ist hundemüde — Nachmittag für Nachmittag bei der Siedehitze drei Stunden Fußdienst und Instruktion! Und abends das Essen im Kasino, das manchmal recht, recht lange dauert, denn ein Junker — so ein angehender Kavallerist — darf kein Duckmäuser sein, der allzufrüh ins Bett kriecht.

Der kleine Junker streckt sich im leeren Billardzimmer mit aufgeknöpftem Waffenrock ein wenig aufs Sofa. Von draußen tönt eine Stimme: „Adieu — ich geh' nach Hause und will ein bißchen lesen."

Herrgott, der hat's gut! — Die Gedanken des Träumenden wandern mit dem Offizier ein Stückchen mit. Was er jetzt wohl lesen mag? Der Junker kennt den Geschmack der einzelnen Herren, denn wenn er abends noch frisch ins Kasino kommt, hält er die Ohren steif, um etwas aufzuschnappen. Der, der da eben nach Hause ging, wird jetzt . . . Herrgott, der Dienst!

*

Dieser junge Mann steht jetzt in einem Lebensabschnitt, in dem sie alle gestanden haben, die unbekannten Offiziere sowohl wie die Moltke, Roon, Hülsen-Haeseler, von der Goltz und wie die großen und stolzen Namen alle lauten mögen, an denen unser Heer so reich ist. Ein Lebensabschnitt, in dessen erstem Teil der Geist nicht viel bedeuten kann — in dem sie alle gleich sind, die Klugen wie die Dummen, und in dem nur der gewandtere Reiter, Turner, Fechter, der körperlich Tüchtigere etwas hervortreten kann.

Das ist die Zeit der Selbstentäußerung für den, der hoher Weisheit voll

die Pforten seines Gymnasiums hinter sich ließ.

Der Tag findet den angehenden Offizier immer im Dienst oder wenigstens in militärischer Umgebung, und der Wucht dieser täglichen und stündlichen Eindrücke kann sich so leicht niemand entziehen. Langsam verliert sich auch bei den „Gebildetsten“ unter diesen jungen Leuten ein etwa vorhandener innerer Hochmut, und je mehr die schwarze Kunst in allen ihren Zweigen für den Augenblick zurücktritt vor den Anforderungen des praktischen Dienstes, desto mehr beginnen sich die jungen Augen zu öffnen für Mensch und Tier und Mutter Natur.

Wenn es dann endlich zur fachwissenschaftlichen Ausbildung neun Monate auf Kriegsschule geht, sind die jungen Herren bereits alle eingefleischte, „altgediente“ Frontsoldaten und schimpfen auf die „verdammte Bücherfuchserei“. Obzwar auch das, was sie dort lernen, mit diesem Namen nicht belegt zu werden verdient, denn immer wieder wird darauf hingewirkt, Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit in den jungen Leuten wachzurufen und sie sehen zu lehren im Gelände und auf der Karte.

Natürlich ergeben sich hinsichtlich der geistigen Nahrungsaufnahme zwischen den einzelnen Waffen kleine Unterschiede, die in der Art des Dienstes und seinen Anforderungen beruhen. Selbst wer an sich kein Bücherfreund ist, wird dem gedruckten Buchstaben durch den Zwang eines eingehenden Studiums der verschiedenartigsten Vorschriften zweifellos näherkommen, weswegen denn auch die artilleristischen und technischen Waffen in der allgemeinen Beurteilung mit dem Mantel tiefgründigen, vor allen Dingen „mathematischen“ Wissens bekleidet erscheinen. Selbst einzelne von jenen jungen Damen, für deren Wissensdrang die vorhandenen Universitätsdisziplinen knapp auszureichen scheinen, stellen solchem Marsjünger das gewiß recht erhebende Zeugnis aus, daß er „so dumm“ gar nicht sein könne. Auch der Infanterist rehabilitiert sich bei einiger Regsamkeit in solchen Augen etwas durch die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß seine Waffe immerhin eine ganze Anzahl doch recht gescheiter Leute hervorgebracht hat.

Anders nun aber die Zahl der buntberockten Reitersleute. Wenn sie an sich keine ausgesprochenen Freunde des Studierens sind, so wird in den ersten Monaten ihrer reiterfrohen Leutnantszeit der Rücken ihres Pferdes gegenüber den Lockungen eines Buches für sie immer die größere Versuchung bedeuten. Und so wird manchmal den ihnen vom lieben Herrgott geschenkten, noch so „buchfreundlichen“ Neigungen im Interesse der Reglementskenntnis eine gewisse Förderung von seiten des Regimentskommandeurs und des Schwadronchefs durchaus nichts schaden.

„Wer reitet, der liest nicht.“ So steht es schon in der Einleitung des Buches geschrieben, das sie wohl alle lesen. Denn „Das grüne Buch“ — die Reiterinnerungen White-Melvilles und von Reudels —, das kennen die berittenen wie die unberittenen Waffen. Und wie es für den jungen Reiter eine stete Freude und ein Ansporn ist, so ist es für den unberittenen Leutnant leicht eine Quelle ewiger Sehnsucht nach dem gar so schwer zu beschaffenden eignen Pferd.

„Wer reitet, der liest nicht.“ Ein Verleger schrieb es an den Freiherrn von Esebeck, als dieser „Das grüne Buch“ neu herausgeben wollte. Ob dieser Herr in seinem Verlage einige jener ungezählten Bücher gehabt hat, die sich mit den Schicksalen des Leutnantslebens befassen? Sie werden alle gelesen in jenem ersten Zeitabschnitt, wenn sich dem jungen Mann die Pforten der Offizierslaufbahn soeben aufgetan haben. Nicht nur gelesen — nein: miterlebt! Der frische, frohe, junge Soldat, dem Ompteda, Megede, Stratz ihre Verkörperungskraft geliehen haben, er tritt in persönliche Beziehungen zu seinem Leser, er und seine Erlebnisse. Könnte er das nicht selbst sein, der diese Patrouille reitet, der dieses Rennen gewinnt, der dieses liebe blonde Mädel sein eigen nennt, er, der augenblicklich nach getanem Dienst in seinem Lehnstuhl liegt und alles das liest! Gewiß könnte er's sein! Und am andern Morgen, gerade als er den großen Wassergraben auf dem Exerzierplatz „hopst“, oder als sein helles Kommando dem Zuge die Gewehre auf die Schulter wirft, da fällt ihm die Geschichte nochmals ein. Und

die Möglichkeit eines solchen Erlebens, wie es dort geschildert ist, läßt ihm das Dasein in einem eignen Licht erscheinen.

Der militärische Beruf und seine Erziehung sind begründet in klaren, einfachen und anschaulichen Verhältnissen — in Aufgaben, deren Durchführung oft recht schwer, deren Sinn aber sofort zu erfassen ist. — Härte und rücksichtslose Energie muß gerade der junge Offizier oftmals gegen sich selbst mehr noch üben als gegen die Untergebenen. Die Gegenwirkung dieses Erfordernisses sowie die sonstigen Eigenheiten des Berufes machen sich auch bei der Lektüre bemerkbar. Der Offizier folgt einem Unterhaltungsbuche gern mit dem Herzen, weil gerade der Dienst oft dem Herzen gegenüber der verständigen Einsicht Schweigen gebietet. Dort, wo ein kritisch Veranlagter über den Wert und Unwert der Personen aburteilt — wo er die Möglichkeit der Geschehnisse prüfend abwägt —, dort hat vielleicht ein einfach und warm geschildertes Menschenschicksal das Soldatenherz tief erschüttert. Darum liebt auch der Offizier klare und natürliche Verhältnisse und weiß sich in die Seelenforschung moderner Schriftstellerei oft schwer hineinzufinden. Für allzu verwickelte Konflikte hat er kein Verständnis, weil sein Beruf ihn dem „Tüfteln" abhold macht.

Es ist das nicht immer zum Schaden seiner Persönlichkeit gegenüber der Literatur. Gar manches Buch, dessen schwierige Seelenanalyse die jungen Herren der Großstadt mit innigem Behagen am eignen Geiste wie an dem Problem selbst verstanden und genossen haben, fliegt nach den ersten dreißig Seiten mit einem erleichternden: „So 'n Quatsch!" in eine Ecke.

Die Zeiten, da die Bildung dem jungen Offizier als ein recht überflüssiges Attribut des Zivilisten erschien, sind nur noch als ein etwas fadenscheiniges Stoffmaterial für Witzblätter vorhanden. Die ersten Leutnantsmonate mit ihrer gern einmal zur Schau getragenen Verachtung gegenüber dem geschriebenen und gedruckten „Zeug" sind weiter nichts als Übermut — Übermut infolge der Tatsache, die dem jungen Herrn in der harten Zucht der Junkerzeit gar nicht so zum Bewußtsein kommt: daß er dem Schulzwang entwischt ist — daß er schon jetzt, während seine Altersgenossen im Hörsaal überhaupt erst zu büffeln beginnen oder den Kontorschemel noch als Lehrling wetzen, bereits ein bei aller Disziplin freier Mann ist — und noch dazu ein Mann von Stellung.

Ein paarmal Urlaub nur — ein paarmal heraus aus der gewohnten Umgebung in einen Kreis, in dem auch ältere Zivilisten den jungen Leutnant in gewisser Weise weit mehr für voll nehmen, wie zum Beispiel den Studenten — und der junge Herr merkt, daß es irgendwo fehlt. Er braucht dann nicht lange zu suchen, um festzustellen, daß ein wenig Lesen dieses Manko ausgleichen würde.

Oft wird ihm das recht schwer gemacht gegenüber seinen Altersgenossen in andern Berufen. In unzähligen kleinen Garnisonen sind die Kameraden fast der ausschließliche Umgangskreis, und alle Anregungen, die nun einmal zu einer bildenden Lektüre nötig sind und die ein umfangreicher geselliger Verkehr, reges wirtschaftliches Leben und wohl gar eine Universität zu bieten vermögen, muß der Offizier oft entbehren.

Da beginnen — zumal zur Winterszeit — sich seltsame Gestalten im Kasino einzufinden: Herren, die mit einer unverkennbaren, aber die Spuren der Vergänglichkeit bereits recht deutlich zeigenden Eleganz gekleidet sind. Die Titel, die die Visitenkarte aufweist oder die bei der mündlichen Vorstellung bekanntgegeben werden, sind oft recht seltsamer Art: Ein Reserveoffiziersaspirant, der seinem Alter nach bald Regimentskommandeur — ein dicht vor dem Referendarexamen stehender Kandidat, der Vater erwachsener Kinder sein könnte — ein Rennstallbesitzer ohne Pferde, ein Sohn aus guter Familie, der sich im Burenkriege das Rheuma geholt hat — und sie alle, alle versichern dem jungen Offizier, daß ihm und ihnen nur dadurch geholfen werden könne, daß er die Riesenphotogravüre „Mühle im Abendrot" oder das fünfbändige Werk „Welt und Wissenschaft" erstände. — Und der junge Leutnant kauft beides.

Es besteht in den Kreisen der jungen Offiziere heute mehr als früher die Neigung, wenn irgend angängig — und

sei es mit noch so bescheidenen Mitteln —, sich eine kleine Wohnung selbst einzurichten. In dieser Wohnung prangt dann auch ein Bücherbrett an der Wand oder ein Büchergestell am Schreibtisch; wer es ganz dick hat, leistet sich wohl gar einen Bücherschrank. Diese Möbel wollen und sollen gefüllt werden mit allerlei grundgescheiten Büchern, die einen anstatt zum „Kommißsoldaten" zum modern gebildeten Offizier machen. Und wenn sie dabei nett aussehen, so ist das auch kein Fehler.

Und eines Abends zündet der junge Leutnant sich schwer aufseufzend eine Zigarette an, schlägt den ersten Band von „Welt und Wissenschaft" auf und beginnt zu lesen: „Über die ersten vorzeitlichen Knochenfunde des Urmenschen in Südfrankreich." Nach zwei Abenden steckt er's auf und geht zu den Kameraden ins Kasino, um den Fall einmal zu besprechen.

Dort haben sich unter den jungen Männern drei Richtungen gebildet. Die einen wollen sich ganz dem praktischen Dienst und vor allen Dingen dem Sport widmen, und eine leichte Unterhaltungslektüre bedeutet für sie nur einen Notbehelf, um über die anders nicht verwendbaren Stunden hinüberzukommen. Dann sind da andre, die bereits drei Tage nach ihrer Ernennung zum Offizier die „Anleitung zur Vorbereitung auf Kriegsakademie" auf ihrem Schreibtisch stehen haben, und endlich solche, denen eine modernen Ansprüchen genügende Allgemeinbildung als das nächste und erstrebenswerteste Ziel erscheint. Ein jeder dieser jungen Herren, die als Studenten etwa im vierten Semester stehen würden, verteidigt seinen Standpunkt mit großer Energie, bis schließlich der kommende Winter der Tatkraft eines jeden ein hinreichendes und für den jungen Offizier durchaus angebrachtes Feld der Betätigung bietet. Winterarbeit, Kriegsspiel und vor allen Dingen die verantwortungsvolle Ausbildung des Mannschaftsersatzes lassen neben den geselligen Verpflichtungen die Zeit der Ruhe und Erholung so kurz bemessen erscheinen, daß der junge Leutnant sich oft als einzige Lektüre nur die Zeitung verstatten kann.

Von diesen sowohl wie von den Zeitschriften liegen stets eine ganze Anzahl im Kasino aus. Von den Zeitungen werden stets solche bevorzugt, die auf monarchischer Grundlage entweder völlig parteilos sind oder die innerhalb der staatserhaltenden Parteien ihre Grundsätze andern gegenüber in möglichst vornehmer Form vertreten. Denn in dem Durchschnitt der Regimenter aller Waffen finden sich die Söhne aus Familien mit verschiedenen politischen Anschauungen zusammen. Das Kasino aber ist das Heim des unverheirateten Offiziers — im Kreise seiner Kameraden soll er sich wie im Schoße einer Familie fühlen. Wenn politisch Lied an sich schon ein garstig Lied ist, so wird es hier zu einer Gefahr für den Grundgedanken der Geschlossenheit im Offizierkorps. Es wäre nicht gut, wenn ein zu konservativen und ein zu nationalliberalen Anschauungen neigender Offizier, ein jeder mit dem seinen Ansichten entsprechenden Organ bewaffnet, im Kasino einander auf den Leib rücken würden.

Ob konservativ, ob Zentrum, ob nationalliberal, für die jungen Herren bleibt das im übrigen vorläufig ganz einerlei. Wenn sie Studenten wären, würden sie sich vermutlich im Genusse ihrer Jugend zunächst darum auch nicht kümmern, als jungen Offizieren geht es ihnen nicht anders.

Allmählich aber haben sie sich in ihren Beruf eingelebt, der tägliche Dienst ist ihnen vertraut geworden und läßt ihnen mehr freie Zeit. In der nun gewohnten Schale regt sich der Kern eigensten Wesens und mit ihm zugleich auch die wahre Selbstkritik, die mit den ersten Äußerungen über die Erfordernisse des Berufes nur noch wenig gemein hat. Diese Selbstkritik ist hervorgerufen durch die Beachtung, die ernste Zeitschriften und Zeitungen sowie auch — oft ungerechtfertigt in ihren Übertreibungen — die Witzblätter dem Stande schenken, der nun einmal als der erste in unserm Vaterlande betrachtet wird. Sie wird aber auch veranlaßt durch die älteren Offiziere, die, angefangen beim Leutnant mit längerer Dienstzeit, ein wachsames Auge auf die jungen Kameraden haben.

Diese Selbstkritik kommt auch der Aufnahme geistiger Nahrung zugute. Der begeisterte Kavallerist erkennt, daß heutzutage nur noch ein ganz hervorragend begabter Reiter hoffen darf, auf

Grund seiner Anlagen vorwärtszukommen; — der Anhänger eines rein militärwissenschaftlichen Studiums sieht ein, daß ein wenig allgemeine Kenntnis vom Leben und von Menschenschicksalen ihm im Verkehr mit seinen Leuten zugute kommen und seinen Blick für ihr Verhalten schärfen wird. Und den allzu Bildungsdurstigen erziehen Beruf und Erkenntnis zu einem Manne, der in richtiger Zeiteinteilung und sorgfältiger Auswahl der Lektüre den Weg erkennt, der, wenn auch in wesentlich längerer Zeit, als er vorerst annahm, zum Ziele führt. Das junge Blut. das in gar zu scharfer Fahrt auf der Bahn des Lebens dahinstürmen wollte, gibt meist auf den ersten Pull hin willig nach.

So finden sich die meisten von denen, die zuerst so ganz verschiedenartige Bahnen einschlagen wollten, noch einmal auf ein kurzes Stück Weg zusammen in jenem Lande, das der Göttin der Dichtung zu eigen ist, und sie folgen willig den Gestalten einer Viebig, eines Lauff und eines Heer. Einer aber schreitet weit voraus, so weit, daß sie ihn noch nicht alle erreichen können, einer, der berufen ist, gerade diesem Zuge voranzuschreiten, weil sein Herz immer seinen Kameraden gehört hat: der deutsche Dichter und preußische Hauptmann Detlev Freiherr von Liliencron.

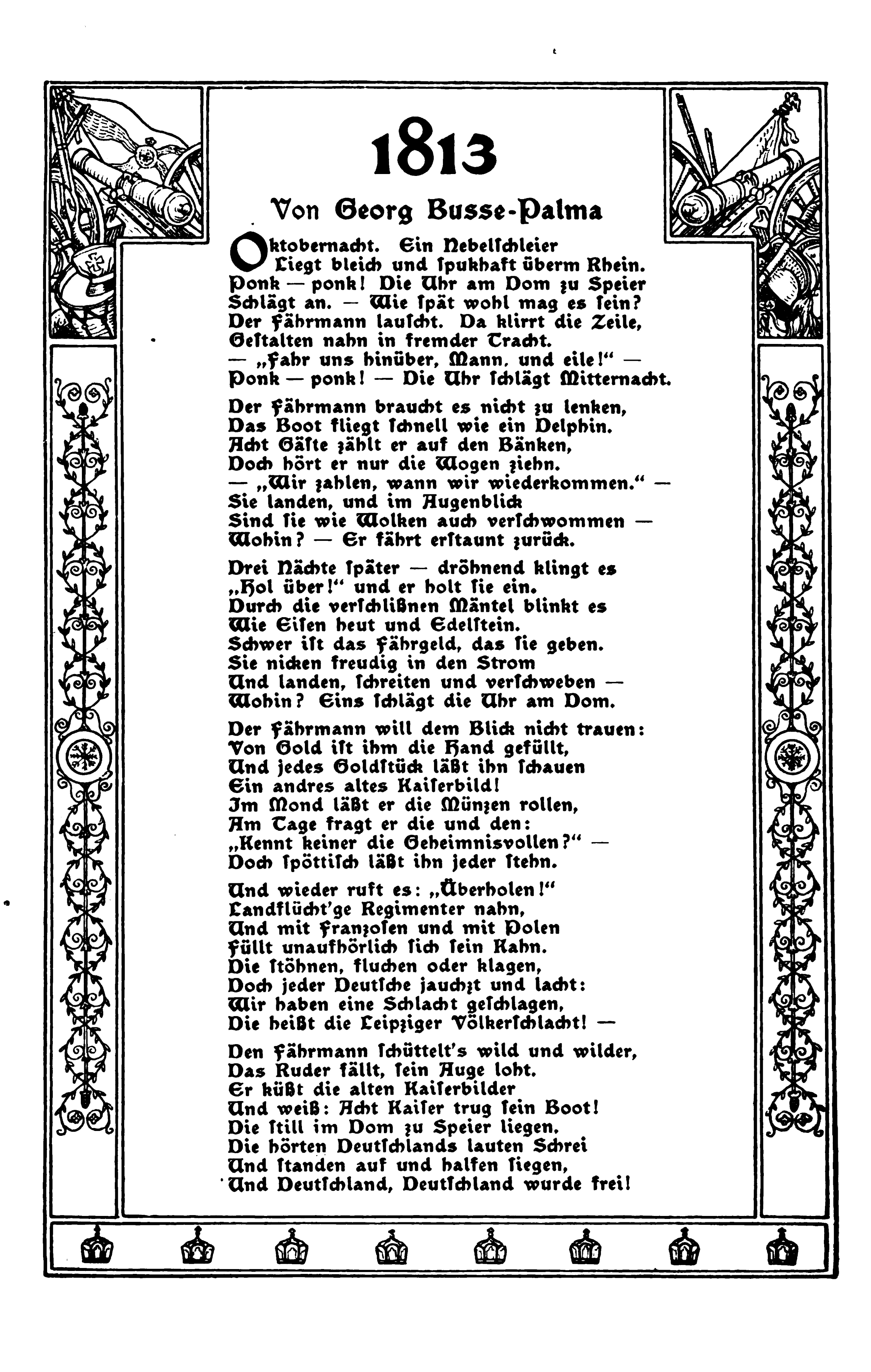
„Die ‚Adjutantenritte‘ dürften in keiner Offiziersbibliothek fehlen!“ So sprach einmal ein junger Adjutant, und dieses Wort wird Wahrheit werden! Heute schon und mehr noch in Zukunft wird Liliencron die jungen Kameraden um seine dichterische Reckengestalt sammeln und ihnen geistige Zehrung mitgeben auf ihren weiteren Weg.

Dann aber trennen sich die Pfade der jungen Herren bald. Immer mehr und mehr entfernen sie sich von der ihnen durch die gleiche militärische Erziehung gemeinsamen Grundlage, immer mehr bricht des einzelnen eigenstes Wesen durch und läßt ihn eigne geistige Richtungen einschlagen.

Die letzte Aufgabe aber, die an alle diese jungen Frontoffiziere herantreten kann, werden sie alle in gleicher Weise zu lösen wissen: in den Zeiten blutigen Ernstes ihren Zug mit sich vorwärts zu reißen, um, wie die Helden in Liliencrons Kriegsnovellen, eine starke Stahlschrift zu schreiben auf feindlichem Grunde.



Nachtmanöver
Nach einer künstlerischen Photographie



1813

Von Georg Busse-Palma

Oktobernacht. Ein Nebelschleier
Liegt bleich und spukhaft überm Rhein.
Ponk — ponk! Die Uhr am Dom zu Speier
Schlägt an. — Wie spät wohl mag es sein?
Der Fährmann lauscht. Da klirrt die Zeile,
Gestalten nahn in fremder Tracht.
— „Fahr uns hinüber, Mann, und eile!“ —
Ponk — ponk! — Die Uhr schlägt Mitternacht.

Der Fährmann braucht es nicht zu lenken,
Das Boot fliegt schnell wie ein Delphin.
Acht Gäste zählt er auf den Bänken,
Doch hört er nur die Wogen ziehn.
— „Wir zahlen, wann wir wiederkommen.“ —
Sie landen, und im Augenblick
Sind sie wie Wolken auch verschwommen —
Wohin? — Er fährt erstaunt zurück.

Drei Nächte später — dröhnend klingt es
„Hol über!“ und er holt sie ein.
Durch die verschlißnen Mäntel blinkt es
Wie Eisen heut und Edelstein.
Schwer ist das Fährgeld, das sie geben.
Sie nicken freudig in den Strom
Und landen, schreiten und verschweben —
Wohin? Eins schlägt die Uhr am Dom.

Der Fährmann will dem Blick nicht trauen:
Von Gold ist ihm die Hand gefüllt,
Und jedes Goldstück läßt ihn schauen
Ein andres altes Kaiserbild!
Im Mond läßt er die Münzen rollen,
Am Tage fragt er die und den:
„Kennt keiner die Geheimnisvollen?“ —
Doch spöttisch läßt ihn jeder stehn.

Und wieder ruft es: „Überholen!“
Landflücht'ge Regimenter nahn,
Und mit Franzosen und mit Polen
Füllt unaufhörlich sich sein Kahn.
Die stöhnen, fluchen oder klagen,
Doch jeder Deutsche jauchzt und lacht:
Wir haben eine Schlacht geschlagen,
Die heißt die Leipziger Völkerschlacht! —

Den Fährmann schüttelt's wild und wilder,
Das Ruder fällt, sein Auge loht.
Er küßt die alten Kaiserbilder
Und weiß: Acht Kaiser trug sein Boot!
Die still im Dom zu Speier liegen,
Die hörten Deutschlands lauten Schrei
Und standen auf und halfen siegen,
Und Deutschland, Deutschland wurde frei!

Leonore Niessen-Deiters: Die unordentlich verheiratete Familie

VII

Mein Schwippschwager, der Landrichter



Hans Deiters fec.

Wissen Sie, meinen Schwippschwager, den Landrichter, den kann ich eigentlich nicht leiden. Wie er aussieht, das habe ich Ihnen schon früher einmal beschrieben: wenn die Kugel wirklich die vollkommenste Form der Erde darstellt, nähert er sich auch in dieser Hinsicht durchaus der Vollkommenheit. Im übrigen ist seine Wirkung auf seine Nebenmenschen die, daß man schleunigst in den nächsten Spiegel guckt, ob man auch nichts schief sitzen hat, und daß einem umgehend alle Unkorrektheiten einfallen, die man in seinem ganzen Leben möglicherweise einmal begangen haben könnte. Denn bei ihm sitzt niemals etwas schief, und er ist die Korrektheit selber in Gestalt eines reinlichen rosa Embonpoints. — Übrigens schätzt er mich auch nicht. In meinem preußischen Partikularismus habe ich mich einmal zu der Vermutung hinreißen lassen, ein preußischer Ministerpräsident wäre wohl so viel

als ein hanseatischer Landrichter (mein Schwippschwager ist hanseatisch) — aber erstens habe ich hinterher mein Unrecht eingesehen (denn es ist noch nie ein preußischer Ministerpräsident in den Senat gekommen, ein hanseatischer Landrichter aber schon oft), und zweitens hätte er meine mindere Einsicht in Betracht ziehen können und mir die Sache nicht so lange nachzutragen brauchen.

Indessen: unter Umständen ist es doch durchaus vorteilhaft und erfreulich, einen Mann wie meinen Schwippschwager in der Familie zu haben. Ich sehe ihn ja nicht oft — höchstens wenn bei meiner Schwägerin die Kinder getauft werden —, aber bei solchen Anlässen hat man doch auch fast immer die Gelegenheit, seine eignen unklaren und verworrenen oder logisch mangelhaften Rechts- und Moralbegriffe einer Prüfung zu unterziehen und an Hand eines einwandfreien Musterbeispiels wieder in die richtige Position zu rücken. Als Laie und Mensch von laxeren Gewohnheiten gerät man da furchtbar leicht auf Holzwege, während meines Schwippschwagers juristisch geschulter Verstand und seine unbestechliche Korrektheit stets den Kernpunkt der Sache erfassen — das muß ihm der Neid lassen, wenig Menschen besitzen eine solche Präzision der Rechts- und Moralbegriffe wie mein Schwippschwager, der Landrichter.

Als ich ihn das letztemal traf, waren es gleich zwei Fälle auf einmal, die uns ohne seine scharfsinnige Intervention vollkommen aufs Glatteis geführt hätten. Ich will sie Ihnen erzählen, hören Sie zu, man kann nur davon lernen.

*

Im ersten Falle handelt es sich um einen Brotbeutel. Oder, richtiger ausgedrückt, um Brot in einem Beutel. Der Beutel gehörte einer alten Dame, die sich ebenso ungern wie ihr altes Mädchen im Morgenschlafe stören ließ. Man hängte deshalb besagten Beutel des Abends vor die Haustür, und der Bäckerjunge steckte des Morgens ohne das störende Geklingel das frische Morgengebäck hinein. Worauf man sich sein Frühstück holte, wenn man allerseits behaglich ausgeschlafen hatte.

Aber eines Morgens war der Beutel samt den Brötchen verschwunden. Die alte Dame, die dem Bäckerjungen jenes mangelnde Vertrauen entgegenbrachte, die weibliche Wesen über fünfzig Jünglingen zwischen vierzehn und siebzehn zuweilen entgegenzubringen pflegen, die alte Dame meinte zunächst, der verflixte Junge würde wohl schuld daran sein, und aus diesem Grunde machte sie Lärm. Aber hinterher wünschte sie fast, sie hätte überhaupt nichts gesagt. Denn es stellte sich dabei heraus, daß diese unbeaufsichtigten Brötchen zur Versuchung für ein elendes, halbverhungertes Bettelweib geworden waren, das mit seinen ebenfalls halbverhungerten Gören am frühen Morgen die Straße passiert hatte.

Ein Nachbar hatte sie gesehen. Sie war die Mülleimer entlang gehumpelt, ein Gör auf dem Arm, eins am Rock. Und die schönen frischen Brötchen hatten da gebaumelt und vermutlich höchst verlockend geduftet. Sie war zuerst vorbeigegangen. Aber dann war sie zurückgekommen und hatte sehnsüchtig geschielt. Dann hatte sie sich ein zweites Mal bezwungen und war vorbeigegangen, aber schon ein bißchen näher. Hierauf hatte auch das Gör an ihrem Rock angefangen zu schnüffeln wie ein kleiner Hund, und die Frau war ein drittes Mal, diesmal gefährlich hart an den Brötchen vorbeigestrichen. Aber schließlich waren doch wohl der Hunger oder der mütterliche Instinkt stärker gewesen als die Ehrfurcht vor dem fremden Eigentum: sie hatte hastig den Beutel abgerissen und sich samt ihren Gören eilends in die benachbarten Anlagen geflüchtet.

Vier Brötchen hatte sie erbeutet. Aber da der Nachbar sie gesehen und die alte Dame Lärm gemacht hatte, wäre sie wegen dieser vier Brötchen vor Gericht gekommen, wenn die alte Dame es nicht selber verhindert hätte.

„Und es war gut, daß ich das konnte!" sagte die alte Dame. „Denn wenn das

arme Geschöpf bestraft worden wäre, wäre ich mein Leben lang nicht über die peinliche Empfindung weggekommen, daß im Grunde genommen wir mit unsrer Bequemlichkeit schuld daran gewesen wären! Man ist viel zu gedankenlos in solchen Sachen; man sollte es eben vermeiden, seine hungernden Mitmenschen so in Versuchung zu führen! Denn auf wen fällt hernach das dicke Ende? Auf den, der schon von vornherein schlechter daran ist. Es ist ganz gut, wenn man sich so etwas einmal klarmacht. Und wenn ich es bei Licht besehe, habe ich entschieden mehr profitiert als die arme Kreatur mit ihren vier Brötchen, die sie nicht einmal selber gegessen hat. Ich habe mir eine Lehre daraus gezogen," schloß die alte Dame, „die mir mehr wert ist als die vier Brötchen!"

Ich muß nun gestehen, wir waren so gedankenlos, der alten Dame zuzustimmen und ihre Gesinnung zu loben. Bloß ein Fräulein fand, es wäre aber doch schrecklich, wenn man morgens keine Brötchen zum Kaffee hätte, und ein Herr sagte, sie hätte sich über eine eventuelle Bestrafung der Bettlerin gerade keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen, denn eine Ungesetzlichkeit wäre es immerhin, und außerdem hätte sie für so einen kleinen Mundraub höchstens einen Tag Haft gekriegt. Aber die alte Dame meinte, sie hätte an dem Morgen einfach Graubrot gegessen, und ihr Rechtsgefühl sage ihr nun mal, daß diese arme Mutter ohne ihre Gedankenlosigkeit gar nicht in die gefährliche Situation hineingekommen wäre. Und wir waren auf dem besten Wege, uns bei dieser sentimentalen Auffassung der Sache zu beruhigen und der Ungesetzlichkeit in unserm Herzen Vorschub zu leisten, als uns zum Glück mein Schwippschwager darüber belehrte, wie wenig wir überhaupt imstande waren, die Tragweite dieses Ereignisses zu übersehen. Er griff in die Unterhaltung ein, indem er sich bedeutungsvoll räusperte.

„E — ehem — hem!" machte er, und hierauf sahen wir ihn alle erwartungsvoll an, denn, wie gesagt, er ist wirklich ein kluger Kopf.

„Meine Gnädigste!" bemerkte er, indem er diskret, aber ausdrucksvoll mit seinem Pincenez agierte. „Meine Gnädigste! Ich fürchte, Ihr ebenso echt weibliches wie unlogisches Mitgefühl verleitet Sie da zunächst zu einer Verquickung von Momenten, die in Wirklichkeit nichts miteinander zu tun haben. Es verleitet Sie aber auch ferner, was schlimmer ist, unter Verkennung der eigentlichen Sachlage den Kernpunkt der Angelegenheit völlig außer acht zu lassen. Ich weiß nicht, ob Sie sich bewußt sind, auf Grund unzutreffender Voraussetzungen eine Verbrecherin dem Arm der strafenden Gerechtigkeit entzogen zu haben?"

„Nanu?!" sagte die alte Dame verblüfft. Ich aber ließ mich leider hinreißen, unbedachtsam auszurufen: „Herrje! Dann sind wir, glaub' ich, allesamt Verbrecher! Hand aufs Herz: wer hat nie in seiner Jugend Äpfel oder Pflaumen gemaust, wenn die Gelegenheit gerade günstig war? Und ich glaube nicht, daß wir zwei hungernde Gören damit sattgemacht haben!"

„Der im übrigen etwas unsachliche Einwurf beweist weiter nichts, als daß der Kernpunkt der Sache auch von andrer Seite völlig übersehen wird!" bemerkte mein Schwager mit fühlbarer Überlegenheit.

„Nicht wahr? Das ist doch etwas andres, wenn an einem Baum ein paar Äpfel fehlen, als wenn man morgens keine Brötchen zum Kaffee hat!" sagte das Fräulein von vorhin, erfreut, mit dem juristisch geschulten (und außerdem unverheirateten) Verstand einer Meinung zu sein.

„Auch das ist durchaus nicht dasjenige, was ich im Auge habe," lehnte mein Schwippschwager höflich, aber kühl ab. Worauf der Herr, der anfangs die Ungesetzlichkeit betont hatte, ebenfalls seinen Mund auftat und bemerkte: „Na, hören Sie mal! Verbrecherin ist denn doch ein bißchen stark! Ich sage ja selbst, daß es eine Ungesetzlichkeit war. Aber da möchte ich mich denn doch lieber der Meinung der gnädigen Frau anschließen. Herrgott, wegen eines harmlosen Mundraubs —"

„Sie haben, gestatten Sie mir, Ihnen das zu bemerken, Sie haben den Kernpunkt des Falles ebensowenig beachtet!" unterbrach ihn mein Schwager. „Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß unser Gesetz für den Mundraub nur verhältnismäßig geringe Strafen in Anwendung bringt. Darum handelt es sich hier aber nicht. Es handelt sich hier um Diebstahl. Paragraph 242: Wer eine fremde, bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft. Der Versuch ist strafbar."

„Aber erlauben Sie, diese vier Brötchen —"

„Diese vier Brötchen sind das durchaus Nebensächliche! Es ist übrigens bemerkenswert, daß der Laie sich stets an das Nebensächliche klammert, mit Hintansetzung des Punktes, auf den es zur Beurteilung ankommt. Wenn die Frau einen Mundraub beabsichtigt hätte, so hätte sie die Brötchen aus dem Beutel entfernen müssen! Das hat sie aber durchaus nicht getan. Sie hat sich den Beutel angeeignet. Der Beutel, meine Herrschaften, der Beutel ist also das, worauf es hier ankommt! Der Beutel ist eine fremde, bewegliche Sache —" („Sehr beweglich. Er baumelte!" warf der Herr mit dem Mundraub rachsüchtig ein.)

„Eine fremde, bewegliche Sache," fuhr mein Schwippschwager fort, ohne den törichten Einwurf zu beachten, „also haben wir es hier mit einem glatten Diebstahl zu tun, der unter allen Umständen mit Gefängnis bestraft worden wäre. Sie sehen, meine Gnädigste, es war berechtigt, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie eine Verbrecherin begünstigt haben und daß der Kernpunkt des Falles weder von Ihnen noch von den andern Herrschaften erfaßt worden ist!"

Damit schwieg er. Aber wir andern schwiegen auch und waren gänzlich geschlagen. Wahrhaftig, daran hatte keiner von uns gedacht. Er hatte recht. Weil die Frau und die Kinder hungrig gewesen waren, hatten wir alle in der denkbar primitivsten Gedankenverbindung bloß an die Brötchen gedacht: ich sage ja, als Laie gerät man doch immer auf Holzwege!

„Wieviel Gefängnis kriegt man denn wohl, wenn man in der Eile den Beutel miterwischt?" fragte ich kleinlaut.

„Oh — drei bis sechs Monate," bemerkte mein Schwippschwager kühl. „In diesem Falle würde ich in Anbetracht der bewiesenen Keckheit sechs Monate für angebracht halten."

Donnerwetter ja! Sechs Monate Gefängnis! Wir waren alle eingeschüchtert. Sogar die alte Dame und rechtmäßige Besitzerin des Beutels und der Brötchen, obwohl sie die Notwendigkeit der sechs Monate hartnäckig nicht einsehen wollte. Sechs Monate Gefängnis. Teufel auch! Mit einer Anwärterin auf sechs Monate Gefängnis teilt man schließlich nicht gern seine Sympathien! Mein Schwippschwager wollte uns noch die juristischen Feinheiten auseinandersetzen, die entstanden wären wenn die alte Dame und der liefernde Bäcker in einen Schadenersatzstreit hineingekommen wären, aber wir hatten ganz genug. Wir fanden, wir hatten uns mit dem einen Fall genügend blamiert, und zogen es vor, das Thema zu wechseln. Und wir fanden willkommene Ablenkung in dem zweiten Fall, der die Gemüter weit intensiver zu erregen berufen war als ein simpler Brotbeutel, der ohne die Anwesenheit der alten Dame gar nicht aufs Tapet gekommen wäre.

Dieser zweite Fall betraf einen Leutnant, und er war in den verschiedensten Kreisen aufs lebhafteste besprochen worden.

Ganz zart besaitete Gemüter bitte ich an dieser Stelle die Lektüre abzubrechen. Denn es läßt sich nicht vermeiden, festzustellen, daß der erwähnte Leutnant eine offenkundige Liebschaft hatte.

Das Fräulein, das es vorhin so schrecklich gefunden hatte, wenn man keine Brötchen zum Kaffee hätte, das Fräulein meinte, so etwas dürfte überhaupt nicht vorkommen. Und der Leutnant müßte einfach den Abschied kriegen.

Das fanden wir andern etwas rigoros. Und auch etwas bedenklich. Der Abschied möchte dann leicht chronisch werden in der Armee."

„Warum heiratet er sie denn nicht einfach?" erkundigte sich die alte Dame mit dem Brotbeutel.

Aber der Herr mit dem Mundraub erklärte ihr, das ginge nicht. Der Leutnant würde keinen Konsens dazu erhalten, denn das Mädchen wäre unter seinem Stande. Und er, seinerseits, er würde es am richtigsten finden, der Leutnant machte entschlossen einen Strich durch die ganze Sache und ließe das Mädel laufen.

Aber eine jüngere Dame widersprach ihm energisch. Das ginge erst recht nicht, sagte sie. Sie kenne das junge Mädchen, es wäre ein gutes, unbescholtenes und arbeitsames Geschöpf, dem außer dieser einen unklugen Liebe nicht das allergeringste nachzusagen wäre. Und es wäre nur korrekt und richtig von dem Leutnant, daß er sie jetzt in ihrem Jammer nicht verließe — es wäre ganz das, was sie (die jüngere Dame) stets von dem Leutnant erwartet hätte!

„Warum zieht er denn nicht einfach den bunten Rock aus, wenn der das einzige Hindernis ist?" fragte die hartnäckige alte Dame mit den Brötchen weiter.

Worauf ein jüngerer Herr sie belehrte: Das ginge nun ganz und gar nicht! Denn der Leutnant hätte zwei Brüder, die Offiziere, und einen Vater, der General wäre, und außerdem noch einen Onkel Major. Er könnte doch seiner militärischen Verwandtschaft nicht einen solchen Tort antun!

Hierauf fing das Fräulein von vorhin wieder an: Die Geschichte wäre aber einfach skandalös, und man müßte entschieden Vorkehrungen treffen, solche Menschen aus der guten Gesellschaft zu entfernen! Der jüngere Herr unterbrach seinen Disput mit der alten Dame, um ihr darauf zu antworten: Die gute Gesellschaft würde sehr übel tun, alle Leute mit Liebschaften auszuschließen, denn die feurigsten Elemente wären auch stets die besten. Aber vielleicht sprach er etwas pro domo, denn der Herr mit den Rechtskenntnissen betonte von neuem, der Leutnant täte besser daran, sich von seiner Duenna zu trennen, worauf ihm die jüngere Dame wiederum aufs heftigste widersprach und ebenso unverrückbar an i h r e r Auffassung festhielt, der nämlich, daß der Leutnant das Mädchen auf keinen Fall verlassen dürfe. Die alte Dame und der jüngere Herr gerieten derweil in einen erneuten Disput über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Heirat — kurz, die Meinungen gingen denkbar auseinander, und selbst wenn man sich aufs ehrlichste anstrengte, objektiv zu bleiben, wurde es immer schwerer, zu sagen, was der Leutnant hätte tun müssen, vorausgesetzt, daß er nun einmal nicht als Zölibatär auf die Welt gekommen wäre.

Wir hätten uns gewiß noch drei Stunden nutzlos herumstreiten können, wenn sich nicht schließlich mein Schwippschwager auch in diesem Falle unsrer erbarmt hätte.

Ich glaube, er stand schon lange schußfertig, aber möglicherweise wollte er uns die Sache erst bis zur Hoffnungslosigkeit erschöpfen lassen, möglicherweise war er von seinem Standpunkt aus auch nur fassungslos über unsre Ratlosigkeit einer so einfachen Angelegenheit gegenüber. Aber schließlich kam er uns doch zu Hilfe.

Ich muß sagen, ich war gespannt, als er seinen Mund auftat. Was, fragte ich mich zweifelnd, was hätte der Leutnant als korretter Mensch tun sollen?

Wir schwiegen alle still, als mein Schwippschwager eingriff; seit den vier Brötchen-dem Beutel und den sechs Monaten Gefängnis hatten wir Respekt vor ihm gekriegt, Sogar der Herr mit den Rechtskenntnissen behandelte ihn mit Vorsicht.

Aber er übertraf unsre kühnsten Erwartungen. Er sprach wie ein zweiter Salomo. Mit einem einzigen Satze machte er uns klar, wie verkehrt der Leutnant von allem Anfang an gehandelt hatte und wie weit wir selber uns wieder mal vom eigentlichen Kernpunkt der Sache entfernt hatten. Mit einem einzigen Satze, indem er mit überlegener Gelassenheit bemerkte:

„Aber da geht man doch einfach nach Berlin!"

Wir sahen einander an und schwiegen beschämt. Sogar der Herr mit den Rechtskenntnissen sprach von da ab nur noch vom Wetter, und er tat recht daran.

*

Sehen Sie: ich sagte ja zu Anfang, ich könnte meinen Schwippschwager eigentlich nicht leiden. Aber man muß wirklich von Zeit zu Zeit froh sein, einen solchen Mann in der Familie zu haben. Man ist als Laie tatsächlich zu unsicher in seinem Urteil und zu wenig befähigt, sich in rechtlichen und moralischen Dingen ein abschließendes Urteil zu bilden. Immer, wenn ich jetzt einen Brotbeutel sehe, werde ich mir beschämt bewußt, daß unsereiner nicht einmal den simpelsten Tatbestand eines Verbrechens zu erkennen imstande ist. Und was die Moral angeht, ist mir nun endlich auf meine alten Tage ein Licht aufgegangen, wie man es fertigbringt, stets ein musterhafter Bürger, ein korrekter Beamter, ein untadliges Mitglied der anerkannt solidesten Familien zu sein, ohne alle und jede ärgerlichen Skandale und unliebsam zweifelhafte Situationen. Überwältigt habe ich erkannt, was uns Unglücklichen fehlt, die wir weniger musterhaft und — ach! — zuweilen würdelos sind.

Denn, nicht wahr?

Da geht man doch nach Berlin!

Weinernte

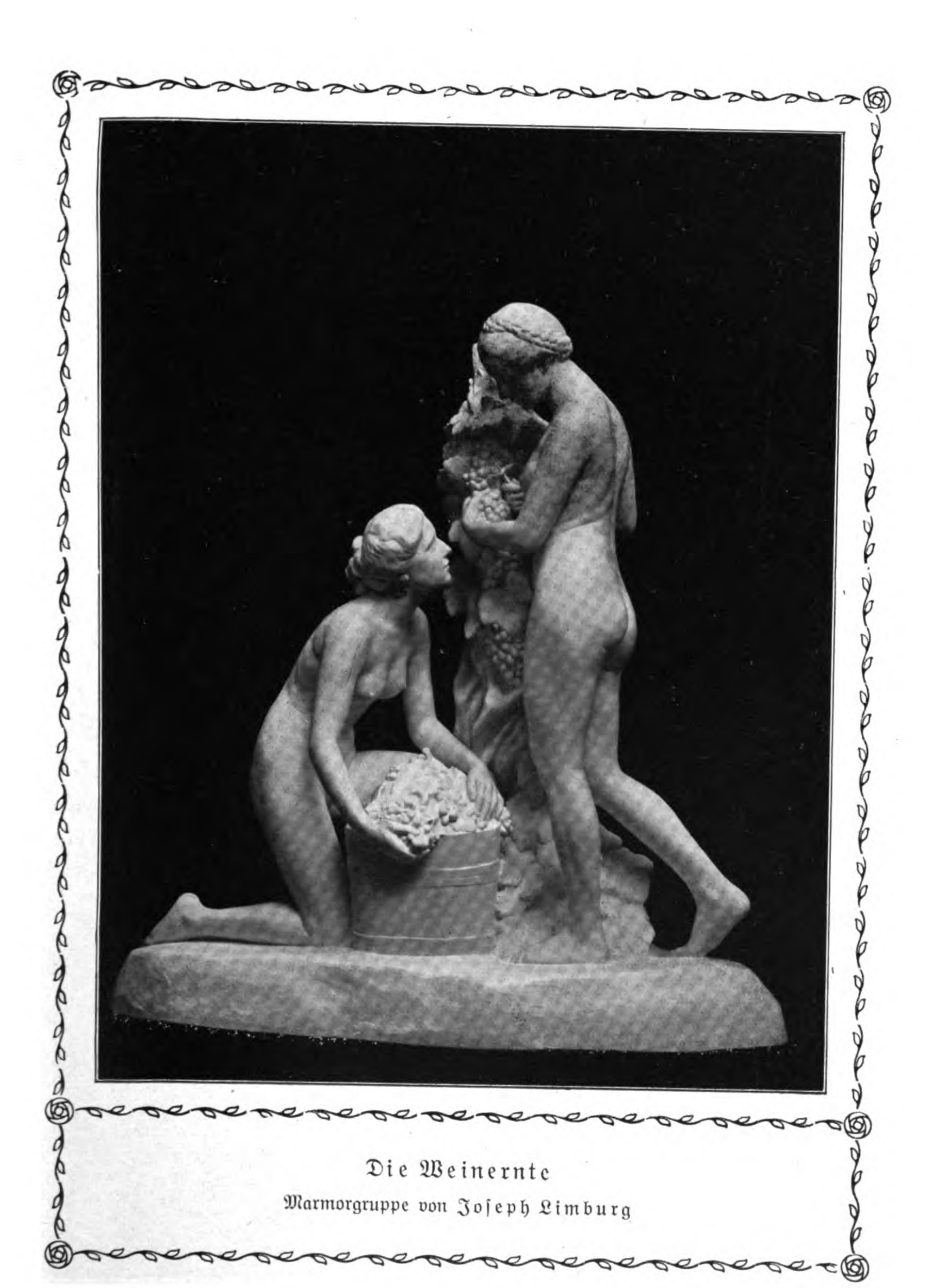
Von

Carl Kohlhepp

Auf grünen Höhen singt der Herbst sein Lied,
So frisch und jauchzend hell, daß alle Reben,
Die sommerlang in süßem Traum geglüht,
Vom Funkentanz des jungen Tags umsprüht,
Heimlich in heißer, wilder Lust erbeben.

Und weithin hallt das Lied durchs Rebgefild.
Wer faßt ihn all, den reichen Traubensegen?
Fröhlich ans Werk, die Körbe hoch gefüllt,
Jungweiche Mädchenhände! Seht, wie schwillt
Die goldne Fülle schimmernd euch entgegen!

Bald schäumt die süße Flut. Dann haltet Wacht
Und segnet uns den Wein mit hellem Singen,
Daß er uns einst die Tage goldner macht,
Uns Licht und Frohmut in die Seele lacht
Und Götterlust beim hellen Gläserklingen.



Die Weinernte
Marmorgruppe von Joseph Limburg



„Der Maler und der Tod"
Nach einer Radierung von Hans Meyer

Franz Liszt. Von Olga Robicek

(Zu seinem hundertsten Geburtstag)

Am 22. Oktober 1811 wurde Herrn Adam Liszt, Gutsverwalter des Fürsten Esterházy zu Raiding bei Ödenburg (Ungarn) ein Knäblein geboren, das den Namen Franz erhielt. Das Kind war äußerst zart, kaum lebensfähig, und nichts deutete darauf hin, daß es dereinst die Welt mit seinem Ruhme erfüllen werde.

Adam Liszt, der Älteste von 26 Geschwistern, entstammte einer guten, manche behaupten sogar altadeligen Familie, verzichtete aber wie sein Vater auf das Adelsprädikat, da ihn seine Armut zu einer bescheidenen Lebensführung zwang. Er war seinerzeit Mitglied der fürstlich Esterházyschen Musikkapelle in Eisenstadt gewesen, hatte mit Altmeister Haydn sowie mit Hummel verkehrt und sich dabei gediegene musikalische Kenntnisse angeeignet. Es ist das unbestreitbare Verdienst des alten Liszt, das großartige Talent seines Kindes zuerst entdeckt und durch sachgemäßen Unterricht gefördert zu haben. In späteren Jahren erzählte Liszt oft lachend, daß er Noten früher als Buchstaben lesen und schreiben konnte.

Franz Liszt studierte in Wien bei Meister Czerny sowie bei Salieri und ließ sich bereits im Dezember 1822 öffentlich hören. Auch Beethoven war unter seinen ersten Zuhörern. Der Vater hätte seinen genialen Sohn gern als Cherubinis Schüler in Paris gesehen. Meister Cherubini aber wies ihn trotz flehentlicher Bitten ab, weil er statutengemäß keinen Ausländer aufnehmen durfte. Eine herbe Enttäuschung! Der Vater ließ ihm durch Paer Stunden in der Kompositionslehre geben. Er spielte bei allen Soireen des französischen Hochadels und erregte derartiges Aufsehen, daß sich ihm bald die Pforten des Königspalastes öffneten. Das Auswendigspielen und Improvisieren war damals etwas ganz Neues.



Franz Liszt

Während der Übergangszeit vom Knaben zum Jüngling erlitten seine durch vieles Musizieren überreizten Nerven eine heftige Erschütterung. Er zog sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück, wurde heftig erregt, wenn man ihn störte, und teilte schließlich seinem Vater mit, daß er in ein Priesterseminar eintreten wolle. Es bedurfte dessen ganzer Überredungskunst, um ihn der Musik zu erhalten. Eine tiefe, fast schwärmerische Frömmigkeit erfüllte

sein ganzes Wesen. Bald machten sich Anzeichen einer schweren Melancholie bemerkbar. Die Seebäder in Boulogne sur Mer stellten seine Gesundheit wieder her, doch erlitt er einen neuerlichen Rückfall, als sein Vater dort nach kurzer Krankheit starb. Der sechzehnjährige Liszt hatte seinen besten Freund und treuesten Ratgeber verloren.

Die geplanten Konzertreisen mußten aufgegeben werden, da ihm der praktische Vater überall fehlte. Er zog daher mit seiner Mutter nach Paris und gab Klavierunterricht.



Franz Liszts Jugendbildnis
(Aus dem Besitz des Sternschen Konservatoriums)

Eine rührende Liebesidylle mit der reizenden Komtesse von Saint-Criq wurde durch die rauhe Hand ihres Vaters gestört und hatte zur Folge, daß Liszt, aufs höchste erbittert, wieder für lange Zeit sich von allem öffentlichen Leben abschloß.

Im Jahre 1831 hörte er Paganini und war starr vor Staunen und Bewunderung. Stundenlang spielte er nur Skalen und Fingerübungen. Um die Kunst Paganinis auch den Klavierspielern verständlich zu machen, übertrug er dessen 24 Capricci fürs Klavier; ein glücklicher Gedanke, welcher der Musik ein neues, bisher ganz unbekanntes Gebiet erschloß.

Im Salon der Herzogin von Düras — andre wieder behaupten durch die Vermittlung von Berlioz — lernte Liszt eine vornehme Dame kennen, deren Name mit seiner Glanzzeit untrennbar verknüpft ist: die Gräfin d'Agoult.

Diese war zwar bedeutend älter als der damals dreiundzwanzigjährige Liszt, dafür aber sehr schön. Die Liebe der beiden blieb nicht lange verborgen. Vergebens baten sie ihre Freunde, vergebens ihre eigne Mutter (Gräfin Flavigny, eine Tochter des Frankfurter Bankiers Simon Moritz Bethmann), mit Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung einen Skandal zu vermeiden. Eines schönen Tages verließ die Gräfin Mann und Kinder. Gleichzeitig mit ihr war auch Liszt aus Paris verschwunden.

Das Liebespaar verbrachte die nächsten Jahre in der Schweiz und in Italien. Drei Kinder entsprossen ihrer Verbindung: Blandine, Cosima (die spätere Gattin Richard Wagners) und Daniel. Die Eindrücke dieser Wanderjahre wurden später unter dem Titel: Années de Pélerinage publiziert. Auch seine rührendsten Liederkompositionen entstammen dieser Zeit. Dem ersten Liebesrausche war eine gehörige Ernüchterung gefolgt. Gerüchte über allerhand galante Abenteuer waren bis nach Paris gedrungen, und als man gar den Namen der berüchtigten Tänzerin Lola Montez mit dem seinigen verknüpfte, erfolgte der Bruch. Die Gräfin rächte sich, indem sie einen Roman „Nelida" (ihre Lebensgeschichte) unter ihrem Schriftstellernamen ‚Daniel Stern' veröffentlichte.

Auf Betreiben der Großherzogin Maria Paulowna von Weimar, Mutter der späteren Kaiserin Augusta, wurde Liszt Kapellmeister in außerordentlichen Diensten am Weimarer Hof. Er dirigierte die Oper, arrangierte Hofkonzerte, gab der Großherzogin Kompositions- und der Erbgroßherzogin Gesangsunterricht. Sein Aufenthalt in Weimar hätte laut Kontrakt



Liszt am Klavier. Nach einem Gemälde von Joseph Danhauser

nur drei Monate im Jahre dauern sollen, allein während der anstrengenden Konzertreisen war die Sehnsucht nach einem geregelten Haushalt in ihm erwacht und er ließ sich für ständig in Weimar nieder.

Während seiner Tournee durch Südrußland hatte Liszt die Bekanntschaft der Fürstin Sayn-Wittgenstein gemacht, deren hoher Geist ihn derart fesselte, daß er einer Einladung auf ihr Gut Woronince folgte. Als Liszt von Woronince schied, war die Fürstin entschlossen, sich von ihrem Gemahl scheiden zu lassen, um den Namen des Künstlers anzunehmen. Sie bat die Großherzogin Maria Paulowna um ihren Schutz, damit diese bei Zar Nikolaus, ihrem Bruder, die Lösung der höchst unglücklichen Ehe des fürstlichen Paares durchsetze.

Die meisten seiner symphonischen Dichtungen sowie die ungarischen Rhapsodien fallen in diese Zeit. Als Krone seiner Schöpfungen wird die Faustsymphonie mit dem lieblich-innigen Gretchensatz genannt. Die „Festklänge" hießen eigentlich „Hochzeitsklänge" und waren bestimmt, bei seiner Trauung in der Kirche gespielt zu werden. Auch als Musikschriftsteller hat er sich einen Namen gemacht. Seine Schriften halfen dem vielverlästerten Richard Wagner zum Siege. Liszt hat auch die Uraufführung von „Lohengrin" in Weimar dirigiert (1850) und als erster eine Wagnerwoche veranstaltet (1853), was damals als sehr kühnes Unternehmen galt. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte man in Weimar ein Festspielhaus für das Musikdrama geschaffen, das nun in Baireuth eine bleibende Stätte gefunden.

Die Scheidungsangelegenheit der Fürstin zog sich in die Länge. Sie erhielt die Weisung, nach Rußland zu fahren, um dort ihre Sache vor dem Zaren zu vertreten. Sie selbst aber wagte sich aus Furcht vor ihren Verwandten nicht mehr über die Grenze. Ihre Güter wurden konfisziert, sie selbst verbannt, und damit ward auch ihre gesellschaftliche Stellung in Weimar unhaltbar.

Auch sonst hatte Liszt viel Schweres zu erdulden. In Berlin wurden seine „Ideale" verhöhnt. Man warf ihm Effekthascherei vor. Die Aufführung seiner „Graner Messe" war in Frage gestellt, weil der Direktor des ungarischen Nationaltheaters den Fürstprimas von Ungarn nicht als Mäzen „dieses musikalischen Unsinns von Zukunftsmusik" hinstellen wollte. Seinen „Mazeppa" nannte Hanslick einen Marsch von glänzender Trivialität, dessen sich kein Ballettkomponist zu schämen brauche. Eine neue Oper von Peter Cornelius, „Der Barbier von Bagdad", wurde 1858 in Weimar ausgezischt. Diese Demonstration wandte sich gegen Liszt, als Haupt der neudeutschen Richtung. Liszt legte für immer den Taktstock der Weimarer Oper nieder. Damit war die fruchtbarste Periode seines Schaffens beendigt.

Die Fürstin war nach Rom gefahren, um dort ihre Ehescheidung zu betreiben. Bald stand ihre Sache so günstig, daß Liszt im Oktober 1861 nach Rom gerufen wurde, wo an seinem fünfzigsten Geburtstage die Trauung stattfinden sollte. Schon war die Kirche festlich geschmückt, als sich in letzter Stunde ihre Verwandten Zutritt zum Papste zu erzwingen wußten und ihre Schwägerin des Meineids bezichtigten. Die Fürstin, zu stolz und zu fromm, verweigerte jede Rechtfertigung. Sie verzichtete auf ihren Herzenswunsch, auch dann, als wenige Jahre später ihr Gatte starb.

Im April 1865 empfing Liszt die niederen Weihen. Er selbst gibt zu diesem vielbesprochenen Entschluß folgende Erklärung: „Ich folgte dem Drange meiner frühesten Jugend." Die Fürstin wünschte, daß er seine Kunst ausschließlich in den Dienst der Kirche stelle. Die „Ungarische Krönungsmesse", einige herrliche Oratorien, darunter „Die heilige Elisabeth" und „Christus" sowie zahlreiche Psalmen und Kirchenlider sind die Frucht seines Aufenthaltes in der ewigen Stadt. Er wohnte teils beim kunstsinnigen Kardinal Hohenlohe in der Villa Este, teils im Vatikan. Auch eine Reform der Kirchenmusik strebte er an, ohne jedoch durchzudringen.

Nach wiederholter Aufforderung des Großherzogs kehrte er 1869 wieder nach Weimar zurück und trat auch wenige Jahre später an die Spitze der ungarischen Landesmusikakademie in Budapest. Nach seinen verschiedenen Glanzperioden als Virtuose, weltlicher, später Kirchenkomponist, begann er sein Schwergewicht auf die Lehrtätigkeit zu verlegen.

Im Januar 1886 sah ihn die Fürstin zum letzten Male. Er reiste nach Pest,

wohnte dort dem Konzerte seines Schülers Thoman bei, dann begab er sich nach Frankreich und England. Seine letzte Reise gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzug, was den Greis herzlich freute. Ermüdet traf er in Weimar ein, um die ihm so nötige Ruhe zu finden. Da erhielt er den Besuch seiner Tochter Cosima, welche ihn dringend nach Baireuth einlud, um durch seine Anwesenheit den Festspielen erhöhten Glanz zu verleihen. Liszt versprach es und hielt Wort. Gleich nach seiner Ankunft wohnte er einer Aufführung des „Tristan" in der Loge der Familie Wagner bei, hinfällig, gebrochen, hüstelnd, ein Anblick zum Erbarmen. Aus einer einfachen Erkältung entwickelte sich eine schwere Lungenentzündung. Im Nebenzimmer weilten beständig einige seiner Schüler, um auf Wunsch des Meisters sofort zur Hand zu sein.

Am 31. Juli lauteten die Berichte geradezu trostlos. Vom Fieber geschüttelt wollte der Kranke aus dem Bette springen, dann verfiel er in Bewußtlosigkeit. So vergingen einige furchtbar aufregende Stunden. Gegen halb zwölf Uhr nachts öffnete Frau Wagner mit verstörtem Gesichte die Türe des Schlafzimmers. Der große Meister hatte ausgerungen. Leise breitete der Genius der Musik über den entseelten Körper seines Lieblingssohnes den Mantel der Unsterblichkeit.



Herbstritt. Von Siegfried Trebitsch

Wer in Wien an Spazierritte denkt, dem schwebt sofort das Bild des Praters vor Augen. Glanzvoll schimmert die lange kastanienbeschattete Reitallee auf, die durch braune Lohe immer wieder ihrem Zwecke dienlich gemacht wird. Die „Kriau" ladet ein, das „Lusthaus" leuchtet wie ein Ziel, das man erreichen muß, ehe man an Umkehr denken darf. In diese Vorstellungen mischen sich leise Klänge. Sie kommen vom „Eisvogel" und vom „Dritten Kaffeehaus" her, die Pferde spitzen die Ohren, der Reiter fällt in Schritt, um zu lauschen. Mit sausendem Pfiff donnert ein Zug von der Verbindungsbahn über die zitternden Viadukte... Die Bilder wechseln wie der Glanz und die Schönheit der Auen und Alleen, je nachdem, ob sie im Frühling oder im Herbst durchstreift werden. Denn das ist das Geheimnis des Praters und seine Anziehungskraft auf die Bewohner dieser Stadt: er ist immer anders und immer neu. Vielfältig und heimlich sind seine Reize für den Reiter. Keiner hat alle seine Köstlichkeiten so aus dem vollen genossen, daß er ihn entbehren könnte. Und wenn jetzt das helle, lachende Grün der breiten Praterallee schon traumweit ist und bei den wehmütigen Erinnerungen liegt, die uns abermals ein enteilter Sommer zurückgelassen hat, der Herbst, der sich nun dort tummelt, darf auch willkommen sein: er rast in so herrlichen Farben, die Zeichen seiner Zerstörung bringen ihn zu einem so gewaltigen Auflodern, daß wir zu fühlen glauben, wie die Bäume im Kampf gegen ihn um sich schlagen, wie sich die in Rostbräune ersterbenden Blätter gegen seine Bisse zur Wehr setzen, ehe sie entseelt zu Boden fallen und sich verwehen lassen, ein raschelndes Spiel des Windes, der die Vernichtungswut der Jahreszeit unterstützt und zu hellen Flammen entfacht.

Durch diesen Brand tiefatmend hindurchzueilen, von flüchtigen Tieren herab die sinkenden Blätter zu grüßen — es ist eine Lust. Der Herbst macht uns alle zu Jägern. Man braucht kein Weidmann zu sein und empfindet doch, daß unsichtbare Lebewesen zur Strecke gebracht werden. Ein leise aufwieherndes Beben geht durch den Leib der Pferde, sie erschauern bei

jedem fallenden Zweig, hängen ungeduldig im Zügel und drängen zur Heimkehr.

Um diese Zeit werden die Träume der Menschen schwer. Es ist, als würde man von der Natur belauscht, behorcht und von einer unsichtbaren Hand abgeklopft, ob man wohl mitzunehmen sei von dem großen mähenden Schwung, der in die Erde bettet, was nur zu kurzer Blütezeit über sie hinwandeln durfte. Die Starken fühlen sich gerade dabei am wohlsten. Sie spüren den Ruf, der ihre Widerstandskraft herausfordert, und antworten im jauchzenden Bewußtsein ihrer Jugend. Sie reiten ins Leben, während der Tod an ihnen vorbei über in Nebel dampfende Felder reitet. Es ist die Zeit, wo der Einsame gesellig wird, wo auch er das Bedürfnis empfindet, andre Menschenherzen schlagen zu hören, denn der köstliche Herzschlag, den man im Frühling und Sommer aus tausend Blumen getrunken, unter tausend schützenden Blätterdächern gefühlt hat, er ist eingezogen und eingesogen worden von der dunkeln Erde, die sich nun unter einer leichten Reif- und Frostdecke streckt und sich zögernd auf ihre Sendung besinnt. Um ihr inneres Leben zu bewahren, neu zu begründen und für kommende Lenze aufzusparen, muß sie über ihre Oberfläche jene traurigen Krusten breiten, die in die Menschenseele Todesahnungen senken. Man schart sich zusammen und flüchtet in erwärmte, lichtdurchflutete Räume, läßt sich's wohl sein und ergötzt die bedrängte Phantasie mit bunten Spielen.

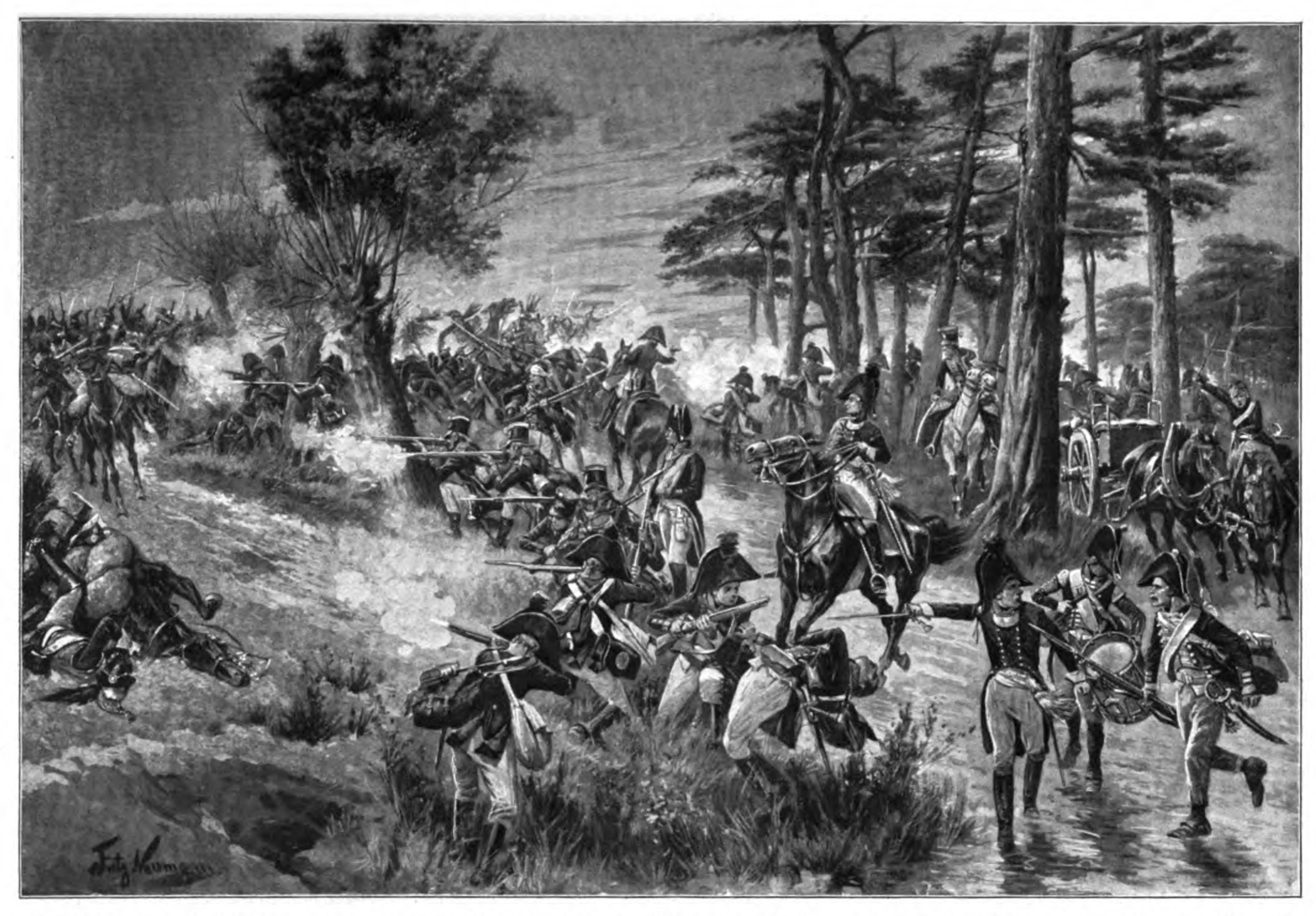
Der richtige Reitersmann liebt auch im Herbst die fahle Frühe. Mitten im Blätterfall sprengt es sich gut einher, und willig erträgt die harte Erde die eiligen Schläge dahinstürmender Hufe. Die Tiere wissen Bescheid, mutiger bäumen sie sich gegen die zwingende Hand, und die Freude, mit der sie durch lenzumsponnene Gelände traben, hat einer gestrafften Kampfbereitheit Platz gemacht. Wilde Sprünge geben dem Reiter zu schaffen, und wie gegen einen unsichtbaren Feind saust man über den knirschenden Boden, als ob ein stärkerer Wille als der eigne in die Halfter griffe.

Man hört nie auf zu staunen über Dinge, die man weiß, seit man denkend atmet. Neu bleibt aber stets dieser ganze Anmarsch von herbstlichen Stimmungen, so neu und belehrend, wie dem, der ausharrt und von der Sichel verschont wird, der bekannte und doch immer wieder ersehnte Einzug des Frühlings und seines jubelnden Gefolges.



Phot. J. Löwy, Wien

Otto Walter: Im Prater



Das Gefecht bei Altenzaun am 26. Oktober 1806. Nach einer Zeichnung von Fritz Neumann. (Text umstehend)

Oberst Graf York deckt den Elbübergang bei Altenzaun

(Zum vorseitigen Bilde)

In die Zeiten der schwersten Not Preußens nach der Schlacht bei Jena führt Fritz Neumanns Gefechtsbild. Der Name Altenzaun hebt sich in hellem Glanze von der allgemeinen Misere der preußischen Waffen ab und hat in der Geschichte jener Notjahre 1806 und 1807 einen gleich guten Klang wie die ehrenvollen Kapitel der Festungen Kolberg, Danzig, Graudenz, Kosel und Neiße oder wie das über Blüchers Zug nach Lübeck. Indessen sich manche noch gar nicht im Gefecht gewesene, völlig kampffähige Heerkörper auf freiem Felde ergaben, bewährten sich die Jäger unter ihrem verdienstvollen Reorganisator und Führer, dem Obersten Grafen York, der auch an der Elbe sieben Jahre später den Namen von Wartenberg durch ein siegreiches Gefecht errang, trefflichst bei Deckung eines Elbübergangs. Das war am 26. Oktober 1806 bei Altenzaun, nördlich Stendal. Karl August von Sachsen-Weimar, der sich dem Zorne Napoleons aussetzte, indem er dessen Begehren, binnen vierundzwanzig Stunden sein Kommando als preußischer General niederzulegen, unbeachtet ließ, suchte seine an den Kämpfen bei Jena und Auerstädt unbeteiligt gebliebene Division zunächst zur Hauptmasse des Heeres zu bringen. Als er aber bei Goslar erfuhr, daß die Preußen Magdeburg bereits geräumt hatten, wandte er sich im Bestreben, sein noch völlig festes Korps auf jeden Fall über die Elbe zu bringen, in angestrengtesten Märschen nordöstlich, um über Wolfenbüttel, Königslutter, Gardelegen und Stendal im Verein mit Blücher an und über den Strom zu gelangen. Beide Korps waren zusammen etwa dreißigtausend Mann stark. Schon auf diesem Marsche hatten sich neben den Husaren Yorks Jäger zur Sicherung der Kolonne bestens bewährt, zumal in dem Wald- und Sumpfgebiet der Flechtinger, Kolbitzer und Letzlinger Forsten zwischen Helmstädt und Tangermünde. Bis zum 25. Oktober, wo das Hauptquartier in Gohre vor Stendal eingetroffen war, und York nebst Pletz, dem Führer der Husaren, mittags dort anlangte, hatte sich der Feind noch nicht blicken lassen. Jetzt plötzlich rückte Marschall Soult von Tangermünde her in hellen Scharen an. Soult wollte Karl August und Blücher offenbar am Übergang hindern und vom Strome abdrängen. Zum Glück hatten beide preußische Generale ihre Bagagen schon auf Sandau vorgeschoben und durch General Zweiffel die Vorbereitungen für den Elbübergang bei der dortigen Fähre treffen lassen. Jetzt hieß es eilen, denn nach der Menge von Wachtfeuern zu schließen, lagerte bei Tangermünde wahrscheinlich das gesamte Soultsche Korps. Die preußische Hauptkolonne erreichte alsbald nach Tagesanbruch des 26. Oktober die Fährstelle. York hatte den Rückzug zu decken. Außer seinen Jägern erhielt er dazu einige Füsilierabteilungen des Herzogs. Die Nacht über bis zwei Uhr kampierte er nahe Stendal, dann zog er sich nach dem durchschnittenen Gelände bei Altenzaun zurück, um dort eine knappe Meile oberhalb der Sandauer Fähre den Feind so lange aufzuhalten, bis die Hauptmasse das rechte Elbufer erreicht hätte. Er lieferte ein Meisterstück, das für immer seinen und seiner Jäger Ruhm festlegte. Von 4 Uhr nachmittags bis in die Nacht hielt York mit seiner kleinen Schar den überlegenen Feind, der mit Reitern und Schützen auf ihn eindrang, zurück und fügte ihm namentlich durch die Jägerbüchsen und zwei geschickt an verschiedenen Stellen verwendete Geschütze recht erhebliche Verluste zu. Er selber hat später stets mit besonderer Genugtuung an den Nachmittag von Altenzaun zurückgedacht und betont, da habe sich seine Truppe durch „vorzüglich gute Benutzung eines wahren Jägerterrains vorteilhaft“ ausgezeichnet. Und in diesem Urteil stimmen ihm alle Kenner rückhaltlos bei. Meisterlich war nach dem Gefecht auch sein eigner Rückzug. Um in der Nähe des Feindes sicher abziehen zu können, nahm York seine Zuflucht zu einer alten, eigentlich längst als verbraucht geltenden List, die er mit so viel Kühnheit und Geschick anwandte, daß sie ihm bestens glückte. Er ließ Wachtfeuer anzünden und zugleich den Abmarsch beginnen. Immer mehr Feuer flammten auf; emsig hin und her gehende Jäger in ihren großen Hüten und Füsiliere in Tschakos mußten dem Feinde vortäuschen, er habe ein sehr belebtes Biwak vor sich. Um Mitternacht zog dann York auch mit der Leibkompagnie seines Jägerregiments ab. Glücklich erreichte man die Fährstelle, stieg in die Bote und fuhr ab. Da rief es ihnen vom Ufer nach: „Jäger, kommt doch noch mal zurück; laßt uns doch nicht im Stich; wir fallen ja sonst den Franzosen in die Hände!“ Sie kehrten um. Doch die schlauen Jäger hatten sich überlisten lassen, denn als ihre Kähne anlegten, begrüßte sie eine Salve, die allerdings keinen traf; sie hatten nicht daran gedacht gehabt, daß es auf französischer Seite auch Deutsche gab. Yorks Jäger hatten nur zwanzig Tote und Verwundete gehabt, schätzten die Verluste des Feindes auf das Sechsfache und meinten, die Franzosen würden wie an die „Chasseurs mit dem Strick“ von der Rheinkampagne noch gar lange Zeit auch an die „Herren Jäger“ von Altenzaun denken.

Ernst Arnold



Die Tür ins Freie

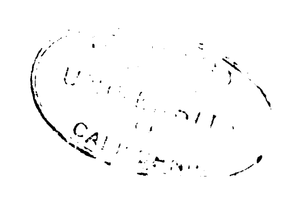
Nach einem Aquarell von A. Graf von Courten

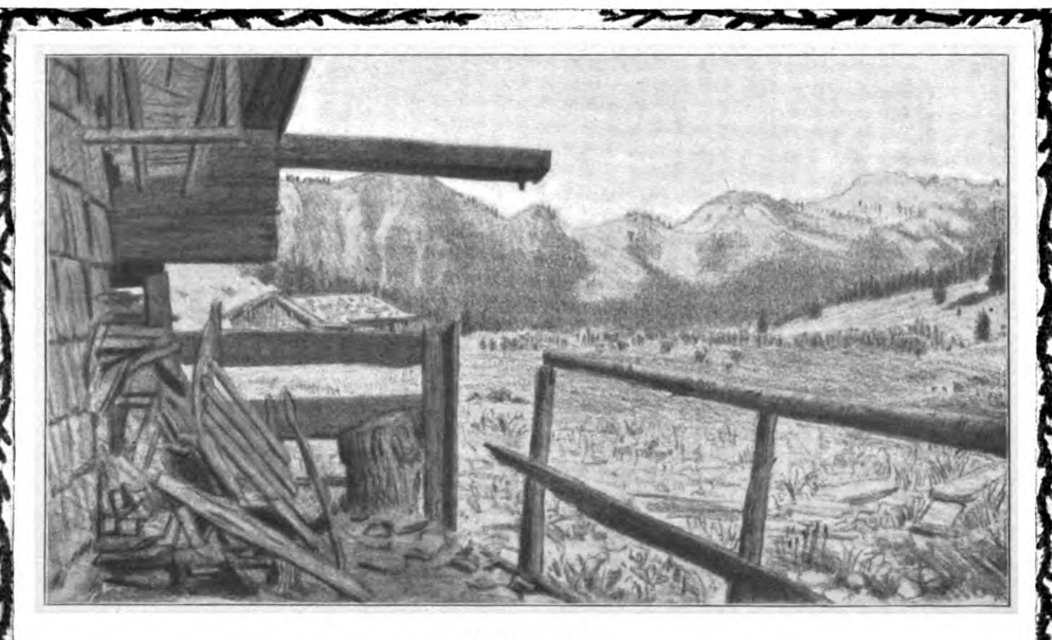
Zu dem Artikel:

Auf der Fürstenalm

Von

Arthur Achleitner





Halde in den Bergen

Auf der Fürstenalm

Von

Arthur Achleitner

Mit einer Abbildung nach einem Aquarell und sieben Zeichnungen von A. Graf von Courten

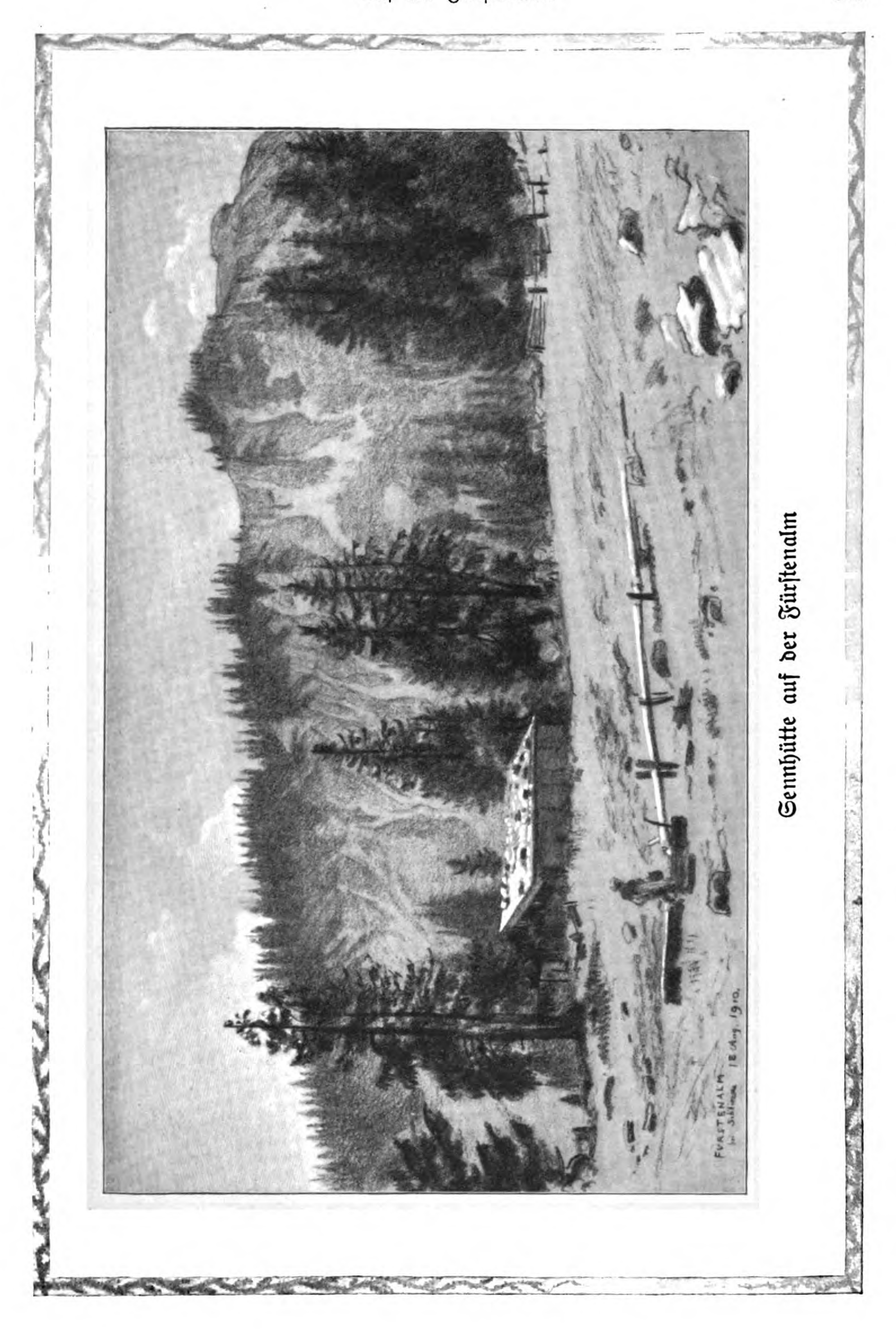
Wer je wonnige Erholungstage an den „Tränen Gottes", an den Ufern der ob ihrer Schönheit vielgerühmten Seen Tegernsee und Schliersee weilte, der wird sich gerne der Beherrscher dieses ebenso entzückenden wie hinsichtlich der Reichtümer an Wald und guten Almgründen wertvollen Bergbezirkes, der „Bodenschneid" und der scharf profilierten „Brecherspitze" erinnern, die Aussichtsberge ersten Ranges und leicht zu besteigen sind.

Den Stützpunkt für die Ersteigung beider Berge bildet die im Süden derselben gelegene Fürstenalm (alte Schreibweise „Firstalp"), deren obere Sennsiedlung in 1374 Meter Seehöhe liegt. Über diesen gesegneten Almboden zieht der Steig, der die Tälchen der weißen und roten Valepp, die Ortschaft Rottach mit dem blaugrünen, märchenschönen Spitzingsee verbindet. In der alten Schreibweise „Firstalp" steckt die Erklärung des Wortes; First, althochdeutsch furisto, das ist der Superlativ von furi, in allgemeiner Bedeutung: der Vorderste, der Höchste. Somit ist die Fürstenalm als die höchstgelegene Alpe anzusprechen, nicht als Eigentum irgendeines Fürsten. Als gute, wegen ihres Grasreichtums wert-

volle vaccaritia (Sennalpe) gehörte die Fürstenalm dem 719 gegründeten Benediktinerkloster Tegernsee (aufgehoben 1803), und glaublich stand sie schon im dreizehnten Jahrhundert im Betrieb als Kuhalm. Wie ja auch das Augustinerstift Herrenchiemsee um diese Zeit bemüht war, den Betrieb auf seinen Vaccaritien im Gebiete der Rauhen Nadel (Rauchadl) und im salzburgischen Pinzgau möglichst ertragreich zu gestalten.

Dem uralten Wirtschaftsprinzip entsprach die Trennung der Melkalpen (Kuhalmen) von den Almen des Galtviehes (Jungvieh); auch gab es eigne Ochsenweiden wie Kuhgärten, letztere wurden kurz „Kühtai" genannt. Dieses Wort ist durchaus nicht „mongolisch", es ist nur eine Vereinigung des deutschen Wortes „Kühe" und des romanischen Wortes „tai" = teggia, Unterstandshütte für die Zeit des ersten Weideganges im Frühling. Kühtai in Tirol, Langestai (Dörflein, hoch gelegen im Paznauntale, Westtirol; Langes, Lanks = Lenz, Frühling). Dem uralten Alpbetrieb entsprechend, sind auch all die damit zusammenhängenden Bezeichnungen von Almgeräten, Grundstücken, Bergflächen, Namen von Häusern, Hütten und Dienstleuten je nach ihrer Beschäftigung sehr alt, ohne nähere Erklärung kaum mehr verständlich. Im Laufe der Jahrhunderte veränderten sich auch manche Namen im Sprachgebrauche zu sinnlosen Bezeichnungen; so wurde aus der „Kuhfirst" (im bayrischen Algäu) ein rätselhafter, deplacierter „Kurfürst", aus so manchem Kuhkaser (romanisch casa = Hütte) wurde ein „Kuhkaiser", aus „Maienstatt" (Stätte, Niederleger, im Mai bezogen) eine wunderliche „Majestät" (bayerisches Hochland), und der uralte „Kaserboden" (an der bayerisch-tirolischen Grenze) mußte sich die Umwandlung zum „Kaisergebirge" gefallen lassen.

Es mag die Sennerin der Gegenwart noch so jung sein, die uralten Bezeichnungen für Tiergattungen und für die Almgeräte kennt das jüngste Mädel auf der Alm; nur die Topographen wissen nicht Bescheid und haben uns die erstaunlichsten Namen in die Generalstabskarten gebracht. Schon die Natur sorgte für die Lagerung gewisser Almböden, so zu „Pointen", von Jöchern getrennt (alte Schreibweise Peunt, umzäuntes Grundstück), oder zu in Mulden eingelagerten Innerwiesen, „Gern" genannt (mittelhochdeutsch „gêre = langgezogenes, dreieckiges Grundstück, im Hochgebirge auch zugespitztes Stück); die Geleger (Almböden) für Melkvieh wurden von den Weideflächen der Jungrinder und Galtkühe (galt = unfruchtbar), diese wieder von den Standböden der Farren getrennt. Aus „Farrenpeunt" machten die Topographen „Fahrenpoint". Und aus „Manz-Urfahr-Schneid" wurde gewaltsam ein unverständliches „Mansurfahrenschneid". Jeder Gebirgler weiß, was „Manzen" heißt; es ist dies die Verschneidung der im dritten Lebensjahre stehenden männlichen Tiere. Die Galtkuh, die in der Almzeit kein Kalb gibt, läßt man „manz gehen". Die „gemanzten" Rinder, also die Ochsen, werden von den Melkalpen getrennt gehalten; der Weg, der von der Kuhalm zur Ochsenalm, meist über eine Jochschneide, führt, heißt im Volksmunde die „Urfahr", die Überfahr von einer Wirtschaftsabteilung



Sennhütte auf der Fürstenalm



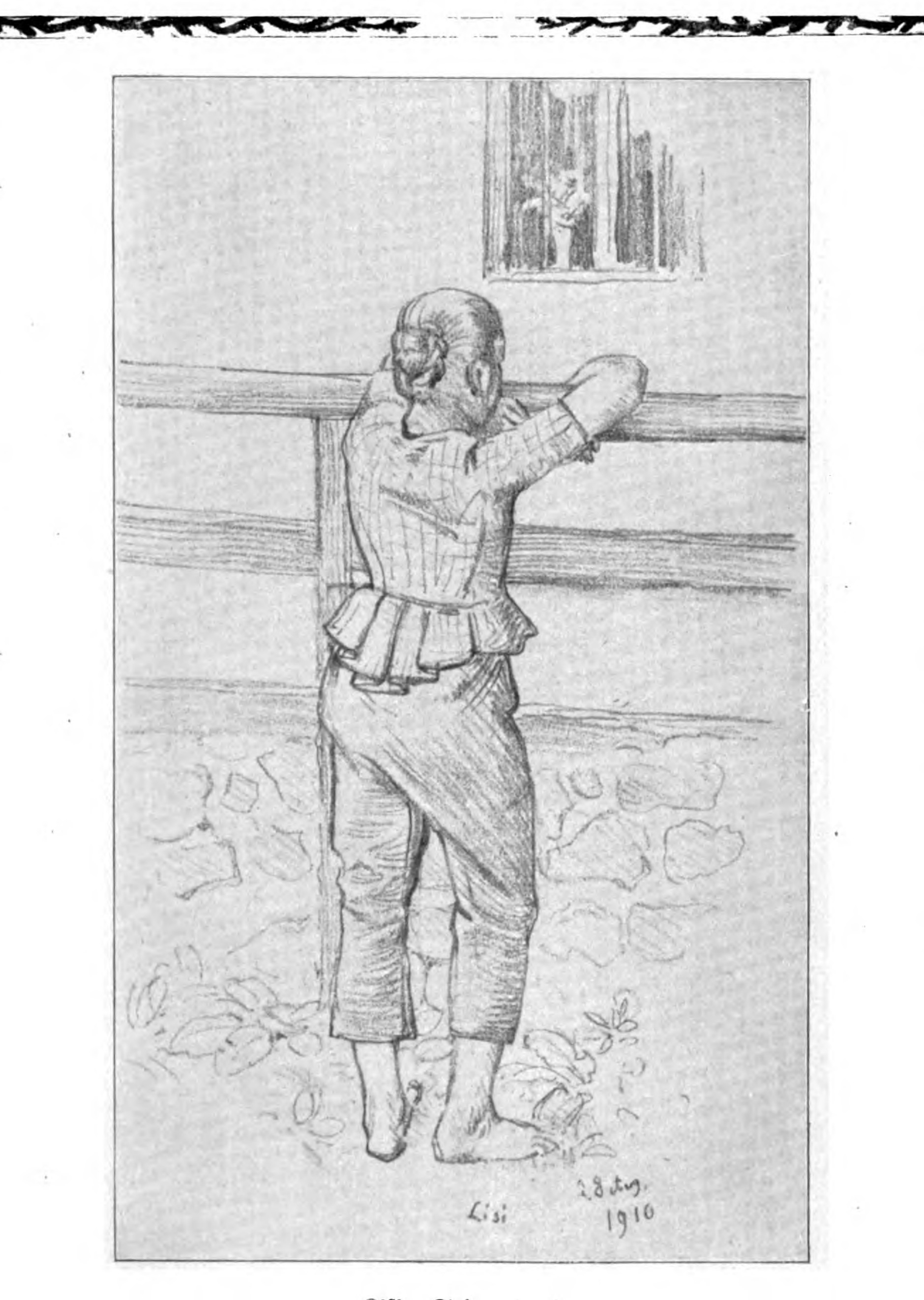
Feuerstelle in der Sennhütte

zur andern, also heißt die Joch-schneide mit dem Alpsteig: Manz-Urfahr-Schneid!

Sowohl geistliche wie weltliche Alpenherren (Almenbesitzer) sorgten schon im sechzehnten Jahrhundert für eisern oder ehern zu nennende Normativbestimmungen in streng gehandhabten Alpenordnungen, die angesichts der Schlauheit der Bergbauern sicher ihre Berechtigung gehabt haben werden. Es fehlt an Zeit, um Nachforschungen anzustellen, welche Almordnung für die Fürstenalp erlassen und durchgeführt worden war. Im Kern stimmen die alten Alpordnungen überall überein; sie bestimmen die Zahl des Viehes zum Auftrieb, die Höhe des Weidegeldes, die Berechtigung zum Auftrieb (ausgeschlossen blieben stets fremde und nichtseßhafte Leute), das Zaunrecht und so weiter.

Wenn die Tegernseer Benediktiner als Alpbesitzer die Viehwarte auf der Fürstenalm weiblichem Personal, Sennerinnen, anvertraut hatten, wird wahr geworden sein, was schon Cassiodorus, der Staatsmann und Historiker (480—575 nach Christus), anerkannte: die vorzügliche Gewandtheit der Weiber in der Viehpflege; diese Gewandtheit sei nicht der geringste Faktor zur Zähmung des Rindes in den ältesten Zeiten gewesen. Hierauf fußend, erwähnt Hartwig Peetz,*) der unvergeßliche frühere Rentamtmann von Traunstein, im Hinweis auf bayerische und österreichische

*) Peetz, Die Kiemseeklöster, Stuttgart, Cotta, 1879.



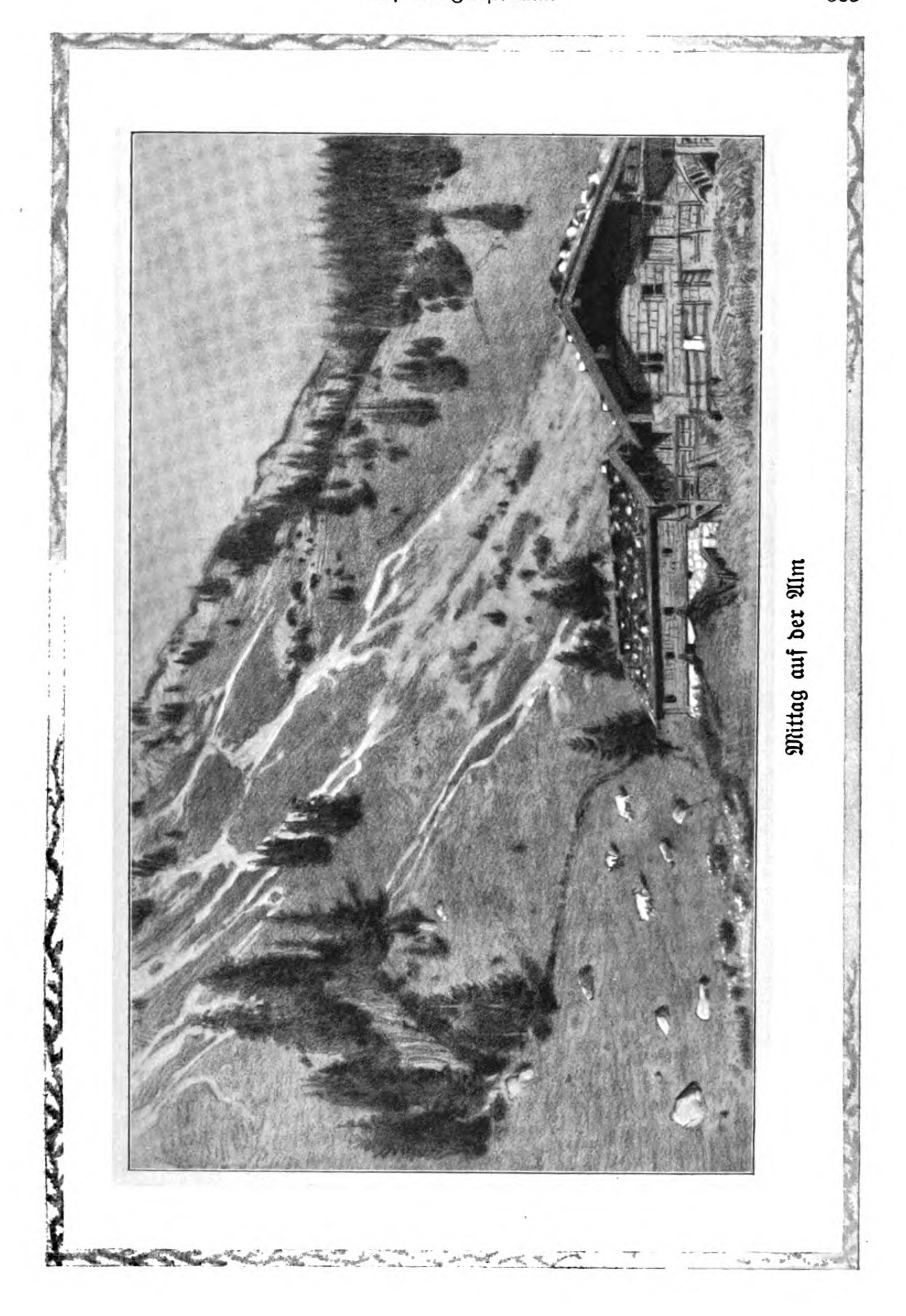
Lisis Feierabend

Sennerinnen: „Zeigt sich ja heute noch in Gegenden, wo das weibliche Geschlecht die weichere Wartung und Pflege ausübt, eine weit zahmere Vertraulichkeit des Hausrindes, besonders in Kärnten, wo auch der Mölltaler Stier heute noch an die Edelware des römisch-norischen Marktes in Teurnia erinnert. Aber selbst innerhalb des Rayons, in dem dieser Usus nachweisbar, unterschieden bereits Varro und Palladius

die bajuvarischen und steierischen Sennerinnen als gleich tüchtig am Herd und Käsekessel rühmlichst von den illyrischen rohen und lüsternen Weibsbildern."

Tatsächlich springt bei scharfer Beobachtung der Unterschied zwischen männlicher oder weiblicher Alpbewirtschaftung in die Augen, sowohl was Wirtschaftsführung als auch Zahmheit des Almviehs betrifft. Am auffallendsten auf Galtalmen, wo Senner hausen. Das wäre ein Kapitel für sich und von nicht geringem Interesse, so derlei Almen auch noch in — wildreichen Gebieten liegen.

So lieblich das Land zwischen Tegernsee und Schliersee ist, so derb sind die Namen so mancher Gräben (Engtälchen) und Parzellen. Von einem dieser Gräben wundert es mich, daß sein Name in Trautweins „Bayerisches Hochland" gedruckt wurde. In einer Familienzeitschrift wäre die Wiedergabe dieses Namens unmöglich. Es ist der Name „Saugraben" schon derb genug, aber entsprechend der Lage und Unwirtlichkeit. Wenn nämlich ein Gebiet oder eine Örtlichkeit hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit geringwertig ist, oder der schlechte Ertrag Anlaß zum Ärger gibt, verwenden die Gebirgler die Namen „Sau" und „Laus". In der Gegend der Fürstenalm gibt es den erwähnten „Saugraben" und einen „Lausbichl". Wären diese Parzellen auf tirolischem Gebiete, so dürfte frischweg die „Laus" vom romanischen (churwelschen) „laussa", Ahlbaum, Elsbeerbaum, hergeleitet werden. Auf bayerischem Boden ist dies mangels romanischer Besiedler zur Urzeit nicht angängig, die „Laus" ist deutsch und hat die Bedeutung: schlecht, minderwertig. Wenn beispielsweise die Heuzieher der algäuischen Gemeinden Nesselwang und so weiter von den Steilbergen Lausbichl, Louswiese (Lauswiese) das den Transport kaum werte Heu herabbringen sollen, dann schimpfen sie kräftig über das schlechte Heu und ärgern sich mächtig über diese Steilberge, die eben deshalb die „Schmückung" mit der Bezeichnung „Laus" erhalten haben. Laus und Sau sind im bayerischen Hochlande völlig gleichbedeutend. Es wurde bereits erwähnt, daß jedes Gebirglerkind die uralten Namen der Heimat und der Almgerätschaften kennt. Diese Kenntnis kann gewiß auch von Alpinisten erworben werden, wenn Anlaß oder genügendes Interesse dazu vorhanden ist. Ich erinnere mich einer drolligen Wette, die zwar nicht auf der Fürstenalm, aber im Bereiche derselben zum Austrag gebracht wurde. Als Sommerfrischler in jener Gegend behauptete ich vor Jahren bei Tische, daß von der ganzen Tischgesellschaft nicht eine Person einen einzigen Namen der Almgeräte angeben könne, geschweige denn zu deuten wisse. Da die Tischgesellschaft aus Münchnern und Augsburgern bestand, wurde die Behauptung lebhaft bestritten, die Wette angenommen. Tags darauf wanderten wir hinauf zur nächstgelegenen Almhütte. Hier bat ich — im Dialekt natürlich — die Sennerin, sie möge den Herrschaften die Brente, das Kaskar und das Mietsackei zeigen. Unter großem Hallo wurde ich ausgelacht, denn das Wort „Sackei" (Säckchen) verstanden die Münchner sofort. Aber dann kam an mich die Reihe zum Lachen. Niemand wußte, daß das zylindrische Gefäß mit Abtropflöchern (Geschirr zur Butter- und Käsebereitung) „Kaskar" genannt wird. Von den



Mittag auf der Alm

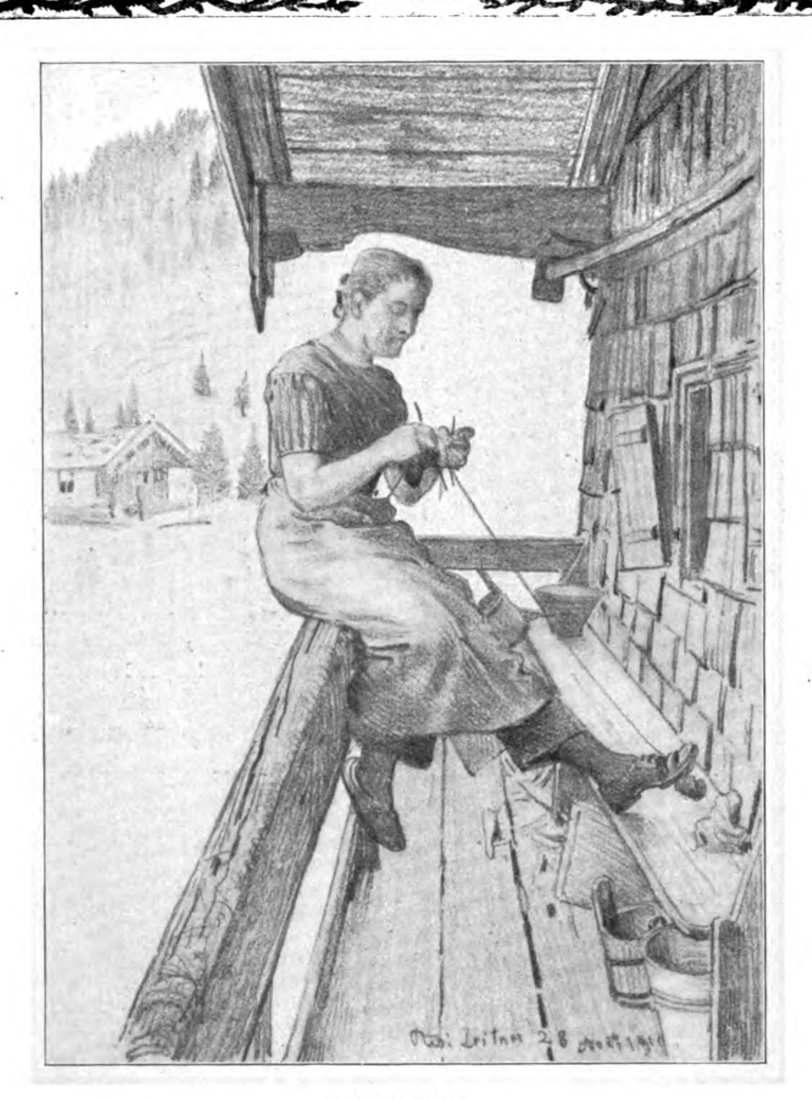
Münchnern wußte ein einziger anzugeben, daß „Brente" soviel wie Brunnentrog bedeute. Der Gebirgler nennt aber das Butterfaß „Brente". Von dieser Bezeichnung hat in Obersteiermark die Sennerin den Namen „Brentlerin" (Butterrührerin). Die Gesellschaft starrte dann verständnislos den Inhalt des „Mietsackeis" an. Als ich erklärte, das Säckchen enthalte das „Gmiet", gab es infolge eines Mißverständnisses mit dem hochdeutschen Worte „Gemüt" ein schallendes Gelächter. „Gmiet", auch Miat, im Sinne von Gabe, Darreichung, ist ein Gemisch von Heublumen, Kleien, Wacholdernadeln und -beeren und Viehsalz. Man unterscheidet je nach der Feinheit der Mischung: Jochmiet (Auslese von auf Höhen gepflückten Alpenblumen) und Falschmiet (Surrogat von Haselstrauchblättern, Heublumen und Futtergräsern der Niederlegerböden). Das Gelächter erstarb, als die Sennerin bestätigte, daß dieses „Gmiet" den Milchkühen auf den Rücken gestreut wird und sich in diesem Momente in das „Glöck" (Gelecke) verwandle. Der Zweck dieser „Glöckstreuung" wurde dahin erklärt: Die Sennerinnen streuen das Gmiet auf die Tierrücken, damit die Kühe während der Melkarbeit ruhig bleiben und sich gegenseitig die würzigen gesalzenen Leckerbissen vom Rücken — ablecken. Probatum est! Die Kühe stehen wie Mauern, solange es — Gmiet zu lecken gibt...

Mit diesem Worte „Miet" hängen die Flurnamen „Miatpläß, Miatboden" und so weiter zusammen, es sind Wiesflächen der Alpenregion, wo besonders gute, würzige Kräuter sprießen.

Bis die Sennerin Lisi Feierabend feiern, die Stellung einnehmen kann, in der der Stift des Meisters Graf Courten das Mädel uns vor Augen bringt, hat wohl jede Sennerin ein gerüttelt Maß von Arbeit hinter sich. Gut Wetter vorausgesetzt sowie die Tatsache, daß das der Sennerin anvertraute Almvieh gesund ist. Steht aber ein Gewitter bevor oder haben sich Kühe verstiegen, dann heißt es für die Sennerin, das Vieh trotz Sturm, Hagelschlag und Lebensgefahr herunterzutreiben und in Sicherheit zu bringen. Mit dem Feierabend ist es in solchen Fällen nichts, ebensowenig mit dem Almfrieden und der Almpoesie, die nur in den Köpfen der Stadtleute spukt. Nüchtern genug ist ja schon die Almkleidung der Sennerinnen, die wenig poetische, aber sehr praktische — Hose aus blauem Zwilch, die im bayerischen Hochlande und Nordtirol sehr gebräuchlich ist.

Das allerliebste echte Almbildchen: „Resi strickt" ist ein hübscher Ausschnitt aus dem Sonntagnachmittagsleben der Sennerin, so kein Besuch kommt und Resi neuer Strümpfe bedarf zum Winter. Sommerüber stecken die nackten Füße wohl immer in groben Lederschuhen oder in den sogenannten „Knospen" = Holzschuhen. Derbe Senner, besonders in Nordtirol, tragen „Knospen", die durch massiven Eisenbeschlag dauerhafter gemacht sind. Eine nicht geringe Leistung ist es für Stadtmenschen, in solchen „Knospen" nur einige Schritte zu gehen; Sennen aber steigen in „Knospen" mit staunenswerter Leichtigkeit und Sicherheit flink auf gröbstem Boden und Geröll.

Die naturwahren Bildchen lassen erkennen, daß auf der Fürstenalm noch der Alpbetrieb nach altem System im Schwange ist; von



Resi strickt

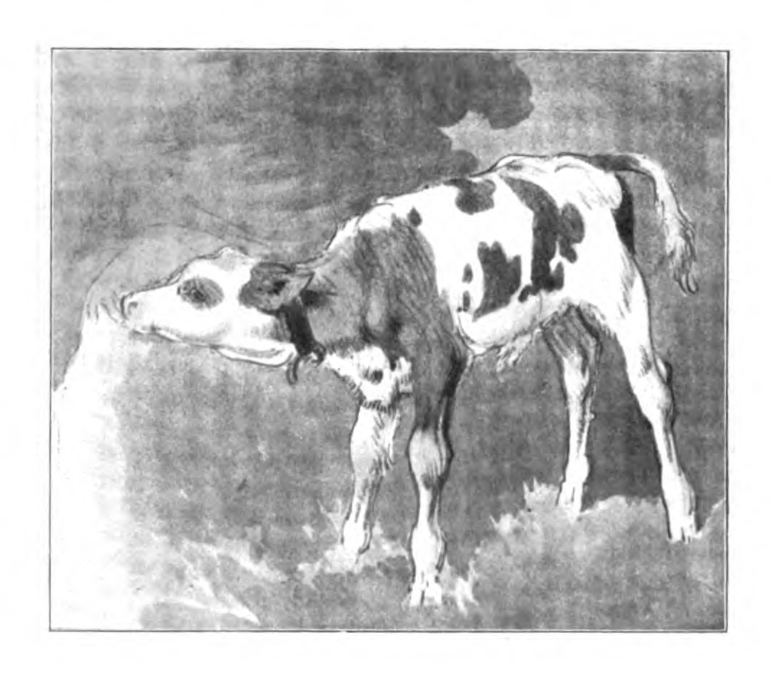
modernen Meliorationen, von Alpwirtschaft nach dem neuen Schweizer Muster mit ihren erstaunlichen Erfolgen keine Spur. Die zunehmende Verschlechterung der Almböden, wo für Aussteinung, Ausstockung, Bewässerung, Hüttenbauten und so weiter nichts geschieht, wird wohl auch hier zum Wandel zwingen oder zum Verkauf der Alpen. Käufer von verwahrlosten und wertlos gewordenen Alpböden kann jeweils nur ein Jagdherr sein. Forstet dieser auf, andres kann er ja gar nicht tun, so erfolgt das übliche Geschrei über Bauernlegung, Ruin der Viehzucht und so weiter.

Wie schlimm es mit der heutigen Alpwirtschaft nach altem System steht, zeigt ein Blick in die Wirtschaftsbücher und Akten der almbesitzenden Klöster. Im zwölften Jahrhundert verstand man den Alpbetrieb entschieden besser, man kannte

damals schon eigne Käsepressen und im dreizehnten Jahrhundert die Erzeugung von — zwölf (!) Gattungen von Käse, eine Skala, die sich zur feinsten Delikatesse gesteigert haben muß. Der Wert lag in der Qualität. Die Urkunden erzählen, daß die auf bayerischen Almen erzeugten Käselaiblein wegen der Reinheit und Qualität von welschen Händlern (zur Bereitung von Parmesan) sehr gesucht gewesen seien. Die aus unvermischter Milch hergestellten Fettkäse de armentis (von Weidegroßvieh, also Kühen, nicht Ziegen) waren auf Prälaten- und Fürstentafeln ein willkommenes Gericht zum Wein. Daher wurde das Herstellungsgeheimnis wie das Renommee des Produktes mit Ängstlichkeit gewahrt, die Käseschau geschworenen Alpmeistern (in Talungen den Schwaigern, Schwaige = Gutsmeierei) anvertraut, damit der redlichen Deklaration zur Ehre der Produzenten kein Makel erwachse.

Allerdings gehörten die Almen zu jenen Zeiten nicht den Bauern, sondern den Herren und Klöstern. Volksrechte auf den Bergen, wo die Freiheit thront, gab es nicht. Erst später schenkten manche Klöster Alpgründe zur Belohnung an hörige Bauern und bereuten diese Unvorsichtigkeit, als aus den Schenkungen ungeheuerliche Ansprüche der Nichtbeschenkten erwuchsen.

Es ist hochinteressant: im Mittelalter eine staunenswert entwickelte Alpwirtschaft, in der Gegenwart ein Verfall dort, wo nach altem System gearbeitet wird, in der allerjüngsten Zeit aber fabelhafte Erfolge der Alpgenossenschaften auf Grund modernster Meliorationen im Algäu, in Steiermark und ebenso in der Schweiz.





Wendischer Kirchgang

Fahrt durch die Wendei

Abseits von den großen Heerstraßen und unberührt von jeglichem Touristenverkehr liegt in der wendischen Lausitz auf schlesischem Gebiet das kleine, nur etwas über 2000 Einwohner zählende Landstädtchen Wittichenau. Die Chronik besagt von ihm, daß es schon 940 als befestigte Stadt erwähnt wird, und daß es zunächst zu Böhmen und dann zu Sachsen gehörte, ehe es an Schlesien fiel. Doch dieses Alter sieht man heute dem Städtchen nicht mehr an; denn es wurde im Jahre 1827 durch eine große Feuersbrunst vollständig bis auf den Grund zerstört. Als ein einfaches Landstädtchen, dessen Bewohner neben Ackerbau vornehmlich Viehzucht betreiben, präsentiert es sich dem Beschauer. Still und ruhig ist es in den Straßen, und nur an den Sonn- und Feiertagen, wenn die Glocken der altersgrauen katholischen Kirche zum Gottesdienst rufen, ändert sich mit einem Schlage das Bild. In bunten Mengen drängt es sich zu den Toren hinein, belebt die Straßen und sammelt sich auf dem weiten Kirchplatz. Das Wendenvolk strömt aus den umliegenden Dörfern zur Kirche.

Geht das ganze Leben des Wendenvolkes von der Wiege bis zum Grabe auch in uralten Gleisen vor sich, so gibt es doch eine Reihe Momente in seinem Leben, die unsre Beachtung lohnen. Hierher gehört vor allen Dingen die Eheschließung. Eine wendische Hochzeit ist ein Ereignis, an dem die ganze Umgebung teilnimmt und das die weitesten Kreise zieht. Und das ist auch naturgemäß. Die Bauerngehöfte in den wendischen Dörfern sind meist jahrhundertelang in einer Familie, vererben sich immer auf den ältesten Sohn. Mit dem Gehöft steht und fällt der wendische Bauer. Es ist deshalb überaus wichtig, daß der ledige Bauer und Erbe sich eine tüchtige Bäuerin in sein Haus holt, die ihm in der Erhaltung des Erbes und Gehöftes treu und tatkräftig zur Seite steht. Liebesheiraten gibt es im eigent-



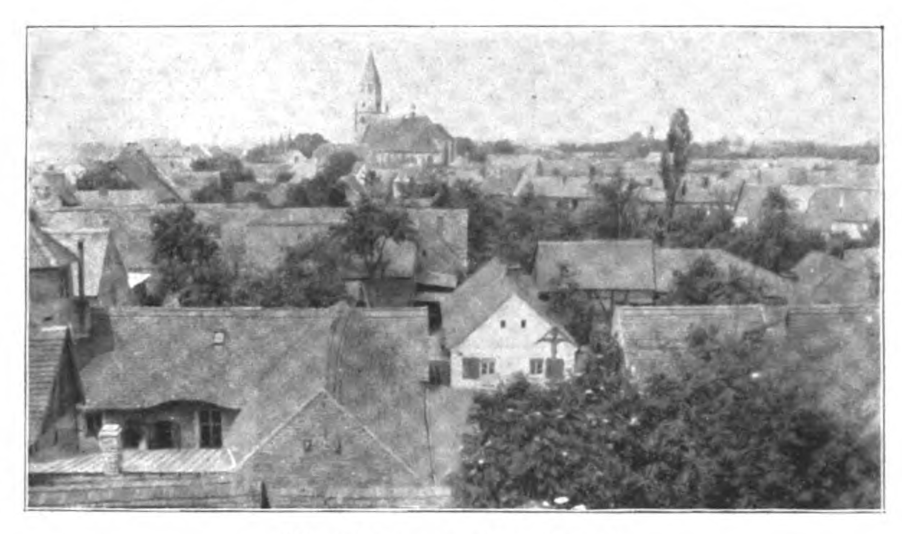
Wendinnen im Festgewand

lichen Sinne des Wortes bei den Wenden nicht; das Brautpaar wird von den Eltern nach vorhergegangener langer Verhandlung über die Mitgift der Braut und den Wert des Bräutigams zusammengegeben. Dieser Standpunkt kommt auch bei den verschiedenen Gebräuchen, die bei einer wendischen Hochzeit beachtet werden, zum Ausdruck. Eine große wendische Hochzeit dauert



Wendische Bauernhochzeit

oft zwei bis drei Tage, über fünfhundert Hochzeitsgäste sind keine Seltenheit, und eine stattliche Anzahl Rinder, Schweine und Kälber müssen ihr Leben dabei lassen. Den Stolz der wendischen Braut bildet



Wittichenau in der Lausitz



Funde aus alten Wendengräbern bei Wittichenau

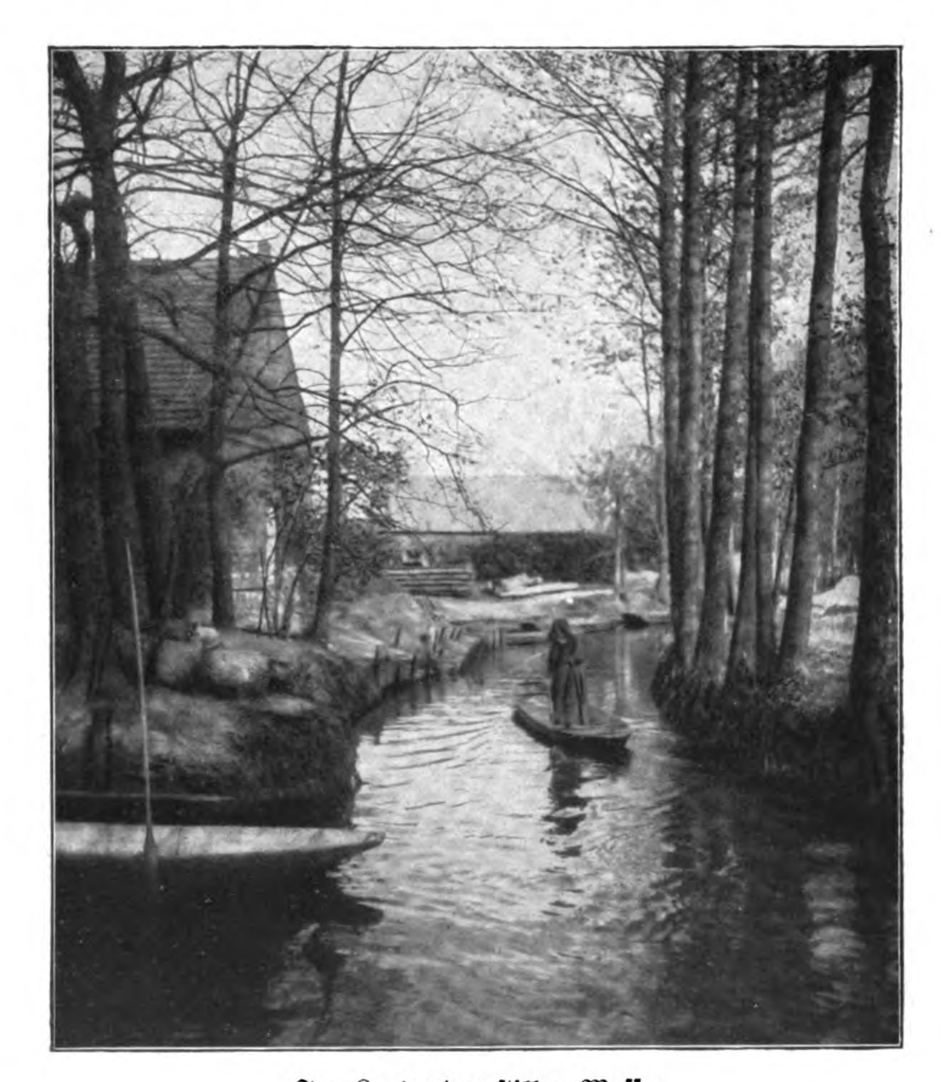
der Vorrat an Brautbetten, die auf hochbeladenem und mit dem Spinnrad gekröntem Wagen feierlich von dem Hause der Braut zu ihrem neuen Heim gefahren werden.

Wie in eine andre Welt versetzt fühlt man sich, wenn man die einsamen, stillen Dörfer der Wendei durchschreitet, die strammen Burschen, die drallen Mädels, die gelassenen Bauern beobachtet und den fremden Klang der wendischen Sprache immerfort im Ohre trägt. Nicht wenig liegt dies auch an der höchst eigentümlichen Szenerie eines großen Teils des von Wenden bewohnten Gebiets in Preußen und Sachsen, wie man aus den verschiedenen Schilderungen des Spreewalds weiß. Wie fremdartig mutet doch dieses



Aussteuerwagen einer wendischen Braut

Leben vieler Wenden „zu Wasser und zu Lande“ oder vielmehr mehr zu Wasser als zu Lande an! Wie man da die Hochzeitsgesellschaft in Kähnen befördert, so tragen lange Boote auch die Taufgesellschaften auf dem Wege zu und von der Kirche; so fährt man tärdienst spielt hier eine wichtige Rolle und die Notwendigkeit des Verkehrs und Handels mit Deutschen. Derart geht die Zahl der nur wendisch sprechenden Leute in beiden Königreichen ständig zurück, indes die der beide Sprachen beherrschenden oder das Wendische aufgebenden



Im Lande der stillen Wasser

auch die Leichen im Boote oder zur Winterszeit auf von Schlittschuhläufern begleiteten Schlitten übers Eis zur letzten Ruhestätte.

Leider ist dieses uralte, interessante Völkchen der Wenden im Aussterben begriffen; zum mindesten ihre Sprache infolge vielfacher Verbindungen von Wenden mit Deutschen, auch der Mili- Bewohner der Wendei wächst. Daraus erklärt sich der statistische Nachweis, daß auch die um Wittichenau herum lebenden Wenden von Jahr zu Jahr an Zahl weniger werden. Um so zäher dürfte das Wendenvolk, so scheint es nach längerer Beobachtung, an seinen alten Gebräuchen festhalten. Und die sind großenteils ebenso interessant und liebens-

würdig wie die Leute selber, mit denen es sich gut umgehen läßt. Jeder der uns Begegnenden, sei er groß oder klein, grüßt ehrerbietig; das Weiblein, das dort auf der Landstraße gegangen kommt, kniet vor einer am Wege stehenden kleinen Kapelle nieder, um andächtig ein Gebet zu sprechen, und ehrfurchtsvoll ziehen unwillkürlich auch wir den Hut vor dem am Feldrain sich erhebenden hohen Kreuz mit dem sterbenden Christus. Allerdings bekennen sich die Wenden größtenteils zum evangelischen Glauben, nämlich zu etwa elf Zwölfteln der Gesamtzahl.

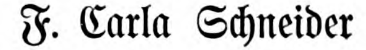


Straßenbild aus Burg im Spreewald

Sehen lassen kann sich die Literatur der Wenden; sie haben einige treffliche Dichter und manche Volksdichter hervorgebracht. Und recht interessant sind die Sammlungen der wendischen Sagen und sonstigen Volksüberlieferungen. Doch nun heißt's Abschied nehmen von Wittichenau. Die Sonne versinkt im Westen und vergoldet den Turmknopf der Kirche, die aus Bäumen, Büschen und Häusern in die blauverschleierte Luft sticht, im Kornfeld zirpen die Grillen, eine Magd singt beim Kleesicheln ein schwermütiges wendisches Volkslied, und ein Bauer zieht mit seinem müden Gaul still dem Heimatdorfe zu.



Heimkehr


Barkarole

Von

F. Carla Schneider

Wir sahen hinaus und hinunter auf das große Bild der nächtlichen Förde; wir sahen in unsre Gläser, in denen Ornamentchen gleißten von den Reflexen der Lüster drinnen im Restaurant, das Licht kam milde über unsern Tisch und fing sich glitzernd in jedem der Gläser in einem Spiegelbild gleich dem Schein eines präzis und kunstfertig gezeichneten Schmucks aus feuernden Steinen; wir starrten ungeblendet in den Sommernachtsglanz des Himmels, der in diesen mondlosen Juninächten gar nicht zu flammen aufhört...

Der heitere, wunschlose Friede hatte uns aufgenommen, wir lebten ganz und gar im Augenblicklichen. Wir achteten aber nicht auf das, was um uns her war, wir überhörten die Geräusche von Stimmen, Geschirr und Schritten, ja, wir hörten sogar hinweg über die Geigen im Restaurant drinnen. Diese Restaurantgeigen haben etwas, über das man hinweghört und es doch wahrnimmt — ich glaube, es ist dies Süßliche, das gerade Restaurantgeigen haben.

Wie es dann kam, weiß ich nicht mehr — mit einemmal erzählte Baranon eine Geschichte. Eine von den Geschichten, die in wachen Sommernächten erzählt werden.

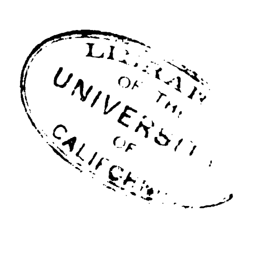
„Als ich noch ganz junger Fuchs war, da hatten wir einen in der Korporation, der aus Krähwinkel kam. In Wahrheit hieß das Ding Heiligenstedt, und sein Vater war Pastor. Von der alten Kirche in Heiligenstedt gab es nun eine Sage, und die erzählte uns Breitweg mal. Die Heiligenstedter sind Nordseemenschen mit schwerem, aber heißem Blut. Das flammt nicht so leicht — wenn es aber mal geschieht — na! Nun gab's da in irgendeiner Zeit bald nach der Reformation einen Geistlichen in Heiligenstedt, der hielt einen strammen Druck, und die Heiligenstedter parierten eine Zeitlang wie Doggen. Denn der Melchhart war ein Mann aus lauter Stein und Strammheit. Der konnte es anstellen, daß die Kirche voll war und daß die Leute zum Abendmahl kamen, und was noch sonst Christenmenschen und Bürger tun sollen, und alles, was sie nicht tun sollen, taten sie nicht — wenigstens schien das so. Nun gab's in Heiligenstedt eine große Hochzeit an einem Samstag; der Melchhart hatte ihnen in der Kirche ein großes Stück geredet von Zucht und Sitte, und sie hatten alle gut zugehört. Danach gab's Tanz im Krug, der der Kirche gegenüberlag — der Melchhart hätte wohl gern gesehen, wenn sie nicht getanzt hätten, aber er mochte am Ende doch auch bange sein, den Bogen mal zu überspannen, und er ließ sie gewähren. Um zwölf Uhr aber sollte kein Schritt mehr gehüpft, kein Fiedelbogen mehr gerührt werden, denn mit dem Schlag zwölf begann der Sonntag.

Nun aber war da eins: Der Melchhart hatte eine Tochter, ein braunes, wildes Ding, das er bis zu zwanzig Jahren wie eine Nonne gehalten hatte. Und dabei stand's dem Mädchen in den hungrigen Augen und dem fetzenhaft gezeichneten dunkeln Mund und in jeder ihrer Bewegungen, daß sie nicht gemacht war für eine Haustochter mit niedergeschlagenen Augen. Die war auf dieser Hochzeit, zum erstenmal auf einem Tanz, und nun kam's, wie es kommen mußte: in dem Mädchen schäumte es über. Es brach einfach auf wie etwas zu lange Gedämmtes — sie tanzte — tanzte! Sie war schön, und nun sie, halb brutal, halb in einer gewissen



Ein Lied

Nach einem Gemälde von H. Hoffmann-Saarlouis



Tierunschuld, sich so ganz verriet, da war sie wie die Flamme im Strohdiemen — alles, was jung war, das besann sich plötzlich darauf, und die jungen Männer waren mit einemmal wie trunken vor Lebensgier. Da hatte das Tanzen Art! Die braune Stina flammte und flammte und war begehrt wie keine. Sie machte alle lodern, und der Brand wuchs — da schlug's zwölf!

Die Fiedeln hörten auf, Melchhart kam, und die Heiligenstedter sollten schlafengehen und für den Sonntag sittsam erwachen. Nun gab es ein heißes Fordern und ein kaltes Verweigern zwischen den Leuten und dem Melchhart, und am ungestümsten war natürlich die Stina. Im Saale löschte man Licht um Licht, es wurde immer dunkler — einmal begehrte ein Geigenton auf wie ein heimlicher Ruf —

Da plötzlich stand das braune Mädchen dicht vor dem steinernen Kirchenmann: ‚Wenn du uns hier die Lust nimmst — wir werden sie uns zu suchen wissen, wo sie sich finden läßt —! Wer mit mir tanzen will, komme mit in die Kirche! Und wer sie mir aufschließt und mir aufspielt auf der Orgel, dem geb' ich, um was er auch bittet!'

Das traf den Melchhart — er stand blaß und stumm, er rührte sich nicht. Etwas so Unausdenkbares, das konnte man nicht sagen, noch weniger tun — er begriff gar nicht, konnte nicht begreifen. Und die andern — die zogen hinter der Stina her — mehr Hände, als sich brauchen ließen, waren da, um die Kirche aufzuschließen und die Kerzen anzureißen. Von der Empore klangen die ersten Tanztakte — man schob die Kirchenbänke zur Seite, dann lag Stina irgendeinem der Männer im Arm — und sie tanzten. Es fanden sich noch mehr Paare, die Orgel gab einen grotesken Takt, in dem sich die Töne verwischten, so daß es halb lustig, halb schaurig klang; dazu die Kerzen, die noch niedrig brannten, und die kalte Kirchenluft — es mag etwa doch über manch heißes Gesicht ein Schauder gegangen sein. Aber sie tanzten! Es war das Gesicht der Stina, ihr braunes Haar, ihre Bewegungen, es war das unfehlbar Zündende an ihr, das die andern sinnlos genug machte, um sie vergessen zu lassen, was sie taten.

Und mit einemmal stand der Melchhart unter ihnen. Blaß vor Zorn — wollte sprechen, aber es kam nur ein Lallen — und jäh schlug er plötzlich hin, als sei er umgestoßen. Die, die sich nach ihm bückten, hoben einen Toten auf. Mit einem abscheulichen Mißlaut hielt die Orgel inne — kalt und stumm standen die Menschen plötzlich in der nächtlichen Kirche, in der Tanz und Tod nacheinander eine wunderliche Predigt gehalten.

Die Stina hat man dann aus der Stadt gejagt. Es hat sich nicht einmal einer gefunden von denen, die sich den Lohn nur zu fordern brauchten...

Das ist die Sage von Heiligenstedt, von dieser kleinen, uralten Stadt, in der noch immer stramme, gesetzesfreudige Bürger leben, bei denen es nur manchmal auflodert und sich nicht halten läßt. Die alte Kirche steht noch immer, aber die Heiligenstedter sagen, daß in den Frühjahrsnächten, in denen, die vom Samstag zum Sonntag gehen, sich ein Grausiges begibt: Dann tönt aus der dunkel daliegenden nächtlichen Kirche ein grotesker Tanztakt — dann tanzt die Seele der Stina, die nicht Ruhe gefunden hat, noch immer und immer, gepeitscht von der Qual unsühnbarer Sühne in der Kirche ... Und die, die einst mit ihr getanzt und schon so lange im Gräberfrieden des alten Kirchhofs schlafen, wachen auf und müssen wieder hinein, um mit der Seele der Stina zu tanzen als eine grausige Buße ...

Na, um die Sage war's nun nicht, sondern weil der kleine Breitweg wirklich ein netter Strick war und weil von seinem alten Herrn der Ruf ging, er wisse mit Maibowlen umzugehen wie keiner — dieser Dinge wegen, denke ich, war's, daß Rottrapp und ich, als wir auf einem Ferienbummel in die Nähe von Heiligenstedt kamen, uns ausdachten, wir wollten mal hinüberfahren und den Breitweg überraschen.

Wie das aber so ist: wir hatten da irgend etwas im Fahrplan übersehen, kriegten

keine gute Verbindung und kamen in Heiligenstedt an, als es bereits finster war und Schlafenszeit für Heiligenstedter Verhältnisse. Wir erfragten also an der Bahn ohne weiteres den Weg ins Hotel und suchten ihn zu finden.

Unsre Schritte trappsten auf der einsamen Straße — es war still, wie es bloß in einer kleinen Stadt sein kann. Im Freien, da ist die Nacht nicht lautlos — ob ich mir's nun einbilde oder ob's wirklich so ist —, da spürt man ein wenig vom Leben, vom allertiefsten Leben, gerade in der Nacht. Da ist ein Flügelschlagen und Atmen in den Bäumen, da ist selbst am Boden unter den Füßen irgend etwas, das nicht ganz schläft... Hier aber, in den Straßen dieser kleinen Stadt mit ihrem unverschämten Pflaster, mit ihren engstirnigen Häusern — hier war eine Stille, zum Greifen tief, tot, schwer, übersättigt, plump.

So gingen wir durch diese tote Nacht und wußten nicht, ob wir uns über unsre trappsenden Füße schämen oder uns über sie belustigen sollten. Bei einer Ecke hatten wir dann jäh die alte Kirche vor uns: nicht groß, aber doch von andrer Geste als diese kahlstirnigen Bürgerhäuser. Schmucklos und ein bißchen voll einfältiger Strenge, so war sie gebaut, kalkig weiß die Mauern und ein kurzer dicker Turm, von dem ein Uhrzifferblatt sich abhob. In dem Kranz der Ziffern glitzerte das Mondlicht. Dies blaue Licht schien zu vergrößern, wenn es etwas voll traf; ungeheuerlich und hell lag es auf den beschienenen Mauern und warf große lose, weitgreifende Schatten hinter jeden Vorsprung. Irgendeine Baumsilhouette dann noch, scharfumrissen hingestellt vor den mildsatten Glanz des Himmels. Aber alles beherrschend doch die Kirche mit ihrem leblosen, kalkigen Weiß, und überhaupt so ein bißchen übergewöhnlich und befremdlich, von den Gräbern ein paar im Lichte erglänzende Kreuze — na, mit einemmal wußten wir beide die Sage von Heiligenstedt, als hätte sie einer in diesem Augenblick hergesagt, und wir wußten mit einemmal auch, daß Frühling war und Samstagnacht.

Wir gingen auf der Hausseite der Straße und sahen auf die Kirche und lächelten darüber, daß gewisse Dinge zu gewissen Zeiten glaubwürdig erscheinen...

Da — ganz jäh hatte es sich herausgehoben aus der tiefen Stille: Tanzmusik! Tanzmusik kam herüber, laut und deutlich, und geradeaus herüber, und in dieser abscheulich heulenden Art, wie Tänze nur auf Orgeln klingen, mit verwischten Takten, lustig halb und halb verzweifelt.

Ich starrte Rottrapp ins Gesicht: er war weiß geworden und sah mich mit großen Augen an.

‚Hörst du —?‘ stieß er heraus — das, was ich ihn hatte fragen wollen.

Ich nickte nur. Dann standen wir beide und horchten: es kam geradezu fühlbar herüber von der Kirche, es drang heraus aus dem alten Gotteshaus, das da so todweiß im Mondlicht stand, in einer Straße, in der auch nicht ein einziges Fenster hell und warm war. Drüben, in den Fenstern der Kirche, fing sich das Mondlicht auf den dunkeln Scheiben — und dabei Musik, wippender Takt, laut, deutlich, gespielt auf einer Orgel. Ich ging über die Straße: der Schall wurde lauter, mir war, als sei ich verrückt, als sollte ich es werden — ich fühlte mich kalt am ganzen Körper und streckte mit aller Anstrengung den Arm aus und legte die Hand auf den Drücker der Kirchtür —

Da war es still. Wie abgeschnitten brach es ab. Ein Mißlaut, ein zerspringender Schrei — und nun Stille.

Mir war, als hörte ich mein eignes Blut sausen, das Herz flatterte mir.

‚Komm —‘ sagte Rottrapp und machte ein paar Schritte in der Richtung, aus der wir gekommen waren.

Ich wollte irgend etwas Beherztes sagen — aber ich tat es nicht. Denn es hatte von neuem angehoben, mir fast im Rücken. Ein bißchen verloren und durchgeschüttelt die Töne, wie durch die dicken Mauern aus der Reihenfolge gebracht, ungleich tak-

tierend — und dabei stand ich hart neben den kalkig kahlen Mauern, fühlte um mich herum die herbe Einsamkeit der Mondnacht, sah die toten dunkeln Scheiben — und hörte, hörte diesen Tanztakt, verschändet, verzogen und heulend —

‚Rottrapp —' schrie ich plötzlich hinter dem entschlossen Davonschreitenden her, der herumfuhr und stehenblieb.

‚Rottrapp — dies ist ja die Barkarole aus Hoffmanns Erzählungen! Nach der hat man doch im Mittelalter nicht getanzt — nach der tanzen keine Gespenster —!' Und mit ein paar Schritten rannte ich ans Ende der Straße, fühlbar fast schlug die Richtung der Töne mit einemmal um — und dann war das Wunder erklärt: die Straße ging auf den Marktplatz, von dessen entgegengesetztem Ende helles Licht herübergrellte: Menschengedränge konnte man sehen, und ganz oben erkannte ich, gegen den Himmel gerichtet, ein Gerüst und sah ein Reck schwingen, an dem ein Mensch turnte! Zirkusleute! Zirkusleute von der Sorte, die das größte, vornehmste, goldgestickte Zeltdach haben: den Himmel. Eine große Karussellorgel begleitete den Schauakt, und jedesmal, wenn der Mann das Gerät wechselte, schnappte sie einen Augenblick ab, um dann, wenn der Turner aufs neue mit sich selbst Fangball spielte, wieder einzusetzen — ölig, heulend, ziehend — die Barkarole! Das war unsers schauerlichen Begebnisses Kern! Da standen die Bürger von Heiligenstedt um fast elf Uhr in der Nacht und gafften, während wir gemeint hatten —!"

„Die tanzende Seele der Stina!" sagte Petersen leise. „Lassen Sie nur — der sind wir alle begegnet. Denn sie ist in der ganzen Welt ..."

„Kellner — eine neue Flasche, bitte!" sagte Baranon abschneidend. „Nehmen Sie es, wie Sie wollen," setzte er dann, an Petersen gewandt, hinzu. „Ich verstehe, was Sie meinen, und ich glaube, wir alle kennen solche tanzenden Seelen ... ich fürchte nur — oder hoffe ich es? — daß es sich noch allemal nachweisen läßt, daß das, wonach sie tanzen und wir etwa mit ihnen — doch nichts weiter ist als eine — Barkarole ..."

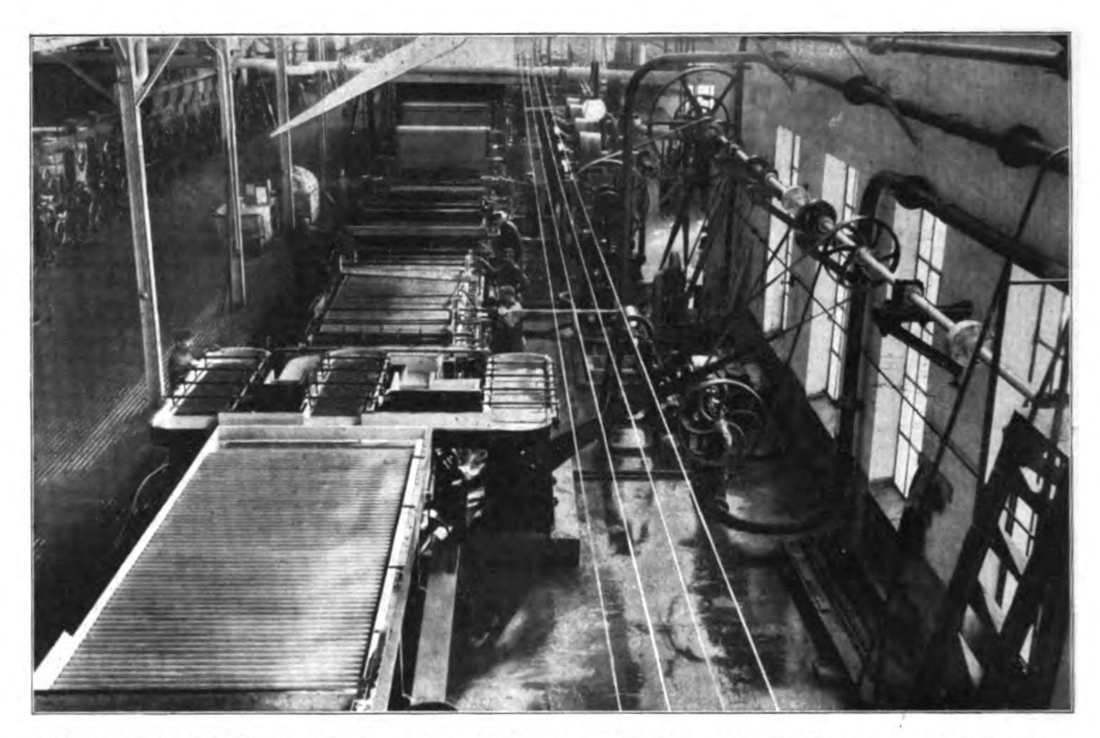
Herbstwanderung

Ich geh' durch Herbstesherrlichkeit. —
Ein Locken klingt durch diese Zeit
Von mächt'gen Wanderweisen.
Wie Frühlingswandern ist das nicht!
Geheimer, tiefer lockt das Licht —
Viel weiter zieht's, zu reisen.

Die Straßen unterm Lindengold
Wie Silberbänder aufgerollt
In immer blaure Weiten.
Von einem alten Brautgewand
Ziehn weiße Fäden übers Land,
Umspinnen mich im Schreiten.

Viel leise Lieder fang' ich ein
Von Meilenstein zu Meilenstein,
Altliebe, ach, gar leise. —
Auf Höhen rast' ich lang und gern —
Schon frühe strahlt der Abendstern;
Es ist ein eignes Reisen.

Frida Schanz



Anfang der Papiermaschine. Die flüssige Zellulosemasse tritt aus den Bottichen auf ein endloses Drahtsieb

Eine moderne Papiermühle

Von

Theodor Mügge

Bei dem Worte „Papiermühle" denkt der Leser wohl unwillkürlich an jene mittelalterlichen Werkstätten, in denen vom Wasser getriebene Stampfmaschinen die Lumpen zu einem wässerigen Brei zerzausten. An jene kleinen Betriebe, in denen die zünftigen Papiermacher dann mit drahtgeflochtenen Sieben, den sogenannten Bütten, jenen Brei schöpften und durch Schütteln, Trocknen und Pressen allmählich in einzelne feste Blätter, in das Büttenpapier, verwandelten.

Das war einmal. In einer solchen Werkstatt von etwa 600 Quadratmetern Fläche erzielte ein Dutzend Papiermacher im Laufe eines zehnstündigen Arbeitstages eine Menge von etwa 40 Kilogramm Papier. Seitdem ist aus dem Handwerk eine Großindustrie geworden. Heute beansprucht eine einzige jener großen Papiermaschinen, die unsre Abbildungen veranschaulichen, etwa 600 Quadratmeter Bodenfläche. Aber dafür liefert eine solche Maschine in einem Tage etwa 25000 Kilogramm Papier, gibt sie einen endlosen Papierstreifen aus, der bei einem Meter in der Breite etwa 25 Kilometer lang ist. Und solche Maschinen laufen gar viele in Deutschland. Im Jahre 1800, in jenen Tagen des Büttenpapiers, betrug ja die Jahresproduktion nur 15000 Kilogramm. Im Jahre 1900 war sie auf eine Million gestiegen, und im Jahre 1909 betrug in Deutschland die jährliche Papier- und Pappenerzeugung 1450 Millionen Kilogramm im Wert von 402 Millionen Mark.

Und nicht nur die Quantitäten haben sich geändert, sondern auch die Arbeitsmethoden. Die Lumpen sind viel zu kostbar geworden, würden auch in der

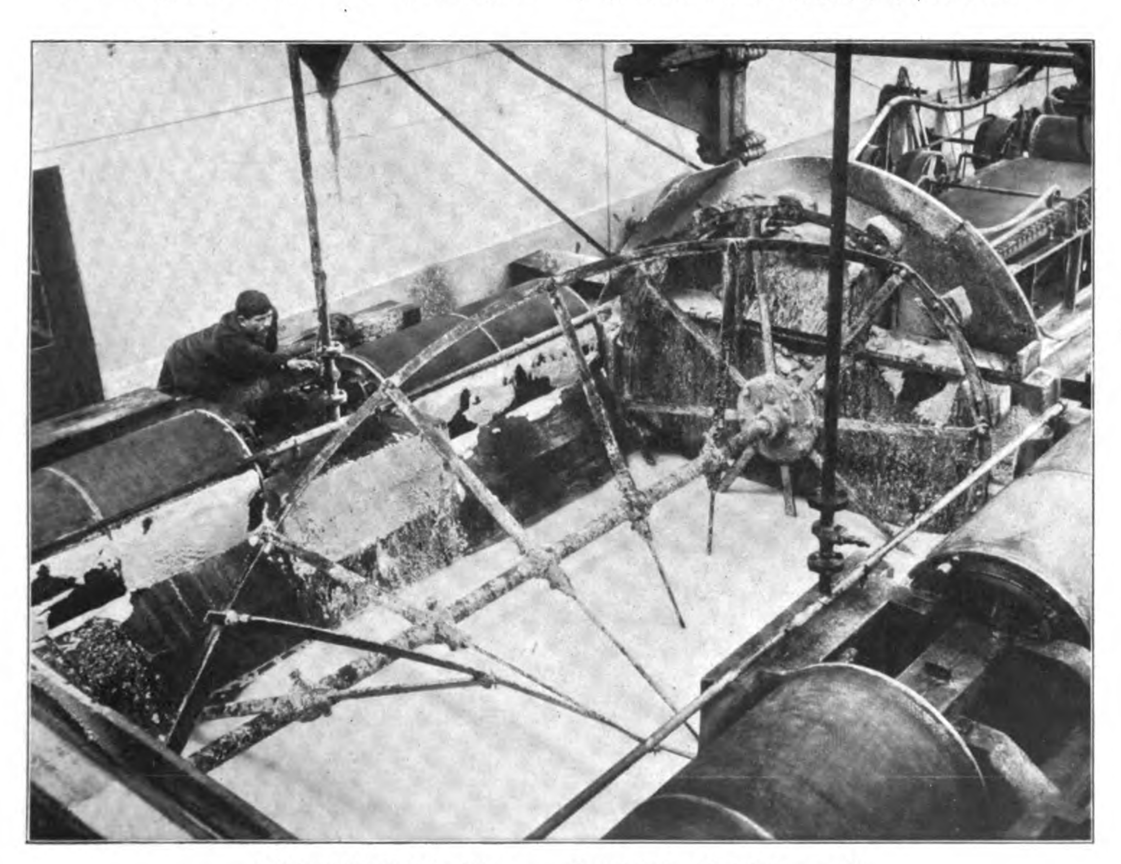
vorhandenen Menge nicht im entferntesten ausreichen, um den Papierbedarf zu decken. Schon seit Menschenaltern hat man sich nach Ersatzstoffen umsehen müssen und ist vornehmlich auf das Holz verfallen.

Holzpapier, höre ich ausrufen, das ist doch eine höchst minderwertige Sache! Holzpapier wird doch im Laufe weniger Jahre braun und brüchig.

Mit Unterschied, verehrter Freund! Es gibt schlechtes und gutes Holzpapier. Das Holz besteht aus reinem Zellstoff, der sogenannten Zellulose, die den Fasern der Leinwandhadern durchaus gleichwertig ist. Aber diese reinen Zellstoffasern sind eben durch allerlei Inkrustationen von Kieselsäure, diversen Salzen und harzartigen Stoffen zu dem Holzblock verkittet. Das Holz, wie es aus dem Walde kommt, enthält überdies in der Rinde und in den Aststellen noch weitere Beigaben, die für die Fabrikation eines guten Papiers absolut unbrauchbar sind.

So beginnt denn die Papierfabrikation damit, daß die einzelnen Klötze zunächst auf der Schnitzelbank von Bast und Rinde befreit und dann auf Kreissägen in kürzere Klötze zerschnitten werden. Die nächste Maßnahme richtet sich gegen die unliebsamen Aststellen. Diese Äste werden auf Bohrmaschinen ausgebohrt und dann in einer Spaltmaschine, die in ihrer Form ein wenig an einen bösartigen Papagei erinnert, vierfach gespalten. Dann werden sie auf ein Transportband gelegt und gelangen aus der Holzbearbeitung in die eigentliche Papiermühle. Und nun entscheidet es sich, ob jene Klötze gutes oder schlechtes Holzpapier werden sollen.

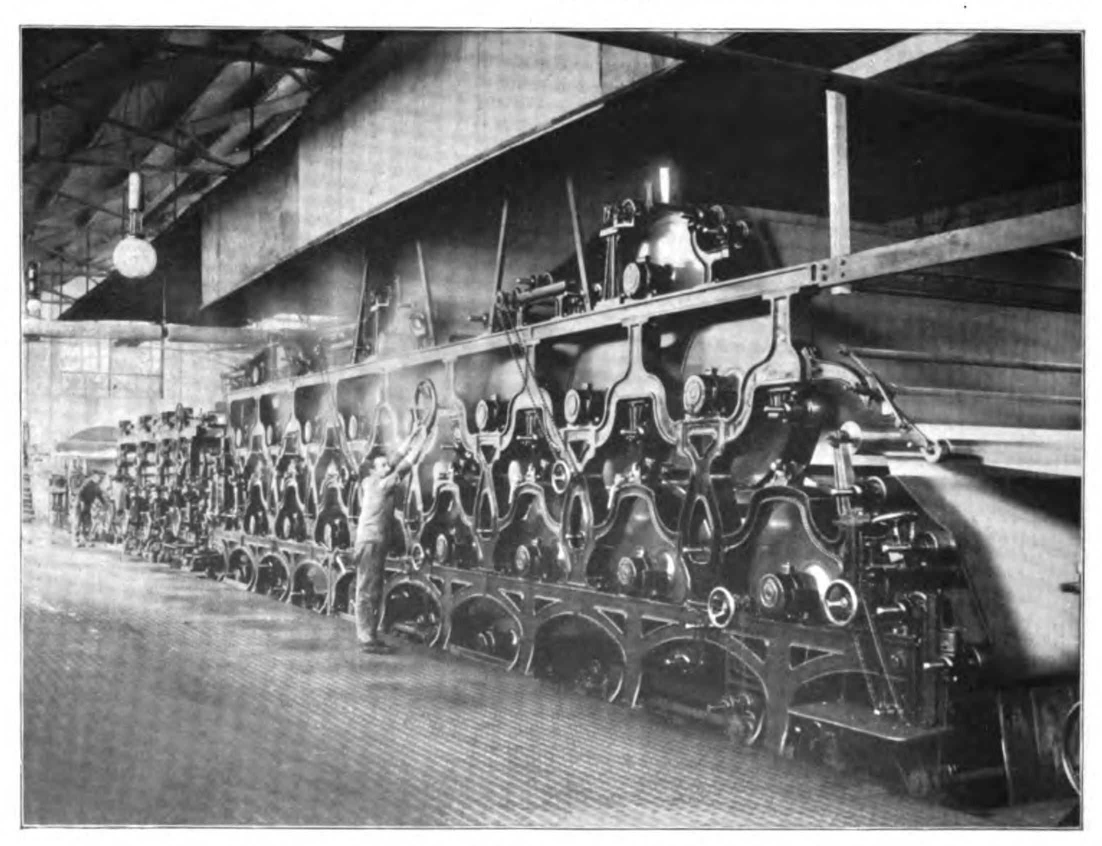
Für viele Zwecke, wie beispielsweise Packpapiere, minderwertige Pappen und dergleichen kann man die Inkrustationen ruhig im Holze lassen. Dann wandern jene Blöcke in die Schleiferei. Unter Zusatz von Wasser werden sie mit gewaltigem Druck gegen schnellaufende Schleifsteine gepreßt und in unglaublich kurzer Zeit zu einem homogenen Brei, dem sogenannten Holzschliff, zerkleinert.



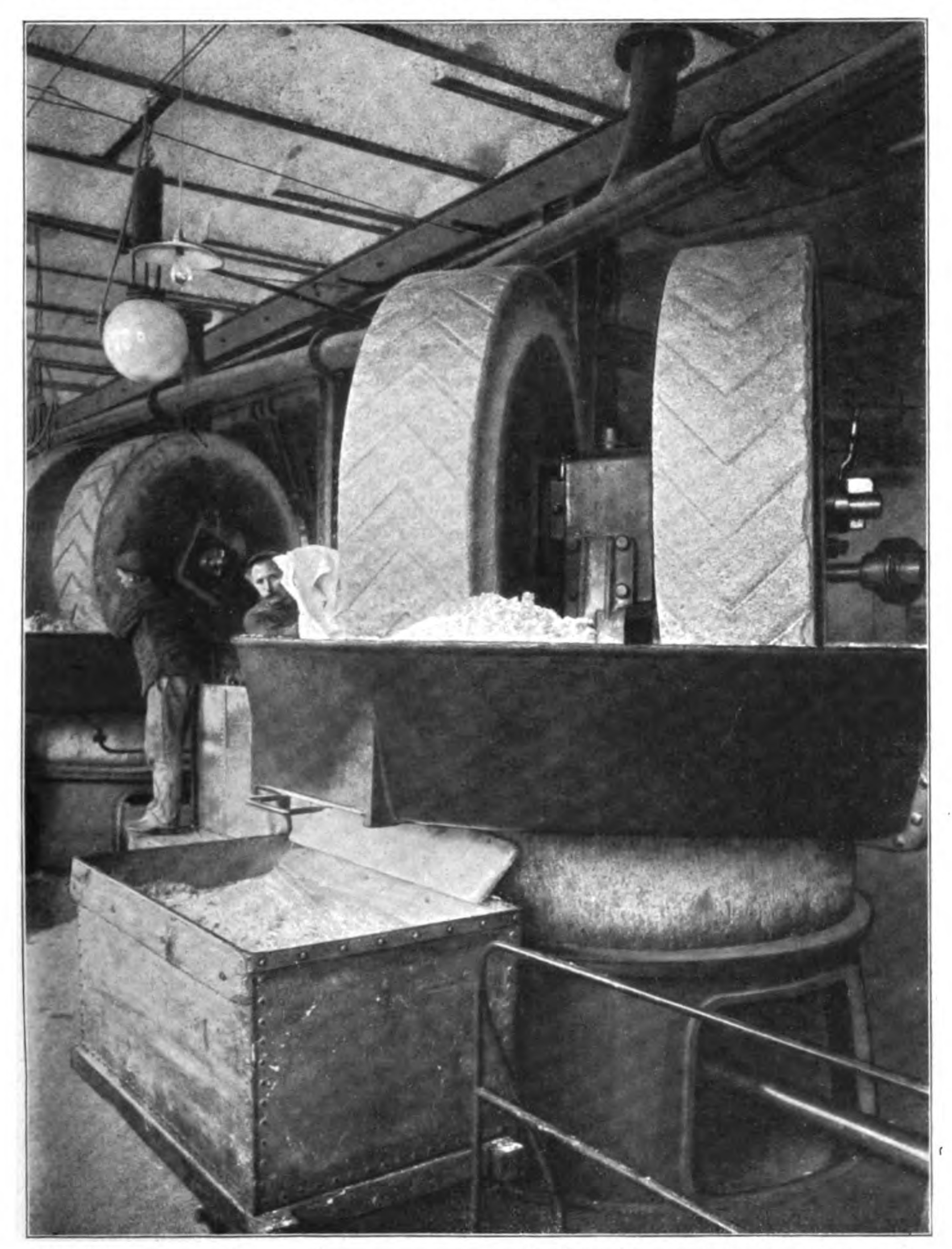
Rührbottich für die angefeuchtete Holzfasermasse

Aber wir wollen ein gutes, weißes und auch haltbares Holzpapier erzeugen, und dazu bedarf es andrer Methoden. Da müssen zunächst jene üblen Inkrustationen entfernt werden. Und so wandern die vorbereiteten Holzklötzchen denn in einen mächtigen Kocher und werden hier unter Zusatz von Natron oder Sulfatlauge oder aber auch von Salzen der schwefligen Säure unter beträchtlichem Druck und gehöriger Wärme gekocht. Viele Stunden hindurch werden die Klötze dieser Prozedur unterworfen. Endlich wird der Kocher gekühlt und entleert. Nun sind alle jene üblen Beimischungen in der Kochflüssigkeit gelöst und die Klötze enthalten nur noch reinen Zellstoff. Dementsprechend hat sich aber auch ihr Äußeres verändert. Die Festigkeit des Holzes, die ja auf der bindenden Wirkung der Krustenstoffe beruht, ist verloren gegangen. Mit einiger Anstrengung kann man solchen gekochten Kloß zwischen den Fingern zu einzelnen Fasern zerreiben.

Das aber geschieht nun im großen in jenen Mühlen, wie unsre Abbildung eine veranschaulicht. Zwei senkrecht stehende runde Steine drehen sich hier in entgegengesetztem Sinne und arbeiten über einem horizontal liegenden Steine. In diesen Mühlen werden die Klötze in kurzer Zeit zu einem gleichmäßigen feinen, schön weißen Brei zermahlen, und wir haben nun den Holzzellstoff, der je nach der Art der Darstellung als Natronzellulose oder als Sulfitzellulose bezeichnet wird und der in jedem Falle etwas ganz andres und etwas sehr viel Bessres ist als der einfache Holzschliff. Die Holzzellulose ist der Ausgangsstoff für ein Papier, welches, soweit wir es heute beurteilen können, durchaus haltbar und dauerhaft ist. Sie erfährt nun in der Raffinerie noch eine weitere Durcharbeitung. Unter Zusatz von Wasser wird sie in einen dünnflüssigen Brei verwandelt und muß zahlreiche Siebe passieren. Dabei werden alle Verunreinigungen, alle Knötchen und zu groben Fasern zurückgehalten. Es wird eine völlig



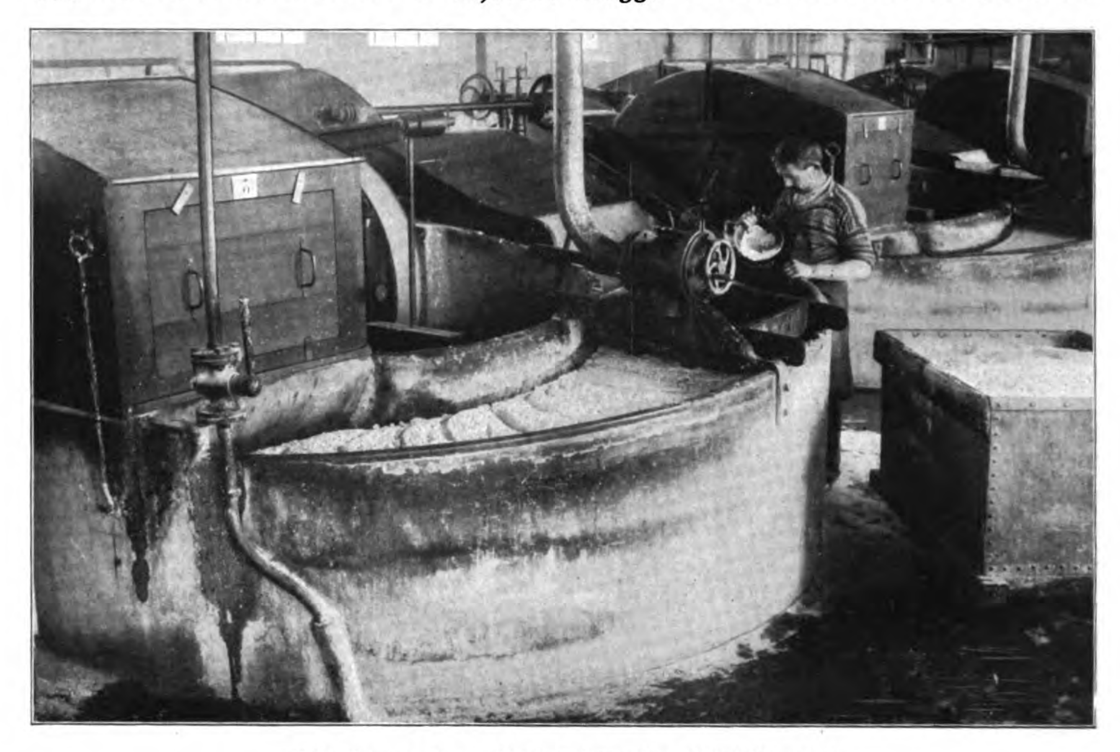
Der mittlere Teil der Papiermaschine. Das Papier läuft über Trockenfilze



Mühlsteine zum Zermahlen der von den Inkrustationen befreiten Holzmasse

gleichmäßige Faserbrühe erzeugt, die nun reif ist, in den Vorraum der Papiermaschine einzutreten.

Doch wiederum muß nun eine Entscheidung getroffen werden. Soll aus dem Brei Schreibpapier oder Druckpapier werden? Wir wissen ja, daß uns die Tinte auf dem Druckpapier ausläuft und daß dieser Übelstand beim Schreibpapier durch die Leimung vermieden wird. Der Ausdruck Leimung ist heute ebenfalls nicht mehr zutreffend. Er stimmte vor hundertfünfzig Jahren, als man die beinahe fertigen Papier-



Reinigung des Zellulosebreies (Raffinerie)

blätter noch einmal mit schwachem Leimwasser tränkte und dann durch die letzten Walzen zog. Heute ist es in Wirklichkeit eine Harzung, und sie erfolgt schon im flüssigen Papierbrei. In besonderen Rührmaschinen wird dem Papierstoff eine Harzseife zugesetzt, die durch Kochen von Kolophonium mit Sodalauge gewonnen wurde. Und weiter gibt man dann Alaun oder schwefelsaure Tonerde in die Masse. Nun tritt eine Wechselzersetzung ein. Das Harz wird teils als harzsaure Tonerde, teils als reines Harz unendlich fein verteilt ausgeschieden und hüllt die einzelnen Fasern ein.

Wollen wir Löschpapier erzeugen, so unterbleibt dieser Zusatz. Für Druckpapier erfolgt er nur in geringem Maße, für Schreibpapier erheblich stärker. Und dann öffnen sich die Schleusen des Vorraumes und lassen den Papierstoff gleichmäßig breit verteilt auf den Anfang der Papiermaschine strömen, den Anfang einer Maschine, die mit einer Länge von siebzig und mehr Metern wohl die längste aller modernen Maschinen ist, einer Maschine, die am einen Ende den flüssigen Brei schluckt und am andern Ende schönes, trockenes, festes und gut satiniertes Papier herausgibt.

Die Papiermaschine gehört rein technisch betrachtet zu den Filzmaschinen. Sie hat die Aufgabe, die Fasern des aufgenommenen Breies unter allmählicher Entwässerung zu verfilzen, das heißt zu einem regellosen Flechtwerk zu vereinigen. Erst nachdem das geschehen ist, erfolgt dann die weitere Trocknung, Pressung und Glättung der so gewonnenen Faserschicht.

So tritt denn der Papierbrei zunächst aus den Bottichen, wie die Mitte unsrer Abbildung erkennen läßt, auf ein endloses Drahtsieb. Auf diesem Siebe laufen zu beiden Seiten Riemen von einer bestimmten Dicke, um ein seitliches Fortfließen des Breies zu vermeiden. Über diesen Riemen liegt weiter ein Abstreiflineal, das den Brei an den Stellen, wo er zu dick liegt, abstreift und zurückhält. So geht auf diesem ersten Drahtsieb also nur eine Breischicht von ganz bestimmter Breite und Dicke vorwärts, die erste Bedingung für die Erzeugung eines gleichmäßigen Papieres. Dieser Brei soll nun aber verfilzt werden. Das Sieb oder Drahttuch ist daher zunächst so beschaffen, daß sehr wenig Wasser abfließen kann, daß der Brei noch dünnflüssig bleibt und die Fasern

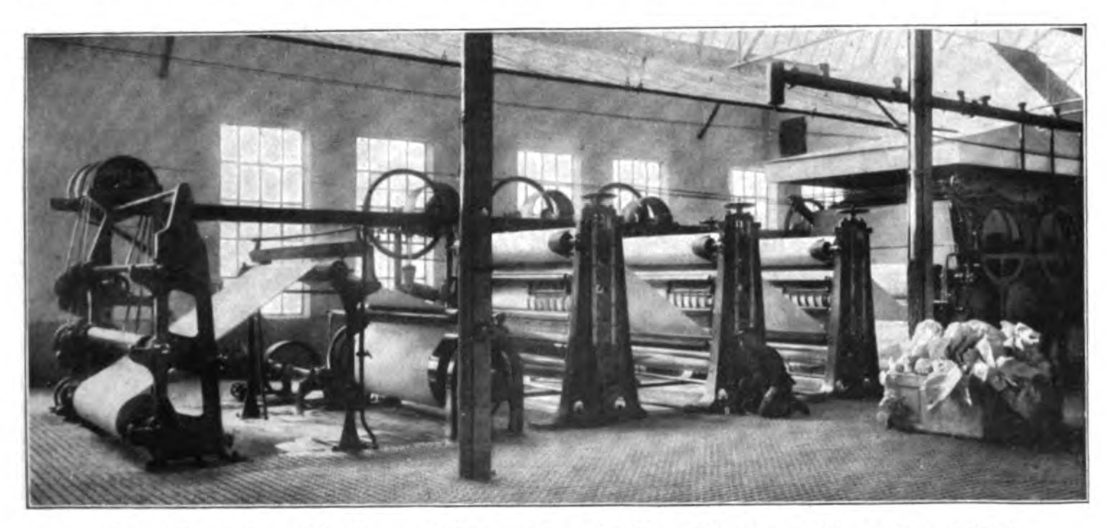
ihre Beweglichkeit behalten. Ferner sind besondere Schüttelmechanismen vorgesehen, die das Drahttuch in schnelle fortwährende Vibrationen versetzen. Dadurch eben wird jene Verfilzung, jene wilde Verflechtung der Fäserchen bewirkt, die für die Festigkeit des Papiers unbedingt erforderlich ist. Diese Schüttelvorrichtungen sind Kunststücke der modernen Technik. Sowohl die Zahl der Stöße pro Sekunde wie auch ihre Stärke kann für die verschiedenen Arten der Faserstoffe und Papiere verschieden eingestellt werden.

Ist nun die Verfilzung erfolgt, so handelt es sich darum, die Breischicht möglichst schnell zu entwässern, die Fasern in ihrer verfilzten Lage möglichst schnell festzuhalten. Während das Drahttuch auf dem ersten Teil des Weges über ganz dicht nebeneinander stehende Kupferwalzen lief, die kein Wasser fortließen, werden die Stützwalzen jetzt sehr viel seltener. Und zwischen ihnen läuft das Drahttuch über Kästen, in denen ein Vakuum herrscht, so daß das Wasser mit Gewalt und sehr schnell entfernt wird.

Und nun folgt auch der erste sanfte Druck von oben. Von oben her legt sich jetzt eine Walze, die sogenannte Gautschpresse, auf die Papierbahn und treibt die Entwässerung und Komprimierung des nassen Faserfilzes ein gutes Stück weiter, so weit, daß das werdende Papier jetzt den ersten selbständigen Schritt in seinem Leben tun, daß es sich von dem Drahttuch abheben und den kurzen, nur wenige Zentimeter weiten Schritt zur nächsten Etappe, zum sogenannten Naßfilz, tun kann. Der Naßfilz ist ebenso wie das Drahttuch in Form einer endlosen und stetig fortschreitenden Bahn angeordnet (Hintergrund unsrer vierten Abbildung). Der Naßfilz führt nun das frische Papier weiter von Preßwalze zu Preßwalze. Er gibt es immer trockener und immer fester an einen zweiten Naßfilz ab, der es zu neuen Pressen bringt und schließlich dem dritten Filz überliefert, auf dem die Pressung und Trocknung noch weiter geht.

Jetzt ist das Papier ziemlich weitgehend gepreßt und getrocknet, so daß sich die Wasserentziehung durch einfaches Pressen kaum noch weiter treiben läßt. Es ist ja bekannt, daß man ein nasses Handtuch beispielsweise durch Auswringen nur bis zu einem gewissen Grade entwässern kann, daß man die weitere Trocknung dagegen der Luft, der natürlichen Verdunstung, überlassen muß. Und man weiß weiter, daß diese Trocknung gewaltig beschleunigt wird, wenn wir das ausgewrungene Tuch an einen heißen Ofen hängen.

Die alte Handschöpferei hängte die einzelnen Bogen zum Lufttrocknen an die Waschleine. Die moderne Papiermaschine, in der sich das werdende Papier mit etwa drei Metern in der Sekunde vorschiebt, muß die schnelle Wärmetrocknung benutzen. Und so kommen wir denn zum mittleren Teil der Papier-



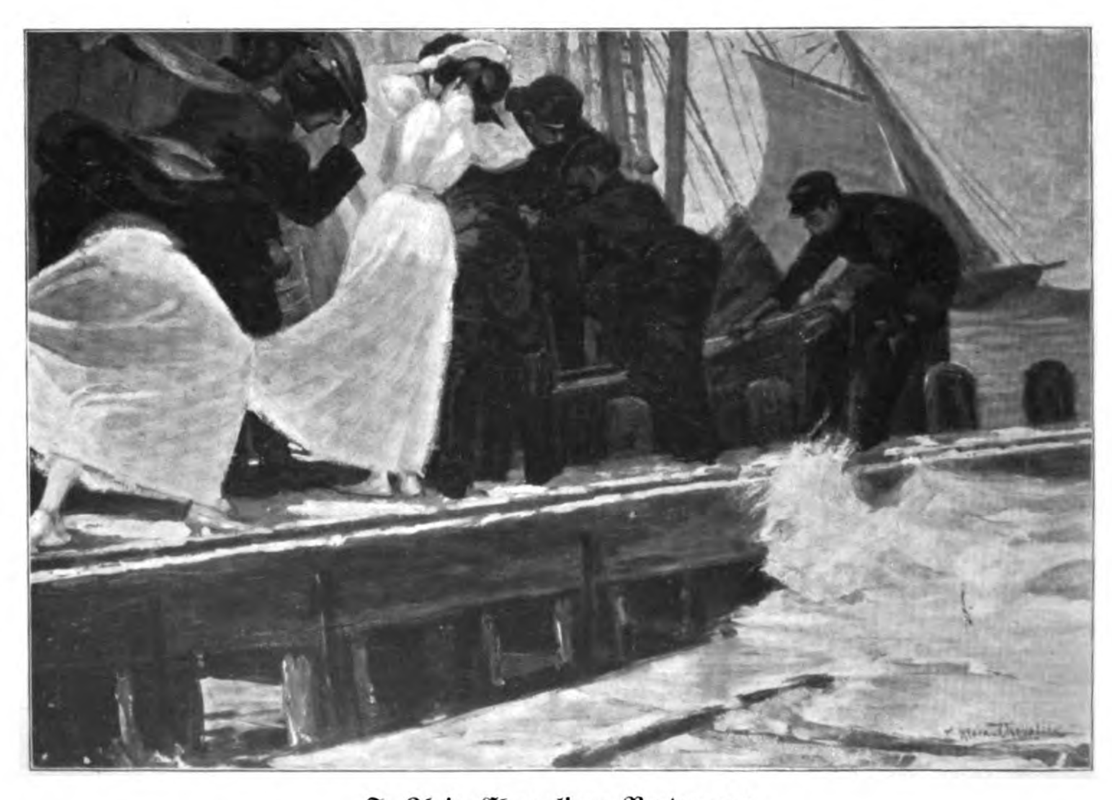
Das Ende der Papiermaschine. Das fertige Papier wird aufgewickelt

maschine. An Stelle des Naßfilzes tritt jetzt der Trockenfilz, wiederum eine endlose Filzbahn, die das Papier unter kräftigem Druck zwischen zahlreichen mit Dampf geheizten und auf Hochglanz polierten Walzen hindurchzieht. Hier verdampfen die letzten Reste der Feuchtigkeit, und das Papier, das als Brei auf das Drahttuch trat, als lockerer Filz auf das nasse Filztuch ging, kann jetzt jeder Stütze entbehren.

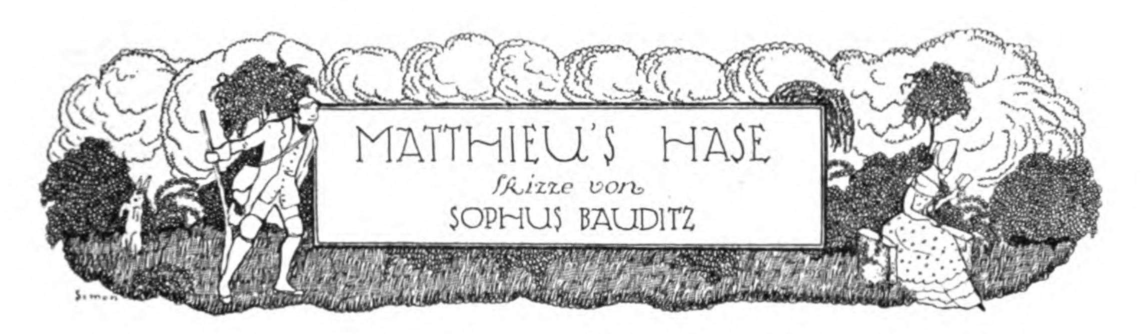
Und so tritt es denn ohne jede weitere Unterstützung in den letzten Teil der Papiermaschine.

Hier wird es geglättet. Es passiert wiederum blankpolierte Metallwalzen, die unter starkem Druck federnd gegeneinander gelagert sind. Es passiert sie ohne jede Filzunterlage. So werden hier alle Fäserchen, die etwa irgendwie aus der Papierfläche hervorstehen, fest und glatt in das Papier hineingedrückt. Solche Glättwalzen durchläuft die Papierbahn, nachdem sie den Trockenfilz verlassen hat, in größerer Anzahl. Die Glättung des Papiers wird dabei im vollkommenen Maße erreicht. Aber darüber hinaus wird das Papier durch diese Glättung und Pressung derart trocken und heiß, daß es nun notwendig wird, es durch Leitung über eine große gußeiserne Hohlwalze (bei dem linken Saalpfeiler unsrer letzten Abbildung) noch einmal zu kühlen und nach Bedarf sogar wieder schwach anzufeuchten. Daher ist in diesem Teile der Papiermaschine eine Berieselungsvorrichtung angebracht. Und nunmehr, nachdem das Papier die richtige Festigkeit, Glätte, Temperatur und Feuchtigkeit besitzt, wird es endlich aufgerollt. Wir sehen, wie sich ganz links auf der letzten Abbildung eine hölzerne Welle, die auf einen eisernen Vierkant der Maschine gesteckt ist, allmählich mit dem ankommenden Papier bewickelt.

So entstehen jene gewaltigen Rollen des sogenannten endlosen oder Maschinenpapieres, die nun aus der Papierfabrik in alle Welt hinauswandern, um vornehmlich die großen Rotationsdruckmaschinen zu speisen.



F. Klein-Chevalier: Norderney



> Septemberluft, Septemberluft,
> Mit Spinngeweb' und Apfelduft
> Und dem Gekläff der Meute.
> Der Schütz in langen Stiefeln geht,
> Der Jagdhund in den Stoppeln steht
> — Der zwanzigste ist's heute!

Mit diesem Zitat meines alten Freundes, Hauptmann Rist aus Hjortholm, kann ich passenderweise anfangen, nicht so sehr, weil das Datum heute noch stimmt, als weil es am kürzesten und deutlichsten die Jahreszeit und Szenerie angibt — es war der erste Jagdtag.

Stoppelfelder, weidendes Vieh, Brombeeren an den Hecken und Tau in den Rosen, mittelmeerblauer Himmel und strahlende Sonne — großartig!

Im Schatten eines Hünengrabes saß eine kleine Jagdgesellschaft und hielt Frühstückspause; das Butterbrot war verzehrt, die Pfeifen angezündet, und die schweren Taschen lagen neben den müden Hunden.

„Aber es saß ja doch kein Hase auf dem Schulacker," sagte der Jägermeister, „und das hatten Sie uns doch so bestimmt versprochen, Pastor Jensen!"

Es war nämlich in den guten alten Zeiten, wo ein Geistlicher außerordentlich gut seine Flinte gebrauchen und seinen Hund führen konnte, ohne von jemand verketzert zu werden.

„Nein, es war keiner da," erwiderte der Angeredete, „aber ich habe wahrhaftig den ganzen Sommer hindurch Lampe dort gesehen, und ich dachte daher —"

„Na, er ist heute morgen wohl auch noch da gewesen," unterbrach Gutsbesitzer Lange den Geistlichen, „aber Weber Peter hat vermutlich seine Holzschuhe angezogen, ehe wir in unsre Stiefel gekommen sind."

„Das ist höchst wahrscheinlich," sagte der Sohn des Jägermeisters, der Leutnant, der die Jagdferien bei dem Vater verbrachte. — „Das erinnert mich übrigens an die Geschichte mit dem französischen Priester!"

„Was ist dann das für eine?"

„Ach, das ist eine, die ich von meinem Rittmeister gehört habe."

„Na, dann danke ich!"

„Ja, es ist wirklich kein einziges unartiges Wort darin, aber —"

„Dann her damit!"

Der Leutnant sah halb fragend zu Pastor Jensen hinüber, da der aber offenbar auch dasaß und auf die Geschichte wartete, ebenso wie die andern, machte er keine weiteren Umstände, sondern erzählte folgendermaßen:

„Es war an einem Sonnabend im August unten in einem kleinen französischen Dorf. Der Pfarrer, der brave Vater Nicolas, saß da und beredete mit seiner alten Haushälterin, was sie am nächsten Tage essen wollten, und sie waren gerade zu dem Resultate gekommen, daß der betagte Hahn, der im Augenblick noch draußen auf dem Hof krähte, ohne Unrat zu ahnen, in den schwarzen Kessel gesteckt werden solle, als ein junger Bauer erschien.

„Ah, du bist es, lieber Matthieu!" sagte der Pfarrer freundlich. „Komm herein, mein Sohn, was willst denn du?"

Ja, Matthieu wollte sehr gern mit Vater Nicolas unter vier Augen sprechen, denn es war so etwas mit Zweifeln und Gewissensfragen, was er auf dem Herzen hatte.

Der Pfarrer seufzte, die Haushälterin wurde entlassen, und Matthieu begann:

„Hm, morgen fängt ja denn die Jagd an!"

„Herrgott, schon morgen!"

„Jawohl, morgen. Ich hab' selbst im letzten Kalender nachgeschlagen, den ich mir zu Neujahr gekauft habe. Dann muß es wohl so sein. — Ja, die Zeit vergeht!"

Es entstand eine Pause. Matthieu saß da und hoffte, daß Vater Nicolas etwas sagen würde, aber da der sich abwartend verhielt, mußte ja Matthieu selbst heran, und so fuhr er denn fort:

„Morgen ist ja sonst eigentlich Sonntag!"

Dies war eine so unumstößliche Wahrheit, daß der Pfarrer nur bestätigend nickte, aber gar nicht antwortete, und deswegen mußte Matthieu, ohne daß ihm jemand auf die Sprünge geholfen hätte, mit der Frage herausrücken, um deren Beantwortung willen er gekommen war. Ohne weitere Einleitung fragte er dann:

„Es kann doch wohl nicht schaden, wenn ich morgen einen Hasen schieße?"

„Was denkst du dir eigentlich!" rief der Pfarrer aus und setzte eine ganz empörte Miene auf. „Am Sonntag schießen! An einem Feiertag Blut vergießen — vielleicht während ich die Messe lese! — Unmöglich!"

Matthieu sah sehr niedergeschlagen aus. „Dann geht Colin, der Kerl, hin und schießt mir Montag morgen meinen kleinen Hasen weg, während ich in der Stadt bin — denn ich muß morgen abend verreisen!"

„Einerlei!" sagte Vater Nicolas. „Du wirst doch wohl um eines Hasen willen keine Sabbatschändung begehen?"

Nein, das wollte Matthieu ja nicht — sehr ungern wenigstens —, aber es wäre doch so schrecklich ärgerlich mit dem Hasen — obendrein hatte er Besuch aus der Stadt dazu auf den Dienstag eingeladen, und jetzt —

„Besuch dazu eingeladen!" unterbrach ihn der Pfarrer indigniert. „Aber wie kannst du denn überhaupt wissen, ob du —"

Ja, meinte Matthieu, es war ja doch ganz sicher, daß er den Hasen treffen würde, wenn er nur schießen durfte, denn den ganzen Sommer hindurch hatte er ihn jeden Morgen an einer steinernen Mauer sitzen sehen, und warum sollte er gerade morgen nicht da sein — er hatte ja doch keinen Kalender! — Herrgott, der Herr Pfarrer konnte ihm doch gern Absolution für die kleine Sünde erteilen. — „Es ist ja doch nur ein ganz kleiner Hase," fügte er entschuldigend hinzu, „nicht wahr, Herr Pfarrer!"

Vater Nicolas war ein guter Mann, und Vater Nicolas ließ sich denn schließlich auch bewegen: Matthieu bekam wirklich Erlaubnis, den kleinen Hasen zu schießen.

„Wo sagtest du, daß er zu sitzen pflegt?" fragte der Pfarrer, als Matthieu schon halb zur Tür hinaus war.

„Unten an der steinernen Mauer, die Colins Feld von dem des Töpfers trennt," lautete die Antwort.

„Ach so, da! — Adieu, lieber Matthieu, und glückauf zur Jagd!"

Dieser Abschiedswunsch war nun gar nicht nach Matthieus Sinn — denn in Frankreich ist man ebenso wie hier bei uns der Ansicht, daß so ein Wunsch Unglück bringt — und als er am nächsten Morgen ein dutzenmal oder mehr an der steinernen Mauer entlang getrampelt war, ohne auch nur eine Spur von einem Hasen zu sehen, war er sich so ziemlich klar darüber, daß er den letzten Worten des Pfarrers sein Unglück zu verdanken habe. Er war schon im Begriff, nach Hause zu gehen, als er Colin begegnete.

„Guten Tag, Matthieu," sagte Colin. „Was machst du denn hier?"

„Ach, es ist der Hase, du weißt ja," antwortete Matthieu.

„Ach der!" Und dann lachte Colin.

„Ja, du hast ihn am Ende schon niedergeknallt?"

„Ich? Nein, ich bin gerade eben erst hergekommen."

„Aber wer kann denn wohl hier gewesen sein?"

„Ja, das ist nicht gut zu wissen," entgegnete Colin bedächtig. — „Es sollte doch nicht etwa Vater Nicolas gewesen sein?"

„Der Pfarrer!"

„Ja, ich habe ihn wenigstens gleich nach Sonnenaufgang mit einer alten Büchse in der Hand hierherschleichen sehen, und gleich darauf fiel auch ein Schuß."

„Ist das möglich!"

„Ja, unmöglich ist es nicht — da fällt mir übrigens ein, daß meine Frau sagte, sie hätte vorhin gesehen, wie die Haushälterin des Pfarrers einen Hasen abzog. — Aber den kann er ja immerhin geschenkt bekommen haben," fügte Colin hinzu. „Du hast ihn ihm wohl doch nicht am Ende gar selbst geschenkt?"

Matthieu antwortete kein Wort, sondern ging nach Hause. Die Gäste aus der Stadt bekamen am Dienstag keinen Hasenbraten, und mehrere Monate hindurch grüßte er Vater Nicolas nicht, wenn er ihm begegnete, sondern tat, als kenne er ihn nicht.

Matthieu war indes ein gutmütiger Mann, und als er ein Jahr darauf eines Abends zum Pfarrer kam, hatte er die Geschichte mit dem Hasen schon fast vergessen — oder wenigstens beschlossen, nicht mehr daran zu denken.

„Nun, lieber Matthieu," begann der Pfarrer, „was hast du denn jetzt wieder auf dem Gewissen?"

Ja, Matthieu wollte Vater Nicolas bitten, ihn am nächsten Sonntag zu trauen. — Die Papiere waren in Ordnung.

„Ei, ei, du willst dich verheiraten! Das gefällt mir! Aber davon habe ich ja nicht das geringste gehört — wer ist denn die Braut?"

Ja, das war ein Mädchen namens Louison, aber sie war nicht hier aus dem Dorf, sie war drüben von jenseits des Flusses, aus St. Roche — und der Vater war Müller.

„St. Roche?" wiederholte der Pfarrer. „St. Roche! Ja, da bin ich einmal vor vielen Jahren gewesen. Es ist eine schöne, fruchtbare Gegend, und ich glaube wahrhaftig auch, ich kann mich noch der Mühle entsinnen — liegt sie nicht zur rechten Hand, wenn man von hier kommt, ein Stück hinter der Kirche?"

Matthieu war gerade im Begriff zu antworten; im selben Augenblick aber durchzuckte ihn gleich einem Blitz ein häßlicher Verdacht, eine lange unterdrückte Bitterkeit stieg in ihm auf. Er sah den Pfarrer mit einem unbeschreiblichen, zugleich dummen und pfiffigen Blick an, stand auf und sagte:

„Nein, Vater Nicolas — das ist denn doch zu deutlich! So dumm bin ich denn doch auch nicht — ich weiß noch ganz genau, wie es mit dem Hasen gegangen ist!"

Der Erzähler sah zu Pastor Jensen hinüber, und unwillkürlich taten der Jägermeister und der Gutsbesitzer das gleiche. Aber Pastor Jensen legte sein vergnügtes Gesicht in ernste Falten und sagte mit ruhiger Überlegenheit:

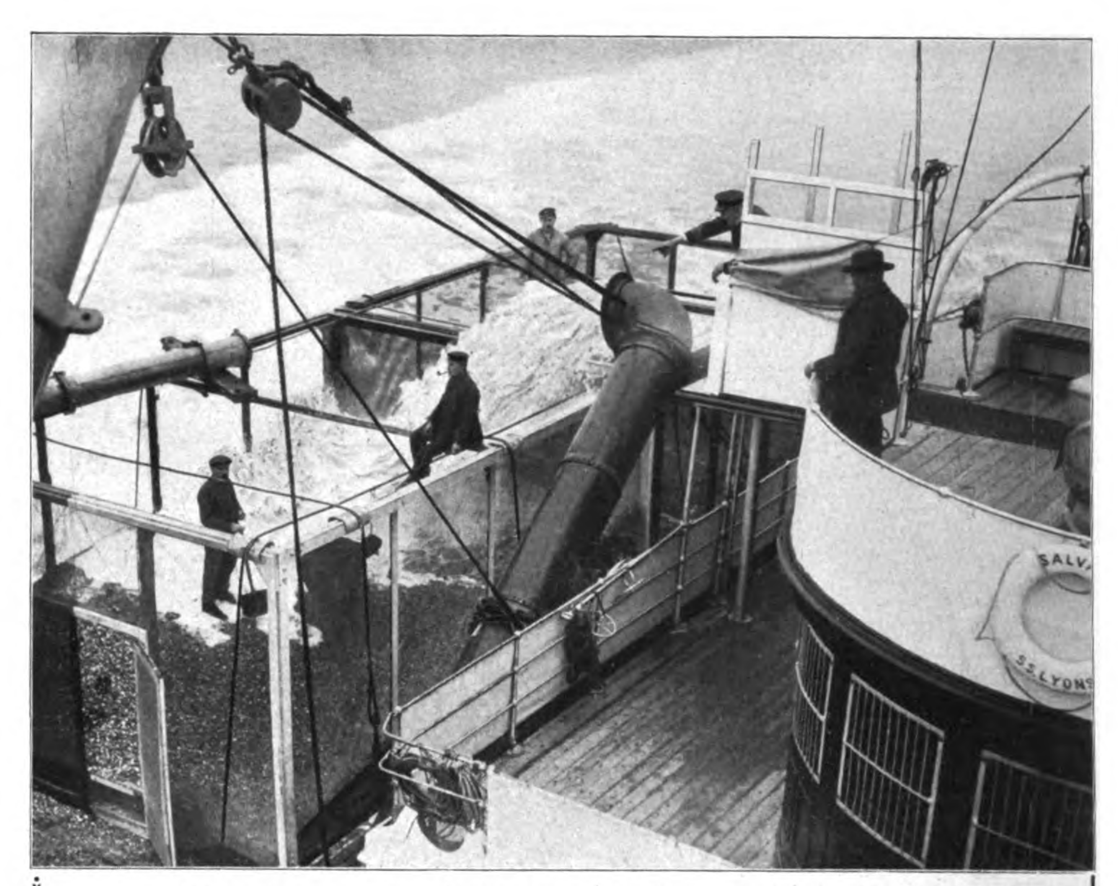
„Das ist doch eine von den Geschichten, die man nur aus Frankreich und nicht aus Dänemark erzählen kann."

„Na, na!" murmelte der Jägermeister.

„Aber ich bitte Sie! — Sagten Sie nicht," wandte er sich an den Leutnant, „daß es an einem Sonnabendabend im August war, als Matthieu zum erstenmal zum Pfarrer kam?"

„Ja!"

„Nun, da sehen Sie selbst: Hier bei uns beginnt die Jagd doch erst im September!"



Ansicht des auf dem Leichter montierten siebartigen Raumes

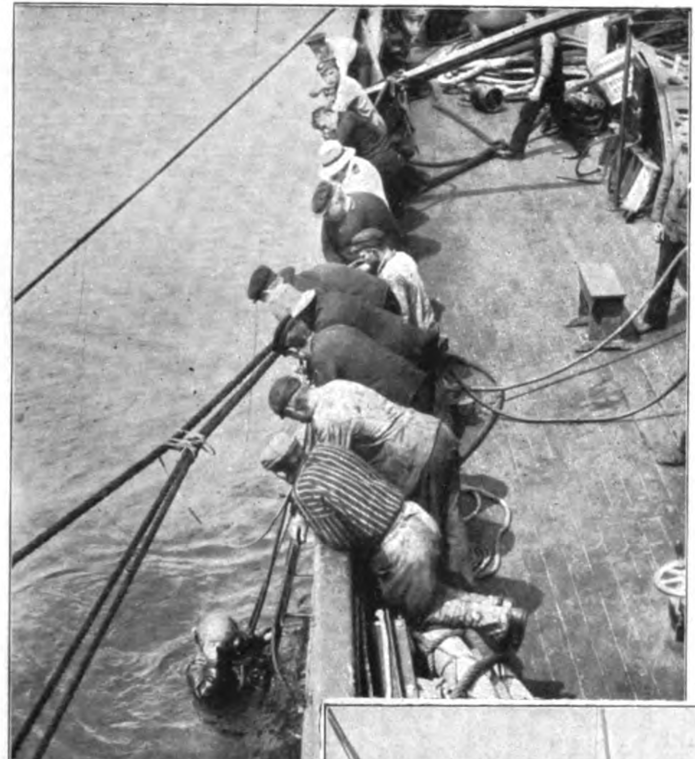
Der Schatz im Meer

(ein Kampf der Technik mit dem Meer um zwanzig Millionen)

Vor mehr als hundert Jahren, in der Nacht vom 9. Oktober 1799, scheiterte an einem der Eingänge der Zuidersee eine Fregatte der britischen Marine, die „Lutine". Das stolze Schiff, welches 32 Kanonen trug, befand sich auf einer Fahrt von Great Yarmouth nach Hamburg und hatte einen Schatz von 1217000 Pfund Sterling teils in gemünztem Golde, teils in Barren an Bord. Zu verschiedenen Zeiten sind einzelne Teile dieses Schatzes, zusammen etwa im Werte von 200000 Pfund Sterling, gehoben worden, und zwar der Hauptteil dieser Summe bereits im Jahre 1800. Dann



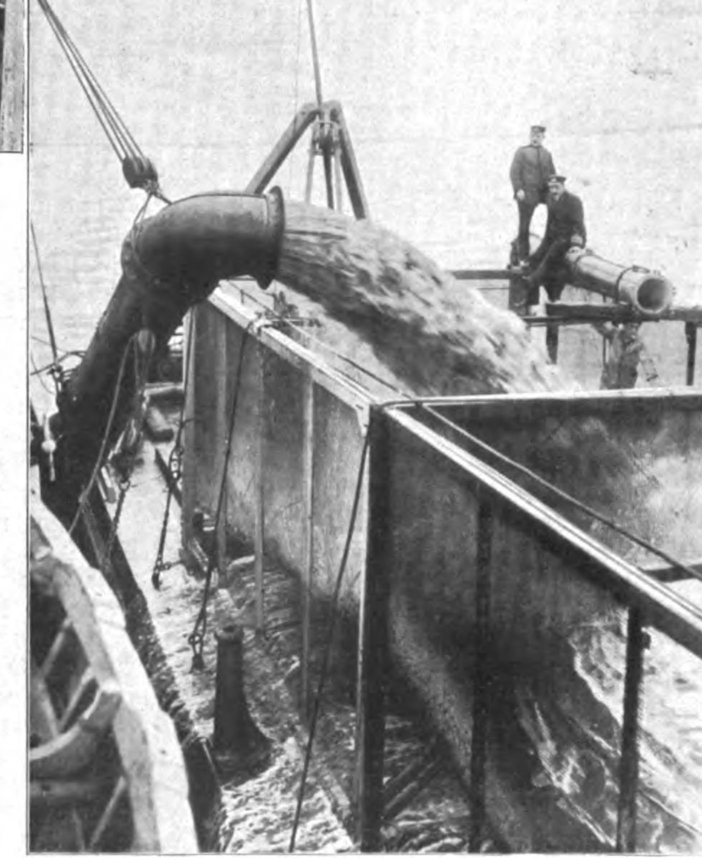
Das versunkene Schatzschiff „Lutine"



zwölf Jahre am Heck des gesunkenen Fahrzeuges angesammelt hat. Der durch ein 20 Zoll weites Rohr angesaugte Wasserstrahl wird in einen mit Sieben umgebenen Raum eines Leichters geleitet, aus welchem das Wasser leicht wieder abfließen kann, während die festen Bestandteile, Steine und so weiter, liegenbleiben. So hofft man den Schatz zu heben. Bisher waren aber alle Versuche vergeblich, und auch die Taucher vermochten noch nicht aus dem

Rückkehr eines Tauchers

Unten: Der große Saugbagger in Tätigkeit



hatte man den Ort des gesunkenen Fahrzeuges verloren, und erst kürzlich ist er wieder entdeckt worden. Nunmehr geht man mit der größten Energie daran, dem Meere seinen Schatz zu entreißen.

Ein großer Saugbagger ist damit beschäftigt, den Sand und Schlamm zu entfernen, der sich im Laufe der hundert-

nur etwa 30 Fuß tief liegenden Schiffe auch nur das kleinste Stückchen Gold ans Tageslicht zu bringen.

Unsre Bilder zeigen einen an die Wasseroberfläche zurückkehrenden Taucher, ferner die Beobachtung eines Tauchers mittels eines Unterseefernrohres sowie zwei Ansichten des angesaugten Wasserstrahles und des den siebartigen Raum enthaltenden Leichters, von welchem das Wasser in breiten Strömen abläuft.

Das Ovalbild auf S. 406 unten endlich gibt eine Abbildung des gesunkenen Schiffes selbst nach einem älteren Stiche wieder.

R. de J.



Beobachtung des Tauchers durch das Unterseefernrohr

Zwei Gedichte in Prosa

Die kahle, weiße Mauer

In Mittagssonnengluten steht eine kahle, weiße Mauer. Viele Menschen eilen täglich an ihr vorüber. Manche beachten sie gar nicht; manche schimpfen: „Die häßliche Mauer!" ...

Wenn aber ein Gärtner käme, der an ihr den Weinstock zöge — wie prächtig würde der gedeihen!

Und wie eine Glucke die Küchlein, so würde die Mauer den Trauben Wärme spenden ...

Und die Menschen würden staunen und sich freuen. —

Ach, wie viele Menschen gleichen der kahlen, weißen Mauer! —

*

Blumen blühen auf meinem Grabe

Im Traume schritt ich über einen Friedhof. An prunkvollen Denkmälern ging ich vorüber. Große Buchstaben, die die Hand des Bildhauers erst vor wenigen Monaten in den Marmor gemeißelt hatte, verkündigten prahlend, daß der Tote nie vergessen werden würde; aber Brennesseln verdeckten schon mehrere Worte.

Ach, selbst auf umgestürzten Sandstein- und Eisenkreuzen standen noch Sätze, die von ewiger Liebe und Treue fabelten.

Warum, fragte ich mich, nehmen die Menschen Eisen, Stein und Marmor, um darauf die Gefühle ihres wankelmütigen Herzens zu offenbaren?

„Nehmt Papptäfelchen dazu, ihr Menschen!" schluchzte ich ... Und plötzlich stand ich vor meinem Grabe ...

Ein kleines Holzkreuz trug nur Namen, Geburts- und Todestag. Auf dem Grabe aber blühten in überschwenglicher Fülle die späten Blumen des Herbstes: Dahlien, Astern und Geranien ...

„Liebende Hände schmücken noch nach zwei Jahren mein Grab!" flüsterte ich.

Wie sonnig wurde mir im Gemüte! Mit einem seligen Lächeln auf den Lippen schlenderte ich zum Friedhofsportal hinaus!

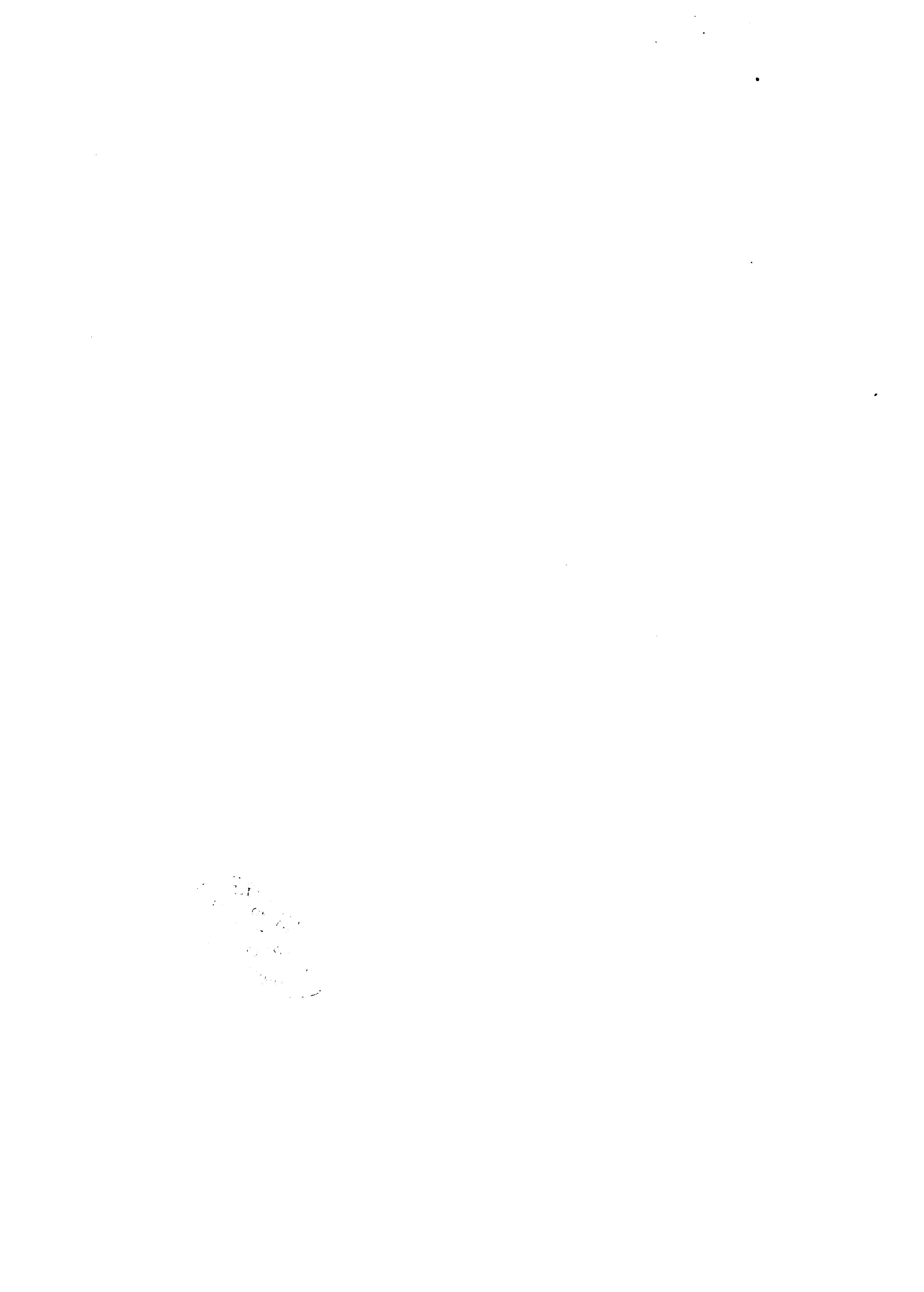
So ist das menschliche Herz!

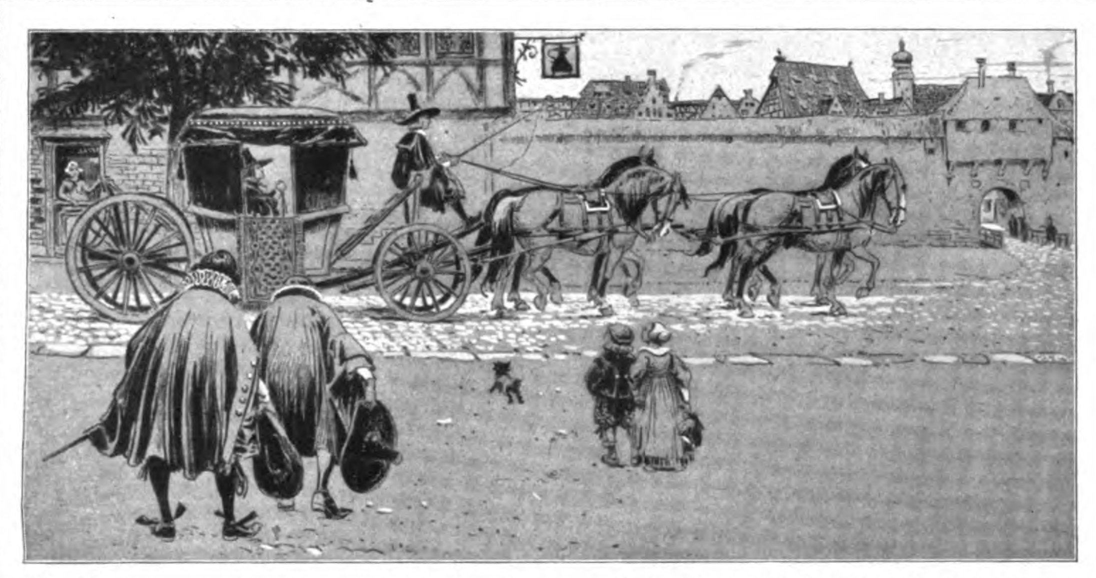
Hans Reiter



Die Postkutsche

Nach einem Gemälde von Richard Gutschmidt





Ausfahrt gegen Ende des sechzehnten Jahrh. Nach P. F. Messerschmitts Zeichnung

Die Romantik der Räder

Von

Robert Breuer

Die Illustrationen sind der Lipperheideschen Sammlung (Berlin) entnommen

Der Schädel ruft: „Ich bin Ambassadeur,
Ich bin Baron, und ich vermittelte
Den Frieden zwischen Dänemark und Holland —"

Das hilft ihm alles nichts. Ihn überschreit
Der erste Pfiff der neuen Eisenbahn.

Die Madame de Montespan vertreibt sich die Zeit, sechs Mäuse an ein kleines Wägelchen von Filigran zu spannen und läßt sich von ihnen in ihre schönen Hände beißen." Es ist die Maintenon, die solche lustige Indiskretion des Boudoirs ausplaudert. Sie verrät uns damit mehr als die zufällige Laune einer galanten Dame; sie lüftet den Schleier von einer der unsterblichen Sehnsüchte des Menschen. Die schönfingrige Mäusefreundin ist nur ein Symptom für unser aller Vergnügen an einer Romantik der Räder. Das rollende Rad, diese Überwindung der Schwerkraft, diese Verleugnung der Distanz, ist eines der Wunder, das man als selbstverständlich hinnimmt und das man doch immer wieder als ein seltsames Spiel mit Bewußtsein genießt. Man empfindet das Rad als eine Prädestination zur Bewegung, als das vollkommenste Werkzeug, den Raum zu besiegen; man glaubt, daß das Rad, das ewig flüchtige, die Zeit einholen könne. Als ein Rad rollt jeden Morgen die Sonne empor; kreisend und rollend empfand noch jede Metaphysik den Ablauf des Jahres und des Lebens. Den Alten ist das Rad eine Hieroglyphe des Absoluten; die Kinder treiben es als Reif in der gedankenlosen Hast eines instinktreinen Spiels. Das Rad trägt uns durch die Welt. Wer sich ihm vertraut, wird frei von den engen Stubenvorstellungen und den starren Grenzen des Seins; das Rad läßt uns das ewige Werden und die Unendlichkeit erfühlen. Das Rad ist der Rhythmus, der nie abbrechende, der ausgeglichene; mit dem Rad kann das Gefühl alle Skalen und Temperaturen durchlaufen. Das Rad ist die große Hexerei, die uns aus Söldlingen zu Herren macht, die uns in romantischer Trunkenheit mit dem Sturmwind wetteifern läßt. — — Schon Aristophanes pries das Vergnügen, das den Kindern



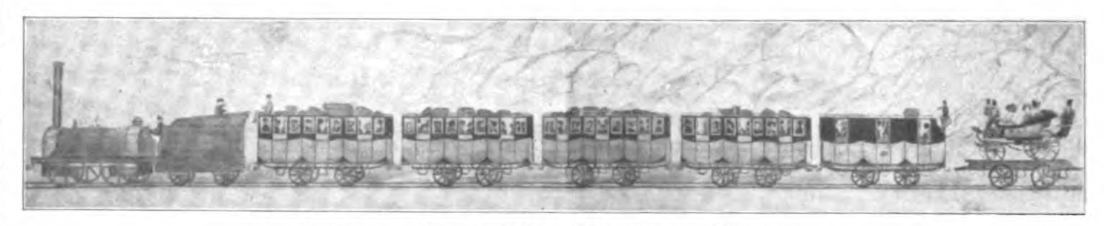
Italienische Staatskarossen aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts

ein hölzernes Wägelchen bereitet. Es dürfte keiner unter uns sein, der als Sechsjähriger nicht für sein Leben gern die Sensationen des Kutschers ausgekostet hätte. Was hat man doch alles in Pferde verwandelt, was hat man alles rollend geglaubt! Ein stummes mit Kisten und Fässern übertürmten, durch die Straßen donnernden Rollwagen hockten oder gar vorn auf dem Bock saßen und dem Auf und Ab der schweren Pferde zusehen konnten. Das alles aber verblich vor der bloßen Erwartung, die Eisenbahn zu sehen, das



Eug. Lami: Englische Post aus der Biedermeierzeit

Brett, auf vier Bauklötzchen gelegt, zauberte einem den schnellsten Märchenwagen. Wenn man aus einer Zigarrenkiste und vier Zwirnrollen, die man dem Nähkasten der Mutter stahl, eine richtige Beweglichkeit zusammenhämmerte, war man selig. Freilich, man beneidete auch dann noch die Jungens, die auf den dampfende und zischende Ungetüm, das Funken auswarf und dessen Räder sich so schnell drehten, daß man sie als mächtige graue Scheibe empfand. Die Illusionen des Rades bedeuteten die wildesten Leidenschaften der Kindheit. Man fuhr mit Elias im feurigen Wagen; man fuhr mit Achill, drohend, polternd,



Die erste englische Eisenbahn (1835)



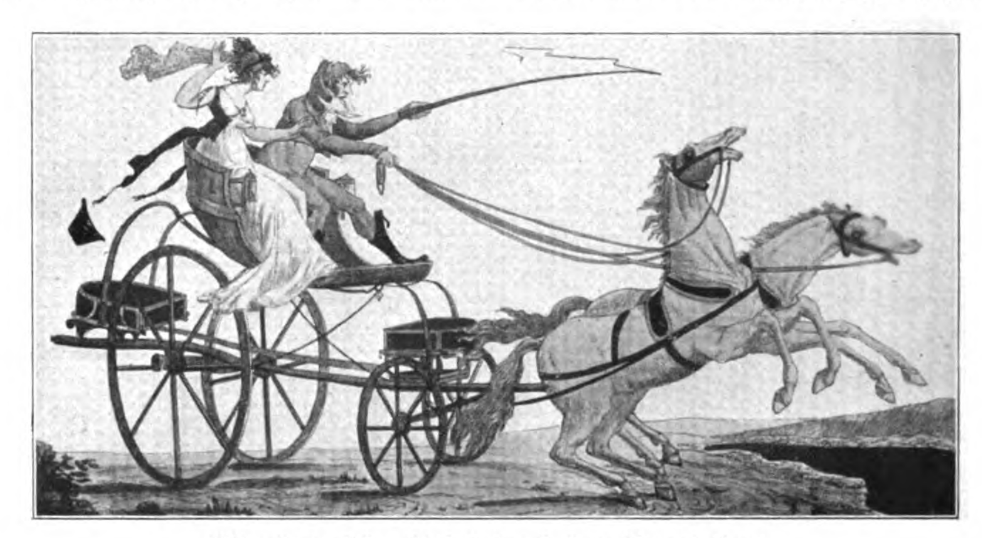
Der Dampfwagen von London nach Birmingham (1833)

daß die Speichen sich bogen. Und dann kam der Tag des großen Glückes, da saß man hoch oben auf einem Erntewagen und hörte durch das Rauschen und Knistern des Kornes das Kreischen und Quietschen der Räder, man fühlte das Schwanken, das glatte Dahinrollen, das abenteuerliche Anziehen und den Triumph



Eug. Lami: Pferdewechsel

des Zur-Scheuer-Kommens. Oder ein andermal — und das blieb nicht weniger im Gedächtnis — machte man die erste Droschkenfahrt. Es war Nacht, und der Regen pfiff gegen die Scheiben. Man sah des Kutschers fliegenden Mantel, das gelbe Flackern der Wagenlaternen. Man sah schwarze Pferde feuerschnaubend durch die Finsternis jagen. Man hörte aus dem Gerassel der Räder ein seltsames Trommeln, das Schreien der Feinde; man hörte aber auch den Sieg der Räder, wie sie davonfuhren, wie sie Rettung brachten. Und dann kamen andre Zeiten, da sangen die Räder stillen Zwecklosigkeit ihres Reigens kein Ende werde. Solche sentimentale Lust an der Lyrik der Räder blieb wirksam, bis daß eines Tages die Automobilpsychose komplett wurde. Von da an betete man im Rade zu dem Helden, der den Kilometer überwand. Man operierte mit ungeheuerlichen Ziffern für die Umdrehungen, die solch ein von Motoren gehetztes Rad in der Minute zu vollziehen habe; man sah das abenteuerlich ausgestattete Rad den Raum vernichten. Der Begriff der Entfernung schien aufgebraucht. Die Räder, die im Wirbel über die Straßen jagten, hatten



Abenteuerliche Fahrt (nach der Revolution)

von tausend Melancholien und sentimentalen Süßigkeiten. Die Postkutschenromantik verführte das träumerische Herz, daß es Lenau las und allerlei imaginäre Reisen durch den Böhmerwald und durch die blühendste der Heiden machte:

> Ferne, leise hör' ich dort
> Eines Posthorns Klänge,
> Plötzlich wird mir's um das Herz
> Nun noch eins so enge.
>
> Lustig rollt der Wagen fort
> Über Stein und Brücken;
> Stand nicht wer an seinem Schlag
> Mit verweinten Blicken?

Sie rollten ins Blaue, immer geradeaus, einerlei wohin. Man wünschte, daß ihre Musik nimmer aufhöre und der endgültig die prämoderne Welt der Beharrung in die moderne der Entwicklung verändert. Durch die unerhörte Schnelligkeit der Fortbewegung lernten die Menschen anders sehen; sie wurden rücksichtsloser und unendlich elastischer im Kampf mit den Eindrücken. Sie wurden gezwungen, das Wesentliche im Fluge zu erhaschen und aus allem Vorüberfliegenden das Gemeinsame zupackend herauszureißen. Die Romantik der Postkutsche wandelte sich in das heroische Pathos des Automobils und in die Monumentalität des D-Zuges. Eine Wandlung, die das Prinzip des Rades, den Betrug an der Gravitation, als eine spezifische Kulturkraft zu nutzen begann.



Karosse in einem festlichen Zug Ludwigs XIV.

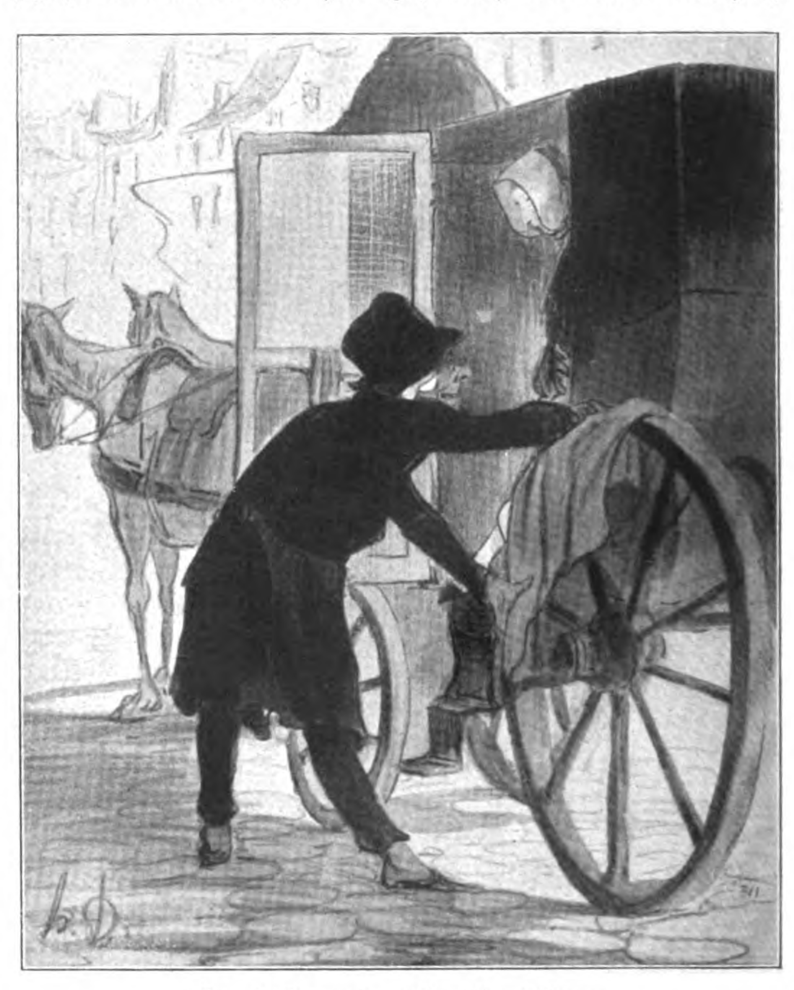


Holländischer Bauernwagen

Alle Kultur ist Befreiung des Prinzipes von seinen Hemmungen. Das Prinzip des Rades ist dies: während eines Minimums von Zeit ein Minimum der Erdoberfläche als Tangente zu dulden. Es kommt darauf an, diese irdischen, die Schwerkraft verdeutlichenden und übenden Tangenten möglichst rasch wechseln zu machen. Die Geschichte des Rades und damit die Geschichte der Fahrzeuge kreist um das Problem, die Reibungsfläche zwischen dem peripheren Reifen und der den Druck des Gefährtes aufnehmenden Ebene möglichst zu verringern. Wobei freilich zu beachten ist, daß auch solcher Entwicklung Grenzen gesetzt sind. Solch eine Grenzregulierung leistet das Pneumatik, das den rapiden, die Stabilität gefährdenden Wechsel durch eine gewisse Verbreiterung der Tangenten paralysieren will. Doch ändert solche Umbiegung des Prinzipes nichts an der Tatsächlichkeit der Etappe vom Ochsenkarren zum Selbstkutschierer im Blumenkorso. Der Wagenbauer größte Sorge blieb die Entmaterialisierung der Räder. Der Wagen sollte ein Symbol für die Leichtigkeit der Wegüberwindung sein. Der Wagen ist ein deutliches Spiegelbild des zeitlichen Empfindens für den Ortswechsel.

*

Langsam mahlte der alte Reisewagen den Sand; unter dem Druck der Ladung ächzten und stöhnten die Planwagen, die das Kaufmannsgut von Markt zu Markt trugen. Der Fuhrmann konnte getrost nebenhergehen, und oft genug mußten die Knechte in die Speichen greifen. Solch eine Fahrt von Herberge zu Herberge, durch die Einsamkeit unsicherer Straßen gehörte zu den Abenteuern und den Ereignissen des damaligen Lebens. Oft waren die Wege grundlos, oft hart gefroren; die Räder brachen, die Pferde verloren die Eisen. Es waren schwere Gäule, die in schwerem Geschirr unter einem gewaltigen, mit Lederschnüren und klirrenden Messingplatten behangenen Kumt gingen. Das blieb so lange Zeit, blieb in verlassenen Landesteilen bis auf den heutigen Tag. Die Fuhrleute halten fest an der Väter Gewöhnung; sie verachten die Neue-



Henri Daumier: Pariser Fiacre

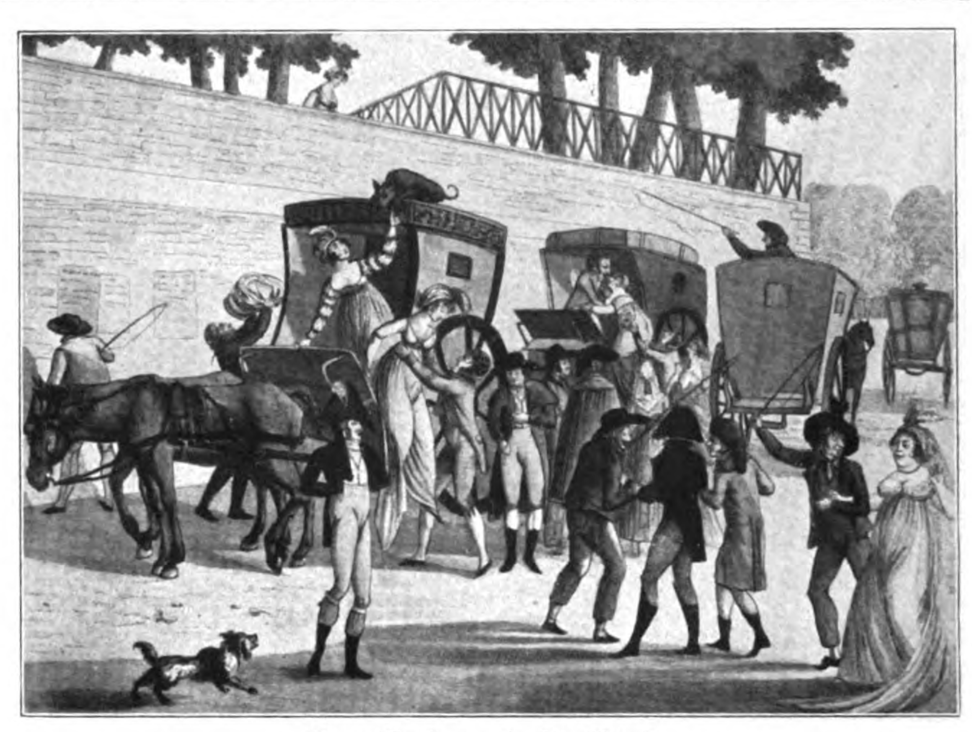


Über Land von Berlin nach Potsdam (1830)

rungen. Es steckt etwas Aristokratisches in diesen knorrigen Burschen, die ihre langschnürigen Peitschen lustig durch den Morgenwind knallen. Auch später, als der Verkehr zunahm, ließ man die Wagen gern so, wie sie nun einmal liefen; man konnte die Postkutschen nicht so rasch wechseln, wie die Weiber es mit ihren Kleidern taten. So kommt es wohl, daß zu Zeiten, die sonst schon ganz manierlich sind, das Fahrzeug ausschaut wie etwa die „Schwalbe", mit der Madame Bovary aus Tostes nach Yonville L'Abbaye gefahren kam:



Eug. Lami: Mailcoach



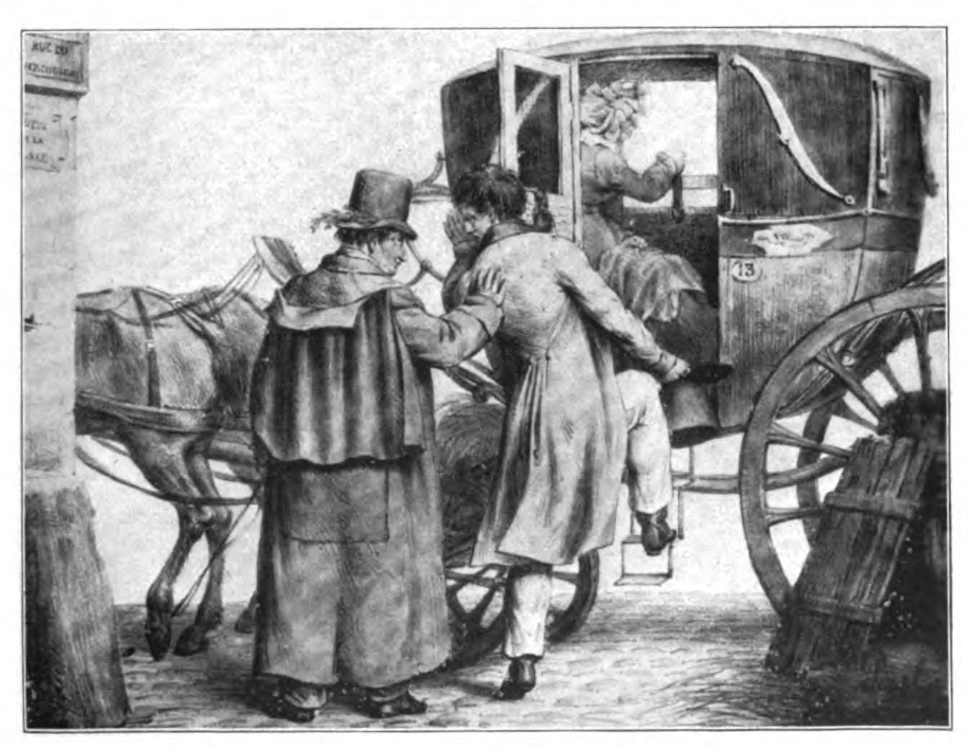
Von Paris nach St. Cloud

„Es war ein plumper, gelblackierter Kasten auf zwei mächtigen, mannshohen Rädern, die den Passagieren die Aussicht versperrten und ihnen den Kot auf Gesicht und Kleider spritzten. Die kleinen Scheiben der Wagenfenster klirrten in ihren Einfassungen, solange das Gefährt in Bewegung war, und zeigten da und dort Kotflecke auf der dicken alten Staubschicht, die sie überzog und der selbst der klatschende Regen nichts mehr anhaben konnte.“

Allerdings zur gleichen Zeit und schon früher gab es Fuhrwerke, die allen Glanz einer höfischen Kultur aufzuweisen hatten. Die Staatskarossen des Barock und die der französischen Ludwige waren rollende Schatzhäuser. Sie waren bis zu einem äußersten Grad der Zerbrechlichkeit von allem Lastenden befreit. Sie glitzerten in Gold. Auf dem geschweiften Dach, das über gewölbten Wandungen schwebte, schaukelten Straußenfedern. Eine Fülle des köstlichsten Schnitzwerkes lockerte die Stabilität in eine gleißende Wolke; Blumengirlanden dufteten, Putten kletterten auf und nieder. Die Pferde gingen als stolze Rosse zu achten und zu zwölfen, umhüllt von kostbaren Schabracken; die Kutscher und Diener mehrten den Farbenglanz und den metallischen Reichtum solcher Triumphzüge. Der leuchtende, blitzende Speere schüttelnde Sonnenwagen rauschte durch die Straßen von Paris, und alles Volk umjubelte die Räder, die aus Licht und Diamanten gesponnen schienen. Bis dann eines Tages ein hölzerner Leiterwagen, der zweiräderige Sarg, über das Pflaster polterte, um Louis Capet aus dem Temple zu holen. Die Staatskarossen wurden verbrannt; die Republik schuf sich halb zum Symbol und halb zur Karikatur ein andres Gefährt: eine groteske, halsbrecherische Mordmaschine, bei deren Besteigen die Damen zu Sansculotten wurden und die blutigen Kavaliere oft genug ihre Schreckenshüte verloren. Doch war solche Burleske nur ein Anfang. Es kam jetzt die Zeit, da das Bürgertum die Mode der Wagen bestimmte, es kamen die praktischen und mondänen Typen, die zumeist aus England importiert wurden. Kabriolet, Tilbury, Coucou heißen die lustigeren;



Ratsherrnwagen und Rollkarren (um 1750)



Eine Fahrt ins blaue Land: immer geradeaus

Kalesche, Landauer und Mailcoach wurden die leistungsfähigeren und späteren genannt. Es beginnt die Demokratisierung des Verkehrs, das Reisen wird häufiger; statt fürstlicher Schauzüge pflegt man des Sportes. Man fährt seinen Reichtum und sein Selbstbewußtsein auf den Avenuen spazieren; man fährt zu seinem Vergnügen über Land. Diese Entwicklung vollzieht sich auf dem ganzen Kontinent; in Berlin nicht weniger als in Paris beginnt der Bürger in dem selbstgeleiteten Rad, in der von der Tyrannei befreiten Beweglichkeit, einen Teil der neuen Weltanschauung zu achten.

Wie einst der goldene Krönungswagen, jeden Stoß zu meiden, zwischen den Rädern hing, so wiegt jetzt der Landauer auf gebogenen Federn. Nur daß die Farben den Glanz verloren und nicht mehr purpurn jubilieren, vielmehr den Charakter der Schutzfärbung gegen den Staub und gegen das Auffällige annehmen. Der Bürger hat sich fühlen gelernt.

Indessen, die Mission der Räder sollte sich in noch entscheidenderer Weise erfüllen. Die Demokratisierung des Verkehrs fand ihren eigentlichen Ausdruck erst in dem Wiener Stellwagen, dem Berliner Torwagen, dem Kremser, dem Fiaker und den Droschken. Nun erst, oder noch einige Jahrzehnte später, als die Pferdebahn kam, war die Romantik der Räder zur Erfüllung gekommen.

Welch eine produktive Leistung, welch eine Entladung an Energien ließ aus den fünfzehn Droschken, die Friedrich Wilhelm I. 1739 der Stadt Berlin erlaubte, das heutige Netz der elektrischen Straßenbahn werden; wieviel geistiger Arbeit bedurfte es, um aus dem Dampfwagen, der 1833 von London nach Birmingham fuhr, den Automobilpark einer modernen Weltstadt werden zu lassen!

Das Rad lockte den Postillon, ein romantisch Lied zu blasen; und heute gibt es eine Romantik des Kursbuches, nach der unzählige stählerne Räder den Raum verneinen und die Zeit besiegen.

Es verlohnt sich, einmal darüber nachzudenken, was das eigentlich bedeutet, mit 100 Kilometer Geschwindigkeit oder auch nur mit deren 80 in der Stunde über die Schienen zu rollen. 100 Kilometer die Stunde, das heißt 1,6 Kilometer die Minute oder 26 Meter die Sekunde. Wo gab es in den Mythologien der verwegensten Völker die Vorstellung einer ähnlichen Schnelligkeit! Die Räder rollen. Sie gehorchen dem Willen eines Mannes, den ich nie kennen lernen werde. Der stumme Vertrag zwischen dem Lokomotivführer und den Fahrgästen verlangt eine Treue, viel größer und wahrer, als sie je durch eine Hekatombe von Rittern und Sängern geleistet wurde.

Das Denkmal für Friedrich Wilhelm von Steuben in Potsdam

Der Name Steuben hat jenseits des Meeres einen gar guten Klang. Sein Träger war die Verkörperung deutscher Ordnung und deutscher Manneszucht und jener Treue, von der der Dichter sagt, daß, wenn sie nicht so alt wäre wie die Welt, gewiß ein Deutscher sie erfunden hätte." Mit diesen Worten höchster Ehrung feierte am 2. September der Sprecher einer nordamerikanischen Sondergesandtschaft zu Potsdam bei der Enthüllung des Steubendenkmals die Verdienste des weltberühmten Preußen, der sich im Unabhängigkeitskriege der nordamerikanischen Union von 1778 bis 1784 die größten Verdienste sowohl um die Organisation des freistaatlichen Heeres als auch in einer Reihe von Gefechten und Schlachten erworben hat. Diese Sondergesandtschaft, bei der sich einige hervorragende Deutschamerikaner befanden, war nämlich im Auftrage des Kongresses der Vereinigten Staaten nach Deutschland gekommen, um dem Deutschen Kaiser das auf Anregung von Deutschamerikanern dem deutschen Volke seitens der Union gestiftete Denkmal für Steuben zu übergeben. Ein Denkmal ganz gleicher Ausführung und wie das Potsdamer von dem amerikanischen Bildhauer Jaegers, einem Künstler deutscher Abstammung, geschaffen, steht in Washington.



Das vom Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika dem deutschen Volke gestiftete Steuben=Denkmal in Potsdam



Aufschäumende Landungswelle

Wellen und Wogen des Meeres

Von

Dr. J. Wiese

Eine Welle sagt zur andern:
„Ach, wie kurz ist dieses Wandern;"
Und die zweite sagt zur dritten:
„Kurz gelebt ist kurz gestritten."
K. R. Tanner.

Zu den interessantesten Erscheinungen der Natur gehören die Wellen des Meeres, die zugleich die gewaltigste Macht auf der ganzen Erde darstellen. Der Wellenschlag übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Gemüter der Menschen aus, eine Anziehungskraft, die selbst von den berühmtesten Aussichtspunkten im Gebirge nicht übertroffen wird. Ist das Gebirge die Domäne des wandernden Menschen, der seine Freude und Erholung in der steten Veränderung seines Aufenthaltsortes, in dem panoramaartig sich abrollenden Wechsel der Landschaftsbilder sucht, so werden viele Hunderttausende alljährlich wochen- und monatelang in den Küstenorten nicht müde, tagaus, tagein den Blick auf das Meer zu heften und auf die heranrollenden Wogen hinauszuschauen. Immer wieder übt das Naturgemälde, das sich vor ihnen machtvoll in der Bewegung des Meeres entrollt, seinen faszinierenden Eindruck auf sie aus.

Freilich ist bisweilen die Meeresoberfläche glatt und ruhig, aber diese Erscheinung ist doch seltener, wie vielfach angenommen wird. Gewöhnlich erregen Winde, Brisen oder Stürme, Ebbe und Flut bald unterstützend, bald bekämpfend, das Meerwasser zu mehr oder minder hohen Wellen, die bisweilen regelmäßig dahinrollen, oft aber auch einander begegnen und kreuzen. Selbst bei Windstillen fährt das Meer unter der Mitwirkung der vorangegangenen Winde noch fort, in langen Schwingungen zu wogen. Diese Schwingungen bei völlig ruhigem Wetter, wenn kein Hauch die Segel bläht, gehören zu den großartigsten Schauspielen, die das Meer darbietet. Hohe, blaue, schaumlose Wassermassen folgen einander in Zwischenräumen von 200 oder 300 Metern,

gleiten geräuschlos unter dem Schiffe weg und verlieren sich, von andern Wellen gefolgt, in unbestimmter Ferne. Mit Bewunderung, mit einer Art von Schrecken schaut man auf die majestätische, ruhige Flut, auf die fortschreitende Mauer, die alles auf ihrem Wege verschlingen zu müssen scheint und die doch kaum einen Strohhalm aus seiner Lage bringt. Diese Wellen zeigen namentlich unter dem Wendekreis des Krebses zur Zeit der Herbstwindstillen und in dem sich zum Golf von Darien verengenden Teile des Antillenmeeres fast in jeder Jahreszeit eine überraschende Regelmäßigkeit. Die Wogen, die man herankommen sieht, die das Schiff dann heben und kaum leise murmelnd davoneilen, sind dort so geradlinig wie die Furchen eines Ackerfeldes und erstrecken sich in unabsehbarer Länge von einem Horizont zum andern.

Aber der Wind ist eben ein höchst windiger Geselle, der nur selten sich gleich bleibt, häufig seine Richtung wechselt, bald von hier, bald von dort weht und bald mit kleiner, bald mit gewaltiger Stoßkraft die Wassermassen in Bewegung setzt und jene Mannigfaltigkeit der Wasserwellen hervorruft, die der großen Mannigfaltigkeit der Luftströmungen entspricht. Ja, von allen Bewegungen auf der ganzen Erdkugel, die zu 72 Prozent vom Meere bedeckt ist, sind die Meereswellen die verbreitetsten aller Oberflächenformen, und diese Formen sind besonders in der neuesten Zeit zum Gegenstand hochinteressanter Studien gemacht worden. Hatte bereits Marsigli im achtzehnten Jahrhundert das systematische Studium der Wellen begonnen und haben die weiteren fortgesetzten Studien manche neuen interessanten Resultate gezeitigt, so sind, zumal im letzten Jahrzehnt, durch die Photogrammetrie die Studien über die Wellenbewegung in höchst bemerkenswerter Weise gefördert worden. So hat Professor Laas durch sein Verfahren, das man auch als Stereophotogrammetrie bezeichnen könnte, an Bord des großen fünfmastigen, kürzlich leider gescheiterten und zerstörten Hamburger Segelschiffes „Preußen" Aufnahmen ge-



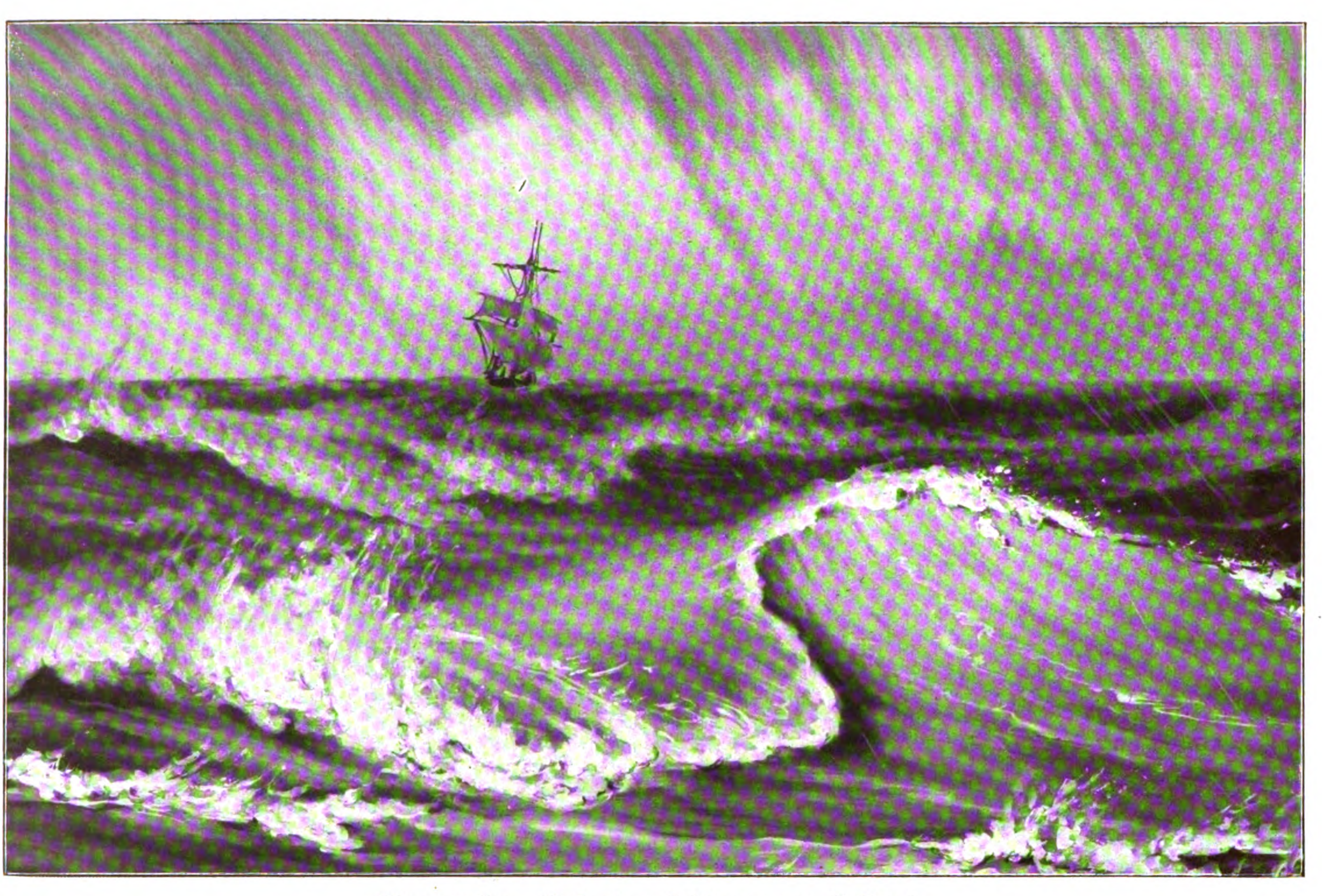
Küste im Mondlicht

liefert, an denen nicht nur die Höhe und die Länge, sondern auch die Form der Meereswellen aufs genaueste zu ermitteln möglich gewesen ist.

Wenden wir uns zunächst unter Berücksichtigung auch der früheren Ergebnisse der angestellten Forschungen den erzielten Resultaten zu, so muß im allgemeinen gesagt werden, daß durch die Messungen die alte übertriebene Vorstellung von außerordentlich großen Wellenhöhen zu Fall gebracht ist. Je genauer die Messungen wurden, um so mehr schrumpfte die Höhe der Wellen zusammen. Von turmhohen und haushohen Wellen wird zwar noch immer viel gesprochen, aber es gibt wohl auch unter Vielgereisten nur wenige, die Wellen von mehr als 12 Meter Höhe gesehen haben. In den gewöhnlich befahrenen Gebieten erreichen die Wellen verhältnismäßig selten Höhen über 6 Meter, und solche über 10 Meter Höhe gehören schon zu den Ausnahmen. Es muß indessen darauf hingewiesen werden, daß die Höhe der Wellen auch nicht in allen Meeren die gleiche ist. Sie ist um so bedeutender, je tiefer das Becken ist, je unbehinderter die Fläche von den Winden bestrichen werden kann, je weniger salzig und je weniger schwer das Wasser ist und je leichter es darum den atmosphärischen Strömungen nachgibt. So wird bei gleichgroßer Oberfläche das Wasser des Oberen Sees zu höheren Wellen erhoben als das einer Meeresbucht, die gegen die offene See durch Inseln und Sandbänke abgesperrt ist. Ebenso müssen bei gleichem Salzgehalt die engeren Becken die kürzeren und minder hohen Wellen darbieten. Die Wellen des Kaspischen Meeres sind darum gar nicht zu vergleichen mit den Wellen des Mittelmeers, die ihrerseits wieder an Höhe weit von den Wellen des Nordatlantischen Ozeans übertroffen werden, und die letzteren erreichen wiederum niemals die Höhe der Wellen des Antarktischen Meeres, das sich über eine ganze Erdhälfte ausbreitet.

Was die Breite der Wellen angeht, das heißt den Abstand von Wellental zu Wellental, so sind die verschiedenen Beobachter nicht zu denselben Resultaten gelangt. So hat der französische Schiffsleutnant Paris bei einer Höhe von 3,2 Metern eine Länge von 79 Metern gemessen, also das Verhältnis 25:1 festgestellt. Man hat aber auch Längen zwischen 300 bis 400 bei Höhen von 10 bis 11 Metern nachgewiesen, so daß Otto Basching mit seiner Behauptung ungefähr das Richtige getroffen haben dürfte, daß die Wellenlänge das Dreißig- bis Vierzigfache der Wellenhöhe betrage. Man würde also Längen bis 400 Meter erreichen bei etwa 10 Meter hohen Wellen. Die Geschwindigkeit variiert zwischen 11 und 12 Metern für die Sekunde oder 21 000 bis 24 000 Meilen für die Stunde. Man wird sich diese Schnelligkeit am besten vorstellen können, wenn man sich daran erinnert, daß 47 Meilen in der Stunde oder 24 Meter in der Sekunde 87 Kilometern entsprechen, der Schnelligkeit eines Expreßzuges. Vergleicht man die Schnelligkeit der Wogen mit der des Windes, so behauptet man, daß letzterer $1^1/_3$ bis $1^1/_2$mal schneller vorwärts schreitet als die von ihm getriebenen Wogen. Dieser Punkt bedarf allerdings noch weiterer Aufklärung durch Messungen und Studien. Von Wichtigkeit ist es auch, zu wissen, bis zu welcher Tiefe sich die Wellenbewegung von bestimmter Höhe verbreitet. Das Problem interessiert nicht nur die unterseeische Telegraphie, sondern seine Lösung würde auch noch eine Menge andrer theoretischer und praktischer Fragen aufklären. Bis heute ist die Tiefe, bis zu der die Wellenbewegung noch nachweisbar ist, auf das Dreihundertfünfzigfache der Wellenhöhe berechnet. Das käme bei einer Höhe von 10 Metern einer Wirkung bis in die Tiefe von 3500 Metern gleich. Ob die Bewegung des Wassers wirklich in so große Tiefen hinabreicht, mag bezweifelt werden. Sicher nachgewiesen hat man eine Wirkung bis in 200 Meter Tiefe.

Bisher ist nur von solchen Wellen und Wogen die Rede gewesen, die unter dem Einfluß des Windes stehen. Zu diesen Windwellen kann man auch noch die sogenannten Dünungen zählen, die nach Abflauung des zum Sturm angewachsenen Windes in gleichmäßigen Abständen von ganz regelmäßiger Form majestätisch heranrollen und Schiffe stundenlang zu einem taktmäßigen, selbst für Seeleute höchst unangenehmen Hinundherpendeln veranlassen.



Sturmwellen. Nach einer Zeichnung von E. Romin



Überkippende Meereswelle

Ganz anders in ihrer Entstehung sind die Wogen, die durch Erdbeben oder vulkanische Ausbrüche auf dem Meeresboden entstehen. Viele der großen und plötzlich auftretenden Wellen, die an der Westküste Südamerikas Verwüstungen und großen Verlust an Menschenleben verursacht haben, gehören hierher. Gewöhnlich hat es an Beobachtungen gefehlt, aus denen man auf den Herd der Störung hätte schließen können, aber wahrscheinlich ist bei hohen Wellen der Ausgangspunkt nicht sehr weit entfernt gewesen. In einem bemerkenswerten Falle lagen die Verhältnisse umgekehrt. Der Ausgangspunkt war bekannt und die Entfernung, die die entstandene Welle zurücklegte, konnte in ziemlich befriedigender Weise verfolgt werden. Dies war der große Ausbruch in der Sundastraße im August 1883, wobei an Ort und Stelle der größere Teil der Insel Krakatau verschwand und an den benachbarten Küsten Javas und Sumatras durch die ungeheure Welle, die sie verwüstete, nahezu 40000 Menschen ihr Leben verloren. Die Aufzeichnungen von selbsttätigen Flutmessern und Einzelbeobachtungen machten es möglich, die Wellen, die von diesem Ausbruch herrührten, auf weite Entfernungen zu verfolgen.

Diese Wellen hatten eine große Länge; die Kämme trafen in Zwischenzeiten von etwa einer Stunde ein, bewegten sich mit einer Geschwindigkeit von zirka 350 Meilen und waren also auch ungefähr um diesen Betrag voneinander entfernt. Die am Kap Horn aufgezeichneten Wellen waren unzweifelhaft durch den Ausbruch verursacht und legten 7500 und 7800 Meilen an beiden Seiten des Südpolarlandes zurück. Sie waren nur 5 Zoll (13 Zentimeter) in Höhe über dem mittleren Meeresspiegel, während die an den Plätzen in Südafrika, in einem Abstand von 5000 Meilen von der Ausbruchstelle, beobachteten Wellen 1 bis 2 Fuß hoch waren, die ursprünglichen langen Wellen von unbekannter Höhe aber vermutlich nicht über 10 bis 15 Fuß (3 bis $4^1/_2$ Meter).

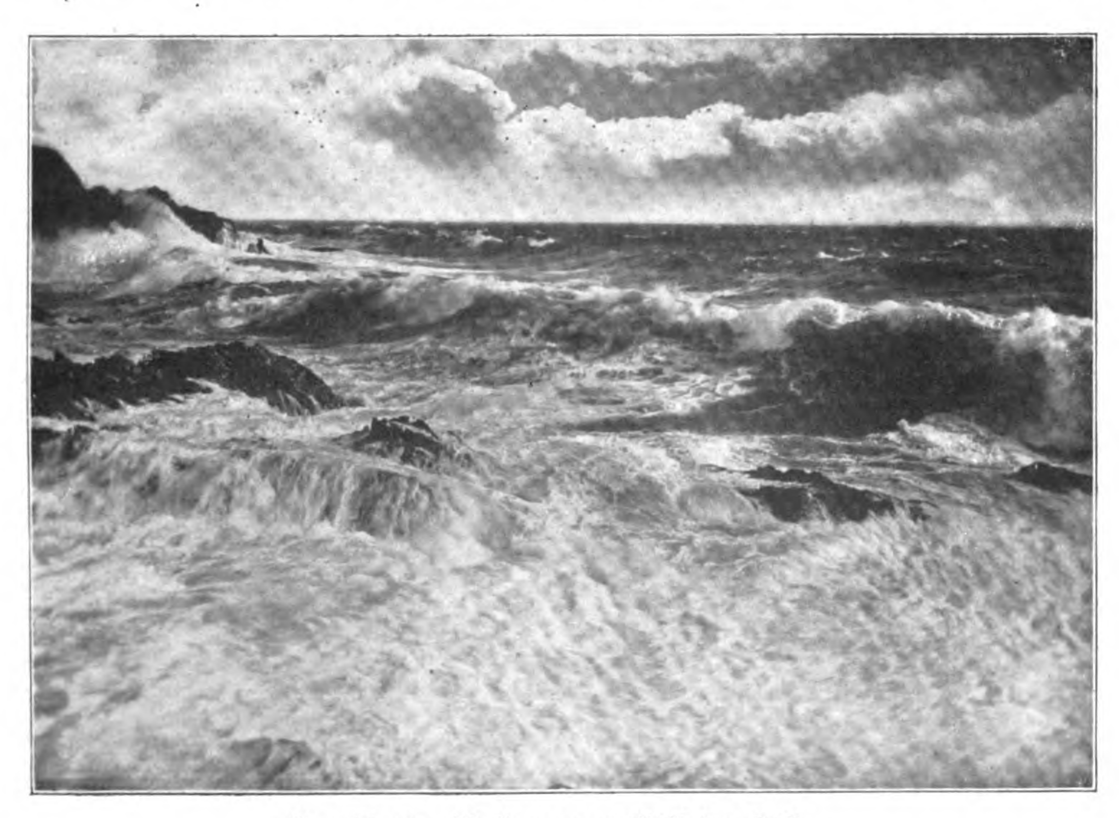
Dies ist die erste derartige Gelegenheit gewesen, die Entfernungen zu untersuchen, bis zu denen sich große Wellen fortpflanzen können; aber da eine Katastrophe wie diese im Wiederholungsfalle auch von einem ähnlichen Verlust an Menschenleben begleitet sein dürfte, wollen wir hoffen, daß sich zu unsern

Lebzeiten keine zweite Gelegenheit bietet, so interessant auch die Bearbeitung der vielen Begleiterscheinungen an sich gewesen ist.

Welches sind nun die Wirkungen der Wellen und Wogen? Wir sehen hier von ihrer Bedeutung für die Nautik ab, lassen dabei den Kampf, den sie unaufhörlich mit jenen zu führen hat, unberücksichtigt und beschäftigen uns zunächst mit der segenspendenden Seite ihres Einflusses. Denn, so sonderbar es auf den ersten Blick erscheinen mag, auch diese verheerende Naturkraft kann sich als Segenspender erweisen. Einmal wird durch die Wogenbildung die Berührungsfläche zwischen Wasser und Luft beträchtlich vergrößert, so daß dem Meereswasser dadurch die günstigste Gelegenheit geboten wird, den Sauerstoff der Luft in sich aufzunehmen.

Je reichlicher aber der Sauerstoffgehalt des Wassers ist, um so günstiger gestalten sich die Bedingungen für die Entwicklung des tierischen Lebens im Meere. Sie sind am günstigsten da, wo durch intensivste Vermischung von Wasser und Luft die Sauerstoffabsorption am kräftigsten ist, also in der Brandungszone. In der Tat sehen wir auch, daß zum Beispiel die riffbauenden Korallen gerade in dieser Zone ihre üppigste Entwicklung nehmen und ihre größte Mächtigkeit erreichen, während sie in dem ruhigen Wasser, das zwischen dem äußeren Rand des die meisten Inseln im Korallenmeer umsäumenden Wallriffes und der Küste vorhanden ist, leicht absterben.

Eine zweite Wirkung der Meereswellen ist der Wassertransport. Wo der Wind mit ziemlicher Gleichmäßigkeit aus einer vorherrschenden Richtung über weite Gebiete des Ozeans zu wehen pflegt, wie es zum Beispiel in den Passatregionen der Fall ist, da entwickeln sich unter seinem Einfluß mächtige Meeresströmungen, die von allergrößtem Einfluß auf die Wärmeverteilung auf unsrer Erde sind. Verdanken wir doch die günstigen klimatischen Verhältnisse Westeuropas lediglich dem gewaltigen Golfstrom, der wie eine großartige Warmwasserheizung die atlantischen



Verebbende Wellen an zerklüfteter Küste

Küsten Europas bespült und das Gedeihen einer üppigen Vegetation, die Möglichkeit dichter Besiedlung und die Entwicklung einer hohen Kultur noch in den gleichen nördlichen Breiten gestattet, wo auf der amerikanischen Seite des Atlantischen Ozeans das Land unter einer Hunderte von Metern mächtigen Eisdecke begraben liegt und nur wenige Eskimos von Robbenjagd und Fischfang kümmerlich ihr Dasein fristen.

Die dritte Wirkung der Wellenbewegung schließlich führt uns auf den großen Kampfplatz, auf dem seit Jahrmillionen sich der gewaltigste Kampf abspielt, den die Geschichte unsres Planeten seit der Kondensation des Wasserdampfes kennt, der Kampf zwischen dem festen und dem flüssigen Element, zwischen Festland und Meer. Dieser Kampfplatz ist die Brandungszone der Steilküsten, der Schauplatz der Klippbrandung. Hier löst die in unermüdlicher Wiederkehr gegen die Felsen donnernde Brandungswoge ein Sandkörnchen nach dem andern aus dem festen Gestein los, unterhöhlt die Uferfelsen, bringt sie schließlich zum Einsturz und verwendet die Trümmer wieder als neue Angriffswaffen.

Stets geht das flüssige Element als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervor, denn als ungleichen Kampf, sagt Otto Basching, muß man es bezeichnen, wenn der Felsen durch seine Härte nur passiven Widerstand zu leisten vermag, während der aggressive Teil, die Brandungswelle, immer neue Wassermassen heranwälzt, die der Felsmauer Stöße zufügen, deren Druck man zu mehr als 30000 Kilogramm auf den Quadratmeter gemessen hat.

Am wirksamsten erfolgt die Zerstörung der Steilküsten durch die Brandungswellen dort, wo ein allmähliches Vorschieben der Strandfläche landeinwärts durch eine sogenannte positive Strandverschiebung erfolgt, sei es, daß diese durch ein Ansteigen des Meeresspiegels oder durch ein Sinken des Landes zustande kommt. Die Brandungswelle schneidet dann, landeinwärts fortschreitend, selbst die höchsten Gebirge von ihrem Unterbau ab und hinterläßt als Resultat solcher „Abrasion“ eine flach ansteigende Ebene, die mit den zerkleinerten Trümmern des ehemaligen Gebirges bedeckt ist. Erst die genaue geologische Untersuchung solcher Abrasionsflächen läßt dann erkennen, daß man es dort mit dem Grundgerüst eines ehemaligen Gebirges zu tun hat, das, größer und höher als heute die Alpen, sich einst an der Stelle dieser Ebene erhob, aber im Laufe vieler Jahrtausende den stetig an seinem Fuß nagenden Wogen des Meeres zum Opfer fallen mußte.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheinen uns die durch die jetzige Land- und Wasserverteilung gegebenen großen Züge im Antlitz unsrer Erde nicht mehr als etwas Unveränderliches. Schon aus alten Karten, besonders aus solchen, die wir als zuverlässig erkennen, was bekanntermaßen nicht immer der Fall ist, indem ja viele Kartographen die Darstellungen ihrer Vorgänger gläubig übernehmen, wissen wir, daß sich in historischer Zeit gelegentliche Änderungen in der Gestaltung der Küstenumrisse vollzogen haben. Erst am Maßstab geologischer Zeiträume gemessen aber erkennen wir, daß unsre heutigen Landkarten keine Gültigkeit für spätere Zeiten haben können, sondern gewissermaßen aufzufassen sind als die Momentphotographien von dem wechselnden Antlitz der Erde.







Unsterbliche Geliebte

Von

Hermann Kienzl, Berlin

„Der Mann macht das Werk, aber die Frau macht den Mann." Von einer modernen Schriftstellerin (Mite Kremnitz) stammt das Wort. Eine Frau, die selbst zu den Schaffenden gehört, gerät nicht in den Verdacht, daß sie den Anteil des weiblichen Geschlechts an der geistigen Produktion unterschätze. Gerade in unserm Zeitalter regen die Frauen auf den Gebieten der Kunst und auch der Wissenschaft ihre Kräfte; nachdem man sie jahrhunderte-, jahrtausendelang auf enge Pflichten beschränkt, vom Kampf der Wagen und Gesänge ausgeschlossen hatte. Nicht bloß der politische, auch Schillers „ästhetischer Staat" war ein Männerstaat. Zwar einzelne Frauen erwarben sich in allen Zeiten Lorbeerkränze; die Namen der griechischen Sappho, der Nonne Roswitha, der Staël, der George Sand, der George Eliot, denen sich heute viele hervorragende Zeitgenossinnen der Ellen Key anschließen, weiß jeder Gebildete zu würdigen. Dennoch ist getrost unter Beweis zu stellen, daß der geistige Bau der Menschheit nicht um Zolleshöhe niedriger wäre, wenn niemals eine Frau den Griffel des Dichters und den Pinsel des Malers geführt hätte — von der Skulptur, der Tondichtung und der Baukunst ganz zu schweigen. Selbst in der Kunst also, die am innigsten der Frauenseele verwandt ist, und die wir uns allegorisch nie anders denn als weibliche Gestalt verkörpern, haben weibliche Hände nichts Unentbehrliches geschaffen. Aber alle große männliche Kunst stammt aus dem Urquell des andern Geschlechts . . .



Charlotte von Stein
Aus Könneckes Bilderatlas. Original im Besitze des Freiherrn von Stein auf Kochberg

Geheimnisvoll wie die Menschwerdung

ist die künstlerische Zeugung, und jedes Kunstwerk dankt sein Dasein der Geschlechtsliebe. Diese Liebe mag dem Künstler bewußt oder unbewußt sein, sie mag ihm die Harmonie seliger Erfüllung oder die wehmutvolle Sehnsucht nach dem Fernen, sie mag ihm Enttäuschung, Todesleid, Trotz oder Haß verleihen, heißen Sinnenbrand oder ein sanftes Glück der Morgenröte: sie, sie allein ist der schöpferische Urtrieb. Im Künstlerischen ist, ganz im Gegensatze zum physiologischen Vorgange, das Weibliche zeugend, das Männliche empfangend. (Es gilt auch von der doppelgeschlechtlichen Natur des Individuums.) Der Künstler gebiert, doch das Weib, die Liebe mußte ihn befruchten.

Das Weib macht den Mann... Ibsen sagt es mit andern Worten: „Ein Weib ist das Mächtigste auf Erden, und in seiner Hand liegt es, einen Mann dahin zu leiten, wo Gott der Herr ihn haben will." — Was wir allein schon um Goethes willen den Frauen zu danken haben, vergißt Schopenhauer in seinem Weibhasse. Und doch wirkt auch in diesem Künstlerphilosophen (nicht minder in August Strindberg, der die blutigste Weiberpeitsche schwingt und sich immer wieder verheiratet . . .) die Sehnsucht nach dem Ungefundenen, der Groll des Einsamen. Nur die furchtbaren Greueltaten und Torheiten im Kampfe der Geschlechter, nicht das Gesetz, wonach jeder junge Tag der Nacht, alle Klarheit dem Chaos entsteigt, begreift Pascal, wenn er Weib und Liebe für die düstersten Blätter der Weltgeschichte verantwortlich macht. („Wäre die Nase der Kleopatra kürzer gewesen, so hätte sich die ganze Oberfläche der Erde verändert.") Diese Einseitigen fluchen gleichsam dem Gottesgedanken um der Religionskriege willen. Wenn das Schicksal nicht Charlotte von Stein in Goethes Leben geführt hätte, wir besäßen nicht „Tasso", „Iphigenie" und „Wilhelm Meister"; Lotte Buff schuf, ohne Wissen und Willen, in der Dichterseele „Werthers Leiden", das arme Herz der Friederike Brion die Sesenheimer Lieder, Minchen Herzlieb die Ottilie der „Wahlverwandtschaften". Nie wäre ohne Mathilde Wesendonck Richard Wagners „Tristan und Isolde" entstanden. Ja, selbst Praxiteles und Apelles hätten ihre Meisterwerke nicht geschaffen, wären Phryne und Lais nicht gewesen... Modelle also? Wer es denn glaubt, daß einer die Göttin der Liebe in leuchtenden Farben, in wonnigen Formen berauschend erstehen lassen könnte, ohne selbst ein Trunkener zu sein! „Meine ganzen Gedichte sind mein ganzes Leben," sagt Lenau; und Goethe: „Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte."



Charlotte Buff
Aus Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg. Pastellgemälde im Besitze von Lottes Enkel Georg Kestner, Dresden

Eine der merkwürdigsten Bestätigungen des notwendigen Zusammenhanges zwischen dem Weibe und der Dichtung des Mannes zeigt die Entstehungsgeschichte der „Wahlverwandtschaften". Daß die Ottilie das treue seelische und körperliche Abbild von Minchen Herzlieb ist, steht außer allem Zweifel. Zug für Zug stimmt überein. Die Laune Apollos wollte es, daß der Dichter in dem Sonett „Epoche" genau den Tag, den 29. November 1807, einschrieb, an dem der Achtundfünfzigjährige in Liebe zu Minchen, der Ziehtochter des Fromannschen Hauses in Jena, entflammte. Wir wissen aber, daß Goethe die Motive, ja das genaue Schema zu den „Wahlverwandtschaften" schon im Sommer 1807 entworfen hatte, ehe er noch an Minchen dachte. Damals ließ er das Werk ruhen. Sein Dämon wartete ab, daß ihn das Erlebnis schöpferisch machen werde ... Wie das Entstehen der „Wahlverwandtschaften", wie das des „Werther", so war auch die Geburt des „Torquato Tasso" der Abschluß einer Liebe; und diesmal das Abreagieren höchster Leidenschaften. Augen ohne Seele sehen ein verzerrtes Bild der Charlotte von Stein. Was sie in Wahrheit gewesen, verkünden deutlicher und unverfälschbarer das Bekenntnis des „Tasso" und der Gedichte an Lida und die Wandlung des Dichters, sein Wuchs in den Stürmen und im Sonnenschein der großen Liebe seines Lebens:

> Lida, Glück der nächsten Nähe,
> William! Stern der schönsten Höhe,
> Euch verdank' ich, was ich bin.



Mathilde Wesendonck. Gemälde von C. Dorner
Aus Richard Wagner. Von Julius Kapp. Verlag Schuster & Loeffler, Berlin

Unlöslich ist die Beseelung des schöpferischen Künstlers durch das Weib mit seinem Schaffen verbunden: ob ihm etwa auch nichts gegönnt wäre als das Phantom seiner Träume (Kleist, Stifter), von der mächtigsten der Leidenschaften in ihm nichts andres lebendig wäre als die Rastlosigkeit des Suchens oder ein zerstörender Kampf gegen die Innen- und Außenwelt (Byron, Bürger, Hölderlin, Lenau) oder der Haß des Betrogenen (Musset, Strindberg). Petöfis unvergänglich schöne Etelkalieder sprossen aus dem Grabe eines fünfzehnjährigen Mädchens ... Vieltausendfältig ist das Verhältnis von Mann und Weib, und wie nicht eines Menschen Antlitz dem irgendeines andern gleicht, sowenig gleicht eines Menschen Liebe völlig der eines andern. Individuell verschiedenartig ist das Bedürfnis eines Schaffenden nach dem Bestand oder dem Wechsel der Liebesquelle, der Quelle seines Schaffens. Petrarca hat der nie geküßten Laura durch einundzwanzig Jahre die treuen Sonette gesungen und dann noch zehn Jahre über ihren Tod getrauert, bis seine Dichtkraft

mit seiner Liebeskraft erlosch. Goethe dagegen hätte nicht der große Magier des Menschenherzens, der unerreichte Bildner der uns beglückenden Frauengestalten werden können, wenn nicht sein Dämon ihn immer aufs neue der neuen Leidenschaft entgegengeworfen hätte.

Ibsen, der am tiefsten in das Geheimnis der Weibnatur und der Liebe eindrang, schrieb seinem Herzen das Epitaph:

> Erst Verlorenes wird Erworbnes;
> Ewig lebt dir nur Gestorbnes.

Das Liebesleben, das mit schmerzhaftem Pfluge die Fruchterde dieses Einsamen furchte, hielt er der Mit- und Nachwelt sorgsam verschleiert. Wir wissen dunkel von einer Dame in München, die sich vergiftete, und diese Spur leitet zu „Hedda Gabler". Wir wissen ferner, daß die Hilde Wangel des „Baumeister Solneß", die kleine Prinzessin, Züge trägt von einem Wiener Mädchen, das mit seiner dreisten Jugend dem Alternden den Duft eines späten Frühlings entgegentrug. Aber ein andres Erleben wirkte unendlich tiefer. Es reicht zurück bis zu dem Jahre 1856, in dem Ibsen Susanne Thornsen die Hand zum Ehebunde reichte, es wurde damals schon (in der „Nordischen Heerschau") das Motiv seiner Dichtung und blieb es bis zum letzten Werke („Wenn wir Toten erwachen"): der Mann, der zwischen zwei Frauen steht. An Marie, die Schwester seiner Frau, ist das Gedicht „Mit einer Wasserlilie" gerichtet. Das junge Mädchen lebte in der Dresdner Zeit in Ibsens Hause, kehrte dann plötzlich nach Norwegen zurück und starb bald nach ihrer Heimkehr (1874). Zweiundzwanzig Jahre später entstand „John Gabriel Borkman", und in diesem Drama sagt Ella Rentheim: „Du hast das Liebesleben in mir gemordet." „Wenn wir Toten erwachen" ist die Reue des greisen Dichters. Das Entsagen war das Gebot seiner innersten Natur, die ihm das Leben gestaltete, wie sein Schöpfergeist es brauchte.



Minchen Herzlieb
Nach einem Ölgemälde von Louise Seidler
Aus Otto Berdrow, Frauenbilder. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Begreifen wir, daß das Genie sein Dämon zwingt, sich Lebensbedingungen zu schaffen, die jenseits liegen vom „Gut und Böse" der Allgemeinheit. Kein Freibrief dem törichten Lüdrian, der sich genialisch gebärdet! Was ein Mensch an Freiheiten sich erfordern darf, darüber entscheidet seine Eigenart, und die kann uns nur sein Werk beweisen. Wollten wir es denn tugendhaft beklagen, daß Goethe, in Treulosigkeit getreu, aus vielen Blumen den Saft und den Duft sog, die nun ewig aus seinem Lebenswerke quellen? Fürchten wir nicht den Fluch der Lächerlichkeit, wenn wir Bürger, den ein wütendes Geschick in die wahnsinnige Leidenschaft zur Schwester seiner Frau verstrickte, um seiner herzblutgetränkten Mollylieder willen bloß gnädig „verzeihen"? Der Philister mag das Sprüchlein finden: „Bürger hat gebüßt, was er gefehlt hat;" doch wer eines Dichterherzens Schlag mitzufühlen weiß, hat Ehrfurcht vor seinem Unglück, das von seinem Wesen und seiner Schöpfung nicht zu trennen ist. Mit moralischen Traktätlein hätte man, noch so rechtzeitig, E. T. A. Hoffmann und Christian Dietrich Grabbe schwerlich gebessert, Naturen, die sich großartig verschwendeten. Otway, der großzügige englische Dramatiker des sieb-

zehnten Jahrhunderts (durch Hofmannsthals Neudichtung der Tragödie „Das gerettete Venedig“ bekannt), mußte, um die kristallenen Frauenwesen seiner Sehnsucht dichten zu können, schmachvoll an eine buhlerische Schauspielerin gefesselt sein. Er verdarb an ihr, er starb im Elend. Hätte es anders kommen können: er wäre nicht der Schöpfer seiner Werke gewesen. Denn auch im Unberechenbaren ungewöhnlicher Naturen geschieht, was geschehen muß. „Die Leidenschaft bringt Leiden.“ Das Goethewort steht über dem Golgatha der Dichter. Denn ein Dichter ohne Leidenschaft, das wäre ein Tag ohne Sonne, ein See ohne Wasser. Phöbus Apollo kann nur den Sterblichen wecken, den Aphrodite — und wär's im Traum! — geküßt hat. Die Erde dampft. Erdenlust fliegt sonnenwärts, wird erhabene Geisteslust. Diese Apotheose ihrer Liebe und ihres Wesens wurde den Frauen zuteil, die in die Lebensbahnen der Dichter und Künstler traten. Am seltensten dann, wenn sie im eiteln Triebe dieses Los suchten; aber immer, wenn sie auch nur in flüchtiger Zeit mit ihrer Hingebung oder ihrer Zaubermacht die Seele eines Schaffenden erfüllten. Das Schicksal der von den Dichtern geliebten Frauen scheint oft sehr beklagenswert. Selbst der brave Ehemann Robert Prutz tut also Buße:

Dichterfrauen müssen manches dulden,
Manchen Irrtum, manch Verschulden,
Wenn die stürmischen Gedanken
Niederwerfen fromme Schranken.

Wilder weht der Sturm und peitscht die Wogen um den Kahn, darin ein ruheloser Dichter sein Liebstes sich entführt. Mag sein, daß die nächste Stunde den Untergang bringt, oder daß das liebende Weib den Treulosen nach andern Küssen lechzen, nach neuer Erlösung begehren und ihr entfliehen sieht. Wer kundig ist im Leide einer ver-



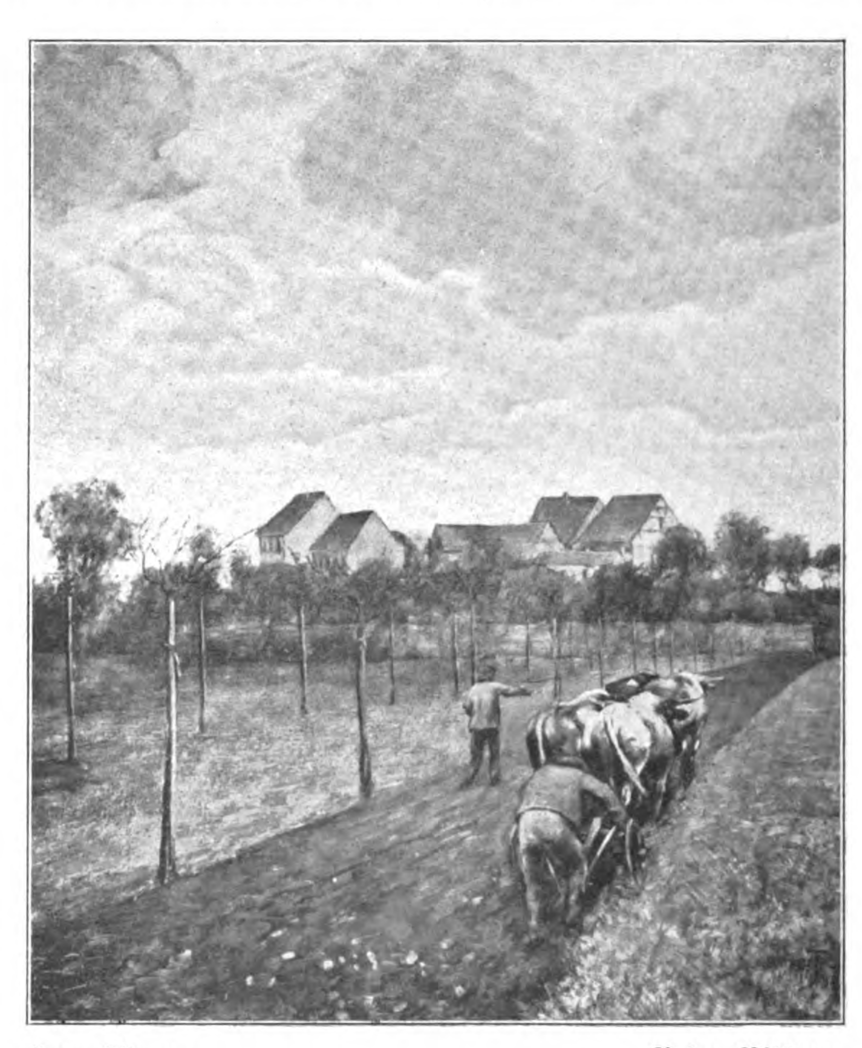
Frau Susanne Ibsen
Aus Rudolph Lothar, Ibsen (Dichter und Darsteller. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig)

lassenen Frau, der wird Charlotte von Stein nicht darum schmähen, daß sie, in Bitterkeit ihres eignen Geschicks gedenkend, über die schwere Erkrankung der Gattin Schillers schrieb: „Wie leid tät' sie mir, wenn sie stürbe. Und doch würde ihr wohler sein als in der unnatürlichen Existenz mit einem schönen Geist." Gab es dem zerbrochenen Herzen der Friederike von Sesenheim Balsam, daß die Nachwelt auf ihren Grabstein schreiben konnte:

Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh —

Nein. Oder sind sie, die geliebten Frauen der Dichter, erfüllt von ihrer Sendung? Begreifen sie, daß des Meisters Werk ihnen lohnt? Beschämen sie mit hohem Opfersinn den Spötter, der das Wort „Kunstdünger" geprägt hat?

„Auch ein Klaglied zu sein im Mund des Geliebten, ist herrlich." Es gab solche priesterlichen Frauen. Die meisten aber liebten, ohne zu fragen. Sie kühlten brennende Stirnen, sie labten durstende Lippen und taten trefflich gute Werke damit. Weil sie liebten.



Hans Thoma — Beim Pflügen



Der König trinkt! Nach einem Gemälde von J. Jordaens





KULTUR DER GEGENWART



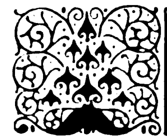


LITERATUR

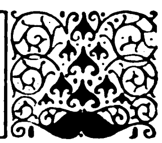
Brehms Tierleben zählt zu den keineswegs zahlreichen wissenschaftlichen deutschen Büchern, die als Zierden unsrer Prosaliteratur gelten müssen. Über den wissenschaftlichen Nutzwert dieser wunderschönen und großartigen Naturgeschichte, anerkanntermaßen des ersten Werkes seiner Art, nicht nur in der deutschen Forschung, sondern in der naturwissenschaftlichen Weltliteratur, steht das Urteil der ungeheuren Leserwelt seit mehr als einem Menschenalter fest. In mehr als einer Viertelmillion Abdrücken verbreitet, in zehn Sprachen übersetzt, ist Brehms Tierleben ein Buch von kulturgeschichtlicher, dauernder Bedeutung, ein Ruhmestitel deutscher Wissenschaft und Darstellungskunst. Namentlich in stilistischer Hinsicht ist dieses Werk von jeher geradezu vorbildlich erschienen für die in Deutschland leider so seltene Vereinigung von gründlichem Wissen und künstlerischer Sprache. „Nur die schöngeschriebenen Werke leben fort," so lautet ein Ausspruch Rankes über die geschichtliche Literatur. Er gilt ohne Ausnahme von der gesamten wissenschaftlichen Schreiberei. Nicht allein oder überwiegend seine wissenschaftliche Bedeutung hat Brehms Tierleben zu einem der liebevoll gehegten Schätze vermögender deutscher Häuser gemacht, denn die Wissenschaft von gestern gilt schon den Lesern von morgen als überholt, als Irrtum. Nein, Brehms Tierleben, dessen wissenschaftlicher Wert in jeder neuen Auflage durch die Benutzung aller Fortschritte der Tierforschung auf der für ein solches Werk selbstverständlichen Gegenwarthöhe gehalten wird, verdankt seine Geltung als Lieblingsbuch jedes Tierfreundes, ja als eines der beliebtesten Lesebücher von Zehntausenden deutscher Familien zum größten Teil seinen künstlerischen Eigenschaften, die bei der in Deutschland so seltenen Einsicht in das Wesen der Kunstprosa weit mehr dumpf gefühlt als öffentlich anerkannt werden. — Otto zur Strassen hat die neue, vierte Auflage, als deren erster Band der erste Teil der Vogelreihe erscheint (Leipzig, Bibliographisches Institut), bearbeitet und schickt dem Werke ein Vorwort voraus, das nicht ohne Widerspruch bleiben darf. Er wendet sich gegen Alfred Brehms „psychologische Vermenschlichung des Tieres" und schreibt den stolzen Satz nieder: „Heutzutage wissen wir, daß es mit der Intelligenz der Tiere schwach bestellt ist, daß fast alle ihre bewunderten Leistungen sich auf einfachere Art: durch assoziative Einprägung der ihre günstigen und schädlichen Erlebnisse begleitenden Umstände, zumeist sogar als angeborene Instinkte begreifen lassen." Unwillkürlich denkt man an Gottfried Kellers spottenden Satz von der überstolzen Wissenschaft, die „wieder einmal einen der höchsten Gipfel erreicht hat". Heutzutage wissen wir — o nein, heutzutage vermuten wir, und vielleicht wird schon der Bearbeiter der fünften Auflage von Brehms Tierleben ein ganz andres heutzutagiges Wissen verkünden.



Fritz Mauthner



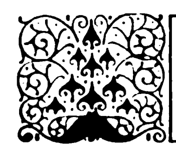
KULTUR DER GEGENWART



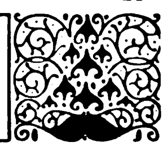
Zum Glück hat Otto zur Strassen sein vermeintliches „Wissen“ nicht dazu mißbraucht, den prächtigen alten Brehm, dessen wissenschaftlicher Standpunkt noch von sehr hervorragenden heutigen Tierforschern und von unzähligen feinen Beobachtern in der Tierliebhaberwelt geteilt wird, einer seiner besten Eigenschaften zu berauben: der liebevollen Versenkung in die Wunder der Tierseele. Die Verlagshandlung aber hat diese neue Auflage durch eine Ausstattung bereichert, die das Entzücken jedes Bücher- und Tierfreundes erregen muß. Auf das fortschreitende Werk wird hier noch öfter hinzuweisen sein.

*

Stirbt die Kunst? Lohnt es überhaupt noch, sich mit ihr schaffend, genießend, urteilend abzugeben? Victor Auburtin, ein geist- und kenntnisreicher jüngerer Berliner Schriftsteller, behauptet: „Die Kunst stirbt“ und setzt diese Behauptung als Titel auf ein Büchlein von nur vier Bogen (München, A. Langen), das ernste Beachtung verdient und wahrscheinlich den Anstoß zu einer reichen Literatur über die Frage nach der Zukunft aller Kunst geben wird. „Ich glaube,“ so beginnt Auburtins Schrift, „daß die Kunst stirbt, und will von meinem Glauben in diesem Buche sprechen. Die Kunst stirbt an der Masse und an der Nützlichkeit. Sie stirbt, weil der Boden, den sie braucht, verbaut wurde, der Boden der Naivität und des Wahnes. Ich glaube fest, daß wir in zweihundert Jahren keine Künstler und keine Dichter mehr haben werden. Wohl aber werden wir eine Patentmaschine haben, mit der man in einer Minute sechzig zementene Apollos von Belvedere anfertigen kann.“ Ich teile Auburtins Befürchtung nicht; mache mich anheischig, in einer Gegenschrift von auch nur vier Bogen das Gegenteil mit annehmbaren, ja überzeugenden Gründen zu beweisen; halte aber trotzdem Auburtins Grabgesang auf die Kunst für eine verdienstvolle Tat, weil sie den Leser zum Nachdenken über die letzten Fragen der Kunst zwingt. Dabei wird er bald den Kernfehler der Auburtinschen Beweisführung entdecken: er nimmt Voraussetzungen, Tatsachen, Zustände als erwiesen an, die es ganz und gar nicht sind, oder er zieht aus halbwahren Behauptungen immer den einen Schluß: Also stirbt die Kunst. „In allen Bezirken der Kunst sehen wir schon heute die Symptome des kommenden Todeskampfes. Nämlich zum Beispiel: in die Kunstausstellungen geht kein Mensch von gesunden Sinnen mehr hinein (?). Zu Tausenden laufen die Künstler ins Kunsthandwerk hinüber, zeichnen Plakate, entwerfen Teppichmuster. Lyrische Bücher liest niemand mehr (?). Die Theater geben Ibsen, Hebbel und Shakespeare auf und werden zu Possenhallen umgebaut. Das Epos starb längst. Auf dem Gebiet der erzählenden Kunst wird das wenige und letzte Gute durch den Wust der Schundlektüre und der Dutzendromane überwuchert.“ Also stirbt die Kunst? — Daß Tausende von Künstlern Plakate und Teppichmuster zeichnen, ist ja ein Segen für die Kunst und — für das Kunstgewerbe der Plakat- und Teppichzeichnerei. Tausende laufen hinüber, aber die Kunst freut sich dieser Fahnenflucht der Vielzuvielen: die wenigen, die nicht hinüberlaufen, treiben dann eben reine Kunst. — Lyrische Bücher liest niemand mehr? Nie stand die echte, die große Lyrik, die Lyrik Goethes, Mörikes, Storms, Meyers, Kellers, höher in der Liebe der Gebildetsten — und auf die Gebildetsten kommt es hier wie allenthalben in Sachen der Kunst an — als in unsern Tagen. Daß die Lirumlarumlyrik niemand mehr liest, beweist ja gerade den Aufstieg unsers Kunstverständnisses. Er komme nur, der jenen Größten gleiche, oder ähnliche Lyriker, und er kann seiner Gemeinde von Zehntausenden — freilich nicht von Hunderttausenden — sicher sein. Der Erfolg Liliencrons, der denn doch um mehr als eine Stufe unter jenen Größten stand, beweist dies schlagend. — „Die“ Theater sollen Ibsen, Hebbel und Shakespeare aufgeben? Nicht daß ich wüßte. Weil ein einzelnes, schlechtgelegenes, überflüssiges Theater in Berlin sich Hebbels Namen anmaßte und bald zur Schwankbühne wurde, die aber auch nicht gedieh, wird Ibsen, Hebbel und Shakespeare noch



KULTUR DER GEGENWART



nicht von „den“ Theatern aufgegeben. — Und daß die Kunstausstellungen uns nicht mehr aufregen — ja, gibt es ein erfreulicheres Zeichen für das sich hebende Kunstverständnis, als daß man die Kunstwidrigkeit der Aneinanderreihung von einigen Kilometern bemalter Leinwand einzusehen beginnt?

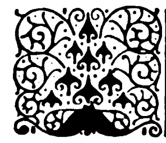
*

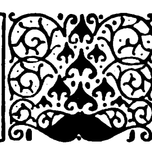
Von Fritz Mauthners Wörterbuch der Philosophie erscheint der zweite, abschließende Band (Georg Müllers Verlag in München) und treibt, nein, zwingt mich zu einer allgemeinen Betrachtung über den Rang dieses Schriftstellers in unsrer wissenschaftlichen Welt. Die zünftige Sprachwissenschaft und Philosophie behandelt Fritz Mauthner größtenteils noch immer mit der nur in Deutschland möglichen blöden Überhebung: der Mann gehört nicht zur Wissenschaft. Einzig in Deutschland gilt nämlich für „Wissenschaft“ nur die vom Staat abgestempelte, und ich übertreibe oder spitze nicht boshaft zu, wenn ich ausspreche, der Universitätsprofessor hält nur sich und seinesgleichen für echte Mitglieder der wissenschaftlichen Welt, also nur solche Forscher, die vom Staat ein festes Gehalt samt Wohnungszuschuß beziehen und die Anwartschaft auf ein Ruhegehalt besitzen. Der freie Schriftsteller, er mag ein langes Leben der wissenschaftlichen Forschung gewidmet haben, ohne das Entgelt einer Staatsbesoldung, er mag noch so Hervorragendes für die von ihm behandelte Wissenschaft geleistet haben — er gilt dem überflüssigsten Privatdozenten, dem leistungslosesten Professor als ein Bönhase, denn er ist nicht fest angestellt, bezieht keinen Wohnungszuschuß und ermangelt jeder Aussicht auf ein Ruhegehalt. Daß Fritz Mauthner es an Wissen in sprachlichen und philosophischen Fragen mit den allermeisten festangestellten Professoren der allgemeinen Sprachwissenschaft und der Philosophie mindestens aufnimmt, daß er fast alle zünftigen Gelehrten dieser Fächer an Eigenheit und Tiefe des Forschens bei weitem übertrifft, beweisen seine Beiträge zur Kritik der Sprache, beweist noch siegreicher sein Wörterbuch der Philosophie. Es ist eine auf die Dauer zum öffentlichen Ärgernis ausartende Kulturlosigkeit, eine ganz subalterne Auffassung vom wahren Wesen des wissenschaftlichen Betriebes, wenn die festangestellte Gelehrtenzunft in Deutschland einem Forscher und Darsteller wie Fritz Mauthner nicht freudig den Rang anweist, der einem so hervorragenden, uneigennützigen Diener der Wissenschaft in jedem andern großen Kulturlande längst zuteil geworden wäre. Man denke an die Nichtprofessoren Carlyle, Macaulay, Stuart Mill, Darwin, Renan, Taine und stelle sich vor, mit welcher zünftlerischen Verachtung man jene erlauchten Geister in Deutschland behandelt hätte, wenn sie zwar die Ehre genossen hätten, große deutsche Forscher und Schriftsteller zu sein, nicht aber zugleich fest angestellt, eines Wohnungszuschusses teilhaftig und eines staatlichen Ruhegehaltes sicher gewesen wären. Immer wieder muß an den albernen Dünkel erinnert werden, mit dem die philosophischen Fakultäten in ganz Deutschland einst auf Schopenhauer, den „Nichtfestbesoldeten“, hinabzusehen sich erdreisteten. Rühmlich sind solche Erinnerungen für unsre Fakultäten nicht, und gelernt haben diese bis heute nichts daraus. Eduard Engel



GESUNDHEITSPFLEGE

Seekrankheit! Ein Wort des Schreckens für die Unglücklichen, die es aus Erfahrung wissen, daß es eine geheime Beziehung zwischen ihrer Menschennatur und dem Locken der Wogenschaukel der Urmutter See gibt, und für alle, welche, zum ersten Male den Boden „ohne Balken“ betretend, abwarten, wie ihr Körper sich zu dem Auf und Ab, dem Hin und Her der rollenden Wiege verhalten wird! Ein Wort voll wissenschaftlicher Probleme wegen des lange noch nicht genügend aufaufgehellten Mechanismus dieser eigentümlichen Reaktion des Leibes (Erbrechen auf Gleichgewichtsschwankungen) und ein Wort des leisen Spottes für jene, denen die Natur es erspart hat, wegen des biß-

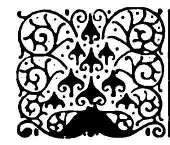




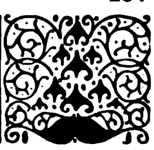
chen Schaukelns ihr Inneres gleichsam nach außen zu kehren.

In der Tat, die Seekrankheit ist eine rätselvolle Krankheit. Das Erbrechen, dies stoßweise Leerpumpen von Magen und Darmanfang durch die Bauchpresse und den Zwerchfelldruck, die rhythmisch den Magendarmballon wie die Fäuste einen Gummiball auspressen, ist eine gewiß merkwürdige Antwort auf rein mechanische Bewegungsstörungen. Denn die Entleerung der Eingeweide pflegt sonst nur bei direkter Reizung der Magennervenfasern oder des Gehirns durch Gifte oder mechanische Belastung einzutreten; hier aber erscheint es als ausgelöst durch ungewohnte Bewegungen, die nichts mit dem Verdauungsapparat zu tun haben. Gewiß ist es paradox, daß der Mensch sich freiwillig Bewegungen aussetzt, für die er nicht oder unvollkommen von der Mutter Natur ausgestattet ist; sie war gleichsam nicht darauf gefaßt, daß ihr Sorgen- und Lieblingskind so tollkühn werden würde, sich freiwillig zeitweise den Boden unter den Füßen wegzuziehen und mit Wellen und Winden (Aeroplan!) ein Spiel zu wagen. Diese Nichtanpassung des Menschen an die extremsten Gleichgewichtsstörungen ist also sicherlich die eigentliche Ursache der Seekrankheit. Zum Belege ziehen wir e contrario sogleich die eigentümliche Tatsache heran, daß kein Vogel, kein Säugling und kein Neugeborener seekrank wird, die ersteren, weil die Natur sie in der Tat für Gleichgewichtsparadoxien eingestellt hat, und die beiden andern, weil sie eben noch vom Mutterleibe her durch Eigenbewegung und Bewegungdulden, später durch Wiegen, Schütteln und Heben im Steckkissen für schnelle Lagewechsel noch soeben angepaßt waren. Daraus würde folgen, daß auch der Erwachsene in der Lage sein muß, die Krankheit durch Übung zu überwinden; die Pausen dieser großstieligen Turnübungen dürfen nur nicht allzu große sein. Das beweist die Geschichte fast aller Seemänner, die ihren Tribut an den Wassertyrannen schon längst hinter sich haben. Noch andre Glückliche allerdings sind von der Natur von vornherein „schwebungsfähig" eingestellt, sie sind gleichsam immun gegen das Gift rhythmischer Gleichgewichtsstörungen. Was schützt die einen, was reißt die andern fort? Die Stille einer prachtvollen Meerfahrt auf „Gertrud Woermann" gibt mir die Gelegenheit, über dies Leiden zu plaudern.

Es ist nichts andres möglich, als anzunehmen, daß die rhythmisch schwebende, stoßende, ruckende und prallende Gleichgewichtsstörung etwas enthält, das nur der Erzeugung der Elektrizität durch Reibung vergleichbar ist. Die gleichmäßigen Schläge etwa des Fuchsschwanzes über die bekannte Harzplatte (Physik unsrer Schulstuben!) erzeugen schließlich auch erhebliche elektrische Ladungen. Ähnlich fügt Stoß auf Stoß, jedes Auf und Ab des Schiffes Reiz auf Reiz in unsre Nervenleitung, diese allmähliche Ansammlung von mechanischen Spannkräften führt schließlich zu einer Art „Explosion". Das ist meines Erachtens der theoretische Sachverhalt. Reizung des Brechnerven (Nervus vagus) oder seiner Telephonzentrale im Gehirn durch irreguläre Pendelschwingungen. Es liegt in der Natur jeder Nervenerregung, daß gewisse Widerstände einen Teil der Reize von ihrer Schwelle fernhalten, erst das Überschreiten dieser „Reizschwelle" führt zu jener Explosion, die man gemeinhin „Reflex" nennt. Seekrankheit ist der Reflexschluß am Brechzentrum durch rhythmische Reizungen. Diese Reizungen könnten von den Eingeweiden, vom Gehirn, vom Auge, vom Ohrinnern, von den Muskel- und Ortssinnen, ja von der Seele selbst ausgehen, und wir verstehen mit einem Male, daß die Seekrankheit so vielgestaltig sein kann, wie es Reizmöglichkeiten des Brechzentrums gibt, daß also die Seekrankheit eigentlich gar nichts mit See oder Wasser zu tun hat, sondern nur mit rhythmischen Gleichgewichtsverschiebungen, wie sie auch beim Fahren (Eisenbahn), Rutschbahn, Schaukel, Kamelreiten, Aeroplan und so weiter entstehen kann. Der Nervus vagus ist der Brechnerv. Er kann durch die rhythmischen Stöße des im Schädel allzu beweglich gelagerten Gehirns mechanisch gereizt werden, daher: 1. Seekrankheit wegen Schwingungsstößen am Brech-



KULTUR DER GEGENWART



nervenaustritt aus dem Gehirn. Durch zu lange Aufhängebänder des Magens und der Därme Wackeln der Eingeweide und Reizung der Enden des Brechnervens: folglich 2. Seekrankheit durch Pendelbewegungen der Eingeweide. (Das ist auch der Grund des Nichtrückwärtsfahrvermögens in der Eisenbahn mancher Individuen.) Die Unterleibsorgane (Leber, Gebärmutter, Dickdarm, Blase) sind abnorm beweglich oder zu schwer. Ihre rhythmischen Stöße reizen gleichfalls die Brechnervenenden: also 3. Seekrankheit durch Pendeln der Unterleibsorgane.

Unser Unterleib hat überhaupt eine Art von Gleichgewichtssinn (bei Katzen enthält das Bauchfell Millionen von Nerven und Gleichgewichtstastkörperchen), was beim Schaukeln am unangenehm schneidenden Gefühl in der Schamgegend auch uns bemerkbar wird. Die Ganglien des Bauchfells machen rhythmisch erschüttert die Vorbereitung zum Reflexkrampf am Brechzentrum, daher 4. Seekrankheit durch Reizung des Bauchgleichgewichtsgefühls.

Solch ein Gleichgewichtsgefühl liegt auch in der Tiefe des knöchernen Gehörganges, von wo direkt der Ortssinn dirigiert wird; rhythmische Reizungen dieser mit Lymphe gefüllten „Halbzirkelkanäle" lösen im Brechzentrum den Reflexkrampf aus: also 5. Seekrankheit durch Reizung der Nerven des Orientierungsapparates in den Halbzirkelkanälen des Ohrs. Die Erschütterung des Gehirns selbst kann ferner durch dauernde rhythmische Bewegungsstöße zu einer plötzlichen krampfartigen und extremen Blutleere des Gehirns führen (Alberts Hämmerversuche am Tierschädel). Extreme Blutleere ist aber identisch mit Reizung der Lebenskerne des Nervus vagus, der gleichzeitig Brechnerv ist. 6. Ferner Seekrankheit durch reflektorische Blutleere des Gehirns als Folge der rhythmischen Erschütterung des Gehirns selbst oder der Reizung des Augennerven. Solche Gefäßkrämpfe können aber auch von der Haut von den Gefäßnerven selbst ausgelöst werden. Nehmen wir dazu noch die Fälle, bei denen allein Furcht und Abscheu Erbrechen erzeugen, so haben wir die stattliche Anzahl von etwa acht bis neun verschiedenen Gründen der Seekrankheit angeführt. Daraus folgt unmittelbar, daß es kein universelles Mittel gegen die Seekrankheit geben kann, ein Mittel, das gegen jede Form der Seekrankheit schützen könnte, weil von zehn seekranken Menschen jeder aus einem andern Grunde seekrank werden kann und ein Heilmittel sich unbedingt nicht nur an die Symptome, sondern an die letzten Ursachen wenden muß, um zuverlässig zu sein.

Ein meisterhafter Kenner der Seekrankheit müßte allerdings imstande sein, in jedem Falle herauszufinden, welche der angeführten Ursachen im Einzelfalle vorliegen, und müßte danach seine Maßnahmen treffen.

Davon das nächstemal.

Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich



Ellen Key, die warmherzige Verfechterin der Frauensache, solange sie Weibessache im engsten Sinne ist, ist endlich nach vielen Wanderjahren ansässig geworden. In Alvastra, einer der schönsten Gegenden Schwedens, hat sie vom Staate ein Grundstück gepachtet, auf dem sie sich ein eignes Heim errichten konnte. Es liegt auf einem Berge in der Nähe des Wettersees, inmitten herrlichen Waldes. Ruhe, Abgeschlossenheit, innigste Naturnähe — die höchsten Güter für den geistig Schaffenden — sind ihr nun mit diesem Heim beschieden. Bei der feierlichen Eröffnung wurden auch die testamentarischen Bestimmungen der Besitzerin verlesen, wonach nach ihrem Tode das Haus als Erholungsstätte für Arbeiterinnen zu dienen hat. Der Bau präsentiert sich als ein merkwürdig breitgestrecktes Haus im modernen Landhausstil, mit einem Anklang an nordische Motive, in seiner Gesamtwirkung frei, vornehm und ruhig.

Die vielumstrittenen Werke Ellen Keys haben wohl zu gleichen Teilen begeisterte

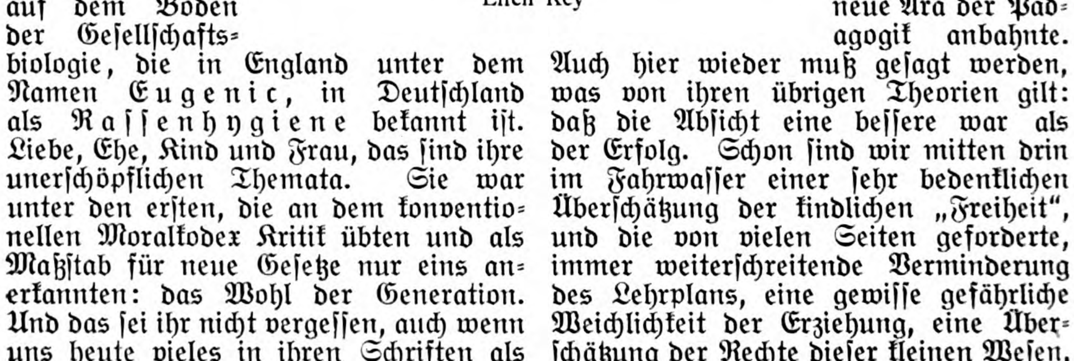




Anhängerschaft und scharfe Opposition gefunden. Ihre Stellungnahme zur Frauenbewegung hat eine der freiesten Denkerinnen der Zeit, Hedwig Dohm, als Reaktion bezeichnet. So begreiflich die Stellungnahme Ellen Keys gegenüber gewissen Auswüchsen des Suffragettentums erscheint, so sehr schießt sie doch manchmal übers Ziel hinaus und verwickelt sich in schwer zu lösende Widersprüche. Einerseits will sie die Persönlichkeit der Frau entfaltet wissen, anderseits macht sie Front gegen das intellektuelle und berufliche Streben der Frauen, ohne welches doch von einer wirklichen Festigung der Persönlichkeit nicht die Rede sein kann. Auf dem Grunde ihrer Ablehnung ruht aber ein edles und durchaus berechtigtes Motiv: sie fürchtet die Gefahren, die aus einer Erweiterung der Frauentätigkeit den wichtigsten Zielen des Geschlechtes erwachsen könnten. Hier steht sie durchaus auf dem Boden der Gesellschafts-



Ellen Key



biologie, die in England unter dem Namen Eugenic, in Deutschland als Rassenhygiene bekannt ist. Liebe, Ehe, Kind und Frau, das sind ihre unerschöpflichen Themata. Sie war unter den ersten, die an dem konventionellen Moralkodex Kritik übten und als Maßstab für neue Gesetze nur eins anerkannten: das Wohl der Generation. Und das sei ihr nicht vergessen, auch wenn uns heute vieles in ihren Schriften als überwunden anmutet und ihre Stellung zur Frauenfrage als beengt erscheint. Ihre vom edelsten Optimismus, gleichzeitig aber von einer gefährlichen Überschätzung der menschlichen Natur getragenen ethischen Leitsätze haben ihr den Namen einer „Verführerin der Jugend“ eingetragen, trotzdem sie ihre Lehren nur unter dem Vorbehalt persönlicher, seelischer Arbeit derer, die sie begreifen, ausgab. Was ihr vorschwebt, ist ein auf dem Boden der Sozialisierung der Gesellschaft erwachsender Individualismus, eine Anschauung, die gleichzeitig ein demokratisches und ein aristokratisches Ideal anerkennt und die sie mit den Besten der Zeit teilt. Auf dem Gebiete der Erotik tritt sie durchaus für die Freiheit der persönlichen Auslese ein, und ihr Ziel ist immer wieder das Kind. Sie war es, die das Schlagwort vom „Jahrhundert des Kindes“ in Umlauf setzte und die damit eine ganz neue Ära der Pädagogik anbahnte. Auch hier wieder muß gesagt werden, was von ihren übrigen Theorien gilt: daß die Absicht eine bessere war als der Erfolg. Schon sind wir mitten drin im Fahrwasser einer sehr bedenklichen Überschätzung der kindlichen „Freiheit“, und die von vielen Seiten geforderte, immer weiterschreitende Verminderung des Lehrplans, eine gewisse gefährliche Weichlichkeit der Erziehung, eine Überschätzung der Rechte dieser kleinen Wesen,



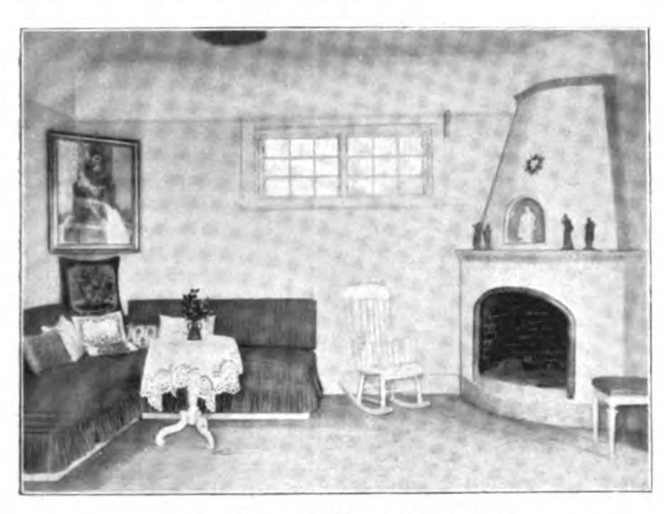
KULTUR DER GEGENWART



eine Verminderung der von ihnen verlangten Pflichterfüllung, das alles ist nicht zum mindesten auf die liebe, gute, warmherzige Ellen Key — Europas weise Tante, wie sie einmal genannt wurde — zurückzuführen. Gebührt ihr das Verdienst, als eine der ersten die Gesamtschule der Knaben und Mädchen gefordert zu haben, so sind wir doch wieder zur Opposition genötigt da, wo sie zum Beispiel den Segen der Krippen



Ellen Keys Villa in Alvastra



Wohnzimmer im Hause Ellen Keys

„Wahlfreiheit“ in den Gegenständen haben, die sie sich anzueignen wünschen. Und doch findet sie gleich darauf wieder goldene Worte da, wo sie dazu mahnt, die Kinder zu lehren, „all die unzähligen Unnötigkeiten zu verabscheuen, die jetzt das Leben entstellen und verkünsteln, sie zu lehren, dasselbe zu vereinfachen und seine großen Werte zu suchen“. Mit ihren Vorträgen hat Ellen Key viel Aufsehen erregt, war aber damit, wie ich fürchte, nicht immer der guten Sache dienlich; denn ihre Propaganda gewisser Zukunftsideale vor

und Kindergärten — gegenüber ausschließlicher Familienerziehung — nicht anerkennt, oder wo sie eine weit über das Ziel schießende Freiheit für die Kinder verlangt — so die von den auf diesem Gebiet wirkenden Reformatoren seitdem zum Prinzip erhobene Schule, in der nur „spielend“ gelernt wird und in der die Kinder durch Prüfungen und Forderungen an ihr Vorwärtskommen nicht „belästigt“ werden und auch



Waldterrasse am Hause Ellen Keys



KULTUR DER GEGENWART



großen Massen mit der Materie wenig vertrauter Menschen hatte etwas Unproportioniertes. Der Vorkämpfer ferner und komplizierter Entwicklungsziele muß auf populäre Tagesagitation verzichten. Er muß sich beschränken, zu dem nächsten Kreis der einigermaßen „Informierten“ zu sprechen, und ruhig warten, wie die Spirale seines Wirkens in immer breiteren Windungen sich kundgibt, darauf vertrauend, daß durch diesen vermittelnden Vorgang nach und nach doch der Boden des Volksbewußtseins erreicht wird. Das große Verdienst dieser warmherzigen Denkerin ist, daß sie als eine der ersten die große Bedeutung des Mutterschutzes erkannt hat. Als Künstlerin hat sie die Gemüter dort erobert, wo sie ihre unvergleichlichen Menschenbilder schuf. Sie hat die Lebensgeschichten Rahel Varnhagens und des Ehepaares Barrett-Browning, die der staunenden Nachwelt den Anblick einer vollendeten Ehe vollendet gleichwertiger, höchster Geister boten, lebendig vor unsre Augen gestellt. Mit ihrer tiefen Menschenliebe, mit ihrer innigen Andacht vor der Persönlichkeit ist sie bis in die letzten und feinsten Motive dieser Schicksale eingedrungen. Ihr warmes Weibtum sichert ihr vor allem, im Verein mit ihrem philosophischen Forschergeist, den Platz der Verehrung, den sie in ihrer Heimat sowie in all den Ländern, in deren Sprachen ihre Werke übersetzt wurden, bei einer Gemeinde der Besten besitzt.

Grete Meisel-Heß



KUNSTGEWERBE

Man beginnt von einer Reaktion im Kunstgewerbe zu sprechen. Wohl begriffen, nicht nur von einem Stillstand, bereits von einer Rückentwicklung. Wie ist das zu verstehen? Ganz einfach so: die Mode hat wieder einmal über die Gesinnung, der spielende Subjektivismus wieder einmal über die objektive Vernunft gesiegt. Nicht auf der ganzen Linie, wohl aber hie und da und jedenfalls in einem bereits peinlich empfundenen Grade. Vielleicht wäre es klüger, solche Niederlage dessen, was wir die moderne Bewegung nennen, vor dem großen Publikum zu verheimlichen; indessen all die Probleme, um die es sich hier handelt, sind für die Konsumenten nicht minder wichtig als für die Produzenten. Die Käufer haben ein Recht zu hören, wie der Kampf um die neue Qualität und den neuen Stil nun eigentlich steht und wie er ausgehen dürfte. Ist es doch im Grunde so, daß die Entscheidung dieses Kampfes, den man heute beinahe einen Bruderkrieg nennen möchte, viel weniger bei den Aktiven liegt als bei denen, die aus eignem Recht und ob des klingenden Tauschwertes annehmen oder ablehnen können. Wenn die Käufer die Reaktion nicht mitmachen wollen, werden die spitzfingerigen Artisten ihre Phantasie umsonst angehetzt haben. Es ist darum ebenso gerecht wie klug, die Urteilsprechung über die neuesten Modeausbrüche denen zu überlassen, die den metaphysischen Urgrund aller architektonischen Gestalt und jeder gewerblichen Form darstellen.



R. Riemerschmid: Künstlerische Zweckform

Es gilt zu fragen: Hausfrau, wollen Sie wieder die faltige Portiere, den staubschweren Betthimmel, die Quasten und Troddeln am Sitzmöbel, die Fülle des plastischen Schmuckes an den Schränken, gedrehte Stuhlbeine und Tischfüße, die sich wie Farnwedel winden? Es gilt zu fragen: Hausherr, wollen Sie wieder zum Nachkömmling der französischen Ludwige werden, möchten Sie abermals, daß Ihre Räume wie reduzierte Schlösser und gerupfte Boudoirs diverser Antoinetten ausschauen? Oder möchten Sie nicht doch lieber, wie es eben erst wieder begriffen und geleistet wurde, auch künftig-



KULTUR DER GEGENWART

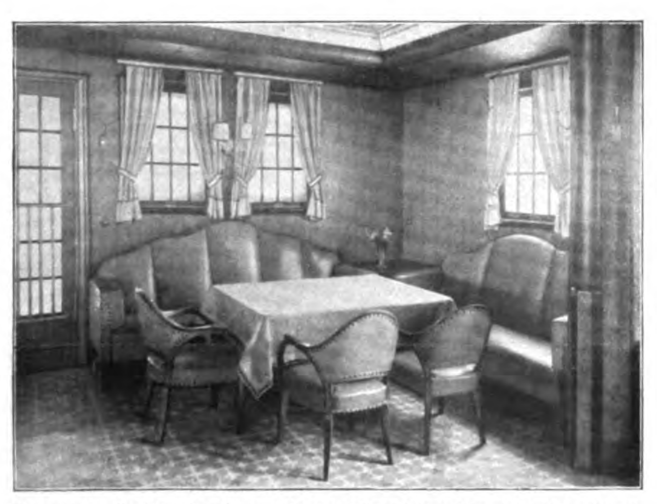


hin etwas von der Logik und dem nüchternen Rhythmus des modernen Lebens aufzuweisen haben? Es gilt zu fragen: Soll die Eisenkonstruktion wieder durch korinthisches Blattwerk verbrämt werden, soll die historische Maske wieder das Antlitz der Gegenwart abdämpfen? Das ist es und das allein: etliche Künstler haben, da sie sich unproduktiv fühlten, in den Schubfächern der Stilgeschichte gekramt und haben dabei entdeckt, daß es ganz wahrhaftig noch etwas gibt, was bisher nicht nachgemacht wurde: 1850. Sie heben ihr Fündlein mit koketten Fingern und servieren es mit gespreizter Damenhaftigkeit. Sie tänzeln als raffinierte Ästheten und lächeln ob solch plumper Dogmen wie derer von der Zweckmäßigkeit, von der Sachlichkeit und von der architektonischen Organisation des bürgerlichen Lebens im zwanzigsten Jahrhundert.

Es wird jetzt darauf ankommen, ob dies bürgerliche Leben bereits stark genug wurde, sich den Atavismus in tapezierlichen Orgien und ornamentewütigen Paroxysmen zu verbitten, oder ob das deutsche Bürgertum noch einmal an den plundrigen, wenn auch schick kandierten Resten aristokratischen Verfalles sich wird überessen müssen. Mag nun das eine oder das andre geschehen, zuletzt bleibt der Sieg dessen, was die vergangenen zehn Jahre heiß erstrebten, gewiß und unaufhaltsam. So widerspruchsvoll und borniert ist die Geschichte nicht, daß sie dauernd ein Nebeneinander von Heute und Gestern zulassen würde. Einmal triumphiert das Heute über jede Reaktion. Einmal wird der Rhythmus, den die Technik, der Schnellverkehr, das Automobil, das Luftschiff, die Ferntelegraphie und tausend andre gigantische Leistungen der Logik in das Hirn und in die Nerven der Menschen einbrannten, alle spielerischen Episoden überwinden. Einmal, vielleicht schon morgen, platzen die artistischen Seifenblasen; eben dann, wenn die Konsumenten den Maßstab für alle Dinge in sich selber fanden.

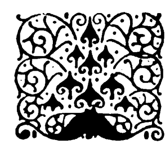


Irgendeiner der Architekten, die 1850 zur Mode machen möchten

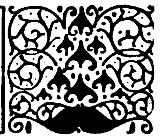


Bruno Paul: Rauchsalon auf dem Lloyddampfer „Washington". Vernünftig, sachlich, charaktervoll

Daß die Vernunft inzwischen ihren Weg zu finden weiß, davon berichtet das Programm der für 1912 in München geplanten bayrischen Gewerbeschau. Sie



KULTUR DER GEGENWART



wird eine Prüfung dessen, was Gewerbe, Handwerk und Industrie zu leisten vermögen, keine Ausstellung, sondern ein Markt. Man will nicht dem seit der ersten Darmstädter Ausstellung vielbewährten Prinzip des kompletten Raumes folgen, nicht ganze Zimmer, sondern einzelne Gegenstände vorführen. Man weiß sehr gut zu schätzen, welche Erziehung zur Kultur durch die Reihe jener nur der Raumkunst dienenden Ausstellungen geleistet wurde; man weiß, daß der Raum das einzige Mittel war, um den Abgestumpften den Wert der Form, des schönen Maßes und des charaktervollen Ausdruckes nahezubringen. Ganz gewiß, wer die edlen Verhältnisse eines Schrankes, die feinen Linien eines Gefäßes kaum zu spüren vermag, der wird doch, wenn er in die Ordnung, in das Fürsichsein, in das abgeschlossene Leben, in die schöne Umgrenzung eines Raumes tritt, bedrängt und besiegt. Der Raum als Ausstellungsprinzip wird sich auch künftig bewähren. Daneben aber soll dem Publikum die weniger amüsante, aber lehrreichere Ausstellungsmethode des Marktes für Einzelstücke zugemutet werden. Das Publikum ist reif genug, jedes einzelne Stück im Zusammenhang zu sehen, jedes Detail nach den Forderungen der Lebensführung, jedes Element nach dem unbeugsamen Gesetz des Räumlichen zu beurteilen. Ohne Zweifel: der Besuch solch einer Messe verlangt ein bereits erwachtes Verstehen dessen, um was es sich bei aller gewerblichen Produktion letzten Sinnes handelt: Qualität des einzelnen und die innere Wahrhaftigkeit und Selbstverständlichkeit eines lebendigen Stiles für das Ganze.

Was wird es nun in München zu sehen geben? Eine Kollektion brauchbarer, einwandfreier, vorzüglich gearbeiteter und zugleich schöner Stühle. Und nach gleichem Prinzip: alles, was zu des Lebens Notdurft und Kultur gehört. Neben den Möbeln Koffer, Taschenuhren, Autolaternen, Telephonapparate, Kochgeschirre, Papierscheren. Diese alltägliche Welt soll dem Ideal einer vernünftigen Schönheit gehorchen, einem Ideal, das in den amtlichen Mitteilungen der kommenden Gewerbeschau also und launig umschrieben wird: „Würden wir es nicht für einen schlechten Spaß halten, wenn uns der Verkäufer in einem Koffergeschäft eine Reisetasche vorlegte, die mit einem Kranz gestickter Röschen und den wohlwollenden Worten: Gute Reise — geschmückt wäre!"

Danach ist es deutlich, welcher Geist die Münchner Gewerbemesse regieren wird. Und es ist wahrscheinlich, daß dieses Unternehmen, das mit der Kunst gar nichts, desto mehr aber mit dem Handwerk und mit der Industrie, mit der Zivilisation und mit Deutschlands Bestand auf dem Weltmarkt zu tun haben möchte, einer der Prellsteine werden wird, die Seiltänzerei der Artisten und die Mattigkeit der Achtzehnhundertundfünfziger zu zerschellen. Robert Breuer



TECHNIK

Die große Hitze, die der Sommer dieses Jahres gebracht hat, war ein guter Prüfstein für die Zuverlässigkeit der Wasserversorgungsanlagen. Gar manche Stadt hat es bitter bereuen müssen, daß sie in dieser Hinsicht nicht genügend vorgesorgt hat. Allerdings ist ja auch nicht zu verkennen, daß die Erfüllung der Aufgabe, gewaltige Menschenmassen, die auf einem kleinen Stück Erde eng beieinander wohnen, hinreichend mit einwandfreiem Wasser zu versorgen, immer schwieriger wird. Die ganze Entwicklung der Großstadt bringt es mit sich, daß an sich viel mehr Wasser pro Kopf der Bevölkerung gebraucht wird als etwa auf dem Lande. Die stärkere Ruß- und Staubbildung zwingt, wie jede Hausfrau weiß, zu verstärkter Reinlichkeitspflege. Leibwäsche, Vorhänge, Tischtücher, Stuben und Fenster, alles muß in der Stadt weit häufiger gewaschen werden als auf dem Lande. Jedes Fleckchen Grün, das sich im Häusermeer erhalten soll, zwingt zu regelmäßigem Sprengen, der Wasserverbrauch für die Straßenreinigung ist weit größer als etwa der Verbrauch an Wasser für die ländlichen

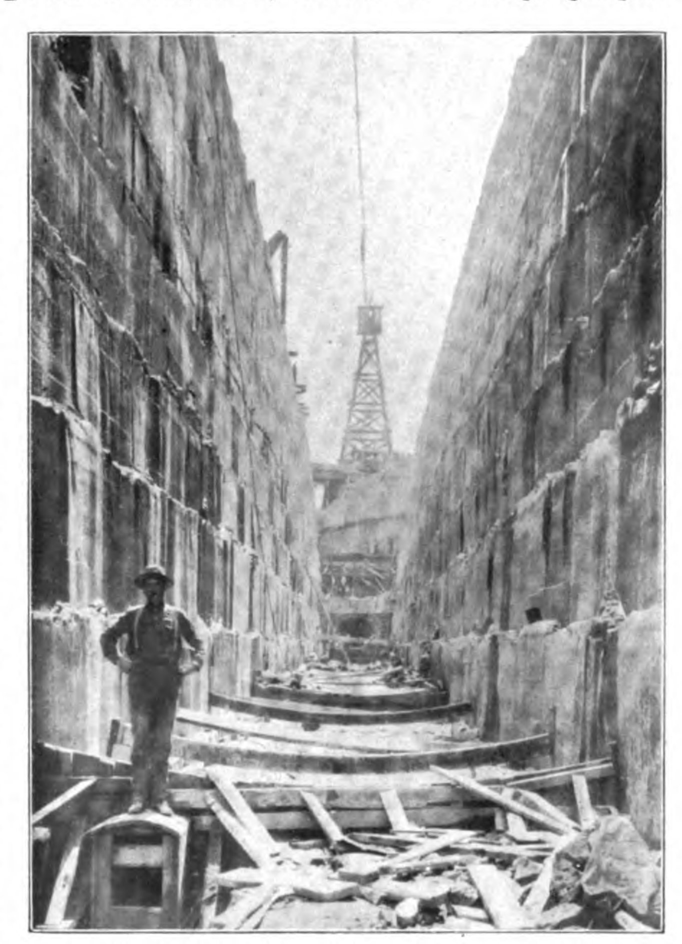


KULTUR DER GEGENWART



Gärten. Besonders schwierig liegen die Verhältnisse bei den an der Meeresküste liegenden Großstädten. Freilich liegen sie fast alle an der Mündung von Flüssen, aber die Verwendung solchen Flußwassers ist selbst bei der besten Reinigung nicht unbedenklich, außerdem erfordern die Reinigungsanlagen sehr große Gelände und ihr Betrieb sehr große Geldausgaben. So hat man sich zum Beispiel auch in der größten Seestadt der Welt, in Neuyork, schon vor langen Jahren dazu entschlossen, das Wasser durch eine lange Wasserleitung aus den zunächstliegenden Gebirgen zu beziehen. Vor jetzt zehn Jahren, 1891, wurde der Croton-Aquädukt in Betrieb genommen, der eine neue Leitung aus dem bereits im Jahre 1842 angezapften Crotongebirge bildete, das etwa 70 Kilometer landeinwärts von Neuyork liegt. Hierdurch wurden der Stadt täglich 1 Million Kubikmeter zugeführt. Aber auch das genügte nicht mehr, um so weniger, als in der Zwischenzeit neben dem eigentlichen Neuyork auch Brooklyn steigenden Bedarf an Wasser empfand, den es der Kosten wegen gemeinschaftlich mit der Nachbarstadt decken wollte.

So entstand der Plan, weil die Erweiterung der Crotonwerke sehr kostspielig geworden wäre, die etwa 180 Kilometer weit entfernten Catskillberge zur Wasserlieferung heranzuziehen. Eine überschlägige Berechnung ergab eine Lieferfähigkeit von etwa $2^1/_2$ Millionen Kubikmeter täglich. Trotz mannigfacher Widerstände in Bürger- und Fachkreisen schritt man zur Ausführung dieses Planes und begann vor nunmehr fünf Jahren mit dem Bau, der ungefähr 162 Millionen Dollar verschlingen wird. Jetzt nähert sich die Anlage ihrer Vollendung, und man muß zugeben, daß sie einzig in ihrer Art dasteht. Es gibt an andern Stellen der Erde wohl Wasserleitungen von noch größerer Länge, aber nirgends eine, die solch ungeheure Wassermengen befördern wird, die daher in der Mächtigkeit der einzelnen Bauwerke vergleichbar wäre. Einen der wichtigsten Teile bildet das Staubecken, das sogenannte Ashokan-Reservoir, mitten im Gebirge gelegen.



Einschnitt der Wasserleitung in eine Bergsohle

Hier wird das von allen Seiten strömende Gebirgswasser zunächst gesammelt. Um dieses Becken zu errichten, mußten ungefähr sieben Dörfer geräumt werden, eine Eisenbahnlinie verlegt und ein Damm gezogen werden. Seine Fundamente gehen bis auf den gewachsenen Fels, damit nicht etwa durch den Druck des Wassers eine Unterspülung stattfindet. Nach seiner Fertigstellung werden hinter

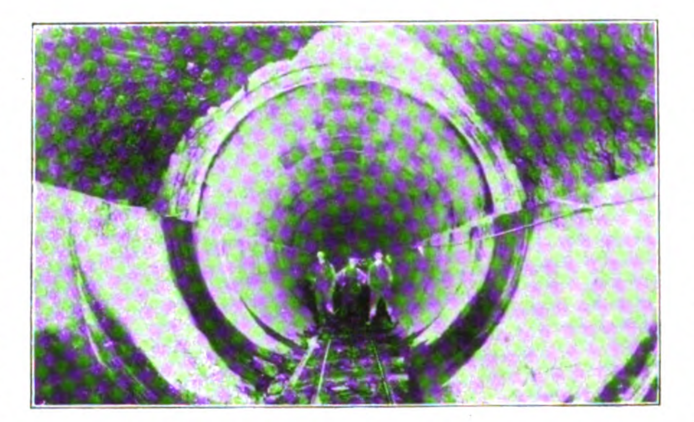


KULTUR DER GEGENWART

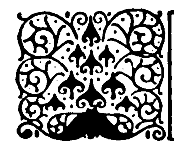


dieser Mauer etwa 500 Millionen Kubikmeter Wasser angestaut werden oder 500 Kubikkilometer. Eine Masse, die genügen dürfte, um sämtliche Häuser von Berlin vom Keller bis zum Dach mit Wasser anzufüllen. Von hier fließt das Wasser dann unter natürlichem Gefälle über eine Strecke von etwa 120 Kilometern bis zu dem Kensico-Reservoir, das bereits vorhanden ist und bisher als Behälter für die ältere Wasserleitung aus dem Crotongebirge diente. Die Leitung selbst ist nun in vielen Teilen ein sehr schwieriges Bauwerk gewesen. Wenn es sich darum handelte, Berge zu überwinden, so bohrte man einfach einen Tunnel. Schlechter war es bei der Überwindung von Tälern oder gar von breiten Flüssen. Und ein solcher, nämlich der Hudson selber, mußte gekreuzt werden.

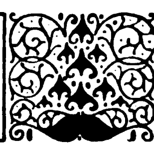
Die technischen Mittel, die über die Schwierigkeiten hinweghalfen, waren verschieden. Wenn irgend möglich, suchte man eine feste Felsschicht auf, dann ging man auf der einen Seite mit einem senkrechten Schacht bis auf die Felsschicht unter die Talsohle, bohrte quer zum Tal einen Querstollen und schuf auf der andern Seite im Berg wieder einen großen Schacht. Nach dem bekannten Gesetz von den kommunizierenden Röhren steigt das Wasser jenseits des Tales ebenso hoch in die Höhe, wie es diesseits gestanden hatte, vorausgesetzt, daß die ganze Rohrleitung dicht ist und dauernd dicht bleibt. Die Erfüllung dieser Forderung ist aber nicht gerade leicht, denn der Druck der gewaltigen Wassermassen auf die Röhren ist sehr bedeutend. Wo man Felsen hatte, war es gut, da konnte man darauf rechnen, daß die Röhren nicht barsten, aber wo durchaus kein Felsen in möglicher Tiefe zu entdecken war, mußte man dazu schreiten, an Stelle des einen großen Rohres mehrere kleine aus bestem Stahl zu verlegen, die dann noch durch verschiedene Hilfsmittel gegen Zerstörung gesichert wurden. Von der Größe der Rohrleitungen selbst, die täglich so ungeheure Wassermassen befördern sollen, geben unsre Abbildungen eine Vorstellung. Eine derselben zeigt einen sehr tiefen Einschnitt, in dessen Sohle die Leitung zu liegen kommt, eine andre eine Tunnelstrecke. Oben sieht man noch das rohe Gestein, während die untere Hälfte schon fertig ausbetoniert ist. Die Größe der Menschen im Bilde ist kennzeichnend für die Größe dieser Wasserleitungsröhren. Ist diese Anlage erst fertig, und man hofft mit Hilfe von einigen tausend Arbeitern bis 1915 fertig zu werden, so wird sie nicht nur die größte, sondern wohl auch die großzügigste und reichlichste Wasserversorgungsanlage darstellen, die auf Jahrzehnte hinaus den Bedarf decken dürfte. Hat doch Neuyork nach Ausweis der Statistik 1910 täglich im Durchschnitt 1 365 000 Kubikmeter Wasser verbraucht. Nach den bisherigen Erfahrungen rechnet man mit einer Steigerung von 55 000 Kubikmetern für den Tag. Die bisherigen Wasserwerke können nun maximal 1 400 000 Kubikmeter liefern, so daß hiernach schon 1912 eine Wasserknappheit sich bemerkbar machen dürfte. Aber sobald das neue Werk fertig ist, wird die Lieferung sofort um 900 000 Kubikmeter gesteigert, und einige Jahre später nochmals um denselben Betrag, so daß in wenigen Jahren weit mehr als das Doppelte der jetzigen Menge zur Verfügung stehen wird.



Tunnelstrecke der Neuyorker Wasserleitung



KULTUR DER GEGENWART



Interessant ist es, daß die Amerikaner bei dieser Anlage sich auch für die Reinigung zum Sandfiltersystem entschlossen haben; man hat nämlich in Amerika jahrelang dieses System nicht besonders geschätzt, man hat insbesondere versucht, es durch chemische Mittel zu ersetzen. Alle möglichen Substanzen sind probiert worden, namentlich um die Bildung von Algen und ähnlichem zu verhüten. Aber fast immer haben sorgsame Beobachtungen ergeben, daß diese Beimischungen, wenn sie ihren Zweck erfüllten, die Qualität des Wassers verschlechterten.

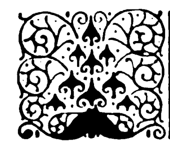
Neben diesem zweifellos sehr vernünftigen, gewaltigen Wasserbau, der durch seine technische und wirtschaftliche Bedeutung die Augen der Allgemeinheit auf sich zieht, haben die Neuyorker, oder richtiger einige Leute in Neuyork, einen andern, finanziell kaum weniger „großzügigen" Plan sich ausgedacht. Man hat nämlich entdeckt, daß die großen transatlantischen Schnelldampfer sich stundenlang an der dem Hafen von Neuyork vorgelagerten Insel Longisland vorbeibewegen. Da nun selbst der schnellste Dampfer noch bei weitem nicht so rasch vorwärtskommt wie ein Eisenbahnzug, so hat man sich gefragt, ob man nicht dadurch Zeit sparen könnte, daß man die Dampfer nicht mehr erst bis nach Neuyork einfahren läßt, sondern weit draußen an der Spitze von Longisland bei Montauk ihnen einen gewaltigen, neu zu errichtenden Hafen baut, den sie mindestens vier bis fünf Stunden eher erreichen können, daß hier die Passagiere und so weiter in die Eisenbahn verladen werden und auf diese Weise wenigstens zwei Stunden eher nach Neuyork gelangen. Man wird nicht behaupten dürfen, daß es unmöglich wäre, diesen Plan auszuführen, aber man wird den Männern von Neuyork recht geben, die die Ansicht vertreten, daß die Ausführung aus mehr denn einem Grunde herzlich unvernünftig wäre. Am Schluß einer langen Seereise spielen zwei Stunden keine so sehr große Rolle; jeder Sturmwind hält einen Dampfer um diesen Zeitbetrag bald heute, bald morgen zurück, die Schnelligkeit der einzelnen Dampfer selbst differiert um weit höhere Beträge, und trotzdem benutzt das Publikum auch die langsameren Schiffe. Ein allgemeines Bedürfnis nach einer so geringen Kürzung besteht also keineswegs. Schließlich ist ein Hafen mit so vielerlei eng verkittet, daß er sich nicht von heute auf morgen beliebig verlegen läßt. S. Hartmann



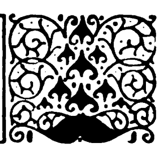
Die moderne Rechtswissenschaft

Als ich vor vierundvierzig Jahren meine Rechtsstudien machte, war die Rechtswissenschaft von der heutigen himmelweit verschieden. Zwar haben alle Wissenschaften in der Zwischenzeit einen außerordentlichen Fortschritt zu verzeichnen, aber bei der Rechtswissenschaft besteht ein Unterschied bis in das Thema, bis in die Grundlage der Forschung hinein; denn wir sprechen heutzutage von einem ganz andern Rechte wie damals, wir führen eine andre Sprache, als sie seinerzeit Vangerow oder Renaud gesprochen haben. Früher gruppierte sich das Zivilrecht, das vor allen andern Fächern einen unbedingten Vorrang hatte, um die Pandekten, das heißt um die Darstellung eines aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Rechtes, das eigentlich, so wie es gelehrt wurde, nie bestanden hatte. Man möchte es für kaum glaubhaft halten, aber es war so.

Die Pandekten hatten zur Grundlage das große justinianische Rechtsbuch, und dessen Hauptteil war eine Sammlung von Auszügen aus Schriften römischer Juristen. Man muß dem Schicksal danken, daß uns diese bedeutungsvollen Bildungen juristischen Geistes hinterblieben sind, denn die Technik des Rechtes hat bei keinem der früheren Völker einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, und die Äußerungen der römischen Juristen sind für uns, wenn auch vielfach überholt, doch im großen ganzen belehrend, sie sind vielfach, wenn auch nicht immer, ein Muster für die Behandlung des Rechtes. Allerdings hatte die römische Jurisprudenz auch ihre großen



KULTUR DER GEGENWART

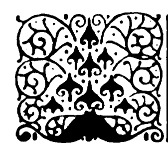


Schattenseiten. Im Sklavenrecht war man von einer oft unerträglichen Härte, denn wenige Völker haben das Sklaveninstitut in so häßlicher Weise gestaltet wie die Römer. So haben sie keinen Begriff von der Heiligkeit der Arbeit, namentlich der Handarbeit, und auch der Landbau war meistens in Sklavenhänden und wurde demgemäß beurteilt. Im Verkehrsrecht standen sie durchaus nicht auf der Höhe der Griechen oder Babylonier, und was namentlich die Schiffahrt und das Schiffahrtsrecht betrifft, so blieben sie in starker Abhängigkeit von den griechischen Völkern. In vielen Punkten bewahrten sie noch einen starken Formalismus, der uns wenig zusagt. Aber was will das heißen gegen die virtuose Art, mit der sie die Rechtsgedanken auseinander legen und aus jedem die entsprechenden Bildungen herausgestalten, wie sie alles in einen Zusammenhang hineinarbeiten, der zwar nicht zu einem System in unserm Sinne, aber doch zu einem bedeutungsvollen Ganzen führt. Die geradezu unersättliche Art, mit der sie die Probleme des Lebens erfassen und sie durch immer neue Schulprobleme bereichern, um ja einen Rechtssatz nach allen Seiten hin durchzubilden, ist bewunderungswürdig; dabei waltet in mächtiger Weise der Grundsatz des guten Glaubens, und neben alledem bewundern wir einen tiefen Ernst und eine ständige Ablehnung alles dessen, was zerfließt und in das Molluskenhafte übergeht. Das Recht steht im reifsten Mannesalter.

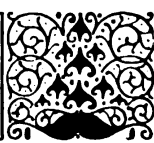
Wäre uns die Darstellung dieser Juristen nur in vollkommener Reinheit überliefert worden! Das ist aber leider nicht der Fall. Als Justinian um das Jahr 530 die Sammlung begann, waren nach der letzten Blütezeit des römischen Rechtes fast dreihundert Jahre verstrichen, die eine starke Veränderung in allen Kulturverhältnissen brachten. Das alte Römerreich erlosch, und in Byzanz lebte das Griechentum von neuem auf, allerdings in greisenhaft entarteter Gestalt. Seit den christlichen Kaisern war eine ganz neue Ideengruppe in das Recht eingezogen, teils infolge der christlichen Lehren, teils infolge der überwiegenden Einflüsse des Orients.

Unterdessen hatte ein Diokletian in Spalato seinen Palast gebaut, war das Grabmal der Galla Placidia entstanden, und Theodosius II. hatte in Byzanz die große Theodosische Mauer gebaut, die wir heute noch bewundern. Im Verkehr mit dem Orient entwickelte sich die Eigenart des byzantinischen Reiches und damit auch das byzantinische Recht. Es ist nicht zu verkennen, daß auch in ihm einige große Ideen obwalteten, allein es fehlte die jugendfrische Art, es fehlte die technische Schulung; die Gabe der wissenschaftlichen Verarbeitung war verloren gegangen. Als nun Justinian die römischen Juristen exzerpieren ließ, schien manches nicht mehr passend; namentlich die abgeschlossene Strenge der Juristen wollte man nicht mehr gelten lassen, und überall suchte man Ventile einzusetzen, die ein fragliches Billigkeitsgefühl, eine Rücksicht auf das individuelle Wähnen und Meinen der Parteien zur Geltung brachten; man scheute sich vor bestimmten Gestaltungen und ließ oftmals das Recht in einen vagen Nebel zerfließen. Wir haben teilweise ihre Ideen, die nicht byzantinisch sind, teilweise byzantinische Grundsätze; neben einer Statue aus der Zeit Hadrians die byzantinischen Figuren von San Vitale oder San Apollinare, und neben das verehrungswürdige Bild des Kaisers Mark Aurel tritt uns die grämliche Figur Justinians inmitten seines Hofstaates entgegen.

Als man nun im elften Jahrhundert wieder zum eingehenden Studium des römischen Rechtes gelangte, wurde das ganze justinianische Sammelwerk als Einheit behandelt, und obgleich es aus Quellen von mehr als fünf Jahrhunderten bestand, so betrachtete man alles als ein Gesetzbuch, und wo sich Widersprüche fanden, da wurden sie mit Gewalt beseitigt und womöglich durch Umdeutung unschädlich gemacht. Diese Richtung der Jurisprudenz aber hielt nicht an, denn das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert war überreich an neuen politischen und rechtlichen Ideen, und namentlich das germanische Recht ließ sich nicht ohne weiteres verdrängen. Die Franken, die Langobarden, die Normannen schufen



KULTUR DER GEGENWART

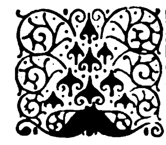


ihre Rechte, und die großen Juristen, die nunmehr auftraten, wußten das römische Recht nach ihrer Weise zu gestalten. Man behielt die Form bei, hauchte aber eine neue Seele ein, und als der große Bartolus im Jahre 1357 in jungen Jahren starb, hatte er einen fruchtbaren Samen gesät, der durch Jahrhunderte hindurch fortwirkte, und nicht nur im bürgerlichen Recht, sondern im Prozeß- und Strafrecht hatte sein Geist gestaltend gewirkt. Mehr oder minder glücklich waren seine Nachfolger, die sich allerdings vielfach in Kasuistik und in einen öden Sammeleifer verloren, bis die Franzosen des sechzehnten Jahrhunderts wiederum auf das rein römische Recht zurückgriffen. Eine Wundergestalt in dieser Beziehung ist Cujaz; mit erstaunlicher Kraft war er bestrebt, das rein römische Recht herzustellen, aber auch er war nicht in der Lage, den Byzantinismus vollständig von dem Römertum auszuscheiden. Eine lange Zeit verkannte Größe, der Jurist Faber, griff schon mächtig ein und suchte, wie kein andrer, die römischen Juristen vom byzantinischen Staube zu befreien.

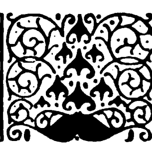
Als im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Savigny seine gewaltigen Werke schrieb, war die Rechtsforschung sehr zurückgekommen, und es war eine große Tat Savignys, dem Studium wieder neues Leben eingeflößt zu haben. Was aber er und seine Schule taten, war folgendes: sie suchten aus dem Rechte, wie es unterdessen geworden war, diejenigen Züge auszuscheiden, die mittelalterlich-germanischer Entwicklung waren, und auf solche Weise das reine Recht Justinians wiederherzustellen. Das war ein historisch richtiger Gedanke; denn der Werdegang des römischen Rechtes kann natürlich nur dann erkannt werden, wenn man beim rein römischen Recht beginnt und dann erforscht, wie dieses Recht sich im Laufe der Jahrhunderte weitergebildet hat. Aber doch konnte man nicht alles und jedes, was das Mittelalter gestaltet hatte, verdrängen, und so entstand ein Mixtum compositum, eben das Pandektenrecht.

Immerhin bestand in der Art der Pandektenlehre ein großer Unterschied. Es gab Werke wie die Pandekten von Seuffert, die das moderne Richt in hervorragendem Maße berücksichtigten, während Vangerow in unbegreiflicher Verblendung nicht aus dem Stalle justinianischer Dumpfheit herauszutreten wagte, so daß der frische Zug des heutigen Rechtes kaum durch irgendeine Türspalte Eingang fand. Windscheid, der lange Zeit die Pandekten beherrschte, war zwar bedeutender und geistreicher als Vangerow, aber auch bei ihm findet sich ein krampfhaftes Bestreben, das Alte zu konservieren; und wenn wir in seinen Pandekten lesen, so tritt uns ein Kampfergeruch entgegen wie aus einer Antiquitätensammlung: die Bazillen der neuzeitlichen Gedanken sollen möglichst bekämpft und unschädlich gemacht werden. Anders Dernburg, der mit nie dagewesener Freiheit das römische Recht erfaßte und das Pandektenrecht unsrer Zeit anzupassen suchte.

Man wird fragen, ob denn die großen Gesetzgebungen der Gegenwart nicht damals schon einen neueren Rechtsboden schufen. Das preußische Landrecht hatte einige Verdienste in bezug auf das öffentliche Recht, sein Privatrecht aber war völlig unbrauchbar, sein System unwissenschaftlich und seine ganze Behandlungsweise so, daß sich daraus keine Wissenschaft entwickeln konnte. Dagegen haben zwei Rechtsbücher jener Zeit gewaltigen Einfluß ausgeübt, vor allem das Gesetzbuch Napoleons: aus der Revolution geboren, die Menschenrechte an der Stirn tragend, das Recht des einzelnen gegen die unerhörten Vergewaltigungen der Masse verteidigend, zugleich aber urgermanisch, beruhend auf der Sonderentwicklung der Pariser Coutume — so bietet der Code Napoléon ein merkwürdiges Bild der Gesetzgebung; nicht ein Geist, der rückwärts weist, sondern ein lebhafter Geist des Fortschritts waltete in ihm, zugleich geläutert durch das praktische Genie Napoleons, so kann er noch heutzutage das Rechtsleben einer großen Nation beherrschen. Ähnlich ist auch das einige Jahre jüngere Gesetzbuch Österreichs noch heute imstande, Österreich einen ersprießlichen Rechtsboden zu bieten. Von diesen Gesetzbüchern ist uns seinerzeit in Baden



KULTUR DER GEGENWART



wo ich meine Studien machte, der Code Napoléon gelehrt worden, und dem Studium dieses Gesetzes haben wir viel zu verdanken, namentlich auch, daß wir uns von der Enge des Pandektenrechtes loszulösen vermochten. Es ist ein großer Gewinn für einen Juristen, wenn er zwei Rechte zu gleicher Zeit kennt, denn das führt ihn zur Vergleichung und die Vergleichung zum Nachdenken über dasjenige, was besser und was vollkommener ist.

Die staatsrechtlichen Fächer waren in jener Zeit noch lange nicht in dem Maße entwickelt wie jetzt, und namentlich das allgemeine Staatsrecht und das Völkerrecht fanden auf den Universitäten wenig aneifernde Pflege.

Wie ganz anders ist die Sachlage heutzutage geworden! Wir haben uns vom Pandektenrechte ziemlich losgelöst, wir haben es versucht, durch die sogenannte Interpolationskunde das rein römische Recht vom byzantinischen Staub zu befreien, wir haben es versucht, unter Zuhilfenahme der Rechtsdokumente, die uns der ägyptische Boden erhalten hat (papiri), das römische Recht zu verfolgen, wie es damals im römischen Reiche wirklich in Geltung war. Wir haben erkannt, daß die mittelalterliche Jurisprudenz ihre vollständige Berechtigung hatte und eine siegreiche Revolution darstellte gegenüber den eisernen Fesseln, in die uns das römische Recht zu schlagen versuchte. Und nun kamen die neuen Gesetzbücher, und wir mußten unser Recht nach ihnen bilden, teilweise in Anlehnung an das, was die frühere Zeit gestaltet, vor allem aber unter Berücksichtigung des modernen Rechtslebens. Jetzt wußten wir, daß die heutige Zeit mit ihren unerhörten technischen Fortschritten und mit ihrem nie ruhenden Geiste sozialer Entwicklung ein ganz andres Recht bedarf, als es einst Papinian und Tribonian gelehrt. Was hatte man uns in unsern Studien vom Erfinderrecht gesagt, so viel wie nichts, und heutzutage ist es das fruchtbarste Gebiet unsrer Jurisprudenz; und das Aktienrecht, das damals erst schüchtern seine Fittiche erhob, ist gegenwärtig zu einem mächtigen Weltrechte geworden; das Handelsrecht, das früher nur dann und wann nach dem Auslande spähte, wurde zum Welthandelsrecht gestaltet; das Völkerrecht hatte eine Entwicklung ohnegleichen durchgemacht in Anlehnung an die Fortschritte des Staatsrechtes, das mit den großen Problemen der Politik sich ständig erneuern und verjüngen mußte. Und endlich die ehemals so heruntergekommene Rechtsphilosophie, wie ist sie aufgeblüht! Und die vergleichende Rechtswissenschaft, die in die Urzeiten des Rechtes zurückgeht und in den Institutionen der Naturvölker nach den ersten Anfängen des Rechtslebens späht, hat sich eine unerschütterliche Stellung erobert.

Das ist unser heutiges Recht. Siegreich haben wir den Wahn überwunden, mit dem frühere Tage uns umstrickten. Schon in dem Hörsaal Vangerows dämmerte mir der Gedanke der neuen Entwicklung auf, während damals alles dem Virtuosen des Pandektenrechtes zu Füßen lag. Wie freut es mich, daß die kühnsten Ideen jener Tage zur Wahrheit geworden sind!

Josef Kohler



Wie tief Bewegungen wie die des Heimatschutzes in den Umständen unsrer Zeit wurzeln, das zeigt jedem, der noch Zweifel hegen sollte, ein Gang durch unsre Seebadeorte. Angegliedert an die reizenden alten Fischerhäuser erheben sich Scheußlichkeiten neben Scheußlichkeiten. Es ist geradezu beschämend, zu sehen, wie der Sinn für die einfachste Anständigkeit (von Schönheit ganz zu schweigen) den Heutigen fehlt und wie sie in barbarischer Gefühllosigkeit die alte schöne Welt verderben, die schöne Welt der primitiv Empfindenden, der Fischer, Bauern, Landleute. Wo auch der „Gebildete" hinkommt, an die Küste, ins Gebirge, in Ausflugsorte, die alte Welt wird durch ihn in eine Welt der Schäbigkeit und Protzerei umgewandelt. Wie entstehen diese Gebilde? Ein Restaurant wird gebaut, ein modisch auffrisierter



KULTUR DER GEGENWART



Putzbau mit glänzenden Falzziegeln, in dem Bestreben nach Gliederung ganz zerklüftet („malerisch"), und mit allen Mißverhältnissen, die sich denken lassen. Ein Krämer schließt sich mit einem „Neubau" an, den er mit jenen in Himbeersauce getauchten Zementziegeln deckt, die in der Landschaft geradezu wie Gift wirken. Die Regierung baut eine Rettungsstation, flaches Pappdach auf Ziegelrohbau im Gefängnisstil. Dann siedeln sich Sommerhäuser von Städtern an im „Villenstil" der Berliner Vororte, aber natürlich im Drittelmaßstabe. Schließlich setzt ein neuer Hotelbau im Schweizerstil, jedoch in Zement übersetzt, dem Ganzen die Krone auf. Der Ort ist ruiniert, es ist in ihm nicht mehr auszuhalten.



Phot. Trau & Schwab, Dresden
Straßenbild auf der Insel Hiddensee

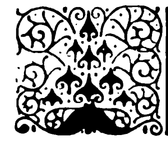


Phot. Trau & Schwab, Dresden
Ortsübliches Fischerhaus auf der Insel Hiddensee bei Rügen

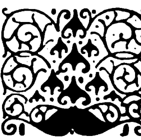
Es gibt jetzt viele, die einsehen, daß es so nicht weiter gehen kann, und aus den Köpfen dieser vielen ist eben der Heimatschutzgedanke entstanden. Nur fragt sich, wie er in die Tat umgesetzt werden soll. Wie ist an die Leute, die hier bauen, heranzukommen? Untersucht man die Verhältnisse, so entdeckt man folgendes: Der Restaurateur, der Mann aus Berlin mit dem Sommerhaus, der Krämer, der Hotelier, sie alle finden ihre Häuser wunderschön. Ja selbst die eingesessenen Fischer oder Bauern, die in den alten entzückenden Hütten wohnen, sie sehen in den ihren Ort entstellenden Scheußlichkeiten etwas Höheres, „Modernes". Greifen sie doch auch gierig nach den Nippsachen schundigster Art, die ihnen im



Hiddensee. Altes, ortsübliches Haus mit verunstaltenden Neubauten



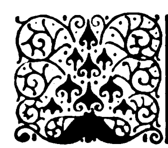
KULTUR DER GEGENWART



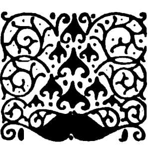
Kramladen „aus der Stadt" entgegengebracht werden. Alle Beteiligten sind also ganz zufrieden. Beim Konsumenten hat man daher zunächst wenig Aussicht auf Erfolg. Wie steht es mit dem „Produzenten", dem Manne, der den Bau ausführt? Hier ist leider zu beobachten, daß ganz ungeeignete Leute bauen, gewesene Maurergesellen, ja vollkommene Laien. Die Baupolizei sorgt durch Beaufsichtigung noch eben dafür, daß die Häuser nicht einfallen, von irgendeinem Gesichtspunkte der anständigen Erscheinung ist gar nicht die Rede. Hier wäre die Frage, ob nicht Beschränkungen einzuführen wären. Die Verschandelung des Landes, die bald nicht mehr zu ertragen sein wird, kann wohl zu Maßnahmen nötigen, die sich sonst mit den Freiheitsidealen der Zeit nicht im Einklang befinden. Auf Baugewerkschulen ist neuerdings das Empfinden für das, was auf dem Lande not tut, geweckt. Das Bestreben, einfach, im Anschluß an die Formen der landesüblichen Bauweise, zu bauen, ist lebendig, und eine vollständige Neuordnung des Lehrprogramms ist wenigstens an den 25 bis 30 preußischen Baugewerkschulen eingeführt. Unzweifelhaft werden die so erzogenen jungen Leute, wenn sie ans Bauen herankommen, in anständigen Formen bauen. Aber die Mehrzahl der Bauten wird eben gar nicht von erzogenen Bauleuten errichtet.

Ganz ausgeschlossen ist übrigens auch die Beeinflussung der Konsumenten nicht; aber sie geht langsam. Die Aufklärung durch den Kunstwart, den Dürerbund, die Kunstgewerbevereine, den Deutschen Werkbund zieht hier schon weitere Kreise, allerdings bis jetzt ausschließlich in den Schichten der wirklich Gebildeten. Alle die Scheußlichkeiten in den Seebadeorten, von denen diese Betrachtung ausgeht, entstammen aus Volksschichten, an die die literarische Beeinflussung nicht heranreicht. Und dann, was würde sie nutzen, wenn die Erziehung des Auges fehlt? Hier ist neuerdings von seiten der einzigen Kontrollstation, die für diese Bautätigkeit vorhanden ist, der Baupolizei, hier und da eine Einwirkung versucht worden. Allerdings wird viele ein gewisses Gruseln befallen, wenn sie von ästhetischen Maßnahmen der Polizei hören. Die Einwirkung geschieht auch nicht von der Polizei direkt, sondern in Verbindung mit Bauberatungsstellen und den Maßnahmen, die neuerdings durch das Gesetz gegen die Verunstaltung der Landschaft getroffen werden können (Ortsstatute, Prüfung von Bauentwürfen zum Zwecke der Versagung der Bauerlaubnis bei entstellenden Bauten und so weiter). Die Not ist eben groß. Und man muß sich doch schließlich sagen, daß der anständige Mensch ein Schutzrecht gegen Verletzung seines Auges hat, sowie ihm ein solches gegen Verletzung seines Ohres zugestanden wird. Wie das Gesetz den Bürger gegen störenden Lärm schützt, sollte es auch die stündlichen und täglichen Beleidigungen des Auges verhindern, die die bauliche Unkultur unsrer Zeit uns zufügt. Es handelt sich hier um mehr als um die Rücksicht auf den einzelnen. Es handelt sich um die Gefährdung des Volksgeschmackes, der durch schlechtes Beispiel tiefer und tiefer sinkt. Der gute Geschmack eines Volkes in Dingen der sichtbaren Erscheinung ist aber nicht nur ein ideelles Gut wie etwa der gute Stand der Literatur oder Musik, sondern ist handelspolitisch und damit wirtschaftlich von äußerster Bedeutung. Wir können eine führende Stellung in der Produktion aller jener Dinge, mit denen Geschmackswerte verknüpft sind (und welche enormen Gebiete kommen hier in Betracht!), nur erlangen und behaupten, wenn unser öffentlicher Geschmack sich auf einem entsprechenden Niveau befindet. Deutschland, dessen geographische und politische Lage, dessen Mangel an Rohprodukten immer mehr auf die Produktion von Edelerzeugnissen hindrängt, muß geradezu ein Schwergewicht seiner Erziehungsmethoden auf den guten Geschmack legen.

Die bauliche Verwilderung unsrer Tage ist als die Erscheinung einer Übergangsperiode aufzufassen, eines Zwischenstadiums zwischen der alten Welt einer geschlossenen lokalen Kultur und der



KULTUR DER GEGENWART



neuen des allseitig geöffneten Verkehrs, der die alten harmonischen Kreise durchbricht und zunächst Disharmonien schafft. Die neue Welt wird ihre Aufgaben auf neuer Grundlage lösen müssen. So sehen wir beispielsweise, daß auch wir Neueren harmonische Siedlungen schaffen können, wenn sie aus den Organisationsbedingungen der Neuzeit erwachsen. Unsre Gartenstädte, die Arbeiterkolonien großer Werke wie Krupp, die Siedlungen von Baugenossenschaften, sie sind es, in denen die besten Kräfte unsrer Zeit tätig sind. Es sind alles Anlagen, die aus der Idee der Großorganisation erwachsen sind. Diese Idee funktioniert auch baulich, wie sie sich kaufmännisch und industriell als die Wirtschaftsform der Neuzeit dokumentiert hat. Die Fehlerquellen der Einzelproduktion (baulich gesprochen die Ungeeignetheit der kleinen Bauausführenden) verschwinden hier, nicht nur die geeignetste Bauweise, sondern vor allem auch der beste Baukünstler kann hier herangezogen werden. Die aus dem Großbetrieb hervorgegangenen Siedlungen sind die einzigen neueren Leistungen, die sich mit den alten harmonischen Ortsbildern vergleichen lassen können.

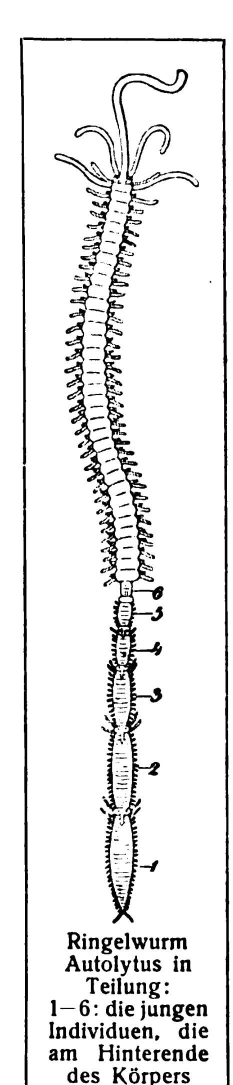
Hermann Muthesius



NATURWISSENSCHAFT

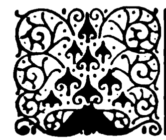
In diesen Tagen ging die aufsehenerregende Kunde durch die Presse, daß es gelungen sei, unbefruchtete Froscheier durch bloße mechanische Reizung zur teilweisen Entwicklung zu bringen. Dieser ganz erstaunenswerte Befund, der immer noch etwas vom Mirakel an sich hat — handelt es sich doch um Tiere, die uns Menschen durchaus nicht mehr so fern stehen — legt es nahe, dem Problem der vaterlosen Zeugung oder Jungfernzeugung, Parthenogenesis, wie es die Wissenschaft nennt, etwas eingehenderes Interesse zu widmen.

Als vor mehreren Jahrzehnten die ersten Nachrichten von der Entstehung von Lebewesen aus unbefruchteten Eiern auftauchten, und als es schließlich mit Fug nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß bei gewissen Tierarten die Weibchen vielen Generationen von Nachkommen das Leben schenken können, ohne daß sie mit einem Männchen ihrer Art zusammengekommen wären, da bemächtigte sich der wissenschaftlichen Welt höchstes Erstaunen, geradezu eine gewisse Konsternation. War doch das ganze Lehrgebäude über Zeugung und Befruchtung in allen Punkten so fest fundiert, und erschienen doch, wie der berühmte Physiolog und Anatom Pflüger sich ausdrückte, diese Befunde geradezu als umstürzlerische Neuheiten, die geeignet erschienen, den raschen Flug wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts zu hemmen!

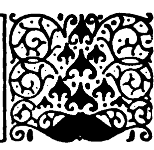


Ringelwurm Autolytus in Teilung: 1—6: die jungen Individuen, die am Hinterende des Körpers hervorsprossen (Nach Mensch)

Die Wissenschaft hat sich mittlerweile noch mit weit unbequemeren Tatsachen abfinden müssen; immerhin muß zugestanden werden, daß die Frage nach Sinn und Bedeutung der Zweigeschlechtigkeit, eine Frage, die unsern modernen Soziologen männlichen wie weiblichen Geschlechts auch in andrer Beziehung heißes Kopfzerbrechen macht, durch das unerschütterliche Faktum der vaterlosen Nachkommenentstehung eine schwierige Komplikation erfahren hat, die die wissenschaftlichen Erklärungsver-



KULTUR DER GEGENWART



suche auf das Gebiet mehr oder minder „grauer" Theorie drängte.

Zuvörderst wollen wir daran erinnern, daß all die zahlreichen Fälle ungeschlechtlicher Fortpflanzung durch Knospung und Teilung, die man von niederen Tieren her kennt, mit der echten Parthenogenesis gar nichts zu tun haben. Wenn ein Individuum unsres allbekannten kleinen Süßwasserpolypen oder etwa ein im Meer lebender Borstenwurm, wie der hier abgebildete Autolytus, durch seitliche Sprossung oder Querteilung neue Individuen hervorbringen, so sind dies einfache Wachstumsvorgänge, die nur wegen des außerordentlich einfachen (beziehungsweise für die Querteilung günstigen) Körperaufbaues dieser Tiere zur Ablösung von Nachkommenstücken führen können. Es hängt diese einfache Fortpflanzungsart innig mit der großen Regenerationsfähigkeit solcher einfachen Organismen zusammen, die ja imstande sind, aus kleinen Stücken ihres zerteilten Körpers wieder neue komplette Tiere herzustellen (zu regenerieren).

Ganz anders bei der echten Jungfernzeugung! Hier entstehen die Jungen aus unbefruchteten Eiern, also aus echten weiblichen Geschlechtszellen, die eben nur die Eigentümlichkeit haben, daß sie des männlichen Einflusses entraten können. Man fragt sich nun zunächst mit Recht: Ist dieser Zustand der ursprüngliche, normale, und stellt die Heranbildung eines männlichen Geschlechts mit all seinen typischen Charakteren, Zieraten, Schmuckfarben und so weiter, vielleicht mehr einen im Prinzip nutzlosen Luxus dar, den sich die Natur auf höheren Stufen der Tierheit gestattet? — Schon die vor einiger Zeit an dieser Stelle gepflogenen Erwägungen müssen uns zeigen, daß dem nicht so sein kann. Wir erfuhren bei Erörterung der Frage nach der biologischen Unsterblichkeit der einfachsten Lebewesen, daß die Vermischung der Erbmassen — bei den höheren Tieren der Geschlechtszellen — von ungemein großer, wahrscheinlich sogar entscheidender Bedeutung für die dauernde Erhaltung jeder Tierart ist; es muß also für jegliche Tierform geradezu eine Lebens- und Fortbestandsfrage sein, daß Eier und Samenfäden erzeugt und durch die Kopulation zusammengebracht werden. — Warum die Natur die Träger dieser beiden Zellsorten manchmal so verschieden gestaltet und ausstattet, warum sie endlich auch häufig beiderlei Geschlechtsprodukte in einem und demselben Individuum entstehen läßt (ganze Tierfamilien und Ordnungen sind hermaphroditisch!), das sind andre hochwichtige Fragen, die wir später hier zu erörtern hoffen.

Wir kehren zu unserm Problem zurück. Keinesfalls ist also die freiwillige, nicht künstlich erzeugte Entwicklung unbefruchteter Eier die ursprüngliche Norm, sondern sie ist eine auf wenige Tiergruppen beschränkte Ausnahme. Wir finden sie nur bei einigen Insektenfamilien, bei den allbbekannten und als „lebendes Fischfutter" beliebten Wasserflöhen (Daphnien) und ihren nahen Verwandten, bei Muschelkrebschen und endlich bei einer Gruppe auf dem Larvenzustande stehen gebliebener Würmchen, den Rädertieren. — Alsdann ein andrer wichtiger Umstand: die parthenogenetischen Eier zeigen bei ihrer Reifung alle jene Erscheinungen, die den für die normale Befruchtung bestimmten Eiern eigentümlich sind; sie entledigen sich, indem sie sogenannte Richtungskörperchen ausstoßen, eines Teils ihrer wichtigsten Vererbungsmasse, der Kernsubstanz, desjenigen Teils nämlich, der sonst durch den Kern des eindringenden Samenfadens ersetzt wird. Hieraus dürfen wir mit aller Wahrscheinlichkeit schließen, daß auch die parthenogenetischen Eier ursprünglich für die Befruchtung bestimmt waren und daß das Befruchtungsbedürfnis, wie man wissenschaftlich sagt, bei ihnen „rückgebildet" ist.

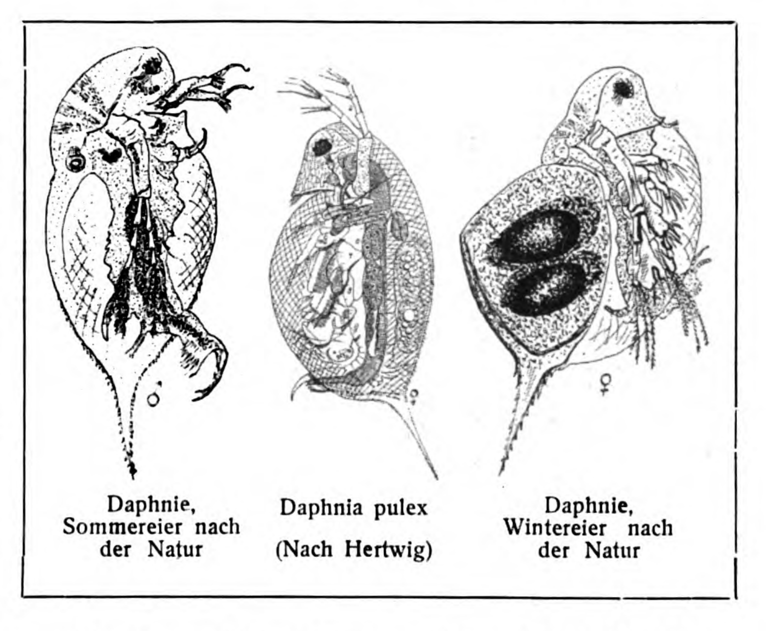
Wenn wir nach dem Zweck dieser höchst merkwürdigen Emanzipationsbestrebungen fragen, die die Natur winzigen Krebsweibchen, Gallwespen, Blattläusen, Rebläusen und andern „lieben" Tierweibchen auferlegt, so sind wir in manchen Fällen nicht um eine



KULTUR DER GEGENWART



einigermaßen plausible Antwort verlegen. Gewisse Tierarten, wie diese kleinen Gliederfüßler, die hart von Feinden bedrängt werden und auch sonst oft von der Unbill äußerer Verhältnisse zu leiden haben, die aber gelegentlich bei günstiger Zufallskonstellation ihre Lebensbedingungen in ganz ungeheurer Individuenzahl ausnutzen können (erinnert sei an Blattlausepidemien sowie an die den Fischzüchtern erwünschten roten Daphnienwolken in manchen Dorftümpeln), müssen eben in Zeiten des Wohlergehens zu einer Vermehrungsart greifen', bei der jedes Individuum produktiv tätig ist. Die Natur „erspart" sich gewissermaßen zeitweise die Ausbildung eines männlichen Geschlechts, und sie erreicht so, wie Hesse in seinem vortrefflichen Werke „Tierbau und Tierleben" ausführt, ganz enorme Volksbestände. Eine Blattlaus würde bei normaler zweigeschlechtlicher Vermehrung, wenn sie etwa zwanzig Junge auf einmal zur Welt bringt, in fünf Generationen 200 000 Kinder erzielen, bei parthenogenetischer Fortpflanzung aber 3 200 000!

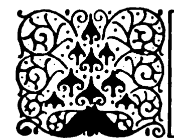


Daphnie, Sommereier nach der Natur — Daphnia pulex (Nach Hertwig) — Daphnie, Wintereier nach der Natur

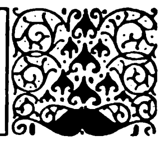
Wie manche Winzersorge, welche Verluste am Nationalvermögen, welche Verwüstungen blühender Landstriche knüpfen sich an derartige Tatsachen, die auch für die böse Reblaus analogerweise zutreffen! In gewissen Fällen, so bei dem Seekrebschen Evadne, das in neuester Zeit durch die Berliner Zoologin O. Kutter genauer untersucht wurde, finden wir eine geradezu unglaubliche Produktivität, indem die parthenogenetisch erzeugten Jungen im Brutraum der Mutter schon wieder Junge erzeugen; Mutter, Tochter und Enkelin also in „einer" Person gefunden werden.

Wie es jedoch nach dem Vorgesagten anzunehmen war, kann in all diesen Fällen die Natur des „starken" Geschlechts doch auf die Dauer nicht ganz entbehren. Ohne hier auf die komplizierteren Fälle einzugehen, die man als Generationswechsel zwischen ungeschlechtlichen und geschlechtlichen Generationen (Heterogonie) bei vielen Insekten beobachtet, erwähnen wir nur den einfachen Fall unsrer gewöhnlichen Süßwasserkrebschen, der Daphnien. Wenn es anfängt, einer Gesellschaft von Daphnien recht schlecht zu gehen, wenn Kälte und vor allem Nahrungsmangel den Fortbestand der Art gefährden, dann kehrt die bisher emanzipierte Krebsweiberschaft zu normalen Ehezuständen zurück. Es werden parthenogenetisch Männchen erzeugt; diese kopulieren mit den Weibchen, und die so erzeugten „Wintereier" sind durch kräftige Schalenbildung und besondere andre Schutzvorrichtungen für das Überdauern der schlimmen Zeiten geeignet. Erst im Frühling greift dann die Emanzipation wieder Platz.

Die Erklärungsversuche für die sogenannte fakultative oder freiwillige Parthenogenese, wie sie zum Beispiel die Bienenköniginnen betreiben, und bei welcher höchst merkwürdigerweise die



KULTUR DER GEGENWART



unbefruchteten Eier Männchen (Drohnen) liefern, sind leider durchgehends noch nicht spruchreif und müssen daher vorläufig übergangen werden.

Zum Schluß noch ein wichtiger Punkt. Eingangs war von künstlicher Entwicklungserregung die Rede. Daß man Eier von niederen Tieren, besonders Stachelhäutern, Seeigeln und Seesternen, durch chemische Mittel (Kalilauge, bestimmte Seewasserkonzentration) zur Entwicklung „reizen" kann, war schon längere Zeit besonders durch Versuche des Amerikaners Loeb bekannt. Was uns erneut in Erstaunen setzte, war, daß so hochstehende Tiere wie Frösche der Kopulation für ihre (wenn auch nur teilweise) Eientwicklung entraten können. Fassen wir unsre Erklärungsversuche nochmals zusammen:

Neben der grundwichtigen Aufgabe, die Stoffmischung der Erbmassen zu bewerkstelligen, einer Aufgabe, die, wie wir bei den Süßwasserkrebschen sahen, nur periodenweis zurücktreten kann, dann aber immer wieder erfüllt werden muß, hat der männliche Zeugungsstoff noch die Nebenaufgabe, durch sein Eindringen ins Ei den Anstoß zur Entwicklung zu geben, entwicklungserregend zu wirken. Kopulation und Entwicklung des Nachkommen sind eben nicht ursächlich, sondern, man darf vielleicht sagen, mehr zufällig miteinander verknüpft, weil die zum Zweck der Stoffmischung isolierten und freigemachten Geschlechtszellen beieinander bleiben und sich zu ganzen Tieren der Art (eben den „Kindern") auswachsen müssen, wenn bei der Sterblichkeit der vielzelligen Elternorganismen der Fortbestand der Art garantiert werden soll. — Die Entwicklungsanregung durch das männliche Element kann wegfallen (rückgebildet werden; natürliche Parthenogenesis) oder durch Kunstmittel ersetzt werden (bei Seeigeleiern, neuerdings auch beim Frosch); die Hauptaufgabe des männlichen Zeugungsstoffes, die Auffrischung des Lebensprozesses durch Stoffmischung (Amphimixis) bleibt prinzipiell, soweit wir heute wissen, überall bestehen. Dr. Wilhelm Berndt



MUSIK

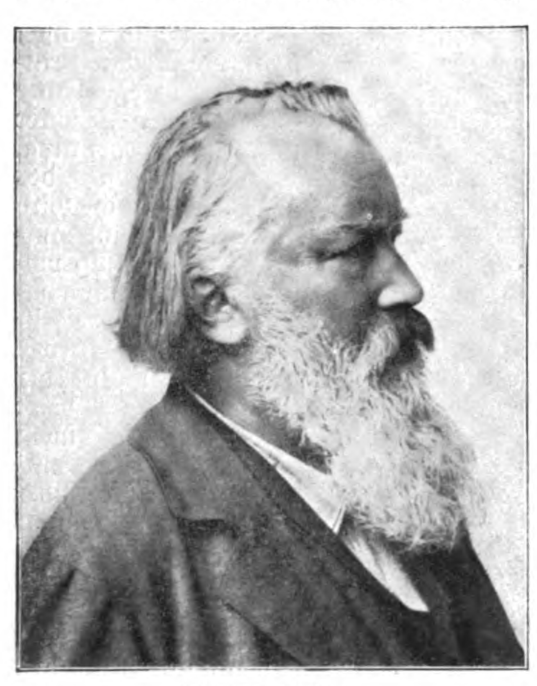
Vergegenwärtigt man sich auf der überreichlichen Anzahl von Programmen zu den im Laufe der letzten Winter stattgefundenen Liederabenden die Namen der darauf am häufigsten wiederkehrenden Komponisten, so sind es zwei, die immer wieder vorkommen: Johannes Brahms und Hugo Wolf. Als Liederkomponisten sind sie unstreitig am meisten in Mode bei den Konzertsängern und den Hörern. Natürlich werden ältere Meister wie Franz Schubert, Robert Schumann, Robert Franz auch noch gesungen; Felix Mendelssohn ist fast ganz verschwunden. Liszt, Cornelius, Adolf Jensen begegnet man verhältnismäßig selten, von lebenden Tondichtern werden an erster Stelle Richard Strauß und Max Reger, dann auch Hugo Kaim, Max Schillings, Felix Weingartner, Arnold Mendelssohn und andre berücksichtigt. Es ist indessen nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß Johannes Brahms und Hugo Wolf die Programme der Liederabende beherrschen. Fast niemals steht nur ein vereinzeltes Stück von ihnen in die Reihe der andern Namen hineingestreut, meistens werden größere Gruppen ihrer Gesänge zusammengestellt; oft widmet man einem von ihnen den ganzen Abend. Merkwürdig, daß keiner von beiden, die doch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich auf der vollen Höhe ihrer Schaffenskraft befanden, den Gedichten der damals sich stark betätigenden deutschen Lyriker neuster Richtung wie Richard Dehmel, Johannes Schlaf, Detlev von Liliencron, Stefan George, Gustav Falke, Karl Busse ihre Aufmerksamkeit zuwandten, um sie als Textunterlage für ihre musikalischen Gestaltungen zu verwerten. So viel ich mich erinnere, hat Brahms nur ein Gedicht von Liliencron: „Auf dem Kirchhof" komponiert, damit allerdings die tief empfundenen kurzen Strophen in ihrem Kern wunderbar



KULTUR DER GEGENWART



angepackt. Brahms griff lieber zu den früheren Romantikern wie Tieck — gilt doch mit vollem Recht die Sammlung der Romanzen aus dessen „Schöner Magelone" zum Besten, das er geschaffen — zu Hölty, Platen, Eichendorff, Schenkendorf, Rückert, Daumer, zu Paul Heyse, zu den alten Volksdichtungen aus des Knaben Wunderhorn, auch zu Übertragungen aus böhmischen, osteuropäischen Volksliedern. Übrigens bildet bei Brahms die Lyrik, so zahlreiche Gesänge



Johannes Brahms

für eine Singstimme mit Klavierbegleitung er uns auch geschenkt hat, doch nur den geringeren Bruchteil seiner geschaffenen Werke. In seiner Kammermusik, seinen Orchester- und Chorwerken, seiner Klaviermusik liegt der weitaus bedeutendere Schwerpunkt seiner musikalischen Hinterlassenschaft. Ich habe immer das Gefühl gehabt, als ob er sich von der tiefgründigen Arbeit seines anderweitigen Schaffens bei seinen Liedern erholt hätte. In der Art und Weise, wie er die Singstimme mit der charakteristischen Begleitung zu verschmelzen weiß, knüpft er mehr an Franz Schubert an als an Robert Schumann, von dem sonst Brahms, allerdings nur in seiner ersten Schaffenszeit, stark beeinflußt war. Während sich bei Robert Schumann schon vielfach die Klavierbegleitung bedeutender als die melodische Kraft der Singstimme zeigt — man denke nur an dessen „Dichterliebe" —, folgt Brahms insofern mehr dem Schubertschen Genius, als er irgendein wichtiges Moment der Situation, aus welcher das Gedicht herausgewachsen ist, herausgreift, es musikalisch gestaltet und weiterentwickelt, die Singstimme aber möglichst genau dem Dichterwort anpaßt, so daß sich der Höhepunkt der melodischen Steigerung ganz natürlich mit dem der Empfindung im Dichterwort deckt. Eines der bekanntesten Schubertschen Lieder: „Gretchen am Spinnrad" aus Goethes Faust sei herausgegriffen, um die Sache klarzulegen. Aus der Begleitung hört man genau das Schnurren des vom Fuße der Spinnerin getretenen Spinnrades heraus, darüber erhebt sich dann leise klagend die sinnige Melodie in schönster Eintracht mit den Worten des Gedichtes, steigert sich allmählich mit ihnen zu dem voll erschütternder Kraft losbrechenden Gefühlsruf: „Und ach, sein Kuß!"; die begleitende Bewegung, die hier gestockt hat, setzt dann aufs neue ein, und da, wo bis kurz vor dem Schlusse Verzweifeln und Begehren das Mädchenherz durchwühlt, erreicht auch die Musik den Höhepunkt des Ausdrucks. Leicht könnte man zahlreiche andre Beispiele von charakteristischer Fassung der Begleitung und siegreicher, an der Hand des Gedichtes fast dramatisch zugespitzter Melodieführung aus Schubert heranziehen. Brahms hat sich nur selten zu seinen Gesängen Dichtungen hochdramatischen Inhalts ausgesucht; wo er es doch getan, versagt ihm die Prägnanz des Ausdrucks, die Gestaltungskraft. Man vergleiche zum Beispiel, wie packend Löwe den „Edward" aus Herders Stimmen der Völker gestaltet hat, wie wirkungslos dagegen die Musik zu dem nämlichen Gedichte bei Brahms geraten ist. Schon daß bei diesem die Rede





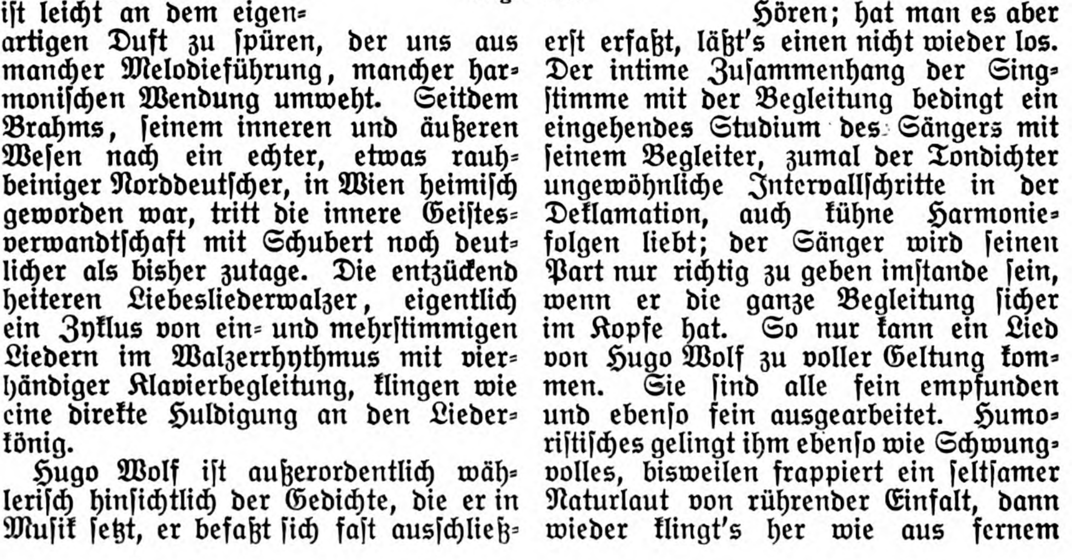
und Gegenrede abwechselnd zwei verschiedenen Stimmgattungen zugewiesen wird, scheint mir ein Mißgriff, es widerstrebt dem Wesen der Ballade. In kleineren Vorwürfen zeigt auch er, daß er die Situation, die sich aus dem Gedicht ergibt, mit seiner Musik zu treffen weiß, wie im Ständchen, wo sich der Studenten drei mit ihren Instrumenten einfinden, in der „Feldeinsamkeit", einem seiner schönsten Lieder, wo wir weltvergessen den weißen Wolken nachschauen, in dem ritterlichen Einschlag der ersten Magelonenromanze. Aus der Begleitung der Regenlieder hören wir deutlich genug das unablässige Niederrinnen der Tropfen heraus. Ganz besonders weiß er gedankenschwer hinbrütende, weltverlorene Stimmung zu treffen, auch schwungvoll aufstrebende, dann aber auch wieder herbere, sich gegen die Außenwelt abschließende, ganz in den innersten Herzenswinkel versenkende Empfindungen zu geben. Daß er sich gern und eingehend mit dem Volkslied beschäftigt hat, das ist leicht an dem eigenartigen Duft zu spüren, der uns aus mancher Melodieführung, mancher harmonischen Wendung umweht. Seitdem Brahms, seinem inneren und äußeren Wesen nach ein echter, etwas rauhbeiniger Norddeutscher, in Wien heimisch geworden war, tritt die innere Geistesverwandtschaft mit Schubert noch deutlicher als bisher zutage. Die entzückend heiteren Liebesliederwalzer, eigentlich ein Zyklus von ein- und mehrstimmigen Liedern im Walzerrhythmus mit vierhändiger Klavierbegleitung, klingen wie eine direkte Huldigung an den Liederkönig.

Hugo Wolf ist außerordentlich wählerisch hinsichtlich der Gedichte, die er in Musik setzt, er befaßt sich fast ausschließlich nur mit Goethe, Mörike, Eichendorff, Paul Heyse in seinen Übertragungen der italienischen und spanischen Volkspoesien. Er, der geborene Österreicher, lehnt weniger an Schubert an als vielmehr an Schumann; seine Klavierbegleitung wird nur noch viel selbständiger, seine Deklamation, seine Phrasierung des Textwortes mit feinstem Sprachgefühl aufs engste organisch damit verbunden. Hier ist vor allem der Einfluß Meister Wagners zu merken, bei dessen dramatischen Werken Hugo Wolf in die Lehre gegangen ist. Aufs reichste, bis in die kleinste Einzelheit hinein geht der Musiker dem Dichter nach in der Ausdeutung, der Ausmalung des Wortes. Vielfach wird die melodische Linie aufgelöst der wirkungsvollen Wortdeklamation zuliebe; wo er sie festgeschlossen hinsetzt, wie zum Beispiel in der Schlußwendung von: „Du bist, Orplid, mein Land", ist sie von entzückender, ganz intensiver Schönheit. Das musikalische Wesen dieser Lyrik erschließt sich nicht leicht beim erstmaligen Hören; hat man es aber erst erfaßt, läßt's einen nicht wieder los.

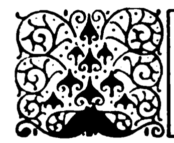




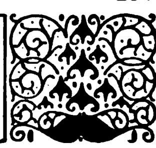
Hugo Wolf



Der intime Zusammenhang der Singstimme mit der Begleitung bedingt ein eingehendes Studium des Sängers mit seinem Begleiter, zumal der Tondichter ungewöhnliche Intervallschritte in der Deklamation, auch kühne Harmoniefolgen liebt; der Sänger wird seinen Part nur richtig zu geben imstande sein, wenn er die ganze Begleitung sicher im Kopfe hat. So nur kann ein Lied von Hugo Wolf zu voller Geltung kommen. Sie sind alle fein empfunden und ebenso fein ausgearbeitet. Humoristisches gelingt ihm ebenso wie Schwungvolles, bisweilen frappiert ein seltsamer Naturlaut von rührender Einfalt, dann wieder klingt's her wie aus fernem



KULTUR DER GEGENWART



Traumland. In seinem Italienischen Liederbuch fehlt es an dem volkstümlichen, improvisatorischen Grundzug des italienischen Wesens. — Hugo Wolf war durch und durch Lyriker. Zwar hat er sich auch mit Orchestermusik und einer Oper versucht, aber da fehlt es ihm an der richtigen Erkenntnis dessen, worauf es ankommt. Sein Orchestersatz klingt schwulstig, den Motiven mangelt es an thematischer Kraft. Seine komische Oper, „Der Corregidor", enthält viele reizvolle Einzelheiten, rein musikalisch gedacht, aber von der Bühne aus, die stärkere Farbengebung verlangt, wirkt das Werk als Ganzes matt. Was an seiner Musik von dauerndem Wert ist, hat er uns in seinen Liedern hinterlassen.

Ernst Eduard Taubert



THEATER

Die Saison läßt sich heiter an, symbolisch und politisch. Aber nicht allzu glücklich. Ein junger Wiener aus der großen Familie der Wiener Sträuße, die nicht alle mehr Walzerrhythmen im Blute haben — Rudolf Strauß — reißt mutig der verlotterten Gesellschaft die Maske ab. Man sollte meinen, dieser Gesellschaft sei schon so oft und so heftig und so gründlich die Maske abgerissen worden, daß sie — wenn sie sich denn partout immer noch nicht schämen, bessern und in sich gehen will — mindestens Gesichtsschmerzen haben müßte von all den energischen Abrissen. Und Friedrich Freksa dichtet eine „Tragikomödie" (sagt er), deren furchtbare Vorgänge viele Jahrhunderte zurückliegen, aber — so scheint es — ein Symbolon für unsre Zeit enthalten sollen.

Rudolf Strauß ersinnt sich zum Schauplatz eine romanische Republik. Aber mit angenehmer Deutlichkeit prügelt seine Satire in dieser romanischen Republik auf die Wiener Christlich-Sozialen, während er die Handlung oder doch ihren Angelpunkt aus der Boudoirgeschichte der französischen Präsidenten entnimmt. Friedrich Freksa erwählt das alte tote Rom zum Schauplatz, aber er blinzelt irgendwohin in die lebendige Gegenwart und scheint den Monarchien nicht wohlgesinnt. Rudolf Strauß tut gar pariserisch, scheint bei Henry Bernstein (dessen Name fast so pariserisch klingt wie Strauß) die Kniffchen und Pfiffchen erlernt zu haben, ist nicht ohne Witz und wird nur unleidlich, wenn er glaubt, unbedingt den Lebemann spielen zu müssen, der ganz verfluchte Wahrheiten über die Weiber ausspielt. Friedrich Freksa kommt englisch à la Shaw, hat vielleicht Witz, aber verbirgt ihn, um literarisch zu bleiben, und schreibt — im Eifer, keine Komödie und keine Tragödie, sondern eine Mischung von beiden zu schaffen — keins von beiden.

Die pariserisch-wienerische Komödie, der Rudolf Strauß den symbolischen Titel „Die goldene Schüssel" * erfand, spielt in Lusitanien. Der Verkehrsminister, gehoben zur Macht von einer korrupten Partei von Lümpchen und Idiötchen, ist selber kein großer Geistesheld, aber in gewissen Grenzen ein anständiger Kerl. In Liebesdingen nimmt er's weniger genau, und das hübsche, kapriziöse, skrupellose Weibchen des Advokaten Sarrau, seines Parteifreundes, ist seine Geliebte. Jeder weiß das seit kurzem, der Gatte schon länger. Aber der Ehrenmann weiß nicht nur um das Verhältnis seiner Frau mit dem Minister, er protegiert's. Und da ihm gerade 80 000 Franken Bestechungsgelder geboten werden, wenn er's fertigbringt, daß eine geplante Verkehrsausstellung in den Norden der Stadt, nicht in den Süden, kommt, so läßt er durch das listige Weibchen, das angeblich einen Traum gehabt hat, dem Minister diesen Wunsch suggerieren. Nun aber tauchen plötzlich in gegnerischen Blättern Gerüchte auf, daß der Minister selbst mit achtzig Mille bestochen sei. Eine furchtbare Erregung schüttelt den herzkranken Schwächling, der zwar einer Geliebten schon mal in amtlichen Dingen gefällig ist, aber niemals für bares Geld zu haben wäre. Sein klügerer Sekretär

* Erstaufführung im Lustspielhaus in Berlin.



KULTUR DER GEGENWART



lenkt vorsichtig den Argwohn des Ministers auf die Geliebte und deren Mann. Und nun kommt die große Szene. Vom Minister zum Schäferstündchen empfangen, beschwipst sich die kleine Frau ein bißchen am süßen Likör. Während er ihr beim Entkleiden behilflich ist, entschlüpft der Unvorsichtigen ein verräterisches Wort — und der ganze Zorn des Ministers bricht los. Das nicht ganz klare Programm seiner Entrüstung besteht nun darin, den nichtswürdigen Gatten der famosen Liebsten zu zitieren — was auch sofort telephonisch geschieht — und ihn eventuell mit ihr zu konfrontieren. Eingesperrt in das Schlafzimmer, wird die kleine Kanaille, die alle Register ihrer Frauenlist erschöpft hat, um das Peinliche abzuwenden, gezwungen, Zeugin der Aussprache zwischen den beiden Männern zu sein. Der biedere Deputierte spielt zunächst den Erstaunten, Entrüsteten, dann, da ihm das nichts hilft, gesteht er mit eisiger Ruhe die Bestechung und seinen Plan zu; folgert aber daraus nur die beiden Möglichkeiten: entweder der Minister beruhigt sich, und das Projekt kommt eben zustande — oder der Minister zeiht ihn öffentlich der Bestechlichkeit und gibt ihn preis; dann allerdings wird das Bekenntnis nicht zu umgehen sein, daß der Herr Minister selber für das Projekt zu haben war, als zwar kein Geld, aber eine schöne Frau der Preis seiner ausschlaggebenden Zustimmung war. Einen Augenblick perplex von der Logik dieser bodenlosen Gemeinheit, rafft sich der Minister dazu auf, den sauberen Versucher hinauszuwerfen, wird aber durch die Erregung unwohl, taumelt ins Schlafzimmer und stirbt dort an einem Herzschlag. Dieser Herzschlag endet sein Leben, aber nicht das Stück, das noch in einem dritten Akte zeigt, wie der wackere Sarrau, den die Partei vor die Wahl stellt, entweder die Frau zu opfern oder auf den leer gewordenen Ministersessel zu verzichten, sein Meisterstück macht, die Frau gegen 40 000 Franken Jahresrente zur Scheidung bewegt, um als Minister ihr heimlicher Freund zu bleiben. Ihr r e i c h e r Freund... Geschick ist dieser Komödie nicht zu bestreiten. Die Satire ist etwas zu stark aufgetragen. Sie übertreibt, unterstreicht, bläht sich — aber es ist doch Satire, und es regt und reckt sich in ihr ein Talent. Aber das leichte Blut und die leichte Hand fehlen dieser pessimistischen Satire, die im Grunde die Feinde nicht in einer Partei, sondern in der Partei überhaupt treffen und geißeln will, und die ohne Gutmütigkeit in herben Späßen Anklage erhebt gegen die ganze Menschheit, wo sie sich immer um ein Parteibanner drängelnd und schiebend und strebend schart.



Phot. Elvira, München

Friedrich Freksa

Auch Freksa, dem wir die erste „große" Premiere dieser Saison * danken, hatte einmal in einem talentvollen Erstlingsdrama eine Abenteurerin — Ninon de Lenclos — der Liebe in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt. Die Ninon de Lenclos, die ihre Liebhaber wechselte wie die Handschuhe (und als Dame von Welt ihre Handschuhe nicht lange trug), hatte es ihm angetan. Er wählte die Heldin falsch. Für die Vorkämpferinnen der Emanzipation — nicht für die bloß galanten Damen — gibt das Leben der

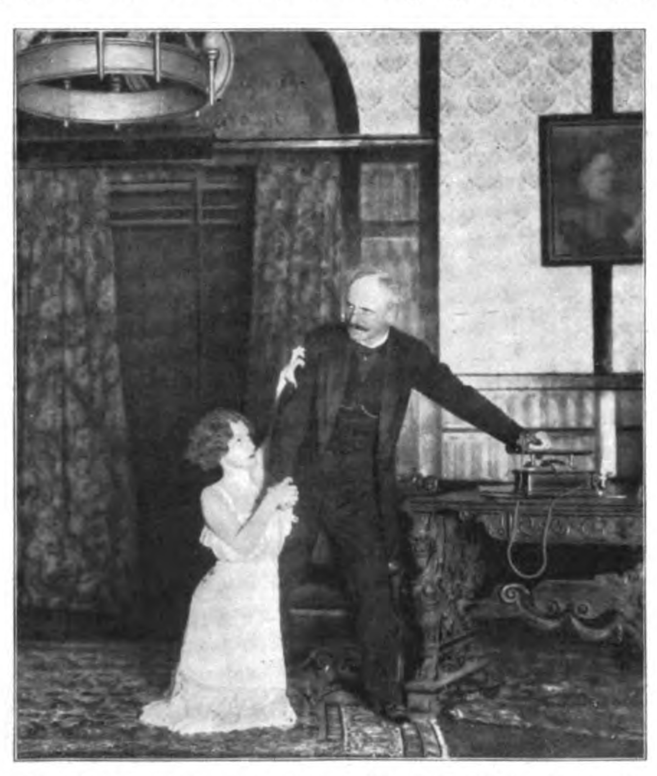
* Im Deutschen Theater.



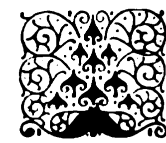
KULTUR DER GEGENWART



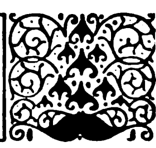
schönen und klugen Ninon mancherlei her. Für den Dramatiker kaum. In den Memoiren altert sie nicht; auf der Bühne des Hebbeltheaters wird sie nicht alt. Freksa liebt sie zwei Jahrhunderte nach ihrem Tode noch. Er will ihr Bild gewissermaßen im Spiegel ihrer Umgebung zeigen. Und so zerfließt sein Drama in lauter Szenen zwischen Personen, die uns im Grunde kalt lassen, selbst wenn sie sehr gute Namen tragen. Sie selber aber, die göttliche Ninon, entschlüpft ihm. Nicht viel anders erging's ihm diesmal mit seinem Helden. „Der fette Cäsar" heißt seine neue Tragikomödie. Und Didius Julianus, von dem sie handelt, hat nur eine einzige Eigenschaft, die der Zettel schon verrät: er ist eben fett. Das Fett hat Ruhe in seinen Zellen. Die dramatische Aktion beruht auf der Unruhe. Beruht auf der Schnelle der Bewegung, der Schnelle der Geschehnisse. Didius Julianus liegt drei Akte lang auf dem Lotterbette. Auch Falstaff ist dick, und sein mit gepumptem Kanariensekt und nie bezahlten Kapaunen gemästeter Bauch ist sein Stolz und seine Zierde. Falstaffs Witz aber ist schlank und beweglich geblieben, und was seine Beine, die so viel zu tragen haben, nicht leisten, das leistet seine spitze Zunge, seine muntere Phantasie, seine boshafte Beredsamkeit. Er ist ein Lump, aber ein lustiger. Er ist ein Buschklepper, aber einer von Esprit. Er ist fett, aber sein Fett bringt seinen Witz und seine Zunge in eine beständige Defensive von ergötzlichster Elastizität. Didius Julianus ist fett und nur fett. Er ißt nicht mehr, er frißt (während Falstaff auf der Bühne nur trinkt. Und Trinken ist nobler für den Beschauer als Essen). Seine wichtigsten Lebensäußerungen sind Schmatzen und Kauen. Und wenn er nicht schmatzt und kaut, dann rülpst er. Die Kreise, in denen Rülpsen in der Wiederholung als guter Witz gilt, sind beschränkt, ohne Ansehen, und ziemlich weit vom Parkett des Deutschen Theaters. Falstaff würde diesen Didius nie im „Wilden Schweinskopf" zu Eastcheap als seinesgleichen ansehen; und Prinz Heinz, der ein Weilchen das wilde Wesen seines Müßiggangs unterstützt, würde keine Possen mit ihm treiben. Des Didius Julianus Fett lähmt seinen Geist, wie es seinen Körper lähmt; und wir sehen drei Akte voll Römerspuk und Prätorianertum sich drehen um einen bewegungslosen Fleischklotz, um einen immerzu Fressenden oder Verdauenden, der in den wichtigsten Szenen wehrlos daliegt, wie die Boa Constrictor, die eben ihre Kaninchenmahlzeit geschlungen hat. Kein Held für dramatisches Begebnis. Trotzdem, Freksa ist verliebt in seinen unbrauchbaren Helden — wie ehemals in die unbrauchbare Heldin — und versucht's. In der Verfallzeit Roms spielt



Der Herr Minister in der Komödie „Die goldene Schüssel"



KULTUR DER GEGENWART



das wunderliche Stück. Ziemlich genau schließt es sich an die Geschichte an. Neun Wochen hat sie gedauert, die Kaiserherrlichkeit des historischen Didius, des berüchtigten Milliardärs und Schlemmers, der sich, als Pertinax ermordet war, die Würde von den Prätorianern kaufte und (Anno 193 nach Christus) von den Prätorianern umgebracht wurde, nachdem ihn der Senat zum Tode verurteilt hatte. Den Überlieferten karikiert Fressa, das ist sein gutes Recht, noch um ein Beträchtliches. Didius Julianus, der reichste Senator Roms, dessen Flotten scheffelweise das Gold hereinbringen, der eben die Ernte ganz Ägyptens gekauft hat und Rom hungern lassen kann, wenn er will, hat eigentlich keine Lust, sich an der Auktion der Krone zu beteiligen; hat sogar selber einen Kandidaten mit den nötigen Summen ausgestattet. Aber sein Weibchen, das er nur als Prunkstück seines Hauses sich gefreit, ist ehrgeizig. Aus ihrer Liebe zum Diadem und ihrem Haß gegen die Schwester, die ihre Jugend dem fettgepolsterten Ekel verkuppelt hat, entsteht in ihm der Gedanke, der seinen Wanst vor Lachen wackeln läßt, sich zum Spaß auch noch die Würde des Imperators zu kaufen. Kein andrer Bewerber kann gegen sein Gold an, und Didius Julianus legt sich den Goldreif um die ewig schweißbeperlte Glatze. Aber die einzige Regierungshandlung, die wir von ihm sehen, ist die Erhebung seines Leibkochs und Pastetendichters zum römischen Senator. Selbst dem verfaulten Rom, das Kronen verschachert und Söldner herrschen läßt, ist solcher Kerl bald ein Greuel. Kaum beliebter ist er in der Familie. Die um ihre Jugend betrogene Gattin tröstet sich mit dem schönen jungen Tribunen, die Schwägerin hetzt den Neffen, des Schlemmers tüchtigen Sohn, auf die Spur. Der Jüngling, von den Prätorianern unterstützt, betreibt das Todesurteil der Schuldigen, die einen Cäsar zum Hahnrei machten. Gezwungen von der zügellosen Soldateska, gibt der schlappe Didius das Zeichen der Hinrichtung und erwartet, den Bauch voller Pasteten, das Hirn voll schwerer Weine, die Niederlage seiner Truppen, gegen die Septimus Severus schon heranzieht, und den Tod von den Schwertern, die seinen Wanst und seine Krone verteidigen sollen.

Ein trauriger Held, kein lustiges Stück. Der Geometer im „Freund Fritz“, der immerzu frühstückt und die Devise hat: „Wenn wir gefrühstückt haben, dann — frühstücken wir wieder!“ ist eine muntere Episodenfigur; ein Herr über Rom, der nur von Pasteten spricht und träumt, der vor unsern Augen nur Speisen und Flüssigkeiten schlingt, der unser Ohr nur der Gewißheit teilhaftig macht, daß er sie geschlungen hat, ist als Held und Mittelpunkt auf der Bühne unerträglich. In der Produktion Fressas (der nach der „Ninon“ das an Tanz und Glanz reiche pantomimische Märchen von Sumurun nach den Quellen von Tausendundeiner Nacht für Reinhardt ersann) bedeutet dieser fette Cäsar keinen Fortschritt. Sechsunddreißig Tage herrschte der historische Marcus Didius Julianus, ehe seinen schwertdurchlöcherten Wanst die Grube schluckte. Der literarisch auferstandene Marcus Didius Julianus wird so lange kaum leben.

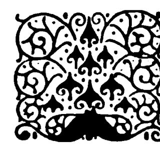
Rudolf Presber



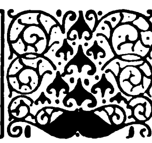
Malerisch

Liest und hört man herum, wie heute im allgemeinen dieses Wort angewendet wird, so möchte man sagen: „Malerisch heißt, was nicht gemalt werden kann.“ Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht jemand mit Farben auf einer weißen Fläche abschildern könnte, sondern nur, daß es kein malerisches Kunstwerk, kein „Bild“ im eigentlichen Sinne ergibt.

Was ein „Bild“ ist? Ich kann mich hier nicht auf Definitionen einlassen und muß mir mit einer Umschreibung helfen. Treten wir einen Augenblick auf das Gebiet der Musik, das mehr Menschen vertraut ist als das der bildenden Kunst! Wer ein Lied in Töne setzt, ist nur einen Augenblick frei. Sobald er die Tonart gewählt



KULTUR DER GEGENWART



hat, bleibt er an sie gebunden (ich weiß, daß das nicht ganz genau stimmt, aber brauche darauf keine Rücksicht zu nehmen). Die Melodie, könnte man sagen, ist ein Gewebe aus Tönen einer bestimmten Art. In demselben Sinne ist das Bild als Kunstform ein Gewebe aus Farben einer bestimmten Art. Malerisch ist also nur ein Motiv, dessen Art erlaubt oder sogar fordert, daß es in ein solches Gewebe umgewertet wird. Alle seine sonstigen Reize kommen dabei nicht in Betracht.

Wer daraufhin irgendein Bild irgendeines echten Malers aus irgendeiner Zeit ansieht, wird sofort begreifen, was hier gemeint ist. Und wird, wenn er zu denen gehört, die es vorher nicht wußten, etwas ganz andres sehen als früher, es zum erstenmal wirklich als „Bild" sehen und nicht bloß als Gegenstand oder als Stimmung, jetzt erst empfinden, warum der Künstler dieses Stück Welt gemalt hat. Zwei, drei Farben sind da, einmal stark und klar, dann in lebhaftem Spiel in kleine Flecke aufgelöst und durcheinander geschlungen oder nuanciert und bis zum Verklingen abgetönt. Reiche Mannigfaltigkeit und geschlossene Einheit können sich auf diese Art, und nur auf diese Art, miteinander verbinden.

Denkt er ein wenig weiter und hat er selbst die Welt gut angesehen, so wird er finden, daß ein solches Bild so gut wie niemals die Abschilderung eines Motives ist, sondern daß der Maler offenbar zugunsten der Kunst von der Natur abgewichen ist. Der Schaffensprozeß stellt sich etwa so dar: der Natureindruck hat ihm ein Bild in einer bestimmten Tonart entstehen lassen, und er hat dann alles entfernt oder verändert, was nicht zu ihr paßt.

Nun kann ich zu dem Ausgangspunkt zurückkehren. Weder der „Baedeker" noch der Privatmann, wenn er eine Stadt oder eine Landschaft malerisch nennt, gebraucht das Wort in dem eben bezeichneten Sinne. Er meint eigentlich nur, daß die Erscheinung reizvoll ist, und fragt nicht weiter danach, worin der Reiz besteht.

Am häufigsten wird die Bezeichnung auf alte Städte angewendet. Analysiert man aber, was eigentlich an dem Anblick schön ist, so findet man, daß es die Formen sind oder, auf die Fläche übertragen, die Linien in ihrem Schwung und in ihren Überschneidungen. Und ganz ebenso steht es mit gewissen Landschaften, gerade altberühmten schönen Gegenden, daß die Umrisse der Berge, der Wälder, der Baumgruppen, die Ränder der Seen und Flüsse das Auge ergötzen und nicht die Farben. Ein andres Mal mag es das reiche Spiel von Licht und Schatten sein, das den Reiz eines Blickes ausmacht.

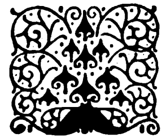
Findet der Leser mich vielleicht pedantisch? Meint er, daß doch wirklich nichts darauf ankommen könne, ob man eine schöne Sache so oder so nenne? Nun, ich würde mir gewiß diese ganze Auseinandersetzung gespart haben, wenn ich nicht glaubte, daß die irrtümliche Anwendung des Wortes malerisch in Wirklichkeit eine große Tragweite gehabt hat und noch hat.

Sie ist dem Verständnis für Malerei ebenso im Wege wie dem Verständnis für die Schwarzweißkunst, sie füllt, da sehr, sehr viele Künstler unter ihrem Einflusse stehen, unsre Ausstellungen und Häuser mit Bildern, die keine sind, die weder schmücken noch auf die Dauer erfreuen können, und sie läßt den Sinn für Architektur erst gar nicht aufkommen. Sie endlich ist es, die das Publikum gegenüber der modernen Malerei, die wieder Malerei sein will, in allen Phasen ihrer Entwicklung ungerecht gemacht hat. Ist das genug?

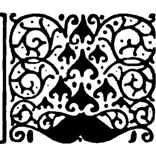
Fangen wir mit der Schwarzweißkunst an! Warum bürgert sie sich nicht ein? Weil man sie für eine Art minderwertigen Ersatzes des farbigen Ölbildes hält.

In Wahrheit ist sie etwas ganz andres und hat ihr eignes Reich. Alles das, was mit Unrecht malerisch genannt wird, alles, dessen Reiz nicht in der Farbe besteht, sondern in der Linie und in Licht und Schatten, gehört ihr und müßte von Rechts wegen oder von Kunst wegen ihr allein gehören. Dann würde sie blühen und — Hunderte schlechter Bilder würden aus unsern Ausstellungen verschwinden.

Dann würde das „Bild" wieder in sein Recht treten. Das Auge des modernen Menschen, das, wie ich glaube, die Natur



KULTUR DER GEGENWART



schärfer und feiner sieht als das irgendeines früheren, ist für die Malerei dadurch verdorben, daß es so viele Bilder anschaut, die keine sind, daß es gewöhnt ist, jede bemalte Leinwand als Bild gelten zu lassen. Die moderne Malerei geht darauf aus, wieder nur durch die Farbe zu wirken, sie will nichts als den koloristischen Reiz ihres Motivs klingen lassen, den aber mit voller Kraft. Sie stellt die Kunst der Natur gegenüber als etwas Eignes, das seine eignen Gesetze hat. Wie sollte sie zu Augen sprechen können, die weder die Reinheit noch die Melodie der Farbe empfinden, sondern in ihr nur ein Mittel sehen, ein Abbild der Natur wirklicher, täuschender erscheinen zu lassen.

Und wie soll die Baukunst das Interesse auf sich ziehen, wenn man die Wirkung ihrer Werke so verkennt, daß man sie mit dem Namen einer andern Kunst bezeichnet?! Wie soll nur die Tendenz des eignen Bauens gesund und richtig sein, wenn sozusagen das Malerische als Ideal vorschwebt?! In der Tat, die ganze Verirrung der polytechnischen Architektur ist auf die Verwechslung der baukünstlerischen und malerischen Wirkungen zurückzuführen.

Es ist also doch wohl recht nötig, die Begriffe zu klären.

Fritz Stahl



MODE

Der Herbst bringt Farbensortimente, die sich an der Natur inspiriert zu haben scheinen: „des teintes mortes“, sagt der Franzose. Stumpfes Grün und Braun, Graulila und Graugelb, Grau, vom hellen Taubengrau angefangen bis zu einer gesättigten Nuance hinauf, die hart neben Schwarz liegt, und endlich „puce“, jene Reminiszenz aus den Tagen Marie Antoinettes. Die grauen und die diversen Töne von „puce“ sind das neueste und aparteste Gewand, das die feinen Pariser Schneiderwerkstätten ihren Herbstmodellen zu geben wissen.

Abgesehen von weichem Taft, Seidenserge und Seidenkaschmir, der für das elegante Kostüm noch nicht das letzte Wort gesprochen hat, werden in Grau nur Wollstoffe mit rauher Oberfläche verarbeitet, also Stoffe, die in die Gattung von Cheviot, Ratin und Corkscrew einreihen, Qualitäten von nie dagewesener Weichheit, „mollig“ bis zum Exzeß. Zur Aufhellung der dunkeln Kostüme dient Weiß — bei Grau auch „cerise“ — dieses allerdings mit großer Vorsicht dosiert. Bei dem einfachen, schneidermäßig gehaltenen Kostüm beschränkt sich diese abstechende Garnitur auf Kragen, Revers und Manschetten. Aus weißem Atlas oder Tuch hergestellt (am besten unabhängig von der Jacke gearbeitet!), verleihen sie dem einfachsten Kleidchen eine gewisse Eleganz und Frische, die sich unterstützt sieht durch die hellen Hüte, die uns im Herbst nebst den weiteren hellen Details zum dunkeln Kleide erhalten bleiben, durch die Stiefel mit hellen, womöglich weißen Gamaschen, durch weiße Blusen, die aus dem ziemlich tiefen Jackenausschnitt hervorsehen; ferner durch Jabots, feine Spitzenvolants, die aus den Ärmeln quellen, und durch große helle Knopflochbukette.

Sehr reizend und heute — wer sollte das glauben? — auch wieder sehr apart sieht ein ganz schlichtes Schneiderkleidchen aus klein schwarzweiß kariertem Wollstoff aus. Auch hier sehr häufig die breiten weißen Revers, und vielleicht sogar weiße Knöpfe auf falschen Knopflöchern auf dem Rock wie der Jacke. Der Knopf, reihenweise angebracht, muß abermals als eines der beliebtesten Garniturmittel genannt werden. Neben durchlochten Horn- und Perlmutterknöpfen, stoffbespannten wie Posamenterieknöpfen sind eine aparte Nouveauté Porzellanknöpfe. Auch die Franse, die sozusagen ein organischer Aufputz ist, bei den nach einem Abschluß verlangenden Kanten der Überwürfe, der zipfelförmigen Ausläufer, der Capuchons, der fichuartigen Kragen an Taillen und Jacken, der breiten Schärpenenden, die die Mode bringt, besteht fort.

Da das Nachmittagskleid ein allgemein



KULTUR DER GEGENWART



usueller Gebrauchsgegenstand wurde, ist der Mantel nicht mehr entbehrlich und verlangt daher ausdrückliche Beachtung, speziell da, wo es heißt, sich mit begrenzten Mitteln elegant zu kleiden. Der Seiden- und Samtmantel bleibt modern. Leider nur muß man konstatieren, daß mit den seidenen Mänteln trauriger Mißbrauch getrieben wird. Ein Mantel aus billiger Seide, die keinen Fall, keinen Schimmer hat, die ihren Preis auf viele Schritte Entfernung verrät, kann niemals den allergeringsten Anspruch auf Eleganz machen, und dies um so mehr nicht, wenn der Mantel farbig ist. Für die Straße gilt nur der schwarze oder ganz dunkle Seidenmantel als elegant, es sind ihm nicht einmal Revers in leuchtenden Farben gestattet, sondern nur Töne wie Grau, Dunkelblau, Dunkellila, das, nebenbei bemerkt, von einigen Pariser Häusern seit einigen Wochen sehr in den Vordergrund geschoben wird.

Die Revers dieser eleganten Mäntel haben sich nunmehr zu fichuartigen Kragen ausgewachsen, die bis zum Ellbogen herabreichen. Die Kimonoform ist nicht mehr obligat, wir sehen zumeist einen in ein erweitertes Armloch eingefügten Ärmel. Neben diesen Mänteln bringt die Mode auch halblange Paletots, zu deren Herstellung bisweilen außergewöhnlich kostbares Material verwendet wird.

Wo nicht eine ziemlich große Summe für den Mantel ausgegeben werden kann, wo er überdies „wetterfest" sein soll, ist unbedingt von Samt und Seide abzuraten. Ein schlichter Mantel aus Ratinstoff überragt billige Seide himmelhoch, denn der Gesichtspunkt, daß wir elegant gekleidet sind, wenn wir Seide tragen, ist längst beiseite gelegt — es gibt eben auch in der Mode einen neuen Stil, der „Kitsch" verabscheut. Bei Anschaffung eines Stadtmantels aus Ratinstoff wird sich die feine Frau von allen aufdringlichen leuchtenden, überlebensgroßen Revers, Fransen und Knöpfen fernhalten und einen dunklen, einfarbigen Mantel wählen, in grauer, brauner, tief dunkelblauer Nuancierung oder schwarz. Den unfehlbaren Hauch der Eleganz und Kleidsamkeit erhält der Mantel, sobald er mit einem Schalkragen — je länger, je besser — aus Pelz ausgestattet wird. Der ehemals viel verlachte naturfarbene Opossumpelz spricht diesbezüglich wohl das erste Wort, nach ihm rangiert dasselbe Pelzwerk „à la Skunks gefärbt", ferner Skunksschuppen und Walaby — alle andern Pelzsorten, die sich zum Ausschlagen von Kragen eignen, verlangen einen



Eleganter Abendhut mit tief herabhängender Chantillyspitze. Kopf aus Hermelin mit Reiher

sehr tiefen Griff in den Geldbeutel, vor allem ungefärbter dunkler Fuchs, der als eleganter gilt wie Skunks.

Während die für den Stadtgebrauch bestimmten Mäntel aus Ratin oder auch aus Cheviot oder Homespun bestrebt sind, die Silhouette der Frau nach Tunlichkeit schlank erscheinen zu lassen, und die nur geringen Modifikationen unterworfene orthodoxe Sackpaletotform aufweisen — in dieser rigorosen Einfachheit liegt der Schick —, protzen die für Sportzwecke bestimmten, aus demselben Material hergestellten Mäntel oft mit dem Gegenteil.



KULTUR DER GEGENWART



Je sonderbarer die Form, je größer die Zahl der Teile, Keile und Patten, aus denen sie sich zusammensetzt, je schicker der Mantel. Raglan- oder Pelerinenärmel, Glockenform, Kapuzen, alles ist hier gestattet, und auch bezüglich der Farbe herrscht große Freiheit: Mandelgrün und helles Ockergelb schießen bezüglich des Schicks den Vogel ab. Dazu dann einer der neuen, aus mehreren Keilen gearbeiteten Lederhüte, ebenfalls in höchst lustigen Farben mit kühnem Federgesteck. Für den Tennisspieler — ob Herr oder Dame — gilt für kalte Tage als eleganteste Umhülle der lange Mantel aus weißem Ratin, der auch bei einer Reise nach einem Wintersportplatz brauchbar ist, denn dort gilt es auch für den, der sich nicht an dem allgemeinen Purzelbaumschlagen im Schnee beteiligen kann, als elegant, sich „sportmäßig" zu adjustieren. Die Wintermode ist noch nicht gänzlich festgestellt, doch darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß wir bei der „schlanken Linie" bleiben, obwohl man sich viel von drapierten Röcken verspricht, obwohl der Volant definitiv aufgenommen ist, obwohl die Rüschen „à l'ancienne" immer mehr Aufnahme finden. Vorläufig sieht man vereinzelt noch übertrieben enge Röcke, die wirklich elegante Frau aber hält Maß und verbleibt zur Herbstsaison bei den so oft angegebenen Maßen. Zu bemerken ist, daß auch an der Kleidertaille wieder viel eingenähte Ärmel gebracht werden, und zwar viel ganz lange Ärmel. Nur an der ausgesprochenen Abendtoilette, deren Taillen in der oberen Partie fast ausnahmslos aus transparentem Material bestehen und mit gleichartigem Material gefüttert sind, bleibt vorläufig der Kimonoärmel Alleinherrscher.



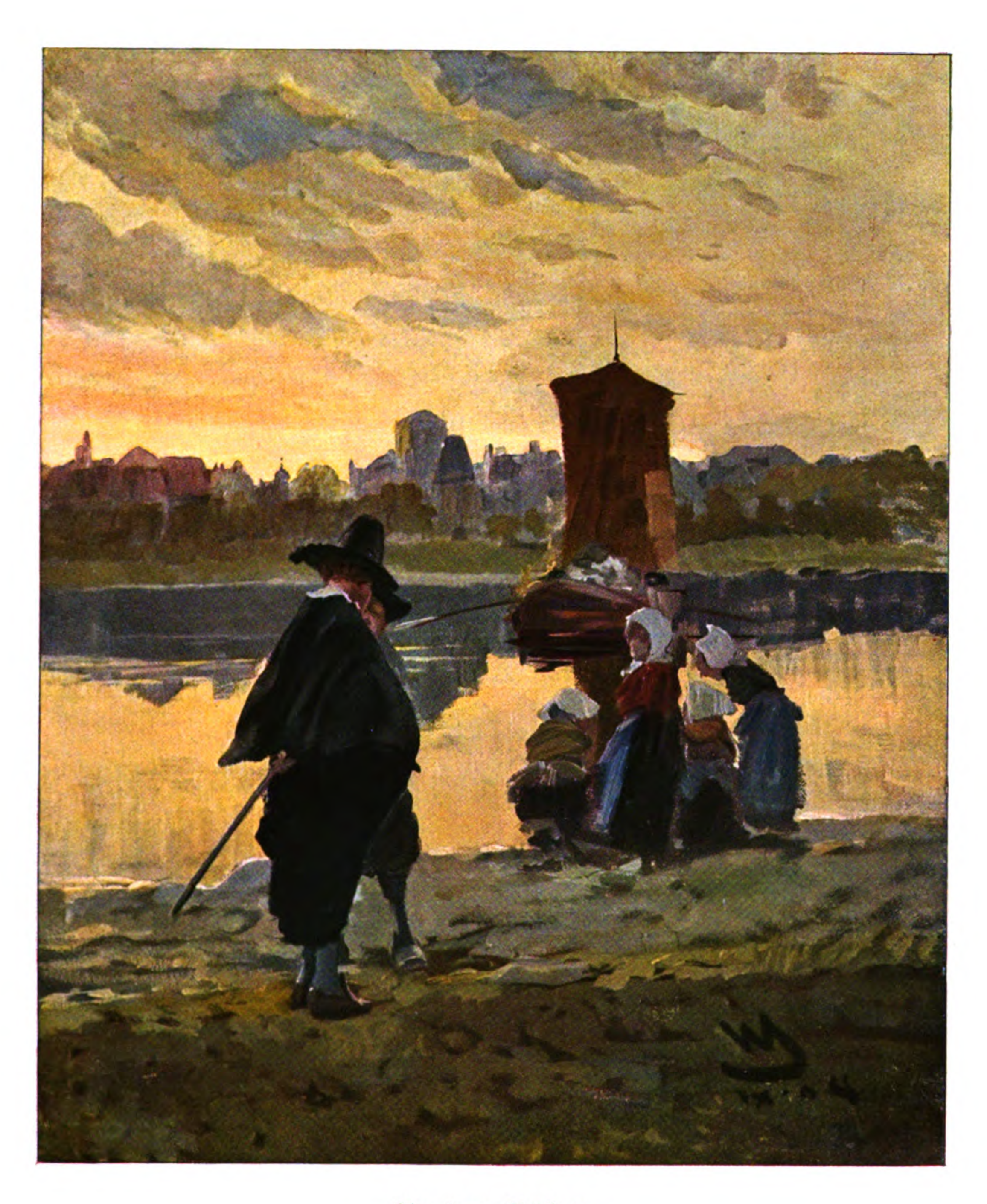
Einfacher Mantel aus khakifarbenem Homespun. Aufschläge und Kragen grün (Rückseite), Filzhütchen dunkelgrün mit khakifarbener Samtrüsche und gleichfarbigem Phantasiegesteck

Die Stoffe anbelangend, bringt die Mode in Wolle wie Seide abermals weiches, schmiegsames Material, als große Nouveauté weichen, mit Samtblumen broschierten Atlas sowie Kreppstoffe, die der „schlanken Linie" entgegenkommen. Für sehr elegante Kostüme und Mäntel gibt es die beiden neuen Samte, die Karakul und Breitschwanz täuschend imitieren, denn das Samtkostüm büßte weder an Eleganz noch Beliebtheit ein. Wir werden es uni sehen sowie in strohhalmbreit gestreiftem Velvet, bald streng tailleurmäßig gehalten, bald als „tailleur habillé" mit Seidentressen oder Kurbelstickerei verziert, den Jackenkragen mit Vorliebe mit Pelz ausgeschlagen. Der kleine Hut mit seinem hohen Kopf besteht fort. Er macht dem großen Hut wohl Konkurrenz, aber verdrängen konnte er ihn nicht. Neu sind die großen Hüte mit der oft ziemlich tief über den Rand herabhängenden Spitze. Zur Garnitur der Hüte ersann die Modistin das Neueste — um nicht zu sagen das Verrückteste —, was wir je hatten: Gestecke aus großen Blumen, die aus Pelz bestehen. Solange wir diese nur im Winter tragen, sind sie schließlich zeitgemäßer als der Samthut im Sommer. Sollte man sie aber etwa, um diese „Rückständigkeit" auszugleichen, auf Strohhüten befestigen?

M. v. Suttner

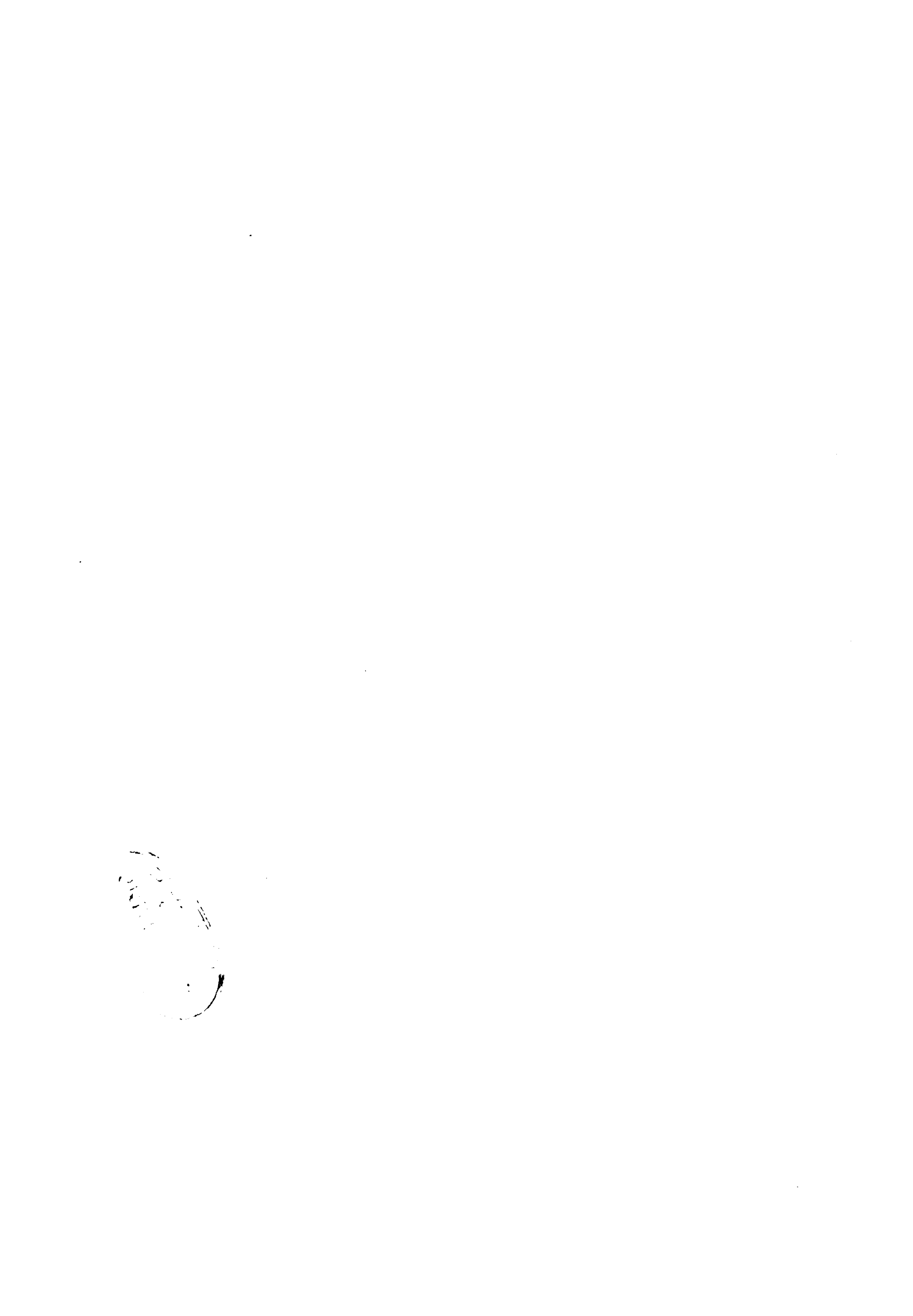
Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner, Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



An der Fähre

Nach einem Gemälde von Wilh. Schreuer





Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)

Der Winter kam. Es wurde kalt und rauh in Ammerfeld, doch Karlmann blieb auf seinem Heuboden zäh bei der Arbeit, und Toni erwartete in tapferer Zuversicht ihr Kind. Eva stand ihr täglich zur Seite. An einem dunkel umnebelten Januarmorgen kam ein Mädchen zur Welt. Toni litt furchtbar. Der Arzt, ein braver, aber robuster und geräuschvoller Mann, der an Bauernwochenstuben gewöhnt war, blieb die ganze Nacht an ihrem Lager. Er wurde schließlich auch blaß und still, so brachte ihn diese schwere Geburt, bei der es ihm mehr galt als sonst, herunter. Auch Frau Oberwieser geriet in Furcht und Schwäche — Eva Rollfink konnte es nicht hindern, daß sie um sieben Uhr, als die Wehen abermals aussetzten, laut zu beten anfing. Dann endlich kam das Kind, ein zartes Mädchen mit Karlmanns goldblondem Haar. Der junge Vater wurde noch lange nicht erlöst, noch lange sollte sein Gemüt in der schrecklichsten Schwebe von Hoffnung und Verzweiflung bleiben. Toni wurde sehr krank. Anzeichen von Kindbettfieber kamen, ihr Leben wollte in dumpfen Abendstunden verlöschen. So hatte Karlmann Rominger nie gerungen, so nie zum lieben Gott gesprochen, der ihm immer ein fremder großer Herr gewesen war. Er erhörte ihn aber. Er wurde ihm in neuer Allmacht vertraut. Denn wirklich, es waren die alten Christinstinkte, die jetzt in Karlmanns moderne Abtrünnigkeit einkehrten. Er sehnte sich nach dem Glauben seiner Väter — das war schon viel, das war ihm alles. Toni genas. Sehr langsam, sehr elend, ein Schatten der früheren Toni — doch sie genas. Wo aber blieben nun ihre großen Zukunftspläne? Er fühlte, wie sie sich darum bangte, aus ihren Fieberphantasien hatte er es herausgehört. Doch wirklich trösten konnte er sie nicht. Auch ihm waren in diesen furchtbaren Tagen jeder Arbeitssinn und jeder Arbeitsfortschritt erlahmt. Er mußte sich erst langsam wieder aus der ungeheuren Gegenwart in die blassen Vergangenheitsschemen zurückfinden. Sie aber, die schwache, die bleiche, zu wochenlanger Bettruhe verurteilte Rekonvaleszentin, die nicht einmal ihr Kind nähren konnte — wo sollte sie die Kraft finden,

ihren schweren, gesundheitfordernden Beruf zu ergreifen? Als er ihr erklärte, daß er der großen Arbeit entsagen und fürs tägliche Brot schreiben wolle, bat sie ihn mit solcher Leidenschaft, ihr nur das nicht anzutun, daß er für ihr Leben fürchtete und erschüttert versprach, daran nie mehr zu denken. Ihr Opfer dürfe er nicht werden — das wiederholte Toni unter heißen Tränen immer wieder. Aber was war zu tun? Wie war es zu verscheuchen, das dunkle, unheimliche Gespenst, das zum ersten Male mit drohender Faust auf Karlmann Rominger zuschritt? Er hatte die Not nie gekannt — jetzt sah er sich plötzlich in ihren Klauen.

Sie hatten kein Geld mehr und keine Aussicht, genügende Mittel zu erhalten. Auch bedurfte Toni einer besonders guten Kost, und Karlmanns Magen konnte wirklichen Entbehrungen noch weniger standhalten. Der Winter war hart — es fehlte an Feuerung, an unentbehrlichen Kleidungsstücken. Wie ein sibirischer Flüchtling, mit Weib und Kind dem Elend, der Kälte preisgegeben, kam Karlmann sich allmählich vor. Und in nächster Nähe hatte er das liebe, warme München. Eigentlich haßte er das verschneite Dorf. Eigentlich hatte er es immer gehaßt. Er war ein verwöhnter Stadtmensch. Es war ja unmöglich, daß er solchen Gegnern standhalten konnte. Toni war es eher gegeben, hier zu existieren, Toni, die von Bauern abstammte, der noch die harten Arbeitshände, die starken, beinahe plumpen Gelenke anhafteten ... Mit ängstlicher Scheu vermied es Karlmann, sich Johannes Rollfink anzuvertrauen. Er sprach beharrlich nur über geistige Fragen mit ihm. Doch war er nicht ganz ehrlich vor sich selbst. Er wußte, daß der Vetter auch ohne Aussprache seine Verhältnisse kannte, er sah ihn in schwerer Freundessorge umhergehen, denn einer Bitte bedurfte es nicht, um Johannes zu jedem Opfer zu veranlassen. Er hatte bereits getan, was er tun konnte — jetzt, wenn Eva auch zum ersten Male warnen wollte, bezahlte er noch den Arzt — nun aber hatte seine Hilfskraft ein Ende. Rollfink wußte, soviel er darüber grübeln mochte, keinen Ausweg mehr — er riet dem erbleichenden Karlmann, sich an seine Eltern zu wenden.

„An meinen Vater?! Nie!"

„An deine Mutter, Karlmann."

„Nie! Nie!"

Er verließ den Blinden und stürmte zu Toni hinüber. Der Erschrockenen, die ihr Kind in den Armen hielt, erzählte er atemlos, was Johannes ihm zugemutet hatte.

„Ich stehe vor einer Unmöglichkeit, Toni!"

„Aber du könntest doch an Philipp schreiben."

„Der hat nichts!"

„An Marion — an Elsa —"

„Du vergißt, daß meine Schwestern verheiratet sind! Soll ich mich dem aussetzen, daß sie mit meinen Bettelbriefen zu ihren Männern gehen? Daß Herr Braumüller, dieser Holzwollefabrikant, oder Herr von Biegenau über meine Zukunft entscheidet? Ist es dahin gekommen?"

„Aber irgendwie muß uns doch geholfen werden. Karlmann. Da wir's nit selber können. An deine Mama schreibst du nit?"

„Würdest du jetzt an deine Mutter schreiben können?"

„Wie kommst du darauf? Davon war doch nie die Rede. Die hat ja selbst nichts, auch wenn ich sie bitten tät'."

„Ich frage dich, ob du ihr schreiben würdest!"

„Ja, möchtest du das von mir verlangen, Karlmann?"

„Hab' ich ein Wort davon gesagt?!"

„Schrei doch nit so — du weckst das Kind!"

„Ich verlange nichts von dir — ich will nur deinen Standpunkt kennen! Du würdest also nicht an deine Familie schreiben?"

„Nein, Karlmann! Ebensowenig wie du an deine!"

„So!"

„Jawohl! Wenn du's genau wissen willst!"

Er sagte kein Wort mehr und verließ sie. Auf den Feldern lief er lange umher, ohne Ruhe zu finden. Wohin war er geraten? Toni, die Tochter vom Koch am Markt, sie sollte auf dem Trotz ihres Selbstbewußtseins beharren können, und er, er, Karlmann Rominger, er mußte vielleicht zu Kreuze kriechen? Pater peccavi sagen? Ein verlorener Sohn bei den Schweinen der Heimat — jetzt schon? Warum? Weil er als Mann die Verantwortung hatte? Verantwortung! Ja, Pflicht zur Demut! Es war stärker als er, was ihn umgab, es zwang ihn in die Knie. Vor ihm stand der Hunger, der nackte, bittere, verzweifelte Hunger. Nein — nur das nicht! Sein Weib! Sein Kind! Das wahre Selbstgefühl behielt er doch. Er wollte auch das noch auf sich nehmen, wollte sich demütigen. Er, der stolze Flüchtling, er sprach das erste Wort. Versöhnung. Oh, niemals kam Versöhnung! Erbarmen war es, auf das es ihm ankam, kühles, siegesbewußtes Mitleid. Er litt furchtbar. Sein Stolz war wie ein Panther, der sich ihn in einkrallte, noch einmal, noch einmal. Er schüttelte ihn ab. Er ging in seine Stube, weinte und schrieb an seine Mutter. Doch als er ihr geschrieben hatte, blieb der Stachel gegen Toni in seinem Gemüt haften, der ihn nicht mehr verließ durch lange, lange Jahre.

Klementine antwortete — er hatte sich nicht in ihr getäuscht. Am nächsten Tage kam ein Telegramm mit Geld und mit den Worten: „Bin Samstag früh acht Uhr in München, erwarte Dich am Bahnhof. Mama." Toni mußte Freude heucheln, als sie ihn in herzlicher, erlöster Freude dieses dürftige Friedenszeichen vorlesen sah. Tiefe Wehmut beschlich sie, Mitleid auch im Innersten. Das hatte er für sie getan, und sie, sie hatte ihn so weit gebracht! Die Sorge war eine allzu harte Lehrmeisterin für Karlmann Rominger — sie beugte seinen Nacken mit eiserner Hand, sie wollte von Grundsätzen und frischem Jugendtrotz nichts wissen. Schluchzend sank Toni aufs Bett, als Karlmann nach München aufbrach. War sie sein Glück? War sie sein Glück?! Oh, werden wollte sie es, noch einmal, immer wieder, für das Licht ihres Lebens, für ihn, für ihn, den einzig, ewig Geliebten. Er gab ihr alles. Sie wollte ihm auch alles geben. Ihr schlichtes, aufrechtes Selbst. War es viel, war es wenig? Wenn er in seinem Leben einen Menschen ganz besaß — es konnte ja nicht wenig sein. —

Nachmittags kam Karlmann mit seiner Mutter. Wirklich, sie war es, die stolze Frau Professor, die Toni über die Ammerfelder Dorfstraße schreiten sah. Das Herz stockte ihr. Wie sollte sie sich jetzt fassen? Was ihr sagen? Heute? Zum ersten Male? Hatte sie Vorwürfe zu fürchten? Nur das nicht! Aber so

konnte die Mutter ihr in Karlmanns Gegenwart unmöglich gegenübertreten. Sie kamen ja Arm in Arm — ein seltsamer Anblick. Halb beängstigend für Toni, halb wundervoll. Sie fühlte dunkel, daß es ihr jetzt doppelt galt, sich aufrecht zu halten. Karlmann kam mit seiner Mutter. Frau Rominger kam mit ihrem Sohn. Er wurde ihr fast fremd. Doch nein! Welch ein Wahnsinn umfing sie! Ihr Karlmann! Jetzt nahte ja die Hilfe, die Aussicht, das neue Leben! Endlich! Er hatte recht getan! Und sie, sie hatte sein Kind — das war ihr Beweis, ihr Recht, das war ihr Unumstößliches. Eine Glutwelle der Freude und des Stolzes stieg ihr aus dem Herzen in die Wangen empor — sich reckend trat Toni dem Besuch entgegen.

Klementine zeigte ein nervöses, hastiges, fast wirres Wesen. Es war dazu angetan, Tonis guten Willen in Sympathie und inniges Mitleid zu verwandeln. Die arme, reisemüde, plötzlich gealterte Frau! Mit Überschwang küßte sie Klementines fiebernde Hand, und Frau Rominger zitterte einen Augenblick. Sie mußte sich setzen. Sie starrte, einen Herzkrampf bezwingend, vor sich hin. Zum ersten Male sah Karlmann seine Mutter heute überwunden. Das bewegte ihn namenlos — er fragte mit weicher Stimme nach dem Vater, nach den Geschwistern — sie nickte nur und hielt seine Hand fest. Dann brachte Toni ihr die kleine Paula. Es war ein schönes, goldblondes, friedlich schlummerndes Kind. Ihr erstes Enkelkind. Klementine weinte. Da ließen die jungen Leute sie mit Paula allein. —

Die Mutter blieb drei volle Monate in Ammerfeld. Und es geschah in dieser Zeit, daß sie Toni von Herzen liebgewann. Sie sorgte für alles, sie ordnete die Geldkalamität und sicherte die erste Zukunft. Sie bewirkte — das war ihre Haupttat —, daß Toni und Karlmann in München getraut wurden. Still und ohne Feier, nur im Standesamt. Doch Klementine war dabei, und das Ehepaar Rollfink als Zeugen. Nun waren sie also Mann und Frau — nun endete die Flucht — ja, wo Klementine waltete, ging alles rasch, und man kam ernstlich, freudig weiter. Freilich — das erkannte Toni Tränkles kluges Herz sehr bald, auch als sie in Ehre und Würden Toni Rominger geworden war: die Liebe, die ihre Schwiegermutter ihr entgegenbrachte, so echt und respektvoll sie sein mochte, bedurfte doch der Überleitung. Von Karlmann über das Kind zu ihr mußte der zündende Funke gleiten. Was Klementine für Toni tat, tat sie eigentlich für Karlmann, und Paula war ihres Sohnes Kind, noch nicht so völlig das Kind der neuen Tochter. Tonis erstes Angstgefühl war verflogen — warmes Glück war mit der Mutter eingekehrt, kein Hochmut, keine Kälte. Sie hatte Toni in ihren alten Rechten anerkannt und die neuen begründet. Mehr konnte sie nicht tun. Aber sie tat es als Karlmanns Mutter. Es geschah alles für ihren Sohn. Und während ein stiller Neid in Tonis Herz kam, der sie mahnte: ich bleibe unversöhnt mit den lieben, schuldlosen Meinen daheim, und er, er fühlt schon wieder das alte Nest in der Nähe, tröstete sie sich doch selbst und sagte sich: Nur bei der Stange bleiben. Meine Zeit kommt auch. Ich habe Kraft zum Warten. Doch was er entbehrt, das muß ihm schnell ersetzt werden.

IX

Klementine wollte von Ammerfeld nach Berlin reisen, wo zwei neue Aufgaben ihrer harrten: Franz Otto Braumüllers Heim zu besichtigen und

dem Freiherrn von Biegenau ein neues Heim begründen zu helfen." Die beiden Ehen ließen sich zu ihrem Gram als Leidensgeschichten an. Karlmann merkte es an den Reden der Mutter, ohne daß sie es ihm zugestand. Bei Braumüllers hatte es schon in den ersten Monaten gewackelt. Sie hatten Frankfurt mit Berlin vertauscht, konnten sich aber über die Einrichtung der Berliner Wohnung nicht einigen, und Marions Verschwendungssinn stieß so heftig mit der zähen Sparsamkeit ihres Gatten zusammen, daß die junge Frau in verzweifelten Briefen die Hilfe der Mutter anrief. Über die Gefahr, die in der Einmischung einer Schwiegermutter lag, machte Marion sich keine Gedanken. Sie wollte nur siegen, ein für allemal den plumpen Spießbürger unter ihren zierlichen Pantoffel zwingen. Er liebte sie auf seine Weise, stierhaft, opferbereit, fanatisch. Sie hatte es eigentlich nicht gern, sich so lieben zu lassen, da sie sich wie ein Porzellanfigürchen in Bauernhänden vorkam, aber sie wollte wenigstens ausnutzen, was ihr diese Liebe eintrug. Der erste, konstruierte Traum von Baden-Baden war verflogen. Er hatte eigentlich eine recht reizlose Gewöhnlichkeit, dieser bejahrte Geschäftsmann, und sie war dahintergekommen, daß es eine starke Anmaßung von ihm war, mit seinem Bildungsgrade sich um eine Romingertochter zu bewerben. Nun aber, da alles geschehen und sie seine Frau geworden war, sollten auch für immer die richtigen Grenzen zwischen ihnen gezogen werden. Das Land der Kultur, des Geschmacks, des feineren Lebensgenusses für Marion — für Braumüller die Praxis, das Geschäft, das materielle Leben. Schwer hielt es, ihm das deutlich zu machen, allzu schwer. Denn er wollte gerade dort hinüber, wo sie ihm die Tür verschloß, und der Eingebildete glaubte ihr auch manches Gute aus seinem Lande mitzubringen. Sie verhandelten erst in scheinbarer Güte und Rücksicht wie sanfte Diplomaten — dann aber stritten sie sich, und eines Tages, eines Tages hatte der abscheuliche Braumüller die Maske abgeworfen: er war grob geworden. Grob gegen Marion Rominger. Er hatte geschrien und getobt, daß die Dienstboten schreckensbleich daherkamen. Das durfte nicht mehr vorkommen. Nie mehr! Was dachte sich denn der Holzwollefabrikant? Klementine tröstete ihre Tochter und versprach, durch ihr Erscheinen die goldene Zeit heraufzubeschwören.

Bei Biegenaus stand es anders, aber nicht besser. Bald nach der Hochzeit, noch unterwegs, in Italien, hatte den Rittmeister eine schwere Krankheit befallen, von der er sich nicht erholen konnte. Was nützte es Elsa, mit ihrem Gatten auf der Terrasse des schönsten Hotels von Monte Carlo zu sitzen? Stumpfe Augen hatte er für das blaue Mittelmeer, für die ragenden Palmen und die eleganten, lebensvollen Menschen. Sie mußte mit ihm nach Hause zurückkehren, und die Strapazen der Reise warfen Biegenau in Friedrichsburg völlig nieder. Klementine und Elsa pflegten ihn — es war eine traurige junge Ehestandszeit. Doch als er gerettet war, stand es für ihn und die andern fest: er konnte nicht länger im Dienst bleiben. Was er, der Verbrauchte, lange hinausgeschoben hatte, wurde jetzt Tatsache: er bat um seinen Abschied. Wohl ernannte der gnädige Großherzog ihn zum Major, wohl konnte er in allen Ehren scheiden, aber der Zivilanzug, den er mit der schönen Dragoneruniform vertauschen mußte, machte aus dem Schmetterling Biegenau eine unscheinbare Raupe, und er wurde plötzlich ein dürrer, ältlicher, häßlicher Mann. Elsa sah es, doch ihr Frauenmitleid überwog. Klementine sah es, und es war ihr ein tiefer,

bleibender Schrecken. Freilich — „die Baronin" oder „die Frau Major" von ihrer Tochter sagen zu können, blieb ihr, das stärkte den Mut, von vielem Glanz und Reichtum Abschied zu nehmen. Auch Biegenau kam selbst sehr bald über sein Mißgeschick fort, indem er erklärte, sich endlich seiner Lieblingsneigung, dem Rennsport, völlig widmen zu wollen. Er blieb nicht in Friedrichsburg — er machte es Braumüller nach und zog mit seiner jungen Frau nach Berlin. Braumüller war auch hierüber unglücklich. Er hatte die Anschauung des geborenen Berliners, der als „gemachter Mann" nach Berlin zurückkehrt — er lebte in dem Glauben, daß seine Vaterstadt ihm gehörte, daß alles jetzt auf ihn blicken mußte, und niemand, der ihm nicht recht war, seinen Einzug stören durfte. Freiherr von Biegenau und seine Gattin störten ihn ganz erheblich. Er sah Unheil und neuen Zwist in dem Erscheinen der beiden, seine Ansichten trennten ihn völlig von dem pensionierten, beruflosen Offizier, und er wollte um jeden Preis verhindern, daß Marion sich mit ihrer Familie aufs neue vereinigte. Frischer Zündstoff kam so in das Romingersche Lager zu Friedrichsburg und zu Berlin. Nun gar noch die Schwiegermutter! Franz Otto Braumüller mußte jetzt seinen ganzen Mann stehen, denn er ahnte, daß er allein war vor lauter Menschen, die das Entgegengesetzte als er wollten.

Doch ein schwerer, folgenreicher Zwischenfall bewahrte Braumüller noch vor dem Ausbruch des Krieges. Klementine mußte einen Tag vor der Abreise ihre sämtlichen Pläne umstoßen. Aus Friedrichsburg kam ein Telegramm von Philipp, das eine neue Erkrankung des Vaters meldete — die wenigen Worte, die eigentlich nichts sagten, sagten doch alles: Justinus Romingers Ende war nahe. Da gab die arme, hin und her gerissene Frau ihren Berliner Reiseplan auf — sie zitierte die Töchter und Schwiegersöhne telegraphisch nach Friedrichsburg und reiste selbst sofort von Ammerfeld in die Heimat ab. Karlmann begleitete sie.

Mit schwerem Herzen ließ Toni ihn ziehen. Es kam eine arge Verlassenheit über sie. Besonders quälend wurde ihr der Gedanke, Karlmann den Erschütterungen des Todes preisgegeben zu wissen, doppelt preisgegeben auch den Einflüssen seiner Familie, noch dazu in Friedrichsburg, wo sie die unversöhnten Ihrigen wußte. Sie war seiner sicher bis ans Grab, aber ihre Eifersucht lohte mächtig auf, und sie erkannte jetzt, wie völlig sie sein Gefühlsleben beherrscht hatte. Nun drangen plötzlich andre Mächte auf ihn ein. Der Vater — sie konnte ihn nicht von den letzten Stunden seines Vaters trennen. Und sonst? Einmal noch in der Heimat — wer wußte es — das letztemal vielleicht, und dann für immer bei ihr. Sie faßte sich und ließ ihn reisen. Ihn drängte es gewaltig zu den alten Bildern zurück — das sah sie. Sie mußte sich hüten, dieser Sehnsucht nach Ausgleich und Versöhnung mit eignen Wünschen in den Weg zu treten. Als Karlmann und seine Mutter fort waren, weinte Toni sich bei Eva Rollfink aus. Hier fand sie den Trost, den sie brauchte. Kein weiches Mitleid, kein ergebnisloses Nachsinnen — frischen Humor und Antrieb zur Tätigkeit, zur großen Muttersorge, die alle Gespenster verscheuchte.

Als Karlmann Friedrichsburg wiedersah, ruhig und sicher, nicht mehr als scheuer Flüchtling, da trat es ihm mächtig vor Augen: Abschied. Du mußt von deiner Jugend Abschied nehmen. Der Vater lag in Agonie — einige Minuten hatte Karlmann an seinem Bett gestanden, ohne daß der Kranke

ihn erkannte. Es war nichts für ihn zu tun, er mußte sich schweigend zurückziehen. Philipp war seltsam still und sah zum ersten Male blaß aus — es kam Karlmann sogar vor, als ob sein Bruder etwas abgemagert wäre. Sie sprachen sich nur selten an, sie ließen sich gegenseitig unbehelligt. Marion und Braumüller waren schon angekommen. Während sie ihrem Gatten hundert Besorgungen auflud, widmete Marion sich der Mutter. Biegenaus verspäteten sich — mit stiller Entrüstung konstatierten es die anwesenden Familienmitglieder.

Langsam und auf den Zehen, nicht mehr herrisch und Türen zuschlagend, ging Karlmann durch die Räume des Elternhauses. Wie dunkel und ruhig war es jetzt hier — das Leben hielt gleichsam den Atem an. Dieses Haus, das so viel Gäste gesehen hatte, beherbergte einen Gast, der mächtiger war als alle. Wer lächelte ihn an, wer schmeichelte ihm, wer trank ihm zu? Keiner. Und dennoch diente man ihm. Denn es war ein Gast, dieser schattenhafte Schweiger, der noch nie im Hause Rominger eingekehrt war. Man hatte ihn hier nur vom Hörensagen gekannt. Man war vor ihm geflohen, recht kindisch, unüberlegt. Nun war er plötzlich da und tafelte und machte es sich bequem überall! Überall. Ein Schauder packte Karlmann. Er war auf die Veranda getreten und starrte in den Garten hinaus. War's Frühling jetzt, war's Herbst? Sie logen ja, diese knospenden Zweige, diese jungen Gräser, die aus schwarzer Erde sprossen. Der Wind ging rauh und kalt, den Himmel bedeckten jagende Wolken. Das war kein Frühling, konnte kein Frühling sein. Wie hatte sein Vater ihn geliebt in seinen starken Tagen!

Er wandte sich ab und stieg behutsam die Treppe zum ersten Stock hinauf. Er sehnte sich nach seinem Zimmer. Als er es betreten hatte, schloß er sich ein und ging an die liebe, wehe Arbeit, zu kramen und zu ordnen. Bücher und andre Dinge, die damals die Flucht beschwert hätten, wollte er jetzt mitnehmen. Und manches kam ihm dabei in die Hand, was ihn seltsam bewegte: eine Photographie von Lucie Naumann, eine andre, die von ihm selbst gemacht worden und die schöne Equipage, die gelbgepolsterte, mit dem silbergeschirrten Rappen darstellte. In ihr Inneres schmiegte sich Lucie, und Demmler saß stolz, die Peitsche haltend, auf dem Bock. Ein bitteres Lächeln kam auf Karlmanns Antlitz — dann zerriß er langsam diese versunkenen Torheiten. Auch Lucies Briefe, die ihm wie brennende Lügen vorkamen, zerriß er. Um sich rein zu baden, zog er seine Brieftasche hervor und betrachtete Tonis Bild, daneben auch die Photographie der kleinen Paula. Ja, hier war der Weg ins neue Leben — offen, frei und breit. Er konnte ihn nicht verfehlen. Frisch hinausschreiten wollte er, nachdem er dem Vergangenen und Sterbenden die letzte Ehre erwiesen, sich nicht mehr umschauen ...

Aus seinen Träumen schreckte ihn ein starkes Pochen auf. Wer wagte in diesem Hause solchen Laut? Karlmann erhob sich zornig und öffnete die Tür. Freiherr von Biegenau stand vor ihm. Lächelnd bot er dem tiefernsten Schwager die Hand, gerötet wie einer, der eben einen guten Trunk getan, und begann in seinem breiten Ostpreußisch loszupoltern: „Tag, Karlmann! Wie jeht's dir denn? Bin eben anjekommen! Alsa hatte Mijräne, sonst wären wir jestern schon dajewesen! Lange Reise von Berlin, aber der Speisewagen is jut, nur schade, Alsa kann das Fahren nich vertragen! Na? Hier jeht es also nich jut, hör ich? Hm."

„Nein, gar nicht, und ich bitte dich herzlich, lieber Ernst, sprich leiser. Vater liegt dicht über uns.“

„Ich weiß, ich weiß — aber das hört er ja nich, er hört ja überhaupt nichts, wie? Na, wie is es dir denn inzwischen erjangen? Du hast jeheiratet — hm?“

Karlmann wurde blaß, ihm krampfte sich das Herz zusammen, aber er bezwang sich. Rede stehen, diesem Taktlosen — das war ausgeschlossen.

„Is dir wohl janz anjenehm, jetzt wieder jut zu werden mit allen — hm? Zu Hause zu sein und 's jute Romingersche Essen und die juten Romingerschen Betten — ja — die Romantik is janz scheen, aber lange hält man se doch nich aus. Das weiß ich, lieber Freund, das weiß ich.“

„Ernst, wir wollen lieber hinuntergehen — hier oben —“

„Hast mir übrigens imponiert — das kann ich nich anders sagen. Mit nichts und aber nichts so 'm Mädel nachzulaufen in die waite Welt raus — na — es is dir ja jelungen, die riskante Jeschichte! Vorlaifig wenigstens! Und was Kleines habt ihr eich auch schon anjeschafft?“

„Komm, Schwager . . .“

„Ja, ja — meinswejen — flistern kann ich nämlich nich — das jewehnt man sich beim Militär ab — beim Kommandieren, weißte —“

„Wir wollen zu Mama hinuntergehen.“

„Jern! Da fällt mir auch eben ein: ich sollte dich ja in den Saal zitieren! Unten is die janze Familie versammelt! Sojar die Jroßmutter, die olle Frau! Es is janz feierlich! Der Arzt is nämlich da und hat's jewinscht!“

„Der Arzt? Der Geheimrat —?“

„Derselbige. Er will, jlaub' ich, noch mal 'ne Untersuchung am Papa vornehmen, und dann will er uns verkinden, wie die Aktien stehen — hab ich janz verjessen — wir sollen ja dabeisein.“

„Das sagst du mir erst jetzt?!“

Karlmann ließ den Schwager, von plötzlicher Angst ergriffen, stehen und eilte ins Parterre hinunter. Biegenau folgte. Im Musiksaal waren wirklich alle Romingers versammelt. Es war ein seltsam beklemmendes Bild, diese schweigenden Menschen, blaß, mit schweren, verschwimmenden Zügen im Dämmerlicht. Die Großmutter saß in ihrem gewohnten Sessel, steinern, erwartungsvoll, mit dem Tode vertraut. Braumüller unterhielt sich flüsternd mit Philipp, Marion und Elsa schluchzten leise und suchten ihre Bewegung vor der Mutter zu verbergen. Klementine ging ratlos umher. Bis jetzt war ihr der Tag durch die vielen Besuche, die sich nach dem Kranken erkundigt hatten, leidlich vergangen. Solange die Teilnahme der Welt sie in Anspruch nahm, hielt sie sich aufrecht. Nun aber war gegen Abend der Geheimrat gekommen, und nachdem er einen Blick auf den Kranken geworfen, hatte er den Wunsch geäußert, daß die ganze Familie sich versammeln möchte. Hier unten sollten alle auf ihn warten, bis er wieder herunterkommen und die Untersuchung beendet habe. Klementine vermied es, den andern ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete einer Antwort auf ihre Frage zu begegnen, einer Antwort, die sie nicht hören wollte. Noch stand ihr Lebensbau so fest wie eine alte, auf Felsen gegründete Burg. Noch faßte sie es nicht, daß der stützende Hauptquader sich lösen sollte. Noch war er ihr völlig fremd, der unsichtbare Gast, den sie schon so lange beherbergte. Hilfesuchende Blicke warf sie auf Karlmann, der

eben mit Biegenau eintrat. Er erfaßte die Sachlage, trat an die Mutter heran, nahm ihren Arm und zog sie neben sich auf ein Sofa. Dort saßen sie nun in stummem Sinnen, und ihre Blicke richteten sich zugleich auf das Bild, das ihnen gegenüber hing — ein großes Gemälde von Justinus Romingers Hand. Es mochte fünfzehn Jahre alt sein. Es zeigte die Eltern und ihre Kinder. Lebensgläubig, in reifem Glück Justinus und Klementine — schöne, frohe, jugendliche Menschen. Die Kinderschar goldlockig, mit strahlenden blauen Augen, alle vier. An des Lebens Pforte. Die ins weite, weite Erdenland durch alle Jahreszeiten führte. Aber drüben, wenn der große Weg zurückgelegt war, da lag wieder eine Pforte. Das erkannten Klementine und Karlmann jetzt. Die führte nicht mehr in den hellen Frühlingstag zurück, sondern in die kalte, dunkle Winternacht. Für immer. An ihr vorüber kam niemand.

Sie fuhren auf. Die Tür war geöffnet worden — der Geheimrat trat ein, von seinem Assistenten begleitet. Er sagte nichts, und man begriff ihn doch, auch Klementine, die wild aufschluchzte und von Karlmann mühsam gehalten wurde. Er führte sie — dem Arzt nach. Sie gingen alle hinauf, die stummen, ergebenen Menschen, und traten an das Lager des alten Künstlers, dessen Leben wie eine verflackernde Kerze erlosch. Er war im Atelier gebettet. Das war sein letzter Wunsch. Er wollte scheiden, den Blick auf seine Arbeit gerichtet. Karlmann sah in die brechenden Augen des Vaters. Es überwältigte ihn. Ihn zuerst. Er wußte nur noch, daß Marion ihn hinunterführte und, während ihm die Sinne schwanden, auf einen Diwan niederließ. Als er erwachte, war das Haus von Menschen angefüllt. Der Meister war tot. Die ganze Stadt brachte ihre Teilnahme in die stille Bertastraße.

Doch was blieb? — Diese dunkle Frage tauchte schon in der ersten Stunde, die den toten Vater im Hause sah, vor Karlmann auf. Nicht wie es Kindesliebe gern erträumt hatte, war das Ende des alten Mannes gewesen. Kein weiser, ins Jenseits schauender Geist war entflogen und hatte die müden Züge verklärt. Es war ein langes, stumpfes Versiegen gewesen, ganz physisch, ganz ohne Wissen und Erkenntnis. War ihm für einen Augenblick das Bewußtsein gekommen, daß sein heimgekehrter Sohn vor ihm stand, sein Karlmann, der Verzeihung erbat und letztes Begreifen? Der ihm im Tode zeigte, daß er ihm im Leben gerecht geworden? Nein. Ein fremdes Wesen, wie der Pfleger oder der Arzt, so hatte Karlmann vor dem Sterbenden gestanden. Keine Regung mehr, die seinem zerrissenen Herzen wohlgetan, kein Blick, kein Erkennen, kein Abschied. Ein alter Mensch, der starb, und dieser alte Mensch, er hatte nur an sich selbst zu denken. Endlich losgelöst von den Sorgen um andre, die ihn zermürbt hatten, mochte er gewiß nicht mehr zurückblicken und sich aufhalten bei den Überwundenen. Denn bitter, bitter im Innersten, war der Vater gewesen. Karlmann hatte diese Seite seines Wesens am besten gekannt. Und weil er sie gekannt hatte, war er ihm ferner geblieben als die andern Geschwister.

Was blieb? — Die Frau, die Witwe, hilflos, ratlos, denn sie erkannte nun erst, was sie an dem stillen Alten, den sie im Leben beiseite geschoben, gehabt hatte. Die Kinder ... Alle draußen in der weiten Welt — in neuen Interessen, neuen Schicksalen. Ihnen blieb der Vater nur ein edler, blasser Gedanke, ein fernes, gepflegtes Grab. Sie hielten nichts Lebendiges von ihm in ihren kalten Händen. Die Werke? ... Werke — ja. Sein Leben war Mühe und Arbeit

gewesen. Mochte er keiner von den Großen sein, die auferstehen und aus dem Winter Tod ein herrliches Frühlingsleben zaubern — ein echter Künstler, ein Meister und Vorbild war er doch. Mit höherschlagendem Herzen fühlte es Karlmann. Dieses unablässige Ringen — wie sollte es immerdar auch vor ihm stehen, auf seinem Zukunftswege! Ein ernster Mann, ein echter Künstler, der Ruhm und Welt gering geschätzt und lieber lehrte als schuf, weil seine Lehre tiefere Wurzeln hatte als sein Schaffen. So sollte es sein — so mußte es sein. Wenn man kein Arnold Ringer werden konnte, so sollte man wenigstens einem Justinus Rominger gleichen. Sein Sohn voran — sein Sohn! Und Karlmann wünschte sich ein Symbol des väterlichen Strebens, etwas, was ihn umgeben, niemals verlassen sollte. Keines von den großen Bildern war es, das er mit nach Ammerfeld nehmen wollte. Die ließ er gern der Mutter. Er wollte nichts als die unfertigen römischen Radierungen. Über ihnen war des Vaters Kraft erlahmt, an ihrer Vollendung war er, sich überschätzend, eigentlich gestorben. Im festen Bewußtsein seines Rechtes auf die merkwürdigen Blätter sprach Karlmann der Mutter seinen Wunsch aus. Sie zögerte erst und geriet in starke Verlegenheit — dann erfuhr er, daß Arnold Ringer, der zur Bestattung gekommen war, gestern im Atelier gewesen. Er habe die römischen Radierungen zu erben gewünscht und von Klementine sofort erhalten. Der fremde Dämon, der Justinus' Jugend unerreichbare Ziele vorgegaukelt und im Alter ihm aufs neue den vernichtenden Stachel ins Herz getrieben, er also raffte an sich, als Rarität, als hübsches Andenken, was den Sohn im Innersten beglückt hätte. Karlmann schwieg. Er bat die Mutter nicht, ihr Versprechen rückgängig zu machen. Sie hatte an ihn nicht gedacht, und das war richtig so. Hätte sie es getan, so wäre manches in seiner Entwicklung anders gewesen. Karlmann hielt sich gewaltsam aufrecht. Kalt und wahr, unbeirrbar wahr wollte er den Dingen von jetzt an ins Gesicht sehen. Ade, Vater. Ade, Mutter. Ihm gehörte die rätselhafte, unbarmherzige Welt. Nur ihm . . .

Was blieb? — Die Feier der Bestattung kam. Sie wurde eine großartige Kundgebung. Friedrichsburg trauerte ehrlich um seinen edlen Bürger. Der Minister sprach am Grabe vor Tausenden. Wie linder Trost senkte sich das in Klementines niedergebeugte Seele. Auch Graf Kilchberg, von dem man sonst nur Tischreden kannte, ließ sich vernehmen. Ein tragischer Humor — er sprach auch jetzt in Versen, ein langes, dem toten Meister huldigendes Gedicht. Karlmann wartete fieberhaft gespannt, ob Arnold Ringer das Wort ergreifen würde — wenn auch seine Rede im Programm der Feier nicht enthalten war. Aber Arnold Ringer schwieg. Karlmann sah ihn in der nächsten Nähe des Grabes stehen. Ernst und aufrecht, undurchdringlich — schweigend. Wohl sagte er sich, daß sein Vater von diesem Freunde zuletzt eine Rede vor aller Welt erwartet hätte. Aber eine tiefe Traurigkeit befiel ihn doch — der Zweifel blieb: war es das große Unaussprechbare zwischen den alten Künstlern, was den Meister stumm machte, oder die Pein, daß über das Lebenswerk Justinus Romingers von Arnold Ringer nichts Volles und Hochtönendes gesagt werden konnte? Karlmann sah von ihm fort. Sein Blick fiel getröstet auf die Schar der Kunstakademiker, auf die jungen, begeisterten Schüler des Entschlafenen. Blasse, erschütterte Stubenhocker standen da neben feierlich

rotbäckigen Studenten im Wichs, den Schläger in der Faust. Sie alle hatten den Vater gleicherweise geliebt. Sie alle nahmen von ihm wie von einer Lebensperiode Abschied. Und Hans Stichlinger sprach für sie — zu Karlmanns größter Überraschung. Er traute sich heute vor ganz Friedrichsburg heraus, der kleine Mann mit dem sichtbaren Buckel. Er war ein Redner, wie Karlmann es nie in ihm vermutet hatte. Begeistert und Begeisterung weckend. Er weinte, und man weinte mit. Heute, an diesem Grabe, liebten ihn sicherlich viele Frauen und Mädchen. Was der kleine, bescheidene Schüler aussprach, war mehr, war alles, und in Harmonie, als bleibende Erhebung schloß mit des Geistlichen Gebet Justinus Romingers Totenfeier.

Karlmann nahm Abschied — es drängte ihn zu Toni und ihrem Kinde zurück. Die Mutter wußte er, von der schwarzen Schar der Familie umgeben, in guter Hut. Er war doch wieder der Abtrünnige, er konnte gehen. Aber große, beruhigende Gefühle nahm er aus Friedrichsburg mit. Es war ein leuchtender Frühlingstag, als Karlmann, den Zylinder auf dem Kopf, in makelloser Trauerkleidung zum Bahnhof fuhr. Viele Leute grüßten ihn, und er grüßte bald wehmütig und in vornehmer Haltung, bald wie ein dankender Gebieter wieder. Sogar Demmler kam ihm jetzt noch in den Weg. Es interessierte Karlmann, wie das ehemalige Faktotum aussah, und er lehnte sich, seine Haltung vergessend, aus dem Wagen nach ihm zurück. Doch zu seinem Entsetzen sah er gerade Frau Barbara Tränkle ins Gesicht, die, einen Marktkorb schleppend, müde durch die Großherzog-Friedrich-Straße schlich. Wie war sie gealtert und bekümmert, Tonis Mutter! Hatte sie den vorüberfahrenden Verführer erkannt? Karlmann wußte es nicht. Ihm zitterte das Herz, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn, er verlor seine ganze Haltung. Fürchtete er sich vor der Frau des Kochs am Markt? Nein — er haßte sie nur, sie und ihren ganzen Anhang. Aufrecht verließ der junge Herr Rominger, der an der Totenfeier für seinen großen Vater teilgenommen hatte, den Wagen und betrat den Bahnhof. Ein bißchen mit dem Gefühl eines Geretteten und immer noch von der plötzlichen Begegnung entsetzt — doch unterließ er es nicht, im Restaurant ein Kästchen feinster Schokolade für Toni zu kaufen und gab sich, als der Zug ins Rollen kam, mit Behagen den Gedanken an sein junges, sehnsüchtiges Weib hin.

Zweiter Teil

I

Als Karlmann heimkam, war alles Schonung um ihn her. Toni hatte mit dem ersten Blick bemerkt, daß die Friedrichsburger Tage ihn stärker mitgenommen hatten als alle bisherigen Erlebnisse. Er hatte zum erstenmal den Tod gesehen, und das war wie ein harter Griffel in seine zarten, weichen Züge gefahren, hatte Linien hinterlassen, die nicht mehr vergingen. Sie fragte ihn nicht, ob ihm die letzten Stunden noch volle Versöhnung mit dem Vater gebracht hätten — die Wunde war zu frisch, und Toni ahnte, wieviel eigensüchtige Romingers sich zwischen den Sterbenden und sein heimkehrendes Kind gedrängt haben mochten. Sie ließ ihn erst zur Ruhe kommen. Sie war froh, ihn wieder in Ammerfeld zu haben, wenn ihr auch die wehmütige

Feierlichkeit seines Wesens nicht recht lag, und sie lieber ein frisch ausströmendes Leid, eine Aussprache tiefster Gemeinschaft mit ihm gehabt hätte. Zum Glück sah sie ihn bald zur Arbeit zurückkehren. Sie selbst wurde vollkommen von der kleinen Paula in Anspruch genommen und konnte sich ihm jetzt nicht widmen. Der immerfort unterbrochene Schlaf ihrer Nächte — Karlmann merkte davon nichts, er schlief seiner Nerven wegen im Nachbarhause —, die stetige Sorge um den Liebling, das war Arbeit genug. Aber selige Arbeit. Sie behielt ihr frohes, ruhiges Herz dabei. Nur Ammerfeld ... Sie fürchtete sich vor dem Winter in Ammerfeld und wollte nicht dort bleiben. Eva Rollfink, die sie liebte wie keine Freundin zuvor, begriff sie in dieser Beziehung nicht. Genossin des blinden Mannes zu sein mit ihren Lichtaugen — das war herrlich und die höchste Lebensreligion einer Frau. Da verstand sie Eva ganz. Robust, wie Toni war und mehr noch schien, galt auch ihr tiefer Hang dem Zarten, Edeln, Kränklichen. Ein Muttergefühl lag in ihrer Leidenschaft für Karlmann, wie in Evas Liebe für Johannes. Aber wenn der geliebte Mann von einem stillen Garten umfriedet sein mußte, damit sein Werk gelang, so wollte sie am Dasein der andern Menschen teilnehmen. Hören mußte sie den Ruf des großen Lebens, wenn er auch nur wie ein Hornsignal aus grünem Walde klang. Sehen mußte sie, was lebte und litt, und wem sie gut sein konnte mit ihrem heißen, opferbereiten Herzen. Aber der Winter, der Winter — noch einmal diese Leichenstarre sehen, diese weiße Monotonie, an schlechten Eisenöfen hocken, die Abende überdauern, die endlos langen Abende, das Haus vom Ostwind umheult? Und ihr zartes Kind solcher Prüfung aussetzen? Nein, nein — jetzt kam der Sommer. Der war bunt und schön. Auch der Herbst konnte herrliche Tage bringen. Doch dann — soweit wie Eva Rollfink war sie nicht. Jedenfalls sah ihre Resignation ganz anders aus als die der Freundin. Sie konnte gefährlich werden für Toni wie für Karlmann.

Vorläufig sprach sie ihm ihren Wunsch nicht aus, um seinen Arbeitseifer nicht zu stören. Er schwärmte nach den Friedrichsburger Tagen für Ammerfeld und fuhr fast gar nicht nach München hinein. Bis über die Ohren saß er in seiner englischen Geschichte. Toni beobachtete mit Bangnis, wie er sich an das abgeschiedene Dorf gewöhnte, wie ihm, dem Empfindlichen, die einsamen Wanderungen als unbekannter Kulturträger und der ausschließliche Verkehr mit dem Blinden auf seiner asketischen Lebenshöhe wohltaten. Er wollte sich hier finden — ja ... Aber fand er denn, so, wie der liebe Gott ihn gemacht hatte, auf diese Weise genug? Tonis naive Urteilskraft hegte Zweifel. Aber sie biß die Zähne aufeinander und schwieg. Bis plötzlich eines schönen Abends die Überraschung wieder einmal von seiner Seite kam. Der Winter wurde im Gespräch erwähnt, und Toni sprach das Wort ganz unbewußt, wie etwas aussichtslos Trauriges aus. Da stutzte er, und erregt, mit großen Augen rief er: „Aber wir werden doch nicht noch einmal im Winter hierbleiben! Im Winter!? Nein, Toni! Das ist für mich nichts und für dich nichts und am wenigsten für das Kind! Ich habe mir felsenfest vorgenommen: Ammerfeld bis zum ersten Oktober — sehr gut, sehr schön! Doch dann unweigerlich München! Ich bitte dich, du darfst dich nicht dagegen sträuben!“

Sie sträubte sich nicht im mindesten. Aufjubelnd fiel sie ihm um den Hals, und mit lautem Lachen erfuhr er, daß er ihren lange verborgenen Wunsch

ausgesprochen habe. Nun schwärmte er von ihrem künftigen Heim in München. Er nahm ein Stück Papier und zeichnete den Plan der Wohnung, die noch gar nicht vorhanden war. Er skizzierte Möbel, für die das Geld in Tonis Empfindung auf dem Monde lag. Besonders aber begeisterte er sich für das Zimmer, das er ihr einrichten wollte. Empire, blaßgelb, gespannte Ripstapeten mit einer Riesenbordüre — dunkelbraune Möbel — oh, es sollte ein ideales Frauengemach werden! Sie unterbrach ihn, küßte ihn, rüttelte ihn — er solle doch um Gottes willen zur Wirklichkeit zurückkehren. Sie fühlte sich eigentlich geschmeichelt, wenn Karlmann davon träumte, wie ihre Bauerngestalt (mißtrauisch glaubte Toni noch immer daran) sich in der zartesten, erlesensten Umgebung ausnehmen würde. Aber es jammerte sie, daß seine Liebe Unmöglichem nachhing, und sie kühlte ihn lieber gleich ab. Doch heute gelang es ihr nicht. Er setzte sein geheimnisvolles Lächeln auf, das er von Friedrichsburg mitgebracht hatte. Er ließ mit halben Worten durchblicken, daß seine Mutter nach des Vaters Tode Bestimmungen getroffen habe, Bestimmungen — alles sei jetzt anders, ihr künftiger Lebensweg unter den Fittichen der reich gewordenen Witwe sichergestellt. Toni mußte denken, als Karlmann auf die schlafende Paula deutete, daß hier ein sorgenfreies Fürstenkind in der Wiege lag, auf große Erbschaft gebettet. Aber wieder drückte er sich nicht deutlich aus, und wieder verhinderte ein letzter Trotz die Tochter vom Koch, einen Rominger nach materiellen Wohltaten zu fragen. Kopfschüttelnd hörte sie nur, daß alles dasein sollte, was ein geordneter Hausstand in München erforderte. Die Wahrheit hätte sie freilich tief herabgestimmt. Justinus Rominger hatte weder ein Testament gemacht, noch war Klementine die reiche Erbin, die ihrem Sohn eine sorgenfreie Existenz verschaffen konnte. Tatbestand war, daß die Mutter sich beim Abschied in einer großen Trauergesellschaft befunden hatte, die sie so zerstreute, daß Karlmann nur einen matten Kuß von ihr bekommen. Gekränkt war er zur Tür geschritten, dort aber hatte die Mutter ihn plötzlich eingeholt, ihn hundertmal geküßt und mit den Worten entlassen: „Ich hab' ein kleines Papierle für dich verkauft — da nimm's fürs Kind. Und wenn du wieder was haben willst, es braucht nur ein Wort!" Mit tränenden Augen hatte sie ihm zugenickt und war zur Gesellschaft zurückgekehrt. Er aber hielt einen Tausendmarkschein in seinen Händen. Es war ein angenehmes Gefühl, doch er steckte den Schein mit Gleichmut in die Tasche. Ein solches Reisegeschenk entsprach dem Hause Rominger. Toni? Toni glaubte an große Honorare.

Die Rollfinks, denen sie mit ihrer Absicht, Ammerfeld zu verlassen, wehe zu tun fürchteten, beschämten sie. Johannes und Eva wußten, was sie an dem täglichen Verkehr mit den Freunden verloren, doch zauderten sie keinen Augenblick, ihre Meinung auszusprechen. Sie hielten den Aufenthaltswechsel für gut. Bei einer gemeinsamen Abendwanderung nach Rottning wurde alles besprochen. Ihr Anfang war wundervoll, doch brachte das Ende einige Schrecken und hatte nur die harte Heilsamkeit, daß Johannes und Eva sich die Trennung nicht allzu schwer werden ließen.

Am Wehr, das die Retzach, Ammerfelds reißendes Flüßchen, bildete, bevor sie zum Dorf hinunterfloß, kamen die Männer in ein Gespräch, wie Karlmann es liebte und Johannes nur mit großer Behutsamkeit führte. Sie

sprachen von den höchsten Dingen, von Gott, von Goethe, und erlauchte Namen wurden ausgesprochen, mit ihrem Gefolge von Ideenverbindungen, das mühelos bereitlag. Scheu blieb Rollfink an der Schwelle des Tempels, während Karlmann munter hineintrat und seine Stimme im hohen Gewölbe tönen ließ. Sie wurde hier stärker zurückgeworfen als sie in Wirklichkeit war. Leises Summen klang besser, und Rollfink lächelte kaum merklich vor sich hin. Mit Worten sich den höchsten Göttern nähern, das war jung, sehr jung. Seltsam mutete es ihn an, daß Karlmann nicht schillerisch, aus unbekümmertem Jünglingsdrang zur Formel seiner Weltanschauung gelangte, sondern auf die Goetheweise, patriarchalisch breit und deutschtümelnd. Trotzdem, rein und gut war alles, was er sprach, und Johannes ließ sich schließlich davon mitreißen. Sie einigten sich tiefer als je zuvor. Lange standen sie auf der Brücke, die über das Wehr führte, und lauschten, die Hände auf das Geländer gestützt, dem Brausen der Wasser. Karlmann sah ihren silbernen Gischt, ihr nimmermüdes Kommen und Stürzen, und ein wundervoller Ruysdael erschien ihm die Landschaft, das Flußtal mit seinen grüngrauen Baumwipfeln und dem bewölkten Sturmhimmel. Was ihm immer wieder geschah, ereignete sich auch heute. Er vergaß, daß der Freund, mit dem er eine innige Gemeinschaft gefunden, nur hörte, nur ahnte. Toni, die eben mit Eva die Brücke betrat, hatte in ihrer Unmittelbarkeit sogar das Unglück, auszurufen: „Seht doch! Seht doch bloß! Ist das nit herrlich!“ Sie merkte bald, was sie getan, und die Worte brannten ihr auf der Zunge. Sie sah, daß Eva blaß geworden und einen schnellen, scheuen Blick auf Johannes warf. Doch dieser erkannte selbst, was zu vertuschen war, und rief: „Ja, Kinder — nun haben wir es endlich mal, wie wir es haben wollten!“ Da näherte Toni sich ihm rasch, schob ihren Arm in den seinen und schenkte ihm, scheinbar im Scherz, einen raschen, liebevollen Kuß. Von plötzlicher Eifersucht bewegt, sah Eva hin. Dann lächelte sie — sie erkannte Tränen in Tonis Augen.

Arm im Arm gingen sie weiter. Am Flußufer, unterhalb Rottnings, lagerten sie. Der Abend war gekommen. Über dem Dorfe, das auf einem Höhenzug lag und in scharfer Silhouette sich vom Himmel abhob, führte der Sonnenuntergang ein seltsames Farbenspiel auf. Eine brennende Wolkenburg war zu sehen, und Giganten rissen Quadern los, um sie in die goldene Tiefe zu stürzen. Karlmann gab diese Deutung, und Eva nickte. In dem Historiker steckte vielleicht ein Dichter. Ob seine englischen Geschichtsstudien nicht eitel waren vor größeren Aufgaben? Johannes sollte einmal ein ernstes Wort mit ihm reden und ihn nicht in seiner trockenen Sammelwut lassen. Aber Vorsicht war geboten — das schnelle Selbstbewußtsein eines Rominger brauchte nur ein hohes Ziel zu sehen, und es ging durch.

Sie kamen nach Karlmanns Worten jedenfalls in eine seltsame Traumstimmung, die Toni plötzlich mit den Worten zerriß: „Kinder, habt ihr auch solchen Hunger?“

Da lachten alle, und ein Umschwung geschah. Karlmann wurde übermütig. Er ließ sich mit Toni auf einen derben, lustigen Disput ein, das mitgebrachte Abendessen wurde ausgepackt, die erste Weinflasche entkorkt, und nun gab es ein rechtes Gelage. Scherzworte flogen auf, besonders Toni hatte einen guten Abend. Karlmann zitierte Wilhelm Busch, blieb aber vor einer

kräftigen Pointe stecken. Darüber machte sich Johannes, der die Fortsetzung kannte, mit gutmütigem Spott lustig, unterschätzte aber Karlmanns Empfindlichkeit, wenn es sich um eine geistige Leistung vor Frauen handelte. Insgeheim legte sich Karlmann auf die Lauer, um sich an dem Vetter zu rächen. Da er aber, vom Wein erhitzt, nicht mehr ohne Leidenschaft war, verließ ihn die Grazie. Toni, wie immer, bald mit einem Schwips gesegnet, wollte beständig, daß Karlmann die ganze Landschaft vor sich hatte. Da er abgewandt im Grase lag und Eva betrachtete, die etwas höher als er an eine Weide gelehnt saß, rief sie ihm zu: „Aber du siehst ja gar nix, Karlmann! Du hast ja gar keine Aussicht!"

„Doch!" rief er zurück. „Die allerschönste!"

„Was denn? Die Eva?! Du, ich werd' nit eifersüchtig!"

„Ich bin auch keine Sehenswürdigkeit," sagte Eva und schob den Rocksaum über ihre Füße. Johannes horchte auf.

„Doch, doch, ich find' es, liebe Cousine!" krähte Karlmann. „Ich find' es! Tut mir leid! Ich bin mal so!"

„Du bist mal so?" wiederholte Johannes leise.

„Jawohl, verehrtester Tolstoi! Ich halt's mit Vater Goethe! Klammernde Organe! Pardon! Ach Gott, der Wein!"

Niemand lachte mehr, und alle schwiegen. Karlmann wurde in dieser Minute verurteilt. Toni aber, deren Liebesinstinkt dies sofort empfand, war mit einem Schlage nüchtern. Erst wallte ihr Zorn auf, halb über die andern, halb über Karlmann — sie wußte nicht, ob sie ihn verteidigen oder abkanzeln sollte. Dann aber sah sie, daß Eva zu Johannes getreten war und sich neben ihm niederließ. Ein Abseits kam plötzlich zwischen das blasse, ernste Paar und sie. Wortlos wurde ausgesprochen: Ihr seid des blinden Freundes nicht wert. Da schluchzte Toni auf und rannte davon. Karlmann folgte ihr in höchster Bestürzung. Er holte sie erst auf der Landstraße ein und versuchte sie dort mit größter Mühe zu beruhigen. Sie warf ihm leidenschaftlich vor, was sie, Toni Tränkle, begriffen hatte, und er, Karlmann Rominger, noch immer nicht verstand. Er schwieg zu ihren Vorwürfen. Aber sie sah es ihm an, daß die edle Seite seines Wesens Oberhand gewann und ihn reuevoll zur Versöhnung trieb.

Besprochen wurde der Vorfall nicht mehr. Johannes und Eva verbargen ihre Empfindung und sprachen beim Heimweg möglichst harmlos von der Schönheit des Abends. Toni aber brannte ihr Abirren vom eigentlichen Thema im Herzen, sie ging die Straße nach Ammerfeld einsam und in eignen Gedanken zurück, wie als Mädchen Friedrichsburger Wege. Sie fühlte sich vor einer seelischen Entgleisung, wie sie Karlmann geschehen war, sicher, doch blieb sie im Zweifel, ob sie sich darüber freuen oder grämen sollte. Liebe und Haß vertrug ihre Seele, wenn es sich um den geliebten Mann handelte, in jedem Maße, nur keine Geringschätzung. Und so geschah es, daß sie der fühlbaren Reserve der Rollfinks recht gab und ihnen zugleich grollte. So trieb es sie, dem schweigsamen Karlmann wie ein grobes Bauernmädel die Wahrheit zu sagen und ihn zugleich gegen jede Verurteilung in Schutz zu nehmen. Es war eine schwere Stunde für Toni, sie litt den Kampf um die Freundschaft am tiefsten. Etwas ruhiger wurde sie, als Eva beim Abschied wieder

ganz die alte war und sie mit einem Kuß unter dem sternklaren Nachthimmel allein ließ.

Klementine blieb den Sommer über in Friedrichsburg. Sie hatte große Dinge vor, und die Korrespondenz, die sie führte, kostete sie mehr, als sie dadurch gewann. Sie wollte das Haus in der Bertastraße teuer verkaufen, aber sie mußte es schließlich für die Hälfte hergeben, denn der eigentliche Reflektant kam nicht. Es galt, den künstlerischen Nachlaß des verstorbenen Meisters zu verwerten, sie hatte sich Schätze davon versprochen und mußte nun einsehen, daß das Interesse der Kunsthändler über eine pietätvolle Lokalausstellung in Friedrichsburg nicht hinausging. Justinus Romingers Bilder hatten in der modernen Welt keinen Kaufpreis. Da Klementine nicht zu bestimmen war, ihre Forderungen herabzusetzen, ergab sich bald die Situation, daß die verehrungsvollen Handelsleute abreisten und ihr den Schatz überließen, so daß sie von bemalter Leinwand umgeben war. Sie hätte für Justinus' Lebenswerk ein ganzes Haus gebraucht und verteilte die Mehrzahl der Bilder deshalb unter ihre Kinder, überzeugt, daß sie in Berlin, München und Dresden nur innige Freude damit erregen würde. In Dresden lebte Philipp, der Ernst des Lebens hatte das mit sich gebracht. Er hatte in dem Schachspiel, das ihm die Werbung um Lottchen Pisch war, einen unvorsichtigen Zug getan. Nach dem Tode seines Vaters hatte er durch den Reichtum seiner Zukünftigen mit einem Schlage ein selbständiger Mann sein wollen und in etwas künstlicher Leidenschaft dem erschrockenen Mädchen seine Liebe gestanden. Lottchen war zu Papa und Mama gelaufen, die höflich, aber bestimmt erklärten, daß sie bei aller Freundschaft für Philipp Rominger ihn nicht als Schwiegersohn ausersehen hätten. So war es damit nichts. Ohne Beruf konnte Philipp nicht leben, die goldene Friedrichsburger Jugend war vorüber. Er mußte auch endlich der Mutter, sollte ihre Zärtlichkeit sich nicht in heftigen Zorn verwandeln, irgendeinen Beweis seiner männlichen Kraft geben. Geld verdienen — das schwebte ihm sehr appetitlich vor. Natürlich nicht unter sechstausend Mark im Jahr. Er mußte sich, da man sich seltsamerweise auch hier nicht um ihn riß, und die Bedeutung, Philipp Rominger zu gewinnen, nicht jedem Deutschen sofort klar war, zu einem Monatsgehalt von hundertundfünfzig Mark entschließen. Auf Klementines dringende Bitten nahm ihn ein Kunsthändler in Dresden, der mit dem verstorbenen Vater befreundet gewesen, als Verkäufer an — als Verkäufer und als künstlerischen Beirat, wie Philipp betonte.

Die fieberhaft tätige Klementine brauchte immer ein großes Lebensprogramm. Sie sah ein allzu großes vor sich. Wie König Lear verteilte sie ihr Reich und wollte ihre Kinder besuchen, jedes in seinem Besitz, den es ihr verdankte. Die Herrschsüchtige beging den alten Fehler — sie entäußerte sich ihrer Krone und glaubte, daß ihr die Macht durch den Namen blieb. Als sie nach achtzehn Jahren das Haus in der Bertastraße verließ, übertünchte sie selbst das traurige Abschiedsgefühl. Jetzt sollten fremde Menschen darin wohnen, aber in wenigen Jahren mußte es ihr ein leichtes sein, das Verkaufte zurückzukaufen und den Usurpator an die Luft zu setzen. Trotzdem regte sich bald ein unheimlicher Gram in ihrer Brust. Sie wurde, was sie nie gewesen, sehr empfindlich und glaubte sich von ihren Bekannten nicht



Bildnis einer Dame in Schwarz

Nach einem Gemälde von Alfred Schwarz

wie früher respektiert. Die allverehrte Wirtin, die leuchtende Glücklichmacherin war Klementine nicht mehr, in ihrem schwarzen Trauerkleid, mit den verweinten Augen. Mitleid fürchtete sie wie die Pest, namentlich das der Friedrichsburger. Da lauerte jeder nur, wie er durch den Verlust des andern in der „Rangliste" höher kam. Jeder, von dem man nichts mehr „hatte", sank in den Alltagsfluß hinab. Mit harten, fast feindseligen Zügen ging Klementine durch die Straßen. Meister Justinus — seine ganze „Stellung" in Friedrichsburg schrumpfte darauf zusammen, daß die Witwe eine Pension erhielt. Er war ja nur ein staatlicher Schulmeister gewesen, und die Akademiker bekamen einen neuen Direktor. Insgeheim fühlte sie, es mußte so sein, aber sie wollte es sich nicht eingestehen — niemals. Nur das Machtgefühl nicht verlieren! Nur nicht vom Leben mitgeschleppt werden, kraftlos, alt, ein unnützes Möbel — aufrecht in der Herrschaft bleiben, das wollte sie. Nicht in Friedrichsburg. Hier vernarbte die Wunde nicht, die sie keinem Menschen auf der Welt zeigte, auch ihren Kindern nicht. Wer durfte sie als Witwe mit einem Alltagsmaße messen? Wer hatte sie richtig beurteilt, als Justinus am Leben war? Sie hätte ihre Trauerkleider am liebsten vom Leibe gerissen, um in der wahren Trauer frei zu sein. Das Weib in ihr, das immer noch junge, sinnliche Weib, das gewaltsam eingeschläfert worden von nichtigen Sorgen um Fremde, nichtiger Liebe für Fremde. Sie hatte einst einen Künstler geliebt. Justinus hatte ihre Liebe gefürchtet wie sie die seine. Sie flohen vor einander und nannten es doch ein Zusammenleben. Nie gewannen sie sich als Menschen zurück. Vor ihren Kindern und vor der Welt nicht. Dennoch galten sie für glücklich, dennoch ließen sie sich gern in dankbaren Reden als Glückliche feiern. Gäste, Gäste jeden Tag — nur bei sich selber waren sie nie zu Gast. Justinus hatte seine Kunst gehabt — Klementine haßte diese Kunst. Diese strenge, hochmütige Gottheit, die ihm nur Fernsein vom Weibe bedeutet hatte, so wie er geschaffen hatte, wie Justinus Künstler gewesen war.

Doch seltsam — er fehlte ihr jede Stunde. Sie fühlte dunkel, daß sie in die Irre ging, seitdem er nicht mehr da war. Versäumnis, Versäumnis tönte es wie eine mahnende Klage um sie her. Sie wollte noch einmal ganz zu sich selbst zurückkehren, die Menschen verachten, das Leben aufs neue liebgewinnen. Sie war jetzt vierundfünfzig Jahre. Zwanzig Jahre konnte sie noch vor sich haben — es sollte die Zeit der Reife und des einsamen Sieges werden. Dies beides ersehnte sich Klementines töricht junges Temperament. Im Herbst verließ sie Friedrichsburg und reiste mit ihrer ganzen Habe nach Berlin.

Als Karlmann und Toni sich in ihrer Münchner Wohnung eben ein wenig eingelebt hatten — sie waren in die Arcisstraße gezogen, gegenüber der Alten Pinakothek —, erhielten sie ein Telegramm aus Berlin, das Klementines plötzliche Ankunft meldete. Karlmann war tief erschrocken — die Mutter hatte schmerzliche, leidenschaftliche Worte depeschiert. Was mochte denn in Berlin geschehen sein? Zwar liebte sie es, ihre unmittelbaren Einfälle den Kindern als kostspielige Depeschen zu senden, doch die heutige Mitteilung klang, als ob sie Berlin wieder aufgab und auch Dresden meiden wollte. Ihr Herz drängte sie plötzlich ganz zu Karlmann. Auch Paula und Toni wurden in der Depesche erwähnt. Die Erklärung dieses merkwürdigen Aufschreis

sollte bald folgen. Klementine erschien mit Sack und Pack in München. Sie war so erschöpft und nervös, daß Toni ihr das Schlafzimmer einräumte und sie wie eine Tochter pflegte. Jetzt kam es aus Klementines Herzen allmählich heraus, das bittere Leid. Sie schalt ihre Töchter undankbar, sie war hinter fürchterliche Schliche gekommen.

„Das sind zwei saubere Patrone, die Mannsleut', die beiden!" rief sie, sich im Bett aufsetzend. „Aber was soll man auch von ihnen erwarten! Die haben halt weg, was sie wollten! Aber Marion! Elsa! Daß die Frauenzimmer sich nit schämen, so lang wie sie sind —!"

„Mama," unterbrach Karlmann sie sanft, „reg dich nur nicht auf, Mama. Bedenke — dein Herz —"

„Jawohl, mein Herz, mein armes, gequältes Herz! Das hab' ich immer für meine Kinder hergegeben!"

„Bei mir soll es nicht umsonst gewesen sein, Mama, und Toni —"

„Ja du! Du! Du bist gut! Du bist der einzige! Mein Karlmann! Und hast dir eine Frau genommen, die deiner wert ist! Das begreif' ich jetzt! Verzeih mir! Verzeiht mir, Kinder! Ich hab' ja damals nit gewußt, was ich tat!"

Sie weinte. Karlmann und Toni beugten sich erschüttert über sie. „Das ist alles vergeben und vergessen, liebste Mama," flüsterte Karlmann. „Wir wollten ja weiter nichts, als dir beweisen, daß du uns unrecht tust. Nun sind wir dort, wohin wir wollten. Und du bleibst bei uns —"

„Karlmann!"

„Aber tust du Marion und Elsa auch nicht unrecht? Ich kann mir gar nicht vorstellen — sie waren doch nach Papas Tode nur Rücksicht und Zärtlichkeit für dich —"

„Was!? Rücksicht! Zärtlichkeit?! Die Elsa läßt sich von dem Stallmenschen vorschreiben, ob sie eine Mutter haben darf oder nit! Und Marion — nein, das ist zu jämmerlich, ich kann es nit anders nennen, jäm—mer—lich!"

Toni sucht sie zu beruhigen.

„Ich weiß schon — aber ich frag' euch — ihr zwei — ihr anständigen Menschen — schickt es sich für meine Tochter, daß sie ihrem Leimsieder von Gemahl recht gibt und im geheimen nur will, daß ich den Kilchberg nit bei ihr sitzen seh'?! Solch Frauenzimmer? Solch taktlose, ehrvergessene Person?"

„Um Gottes willen, Mama!"

„Mit 'm Kilchberg hat sie ein Gspusi! Der ist jetzt pensioniert — der ist nach Berlin gezogen! Er hat's ja immer auf die Marion abgesehn! Ich kenn' doch den Kilchberg, wenn er seine Geieraugen macht! Na, soll er nur dem Braumüller, dem Rindvieh, die Hörner aufsetzen, das ist das einzige, was mich freut — verdient's nit anders! Ich — ich laß meine Händ' von der Sippschaft!"

„Ich begreife nur gar nicht," wagte Karlmann einzuwerfen, „daß Philipp —"

„Philipp?!"

„Ja, hast du ihn denn überhaupt besucht?"

„Der ist der ärgste!"

„Philipp?"

„Ich war auch in Dresden!"

„Wann?"

„Bevor ich zu euch kam. Ja, ja — nimm mir's nit übel, Karlmann — ich mußt' es erst noch mit ihm versuchen. Ich konnt's doch nit für möglich halten, daß auch er —"

„Mama, das ist ja der reine Verfolgungswahn! Was hat Philipp getan?"

„Philipp — ach, es ist ja zum Lachen, wenn's nit zum Weinen wär'! ... Also, er wohnt doch da in Dresden, in Blasewitz oder wie das verfluchte Nest heißt, da wohnt er doch in einer Pension. Ich war natürlich gespannt, wie er's hat, der arme Bub, zum erstenmal in der Fremde ... Na ... ich kam hin und —"

„Erzähl's jetzt lieber nicht, Mama."

„Hör zu! Die Pension gehört einer Dame — Fräulein Jäger — sehr schick, sehr nett, gar nit häßlich — jung noch — ja, ich war begeistert. Und voll Sorgfalt für den Philipp — wie 'ne Mutter! Lach nit, Karlmann!"

„Pardon, Mama, ich —"

„Jedenfalls — so was Feines hatte sie — direkt Feines — daß ich ahnungslos war. Der arme Philipp hat schwer zu arbeiten in der Kunsthandlung — also dacht' ich, hat er's wenigstens daheim gut. Hübsches Zimmer, gutes Bett, sehr gutes Essen ... Nur die Vertraulichkeit bei Tisch gefiel mir nit recht — von einem alten glatzköpfigen Israeliten mit der Jäger und auch vom Philipp. Ich schwieg dazu — ich blieb beim Beobachten — und in der zweiten Nacht —"

„Mama —"

„Da hab' ich meine Entdeckung machen müssen ..."

„Wie denn? Wo?"

„Ja, das läßt sich schwer sagen. Es war zu entsetzlich, zu fürchlerlich, und ihr werdet lachen, ihr zwei. Ach, ich war auch lächerlich, ich! Also — was soll ich ein Blatt vor den Mund nehmen — mir war in der Nacht nit gut, ich hatte den verdammten Gurkensalat gegessen — hab' ich nie vertragen — und geh' auf den Abort. Der ist auf der Treppe in dem Schelmenhause. Und wie ich da bin, hör' ich ein Flüstern und Huschen draußen — direkt vor der Tür — halt, dacht' ich, ein Rendezvous, und verhalt' mich ganz still. Ich hör' einen Kuß — dann noch einen — noch einen — mir ward's zuviel, und ich wär' doch gern wieder fort in mein Zimmer gekommen. Da plötzlich hör' ich das Weibsstück flüstern: ‚Philipp — Philipp — sei artig!' Und ihn: ‚Ach was! Komm mit!' Na, da wußt' ich — da wollt' ich schon aufspringen — ganz egal — und aus dem verfluchten Käfig 'naus, mitten unter die zwei! Aber ich besann mich, glücklicherweis'! Ich wartete noch eine volle Viertelstund' — dann waren sie endlich fort, und ich konnt' hinaus, mit lahmen Knien, ich weiß nit, wie ich mich in mein Zimmer geschleppt hab'. Lacht nit, Kinder."

Toni ging hinaus.

„Ja, ich weiß nicht, obdas ein so großes Verbrechen ist, Mama —" begann Karlmann, sich mühsam fassend.

„Sei's, was es sei — der Junge ist in ihren Klauen — er wird da zugrunde gehen! Ein Haus, wo so etwas möglich ist! Ich hab's ihm am nächsten Tage gesagt — und dann bin ich fort, weil der Elende grob geworden ist, grob gegen

seine Mutter — dann bin ich nach Berlin zurück — und nun bin ich hier — bei euch — oh, laßt mich bleiben ..."

„Mama — du kannst doch natürlich über uns verfügen — über alles, was wir haben. Und nun ruh' dich aus. Schlaf, Mama. Morgen ist alles besser."

Er verließ sie und ging zu Toni. Sie wollte noch einmal in Lachen ausbrechen, doch bezwang sie sich, als sie sein feierlich ernstes Gesicht sah.

„Die arme, arme Frau," flüsterte er. „Jetzt hat sie ihre erste Erfahrung machen müssen. Sie tut mir unendlich leid, Toni."

„Mir auch, Karlmann. Aber was soll nun werden?"

„Was werden soll?! Sie bleibt bei uns, selbstverständlich. Mich hat sie von ihren Kindern gewählt. Ich habe meinem seligen Vater gegenüber meine Pflicht zu erfüllen."

Toni schwieg eine Weile, dann sagte sie behutsam: „Gewiß, Karlmann. Aber ich glaube, wir müssen vorsichtig sein, wir müssen auch an uns denken."

„An uns?!"

„Natürlich. Wie ich zu deiner Mutter steh', weißt du. Ich will gewiß nur ihr Gutes. Aber zunächst muß ich doch an dich denken —"

„Überlaß mir —"

„Nein, Karlmann. Niemand wird sich mehr freuen als ich, wenn's mit der Mutter auf die Dauer geht. Aber auf die Dauer — daran glaub' ich halt nit, Karlmann."

„Wo der gute Wille ist —"

„Ja, wo der ist —"

„Ich hab' ihn! Laß mich nur machen!"

Er zog ein gekränktes Gesicht und verließ sie. Trotzdem wußte er, Tonis Zweifel war der seine. — Klementine blieb, und zunächst folgten glückliche Wochen. Von der Rücksicht liebevoller Kinder umgeben, in dem jungen Heim, die hübsche Enkelin ein täglich neuer Born der Freude — sie hatte es wirklich selten so gut gehabt. Nur als ernstere Gespräche kamen, glitten wieder Schatten über all die Sonne hin. Sie war mit Karlmanns Zukunftsplänen nicht einverstanden. Seine historischen Studien, die Mitarbeit bei wenig gelesenen Zeitschriften genügten ihr nicht als männlicher Lebensberuf. So große Reden, von Hoffnung und Selbstbewußtsein geschwellt, er ihr auch über diese Tätigkeit hielt, es lief doch, wie sie bald merkte, darauf hinaus, daß Toni als Turnlehrerin den eigentlichen Erwerb beschaffen sollte. Mit Feuereifer war sie dabei, und es begann ihr in München eben zu glücken. Sie bekam Privatstunden, sie hatte den Magistrat für die Gründung einer ortopädischen Anstalt interessiert. So schön das alles war und so sehr es für die Schwiegertochter sprach — allzusehr mochte Klementine sich von dem Tränklemädel nicht imponieren lassen. Sie fühlte ihren Karlmann in den Schatten gestellt, aufs Faulbett verwiesen (denn über seine Arbeit hatte sie kein Urteil), und bald zeigte sie offenkundig ihre Mißbilligung. Toni stellte sich des lieben Friedens wegen, als ob sie nichts davon merkte. In Karlmann aber sammelte sich der alte Trotz. Er fühlte sich selbst in Toni beleidigt, er sah, daß die Mutter wieder ihren Tyrannengelüsten verfiel und zu kommandieren anfing, wo sie Gast war. Es war mit dem schönen Idyll zu Ende. Ein kleiner Anlaß brachte die Bombe zum Platzen.

Eines Tages kam ein ganzer Frachtwagen voll Bilderkisten an, und der erstaunte Karlmann erhielt von seiner Mutter die Auskunft: „Freu dich — das sind Vaters Historien. Jetzt habt ihr sämtliche Wände in der Wohnung voll."

„Aber Mutter — um Gottes willen — die sollen hierbleiben? Bei mir?! Offen gestanden — ich mag die Historienbilder gar nicht."

„So?!"

„Mein Geschmack hat sich geändert — oder vielmehr in München erst gebildet. Vaters Künstlerschaft erkenne ich in kleineren Sachen mehr. Hier ist zu viel Theater, zu viel Staatsauftrag — und bedenke doch — der Staat hat sie ja nicht einmal genommen — wegen historischer Fehler — und damit soll ich mir meine ganze Wohnung behängen?"

„Nach meiner Ansicht kannst du keinen schöneren Wandschmuck haben. Schon deine Pietät sollte dir das selbstverständlich machen. Um diese Bilder hat dein Vater viel gelitten."

„Und ich — ich leide jetzt um m e i n e Bilder!"

„Das ist mir egal — du bist verpflichtet, die Sachen unterzubringen. Du bist der einzige in der Familie, der ein Verhältnis zur Kunst hat. Braumüller und Biegenau —"

„Ach, die wollten sie wohl nicht? Die haben sich wohl höflich bedankt?! Und ich, ich soll damit vergewaltigt werden?"

„Karlmann!!"

„Nie, Mutter! Nichts nehm' ich! Damals, als ich nach Papas Tod das einzige, was mich gefreut hätte, haben wollte — die römischen Radierungen — da hast du mich abgewiesen — wie ein Bittsteller mußte ich fortgehen, denn der große Ringer wurde natürlich bevorzugt — dem hattest du mein Erbteil gegeben! Alles auf den Namen hin! Alles auf Worte hin!"

„Jetzt läßt du die Maske fallen! So denkst du von deiner Mutter! Du auch! Du auch!"

„Das ist ja lächerlich!"

„Schweig still! Ich werde dir die Werke deines armen Vaters nit aufdrängen, du hochmütiger, dummer Bub du!"

„Mutter, ich dulde auf keinen Fall diesen Ton!"

„Du wirst ihn nit mehr zu hören bekommen — du wirst mich überhaupt nit mehr hören — ich geh' mit den Bildern — ich nehm' meine Bilder und verlaß euch! Dann bleib du nur bei deinem Kochmädel und laß dich von ihr ernähren!"

„Mutter!!!"

„Hier ist keine Atmosphär' für mich! Hier ist mir's zu faul! Hier erstick' ich!"

Das war das Ende. Wieder kam die böse Raserei in Karlmann auf, und es wäre etwas Schlimmes geschehen, er hätte Klementine die Tür gewiesen, wenn Toni nicht dazwischen gekommen wäre. Doch die Mutter packte alsbald ihre Sachen und verließ die Wohnung. Toni eilte ihr nach. Nach Stunden erst kam sie zu dem erschöpften Karlmann zurück und meldete ihm, daß sie die Mutter einigermaßen beruhigt habe. Toni war todmüde, denn sie war mit der Wütenden zehnmal die Ludwigstraße auf und ab gelaufen, vom Siegestor bis zum Odeon, dann aber hatte sie sie überredet. Sie blieb in München. In einer Pension wollte sie ihr müdes Leben beschließen. Das

klang sehr traurig, und Karlmann wurde von Reue gepackt. Er erhob sich und wollte die beleidigte Mutter sofort besuchen. Toni aber hielt ihn fest und sagte: „Wart noch ein paar Tage, Karlmann! Bis sie ruhiger geworden ist. Es ist am besten so. Ich kenn' deine Mutter jetzt, glaub' ich. Erst war sie ganz hin und verzweifelt, aber als die Pensionsdame mit ihr sprach und von ihrem schönen Haus in Friedrichsburg wußte, da veränderte sie sich bald, und beim Tee war sie wieder ganz vergnügt. Wie ein Kind hat sie sich umgeschaut. Sie hat kaum gemerkt, daß ich fortging. Nein, Karlmann, ich hab' mir's ja gleich gedacht. In München, ja, in unsrer Nähe soll sie bleiben. Da können wir immer nach ihr schauen. Aber nur nit bei uns wohnen. Die Frau muß ihre Selbständigkeit haben."

Karlmann nickte und küßte sie. Als er allein war, setzte er sich ans Klavier. Bald hörte Toni ihn das feierliche Largo von Händel spielen. Sie hörte es gern, denn sie hatte sehr viel Wäsche zu bügeln, und bei der Musik ging die Arbeit noch einmal so rasch von der Hand.

II

Das neue Münchner Leben hätte Toni ganz das Gleichgewicht zurückgebracht, wenn sie mit Friedrichsburg einig geworden wäre. Aber da blieb noch alles beim alten. Die Großmutter war ihre starre Gegenpartei und schürte in Barbara und Vater August das Feuer der Gekränktheit. Tonis Flucht und mehr noch ihr heimlicher Aufenthalt am Rosentor, das waren Vergehen, die nicht sobald gesühnt werden konnten. Großmutter Schweikert hatte nachträglich alles ausgekundschaftet und das ganze Belastungsmaterial wie ein düsterer Staatsanwalt vor den Eltern ausgebreitet. So etwas hatte noch keine Tochter aus dem Hause Tränkle gewagt. Auch in Barbara verhärtete sich allmählich das Versöhnungsgefühl, und der alte Koch schüttelte den Kopf über dieses Kind, das so gut und zugleich so mißraten sein sollte. Doch seine Stimmung schwankte — ihn erbitterte es oft mehr, Toni entbehren zu müssen, als ihr Vergehen an der bürgerlichen Moral, die Vater August allzuoft wackelig befunden hatte. Alles wäre wohl gut geworden, wenn es nicht just ein Rominger gewesen wäre, der den Entführer gespielt hatte. Barbara vergaß den Besuch seiner Mutter nicht und hatte auch den Hochmütigen wohl gesehen, als er damals ohne Gruß in seiner schwarzen Feierlichkeit an ihr vorübergefahren war. Sie kam nicht dazu, die wirklich vollzogene Heirat zu seinen Gunsten anzurechnen. Er war ohne ihr Wissen mit Toni davongelaufen — ohne ihr Wissen und Zustimmen hatte er sie geheiratet. Freiwild war und blieb das Mädel vom Markt für den edeln jungen Herrn. Vater August war Persönlichkeit genug, um nicht anders und nicht schwächer zu empfinden. Auch ihm galt es gleich, ob ihm die Tochter als Frau oder Mätresse des Entführers verloren war. Über den Vater war sie hinweggegangen im wichtigsten Augenblick ihres Lebens. Als er gehört hatte, daß Toni in Ammerfeld Mutter geworden war, saß er in seiner Küche und weinte.

Hilda verhielt sich neutral und umging selten das Verbot der Mutter, mit Toni zu korrespondieren. Anders Juliane. Die kleine Kranke blieb in ständigem Briefwechsel mit der Durchgängerin. Die Nachrichten, die sie von Toni empfing, waren ihr mehr als eine Beruhigung ihrer Schwesterseele.

Sie hörte das große, ferne, wunderbare Leben darin tönen, sie sah von ihrer stillen Stube aus zwei Menschen, die sich liebten, im Kampf ums Glück. Ihre Phantasie umkleidete ihn mit den schimmernden Farben des Märchens. Was ihr versagt war, Gesundheit und Liebesleben, sie sah es als strahlende Krone auf dem Haupt der Schwester. Sie unterließ es keinen Tag, als Gegenpartei der Großmutter Tonis Fürsprecherin zu sein, und da man sie schonte, widersprach man ihr nicht und ließ ihr alles hingehen. Juliane blieb das feste, milde Band, das Toni an ihrem Elternhause hielt. Doch als der Winter kam, stockte der Briefwechsel. Juliane sandte nur noch wenige Bleistiftzeilen — sie lag im Bett, seit Wochen schon, ihr Leiden hatte sich verschlimmert. In schwerer Sorge wartete Toni auf Nachrichten. Sie war die beste Pflegerin der Schwester gewesen, sie mußte ihr jetzt fehlen, und schon wollte sie Karlmann erklären, daß sie Julianes wegen nach Friedrichsburg zurückmüsse. Da kam wieder ein längerer Brief von der Schwester, mit raschen, Fieber verratenden Zügen geschrieben. Sie war fort, weit fort von der Heimat — aus Genua schrieb sie, wo sie in Gesellschaft einer auswandernden Lehrerin ein Schiff nach Madeira erwartete. Auf diesem Meeresparadiese erhoffte sie völlige Genesung. Sie wollte lange dort bleiben. Ganz ihrer Gesundheit leben, damit das Opfer, das die Eltern gebracht hatten, auch recht viel Segen trug.

Toni sah lange in den Brief — sie nickte, und ihre Augen standen voll Tränen. Zwischen den Zeilen hatte sie andres gelesen. Juliane spielte ein tiefes, erschütterndes Spiel vor sich selbst und ihren Lieben. Sie glaubte an Besserung, damit die andern daran glaubten. Sie trat diese große, gefährliche Reise an, damit die Menschen, die um sie litten, ein neues Ziel der Hoffnung gewannen. Sie selbst hoffte nichts mehr...

Ja, so war es. Die kleine Juliane war ein Held. Sie trug eine Weisheit in ihrem müden Herzen, die das ganze Leben umfaßte. Draußen stürmte es, die Völker bekämpften sich, die Technik löste gewaltige Probleme — was hatte Vater August nicht täglich aus dem Friedrichsburger Anzeiger vorzulesen? Laut war das Leben, rasch drehte sich die Erde, und Zeitung folgte auf Zeitung, Momente zersplitterten das starke Band der Zeit. Was war ein kleines, verflackerndes Menschenlicht in diesem Gebrause? Zwei Augen, die groß und traurig der Schönheit nachsahen? Zwei Hände, die zu einem Gott beteten, der nicht am Kreuze hing, sondern wirklich lebte und irgendwo fremd vorüberwanderte? Eines Mädchens Lippen, die nie einen Kuß gefunden, sind wie Maiblüten in sonnelosem Grund. So schön, so liebeswarm, wie die andern alle, aber ungesehen. Zu ihnen verirrt sich keine Biene. Im Schatten erwachsen — das war Juliane. Und sie war klug genug, sie kannte die Wurzel ihres Leids, sie versuchte sie nicht aus der Erde zu reißen, denn ohne Erde gab es nichts auf dieser Welt. Stiller wurde es allmählich in ihr, die stürmischen Pulse der Jugend schwiegen. Sie sah mit großen wissenden Augen ihre Mitmenschen an. Für ihre Nächsten wollte sie noch dasein, nicht mehr für ihr hoffnungsloses Selbst. Deshalb unterzog Juliane sich der langen, ach, so namenlos anstrengenden Reise. Deshalb heuchelte sie Glück, als die Eltern dem Friedrichsburger „Spezialisten" zustimmten. Madeira. Madeira sei ein Paradies, versicherte man ihr, und sie glaubte daran, sie sagte, daß sie sich auf nichts so gefreut habe. Fräulein Schöpf, mit der sie reiste, war

ihr eigentlich gleichgültig, aber sie empfand Verehrung und Freundschaft für die Dame, damit ihre Eltern über die Begleiterin beruhigt waren. Der „große Versuch" geschah. An einem Februartage sagte Juliane ihren Lieben Lebewohl und zog als Sterbende zum erstenmal in die Welt hinaus. Sie sah die mächtigen Berge, sie grüßte das unendliche Meer — in ihren Augen spiegelte sich noch alles, alles. Sie blieb gefaßt — es war viel weniger und viel mehr, als ihre Mädchenträume in der Heimat geahnt hatten. Das Rauhe, das Gesunde, das Wirkliche war dazugekommen. Sie zitterte wie ein junges Bäumchen, das sich sturmumwogt allein auf einen hohen Felsen gewagt. Sie brach fast zusammen. Doch bevor sie in Genua das Schiff bestieg, schrieb sie noch den Brief an Toni.

Die Seefahrt wurde ihr zum Gleichnis ihres ganzen Lebens. Endlich öffnete sich vor ihren Augen, was dunkel und unbegreiflich gewesen war. Auch ein Weib wurde im Freien frei und erwies sich als Gotteskind, den Elementen verwandt. Es hatte nicht ewig auf einen Ruf zu harren, nicht ewig sich vor dem Manneswillen des Lebens zu beugen. Wie wechselte das Meer, wie wechselte auch bei seinem Anblick ihr Mädchengemüt! Ein Jauchzen entrang sich ihr, wenn sie es im Frühlicht sah, weithin mit blitzenden Silberkörnchen auf azurblauer Fläche. Dann in der Dämmerung, unter schweren Wolken, in monotoner, rollender Klage. Eine Feier der Seele aber, in reiner Einsamkeit, wurde ihr die Nacht. Der flimmernde Sternenchor des Südhimmels wölbte sich gewaltig über der kleinen Juliane. Gegen das Gebot der Gefährtin schlich sie sich noch einmal aufs Verdeck und bot, sich dehnend und glückdurchschauert, ihren jungen Körper dem Gott der Sphären an. Ja, diese Fahrt war schön und Lohn für alle Leiden. So verschwiegen sie war — sie beschloß doch, Toni die Nächte des Trostes zu schildern.

Endlich tauchte die Felsenküste Madeiras auf. Juliane erschrak vor den vielen lärmenden Menschen. Ängstlich, am Arm ihrer Freundin, schritt sie durch das Hafengewühl. Nun mußte sie wieder unter Menschen leben. Aber das kleine, abgelegene Haus auf einem Weinberge war schön. Und wundervoll war Funchal, die Stadt, in ihrem südlichen Farbengewirr, wie eine bunte Muschel am blauen Meer gelagert. Diese seltsamen Vögel, die unter den Palmenkronen des Gartens schwirrten — fliegende Edelsteine. Doch einen, einen unscheinbar grauen, der den sanften, bangen, leisen Ruf hatte, liebte Juliane am meisten. Seine Stimme ließ ihn ihr als einen Gefangenen erscheinen. Dabei sah sie ihn stets mit raschen Schwingen zum Meer hinunterflattern. Gefangen und frei — sie war seine Schwester.

Die ersten Wochen nützten ihr wirklich. Funchal war zu schön — wie eine Sirene sang es ihr täglich das Lied des Lebens vor. Juliane durfte es so nicht mehr vernehmen. Ihre Augen waren stärker als ihre Brust, ihre Sinne sogen mit entzückter Jugendkraft ein, das das wunde Innere nicht mehr aufzehren konnte, und eine unsagbare Trauer senkte sich plötzlich in ihr Gemüt. Je mehr man ihr von dem fröhlichen Leben der Insel zeigte, von diesen Menschen, braunen, unbekümmerten Paradieseskindern, um so mehr verdüsterte sich Juilanes Seele, und das Heimweh legte sich auf ihre kranke Brust. Bald lag sie nur noch, ein blasses Leidensbild, fast körperlos auf der Veranda. Ihre weiße Hand ruhte auf dem zottigen Felle Boskos, des Schäferhundes, und

sie dachte an ihre Lieben in Friedrichsburg. Noch einmal sehen, sie noch einmal sehen, das war ihr einziger Gedanke. Er wurde zum brennenden Wunsch. Er verhieß den Tod, wenn man ihn nicht erfüllte. Da zuckte der Arzt die Achseln — leise erklärte er der Lehrerin, daß das einzige Mittel Julianes Heimkehr sei. Fräulein Schöpf hatte soeben ihre Existenz auf Madeira begründet — es war ihr unmöglich, die Kranke nach Deutschland zurückzugeleiten. Depeschen wurden gewechselt, und bald war verabredet, daß Juliane auf einem französischen Schiff allein nach Marseille fahren sollte, um dort von ihrer Mutter empfangen und nach Friedrichsburg gebracht zu werden. Ja, Barbara Tränkle hatte den Entschluß sofort gefaßt. Noch nie hatte sie eine große Reise gewagt, hier brauchte sie kein Besinnen. Sie fuhr nach Marseille und quartierte sich in der Nähe des Hafens ein. Sie konnte in der Nacht nicht schlafen, so gröhlten die betrunkenen Seeleute auf den Gassen, und große Angst durchlitt sie, daß irgendein schwarzer Räuber in ihr Zimmer dringen und ihr ein Leid zufügen könnte. Aber alles verwand sie in der Erwartung ihres Kindes. Jede Mühe war ihr leicht, wenn sie nur Juliane heil nach Friedrichsburg brachte.

Als sie sie endlich hatte, ihr Kleinod, abgezehrt, erschöpft, einen Schatten nur, aber glückselig, wieder bei der Mutter zu sein, rüstete sie sich sofort zur Heimfahrt. Es war ein heißer Tag, und die Bahnfahrt von Marseille nach Straßburg, in Staub und Gewitterschwüle, endlos. Mit übermenschlicher Tapferkeit bekämpfte Juliane ihr Leiden, das in der Eisenbahn sich schrecklich verschlimmerte. Immer wieder lächelte sie die bange, treue Mutter mit glühenden Wangen an, und ihre schwarz umringten Augen versuchten zu sagen, was der Mund nicht mehr zustande brachte. Sie waren allein im Coupé, doch Juliane sah noch einen dritten Passagier, der breit und gebietend dasaß, ihr gegenüber, sie anstarrend, fest entschlossen, vor den Frauen nicht auszusteigen. Juliane kämpfte nicht mehr gegen ihn — sie verständigte sich nur noch mit ihm. Sie bat mit stummem Flehen, er solle sie nicht anrühren, bis sie die alte Heimat gesehen hatte.

Die arme Mutter war müde, so müde. Aber sie bezwang sich. Geschäftig bot sie bald eine Erfrischung an, bald suchte sie Julianes Gemüt durch irgendeine Erzählung von zu Hause aufzuheitern. Da verfiel ihr Kind, in namenloser Pein erstickend, auf eine List.

„Mutterle,“ flüsterte sie, und ihre Augen schlossen sich halb.

„Was, mein liebes Herz?“ fragte Barbara rasch, die bleierne Müdigkeit, die sich ihrer zu bemächtigen drohte, noch einmal abschüttelnd.

„Mutterle, ich möcht' ein bißl schlafen.“

„Gut, mein Süßes. Schlaf nur. Jetzt sind wir ja bald da.“

„Wirklich? . . . Ich hab' so Durst . . .“

„Ach, wenn ich nur Milch bekäm'! Auf keiner Station bekommt man Milch! Und das verflixte Franzosenvolk versteht mich nit!“

„Laß nur . . . Es schad't ja nichts . . . Ich werd' drüber wegschlafen . . . Aber schlaf du auch, Mutter!“

„Nein, nein, ich nit, ich nit, liebs Kindle — ich muß wachen.“

„Dann bleib ich munter, wenn du nit schlafen willst.“

„Also gut — wein' nur nit, mein Herzblatt — wir schlafen jetzt beide — — dann wird's besser — gelt?“

„Noch einen Kuß . . .“

„Aber ja . . . Aber ja! . . . Oh, deine Lippen!“

„Wie Feuer — gelt? Wie flackerndes Feuer?“

„Schlaf nur — schlaf nur —“

„Feuer — ach — das ist nit das Rechte . . . Es gibt Lippen — wie Kirschen sind die in der Sonne — — schöne Lippen . . . Schlaf wohl, Mutter.“

Die arme Barbara — sie wollte munter bleiben — umsonst. Die Natur war stärker. Sie sank zurück, während sie noch die Decke auf Julianes Körper zurechtzupfte. Sie wußte nichts mehr, als sie noch gramvoll überlegte, wo sie Milch für ihr armes Kind erlangen sollte. Stumpf und stampfend rollte der Zug in den glühenden Abendschein hinein. Die Mutter schlief. Juliane aber nahm Abschied vom Leben. Ihr brechender Blick sah in die rote Sonnenscheibe, die am Fenster stand, sah sie sinken, langsam verenden und schließlich nur noch einen violetten Dunst. Als es Nacht wurde, erhob sich der dritte Passagier langsam. Lautlos schob er sich an der schlafenden Mutter vorüber und senkte seinen lippenlosen Mund auf die fiebernden der kleinen Juliane. Sie fühlte ihn — ein Aufschrei — rasch und leise — wie Überraschung und Freude doch, Freude. Die Mutter hörte ihn nicht. Sie sah nicht, wie Julianes Züge erschlafften, wie ihre dunklen Augen brachen, und der schmale, schwache Körper, der solche Riesenlast getragen hatte, endlich zusammensank. Schweigend erhob sich der Reisegefährte. Lautlos öffnete er die Tür und verließ den rasenden Schnellzug, wie von einer Gartentreppe absteigend. Er verschwand in den Nebeln der Nacht.

Als es hell wurde und ein scharfer Sonnenstrahl durch den Spalt des Fenstervorhangs ins Coupé drang, fuhr Barbara auf. Die Ahnung einer schrecklichen Versäumnis befiel sie. Stunden waren verstrichen. Schon näherte sich der Zug der deutschen Grenze. Sie beugte sich zu Juliane hinüber — ein blasses, fremdes Antlitz starrte sie im Frühlicht an. Die Mutter begriff nicht, was geschehen war, sie wollte es nicht begreifen. Mit leiser, bebender Stimme sprach sie auf die regungslose Tochter ein und bat sie, wie sie nie einen Menschen gebeten hatte, ihr Antwort zu geben. Juliane sprach kein Wort mehr. Als Barbara ihre Hand losließ, fiel sie hölzern herab. Da kam ein Jammerschrei aus der Mutterbrust, durch alle Ewigkeiten tönend und dennoch ungehört. Sie weinte, weinte sich das Blut aus dem Herzen, den verzweifelten Kopf in den Schoß ihres toten Kindes grabend. So fand sie, als der Zug auf der letzten französischen Station hielt, der Schaffner. Er hatte den raschen Blick — er sah sofort, was geschehen war. Seine Trostworte, das mußte er freilich bald merken, wurden von der armen deutschen Frau nicht verstanden. Er mußte für sie handeln, ohne von ihr begriffen zu werden. Rasch entschlossen verriegelte er das Coupé und versprach mit bewegter Stimme, bis zur Grenze davor Wache zu halten und in Avricourt seinem Nachfolger dieselbe Weisung zu geben. Die Tote sollte nicht aufgehalten werden — ihre Reise in die Heimat konnte Juliane vollenden.

So fuhr denn Barbara Tränkle noch viele Stunden mit ihrem toten Liebling. In dieser Spanne Zeit ergraute ihr schwarzes Haar, und ihre frischen, lebensgläubigen Züge erhielten den Ernst des Weltenschicksals. Was diese Mutter jetzt empfand und dachte, hob sie für immer aus jeder Niederung

in Gottes Nähe empor. Barbara Tränkle war eine einfache Frau — sie saß der gekreuzigten Tochter nicht anders gegenüber als jene Mutter im Morgenlande ihrem von der Welt gemordeten Sohn. Sie sah die ganze Lieblichkeit des Mädchens, keusch wie eine Maiblume, von Todeshand geknickt. Das Warum! klang dröhnend in ihrer einsamen Seele, das letzte, große, nie verklingende Warum... Und sie gedachte plötzlich Tonis, die diese Schwester am meisten geliebt hatte, die als Sünderin galt, weil sie dem Ruf des Lebens gefolgt war. In diesem Augenblick erkannte Barbara, wie sie gesündigt hatte. Eine unbezweifelbare Wahrheit regte sich in ihr: Gib nichts auf von deinen Kindern, was lebt, was da ist und zu dir zurückkehren kann. Denn du bist ihre Mutter, du hast an das Lebendige, was du geboren, zu glauben. Als ob sie der Toten vor ihr ein feierliches Versprechen gab, gelobte Barbara, daß die Versöhnung mit Toni keine Stunde mehr verzögert werden sollte.

Als sie endlich in Friedrichsburg war und die gebeugten Gestalten ihres August, ihrer Hilda wiedersah, erst da brach sie zusammen. Nachmittags kam sie zu sich. Sie lag in ihrem Häuschen am Marktplatz. Hilda saß am Bett, und das erste, was sie der Mutter erzählte, war, daß Toni ihre Ankunft für morgen früh gemeldet hätte. Ein linder, tiefer Trost umfing das Herz der armen Mutter. Nun würde sie alle ihre Lieben wieder beisammen haben. Alle gaben der kleinen Juliane zum ewigen Schlaf das Geleit.

An einem warmen Frühlingsregentage geschah es. Es weinte von den Bäumen und Sträuchern, alles war ein leises, süßes, klagendes Trauern. Die Natur sang ihr schönstes Weihelied auf den Tod des jungen Mädchens. Und Barbara stand an Tonis Arm, an Toni geschmiegt vor dem Grabe. Es war nichts geschehen, sie fühlte es heute. Es war nichts geschehen, denn Toni war gesund, Toni kam aus ihrem Glück zu der toten Schwester. Sie sollte es festhalten. Solange sie lebte, gehörte sie ja doch ihren Eltern. „Ja, Mutter, solang ich lebe," antwortete Toni leise, als hätte sie Barbaras Gedanken vernommen. „Uns trennt nichts mehr."

Der Geistliche sprach. Es sangen die Engelsstimmen der Knaben. Dann fielen die Schollen der Heimaterde dumpf und schwer auf Juliane herab.

III

Das Schwesterle ist tot... Mit dieser tiefen Wehmut im Herzen verbrachte Toni einige Tage im Elternhause zu Friedrichsburg. Ein Engel der Versöhnung war Juliane für sie geworden. Im Halbdunkel der kleinen Räume sah Toni sie wieder, in ihren Lehnstuhl gebettet, mit ihrem milden, lieben Kindergesichtchen, oder langsam zum Fenster tretend, und, Flügel an den Schulertn, in die Dämmerung hinausschwebend. Während in den andern die Sturmwogen des Schmerzes langsam verebbten, erhoben sie sich in Toni jeden Tag von neuem. Sie hätte aufschreien mögen, wenn ihr irgendeine kleine Erinnerung an Juliane in die Hände kam. Unfaßbar — so viel Jugend, so viel Anmut, so viel Güte — hin. Das Schwesterle war tot.

Doch Toni bezwang sich, den Eltern zuliebe. Sie schenkte Vater und Mutter ein paar Tage des Trostes, sie umgab ihre beiden Alten mit Rücksicht und Zärtlichkeit. Nichts stand mehr zwischen ihnen. Freilich, Karlmann wurde mit keinem Worte erwähnt. Um so mehr konnte Toni täglich von ihrem Kinde

sprechen. Dieses kleine Wesen, das die Eltern noch nicht gesehen hatten, umhüllten sie mit ihrer ganzen schmerzlichen Liebe. Großvater und Großmutter — sie fühlten den ersten glückhaften Stolz, und Paula wurde die Hauptperson im Hause Tränkle. Toni mußte für den Sommer einen zweiten Besuch, und dann mit ihrem Kinde, versprechen.

So brachten ihr die Friedrichsburger Tage, was sie sich lange gewünscht hatte. Dennoch erkannte sie — die Heimat ihrer Zukunft war hier nicht mehr. Wie diese Menschen lebten und sprachen, wie ihre alte Stadt die Schneckenstraße weiterzog, verträumt und doch die Ohren spitzend, prachtvoll und kleinlich zugleich — so vertraut Toni das alles war, sie sah doch, was sie vorher nie gesehen hatte, und begriff ihre eigne Entfremdung. Ja, Karlmann hatte eine große Arbeit an ihr getan — jetzt erst verstand sie es in echtem Freiheitsgefühl und voll Dankbarkeit. Er war wirklich eine Flucht gewesen, ihr Kind konnte nur draußen in der Wildnis, wie die Friedrichsburger es nannten, zur Welt kommen. Anfang stieß sie noch mit ihren frei geäußerten Ansichten hart gegen die Familienschädel. Sie sah, daß Onkel Mohr allmählich wieder der deutsche Durchschnittsphilister geworden war, und konnte kaum ernst bleiben, wenn der einstige Amerikaner sich mit devoter Zustimmung um Großmutter Schweikerts Gunst bewarb. Toni bemerkte es mit Staunen — der Onkel haßte Karlmann fast ebenso wie die starre Alte, die eine Art Gottseibeiuns in ihm sehen mochte. Jedenfalls verstand Benjamin Mohr die Flucht und die Tage am Rosentor so wenig wie die andern alle, und Toni fragte sich vergebens, welches Recht der Holzhändler auf einen so rigorosen Standpunkt hatte. Sympathisch blieb er ihr nur als Vater des armen Anastasius. Da begriff sie ihn ganz und hörte ihm stundenlang zu. „Interessant — wie?“ war noch immer sein rührendes Schlußwort. Im übrigen aber ließ Toni ihn deutlich merken, daß sie nicht die geringste Lust hatte, in Friedrichsburg sich eine andre Meinung über Karlmann einimpfen zu lassen.

Da Vater und Mutter für eine Aussprache nicht brauchbar wurden, die Großmutter aber, sobald sie ein vertrauteres Wort wagte, den alten Prophetenton anschlug, hoffte Toni nur noch bei Hilda Verständnis. Doch auch hier sah sie sich enttäuscht. Es war ihr schon, als ihre eignen Sinne von Juliane ein wenig freier geworden, aufgefallen, daß Hilda nicht in dem gleichen, nichts andres fühlenden Schmerz lebte wie die Eltern. Toni wußte nicht, woran das lag, und schob es auf die kühlere Natur der Schwester, bis sie endlich merkte, daß ein neuer Freund des Hauses Hilda Tränkles Gefühle für sich in Anspruch nahm. Es war ein italienischer Bildhauer mit dem schönen Namen Cesare Dalmatino, der an der Friedrichsburger Akademie studierte und häufig bei Tränkles erschien. Hildas erste Jugend war vorüber. Sie war nicht sonderlich hübsch, und ihr Leben war bisher in Arbeit und ergebnislosen Wünschen vergangen. Sie hatte sich als beliebte Putzmacherin einige tausend Mark erspart — das war alles. Als der Italiener sich ihr näherte, atmete sie auf. So hatte sich noch nie ein Mann um sie bekümmert, so unermüdlich, mit Blumen und kleinen Geschenken — noch dazu ein Künstler, ein schlanker, dunkeläugiger Mensch aus Mailand. Sie flog ihm einfach in die Arme. Was sie lange aufbewahrt hatte, gab sie jetzt ohne viel Besinnen hin. Mochte auch Tonis Beispiel das seine dazugetan haben — sie verschanzte sich hinter ihrem trotzigen

Willen. An Flucht dachte sie freilich nicht — nie trug sich ihre trägere Natur mit romantischen Einfällen. Sie wollte gut bürgerlich ausharren, den geliebten „Cäsar" bei ihren Eltern um sich werben lassen und dann in Friedrichsburg als Gattin eines berühmten Künstlers leben. Daß ihm großer Ruhm bevorstand, bezweifelte Hilda nicht. Er meißelte ja die allerschönsten Sachen. Kein besseres Modell könne er finden, versicherte er ihr mit seiner melodischen Stimme immer wieder, als seine schöne deutsche Braut.

Toni gefiel der Italiener nicht. Ein seltsamer Widerspruch der Empfindung ließ sie Hilda in derselben Gefahr sehen, der sie bei Karlmann erlegen war, doch was für sie zum Heil geworden, konnte bei der Schwester nur Unheil werden. Hilda trachtete nicht aus der Enge ihrer Herkunft heraus, sie wollte einen Mann haben. Kannte sie Dalmatino? Sie berauschte sich an ihm. Und seltsam — alle diese sonst praktischen, nüchternen Menschen, der Vater, die Mutter, der Onkel, ja sogar die Großmutter — sie machten es ihr nach. Der Bildhauer hatte festen Boden im Hause Tränkle. Als Toni zwei Abende mitgemacht hatte, an denen er das Wort führte und einer kindlich gläubigen Zuhörerschaft von seinen Erfolgen erzählte, hatte sie genug. Es verdroß sie, daß ihre Nächsten, denen sie nur Trotz und Selbstgefühl zugetraut, hier so demütig waren. Karlmann, der bei all seinen Fehlern den größten Vorzug, Ehrlichkeit und eine fast quälerische Selbstkritik, hatte, wurde abgelehnt. Ein Phrasendrescher aber begegnete liebenswürdigen und geschmeichelten Gesichtern. Dalmatino verstand die Tonart — gewiß war er anderswo hochmütig oder feig — hier verfolgte er bestimmte Zwecke. Nein, Toni lobte sich ihren Karlmann. In seinem Nichts, mit dem er noch rang, war er schon alles, und das wahre Ziel der Zukunft konnte nur auf seinem Wege liegen.

Sie verließ die Friedrichsburger, innerlich mehr von ihnen getrennt, als jene ahnten. Weit blieb der alte Marktpalß hinter ihr, wo einst Karlmann im Mondlicht neben dem steinernen Brunnenritter gestanden und zu ihren Fenstern emporgeblickt hatte. Von den kleinlichen Krämern, aus dem Dunkel höriger Bauernstuben kehrte Toni endgültig ins Adelslicht der freien Romingers ein. Ihre Versöhnung hatte sie gewonnen — das war gut und notwendig. Jetzt aber gesellte sie sich zu Karlmann und zu ihrem Kinde.

Freilich, erzählen wollte sie ihm mancherlei. Aber sie fand ihn, nachdem seine erste Freude über ihre Rückkehr verrauscht war, verstimmt und tief zerstreut. Für keine Erzählung aus der Heimat hatte er Ohren. Ein deutliches Unbehagen kam auf seine Züge, wenn sie von ihren Eltern sprach. Verletzt hielt sie inne und machte keinen Versuch mehr, ihn mit ihrer Familie auszusöhnen. Sie wagte es nicht einmal, ihr Versprechen, im Sommer mit dem Kinde nach Friedrichsburg zu reisen, zu erwähnen. Bald erfuhr sie, was Karlmann bedrückte. Das alte Leiden, Zusammenstöße mit der Mutter, war es nicht. Klementine lebte vorläufig ganz friedlich in ihrer Münchner Pension und war durch neue Bekanntschaften, die sie beherrschen konnte, abgelenkt. Karlmann litt an sich selbst. Sein Beruf als Historiker, wie er ihn auffaßte, als Prophet vergangener Kultur in einer kulturell stagnierenden Zeit, war ihm zweifelhaft geworden. Die große Arbeit vom Kriege der weißen und der roten Rose stockte — York und Lancaster waren ihm plötzlich gleichgültig — er begriff nicht mehr, daß er in der englischen Geschichte finden wollte, was

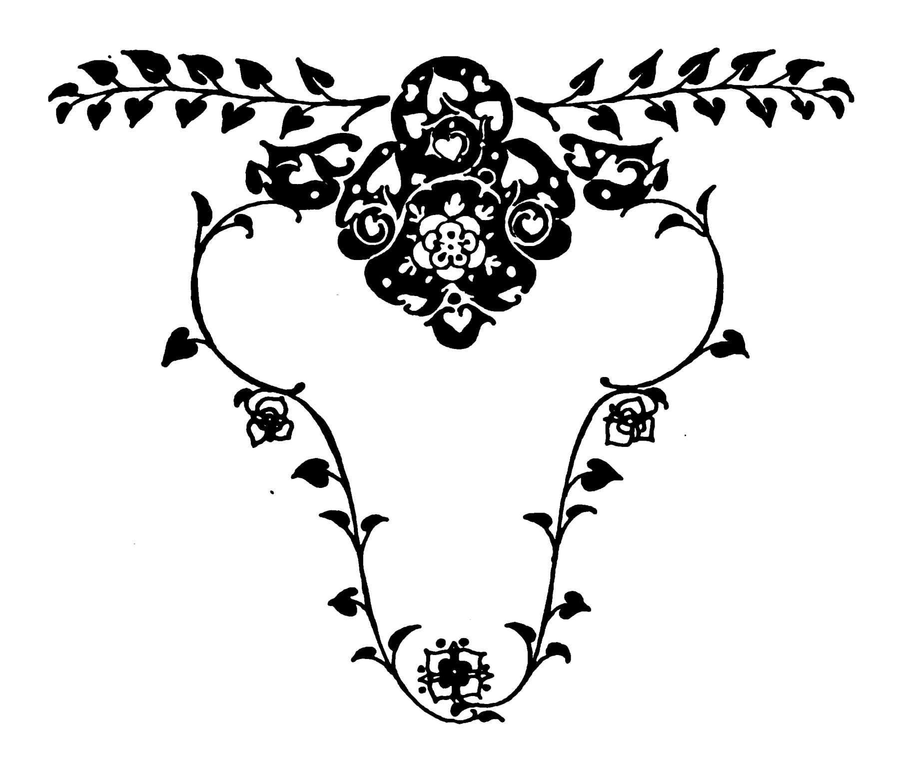
einzig sein Deutschtum ihm erringen konnte. Leidenschaftlich besann er sich darauf, daß er ein Deutscher war, aus dem südlichen, dem echten Deutschland. Mit Macht warf er sich jetzt auf die Kunstgeschichte und Literatur. Aber diese Felder waren alle schon abgemäht, und neues Brot aus ihnen erstehen zu lassen, fand Karlmann Rominger sich nicht stark genug. Bald zweifelte er an jeder Überlieferung und Geschichte. Mit schwachen Händen, kranken Nerven, ein Namenloser stand er in der entfremdeten Gegenwart — doch ihr gehörte er. In ihr mußte er den Beweis seiner Persönlichkeit liefern. Tot waren die Ahnen. Und noch einmal machte Karlmann den Kampf um die Frage durch, die ihn schon bei Johannes Rollfink gepackt hatte: War der Reproduktive dem Produktiven ebenbürtig? Sollte er nicht lieber allen Wissenskram von sich werfen, um sein Eignes, wie es auch war, in die Welt zu stellen? Er fuhr nach Ammerfeld und vertraute sich seinem Vetter an. Johannes beruhigte ihn nur wenig — das Resultat, das Karlmann als echter Sohn seiner Mutter mitzunehmen verlangte, konnte er ihm nicht geben. Erst nach mehreren Tagen, als Toni da war und traurig neben dem verzweifelten Karlmann herging, kam Johannes' Antwort: ‚Bist du des Forschens wirklich überdrüssig,' schrieb Eva, ‚kannst du im Nachspüren fremder Taten, im Schildern ferner Ereignisse, so hoch diese Wissenschaft für andre stehen mag, nicht mehr Deinen Lebensberuf sehen — steht es für Dich nicht mehr hoch — so entscheide Dich. Aber schnell und gründlich. Kein Zerfasern, kein steriles Zweifeln. Du bist noch jung genug, Du brauchst Deinen Kopf nicht hängen zu lassen. Ein Mensch in Deinen Jahren, der es so ehrlich meint, kann noch zehnmal umsatteln. Wer sieht Dir dabei zu? Nur ich — wenn ich von sehen reden darf. Und ich erwarte etwas von Dir, das ist Deine Kraft, Karlmann, man kann bei Dir auf etwas warten. Du hast vom Malen gesprochen. Du willst Dich in der Kunst Deines Vaters versuchen, trotzdem oder weil er sie Dir versperren wollte. Das verstehe ich. Du willst Dich über Deinen Vater hinausheben. Versuch es! Male drauflos! Eva wird Dir im Technischen helfen, soviel sie kann. Malen ist gut wie alles Gute, wenn es gekonnt ist. Also — sei gegrüßt. Dein Johannes.'

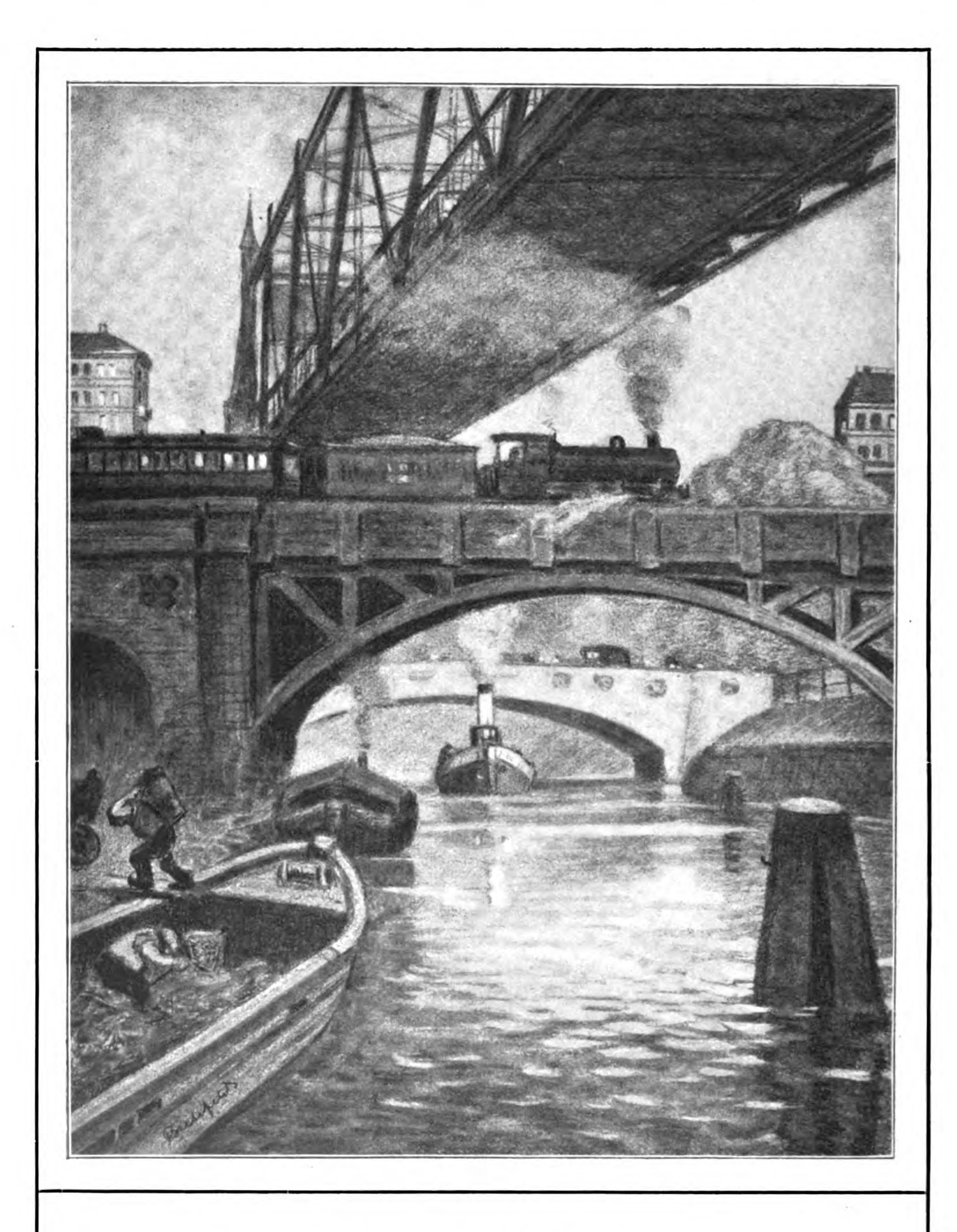
Karlmann stand, als er diesen Brief gelesen hatte, so positiv zustimmend und freudig vor Toni, daß diese ihren Entwurf für sich behielt. ‚Malen ist gut wie alles Gute, wenn es gekonnt ist', schrieb Johannes? Ja, würde Karlmann es denn können? Ihm schien kein Zweifel zu kommen. Mit einem Schlage sah sie ihn wieder obenauf. Es erlöste, begeisterte ihn, der Kunst des Vaters sich in die Arme zu werfen. Tausend Pläne entwickelte er ihr, mit Worten wurden hundert Bilder gemalt, und innerhalb einer Stunde hatte er sich entschlossen, als bescheidener Akademieschüler zeichnen zu lernen und bei Heinemann eine Kollektivausstellung zu veranstalten. Sie ließ ihn endlich, als ihr der Kopf schwirrte, in seinem neuen Glück allein. Den Abend wollte sie abwarten, der wie immer Klärung bringen mußte. Eine Gefahr für ihren Lebensunterhalt sah Toni in dem plötzlichen Umsatteln nicht. Sie wußte, was Karlmann verdienen konnte, und glaubte an keine Phantasie mehr. Wenn es ihn nur glücklich machte — sie hatte ja ihre Turnstunden, die immer lukrativer wurden. Wenn sie gesund blieb, konnte ihnen nichts geschehen — ob Karlmann malte oder studierte.

So hatte er wieder neue Flügel. Bald war ein Atelier gemietet, sehr groß und mit allem ausgestattet, was ein junger Meister verlangen konnte. Hierbei half ihm die Mutter natürlich. Durch ihre geschickten Hände entstand ein reizendes Künstlernest. Erst als Karlmann an das Eigentliche, ans Arbeiten gehen wollte, wurden ihm die Besuche der Mutter zuviel, und er mußte sie schließlich etwas gewaltsam in ihre Pension zurückschicken. Was half ihm das schönste Atelier, wenn der Geist nicht über ihn kommen wollte! Die Mutter schwatzte allzuviel hinweg. Beleidigt, als er sie so plötzlich verabschiedete, kam sie kaum noch dazu, ihm ihre Segenswünsche als Witwe des wahren Meisters zurückzulassen. —

Zwei Jahre malte Karlmann nun mit fanatischem Fleiß und unerbittlicher Selbstkritik. Sein Vater stand neben ihm, wenn er den Pinsel führte, er wollte es so und trachtete zugleich danach, sich dieses Schattens zu entledigen. Mit freien Augen wollte er sehen, mit eignen Händen schaffen. Aber der Weg, den er ging, führte ihn in hohes Felsengebirge, voll Irrtum, ohne Labung. Während er noch stolz empfand, wie sein moderner Geist den Vater überflog, mußte er schon erkennen, daß er als Techniker und Könner gegen den Alten ein Krüppel war. Er hatte nichts gelernt. Er hatte Gesichte, doch fand er keine Gestaltung. Das Große, das er festhalten wollte, zerfloß ihm, und das Kleine befriedigte ihn nicht. Mit angstvoller Scheu machte er diese Kämpfe allein durch. Kein Freund, kein Kollege wurde eingeweiht, und auch Eva Rollfinks Hilfe begann Karlmann, da er ihr scharfes Urteil fürchtete, zu umgehen. So häufte er Bild auf Bild, vermochte kaum die Materialkosten zu decken, und manchmal drohte er zu ersticken in all den gespenstischen Torsos.

(Fortsetzung folgt)





An der Möckernbrücke in Berlin

Nach einer Zeichnung von Bruno Bielefeld

Die Entwicklung der Papiertapete

Von

Herm. Brandt

Der Ursprung der Papiertapeten wird gemeinhin, und wohl nicht mit Unrecht, nach China verlegt, jenem seltsamen Dornröschenlande, in dem seit vielen Jahrhunderten Künste und Industrien ruhig zu träumen scheinen. Englische Seefahrer sollen bereits im sechzehnten Jahrhundert chinesische Tapeten mit nach Europa gebracht haben, um Verwandte und Bekannte mit diesen Raritäten zu beglücken, auch wohl die buntfarbigen Bogen in den eignen Räumen auf die Wand zu nageln, um sie mit diesem eigenartigen Schmuck zu versehen.

Im folgenden Jahrhundert wird die Einfuhr chinesischer Tapeten bereits geschäftsmäßig betrieben; England, Frankreich und Holland beteiligten sich an diesem Geschäft. Der Ruhm dieser neuartigen Wandbekleidung ließ die Köpfe erfinderischer Geister diesseits und jenseits des Kanals nicht zur Ruhe kommen, und England und Frankreich streiten um die Ehre, die Papiertapeten erfunden zu haben.

Die ältesten Tapeten sind nicht in unserm heutigen Sinn als Model- oder Walzendruck hergestellt aufzufassen, sondern als handgemalte Erzeugnisse. In einem Ausgabenbuch des Hofhaltes Louis' XI. aus dem Jahr 1481 wird bereits ein Betrag vermerkt für fünfzig große Rollen in verschiedenen Farben, auch mit Spruchbändern und Engeln bemalte Tapeten des Malers Jehan Bourdichon. Auch im österreichischen Stifte Melk soll es schon im fünfzehnten Jahrhundert Pergamenttapeten gegeben haben. Bereits im Jahre 1586 soll in Paris die Zunft der Dominotiers be-



Abb. 1. Die älteste englische Tapete (Mitte des achtzehnten Jahrhunderts)



Abb. 2. Landschaftstapete aus dem Jahre 1804

standen haben, die sich ausschließlich mit der Erzeugung bemalten Papiers befaßt hat. Ihre Satzungen wurden im Jahre 1618 und später 1649 sowie 1686 bestätigt. Die Zunft, die sich „Dominotiers — Tapissiers — Imagers" nannte, leitet ihren Namen von „Domino" ab, dem Namen eines in Italien bereits im fünfzehnten Jahrhundert marmorartig gemalten Papiers.

In Frankreich war es der Scheidenmacher François zu Rouen, der um das Jahr 1620 begann, vermittelst Schablonen Tapeten aus Papier herzustellen. Nicht das Verfahren selbst war dabei neu, sondern nur die Idee, statt des bisher verwandten Stoffes dafür Papier zu nehmen.

Die erste authentische Nachricht liegt uns in einer englischen Patentschrift vom 21. Mai 1634 vor. Danach wurde dem Jerome Lanyer zu London ein Patent erteilt auf:

„Eine Kunst und Geheimnis, durch Anbringen von Wolle, Seide und andern Materialien in verschiedenen Farben auf Leinen, Tuch, Seide, Baumwolle, Leder und andre Substanzen vermittelst Öl, Leim und andern Klebstoffen, um dieselben nützlich und dienlich zu machen als Wandbehang und andre Gelegenheiten, und die er Londrindiana nannte."

Hierin ist zwar nicht das Papier ausdrücklich als Träger des Musters aufgeführt, doch läßt der Schriftsatz des Patentes die verschiedensten Materialien dafür zu. Es ist wohl auch sicher anzunehmen, daß das zu jener Zeit bereits wohlfeil gewordene Papier bald dafür benutzt wurde, um die immerhin kostbaren Gewebe für jenen Zweck zu verdrängen. Das von Lanyer angewandte Verfahren zur Herstellung seiner Tapeten ist allerdings von unserm heutigen Tapetendruck grundverschieden.

Auch Deutschland nahm zeitig den Tapetendruck auf, und wir hören von

Johann Hauntzsch in Nürnberg (gestorben 1670), daß er verschiedene Verbesserungen darin erfunden hätte. Unsrer heutigen Fabrikation näherte sich 1688 Jean Papillon zu Rouen, ein Formenschneider und Chemiker, welcher zuerst mit gravierten Formen arbeitete.

Bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Bogen einzeln bedruckt und an die Wand gebracht. Abbildung 1 zeigt, leider in der Photographie nicht recht gelungen, eine derartige Tapete. Diese klebt noch heute in einem Hause des Dörfchens Saltfleet, Lincolnshire, und wird als älteste Tapete Englands bezeichnet. Dieselbe hat einen weichen creme- oder lachsfarbenen Grund, auf den das Dessin in einem ziemlich kräftigen Schokoladeton gedruckt ist. Die einzelnen Bogen besitzen eine Breite von 45 und eine Höhe von 50 Zentimetern.



Abb. 3.
Tapetendekoration aus dem Jahr 1818. Nach einem Original von Mongin

Um 1760—1770 begann man schon die einzelnen Bogen vor dem Grundieren und Bedrucken zusammenzukleben. Von jener Zeit an begann die fabrikmäßige Herstellung der Papiertapeten, allerdings immer noch in recht bescheidenem Umfange und nicht entfernt an unsre modernen Fabriken heranreichend. Die meisten Tapetenmanufakturen befaßten sich zugleich mit dem Druck von Stoffen, dem Zeugdruck, der damals in besonderer Blüte stand. Unter den vielen Fabriken jener Zeit nahm besonders die Reveillonsche einen ganz besonders hohen Aufschwung, so daß sie gegen dreihundert Arbeiter beschäftigen konnte. Ludwig XVI. erhob sie 1784 zur Königlichen Tapetenmanufaktur. Mit dem bourbonischen Königstum ging auch die Königliche Tapetenmanufaktur zugrunde: sie wurde am Tage der Bastillenerstürmung, dem 14. Juli 1789, von den Revolutionären geplündert und zerstört.



Abb. 4. Aus der in Grisaillemanier als Tapete ausgeführten Bilderserie „Amor und Psyche (1860)

Ging zwar die Reveillonsche Fabrik in den ersten Stürmen der Französischen Revolution unter, entwickelte sich trotz-



Abb. 5. Tapete aus den Jahren 1815—1820

dem gerade während jener Zeit die Tapetenindustrie ganz bedeutend, und eine große Reihe von Tapetenfabriken, von denen einige, wie die von J. Leroy & Fils in Paris und J. Zuber & Co. in Rixheim, noch heute existieren. Die hochmütige Ablehnung der französischen Aristokratie gegen die Papiertapete war den Bürgern doppelt Grund zu deren Verwendung. Manche der damaligen Dessins waren mit revolutionären Emblemen geschmückt. So zeigte die hochinteressante „Exposition rétrospective des papiers peints“ der Pariser Welt-



Abb. 6. Dessin mit aufgedruckter Ober- und Unterborte (1830)

ausstellung 1900 eine jener „Teintures révolutionnaires“ aus dem Jahr 1793. Das Muster wies als Mittelstück die französische Kokarde auf, von welcher kreuzweise Bänder in den Farben der Trikolore ausliefen. Darüber befand sich ein Kranz aus Eichenlaub, der die Insignien der Republik, Rutenbündel, die phrygische Mütze und dergleichen umrahmte.

Das erwachende neunzehnte Jahrhundert stand geschmacklich unter den römisch-ägyptischen Formen des französischen Empire, und auch die Papiertapete machte dieser neuen Richtung ihre Konzessionen. Zur vollen Entwicklung kam dieser nüchterne Stil bei Jacquemart, dem Nachfolger Reveillons. Die Technik des Tapetendrucks war schon zu bedeutender Höhe gelangt und es wurden bereits Tapeten in buntfarbiger Ausführung hergestellt. Besondere Anforderungen an exakte Arbeit stellten die damals in Aufnahme gekommenen „Grands décors à paysages“, reiche Dekorationen in großer Ausdehnung. Eine der ersten jener Landschaftstapeten brachte im Jahre 1804 die Zubersche Fabrik, eine Schweizerlandschaft (Abbildung 2). Dieselbe bestand aus sechzehn Blättern von je 67 Zentimeter Breite und war nach einem Original des Malers Mongin gefertigt. Diese Tapetenbilder erfreuten sich großer Beliebtheit und wurden besonders zur Ausschmückung der Wände von Sälen und Empfangszimmern verwandt. Die folgende Abbildung 3, ebenfalls nach einem Original von Mongin

hergestellt, zeigt eine derartig dekorierte Wand. Es ist dabei zu bemerken, daß sämtliche Teile in Tapetendruck hergestellt sind. Die ganze Umrahmung ist, entsprechend dem Motiv des Bildes, in den strengen Formen der römischen Säulenordnung gehalten, dabei aber von heiterer Anmut. Derartige dekorative Panneaux werden noch heute gefertigt, finden allerdings nur selten praktische Verwendung, sondern dienen fast ausschließlich als Ausstellungsstücke, um die an das Künstlerische streifende technische Vollendung im Tapetendruck zu zeigen. Als großartigste Leistung dieser Art gilt der auf der Pariser Ausstellung von 1851 zur Schau gebrachte prächtige Dekor: Die Jagd im Walde", von der Firma Délicourt in Paris hergestellt, zu dessen Druck viertausend Handformen nötig waren. Die Herstellungskosten derselben beliefen sich auf über 40 000 Franken. Von herrlichster Wirkung ist auch die in Grisaillemanier ausgeführte Bilderserie „Amor und Psyche", welche die Firma Jules Desfossé zu Paris im Jahre 1860 brachte. Dieselbe besteht aus zwölf Einzelbildern in verschiedener Breite und umfaßt 26 Bogen von je 54 Zentimeter Breite und 1,82 Meter Höhe. Der Verkaufspreis dieser eigenartigen Dekoration, die in der vornehmen „Grau-in-Grau"-Manier von fast plastischer Wirkung war, betrug gegen 600 Mark. Dem Ganzen lag die reizende Erzählung des römischen Schriftstellers Lucius Apulejus zugrunde,



Abb. 7. Tapete aus dem Jahre 1832
Doppelter Iriseffekt auf Fond

welche die Allegorie der Liebe Amors und der Psyche behandelt. Wie anmutig wirkt das elfte Bild (Abbildung 4), welches die Versöhnung zwischen Psyche und Venus darstellt.

Die eigentliche Papiertapete in unserm Sinne mußte lange Zeit vermittelst Handdruck in mühsamer Weise hergestellt werden, denn die Einführung der durch Dampf getriebenen Walzendruckmaschinen erfolgte erst um 1850. Das erste Modell einer Papiermaschine zur Herstellung des sogenannten endlosen Rollenpapiers fertigte Louis Robert in Essonnes im Jahre 1799, jedoch wurde die erste Maschine dieser Art erst 1813 durch Gamble in London aufgestellt. Gegen 1830 wurde das endlose Papier allgemeiner in der Tapetenfabrikation eingeführt, doch erhielt sich die Methode des Zusammenklebens der Rollen aus einzelnen Bogen bis in die vierziger Jahre des Jahrhunderts. Diese Bogen hatten meist eine Länge von 55 Zentimeter bei 50 Zentimeter Breite, und die Rollen waren aus sechzehn derselben zusammengeklebt. Leider ist von diesen alten Tapeten, wohl infolge der Vergänglichkeit des Materials, verschwindend wenig erhalten, und Verfasser dieses Aufsatzes hat es nur dem Zufall zu verdanken, daß seine Sammlung mit einer Anzahl derselben bereichert wurde. Das große Publikum legt auf die Erhaltung alter Tapeten oder einzelner Reste derselben fast gar keinen Wert, und doch ließe sich sicher noch manches schöne Stück in alten Schlössern auffinden, um sie geordneten Sammlungen beizufügen.

Als eines der herrlichsten Erzeugnisse alter Tapetenindustrie ist wohl die in Abbildung 5 dargestellte Tapete aus dem Jahre 1815 zu bezeichnen. Das Muster der eigentlichen Tapete ist auf hellgrauem Fond zweifarbig in Dunkelgrau und Grün gedruckt. Den Schmuck macht der ent-



Abb. 8. Das erste im Jahre 1850 mit Dampfkraft gedruckte sechsfarbige Maschinenmuster

züdend ausgeführte Festonfries aus. Die girlandenartig aufgenommenen Tücher sind in zinnoberrot bis schwarz schattierten Velours gedruckt, die wundervoll kolorierten Blumen dagegen in den Farben die Tapete in lichtblauen Farbtönen gehalten und der Fries in leuchtendem, gelbrotem Velours. Die Elichrysumblüten sind in feinen, blaßgelben Tönen koloriert. Das Ganze ist von vorzüglicher dekorativer

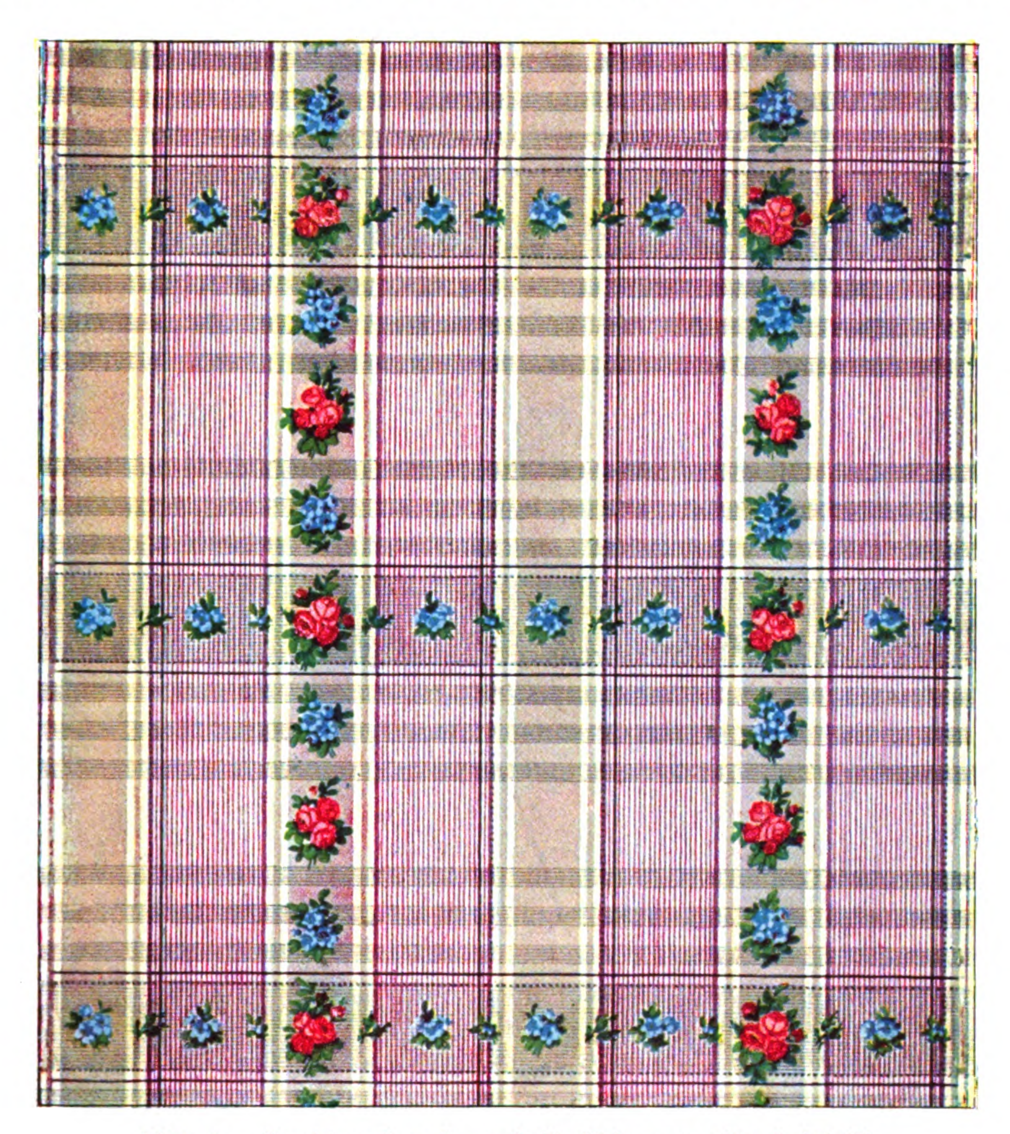


Abb. 9. Handdrucktapete auf Ecossais ausgeführt (1857)

der Natur. Den oberen Abschluß bildet ein streng gezeichnetes Lambrequin mit griechischen Palmetten in gelbbraunen Tönen auf schwarzem Grunde. Dem Jahre 1830 entstammt ein andres interessantes Blatt (Abbildung 6). Hier ist Wirkung, echt sommerliche Luft strahlt daraus förmlich hervor.

Abbildung 7 aus dem Jahre 1832 führt eine neue technische Vervollkommnung vor, den Irisdruck, wie solcher bei der vorigen Tapete bereits in bescheidener



Abb. 10. 74farbige Blumentapete (Handdruck) aus dem Jahre 1892

Weise angedeutet ist. Unter Irisierung versteht man im Tapetendruck das Verlaufen einzelner Farbentöne ineinander. Beim Grundieren werden vermittelst eines Pinsels die gewünschten Farben streifenförmig auf die Rollen gestrichen und diese Hauptfarben dann in feuchtem Zustande vermittelst eines ganz weichen Pinsels miteinander verrieben, so daß die weichen Übergänge entstehen. Die abgebildete Tapete zeigt den Streifeneffekt nicht nur im Fond, sondern auch im Aufdruck. Die an der Tapete befindliche Ober- und Unterborte ist für den modernen Geschmack zu hart koloriert, auch im Dessin nicht recht für die Tapete passend. Eine der ersten Maschinendrucktapeten stellt Abbildung 8 dar, ein echtes Biedermeiermuster in sechs Farben, so ganz Tapete, wie es sich in der Art Jahrzehnte hindurch erhielt.

Durch die fünfziger und sechziger Jahre erhielt sich ein neuerdings wieder aufgenommenes Genre, die Ecossais, Muster in der Art der schottischen Plaids, jedoch in kräftigen, bunten Farben, meist auf hellen Fonds. Bei diesen wurden auf die vorgedruckten Streifeneffekte vermittelst Kupfertiefdruck (taille douce) Querstreifen aufgedruckt und durch diese Kombination die würfelartige Musterung erzielt. Eines der reizendsten Muster dieser Art zeigt Abbildung 9, eine Tapete aus dem Jahre 1857, welche der Fabrikant auf des Verfassers Veranlassung neu in seine Kollektion aufgenommen hat.

Die Zeit von 1850 bis 1865 möchte man das klassische Zeitalter der Papiertapete nennen, denn die hervorragendsten Erfindungen in der Herstellung der Luxustapeten wurden damals gemacht. Zunächst sind es die Repoussées, Hochprägetapeten, bei denen das Relief vermittelst Maschinen auf die Tapete gepreßt wurde. Wenngleich diese Erfindung deutschen Ursprungs ist — sie stammt von Bauerkeller, welcher von Wien nach Darmstadt übersiedelte und sich mit dem dortigen Tapetenfabrikanten Hochstätter verband — gelangte sie doch in Frankreich erst zur wirklich künstlerischen Vollendung. Hier war es in Paris der außerordentlich rührige Tapetenfabrikant Paul Balin, welcher die Papiertapete zu einem Kunst-

produkt erhob. Nicht, daß er neue Dessins brachte; seine Kollektion bestand durchweg aus Nachbildungen alter Gewebe und echter Ledertapeten, die er in täuschendster Ähnlichkeit wiedergab. Seine Imitationen von Tüllstoffen sind von so zarter, duftiger Wirkung, daß man das Original vor sich zu haben glaubt. Leider hielten seine geschäftlichen Erfolge mit den künstlerischen nicht gleichen Schritt, und die trübe Geschäftslage brachte den bedauernswerten Künstler vor einigen Jahren dahin, daß er seinem Leben freiwillig das Ziel setzte. Seine Tapeten werden zwar noch in der gewohnten Vollendung fortfabriziert, doch fehlt der rührige Geist, welcher Neues darin schafft. — Französischen Ursprungs sind die Seidenvelourstapeten, bei denen durch Bürsten in entgegengesetzter

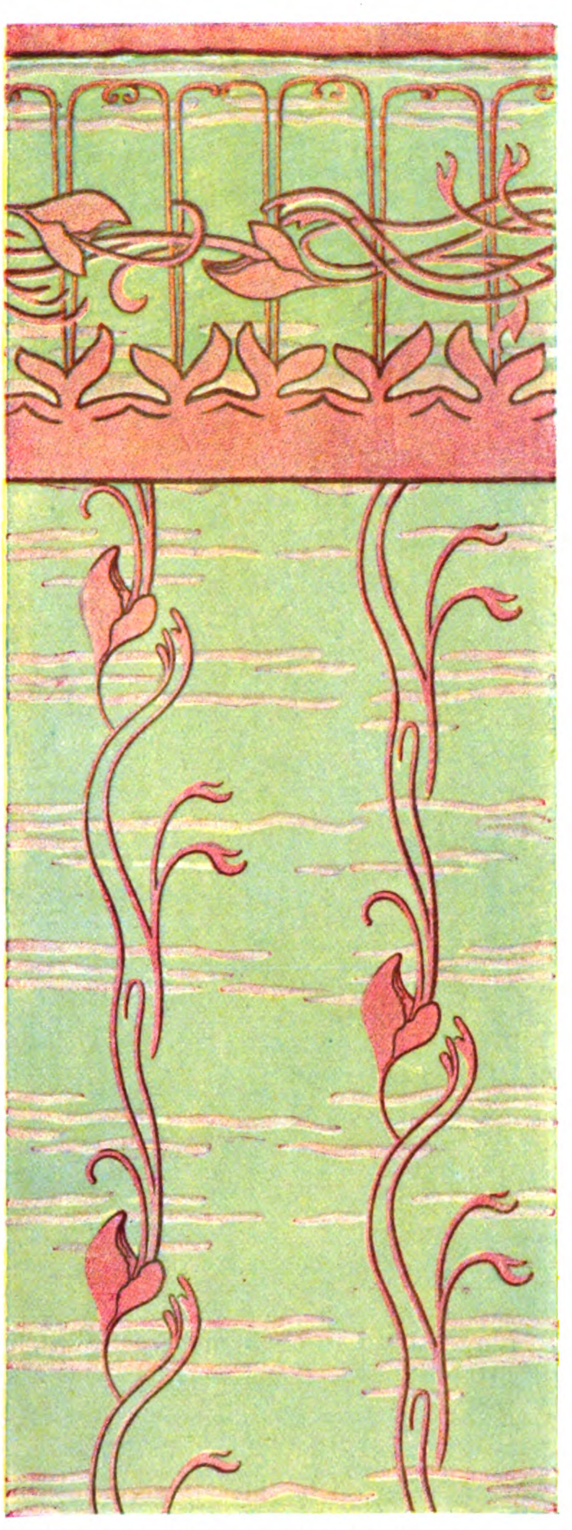


Abb. 11. Moderne Künstlertapete von Walter Leistikow

Richtung eine schöne, seidenartige Wirkung erzielt wird. Bedauerlicherweise finden dieselben infolge der seit etwa zwanzig Jahren uns aus England und Amerika überkommenen Ingrains nur noch eine geringe Verwendung, obgleich diese auch nicht entfernt die Wirkung der echten Velourstapeten ersetzen. Lange Jahre waren auch die Tapeten mit echter Vergoldung, die Estampées, in Gebrauch, bis sie der heute fast alles verdrängenden Maschinenfabrikation weichen mußten. Ihr Erfinder war Seeger, ein nach Paris verzogener deutscher Buchbinder, welcher die in seinem Gewerbe lange angewandte Technik, vermittelst Fileten und Stempel das Blattgold aufzutragen, zuerst in der Tapetenfabrikation anwandte.

Der Maschinendruck war um jene Zeit noch

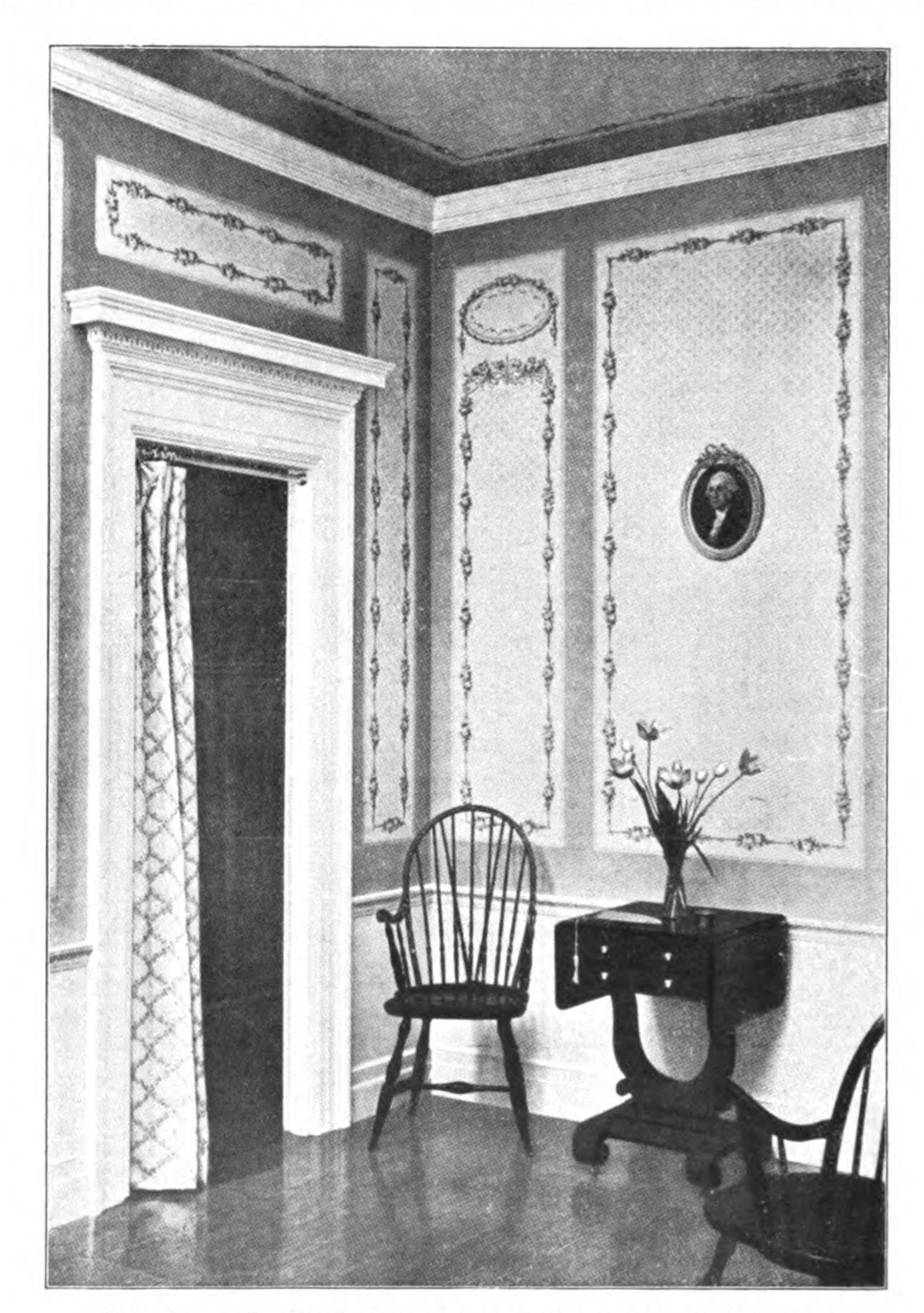


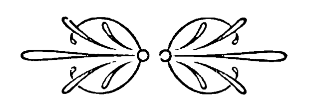
Abb. 12. Wanddekoration eines modernen amerikanischen Toilettenzimmers

recht spärlich vertreten, dagegen stand der Handdruck in vollster Blüte. In dem damaligen Hauptlande der Tapetenfabrikation, Frankreich, standen um 1850 gegen 1200 Handdrucktische in Betrieb, in Deutschland etwa 400. Die mechanisch angetriebenen Druckmaschinen kamen damals erst in Aufnahme. Durch zunehmende Verbreitung derselben trat eine fast völlige Verdrängung der Hand-

drucktische ein; so waren in Frankreich um die Jahrhundertwende nur noch 170 in Betrieb, daneben jedoch die gleiche Anzahl Druckmaschinen, welche ein ungleich höheres Arbeitspensum zu erledigen vermochten. Lassen sich doch mit denselben gleichzeitig bis zu dreißig Farben drucken, während bei den Handdrucktapeten immer nur eine Farbe gedruckt werden kann. Allerdings ist man beim Handdruck nicht in der Anzahl der Farben beschränkt. Abbildung 10 bietet eine mit 74 Farben gedruckte moderne Handdrucktapete; jede einzelne der fünf verschiedenen Rosen ist in besonderen Farben abgetönt.

Die zunehmende Verbreitung der Druckmaschinen seit 1870 beeinflußte die Papiertapete geschmacklich nicht günstig, um so weniger, als der Hauptwert auf größtmögliche Billigkeit gelegt wurde. Selbständiges wurde darin wenig geschaffen, und man beschränkte sich — neben fadem, künstlerisch wertlosem Zeug — auf mehr oder minder gute Nachbildung alter Flächenmuster, namentlich der Renaissance und ihrer nächsten Folgezeit. Um 1890 trat, wie in der gesamten Innendekoration, auch in der Tapetenindustrie ein gewaltiger Umschwung ein. Die englische Richtung war es, welche sich damals in Deutschland einbürgerte und den damals recht unklar gewordenen Begriff einer schönen Flächenwirkung völlig ummodelte. Dieser Anstoß hatte eine heilsame Folge: ließ er das Kunstgewerbe sich doch wieder auf sich selbst besinnen und eigne Wege gehen, statt wie bisher gedankenlos nur alte Vorbilder zu kopieren. Der „Jugendstil" zeitigte auch in der Tapetenindustrie seine Blüten, und Künstler wie Professor Otto Eckmann, Walter Leistikow (Abbildung 11), Professor Hans Christiansen, Peter Behrens und viele andre stellten ihr Können in die Dienste derselben. Mögen über den künstlerischen Wert der modernen Richtung die Ansichten noch so sehr auseinandergehen, eines muß anerkannt werden: das Bestreben nach originellem, persönlichem Ausdruck. Solange der Schönheitsbegriff gleichen Schritt mit der Eigenartigkeit hielt und die modernen Papiertapeten in ihren Dessins sich in verständigen Grenzen hielten, fanden sich willige Abnehmer. Leider schossen jedoch unberufene Nachahmer in leidiger Originalitätssucht oft über das Ziel hinaus. Die neue Richtung in den Tapeten wurde hierdurch arg geschädigt und arges Mißtrauen gegen jegliche Muster hervorgerufen. In den besseren Tapeten werden deshalb wieder ruhig wirkende Flächenmuster in den klassischen Dekorationsstilen bevorzugt.

Es würde über die Grenzen dieses Aufsatzes hinausgehen, eine Schilderung der modernen Geschmacksrichtung zu bieten, so interessant und dankbar diese Aufgabe auch sein mag. Zu bemerken ist nur noch, daß die Tapetenindustrie von den Ausschweifungen der letzten Jahre abgegangen ist und den Wünschen der heutigen Dekorationsweise nach einem ruhigen Hintergrund Rechnung trägt. Die lange Zeit verachtete Einfassungsbordüre feiert ihre Auferstehung in neuer Form, wie Abbildung 12, eine amerikanische Toilettenzimmerdekoration, in gefälliger Weise darbietet.





Gefährlicher Sturz beim Hindernisrennen

Rennunfälle

Der Starter hat die Flagge gesenkt, und im Galopp fegt das Pferderudel über die ersten Hindernisse. Noch sind Roß und Reiter dicht beisammen und biegen um die erste Ecke, dem Wassergraben zu. Nicht alle kommen glatt hinüber. Einer von den Vierbeinern ist zu früh abgesprungen und hat sich selbst und seinen Reiter zu Fall gebracht. Während das Pferd bald wieder aufsteht und dem davonstürmenden Felde nachsetzt, krümmt sich der Reiter am Boden vor Schmerzen, und bald sehen die Tribünenzuschauer, wie an der Unfallstelle eine Fahnenstange hin und her geschwungen wird. Das ist das Signal für einen ernsten Sturz. Schnell wird eine Tragbahre an den verhängnisvollen Sprung hingebracht, und während das übrige Feld schon längst das Ziel passiert hat, wird der gestürzte Reiter in das Krankenzimmer geschafft und dort vom Arzt untersucht.

Stürze im Hindernisrennen, mögen sie auf einer öffentlichen Rennbahn oder auf freiem Jagdgelände hinter der wilden Hundemeute gelaufen werden, sind außerordentlich häufig. Es gibt nicht viele Hürdenrennen oder Steeplechases, in denen nicht irgendein startender Gaul kopfüber gegangen ist und seinen Reiter abgeworfen hat. Aber der gewöhnliche Sturz, bei dem der Steuermann oft nur sanft die Erde küßt, hat weder für den Mann im Sattel noch für das Pferd etwas Gefahrvolles an sich, denn in der Kunst, die Sturzgefahr durch Geschicklichkeit zu paralysieren, haben es unsre Reiter, mögen sie Professionals oder Amateure sein, sehr weit gebracht. Am häufigsten tritt der Fall ein, daß ein Pferd das Hindernis nicht richtig taxiert, zu früh oder zu spät springt, beim Landen auf die Knie kommt und im Bogen seinen Reiter über den Kopf hinweg abwirft. Ein geschickter Reiter hält sich am Zaumzeug fest und läßt sich dann so sanft wie möglich zur Erde gleiten, namentlich dann, wenn das Pferd selber gleich wieder auf den Beinen steht. Und es ist passiert, daß der abgeworfene Mann sich schnell wieder in den Bügel schwingt und dem Rennfelde nachgaloppiert. Ja, es hat bravouröse Leute gegeben, die so ein Rennen mit Hindernissen noch zu guter Letzt gewonnen haben. Meist aber ist der Sturz gleichbedeutend mit der Aufgabe des Rennens, denn das Pferd hat sich irgendwo weh getan. Selbst ein für das Auge des Rennbahnbesuchers ganz unscheinbarer Sturz kann einem Pferdekörper unheilbaren Schaden zufügen. Genickbrüche, Fesselfissuren und Schulterbrüche, das sind so die Hauptgefahren, die Rennpferden drohen, und eine Gnadenkugel, die auf dem grünen Rasen gleich an der Unfallstelle abgeschossen wird,

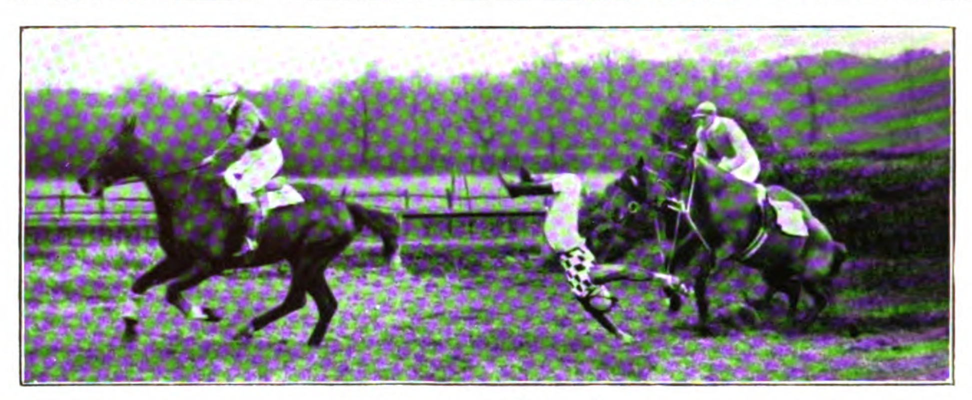


Unglück auf der Parforcejagd

erlöst das gefallene Pferd von seinen Qualen.

Der Reiter braucht gar nicht ungeschickt zu sein, um schlecht zu fallen. Es genügt schon ein unsanftes Streifen des Bodens, und der Armbruch oder der Schlüsselbeinbruch ist da. Ganz zu schweigen davon, daß Hufschläge von hinterherkommenden Pferden den Liegenden böse zurichten können. Oft kommt auch der Reiter unter das Pferd zu liegen, und die ganze Schwere des Pferdeleibes

Verwickelte Lage



Aus dem Sattel!

drückt auf ihn. Oder der Steuermann kommt aus dem Sattel, bleibt in den Bügeln hängen und wird eine Strecke weit mitgeschleift. Für die Zuschauer ein entsetzlicher Anblick. Jedes Rennen, besonders aber ein Hindernisrennen, wird erst am Ziel entschieden. Die Fälle sind zahlreich, wo ein Gaul mit dem „Siege in der Hand“ an den letzten Sprung kam, aber hier in die Brüche ging, oder wo ein Pferd gerade noch bis zur letzten Hürde marschierte, dann aber vor Müdigkeit fiel. Hin und wieder müssen die Reiter auch ein unfreiwilliges Bad auskosten, wenn es dem Renner gefällt, gerade an einem Bach oder zu durchquerenden See einen Rumpler zu machen.

Seltener und sehr gefährlich pflegen Stürze auf flacher Bahn zu sein. Ein Pferd tritt in ein Loch oder es karamboliert mit einem Konkurrenten, und der Jockei fliegt ab. In der flotten Pace, die auf der Flachbahn eingehalten wird, ist dann ein Unfall doppelt ängstlich, und die Turfchronik weiß von manchen Todesstürzen dieser Art zu erzählen. Böse sieht es auch für den Reiter aus, der an die Rails, an die Gitter, die den Kurs abgrenzen, gedrängt wird. Ein zerschmettertes Bein ist mitunter die Folge. So steht gerade im heitersten und buntesten Rennbahngetriebe Leid und Freud dicht beieinander, und wer heute noch auf stolzen Rossen saß, kann morgen zum Krüppel geschlagen sein.

Arno Arndt



Sturz auf flacher Bahn



Ein Angebinde

Nach einem Gemälde von G. Siemiradzki



Beduinen aus Mittelmesopotamien

Was ist der Orient?

(Mit Originalphotographien und einem Kärtchen des Verfassers)

Kein Wort klingt wohl zauberischer und berauschender im Ohre des Franken als „Orient". Und doch möchte man wenige geographische Ausdrücke finden, die noch bis vor kurzem so unsicher, so unbestimmbar erschienen. Die meisten verstanden, der Übersetzung aus dem Lateinischen entsprechend, „den" Osten darunter, gewöhnlich Syrien und vielleicht Ägypten, nebst dem, was darum herum liegt, manche glaubten schon in Neapel orientalisches Leben zu studieren, und was den Schmutz und überhaupt die allgemeine Tiefkultur angeht, hatten sie nicht einmal so unrecht. Kurz, die Ansichten schwankten ungemein, niemand meinte mit diesem anscheinend nur poetisch berechtigten Wortgebilde was anfangen zu können, und die wissenschaftliche Länderkunde berücksichtigte es deshalb überhaupt nicht. Bei tieferem Nachdenken läßt sich aber doch ein Resultat herausholen.

Das Wort Orient als geographischer Begriff war dem klassischen Altertum noch fremd, da Südeuropa und Vorderasien ein einheitliches Kulturgebiet bildeten.

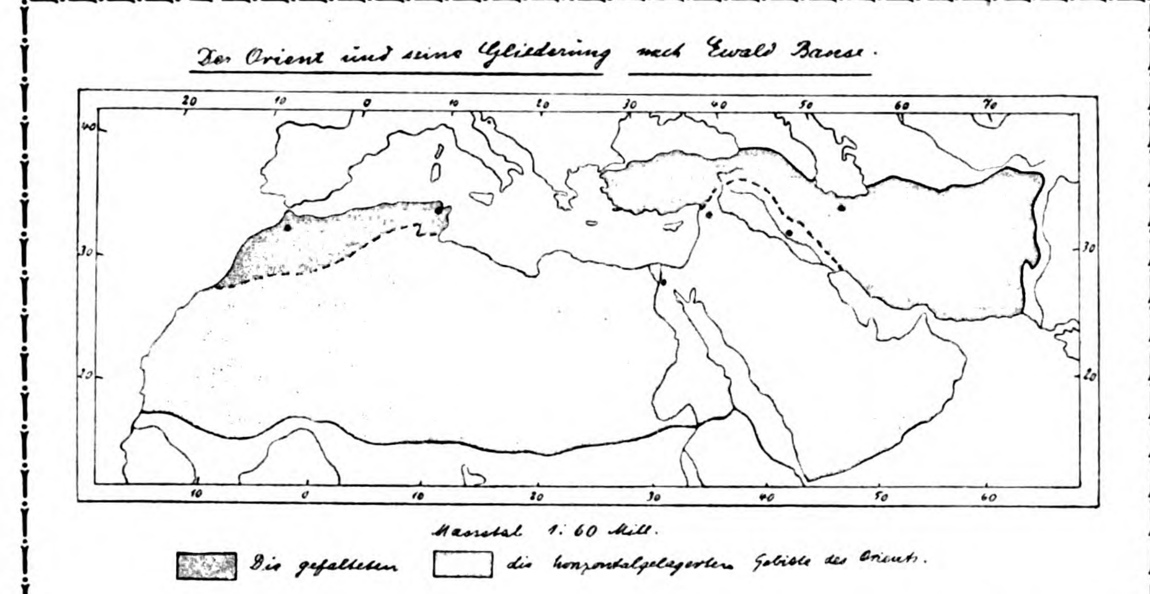
Erst seit dem Gegensatz der Römer und der Parther im Doppelstromland öffnete sich zwischen dem Okzident als der Kulturwelt und dem Orient als der Barbarei eine Kluft, an deren Verbreiterung die nachfolgenden Oströmer und Neuperser nicht vergeblich weiterarbeiteten. Und dann plötzlich jagten die

wilden Steppenreiter Arabiens unter dem grünen Banner des Propheten daher, überrannten die Neuperser und machten sie sich zu eigen, trieben die christlichen Byzantiner zu Paaren und erweiterten somit die Kluft zwischen Abend- und Morgenland zu einem weiten, weiten, bodenlos tiefen Abgrund. Wie winzig nehmen Alexanders des Makedonen Eroberungen sich aus neben denen der Araber, jenes Omar, der von Mekka mit geringer Truppenmacht die Fäden lenkte!

Die Araber haben das Bereich des Orientgedankens am weitesten ausgebreitet, wenn auch seine Vertiefung und Verfechtung andre, zähere, weniger geniale Völker übernahmen, in erster Linie die Libuberber Nordafrikas und die Perser.

Saharische Palmenoase (Tripolis)

Es ist eine der Grundtatsachen der Geographie, daß das Zusammentreffen gewisser physikalischer Bedingungen, gewisser geographischer Erscheinungen geradezu Typen erzeugt. Um ein Beispiel anzuführen, erregt die Verknüpfung buchtenzerschlitzter, inselgezierter Küsten an der Grenze Südeuropas und des asiatischen Orients und zwischen dem Schwarzen und dem Mittelmeer einen regen Verkehr und die Vorstufe kultureller Entwicklung. Gerade das Gegenteil begegnet uns in Nordafrika und Vorderasien. Ausgenommen die Westküste Anatoliens spielt hier das Meer nur eine geringe Rolle, einmal, weil die Landstrecken in meist ungeheurer Breite entwickelt sind. Dann, da die Küsten wenig hafenfreundlich und inselarm sind. Dieser verkehrsarmen Veranlagung gesellt sich die durch die Meerferne bedingte Trockenheit, der sich eine außerordentlich hohe Frühlings-, Sommer- und Herbsthitze gesellt. Die Folge ist das Vorwiegen dürrer Pflanzenformationen: die Steppe ist die Charakterlandschaft des Orients! Und zwar nicht allein in der Sahara und Arabien, sondern ebensogut in den bergigen Regionen des Atlas, Kleinasiens, Armeniens und Irans. Wald ist auch hier ganz beschränkt



und gewöhnlich in der Buschform der Macchie vertreten, die nicht viel mehr ist als eine mannshohe Steppe. Vielenorts wird selbst der dürre Krautwuchs der Steppe verdrängt durch ihre ins Todähnliche gesteigerte Abart, die kahle,



Die allgemeine Tracht Südwestasiens

so gut wie pflanzenlose Wüste. Beide, Steppe und Wüste, mögen über drei Vierteile des Orients einnehmen.

Eine Eigenheit der Steppe ist das Fehlen dauernd fließender Wasseradern. Sie hat entweder gar keinen oder doch nur zeitlich beschränkten Abfluß zum Meer. Solche Gebiete können sich gewöhnlich bloß unter hohen Kosten mit der Außenwelt in Verbindung setzen, der Kultur, nicht zu ausschließlicher Herrschaft zu kommen wie zum Beispiel bei uns, sondern das unstete Nomadentum tritt ihnen ebenbürtig, wenn nicht überragend, immer aber stark einflußreich an die Seite.

Deshalb hat die Religion Mohammeds auch nie lange wurzeln können in Regionen, die wesentlich anders geartet, steppenarmer sind. Dahin gehören in



Osmanlifrau aus der Adana-Ebene

das heißt, wenn ihre Eigenproduktion und ihr Bedarf gering sind, überhaupt nicht. Da nun diese Teile ungefähr neunzig Prozent des Orients umfassen, so wird erklärlich, daß sie ein ungemeines Hindernis bilden zum kulturellen Aufschwung.

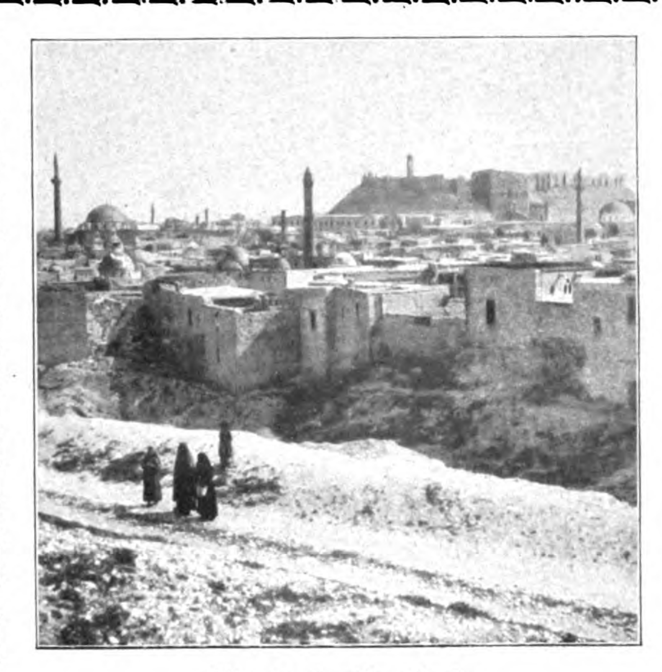
Solche Länder wie die eben skizzierten sind orientholde Räume. In ihnen findet der Orientgedanke, unterstützt vom Islam, seinen besten Nährboden. Hier vermag der Ackerbau und damit die Seßhaftigkeit, beide die Vorbedingungen erster Linie Europas Bezirke, innerhalb deren der Bestand des Islam trotz aller jungtürkischen Krebsereien nur noch eine Frage der Zeit ist. Dahin auch die turanische Niederung, in der das Russenelement mit dem einheimischen allmählich aufräumen wird, dahin gleichfalls Vorderindien, wo die Mohammedaner, absolut zwar ungemein zahlreich, doch in einer sechsfachen Hinduübermacht verschwinden. Von einem Anschluß der zerstreuten Moslemin Chinas und der Sundainseln kann wegen der Entfernung



Die Steppe, die charakteristische Landschaft des Orients



Ismîd, eine nordorientalische Stadt



Aleppo in Nordsyrien

biete, denn auf einem Quadratkilometer sitzen durchschnittlich nur 3,47 Menschen (in Europa 43, in Deutschland aber 112!). Nach den Erscheinungen des Bodens zerfällt der Orient in vier große Regionen. Von den Atlasländern, deren meist gebirgiger Untergrund durch Faltung der Erdrinde emporgehoben wurde, so daß sie den vom Atlantischen Meer wehenden Seewinden alle Feuchtigkeit entziehen können, hebt sich scharf ab der niemals gefaltete, also in horizontaler Gesteinsschichtung befindliche Schollenkomplex der Sahara, deren von Gebirgen und Trockenrissen zerfurchten Flächen der vorlagernde Atlas und eine kalte Meeresströmung an der Westküste alle Feuchtigkeit verwehren, so daß sie trocken und zum Teil wüstenhaft daliegen.

nicht mehr die Rede sein. Im Sudan aber überwiegt die auf Bodenbestellung gestützte Seßhaftigkeit schon zu sehr, und der natürliche Gegensatz gegen die öden Fluren der Sahara tritt zu augenscheinlich hervor, als daß man die Negerländer noch als orientalisch empfände.

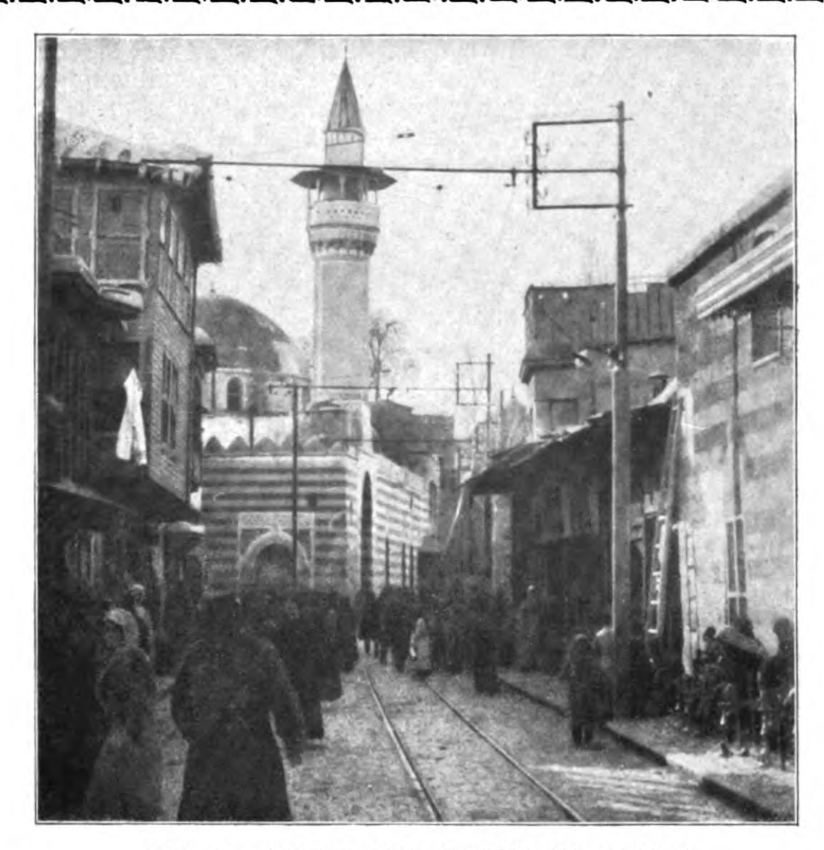
So deckt sich also der geographische Begriff Orient durchaus nicht mit dem religiösen des Islam, wenn auch immerhin dieser der augenfälligste kulturelle Ausdruck des orientalischen Grundgedankens ist. Vielmehr beschränkt er sich (man vergleiche die Karte) auf Nordafrika nördlich der saharischen Südgrenze und auf Vorderasien südlich des armenischen Nord- und des iranischen Nord- und Ostrandes.

Dieser Länderkomplex, eindreiviertelmal so groß als Europa, ist der größte Trockenraum unsers Planeten und eines der am dünnsten besiedelten Ge-

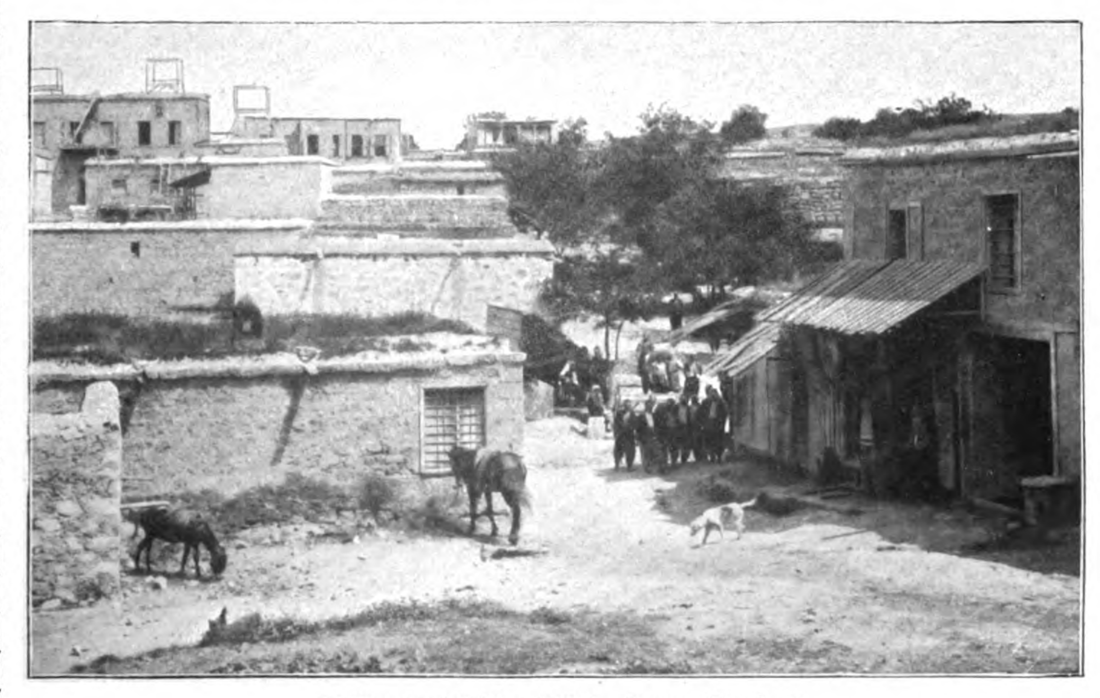
Beiden Regionen, die man als afrikanischen Orient zusammenfassen kann, steht der asiatische gegenüber, in dem sich dasselbe Gegenspiel zeigt. Die horizontal gelagerten Schollen Südwestasiens und die gefalteten Züge Nord-



Nordorientalischer Baustil



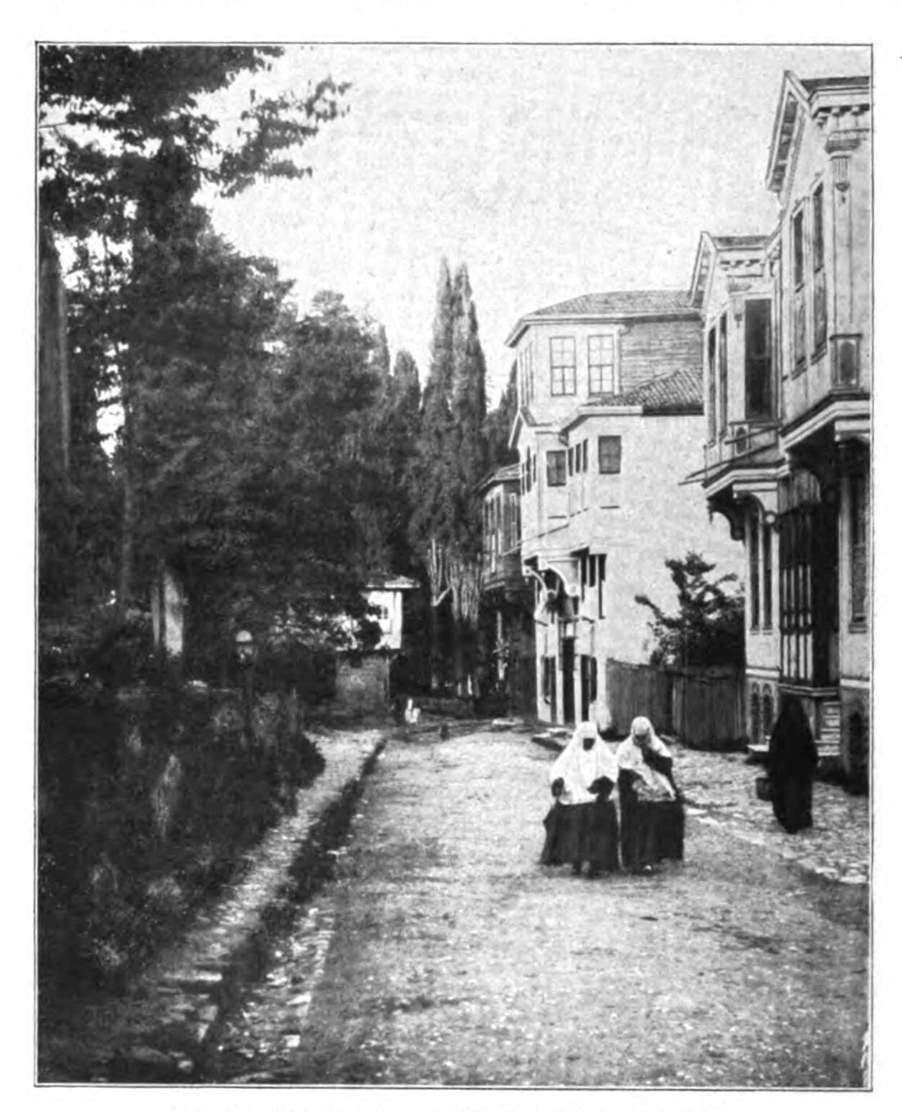
Südorientalisches Straßenbild (Damaskus)



Südorientalische Dächerform (Tarsus)

vorderasiens. Näheres Eingehen verbietet der Raum, und ich verweise auf meine 1910 erschienenen drei Bände: „Die Atlasländer", „Der arabische Orient", worin ich die Sahara und Südwestasien zusammenfaßte, und „Der arische Orient".

Ewald Banse, Braunschweig



Ismîd. Bauart des türkischen Sprachbereichs

Einst und jetzt. Von Julius Knopf

Früher wurde mancher Autor für ein großes Talent gehalten, der nur ein gutes Gedächtnis hatte — heute . . . auch.

*

Früher genoß man das Leben, heute lebt man dem Genuß.

Früher entzückte der holde Zauber echter Weiblichkeit, heute macht's der faule Zauber falscher Locken.

*

Früher hieß unverständige Frau, was sich heute unverstandene Frau nennt.

Herbstsinfonie

Ein Gedicht in Prosa von Edward Stilgebauer

Komm, setze dich zu mir, ganz nahe an meine Seite, so nahe wie damals in den ersten Tagen jener einzigen großen Liebe, ganz so wie damals! So, und nun gib mir deine Hand, die liebe, gute, weiße Hand! Wie oft strich sie mir Sorgen aus der gerunzelten Stirn! Deine Wange lehnst du an meine, ganz leise, ganz sacht, ich muß sie mehr ahnen als fühlen. Und nun sieh mich an mit den großen braunen Augen, voll und ganz siehst du mich an! Und ich versenke meinen Blick ganz in dein Auge, in dein dunkelbraunes Auge, in das abgrundtiefe, das märchensinnende, das wunderträumende! So! Dein Ohr und dein Mund müssen an meinen Lippen hangen, müssen gierig, durstig, unaufhaltsam saugen die Worte, die ich zu dir rede. Glaubst du an mich, glaubst du an mich und meine Liebe, so wie man an seine gute Gottheit, so wie man an sein Glück glaubt? Du glaubst? Gut, so will ich dir alles erzählen, ganz von dem Herzen wegreden, alles will ich dir erzählen, leise und langsam, wie es kommen wird, wie es sein muß!

Wende dein Auge von mir und blicke hinaus in die Gegend, in die weite, endlose, glückliche Gegend! Nach den waldbedeckten Hügeln blicke noch einmal, blicke noch einmal nach dem Flusse, dem taldurchschleichenden, sonngebadeten Fluß! Blicke noch einmal hinauf zu dem Himmel, dem Himmel unsres Glückes, dem Himmel unsrer Liebe! So, nach diesem lichterfüllten, wolkenlosen Himmel!

Noch ist es Sommer, Liebste, noch strahlt dieser Himmel, noch grünt der Wald auf den Hügeln, noch blühen die Rosen draußen im Garten, noch, noch! Aber wir, wir werden wandern, wandern aus diesem stillen Tale, wandern nach dem Frieden, dem lange gesuchten, dem lange entbehrten Frieden!

Dort wird der Himmel noch blauer strahlen, dort, wohin wir wandern. Heller und klarer! Kennst du sie, weißt du noch von ihnen, von den letzten schönen Tagen des Herbstes, wenn die Stare sich droben auf dem Giebeldache des Nachbarhauses sammelten und die schrägen Strahlen der Morgensonne so spät erst in unser geöffnetes Fenster fielen?

So müssen sie sein, diese Tage, die wir suchen, so heiter und klar, so still und ruhig. Nicht heiß wie die Tage des Sommers, nicht hoffnungsreich wie die Blütentage des Frühlings, heiter und klar müssen sie sein und warm wie ein Mittag im Herbste, doppelt liebevoll, weil scheidend, keine Frucht mehr reifend, abgeerntet friedlich. Still ergeben in das nahende Schicksal des Winters müssen sie glänzen, diese Tage, doppelt schön, weil sie kurz sind. Eine goldene Fülle himmlischen Lichtes muß uns entgegenflammen aus ihrem Schoße, reife Trauben müssen lebenssatt vom Geländer fallen!

Und die Wiese, die kennst du ja, die Wiese muß prangen im Glanze der Sonne, abgemäht, abgeerntet. Auf ihr stehen lila Blumen, blattlos, leise nur hingehauchte Farbe auf den Kelchen, ohne Duft, aber einschläfernd, giftig tödlich ... die müssen dort stehen nur für das Auge, nicht zu berühren, nicht zum Kranze zu winden, nicht zum Strauße zu pflücken, durch die leiseste Berührung des Fingers schon geknickt. Und dazwischen hier und da verstreut eine Sternblume als Erinnerung an den Früh-

ling, wie ein Abbild der Jugend, der dahingeflogenen, der nimmer zu findenden Jugend! Und dort ein Vergißmeinnicht am Rande des Baches, ein Zeichen, daß die Liebe alles überdauert!

Und die Bäume auf unsrer Wiese sind Erlen und Weiden, tiefgebeugte Erlen und Weiden. Sie geben keinen Schatten, sie brauchen keinen Schatten zu geben, denn die Sonne brennt nicht mehr, sie wärmt nur noch. Und am Wegrand muß eine Eiche stehen, unerschütterlich, unerschüttert, eine Eiche mit Blättern, die lange grün bleiben, mit Blättern, die den Winter überdauern, wenn sie auch schon lange dürr und braun geworden sind. Und die Apfelbäume müssen Früchte tragen, für uns gereifte, vor unsern Tagen gewachsene Früchte, große, goldene, rotwangige Früchte, völlig reif, matt und schwer, die uns der Baum, ohne daß man ihn schüttelt, allmählich in den Schoß wirft. Indessen ruhen wir Hand in Hand auf der Bank vor der Hütte, der kleine schwarze Hund sonnt sich in den letzten Strahlen der wärmenden Sonne und fängt die letzten Fliegen.

Von Zeit zu Zeit fällt ein reifer Apfel schwer ins Gras, rollt zu deinen, zu meinen Füßen. An der Hütte rankt wilder Wein, blutigrot, totgeküßt. Die Zweige der Bäume sind schon licht geworden wie eine Weihnachtstanne, die man geplündert hat. Durch sie spielt die Sonne, leuchtet auf deinem kupferfarbenen Haare, das ich mir langsam um die Finger schlinge. Drunten vom Flusse klingt's herauf zu unsrer Wiese: Sonntagsfriedensglocken, leise hergetragen von der herbstlichen Luft, von der reinen, sonnerfüllten Luft.

Und dann wandelt's plötzlich über die Wiese mit langsamem Schritt, aber unaufhörlich wandelt's, groß und schön. Es ist eine erdumfassende, in den Himmel ragende Gestalt, sie kommt sicher, ohne Einhalt, unaufhaltsam. Aber wir fürchten uns nicht, du und ich, wir fürchten uns nicht. Denn die große Gestalt kommt sanften Trittes, sie pflückt die letzten Blätter von den Ästen, wirft die letzten Äpfel ins Gras und lächelt freundlich.

Sie kommt erdumfassend, himmelhochragend. Und dann wird es Nacht. Aus der Wiese steigen Nebel und Dünste, Dunkel deckt die Flur. Aber am Himmel glänzen die Sterne aus dem Dunkel, tröstende herbstliche Sterne, sie scheinen über der Erde zu weinen, wie große goldene Tränen schimmern sie durch den Duft. Noch ist es warm, nur ein ganz leises Frösteln zieht da durch unsre Körper, und wir fassen uns fester und küssen uns. Die Gestalt ist nicht mehr zu sehen, doch scheint's, als hielte sie mit Riesenarmen die ganze Erde umfaßt. Es ist dunkel, da löst sich ein goldener Stern vom Himmel und fällt, fällt rasch, feurig durch das Weltall. Du drückst dich fester an mich, du fragst: „Mußte er fallen?“

„Er mußte.“

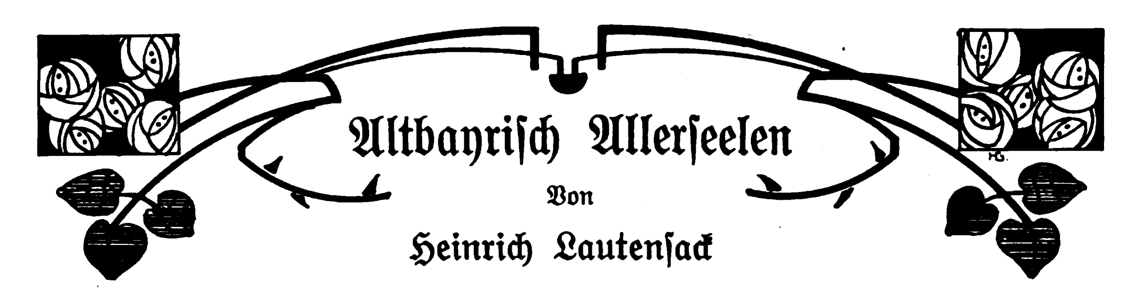
Du deutest nach dem Horizonte. Eine Wolke, eine große graue Wolke. Starren wir nach ihr, nach der gütigen, der schicksalverschleiernden, der zukunftverhüllenden Wolke! Immer fester fassest du mich, ich dich, Liebestrost, Glück in der Herbstnacht! Leiser rauschen jetzt die Winde, singen ein altes liebes Lied, ein Lied vom Frühling, ein Lied von der Jugend, und wir schlummern ein in Frieden.

Du siehst mich starr an. Zwei helle Tränen hängen in deinen braunen Augen.

„Liebster, muß es so kommen?“

„Es muß, Mädchen, ja, es muß, einmal, früher oder später muß es so kommen.“





Altbayrisch Allerseelen

Von

Heinrich Lautensack

Da sind die Gassen deiner frommen, kirchtürmereichen Stadt, die an drei Flüssen liegt, ausgeschlagen als wie mit schwarzem Tuch, so drängt sich's von Menschen, alle in Trauerkleidern. Von Kränze tragenden Menschen. Und von Grablampen tragenden Menschen.

Über die vielen Brücken der mit „Bayrisch-Venedig" angeredeten Stadt — da sind die Hände keines trauernden Menschen heut leer, da sind die Hände jedes Menschen heut schwer: von Kränzen aus Immergrün und Immortellen; von künstlichen Kränzen aus wie mit rotem Wein und braunem Blut bestrichenem, nachgemachtem Laub; von Grablampen und -ampeln, hinter deren dunkelblauen und dunkelroten Fenstern, die alle mit einem „eingelegten" Kreuz bemalt sind, schon das Seelenlicht angezündet scheint. Und breit gerahmte Bildnisse von teuren Verblichenen siehst du hinüberschaffen zum Friedhof, „Brustbilder", nach einer kleinen Kabinettphotographie bis zu dreiviertel „Lebensgröße" vergrößert; und zärtlich geglättete Kopfkissen aus weißem Atlas oder schwarzem Samt siehst du tragen, Kissen, darauf — auf dem Grabhügel — die „Seele" schlummern soll heut, so leicht, ohne nur so viel von den Daunen „einzudrücken", als etwa ein Wind eindrückt ...

Und welche (von den Reichen) lassen von ihren Dienern und Dienerinnen gar Dreifüße hinüberschleppen zur ausgemauerten Familiengruft, bronzene Dreifüße, daß aus den seichten Schalen sehr magische, sehr mystische Feuer sollen lodern an diesem Tag, der allen Seelen gehört...

Aber selbst die Hände der Ärmsten der Armen sind nicht leer heut. Viel bunt gehaltene papierene Blumen an drähternem Stiel, ein Kruzifix zwischen zwei brennenden Leuchtern aus blauem Glas, zwei winzig kleine kniende Engel aus weißem Porzellan oder ein Heiligenbild: so viel bringt selbst der Unbegütertste noch auf — ein bißchen Wachslichterglanz und ein bißchen pietätvolle Zier ... Wobei die arme Witwe von ihren vier unmündigen Kindern die zwei ältesten dann strenge anhält, ja auf das abtropfende Wachs zu achten und dieses (solang es noch warm ist) zu Kugeln zu kneten, damit man ein Jahr lang wieder für das viele Nähgarn — probatum est! — etwas zum „Einwächsen" hat!

*

Oh, und was sind die Hände alle heut weiß — die Hände wie die Stirnen, die beide tief herab zu Grabhügeln sich senken wollen an diesem Tag! Denn heute ist euer Geschäft, ihr Stirnen, dieser Erde sehr nahe zu sein — heute gilt euer Tagewerk, ihr Hände, dieses Land, das eure Toten düngen, mit der Aussaat der Trauer zu bestellen. Als wie von unsichtbaren schwarzen Floren um Hände und Stirnen scheint die Weiße der Haut noch erhöht — und als wie schon präpariert scheint die Blässe: dem Goldlicht der Kerzen, das tief aus der Erde, das wie aus dem Herzen des Toten selbst gleich einer schwankenden Blume aufbrechen will, als silberner Spiegel zu dienen.

Und vieler Augen scheinen dir, der du auf der Brücke stehst überm Inn (welcher sonst so Ungebärdige heut aber gar nicht so sehr rauschen will!) — vieler Augen scheinen dir umränderter als sonst.

Und die Fältchen um die Augen aller sind so schrundig wie ein Fels, und aus manchen Schrunden gleißt's wie Rinnsale eines Sturzbachs, der um diese Stunde grad ein wenig verruht — um in der kommenden um so rauschender sich herabzustürzen, in reißenden Bächen die Hänge netzend, die die Wangen sind.

*

Als ob die braune Hand des Herbstes die letzten vergilbten Blätter der Ka-

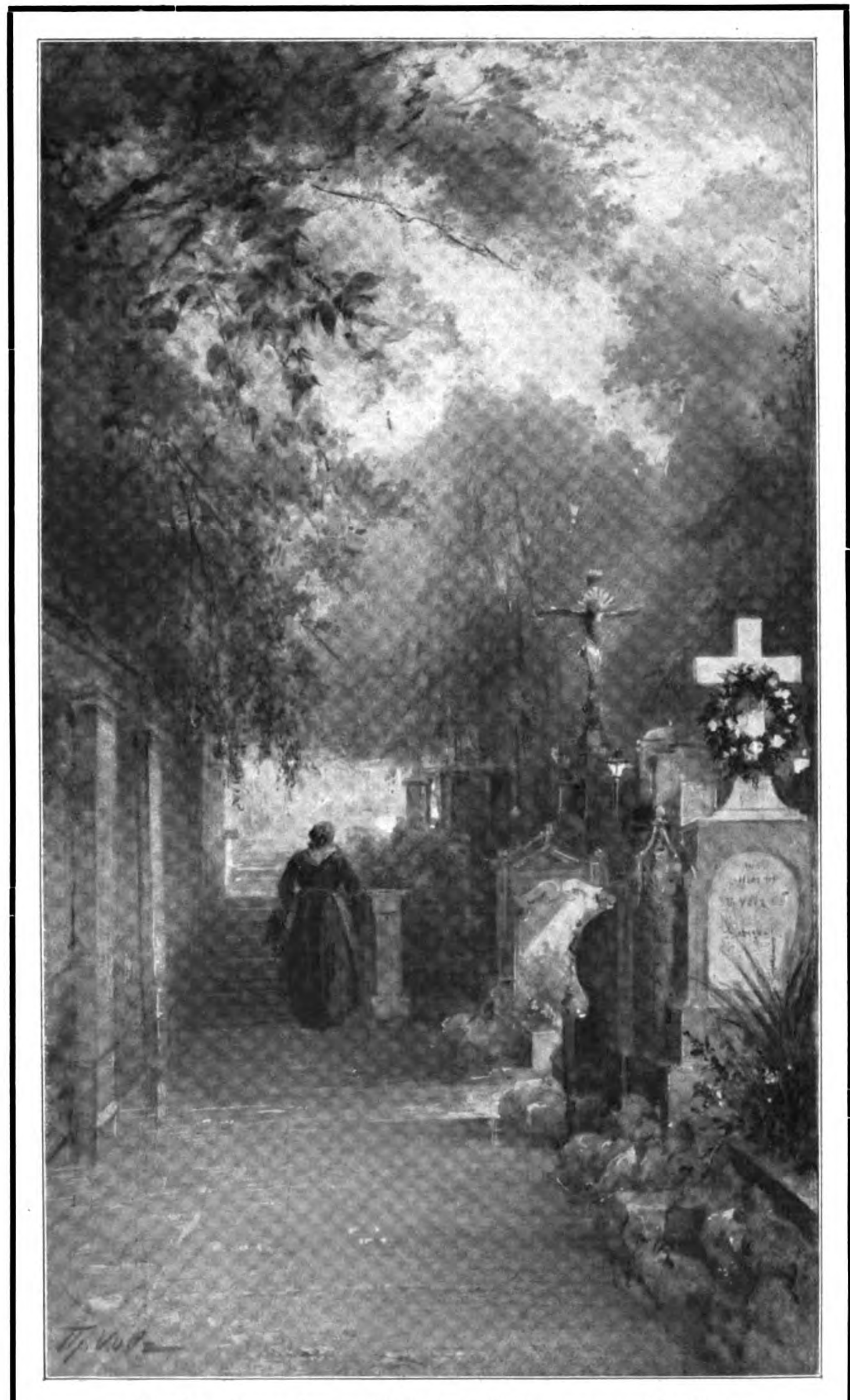
stanie aufgespart hätte bis auf diesen Tag, streut er sie als raschelnden Teppich unter die Füße hin der Prozession. Hoch im gotisch hohen Raum dieses Spätherbsthimmels schwirren Glockentöne, ein wenig verirrt schier herüber von der Stadt. Und um die Mauern des Friedhofs wogt ein niedriger Lärm, ein jahrmarkthafter: die Spatzen sind's, die einander überschreien ... ein schriller, zischender Grabgesang. Und als wie der Brummbaß zu diesem Liede, das sonst nicht halb so sehr zerreißend wäre, fegen die Züge der Kaiserin-Maria-Theresia-Bahn über den gelben Fluß, nach Österreich ...

Wie du durchs Portal hereingehst, vermeinst du allen Lärm draußen gelassen zu haben in der Welt, so abrupte Stille ist hier. Als ob ungeheure Teppiche dies Herinnen steil verhängt hätten vor allem Draußen, so hellhörig in deinen Ohren ist dir. Vom Himmel hoch oben fällt zwischen den Teppichwänden das Licht ein — von unten aus der Erde steht ihm ein andres, goldeneres, wärmeres entgegen, ein wärmeres, als wie an der Schlafwärme der Toten gewärmt, ein blühenderes, das wie gelbe Blumen ist, und aus jedem der gelben Kelche flackern schwarze Staubfäden. Kerzen, Kerzen, Kerzen und Kerzenschein ... süß nach Wachs riecht's hier ... und ein frommes Spiegeln der Seelenlichter in den polierten Postamenten alles Grabmarmors und feinen Granits hebt an ... und süß nach Kränzen riecht's hier ... du watest bis zu den Knien in heiligem Licht!

Und hinter jedem Grabstein und hinter jedem stirnhohen Kreuz stehen Menschen. Etwas von jenem Irrgarten, der hinter Zeltwänden mittels trügerischen Spiegeln auf der alljährlichen Maidult gestellt wird, hat das Bild jetzt: hinter jedem Kreuz hervor und hinter jedem Stein hervor treten Menschen. In solcher Zahl, in solchem Schmerz, in solchem Gewirr und solchem Wirbel und Tanz, daß es „rundum mit dir geht", wie man hierzuland sagt, daß alles sich dir vor den Augen dreht ... Und hinter Lichtern hervor starren dich die Bildnisse an, die du über die Brücke heut hast tragen gesehen — die Bildnisse von dem und jenem — und all sie, die sich hier abbilden auf ihrem Grab, hast du im Leben gekannt ... (sie sind ja an deiner Tür vorbeigegangen, jeder noch um seine gewisse Stunde, da sie schon sehr krank waren: der eine in die Kirche, der andre zum Doktor, der dritte von der Kirche und vom Doktor immer noch in sein geliebtes Wittelsbacher „Café"!) ... und unter ihren Grablampen und -ampeln auf den schwarzen Samt- oder weißen Atlaskissen ruhen unsichtbar ihre Leidensköpfe aus — wie dir dünkt: ein wenig schier mit geöffnetem Mund — und wie um ihre im Tod eingesunkene Brust flaggen die Schleifen, die so weiß herscheinen, mit den Schriften darauf: „Dem Gatten", „Dem Vater" — und aber weißer noch und stolzer gar flaggen jene Ehrenschleifen wie: „Gestiftet von der kgl. bayr. privileg. Feuerschützengesellschaft Passau". Diese ganze Stadt ist heute mehr denn je eine einzige große Familie, denn eins streift mit den Schultern die Schultern des andern heut, so sehr nahe einander rückt Leid, so dicht aufeinander liegen sie da, die toten Töchter und Söhne der Stadt!

Und kaum, daß du dir — ein wenig rücksichtslos fast — den Weg zum Grabe bahnen mußtest, das dein Verstorbenes birgt, da öffnen sich alle dichtestbestandenen Wege wie auf eine Zauberformel: Priester im Ornat kommen geschritten, ein wenig eilig schier geschritten, geweihtes Wasser mit riesigen Weihwasserwedeln ausstreuend über die jüngst aufgeworfenen wie über die alten Gräber, die Erde wird neu eingesegnet wie alle Jahre an diesem Tag.

Und ein wenig besinnungslos ist deine eigne Trauer, so sehr aus dem tiefsten aufgerührt ward sie vom Leid aller andern. Statt zu differenziertem Gedenken der Lebenstage deines Toten so recht zu kommen, flüchtet deine Trauer lieber in stille Vaterunser und Ave-Marias. — Du hast nur das eine dumpfe Gefühl: du willst hierbleiben und gar nicht wieder weggehen, wie es östlichere Brüder von dir haben mögen, im großen Rußland drüben, nordöstlicher von hier: die Tische und Gedecke und Bestecke mitbringen aufs Grab und den Samowar, die da essen und trinken über dem Hügel, aus dem gleichen, nur dumpf erahnten Gefühl: hier bleiben bei dir da unten und gar nicht wieder weggehen! ...



Totensonntag Nach einer Zeichnung von Th. Volz

Und du erinnerst dich: wie du als Kind einen schön geflochtenen „Seelenwecken" aus Eierteig von deinem Paten geschenkt bekamst an diesem Tag und ja jedes Krümchen davon aufessen mußtest, sonst hättest du ja die eine arme Seel' nicht errettet, die du mit dem Völlig-Garessen kraft der Legende retten konntest...

Und nun geht's an ein Gräberbesuchen, um zu sehen, ob der andern Hügel ebenfalls „schön" dekoriert sind. Um andern Hinterbliebenen ein wenig Trost zu überbringen und ... sich selber ein wenig Trost zu holen aus andrer Leid.

*

Da bricht's mit einem Mal wie Heulen ein in diese Stille: eine ganze große Familie kommt an bei einem Grab, das sich erst gestern, als am Allerheiligentage, überdeckte ... melodisches Weinen von Frauen ... kurze, abgerissene Schluchzer von Männern ... Wimmern von Kinderstimmen ... So ein frischer einzelner Jammer ist allemal egoistisch genug, den stummen Schmerz aller, das beruhigte Leid einer ganzen Gemeinde laut zu überklagen ... da pflanzt sich ein Weinen durch alle Reihen ... bis vors Portal des Friedhofs.

*

Abend fällt ein. Rückkehr vom Friedhof. Die Wohnungen erleuchten sich. Die Wirtshäuser füllen sich von Einheimischen wie von Zugereisten zu diesem „Fest". Am hellsten erleuchtet vor seinen Türen aber und in seinem Innern angefüllt bis auf den letzten Platz ist heute ein Haus – „außer Abonnement" — das Stadttheater, darinnen wie alle Jahre das Rühr-, Schauer- und Trauerstück gegeben wird: „Der Müller und sein Kind" ...

Frieden

Von Karlernst Knatz

Die große Leidenschaft, die du getragen,
Sie hebt und reinigt dich, drum klage nicht,
Daß sie ein Stück der Seele dir zerschlagen,
Daß deine Jugend drin zusammenbricht.

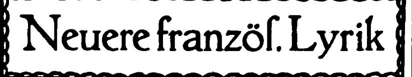
Dem Marmor gleich auf starren Sarkophagen
Ruht nun Vergangnes, weil Vergessen Pflicht.
Dein großes Leid kann nicht die Zeit zernagen,
Dein leichtes Leben trägt nun ein Gewicht,

Ein heiliges. In diesem Mausoleum,
Das der Erinnerung Süßestes umfaßt,
Sing „De profundis", sing auch dein „Te Deum",
Wenn neues Glück und Leid bei dir zu Gast.

Und du, dem jeder Gott schon längst gestorben,
Hast deiner Andacht Tempel dir erworben.

Staatssekretär A. von Kiderlen-Waechter

Nach einer künstlerischen Photographie von Alice Matzdorff



VOLLMOND

Von PAUL VERLAINE

Im Mondenſcheine
Erglänzt die Nacht,
Und tief im Haine
Ein Hauch erwacht
Und flüſtert Grüße . . .
Du Holde, Süße!

Es blinkt der Weiher,
Sein Grund enthüllt
Im Trauerſchleier
Der Weide Bild.
Es ſeufzt in Bäumen . . .
Komm, laß uns träumen!

Ein friedlich Schweigen
Umfängt die Welt,
Und Englein ſteigen
Vom Himmelszelt,
Mondſcheinumſponnen . . .
O Zeit der Wonnen!

JUNGE MÄDCHEN IN DER DÄMMERSTUNDE

Von ALBERT SAMAIN

— Naïs, ich ſeh' nicht mehr die Spangen gleißen . . .
— Lydia, ich ſeh' nicht mehr den Schwan, den weißen . . .

— Naïs, o hör das ſüße Hirtenlied!
— Fühl', Lydia, welch ein Duft die Luft durchzieht!

— Warum, Naïs, wird mir das Herz ſo ſchwer,
Wenn ich die Sonne ſinken ſeh' ins Meer?

— Warum mag, Lydia, mir das Herz ſo ſchlagen,
Hör' ich am Weinberg rollen heim die Wagen?

So klagen in der ſchwülen Abendzeit
Die fünfzehnjähr'gen Mägdlein ſich ihr Leid.

Weit über Park und Au entrückt ihr Sehnen,
Und aus den Augen tropfen leiſe Tränen.

Merklos entringelt ſich ihr Lockenbund,
Und unter Schluchzen preßt ſich Mund an Mund.

Deutſch von Sigmar Mehring



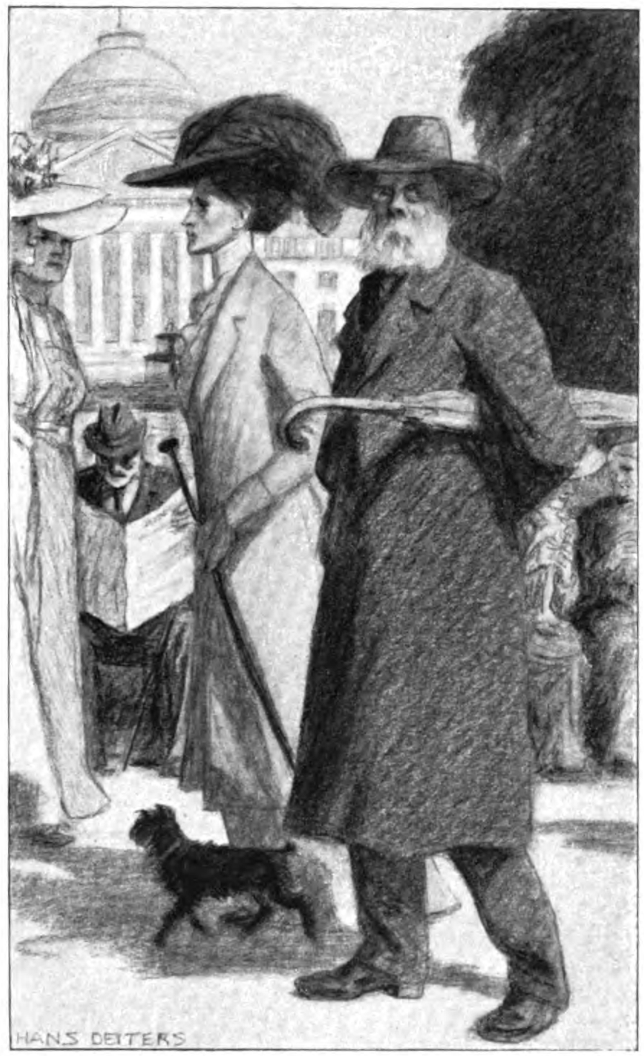
Quäkerversammlung

Nach einem Gemälde von Frank Craig

Leonore Niessen-Deiters: Die unordentlich verheiratete Familie

VIII

Tante Klothildens Brunnenbekanntschaft



Hans Deiters fec.

Was — glauben Sie wohl — verursacht so die ganz zähen, dauerhaften und gründlichen Abneigungen?

Ich habe eine ziemliche Anzahl von Leuten gefragt und auch eine ganze Reihe von Ansichten gehört; beispielsweise: Wenn einer den andern böswillig betrügt, bewuchert oder rezensiert. Wenn ein Mensch dem andern die Frau verführt — den Mann im Duell erschießt — die Söhne finanziell ruiniert. Oder wenn er ihm die Braut ausspannt oder ihn mit faulen Aktien hereinlegt. Oder wenn er als Vordermann ein biblisches Alter erreicht.

Aber ich selber neige doch mehr zu der Ansicht, daß die allerzähesten Abneigungen viel geräusch- und anspruchsloser entstehen und mit Kränkungen von außen her nicht

das mindeste zu tun haben. — Ich glaube bestimmt, daß die wirklich unheilbaren Abneigungen lediglich gewissermaßen auf dem eignen Miste wachsen.

Denn — zum Beispiel — warum hätte sonst meine Tante Klothilde (Benthien, geborene Schmöck) einen so nachdrücklichen Haß auf den guten Felix Schmöck, den Sprachprofessor, haben können? Er war der notorisch uranständigste Mensch unter der Sonne, und er hat ihr nie, aber auch nie das allermindeste zuleide getan. Er hat sie bloß einmal in Wiesbaden besucht — aber auch das nur aus Artigkeit, weil er ihren Namen in der Kurliste gesehen hatte und weil er wußte, daß Klothilde immer einen außerordentlichen Wert auf gesellschaftliche Formen gelegt hat.

Klothilde hatte damals gerade das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht: in dem außerordentlich vornehmen Hotel, in dem sie wohnte (Klothilde wohnt stets nur in außerordentlich vornehmen Hotels), war auch eine Durchlaucht abgestiegen, eine Prinzessin von Geblüt, und dieser Durchlaucht war Klothilde en passant vorgestellt worden. Vielleicht legte sie aus diesem Grunde momentan weniger Wert auf Verwandtenbesuche — jedenfalls machte sie ein wenig erfreutes Gesicht, als man ihr Felix' Karte brachte, sondern setzte nach kurzem Überlegen ihren Hut auf, zog ihren Mantel an und begab sich in den Lift mit der Miene eines Menschen, der entschlossen ist, Distanz zu wahren.

Sie hätte annehmen dürfen, daß Felix sich ins Parlour begeben hätte. (Ich bitte, die Fremdwörter stehenzulassen, denn ich rede wirklich von einem first-class-hotel.) Aber Felix stand statt dessen im Entree — (ein feiner Mann steht nicht im Entree) — und bewunderte dessen außerordentlich vornehme Einrichtung mit der ganzen Gründlichkeit seines Berufes. Weswegen ihn der außerordentlich vornehme Portier verächtlich von der Seite besah — (ein feiner Mann sieht sich auch nichts an) — und während die grünbeschürzten Hausdiener ihn anstaunten wie ein Fabeltier. Es muß hier in Parenthese bemerkt werden: Onkel Felix selber hielt sich zwar eher für einen Elegant, weil er stets nur die durabelsten Stoffe trug, ausschließlich seidene Taschentücher benutzte und sich seine Hüte und Schirme eigens bauen ließ, seit die ihm vertrauten Arten ausgestorben sind. Aber da er sich unentwegt an die Kleiderordnung hielt, die ihm in seiner seligen Fuchsenzeit als couleurfähig bezeichnet worden ist — nur mit einigen Abweichungen im Punkte des Bequemen und Zweckmäßigen — und da seine seidenen Taschentücher die Größe kleiner Laken und die Farbe des Sonnenaufgangs zu haben pflegten, muß zugegeben werden, daß er im Rahmen eines so peinlich up to date gehaltenen Entrees einigermaßen eigenartig wirkte. Klothilde, die ihrerseits mit der korrekten Dezenz einer Regentin inkognito dem Lift entstieg, warf ihm zunächst einen entsetzten Blick zu, und dann sagte sie sehr kühl „Guten Tag" — s e h r kühl und mit einer entschiedenen Note des Abstandnehmens.

„Ah, guten Tag, liebe Base!" rief Felix dagegen herzlich mit seiner nachdrücklichen und durchdringenden Kathederstimme. — „Baa—ase — Beaase — Baoaase —" sagt er noch einmal für sich, denn Felix feilte immer an seiner Aussprache herum, im Interesse der von ihm vorgetragenen fremden Sprachen und ihrer Dialekte.

Der Liftboy fand das äußerst spaßhaft. Er verbarg zwar sein Lachen wohlerzogen hinter einem kleinen Husten, aber Klothilde bemerkte es nichtsdestotrotz und sah sich irritiert um, ob etwa Bekannte in der Nähe wären.

„Es tut mir sehr leid, aber wie du siehst, war ich gerade im Begriff auszugehen!" bemerkte sie, noch einige Grade kühler, und zog die Augenbrauen bis an die Haarwurzeln.

„Oh, lasse dich ja nicht stören; dann werde ich dich einfach ein Stückchen begleiten!" sagte Felix freundlich.

Das war nicht ganz das, was Klothilde bezweckte. „Derangiere dich nicht — du hast vielleicht einen ganz andern Weg!" bemerkte sie einigermaßen hastig. Aber

Felix, der sich einmal vorgenommen hatte, galant zu sein, stellte demgegenüber höflich fest, daß er ja ohnedies die Absicht gehabt hätte, ihr diese halbe Stunde zu widmen, und drehte sich ohne weiteres um: „He, Sie da, geben Sie mir gefälligst meinen Schirm zurück!"

Der vornehme Portier (perfect gentleman von einem Portier) zog sich vor dieser naiven Zumutung in ein würdevolles Schweigen zurück, während einer der Grünbeschürzten sich in die Garderobe begab mit einer Heiterkeit der Mienen, die Klothilde einigermaßen beunruhigte. Sie bemühte sich deshalb, so hochfahrend wie möglich auszusehen, während Felix sich noch einmal bedächtig umsah und dann anerkennend feststellte: „Du bist aber äußerst nobel hier untergebracht!"

Klothilde hustete. — Sie sah über die Palmenarrangements weg, als ob sie gar nicht da wären.

„Du — bist nicht hier abgestiegen?" bemerkte sie eisig.

„O Gott bewahre! Ich habe ein ganz bescheidenes Quartier in der inneren Stadt! — Aha, danke, mein Lieber."

Der noble Portier machte bei dem Worte „bescheidenes Quartier" ein so verächtliches Gesicht, daß Klothilde sich auf die Lippen biß und wider Willen errötete. (Herrgott, so ein Portier ist eben die Seele eines Hotels, und man wird schließlich nach seinem Verkehr beurteilt!) Sie errötete noch stärker, als sie bemerkte, wie die sämtlichen grünen Schürzen sich heimlich über Felix' Regenschirm freuten, ein wahres Mastodon von einem grauen Entoutcas, das ungerollterweise oben mit einem Gummi zugebunden war. Sein Besitzer nahm es unter den Arm wie ein Bündel schmutziger Wäsche und öffnete die Glastür. „Gehen wir also!" sagte er, als ob sich das von selbst verstände.

Für Klothilde verstand es sich gar nicht von selbst. — Im Gegenteil. Aber sie hatte genug von diesem Tete-a-tete vor versammeltem Personal. Vielleicht hoffte sie auch, ihren lieben Verwandten draußen schneller los zu werden. Sie rauschte also auf die Straße, ohne indes auf Felix höfliche Anfrage nach dem Ergehen ihrer Familie Antwort zu geben.

Draußen vor der Tür saß ein kleiner Hund, ein sogenanntes Schnauzerl. Es saß gravitätisch still und hätte gewiß noch drei Stunden artig und brav gewartet, aber als er seinen Herrn, nämlich den Professor, herauskommen sah, freute er sich natürlich.

„Pfui, welch abscheuliches Tier!" rief Klothilde entsetzt (fest entschlossen, sich auf irgendeine Weise mit dem Professor zu erzürnen). „Das ist doch nicht etwa dein Hund?"

„Mein kleiner Jack ist aber ganz artig!" sagte der Professor versöhnlich.

„Mein Gott, wie kann man nur mit einem Hunde reisen! — Mir ist es schon unerträglich, wenn ein Hund neben mir hergeht!" bemerkte Klothilde nicht ohne ziemlich deutliche Absichtlichkeit. Aber Felix, der ein ungemein sachlicher Mensch war, nahm diese Bemerkung rein sachlich, ohne etwaige Hintergedanken zu vermuten.

„Das ist aber sehr verkehrt, liebe Base," fing er dozierend an, ohne seine gewohnte Tonstärke zu dämpfen. „Und außerdem bin ich überzeugt, daß es nur ein unbegründetes Vorurteil ist. Du kannst keinen angenehmeren Begleiter haben als gerade einen Hund — oh! Galt der Gruß vielleicht uns?"

„Allerdings," sagte Klothilde kurz und kniff die Lippen ein. (Mußten denn auch noch ausgerechnet gerade jetzt Bekannte daherkommen!)

„Nimm es mir nicht übel, aber Hunde machen mich tatsächlich einfach nervös!" kam sie gereizt und mit noch unterstrichenerer Deutlichkeit auf ihre angebliche Antipathie zurück.

„Aber warum sollte ich dir das denn übelnehmen?" (Felix, der durchaus keine

unfreundlichen Absichten von ihrer Seite voraussetzte, blieb streng bei der Sache.) „Ich finde es nur unrichtig. Ich zum Beispiel kann mich von meinem kleinen Jack gar nicht trennen. Ich sage dir, das Tierchen hat Charakter, hat Verstand —“

„Sage doch gleich, es ist ein Mensch!“ sagte Klothilde sehr ärgerlich, denn der Hund an sich war ihr doch wahrhaftig gleichgültig.

„Damit würde ich dem Hunde wohl kaum ein Kompliment machen!“ (Der Professor seinerseits kam in sein Fahrwasser.) „Gerade die unsympathischsten Eigenschaften des Menschen gehen dem Hunde durchaus ab. — Mein kleiner Jack zum Beispiel — Jaaak — Jeak — Jaa—ack —“

„Mein Gott! So schreie doch wenigstens nicht so!“ sagte Klothilde und fing langsam an zu fiebern, denn sie sah in einiger Entfernung schon wieder einen Bekannten auftauchen.

„Oh, entschuldige! — Du mußt wissen, ich beschäftige mich neuerdings mit den nordischen Sprachen und übe gerade die nordische Aussprache des Buchstabens A. Das A ist nämlich ein ganz verflixter Bursche. A — Aoa — Aoo ein ganz verflixter Bursche! — Oh, du scheinst aber viele Leute hier zu kennen?“

Klothilde, dunkelrot, warf ihm einen Zornesblick zu. War denn ihr ganzes Hotel auf den Beinen, um sie mit diesem unmöglichen alten Mann spazierengehen zu sehen?

„Übrigens,“ sagte sie mit schwankender Stimme, „übrigens habe ich mich ins Kurhaus verabredet. Dahinein werden wir deinen Hund aber tatsächlich nicht mitnehmen können. Wenn du dich also so ungern von ihm trennst —?“

„Nun, ich kann dich ja bis ans Kurhaus geleiten,“ sagte Felix arglos. „Ich möchte selbstverständlich nicht deine Dispositionen stören. Sonst, was den Hund angeht: mein kleiner Jack ist so gewohnt, mitzukommen, daß er sich gewiß durchaus verständig betragen würde!“

„Du würdest deinen kleinen Jack wohl bis in den Himmel mitnehmen!“ platzte es Klothilde heraus, sehr gegen ihre sonstigen korrekten Gewohnheiten. Aber diese liebenswürdige Begriffsstutzigkeit raubte ihr allmählich die Fassung. Felix dagegen, der noch immer der Ansicht war, daß man sich lediglich freundschaftlich über Hunde unterhielte, Felix bemerkte nachdenklich: „Das habe ich schon einmal mit einer Dame erörtert. — Eigentlich: warum sollen Hunde nicht in den Himmel kommen? Ich sehe durchaus keinen stichhaltigen Gegengrund. — Höchstens, daß man vorher feststellen müßte, ob es überhaupt ein so großes Vergnügen ist, in den Himmel zu kommen. Ich für meine Person inkliniere zum Beispiel, glaube ich, mehr für die Hölle. Ich liebe die Wärme, und in der Hölle ist jedenfalls gut geheizt. Wohingegen ich noch bezweifle, ob mir das Herumflattern in einem ausgedehnten und womöglich zugigen Raum auf die Dauer Freude machen würde.“

„Ich habe meine Bemerkung jedenfalls nicht gemacht, um dich zu veranlassen, dich über die ernstesten und heiligsten Dinge lustig zu machen!“ sagte Klothilde wütend und mit puritanischem Ernste.

„Aber ich bitte dich!“ (Felix hatte einen ganz kleinwinzigen Schalk in seinem linken Auge.) „Man muß doch immer bemüht sein, sich klare Vorstellungen zu machen! — Einen Teufel zum Beispiel kann ich mir auch ganz gut denken: den behaarten Schwanz haben auch die Affen, und selbst die Hörner sind an sich etwas Organisches. So ein Engel dagegen, dem die Flügel rücksichtslos aus dem glatten Schulterblatt hervorsprießen, ist doch eigentlich eine anatomische — äh! Grüßtest du da schon wieder?“

Klothilde gab keine Antwort mehr. Diesmal waren es zwei Rheinländerinnen, auch aus ihrem Hotel — Frau und Tochter eines bekannten Großindustriellen, die sie schon unter normalen Verhältnissen etwas fürchtete, weil sie immer lachten, ohne daß Klothilde wußte warum. (Kein unangenehmeres Gefühl für einen kor-

rekten Menschen, als wenn andre lachen, und man weiß nicht warum!) Die Tochter sah Felix an, sah Klothilde an und lachte schon wieder übers ganze Gesicht.

„Eine reizende junge Dame!" konstatierte Felix anerkennend und blieb stehen, so daß der Graue unter seinem Arm die Passage versperrte wie ein Schlagbaum.

Der „reizenden jungen Dame" machte das schon wieder Spaß. Klothilden dagegen weniger.

„Wenn du vielleicht beabsichtigst, ein Verkehrshindernis zu bilden?" fing sie schneidend an, brach aber im selben Augenblick ab und erstarrte wie Lots Weib: drüben, von der andern Seite des Platzes her, kam die Durchlaucht, die leibhaftige Durchlaucht, die Prinzeß!

Das war zu viel. Klothilde fühlte, sie würde lieber sterben, als der ersten Prinzeß ihres Bekanntenkreises in dieser Gesellschaft begegnen.

„Eine hübsche junge Dame," sagte Felix noch einmal und setzte sich wieder in Bewegung, um seine Himmelstheorien weiter zu spinnen. Aber in diesem Augenblick blieb Klothilde ihrerseits entschlossen stehen.

„Ich muß dich nun leider doch bitten, allein weiterzugehen," sagte sie hastig. „Ich muß noch einmal zum Hotel zurück, ich — ich habe mein Taschentuch vergessen!"

„Darf ich dir vielleicht eins der meinigen anbieten?" sagte der sachliche Felix, griff in die hintere Rocktasche und erwischte eines seiner kleinen Laken beim Zipfel, so daß es aufflammte wie eine gelbrote Flagge. Aber seine Base, anstatt sein freundliches Anerbieten anzunehmen, murmelte nur noch etwas von „Adieu" und „Gute Reise" und ließ ihn dann einfach mitten auf der Straße stehen. Felix sah ihr eine Weile verblüfft nach, denn er verstand ihr Betragen natürlich durchaus nicht; aber da er es auch nicht ergründen konnte, faltete er sein verschmähtes Tuch mit der Ruhe des Philosophen wieder fein säuberlich zusammen, legte in Gedanken seinen Besuch mit dem Vermerk: „Aus unbekannten Gründen gescheitert" zu den Akten und ging mit dem artigen Jack allein weiter, wobei er sehr bald wieder völlig in seine Sprachen und Vokale versank.

Klothilde dagegen kam ziemlich aufgelöst in ihr Hotel zurück, wo sie zunächst zwei Pulver und ein Glas Eislimonade zu sich nahm. — Nachdem sie auf diese Weise ihre aufgeregten Nerven beruhigt hatte, malte sie sich eine Zeitlang aus, welches wohl die furchtbaren Folgen gewesen sein würden, wenn sie die Durchlaucht nicht noch rechtzeitig bemerkt hätte. Und hierauf schließlich kleidete sie sich mit großer Sorgfalt zum Diner um und begab sich sodann in die Halle, erstens in dem beruhigenden Bewußtsein, nunmehr wieder in ihrer exklusiven Welt allein zu sein, und zweitens, weil die Prinzeß ebenfalls vor dem Diner in der Halle zu sitzen pflegte.

Sie kam ein wenig zu früh; ihre Durchlaucht war noch nicht da. Dagegen saßen die beiden Rheinländerinnen an einem kleinen Tisch und lasen Zeitungen. Gerade diese beiden hätte Klothilde in diesem Augenblick vielleicht lieber nicht gesehen, denn sie hatte wenig Lust, noch einmal an die Aufregungen des Morgens erinnert zu werden. Aber die lustige junge Dame hatte es anders beschlossen: sie kam zu ihr herüber und fragte munter:

„Nun, gnädige Frau, wo haben Sie denn den netten alten Herrn gelassen?"

„Welchen alten Herrn?" sagte Klothilde so gleichgültig wie möglich und griff nach einem Journal.

„Na, mit dem wir Sie heute morgen sahen. — Wer war denn das? Ein Verwandter von Ihnen?"

„Ach so!" Klothilde blätterte nachlässig in irgendeinem Heft, innerlich fest entschlossen, den guten Felix einfach zu verleugnen. (Oder sollte sie etwa sagen: „Jawohl, liebes Fräulein, dieses Unikum ist ein Vetter von mir!") „Ach soo! — Na—ein! Irgendeine ganz zufällige Brunnenbekanntschaft! — Gehen Sie und Ihre Frau Mutter heute nachmittag zum Neroberg?"

Aber sie kam nicht dazu, auf die Antwort zu warten, denn in diesem Augenblick trat die Durchlaucht ein. Klothilde ließ vor freudigem Schreck fast das Journal fallen: die Durchlaucht kam geradeswegs auf sie zu!

Sekundiert von der kleinen Rheinländerin versank sie in eine so tiefe Verbeugung, daß sie noch nicht ganz damit fertig war, als die Prinzeß liebenswürdig sagte: „Ach bitte, gnädige Frau, ich muß Sie etwas fragen. Ich kann mich auf die Entfernung getäuscht haben: aber sprachen Sie nicht heute morgen in den Anlagen mit einem alten Herrn?"

Klothilde hatte das Gefühl, als ob sie in einen tiefen Abgrund versänke. Sie wußte tatsächlich nicht, was sie darauf sagen sollte.

„Was für einen alten Herrn meinen Durchlaucht?" stammelte sie, in dem lähmenden Bewußtsein, unter allen Umständen etwas Törichtes zu sagen.

„Nun, ein alter Herr mit einem kleinen Hund, einem großen Regenschirm, einem roten Taschentuch und einem braunen Strohhut!" sagte die Durchlaucht und lachte.

„Ihre Brunnenbekanntschaft!" rief die vorwitzige kleine Rheinländerin. — Und dann wurde sie rot (denn die liebenswürdige Durchlaucht war der einzige Mensch, vor dem sie Respekt hatte), und sie sagte erklärend: „Ich habe nämlich auch schon danach gefragt, ich fand, er sah so originell aus; aber die gnädige Frau kennt ihn leider selber nicht genauer."

„Nicht? — Oh, das ist aber schade!" sagte die Prinzeß und war sichtlich enttäuscht. „Ich hoffte schon, Sie würden ihn mir vielleicht vorstellen können. Ich glaube nämlich an seinen Attributen einen Gelehrten zu erkennen, mit dem mein Mann vor zwei Jahren in Ägypten zusammengetroffen ist und der ihm damals ungemein dienlich war wegen seiner fabelhaften Sprachkenntnisse — ein Original mit einem ganz fabelhaften Wissen! — Aber wenn Sie ihn selber nicht näher kennen, kann ich Sie natürlich nicht bemühen! — Guten Morgen, gnädige Frau — guten Morgen, liebes Fräulein!

Und damit ging die Prinzeß weiter, während Klothilde genötigt war, sich noch vor dem Diner mit Gallenbeschwerden auf ihr Zimmer zurückzuziehen.

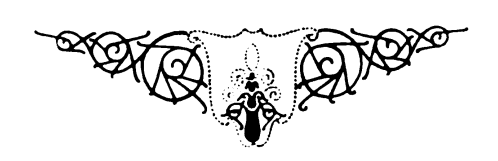
Drei Tage lang blieb sie zu Bett.

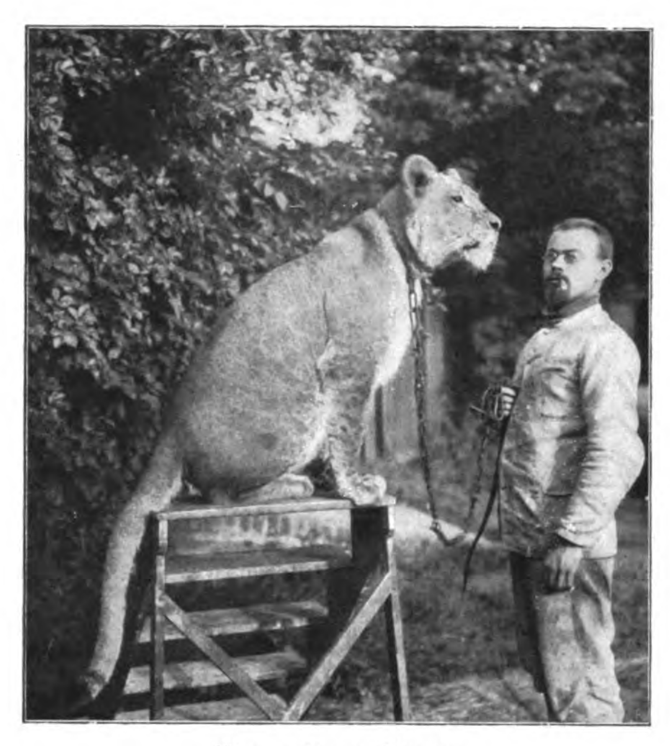
Und als sie am vierten wieder in die Halle kam, saß dort die Durchlaucht mit Felix, auf den sie einredete, als wenn er ein Duzfreund von ihr wäre. Jack war auch dabei. Er saß auf einem Stuhl und ließ sich von der kleinen Rheinländerin mit Zucker füttern. Felix aber, der ein viel zu objektiver Mensch war, um seiner Base ihr wenig gastliches Benehmen nachzutragen, Felix stand artig auf und sagte höflich: „Guten Tag, liebe Base, wie befindest du dich?"

Am Morgen nach diesem Tage reiste Klothilde von Wiesbaden ab, und zwar mit einem Zuge, der schon vor sieben Uhr fährt. Und seither hat sie einen so verbissenen, wütenden Haß auf den guten Felix, daß er ganz gewiß erst mit ihr selbst zu Grabe getragen werden wird.

Und dabei werden Sie mir doch zugeben müssen, daß in Wirklichkeit eigentlich so gut wie gar nichts zwischen ihnen vorgefallen ist!

Aber, wie gesagt, ich glaube überhaupt, daß die lebhaftesten Abneigungen ausschließlich auf dem eignen Miste wachsen.





Eine zahme Löwin

Joseph Pallenberg

Ein moderner Tierbildhauer

Die uralte Stadt Köln am Rhein, einst der Sitz großer Kunst und hohen Kunstsinnes, hat auch in neuester Zeit dem Vaterlande hervorragend begabte Künstler geschenkt; die alte, reiche Colonia hat sich aber nicht immer um diese ihr zur Ehre gereichenden Söhne so bemüht, wie man es wünschen sollte.

O quae mutatio rerum!

Der mit ihr rivalisierenden, in den letzten Jahrzehnten in schier unerhörter Weise sich ausdehnenden Künstlerstadt Düsseldorf war es vorbehalten, sich dieser jungen Kölner Talente anzunehmen und sie zu fördern.

Zu diesen neueren hervorragenden jungen Künstlern gehört der Tierbildhauer Joseph Pallenberg. Tierbildhauer von seiner Qualität gab's nur wenige, solche von einem so gediegenen und gründlichen, umfassenden Studium der Zoologie im allgemeinen und der Anatomie keinen, der ihm gleicht.

Er wurde am 26. August 1882 geboren. Von frühester Jugend an liebte er Tiere leidenschaftlich, der durch Bodinus berühmt gewordene Kölner Zoologische Garten schien ihm ein Paradies; so oft er nur konnte, besuchte er ihn, und schon als Knabe begann er die geliebten Tiere zunächst in Wachs zu formen.

Als es ihm gelang, im Jahre 1900 in die Akademie einzutreten, war er schon ein geschickter Bildhauer. Nur kurze Zeit hielt man ihn in der vorbereitenden Zeichenklasse, dann ging er in die Bildhauerklasse über, in der er, wie auch nebenher im Kölner Zoo, dessen derzeitiger Direktor, Dr. Wunderlich, ihm jede mögliche Förderung zuteil werden ließ, seine Studien und Ent-

würfe meist eigenwillig und selbständig ausführte.

Schon 1902 verließ er die Akademie wieder, weil er es nicht über sich vermochte, sich der Autorität seiner Lehrer zu beugen. „Ich verstehe ihn nicht — er versteht mich nicht, und von Tieren versteht er gar nichts, und ‚Knieß‘ mag ich nicht, da gehe ich lieber fort,“ äußerte er eines Tages, und andern Tags räumte er sein Menagerieatelier.

In demselben Jahre zierte sein erstes größtes Werk die nationale Kunst- und Industrieausstellung in Düsseldorf; eine Sauhatz war's, zwei riesige Packer und zwei Finder suchen einen grimmen Bassen zu decken. Ein sprühend lebensvolles Werk. Es sollte, in Bronze gegossen, im Düsseldorfer Stadtpark aufgestellt werden. Leider vereitelte Mißgunst die Bemühungen derjenigen, die das schöne Projekt ins Leben riefen.

Durch Vermittlung eines seiner wahren Freunde wurde Professor Dr. Ludwig Heck, Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin, bewogen, dem jungen Künstler Unterkunft und Förderung in dem von ihm geleiteten Institut anzubieten.



Im Atelier des Künstlers

Wie leicht zu denken, ging Pallenberg dankbar und begeistert nach Berlin und schuf im Laufe eines Jahres eine erstaunlich große Anzahl der ausführlichsten, lebenswahren Studien von Tieren aller Arten.

Eine Anzahl dieser Statuetten wurde in Galvanoplastik in Geislingen hergestellt, eine andre in Bronze gegossen, und beide Serien fanden in Berlin und London viele Liebhaber.



Elch

In dieser Zeit machte Pallenberg die Bekanntschaft des Schöpfers des berühmten Stellinger Tierparks, Karl Hagenbeck, und erhielt sogleich von ihm eine Bestellung auf überlebensgroße Tiergruppen für das Portal des Gartens.

Mit dem Auftrage ging er nach Köln, wo er infolge der ihm durch seinen alten Gönner Dr. Wunderlich erwirkten



Wildschwein

Erlaubnis sich auf dem Gelände des Zoologischen Gartens ein Atelier baute. — Hier führte er den Hagenbeckschen Auftrag aus sowie auch mehrere größere und eine Anzahl kleinerer eigner Werke, unter diesen den Romintner überlebensgroßen Brunfthirsch, der in der nationalen Kunstausstellung 1907 zu Düsseldorf vom Verschönerungsverein angekauft und im Jägerhofpark aufgestellt wurde. Die Studien zu diesem Hirsch machte er in den kaiserlichen Jagden Hubertusstock und in Rominten, als er die für eine Brücke am Jagdschloß in Gemeinschaft mit Professor R. Friese modellierten Hirsche aufstellte.

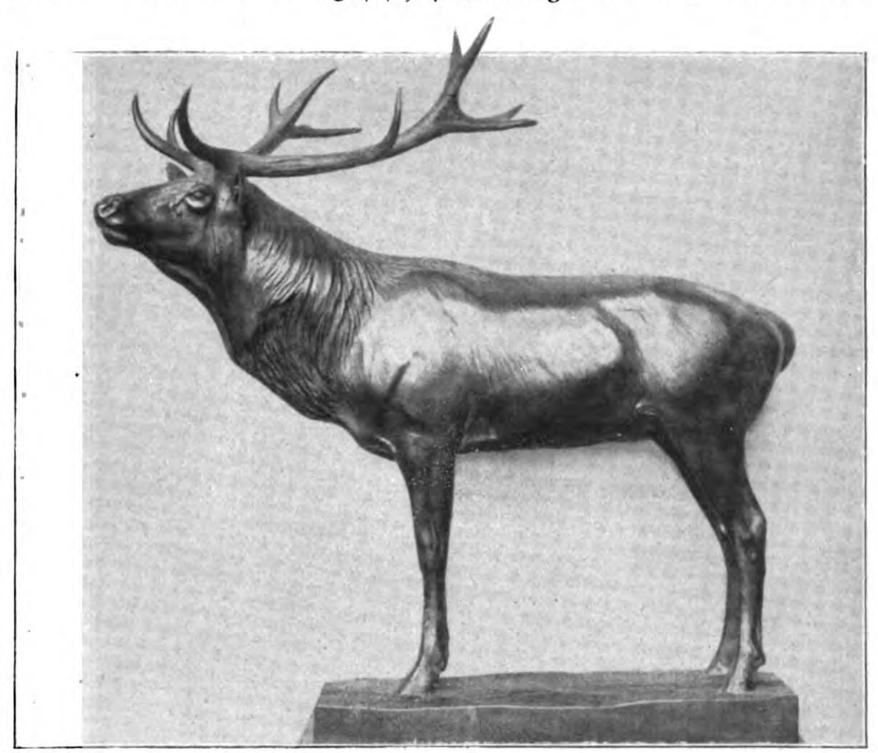
Dieses Kölner Atelier ist für einen Tier- und Kunstfreund eine Sehenswürdigkeit. Die Wände sind bedeckt mit Geweihen, Gehörnen, Wilddecken, Naturabgüssen, Schädeln großer Säugetiere. Eine Schädelsammlung von seltener Vollständigkeit füllt einen großen Glasschrank. Der Raum ist angefüllt mit Gipsen nach seinen Studien, Bronzen und Tierkäfigen. Pièce de résistance eine zahme Löwin „Juste“. Die Umgebung des Ateliers war mit Zwingern für Wiederkäuer besetzt.

Im Jahre 1908 beschloß Hagenbeck, in seinem Park eine Sammlung von vorweltlichen und ausgestorbenen Tieren anzulegen. Dieser Plan stützte sich auf das Wissen, die besonderen Fähigkeiten und die Energie unsers jungen Künstlers.

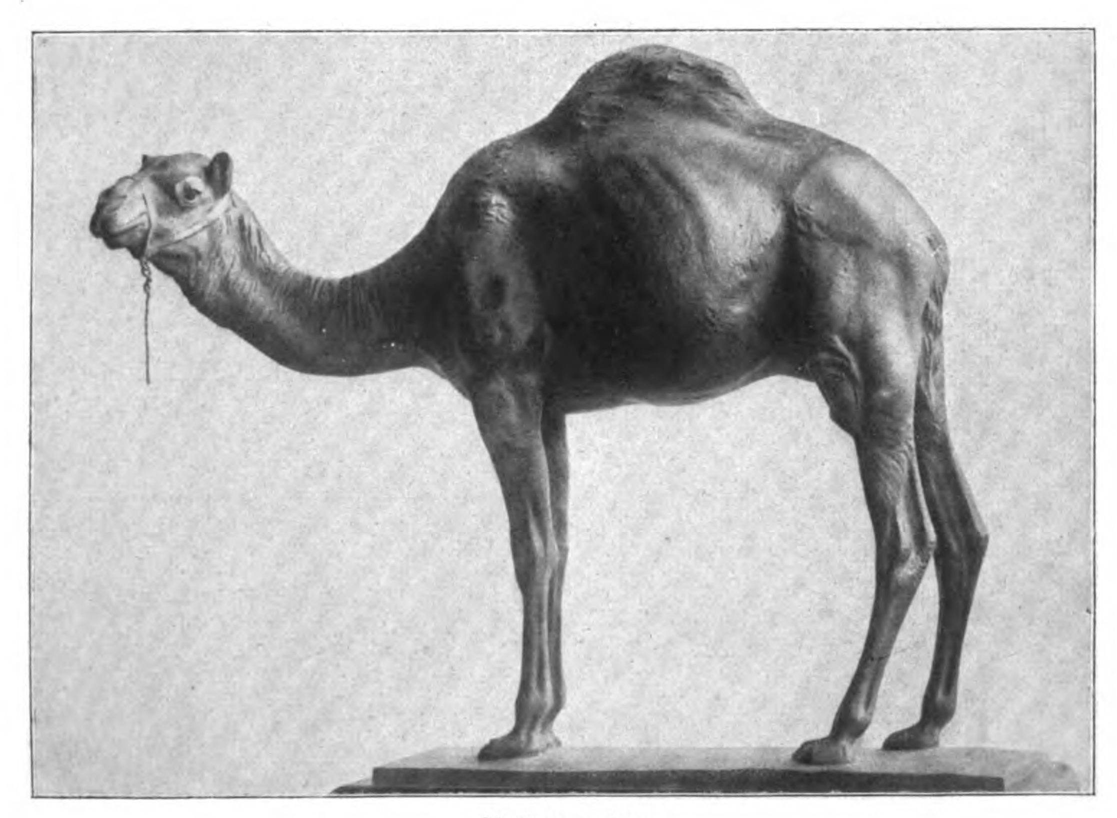


Belgischer Hengst

Und Hagenbeck hatte sich nicht verrechnet, was er plante, gelang in ganz hervorragender Weise: Pallenberg ging auf den Plan mit wahrem Feuereifer ein. Er bereiste eine ganze Anzahl paläontologischer Museen, wo er die Vorstudien machte, und schuf im Laufe von anderthalb Jahren eine



Romintner Rothirsch

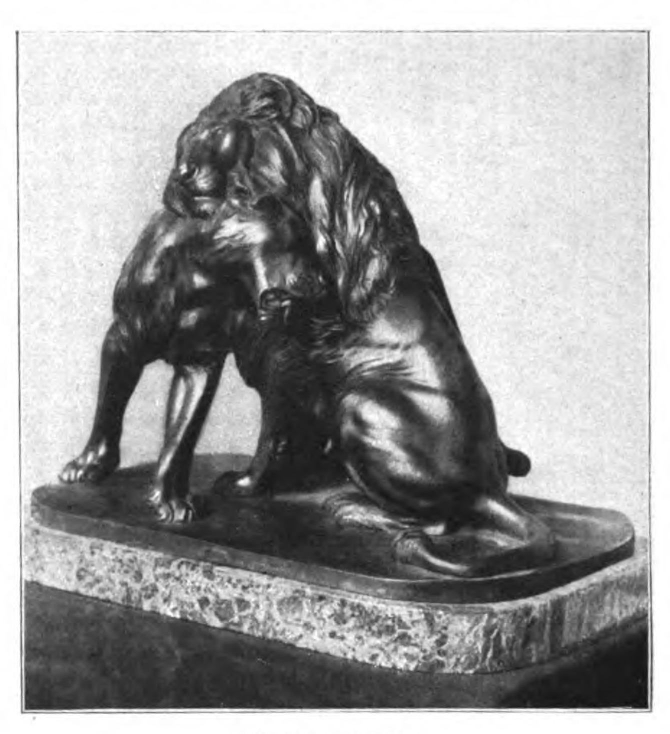


Reitdromedar

Sammlung von zirka fünfzig Sauriern, die zum Teil ganz riesige Dimensionen haben, darunter auch einige Kampfgruppen dieser furchtbar anzusehenden Bestien.

Inzwischen war Joseph Pallenberg Jahr und Tag in Südamerika, wo er für ein zoologisches Institut größere Arbeiten, Baulichkeiten, Felsengruppen und Arrangements entwarf und leitete. Er hat hier und besonders auch auf der Rückreise Gelegenheit gefunden, reiche zoologische und paläontologische Studien zu machen, deren Ausbeute wahrscheinlich dem Hagenbeckschen Tierpark in Stellingen noch zugute kommen wird.

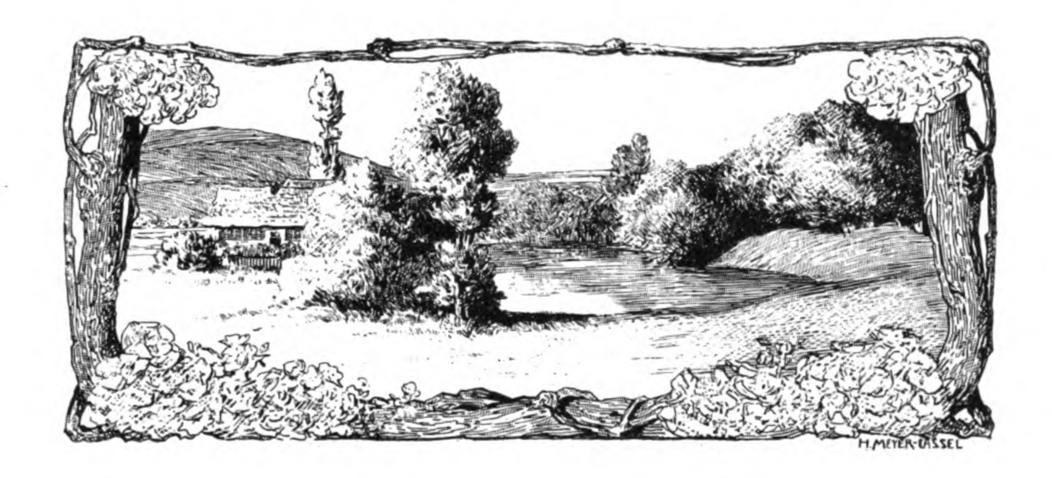
O. Bauer



Löwengruppe



Straußenfamilie



Die Naturschutzparkbewegung

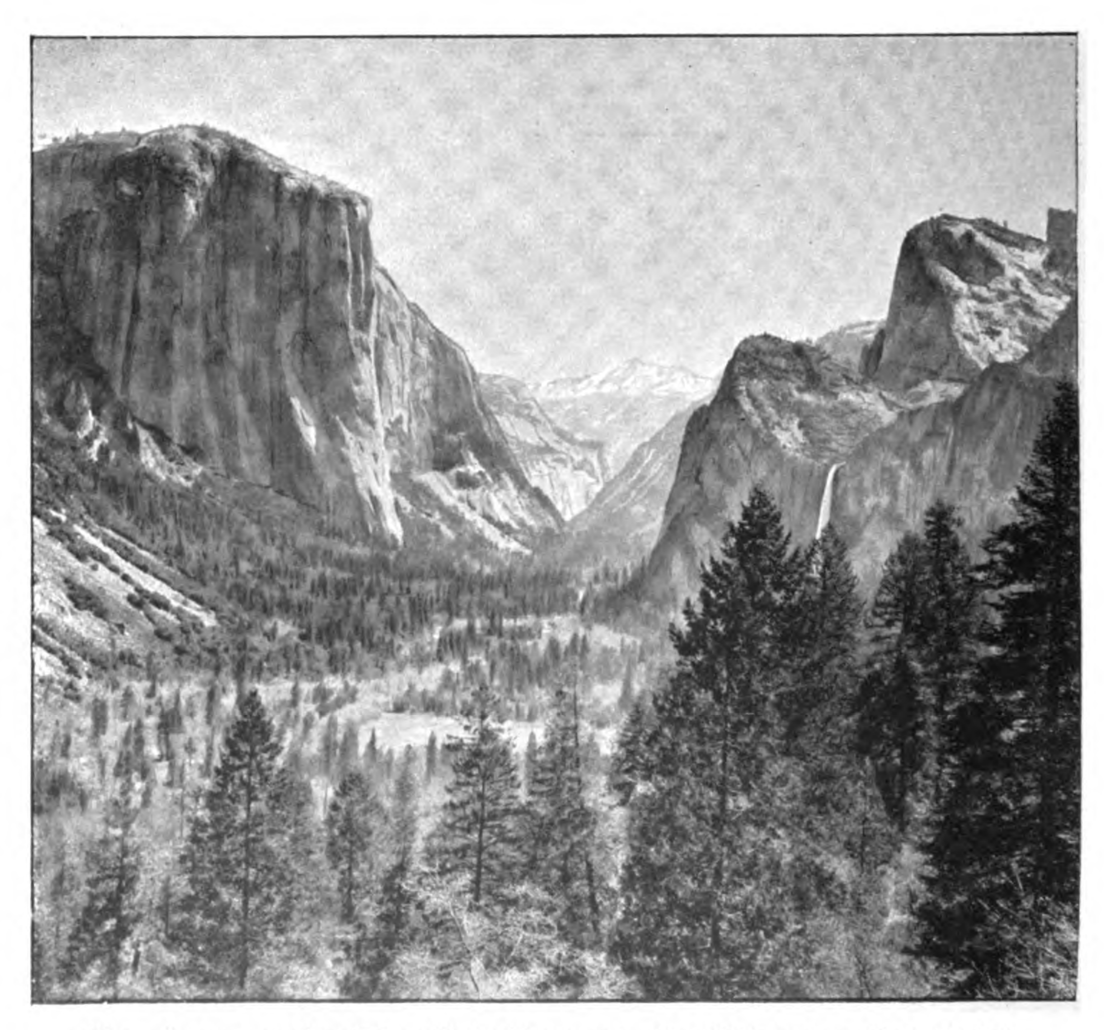
(Mit drei Abbildungen und vier Originalzeichnungen von Hermann Vellguth)

Mancherlei neue ästhetische Werte hat die Kultur der Gegenwart geprägt, und der Naturschutzgedanke ist davon wohl einer der eigenartigsten und bezeichnendsten. Es ist ja nur eine natürliche Reaktion, daß in unserm Zeitalter der Technik und Hyperkultur auf der andern Seite die Sehnsucht nach freier Natur um so stärker erwachen mußte, und in der Tat ist auch in keiner Zeit die Schöpfung der Natur so brutal geschändet worden wie gerade in dem vielgerühmten Zeitalter der Naturwissenschaften: wahrlich eine grimmige Ironie menschlicher Kulturgeschichte.

Es ist geradezu furchtbar, wie die Mordlust und Gewinngier des Menschen in wenigen Jahrzehnten unter den anziehendsten Geschöpfen und lieblichsten Kindern der Natur aufgeräumt hat. Ich brauche ja nur an das Schicksal des amerikanischen Büffels zu erinnern, der noch vor nicht allzulanger Zeit in Herden von Tausenden und aber Tausenden die weiten Prärien seiner Heimat durchstampfte und heute bis auf einige kleine Trupps in geschützten Reservationen zusammengeschmolzen ist, die durch den Einfluß der Inzucht nun auch schon langsam, aber sicher dem Untergange geweiht sind. Aber wir brauchen unsre Beispiele gar nicht aus fernen Ländern zu holen, sondern uns nur zu vergegenwärtigen, was aus den gewaltigen Seevögelkolonien an unsern Küsten, was aus den Kormorankolonien unsrer Binnenseen geworden ist. Der Wisent, der nächste Verwandte der altgermanischen Auerochsen, kommt nur noch an einem Punkte Deutschlands hinter Schutzgattern vor, und auch Wodans geflügelter Bote, der stattliche Kolkrabe, ist schon fast vollständig aus Deutschland verschwunden. Nicht besser ist es unserm Schwimmarder, dem wegen seines kostbaren Pelzwerkes unerbittlich verfolgten Nerz gegangen, nicht besser dem Schwimmkünstler und Burgenbauer Biber, dem reckenhaften Elch, der nur noch den äußersten Nordosten unsres Vaterlandes bewohnt, dem Vogelkönig Steinadler, dem Finsterling Uhu, dem schönen Schwarzstorch und so vielen, vielen andern. Geht es so weiter, so wird schon in wenigen Jahrzehnten zum Beispiel ein Naturforscher, der eine Naturgeschichte unsrer Raubvögel schreiben will, nur noch einen einzigen großen Nekrolog abzufassen haben. Und wie der Tierwelt, so ist es auch der Pflanzenwelt ergangen, namentlich seit der Zeit, wo man anfing, überall einförmige Nadelholzbestände zu schaffen, die wohl das Herz eines Holzhändlers, nun und nimmer aber das eines Naturfreundes zu rascherem Schlage zu bringen vermögen. Solchen einseitigen Übertreibungen gegenüber mußte mit

geschichtlicher Notwendigkeit eine Reaktion einsetzen wie einst zu Rousseaus Zeiten.

Das Entstehen zahlreicher Tier- und namentlich Vogelschutzvereine war das erste Zeichen dafür, daß der Mensch sich wieder auf seine Pflicht gegen die Natur und gegen deren Geschöpfe zu besinnen begann. Wir haben freilich das Recht, die Natur auszunutzen und ihre Geschöpfe zu unserm Besten zu zehnten, aber wir haben zugleich auch die heilige Pflicht, nichts rücksichtslos auszurotten, sondern das Harmonische in der Natur, den Kosmos, wie es der große Alexander von Humboldt nannte, nach Möglichkeit zu erhalten, soweit es sich irgend mit unsern Interessen verträgt. Völlige Ausrottung irgendeiner Tierart, und wenn sie scheinbar noch so schädlich wäre, hat sich noch stets früher oder später bitter gerächt. Deshalb konnte der Naturschutzgedanke in seiner ursprünglichen Form auch nicht recht volkstümlich werden und nicht in weiteren Kreisen Wurzel schlagen, weil er auf dem sogenannten Nützlichkeitsprinzip aufgebaut war. So wollte zum Beispiel die frühere Richtung im Tier- und Vogelschutz nur diejenigen Vögel beschützt wissen, die dem Menschen nützen, während sie die uns scheinbar nachteiligen schonungsloser Verfolgung preisgab, ja noch durch Aussetzen von Prämien zu ihrer Vernichtung anspornte. Nun sind sich aber jetzt alle einsichtigen Naturkenner darüber klar, daß es in Wirklichkeit weder ein



Aus einem amerikanischen Naturschutzpark: Ein Blick in das Yosemitetal



Natürlich geschützter Quellteich in der Lüneburger Heide, von Wacholder und Heidenröschen umsäumt

absolut nützliches noch ein absolut schädliches Geschöpf gibt, sondern daß jedes, **selbst** vom Standpunkte des menschlichen **Interesses** aus gesprochen, in bezug auf **Nutzen** oder Schaden je nach Örtlichkeit **und** Verhältnissen stark abändert, und daß im großen Haushalte der Natur überhaupt jedes Geschöpf seine ganz bestimmte Stellung inne und ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, so daß seine Ausrottung dieselbe Wirkung haben müßte, als wenn man aus einer

großen Maschine ein Rädchen herausnehmen wollte. Auch das vielgehaßte Raubtier zum Beispiel hat eine große und wichtige Aufgabe zu erfüllen, indem es kränkliche und schwächliche Individuen beseitigt und nicht zur Fortpflanzung kommen läßt, so also eine natürliche Auslese bewirkt, und indirekt die Erhaltung der von ihm verfolgten Art in besonders kräftigen Exemplaren verbürgt. Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, daß das Nützlichkeitsprinzip und natürlich auch ein auf ihm aufgebauter Naturschutz verfehlt sind. Seit einigen Jahren ist man deshalb zu dem Standpunkte gelangt, etwa einen Vogel nicht nur deshalb zu schützen, weil er vielleicht obstschädliche Insekten frißt, sondern in erster Linie auch seinen ästhetischen Wert zu berücksichtigen, also den Vogel um seiner selbst willen zu schützen, weil er uns als ein herrliches Geschöpf, als ein Dichtergedanke gewissermaßen der schaffenden Natur erscheint, weil ohne die lieblichen Gesänge und anmutsvollen Bewegungen der Vögel unsre Fluren und Wälder tot, öde und traurig sein würden.

Von diesen Erwägungen ging der Gedanke aus, besonders hart bedrohte und dem Aussterben geweihte Tiere und Pflanzen ohne Rücksicht auf ihren angeblichen Nutzen oder Schaden als sogenannte Naturdenkmäler wenigstens an beschränkten Örtlichkeiten und in vereinzelten Exemplaren für die Nachwelt zu erhalten.

Gewiß verdient dieser Gedanke den Beifall und die wärmste Unterstützung aller Naturfreunde, aber in praktischer Beziehung hat es sich doch vielfach nicht als ausreichend erwiesen, hier einen Raubvogelhorst, dort einen Findlingsblock oder eine Gruppe seltsamer Bäume unter Schutz zu stellen, und namentlich versagt die Naturdenkmalpflege gegenüber so freizügigen Geschöpfen, wie es zum Beispiel die Vögel sind. Selbst in botanischer Beziehung reicht sie nicht aus, wenn wir uns ein geschlossenes Landschaftsbild und in ihm die typischen Pflanzengemeinschaften erhalten und sichern wollen. Die Amerikaner waren es, die schon vor mehreren Jahrzehnten durch die Schaffung ihres großartigen Yellowstoneparks den richtigen Weg wiesen, aber es hat lange gedauert, bis diese weitestgehende Art des Naturschutzes, die zweifellos die Krönung des ganzen Naturschutzwerkes bedeutet, auch bei uns Eingang gefunden hat.

Mit unzulänglichen Mitteln und zu ungünstigen Zeitpunkten früher gelegentlich unternommene Versuche sind als verfrüht gescheitert, bis in dem vor anderthalb Jahren gegründeten „Verein Naturschutzpark“ in Stuttgart eine mächtige Organisation geschaffen wurde, die mit zielbewußter Tatkraft die Sache in die Hand genommen hat. Um allen wichtigen Tier- und Pflanzenformen, die für den deutschen Naturfreund in Betracht kommen, eine dauernde Zufluchtsstätte zu sichern, wurde von vornherein die Schaffung dreier großer Naturschutzparke ins Auge gefaßt, wovon der eine als Park für die Formen des Hochgebirges in den steirischen Alpen, der zweite als Mittelgebirgspark in Süd- oder Mitteldeutschland und der dritte für die Formen der Tiefebene in Norddeutschland zu liegen kommen soll. Einesteils müssen diese Parke, wenn sie ihren Zweck einigermaßen erfüllen sollen, ziemlich umfangreich sein (mindestens drei Quadratmeilen), und andernteils ist mit unsern beschränkten mitteleuropäischen Raumverhältnissen, dem hohen Wert und der weitgehenden Zerstückelung von Grund und Boden zu rechnen. Aber nachdem es selbst der kleinen Schweiz schon ein Jahr vorher gelungen war, sich im Val Cluoza infolge der opferwilligen Unterstützung der Gemeinde Zernaz einen Naturschutzpark von 25 Quadratkilometern zu schaffen, in welchem sogar noch Bären vorkommen, kann man wohl auch auf die alteingewurzelte Naturfreude und Naturliebe des deutschen Volkes rechnen, darauf, daß es durch rege und werktätige Unterstützung die Verwirklichung des großzügigen Planes ermöglichen werde. Übrigens ist diese in der Tat auch nicht ausgeblieben. Wenn anfangs der Plan von vielen für eine schöne Utopie gehalten wurde, so hat die Macht der Tatsachen schon nach kaum Jahresfrist unwiderleglich bewiesen, daß der Naturschutzparkgedanke auch in Deutschland ungemein volkstümlich ist, daß die ihm innewohnende gewaltige Stoßkraft alle sich entgegentürmenden Hindernisse über den Haufen zu werfen und dem



Abend im Moos. Nach einem Gemälde von Fritz Halberg-Krauß



großzügigen Plane zum Siege zu verhelfen vermag. Es ist ja auch höchste Zeit, daß hier in letzter Stunde etwas geschieht, ja es ist der letzte Augenblick gekommen, wenn nicht ein verhängnisvolles „Zu spät" uns entgegenschallen soll. Bei den meisten Kulturaufgaben, die unsre gegenwärtige Generation zu erfüllen hat, genügt es, wenn wir vorarbeiten und anfangen und die Vollendung unsern Söhnen und Enkeln überlassen. Hier aber ist es umgekehrt, hier müssen wir etwas mit rascher Entschiedenheit durchsetzen, dessen Vorteile in der Hauptsache erst unsern Nachkommen zugute kommen werden, damit diesen nicht nur die Klage um etwas unwiederbringlich Verlorenes übrig bleibt, damit sie uns nicht dereinst trotz all unsrer hochentwickelten Technik Bar-

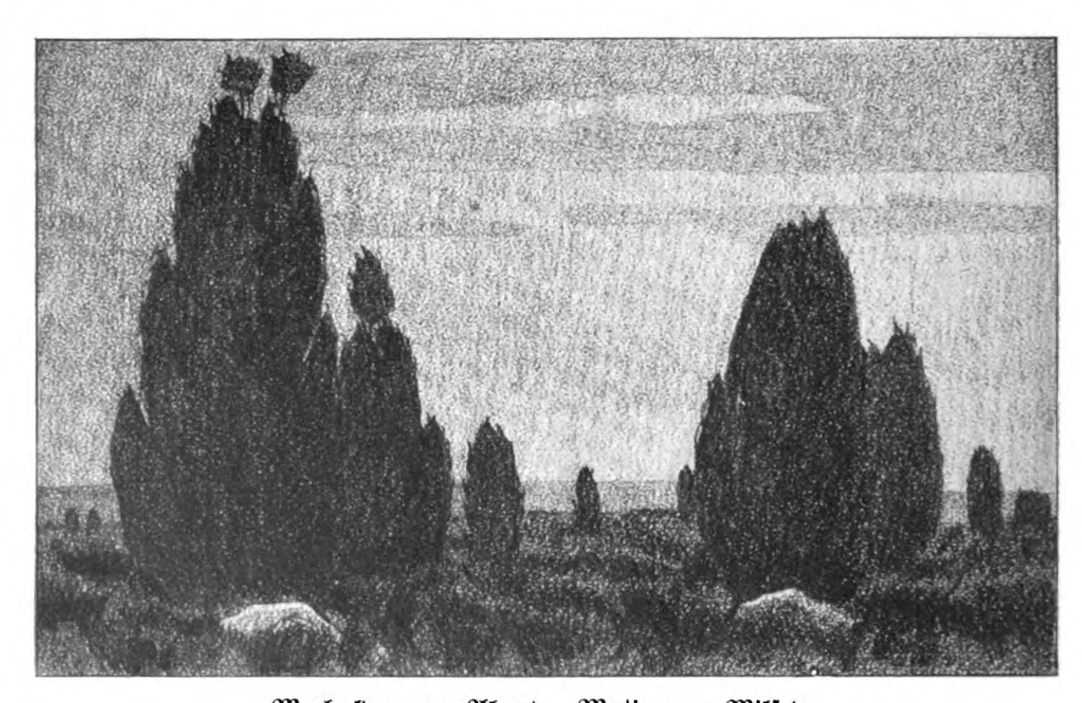


Der Piz Foraz im Val da Scarl. Motiv aus dem schweizerischen „Nationalpark", Val Cluoza im Unterengadin



Hünengrab bei Wilsede

baren schelten, Barbaren, weil wir mit dem Heiligsten, was uns überkommen war, mit den Schätzen der heimischen Natur, nicht umzugehen verstanden, sondern sie in blinder Gewinngier vernichtet und zerstört und nichts davon für unsre Nachkommen übriggelassen haben. Hier darf kein kleinmütiges Zögern Platz greifen, denn es handelt sich um Werte, die niemals wieder ersetzt werden können, wenn sie einmal verloren gingen, es handelt sich um eine Ehrenschuld, die die Kultur unsrer Zeit der mißhandelten Natur gegenüber

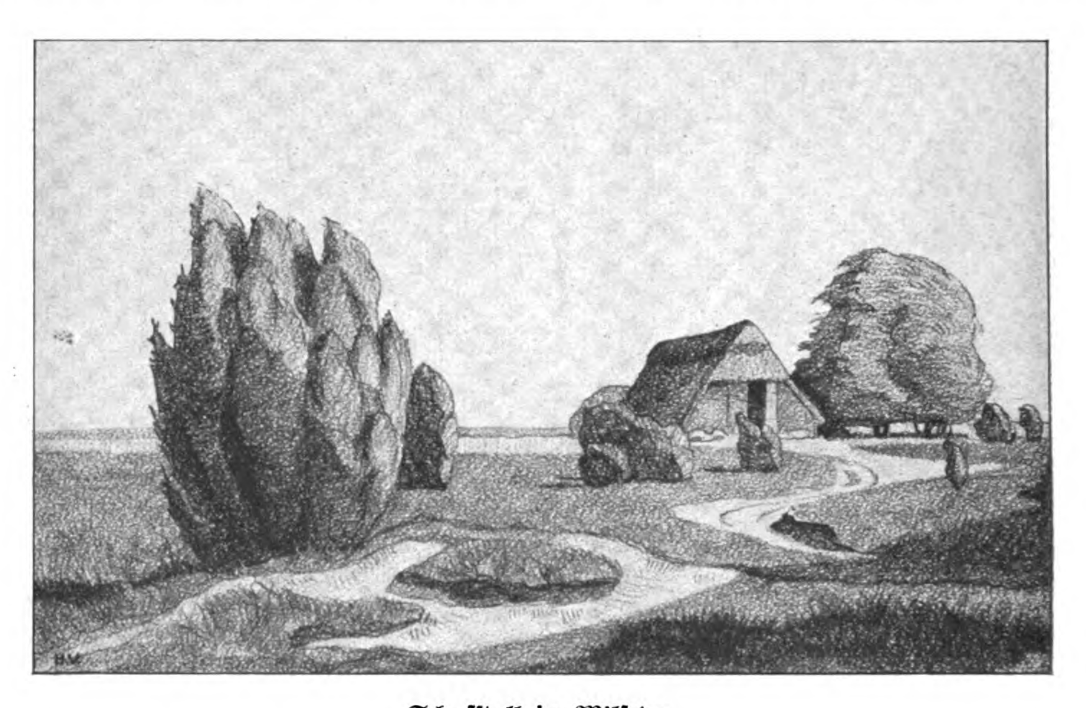


Wacholder am Abend. Motiv aus Wilsede



Motiv aus dem Naturschutzpark in der Lüneburger Heide bei Wilsede
Nach einer Zeichnung von Hermann Vellguth

einzulösen verpflichtet ist. — Erfreulicherweise hat denn auch die Naturschutzparkbewegung bereits greifbare Erfolge zu verzeichnen, und insbesondere der norddeutsche Park darf heute schon als gesichert gelten, ein Resultat, auf das der Verein mit Recht stolz sein darf. Dieser norddeutsche Park wird in der Lüneburger Heide entstehen und uns somit dauernd ein weites Stück jener sagenumwobenen Heidelandschaft erhalten, die mit ihren großzügigen Linien, ihren endlosen zwischen sind noch weitere Ankäufe erfolgt, und auch das noch nicht in den Besitz des Vereins übergegangene Gelände ist durch Vorverträge gesichert. Zur Durchführung derselben gehört freilich Geld, viel Geld, und es ist deshalb hocherfreulich, daß zum Beispiel etwa 250 deutsche Städte die Bedeutung des Unternehmens durch Beitritt zum Verein oder Zeichnung von Subventionen anerkannten, darunter Hamburg allein mit 10 000 Mark jährlich. Und auch die preußische Regierung blieb



Schafstall in Wilsede

Fernen, ihren wuchtigen Farben so recht den zähen und schwermütigen, etwas melancholischen, aber durch und durch dichterischen Charakter des edlen niedersächsischen Volksstammes widerspiegelt. Schon im vorigen Herbste vermochte der Verein den Mittelpunkt des künftigen Parkgebietes, den allen norddeutschen Touristen wohlbekannten Wilseder Berg, im letzten Augenblick vor der Bebauung zu retten und bald darauf auch den überaus romantischen Totengrund zu erwerben, dessen Motive durch die Bilder der Worpsweder Malerschule ja weiten Kreisen bekannt und vertraut geworden sind. Inzwischen ...

nicht zurück. Nach sorgfältiger und gründlicher Prüfung der Angelegenheit bewilligte sie dem Vereine eine Lotterie, deren Reinerträgnis in der Höhe von anderthalb Millionen Mark in Verbindung mit den laufenden Mitgliedsbeiträgen und den zu erwartenden Subventionen genügen wird, um den norddeutschen Park schon in kurzer Zeit als stolz vollendete Tatsache dastehen zu lassen. Alles soll dann dort dem urwüchsigen Walten freier Natur überlassen werden, kein Holz darf gefällt, kein Wild erlegt werden, kein Schuß und kein Axthieb erklingen, so daß in einigen Jahrzehnten dort eine altgermanische

Heidelandschaft von neuem entstehen und dem Besucher von den geheimnisvollen Wundern urwüchsiger Natur erzählen wird. Vom Hirsch und Adler an bis zu dem Moos und der Flechte herab, die den verwitternden Felsblock umkleidet, soll sich hier der Schutz der Natur erstrecken.

Schwieriger wird der süddeutsche Park durchzuführen sein, doch sind auch hier schon Verhandlungen im Gange, und noch besser steht es um den geplanten Alpenpark, weil diesem gegenüber die österreichischen Behörden in gerechter Würdigung der Sache das größte Entgegenkommen bekunden und weil hier umfangreiche Gelände vom Großgrundbesitze gegen mäßigen Erbpacht zur Verfügung gestellt wurden, so daß es nur noch einiger Arrondierungen bedarf, um ein geschlossenes Ganzes mit natürlichen Grenzen zu bilden. Hoffentlich erlebt also die gegenwärtige Generation in absehbarer Zeit die Entstehung aller drei Parke und hinterläßt damit den Nachkommen ein Vermächtnis, dessen erzieherische, ästhetische, wissenschaftliche und patriotische Bedeutung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Dr. Kurt Floericke

Ein Geigen vor dem Tor

Von

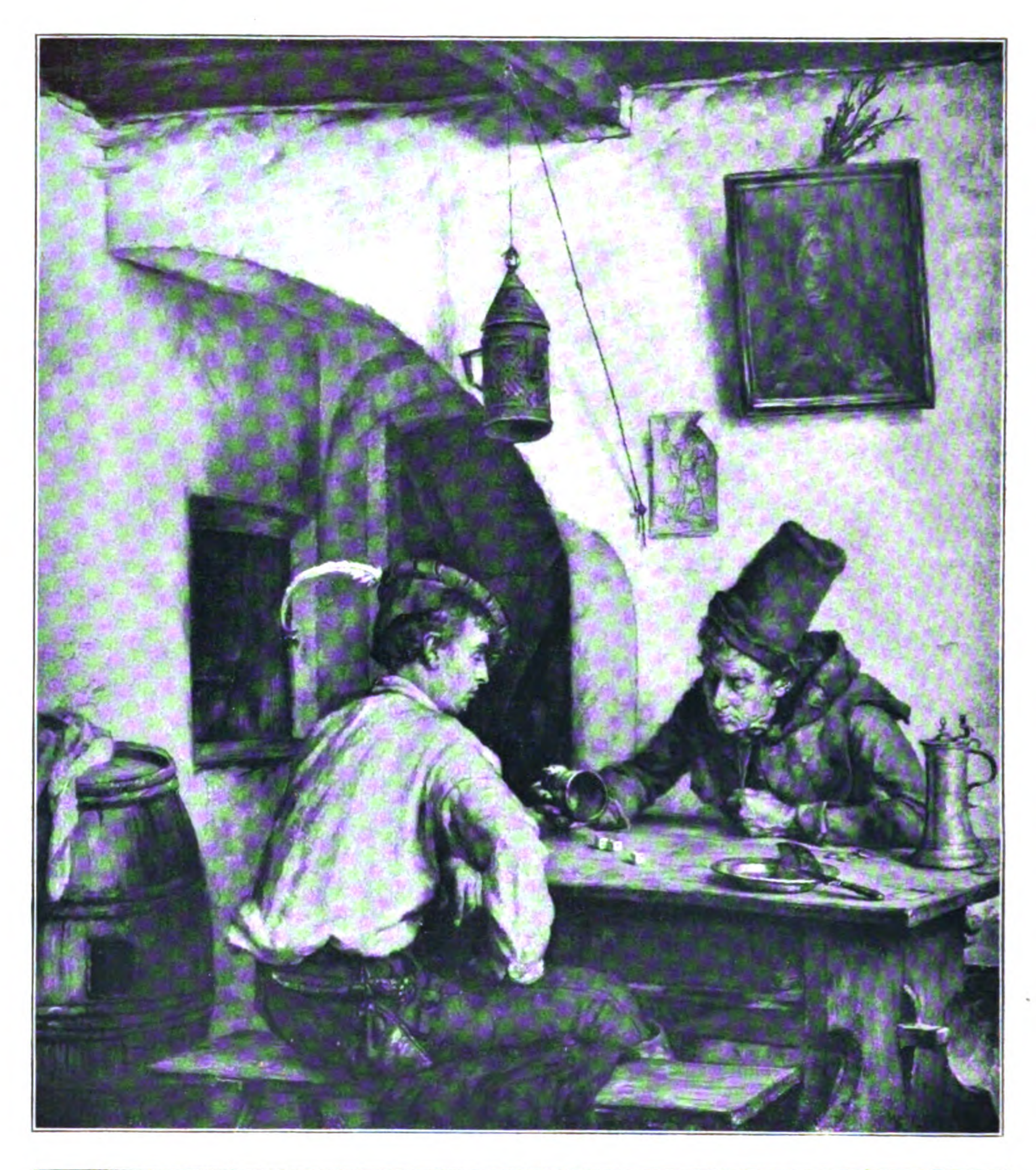
Toni Schwabe

Was geht's den an, der sich verlor,
Ob er nun wie ein Spielmann zieht
Und jedem geigt sein Liebeslied
Auf Gassen vor dem Tor —

Er weiß, sein Lied vom jungen Blut,
Das heiß und wild zum Herzen zieht,
Das trifft ein Kind, das zitternd flieht —
Und wird ihm dennoch gut.

Er kennt das Lied von seiner Macht
Und spielt es frech und spielt es süß —
Und die ihn herrisch gehen hieß,
Sie kommt zu ihm bei Nacht.

Seit ich der bin, der sich verlor,
Seitdem ist alle Seligkeit,
Seitdem ist mein verspieltes Leid
Ein Geigen vor dem Tor.



Die Würfler

Nach einem Gemälde von K. Gebhardt



Das Dunkle

Eine Novelle von Sophie Hoechstetter

Doktor Walter Bonnland, ein junger Gelehrter, der beauftragt war, in den Läden und Antiquariaten um „Paternoster Row" nach alten Büchern und Erstdrucken zu suchen, befand sich heute früher als sonst auf dem Heimweg.

Der Turmtorso von Westminster stand gespenstisch und düster über den dunklen Gebäuden.

Bonnland dachte, wenn Glocken läuten würden, käme vielleicht etwas wie Vertrauen in sein Herz. Aber dieses Dunkel hatte keine Stimme. Es lastete, wie etwas Totes auf uns lastet.

Er dachte an seinen Freund — einen erst in England gewonnenen Freund, den er auf der Bibliothek kennen gelernt. Er hatte nach Hause gemußt, weil er Pflege brauchte. Bonnland war jung und gesund. Ihn machte der Gedanke schaudern, daß jemand sterben könne, mit dem er so gute, feine Stunden in der kalten, ungeheuren Stadt gehabt. Er dachte noch einmal, wenn doch Glocken läuten würden — Glocken, die wie ein verheißender Ruf den quälenden Nebel über der Stadt — die quälende Mutlosigkeit seiner Seele durchbrechen würden —

Aber auf dem Turmtorso von Westminster regte sich nichts.

Bonnland überschritt die Brücke. Schwarz lag unten das Wasser — Lichter warfen gelbe Flecken hinein, arme, wie ertrunkene gelbe Flecken.

Und Walter Bonnland erreichte seine Wohnung, ein Haus, nicht fern dem Obelisk, in einer Gegend, die früher vornehm war und in der jetzt soziale Gegensätze, die Bürger und schwankende, fragliche Existenzen durcheinander gemischt, wohnen. Es war eine deutsche Jüdin, die eine Art von Pension in dieser Gegend hielt.

Heute ging Bonnland in den „Salon", Tee zu trinken. Jameson saß da, ein junger Techniker. Ein bleicher, schmal aufgeschossener Mensch von nicht viel über zwanzig Jahren.

„Sie sehen schlecht aus," sagte er zu Bonnland. „Ihnen bekommt das Klima nicht." Es war freundlich gesagt, und freundlich fuhr der junge Mensch fort: „Wollen wir einmal zusammen ausgehen? Bummeln gehn? Man muß doch nicht nur Bücher in London suchen. Oder mögen Sie nicht Amüsements? Haben Sie Jarmuth schon einmal tanzen sehen?"

„Nein — wer oder was ist denn Jarmuth?"

Der Engländer lachte. Er zog die Mundwinkel dabei herab, und sein junges Gesicht bekam Fältchen.

„Kommen Sie denn nie hierher? Jarmuth wohnt doch im Hause — die dunkle Frau — Sie wissen doch?"

„Die dunkle Frau, die so böse aussieht?"

„Böse? Ich weiß nicht. Still ist sie meist. Ich sehe sie selten. Ich habe gehört, sie soll in der Nacht tanzen. Der Mann, der manchmal hier ist —"

„Der riesenhafte Mann mit den Raubtierzähnen?"

Der Engländer lachte auf. „Gut, wie Sie wollen — die beiden tanzen. Den

Tanz der Apachen. Er heißt Hydaspes, sie Jarmuth. Wie sie in Wirklichkeit heißen, das weiß keiner, und ich will mich hüten, zu fragen. Aber verzeihen Sie — ich muß nochmal weg. Auf Wiedersehen nachher."

Nach einer Zeit, die er nicht gefühlt hatte, bemerkte Bonnland, daß er nicht allein geblieben war.

In einem Winkel, nahe an der Feuerstelle, saß die dunkle Frau, von der der junge Jameson gesprochen. Er sah hin, und als sie plötzlich den Blick erhob und in den seinen senkte, erschrak er. Erschrak und lächelte zugleich mit dem guten Lächeln eines schuldlosen Herzens.

„Kann ich Ihnen etwas helfen?" sagte er impulsiv.

Schmal und sehr hell stand er neben der Fremden.

Sie erhob das dunkle Gesicht langsam, wie lauernd, dünkte ihn. Aber es wurde edler durch die Hebung der Halslinie.

Zu Bonnlands Erstaunen antwortete sie mit dem Tonfall und dem Akzent einer Dame:

„Ich bitte, wie meinen Sie das? Wollen Sie mir Tee besorgen? Das Licht näher rücken?"

Er ward bewußt. Er verbarg seine leichte Verlegenheit nun hinter einem gewollten Lächeln.

„Weil ich selbst hier fremd bin, halte ich wohl alle Menschen für fremd."

In diesem Augenblick hörte man Schritte auf dem Flur — die Tür wurde aufgestoßen — ein Strom von Kälte kam ins Zimmer mit dem Eintretenden, in dem Bonnland jenen erkannte, der Hydaspes heißen sollte. Der Mann mit der Farbe einer andern Rasse rief der Frau etwas zu — es klang hart und ärgerlich.

Sie stand auf, ihr Blick mied Bonnland, sie sagte still guten Abend und verließ mit Hydaspes das Haus.

Bonnland war nicht weiter erstaunt, als fast gleich darauf der junge Jameson wieder eintrat und fragte:

„Was ist es, wollen wir Jarmuth tanzen sehen gehn?"

Walter Bonnland fand es unbegreiflich, daß die Frau mit dem toten Blick und dem scheuen Gesicht irgendwo tanzen sollte. Denn unter Tanz verstand er Leichtigkeit und frohes Spiel. Er wollte sie nun wirklich sehen, vielleicht um sich von dem ersten Eindruck zu befreien.

Es war ein Spezialitätentheater, in das der junge Jameson Bonnland brachte. Blöde Grotesken, traurig banale Scherze zogen vorbei, bejohlt und belacht von den Gewohnheitsgängern des Theaters. Endlich kam der Tanz der Apachen.

Die Jarmuth stand in einem armseligen Kleid in einer Ecke der Bühne — ein wenig geduckt stand sie, ängstlich und doch lauernd — und sah nach Hydaspes hinüber.

Was ist dies, dachte Walter Bonnland — dies ist kein Tanz, dies ist ja Qual. Der Apache näherte sich der Frau — sie kam auf ihn zu wie gezwungen — er holte zum Schlag nach ihr aus — sie duckte sich — er riß sie an sich. Sie sah ihn verzweifelt an — da kam etwas wie Weichheit in das Gesicht des Riesen — er streichelte ihr Gesicht — während sie in einem leiseren Rhythmus tanzten. Er warf sie hoch — hob sie wieder auf — und nun hingen die Blicke der Frau mit seltsamem Wollen an dem Apachen. Bonnland schloß einen Moment die Augen. Die Formeln des Tanzes, von einer eindrucksvollen Musik begleitet, gingen weiter. Alles wurde wie unter einem Keuchen verhaltener Dinge — unter dem Zwang einer Qual, die doch wieder ersehnt schien —

Und endlich war ein Moment — da stand sie still und sah auf den Apachen — sah mit einem Ausdruck auf ihn, in dem alles verzweifelte Wissen des Weibes lag, mit Augen, die das Fürchterlichste, für das wir nicht Worte finden, gesehen haben mußten — mit gramerstarrten Unterweltsaugen, für die es kein Geschehnis mehr

gibt, das nicht in Leid und Grausamkeit ertrunken ist. — Und für einen Augenblick — einen stummen, bewegungsvollen Augenblick, kam ein Lächeln, unerträglich überlegen und unerträglich schmerzvoll —

Der Apache ergriff die Frau um die Hüften und schleuderte sie über den Raum in eine Ecke —

Dort lag sie — wie tot — vernichtet, ausgelöscht — der Vorhang fiel — — —

*

Unruhig ging Walter Bonnland durch den Tag. Er mußte die Apachenfrau sprechen. Warum — das wußte er nicht. Ein Zwang war in ihm. Eine rätselvolle Unrast. Er saß am Abend wieder in dem Teezimmer — sie kam nicht. Drei Tage kam sie nicht. Er wagte nicht nach ihr zu fragen.

Walter Bonnland ging durch die Läden und Gewölbe der Buchhändler in Paternoster Row — schrieb an den kranken Freund in dem northumberländischen Dorf an der römischen Mauer.

Über allem aber stand wie ein steiler Stein, unabwendbar, aufreizend und rätselhaft das Lächeln der Apachenfrau.

Er traf sie wieder — in dem Teezimmer wie damals.

Die dunkle Frau kam ins Zimmer herein. Sie war nach der Mode des Tages gekleidet, sie sieht europäisch aus, dachte Bonnland, und wußte dabei nicht, in welchen Weltteil seine Gedanken den Ursprung ihrer Existenz gelegt hatten. Kaum ein flüchtiges Etwas erinnerte an die Apachenfrau, erinnerte an die Tänzerin aus einem häßlichen Theater.

Sie kamen in ein Gespräch. Er führte es mechanisch — denn er mußte immer denken und rätseln, was es um Jarmuth war. Woher kam sie? Sie verstand Deutsch besser als er Englisch.

Sie sprach Deutsch mit ihm.

Es wäre nicht unfein gewesen, sie zu fragen, denn auch sie hatte ihn gefragt, wo er zu Hause war, und was er in London täte.

Aber er konnte es nicht, trotzedem ihn seit jenem Abend, da er sie tanzen gesehen hatte, die Gedanken an sie verfolgten — in einer quälenden und aufregenden Weise.

Er sah in das dunkle Gesicht der Jarmuth.

Da lächelte sie — ganz leise, sanft und wie zärtlich lächelte sie.

„Warum wollten Sie mir neulich helfen?" fragte sie.

Er errötete. Er fand nicht sogleich Worte. Endlich sagte er: „Sie schienen mir so traurig."

Die Frau machte eine Gebärde. Sie war hilflos und scheu.

„Was ist Ihnen?" fragte Walter Bonnland mit jähem Impuls und nahm ihre Hand. „Sprechen Sie doch — ist etwas, das Sie bedrückt — können Sie es nicht sagen —"

Da merkte er plötzlich, daß die Frau weinte. Und er beugte sich über sie — sein helles Gesicht war dem ihren nahe — einen Augenblick — und er fühlte, wie sie zusammenzuckte.

Da stand Jarmuth auf und ging.

*

Walter Bonnland blieb zurück. Er hörte, daß die Jarmuth nach einer kleinen Weile die Etage verließ.

Er besann sich und dachte, habe ich irgend etwas gesagt oder getan, was sie verletzen mußte?

Walter Bonnland sah sich selbst plötzlich auf der Straße. Walter Bonnland lief in der Richtung der Westminsterbrücke zu. Er hatte das Gefühl, dorthin müsse

die Jarmuth gegangen sein. Es war still in dieser Gegend — und die er suchte, fand er nicht.

Da ging er am linken Themseufer hinunter nach Vauxhall-Road.

Das Wasser lag dunkel in der Tiefe. Die Dunkelheit fiel vom Himmel herunter.

Und doch war sie nicht eine völlige, denn man konnte noch Dinge in der Dunkelheit sehen. Und endlich sah Walter Bonnland den Umriß einer Gestalt. Er seufzte und war doch befreit.

Er war bei der fremden Frau — er fühlte ihre kalte Hand auf einem Eisengitter.

„Nicht," sagte er — „o nicht."

„Lassen Sie mich —" antwortete Jarmuth.

Er wußte, was sie hier gewollt. Er wußte, sie fühlte, daß er ihre Absicht ahnte.

„Nicht," sagte er noch einmal — „nicht — wir müssen miteinander sprechen."

Er wußte wohl, wenn man einen Menschen zurückholt — zurückholt in ein Leben, das so nichtig und so von kranker Not und Unerträglichem erfüllt war, daß man es nicht mehr ertrug, so schuldet man diesem Menschen viel.

Denn durfte man sein Wollen durchkreuzen und seinen Sinn beirren, wenn man ihm nicht eine große Verheißung zu bringen hätte?

So fühlte Walter Bonnland — als er die fremde Frau aus der Dunkelheit ihres Entschlusses und der Dunkelheit der Nacht mit sich zurücknahm.

*

Sie saßen zusammen. Er fragte nichts. Er streichelte leise ihre Hände.

Und da begann sie zu sprechen.

Als spräche sie ins Leere, begann sie zu reden: Geschichten aus der Dunkelheit eines trüben Weges — Geschichten, fast unbegreiflich auf dem Hintergrund einer andern, glücklichen Jugend. Geschichten, wie sie Frauen erleben, die mit einem heißen Temperament und ohne Kraft zu einem Ideal ins Leben sich werfen lassen.

Walter Bonnland war erschüttert. Er konnte nichts sagen, er streichelte nur die Hände der Apachenfrau. Er dachte, niemand soll ihr mehr etwas tun, niemand soll sie quälen.

„Heraus — wenn man da noch heraus könnte," sagte endlich die Apachenfrau.

Walter Bonnlands Herz wußte noch nichts von der fürchterlichen Tageswahrheit mancher Dinge.

Er fühlte das, was die Stunde der Jarmuth jetzt gab, als ihr letztes Besitztum. Und ihm war, als wäre ihm Last und Vertrauen eines andern Lebens gegeben.

„Kannst du nicht fort von diesem Manne?" sagte er, ohne Gedanken den vertrauten Ton seiner Sprache gebrauchend, nicht anders, als wäre ein Kind oder eine Schwester neben ihm.

„Ich will es wohl!" antwortete sie.

„Dann wirst du mit mir in meine Heimat gehen," sagte still Walter Bonnland.

*

Wie lange blieb es so? Zeiten verrinnen oft, ohne daß man sie mißt. In ein zerfallenes Geschick fällt manchmal noch Licht, wie der Mond hingeht über ausgebrannte Mauern und sie schöner macht als der Tag, der ihre Verwüstung zeigt.

„Ich hole ihre Seele aus der Tiefe," dachte Walter Bonnland. Denn er war sehr jung und von feiner Art —

Eines Abends kam sie vom Tanz — Walter saß noch auf. Sie stand hinter seinem Stuhl und streichelte sein Haar. Etwas Scheues lag in der Berührung — etwas Scheues von ihr. — Er fühlte es anders. Er stand jählings auf — und sah sie an.

Und da lag wieder auf ihrem Gesicht jenes Lächeln, das ihm das Herz zerriß, jenes unerträglich überlegene Lächeln auf dem Urgrund der verzweifeltsten Trauer. Und plötzlich wußte der Mann, daß er Schuld und Schicksal, ja vielleicht Entsetzen

und Grauen nicht mehr achten würde — weil er liebte. Weil er diese düstere Gestalt mit den wissenden Händen und der dunklen Stimme und dem schmerzhaften Lächeln liebte.

Und wie ein Zerbrochener flüchtete er in die Arme der Fremden —

Ihr Gesicht war über ihm, und er sah es nicht. Sie schwieg — sie schwieg, als er ihren Mund suchte — suchte und lange fand.

„Geh," sagte sie endlich, „geh, Walter Bonnland. Du würdest leiden. Nicht ich will dich leiden machen. Geh — ich bin kein Steinbild, das man küßt."

„Geh mit mir," stammelte er ohne Fassung. Sie streichelte ihn, sie sagte ihm gute Worte. Lange. Dann richtete sie sich auf:

„Ich gehe — und gehe du von mir. Ich würde dich betrügen — ich würde alles Entsetzliche tun — denn auch du bist schön, wenn du leidest."

Und sie ließ ihn allein, und die Nacht war schwer.

*

Die Eifersucht fiel in sein Herz, wenn Jarmuth ihn küßte mit ihren wissenden Lippen, und eines Abends konnte er nicht mehr anders, er fragte sie entschlossen und fast kalt nach Hydaspes, dem Apachen.

„Ich habe ihn geliebt," sagte Jarmuth, das Gesicht in den Händen.

So viel wußte denn auch Walter Bonnland: daß ihr Lächeln, ihr Ausdruck bei dem Tanz wenigstens ein erstes Mal keine Maske gewesen, so viel wußte auch Walter Bonnland.

„Was hinter dir ist, danach habe ich dich nie gefragt," sagte er heiser vor Erregung. „Aber — ich halte das nicht aus, du darfst nicht mich küssen und mit dem Hydaspes tanzen — das ertrage ich nicht — dies geht nicht."

„Das Engagement ist zu Ende," sagte Jarmuth, „ich habe gestern zum letzten Male dort mit Hydaspes getanzt."

„Und du wirst ihn nicht wiedersehen?" fragte Walter Bonnland.

„Ich werde ihn nicht wiedersehen," antwortete Jarmuth.

Die Antwort, die Walter Bonnland erhofft hatte, wurde ihm zu etwas sonderbar Schwerem, als er sie erhielt. Sie kam ihm zu rasch — sie kam ihm im Tonfall seiner eignen Stimme, fast wie ein gedankenloses Echo schien sie ihm.

„Gehörst du mir?" fragte Walter Bonnland.

Mit ihrer dunkelsten Stimme antwortete Jarmuth: „Nimm mich doch."

Er küßte sie. Langsam und wie ein Träumender. Und er sagte:

„Warum warest du neulich, vor sechs Tagen, böse und hart zu mir und sagtest, du würdest Entsetzliches tun und mich betrügen? Wie konntest du das sagen, Jarmuth?"

„Weil du von mir gehen solltest," antwortete sie.

„Du sollst nicht wieder von mir gehen, Jarmuth. Das Leben ist so groß und reich für Menschen, die einander lieben. — Die dunklen Dinge versinken — sieh, sie bleiben hinter uns wie die Nacht der Geburt."

„Tote Dinge," sagte sie halb unbewußt.

„Aber wir leben, Jarmuth. So stolz und stark kann das Leben sein, wenn zwei Menschen den großen Willen zueinander haben. Denn dann wollen sie das Reine und Gute — wollen weg von allem, das verwirrt — sie wollen zum Licht — verstehst du mich, Jarmuth?"

„So sprach nie jemand zu mir, Walter."

*

Eines andern Tages — still und gut war es zwischen ihm und Jarmuth gewesen, und die Flamme seiner Leidenschaft barg sich hinter dem Licht seines Herzens — eines andern Abends saß Walter noch bei seinem Buchhändler in Paternoster Row, als ihm ein Brief von Viktor, seinem Freund, gebracht wurde.

Walter Bonnland las:

Mein lieber Walter!

Hier in dem „northumberländischen Dorf an der römischen Mauer", wie Du immer sagtest — mit einem zärtlich schwermütigen Tonfall, als fühltest Du die große Einöde, wo die Natur nun so ganz verschlossen ist, hat man viel Zeit, selbst wenn man weiß, es kommen nicht mehr viele Tage.

Mein lieber Walter, nie hätte ich geglaubt, daß man so ruhig werden kann. Erinnerungen kommen, die lange verschüttet waren, Augen sehen uns an, lange für uns erloschen.

Die Zeiten kehren noch einmal zurück: und manchmal bin ich der kleine Junge, der auf der Mutter Schoß die Abendglocken hörte — oder das heiße Herz, das in Sternennächten draußen im weiten Land Gott vor sein Forum rief oder die Erde wie eine Geliebte sah.

Und weil wir in unserm Erinnern so wenig Abschluß und Ende finden, sondern nur ein Verlieren im Dämmern, das wie die Lebensquelle scheint, der Ahnungen voll und des Geheimnisses, so wird die Dämmerung, die ich vor mir sehe, zum Rätsel und zum Lebendigen.

Ich denke oft der Worte im Faust:

„Und dein Herz,
Aus Aschenruh' zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf."

Wenn unser Herz und unsre Jugend sich nicht ins Niedrige verloren, was ist dann Sterben? Es kann nur eine Form sein — die Aschenruh' vor neuem Entflammen.

Manches möchte ich Dir noch sagen, das zu mir kommt wie die Gestalten der Kindheit — aus fernem Land und doch so vertraut. Aber meine Hand ist so müde, und ich kann nur noch meine Gedanken zu Dir senden, die Dich umfassen als einen liebsten Menschen und ein schönstes Teil meines Lebens. Der Deinige

Viktor.

Walter Bonnland las diesen Brief — und sein andres Selbst, das ihm so fern gewesen in letzten Zeiten, stieg aus der Tiefe.

Er dachte der Stunde in der fremden Stadt, da ihn — es war ein banger Abend gewesen, so ein Abend, an dem der heimatlose Mann in dumpfen Wünschen geht und sich selbst nicht erlösen kann — Viktor auf der Bibliothek ansprach.

Er gedachte vieler Dinge — während er im Kursbuch nach dem nächsten Kurierzug nach Newcastle suchte.

Ich muß noch diese Nacht fahren, dachte Walter Bonnland. Ja, diese Nacht noch, denn es ist nicht mehr viel Zeit.

Nicht mehr viel Zeit. Eine schmerzliche Welle floß über seine Seele. Zu früh kam ein Abschied — zu früh wurde ein grüner Kranz zerrissen.

Und Walter dachte, das Herz bei dem andern, ich muß zu Jarmuth gehen. Es sind noch Stunden. In diesen Stunden will ich ihr von Viktor sprechen, und sie wird begreifen, daß ich fort muß.

*

Er stieg die Treppe zu Jarmuth hinauf.

Der schnelläufige Zufall irrte vor ihm her.

Kein Riegel verschloß Jarmuths Tür.

Walter Bonnland trat ein.

Das erste, was er sah, war ein kleines Ding auf dem Tisch, es lag wie verloren da — sinnlos hingeworfen.

Und dann sah Walter Bonnland etwas andres. Er sah Jarmuth und Hydaspes,

den Apachen. Und er sah auf dem Gesicht der Frau wieder jenen Ausdruck des Grams und der Lust, der Walter Bonnland unerträglich war — und in diesem Ausdruck des Grams und der Lust sah Walter Bonnland versunken, was er aufgebaut.

Die Flamme irren Zorns überloderte ihn. Kein Denken und keine Barmherzigkeit war mehr in ihm. Oh, nichts war von seiner Seele bei ihm —

Die ging vielleicht — schon abgetrennt — zu dem, der ihr reines Wollen begriffen hatte.

Eine Sekunde nur — keines von den beiden im Zimmer machte auch nur eine Bewegung.

Das kleine Ding, das wie verloren auf dem Tische gelegen hatte, war in Walter Bonnlands Hand. Und ein irrer Augenblick war, da Walter Bonnlands Blut aufbebte in einem unertragbaren Zorn — ein Schuß — und der Apache taumelte — fiel — fiel —

Da geschah ein Seltsames. Die Jarmuth sah nicht nach dem Apachen. Die Jarmuth ging und nahm Walter die Waffe.

Die Jarmuth ging zu dem wie Betäubten, der einen getötet. „Nun hilft es nichts mehr — du mußt fort aus diesem Wirrsal und diesem Häßlichen," sagte sie.

Er hob nicht die Augen — er spürte irgendwo ihren Mund —

Und da fiel ein zweiter Schuß —

In diesem Augenblick ward die Tür aufgerissen — ein Mensch sah halb dieses Letzte.

Jameson, der junge Techniker, stand da.

Er stand einen Augenblick wie versteinert, dann rannte er zu Walter Bonnland. Der lebt nicht mehr. Aus den Augen des Jameson stürzten die Tränen.

„Was war?" stammelte er. Jarmuth schwieg. Da kamen Leute ins Zimmer. Die alte Jüdin erhob ein gräßliches Geschrei — der Hauswirt war da, man wußte nicht wie — Menschen, die der Erde entwachsen schienen, waren da.

Man fragte, man schrie.

Schweigend und unbeweglich stand die Jarmuth.

„Sie lacht auch noch, dieses Weib lacht noch," hörte Jameson den Hauswirt brüllen.

Da sah der blasse junge Engländer auf. Und er sah Jarmuth an, die stand und schwieg — die stand, wie zu Eis erstarrt.

Und um ihren Mund war etwas wie ein Lächeln. Ein Lächeln, das nichts mehr gemein hatte mit Dingen dieser Erde, ein Lächeln, wie es die letzte Qual nur findet.

Der junge Mensch aber starrte auf dieses Lächeln — und sein Gesicht wurde fahl, und seine Hände zitterten.

Ein Vernichteter, über den ein Mensch des Blutes hintobt wie Gewitter über erschrockenem Land, so starrte er auf das unerträgliche, von den dunklen Geheimnissen der Passion zerrissene Lächeln der Apachenfrau.

Und Jameson, der junge Engländer, sagte:

„Ich bin Zeuge — ich habe gesehen, wie der German erst den Apachen und dann sich selbst erschoß."

Er sagte es mit fester, ja fast gebietender Stimme in das Geschrei der Leute hinein. Und seine Augen hingen flehend an dem dunklen Gesicht der Apachenfrau.





Theoretischer Unterricht im Schulzimmer

Polizeischulen

Die Entwicklung der Gesetzgebung auf sicherheits- und wohlfahrtspolizeilichem Gebiet hat die Aufgaben der Polizei außerordentlich vermehrt und dadurch den Dienst des Polizeiexekutivbeamten immer verantwortlicher gestaltet. Damit hat aber die gründliche methodische Ausbildung der Beamten in Polizeivorschriften und Bestimmungen nicht Schritt gehalten. Um dem abzuhelfen, sind jetzt in verschiedenen

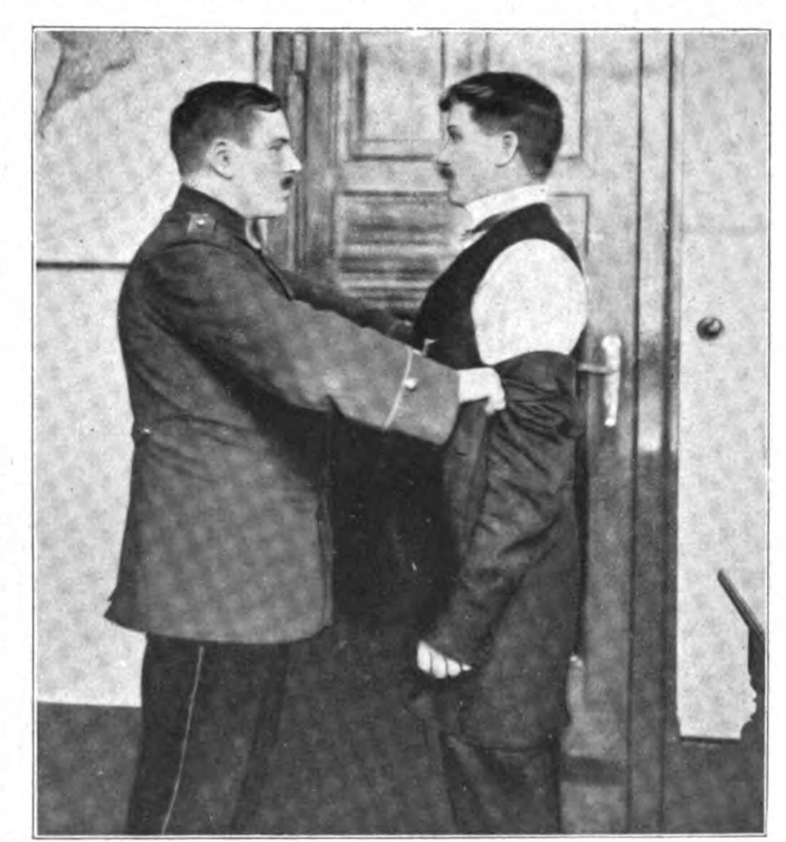


Jiu-Jitsu bei den „Blauen“: Abführung eines Widerspenstigen



Säbel gegen Knüttel

Provinzen (Brandenburg, Rheinprovinz, Westfalen, Hannover, Hessen) Polizeischulen eingerichtet worden, in denen die Schüler während eines zirka drei Monate dauernden Kursus eine systematische, theoretische und praktische Ausbildung erhalten. Eine der besuchtesten ist die dem Landrat des Kreises Teltow unterstellte Polizeischule für den Regierungsbezirk Potsdam. Der umfangreiche Unterricht erstreckt sich nicht allein auf die theoretische, sondern nachdrücklich auch auf die praktische Ausbildung



Rockärmelgriff zum Brechen des Widerstandes



Polizeigriff für Renitente

der Beamten. Der Erkennungsdienst, eine der wichtigsten Errungenschaften der Polizeiwissenschaft, insbesondere der Fingerabdruck und das Maßverfahren; Verhalten bei tätlichem Angriff oder Widerstand unter Benutzung der japanischen Selbstverteidigungslehre Jiu-Jitsu; Gebrauch der Waffe zur Abwehr eines Angriffes; Verhalten bei Unglücksfällen; erste Hilfe, Anlegung von Notverbänden — dies sind hauptsächlich die Fächer, welche Gegenstand eingehender praktischer Einübung sind.



Körpermessung nach dem System Bertillon

Überzählige Genies. Von Julius Havemann

Wir werden in diesem Jahre an das frühe Hinscheiden Grabbes und Kleists zu gedenken haben. Das mag uns veranlassen, einen Blick auf die stattliche Reihe der Genies zu werfen, die in Deutschland als „überzählig" verdorben und gestorben sind.

Unter den Menschen, oder doch für sie, können Genies nicht überzählig sein. Wohl aber im Staat unter den Bürgern, und da diese zuweilen vergessen, daß sie auch Menschen sind, so wird dann leicht so ein überzähliges Genie auch ein unbezahltes und kommt in eine üble Lage. Im Lande der „Dichter und Denker" ist bekanntlich auch der treffliche Michel, der Mann mit der warmen Nachtmütze, zu Hause. Der hat einen Widerwillen gegen die unruhigen Genies und setzt ihnen als „Rocher de bronze" seine ganze eherne Ruhe entgegen, das heißt: er knöpft vor ihnen seine Dukatentasche fest zu und wartet ab, wie lange sie mit nichts als Ideen in sich werden Skandal machen können. Ein seltsamer, abenteuerlicher Zug ist es, der da heraufschwankt aus den Nebeln der Vergangenheit. Absonderliche Käuze, deren mancher unter solcher Kruste die tiefe blutende Wunde kaum verbirgt. Dann welche, die, von fern gesehen, düster und erschreckend erscheinen, nahebei aber so kurios werden, daß man sich eines Lachens nicht erwehren kann. Endlich die großen Tragischen, die am Leben nur wurden, um am Leben zu sterben. Sondern wir die heraus, die der deutschen Literatur angehören.

Schon unter den Goliarden, den vagierenden Clerici des Mittelalters, die uns die Schätze der köstlichen Liedersammlung des Klosters Beuren, die „Carmina burana" — nicht aber ihre Namen — hinterlassen haben, dürfte mancher, anstatt in den geistlichen Frieden einzugehen, solch ein unruhiges dunkles Los gezogen haben, um seine anrüchige und nur seinesgleichen und der Nachwelt erquickliche Geistesverwandtschaft mit Ovid und Horaz im äußersten Elend zu verlieren oder gar zu beklagen. Mit ihnen wetteifert der Kneitlinger Bauernsohn, der „Eulenspiegel", den strengen Behörden und ehrbaren Leuten seinen Schabernack zu spielen, der ihm noch um seiner selbst willen gefällt. Daß der Geist über-



Titelblatt der ersten Eulenspiegelausgabe (1515)
Aus Könneckes Bilderatlas (Verlag Elwert, Marburg)

letztere Ausfälle gemacht hätte, um sich selber Luft zu schaffen, dazu bedurfte es für ihn erst verheißungsvollerer Aussichten auf eine Machtstellung in der Welt. Die brachte die Reformation. Sie reißt einen Ulrich von Hutten aus den immer trüber gewordenen Niederungen der Clerici empor, trägt ihn eine Weile, muß ihn dann aber allzuzeitig den elenden Folgen seiner Frühzeit dennoch anheimfallen lassen. Der Dreißigjährige Krieg verspült auch das Genie wie in einer Sturmflut in sich, ohne daß es anders als im tätigen Leben hätte zur Geltung kommen können. Erst als die Ordnung wieder ihre Zäune und Gesetze aufrichtet und Sitte und Brauch ihre engen Wege austreten, fangen auch die Eignen, die Ausgestoßenen und Überzähligen wieder an, bemerkbarer durchs Seitab zu trotten. Und wieder heißt's: Entweder aufhören, zu existieren, oder aufhören, ein Genie zu sein, werden wie sie alle und brav in den Alltag eingehen! Denn Michels Ruhebedürfnis ist jetzt stärker als je.



Christian Friedrich Daniel Schubart
Nach einem Kupferstich von E. Horace und J. Ölenhainz
(Aus Könneckes Bilderatlas)

Mit sarkastischem Behagen hört es der ewige Student, Christian Reuter, der Verfasser des unsterblichen „Schelmuffsky“, und er holt sich seine „ehrbaren“ Bürger und Bürgerinnen einmal vor seinen Bierrichterstuhl. Er, der Geistesbruder von Shakespeares liederlichem Sir Toby Belch, der ehemalige Student der Theologie, der es als Jurist nachweislich erst mit achtunddreißig Jahren zum cand. jur. bringt, findet, wie jener seinen Malvolio, seine Familie Müller, hinter deren Schwächen und hohlem Schein er ebenso unbarmherzig herhetzen kann wie „Frau Schlampampe“ hinter seinen ewig leeren Taschen. Mit Söhnen und Töchtern schleppt er sie aufs Theater und in seiu kostbares Buch, und als er wegen Beleidigung in den Karzer wandern muß, setzt er die Geschichte dort auch noch in Musik. Durch mächtige Gönner aus drohenden Prozessen herausgerissen und als Sekretär eines Kammerherrn in eine einträgliche Stellung gebracht, weiß er nichts Wichtigeres zu tun, als nun auch die Hofgesellschaft aufs respektloseste abzukonterfeien. Er muß denn auch bald nach Berlin flüchten, wo ihm mit zunehmenden Jahren der Humor ausgegangen zu sein scheint. Zuletzt soll er in Charlottenburg als Ehemann und Vater in engen Verhältnissen unter Hinz und Kunz gesichtet worden sein. Doch wir halten uns an seine Jugend.

Hinter ihm erhebt sich ein trauriger Schatten: J. Chr. Günther. Dem ward die Jugend nicht so leicht. Er war von anderm Temperament. Auch er so ein verlumpter Student, der es zu keiner Lebensstellung bringt und darüber Vater, Liebste und frühzeitig das Leben verliert. Doch manches seiner Gedichte, aus wunder Brust gequollen, hat noch heute seinen Klang. Stürmischer, kraftvoller in seinem unbändigen Trotz ist Christian

Friedrich Daniel Schubart, der zwanzig Jahre vor Schiller das Licht Schwabens erblickte, das heißt das Licht, so unter Württembergs Tyrannen nicht geduldet wurde, der Mann, der von seinem Herzog zehn Jahre auf dem Hohenasperg zum Bürger gezähmt wurde und sich dann bei viertausend Gulden jährlich tatsächlich wie einer aufführte, aber nichts Großes mehr hervorbrachte. Das Fettwerden ist den Genies nie zuträglich gewesen. Dann ist da der Livländer Jakob Michael Reinhold Lenz, dessen geistige Physiognomie etwas Tragikomisches hat, ein reicher, unruhiger Geist voll unreifer, überspannter Ideen, vorzüglich auf dem Gebiete sozialer Neuerungen, auf dem er sich seltsamerweise berufen fühlte, eine Rolle zu spielen, bei vielen genialen Zügen ein unleidlicher Moralist und ein Querkopf, der zum Don Quichotte nur zu kleinmütig und wehleidig war. Auch er findet nirgends die ihm zusagende Tätigkeit, Frieden und Heimat und endet im Wahnsinn in einer Mainacht in den Straßen Moskaus.

Bei einer Reihe von Erscheinungen werden wir uns bald klar darüber werden, daß es weniger die bürgerlichen Verhältnisse als das Menschsein überhaupt ist, in das sie sich nicht zu finden wußten. Bürger, der Dichter der „Lenore", war nur ein Spielball seiner Leidenschaften, die recht gewöhnlicher Natur waren. Sie zertrümmerten sein Leben, während er das Sittengesetz in schönen Versen pries. So erlagen der „schönheitstrunkene" Hölderlin, der schwermütige Lenau, der in wundervoller Form sein Herrenrecht verkündende und alle Werte umwertende Nietzsche tieferen Zwiespalten als dem zwischen der nur bürgerlichen Außenwelt und einer inneren Welt. Nicht ohne der Menschheit jeder in seiner Art unvergängliche Schätze übermacht zu haben. Wenn ich von problematischen Naturen neuerer Zeit etwa den noch unreifen Stürmer Hermann Conradi, dessen Ende Dunkel umhüllt, oder die überemanzipierte Dreyfusfreundin Juliane Dery, die durch Selbstmord endete, oder auch den völlig weltfremden Schwärmer Peter Hille namhaft mache, so ist damit gewiß nicht jene große ringende Schar abgetan, die vielmehr zahlreicher wird, je poesieärmer das Leben sich für die vielen gestaltet, und aus der nur ein verschwindender Bruchteil ans helle Leben emportaucht. Ihrer jedem schrieb Arno Holz seine bekannten Phantasusverse. An ihrer Spitze aber stehen recht eigentlich nach Zeit und Wert Grabbe und Kleist.



Christian Grabbe
Nach einer Zeichnung von W. Pero
(Aus Könneckes Bilderatlas)

Grabbe war krank — wie einst Hutten. Das und daß er einfacher Eltern Kind war und sich über ein gewisses geistiges Erbe nicht zu erheben vermochte, machte ihn rücksichtslos im Leben, scheuchte ihn aus den Reihen der bürgerlich Strebenden. Er unterstrich seine Genialität. Und nicht nur im Werke. Immer mehr sonderte er sich von allen ab, warf tobend

Riesenblöcke aus, um sie dann zu behauen, unbekümmert darum, ob er in seiner Umgebung damit Unheil anrichtete oder dabei eine närrische Figur machte, und geriet, als er auch noch in der Ehe ein allerkläglichstes Los gezogen hatte, in eine Lage, in der nur noch Werke entstehen konnten, die so selbstherrlich waren, daß es schien, als sollten sie den großen Haufen direkt vor den Kopf stoßen. Dennoch ist das wegwerfende Urteil, mit dem man zumeist dieses „verkommenen Genies" zu gedenken liebt, gänzlich unangebracht. Sein Leiden war groß und echt wie sein Streben.

Von dem Gewaltigsten von allen, dem größten Dichter unter den Preußen, von Heinrich von Kleist, dürfte um die Zeit der hundertsten Wiederkehr seines Todestages viel und voll Begeisterung die Rede sein. Zu seinen Lebzeiten war er nur „der verrückte Kleist" und vermochte die zwanzig Louisdor nicht aufzubringen, um sich als Offizier ausrüsten zu können. Bald war er unter den Kläglichkeiten des Tages nicht mehr imstande, mit den sonst so scharfen Dichtersinnen zu erlauschen, was in den wenigen schon immer vernehmlicher wie die Sturmglocken einer nächsten Zukunft zu wogen und zu brausen begann. Er hielt seine Träume wie sein ganzes Leben für eine Torheit und griff, an einer Zukunft seines Volkes wie seines Genies verzweifelnd, an jenem düsteren Novembertage draußen in der Machnower Heide unfern des damals noch einsamen Wannsees zur Pistole.

Es ist ja zu verstehen, wenn die ehrsamen Leute, bei denen alles nach Mustern gehen muß, und die doch so gierig auf das lauern, was anders ist, über den Schluß von Lenzens Drama „Die Freunde machen den Philosophen" lachten. Dort überläßt ein Gatte seine Gattin dem heimlich Geliebten mit den edelmütigsten Worten, um fortan nur noch als Dritter im Bunde, als „beiderseitiger Beschützer", zu figurieren. Denn „die Wollust einer großen Tat wiegt die Wollust eines großen Genusses auf". Auch mag, wer wußte oder weiß, daß dieser Gedanke durch einen allerpersönlichsten Wunsch gezeitigt wurde, da Lenz die Gattin eines Adligen liebte, sein beseligtes „Ach so—o!" nur ja nicht verschlucken. Und wozu rügen, was eine gedankenlose, aber um so beredtere Familie Michel etwa dermaleinst über Kleist geäußert hat, und daß eine Seele von Detmolder Spießer an Freiligrath den Tod Grabbes als eines „unnützen Phantasten" meldete! Man kann nicht verlangen, daß eine gemeine Stubenfliege richtige Ansichten von einem Adler habe. Schlimmer ist es freilich, wenn ein Iffland die Aufführung des „Käthchens von Heilbronn" ablehnt, so daß Kleist den „Prinzen von Homburg" lieber gar nicht erst einreicht. Noch schlimmer, wenn ein Goethe in seiner Geheimrätlichkeit dem Dichter über die „Penthesilea" nichts zu sagen weiß als: er „vermöge sich mit ihr nicht zu befreunden". Am schlimmsten, wenn dieser selbe Goethe zum Ballhorn wird und den „Zerbrochenen Krug" bei einer Aufführung in Weimar in drei Akte zerlegt, so daß er durchfällt. Auch Grabbes Dramen sind von Immermann in Düsseldorf nicht aufgeführt worden. Der Herr Theaterdirektor mühte sich mit Tieckschen Dramen ab, ließ sich selbst loben und dachte daran, den „Napoleon" als — „Phantasmagorie" aufzuführen. Glücklicherweise kam er dazu nicht. Er hielt es im übrigen für das der Literatur zuträglichste, wenn er ein Genie wie Grabbe Rollen abschreiben ließ, und verlangte dafür Dankbarkeit, das heißt weniger freimütige Kritiken von ihm.

Was die Dichter selbst anlangt, so sehen sie zumeist recht gut, was ihnen würde helfen können, und auch, wohin ihr einsamer Weg sie führen wird; aber sie gehen diesen doch. Ließ sich der junge Günther in Leipzig noch herbei, mit den Wölfen zu heulen:

> Man lügt zuweilen nach der Mode
> Und nach der Mode lüg' auch ich —

so begehrt sein Geist doch immer wieder gegen dies Versinken in der Masse auf, und nur in solchen Stunden schafft er Wertvolles. Auch ihre Fehler beschönigen sie nicht, ja sie übertreiben sie, sich selbst zermarternd, ins Ungeheure, wie Schubart und Lenz. Es sind keine Übermenschen, die sich selbst bewundern, wie die modernen Kaffeehausliteraten, mag auch das stolze Selbstgefühl des Schöpfers sie dann wieder hoch aus den düsteren Niederungen emporreißen.

Grabbe spricht im „Gothland“ das vorahnende, an Goethes Harfnerverse von der Schuld erinnernde Wort:

Drum, wie sich auch der Edle wehrt, um nicht
Zu fallen — fehlen, fallen muß er doch,
Denn selbst die Taten seiner Jugend werden
Zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung!

Das schlimmste Schicksal aber war ihnen allen die Verständnislosigkeit der Menschen, der vielen und besonders der wenigen, ob sie nun richteten oder schwiegen. Mußten in der Tat alle hier Genannten „Überzählige“ sein? Wären sie es in einem andern als dem deutschen Volke auch gewesen? Sie alle? Das sind heikle Fragen. Aber vielleicht sind sie nicht ganz unnütz, wenn jeder sie sich mit Ernst selbst zu beantworten versucht. Denn haben sie sich auch im Leben bescheiden müssen, größer gewesen oder Besseres gewollt zu haben als die vielen, die Nachwelt vermag ihnen den Kranz nicht mehr vorzuenthalten. Und wird es auch im allgemeinen nie anders werden als es war, so wäre doch schon etwas erreicht, wenn man sich des schnellen Wortes über Zeitgenossen, die andres darbieten, als man zu sehen gewöhnt ist, enthalten würde.



Vorbereitung zum Fronleichnamsfest

Nach einem Gemälde von G. A. Heßl



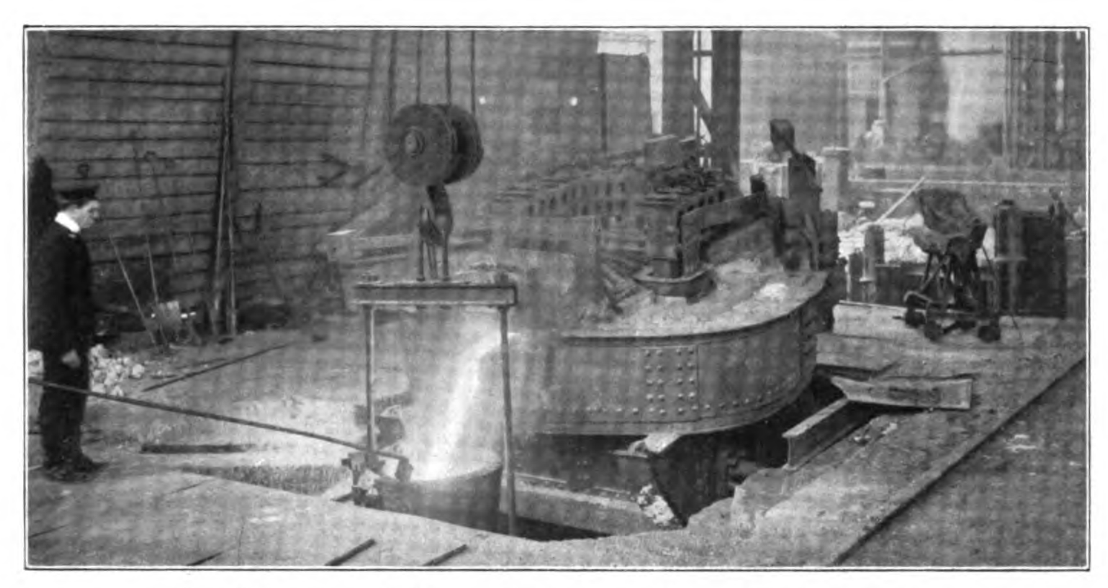
Halali

Der Rosse Nüstern sprühen weißen Dampf,
Die Lenden beben gleich den Schmiedebälgen.
Schon fällt vertrocknet Laub im nahen Busch,
Es birgt der schlaue Fuchs sich im Gesträuche.

Laut gibt der Koppeln buntgefleckte Schar,
Die Lefzen nässen, und die Zunge hängt
Begierig seitwärts aus den offnen Mäulern.
Es setzt der Fuchs zum letzten Kampfe sich.

Den rechten Handschuh aus. Die Hand greift zu
Ein Bäumen noch — und dann ein müdes Schnappen.
Der Fangstoß traf. Es winselt leis ein Hund.
Die Hörner klingen schmetternd in den Lüften.

v. Winterfeld



Ausfließen des fertigen Stahles aus einem Elektrostahlofen

Elektrostahl. Von Fritz Kerns

Die Technik ist in der Beherrschung der Elektrizität nun schon so weit fortgeschritten, daß sie dieser vortrefflichen Dienerin nicht nur die feineren, eleganten Arbeiten übertragen darf, sondern auch in der Lage ist, sie mit ganz robusten Kraftleistungen zu betrauen. Zu den mächtigsten Vorgängen, die es in der Technik überhaupt gibt, gehört die Bereitung des Eisens und Stahls. Und auch in dieses Gebiet, das bisher ausschließlicher Bereich der brennenden Kohle war, dringt die Elektrizität. Nicht ihre besondere Eigentümlichkeit, im umflossenen Eisen Magnetismus hervorzurufen, wird hier verwendet, sondern der elektrische Strom dient hier einfach als Heizmaterial. Er hat ja die Fähigkeit, beim Übergang zwischen zwei voneinander entfernten Elektroden durch die Luft in Form eines Lichtbogens und beim Passieren von Leitungsstücken mit starkem Widerstand außerordentlich hohe Wärmegrade hervorzurufen.

Die Erzeugung des Roheisens und die Herstellung des Stahls daraus geschehen von jeher durch die Anwendung sehr starker Hitze. Die in der Natur vorkommenden Eisenerze werden mit Kohle zusammen in den Hochofen, einen riesenhaften, mit schlechten Wärmeleitern umkleideten Schacht, getan, es wird Feuer darin angezündet, und dieses läßt man dann lange Zeit brennen, indem man zur Steigerung der Wärme noch mittels ungeheurer Gebläsemaschinen heiße Luft fortwährend durch das Gemisch von Kohle und Erzen schickt. Bald scheidet sich bei diesem Prozeß das Eisen von den übrigen Bestandteilen, der Schlacke, ab, und man kann es durch eine im untersten Teil des Ofens angebrachte Öffnung in flüssigem Zustand herausrinnen lassen.

Doch dieses so gewonnene Eisen, Roheisen genannt, ist für die meisten Zwecke der Technik nicht ohne weiteres verwendbar. Es ist infolge des Hochofenprozesses sehr stark kohlenstoffhaltig, und die Gegenwart von viel Kohlenstoff macht das Eisen spröde und wenig widerstandsfähig gegen Zug und Biegung. Es ist in diesem Zustand auch nicht schmiedbar, sondern würde sofort zerspringen.

Um nun schmiedbares Eisen zu erhalten, muß man das Roheisen fast völlig von seinem Kohlenstoffgehalt befreien. Das geschieht dadurch, daß man es flüssig macht und sehr stark mit dem Sauerstoff der Luft in Verbindung bringt. Alsdann verbindet sich der



Beschickung eines Elektrostahlofens mit Roheisen. Aus dem Gießtiegel rechts fließt das Roheisen in die Rinne des Elektrostahlofens

Kohlenstoff mit dem Sauerstoff zu Kohlensäure oder Kohlenoxyd und zieht in Gasform ab. Ein Eisen, das in sehr hohem Grade von Kohlenstoff frei ist, nennt man Schmiedeisen. Seine besten Eigenschaften zeigt das Eisen jedoch merkwürdigerweise, wenn es noch 0,5 bis 1,5 Prozent Kohlenstoff enthält. Es ist dann am meisten widerstandsfähig gegen alle Beanspruchungen und hat auch noch einige besondere Eigentümlichkeiten, die dem Techniker sehr erwünscht sind, so zum Beispiel die Fähigkeit, sich härten zu lassen. Eisen in diesem Zustand nennen wir Stahl.

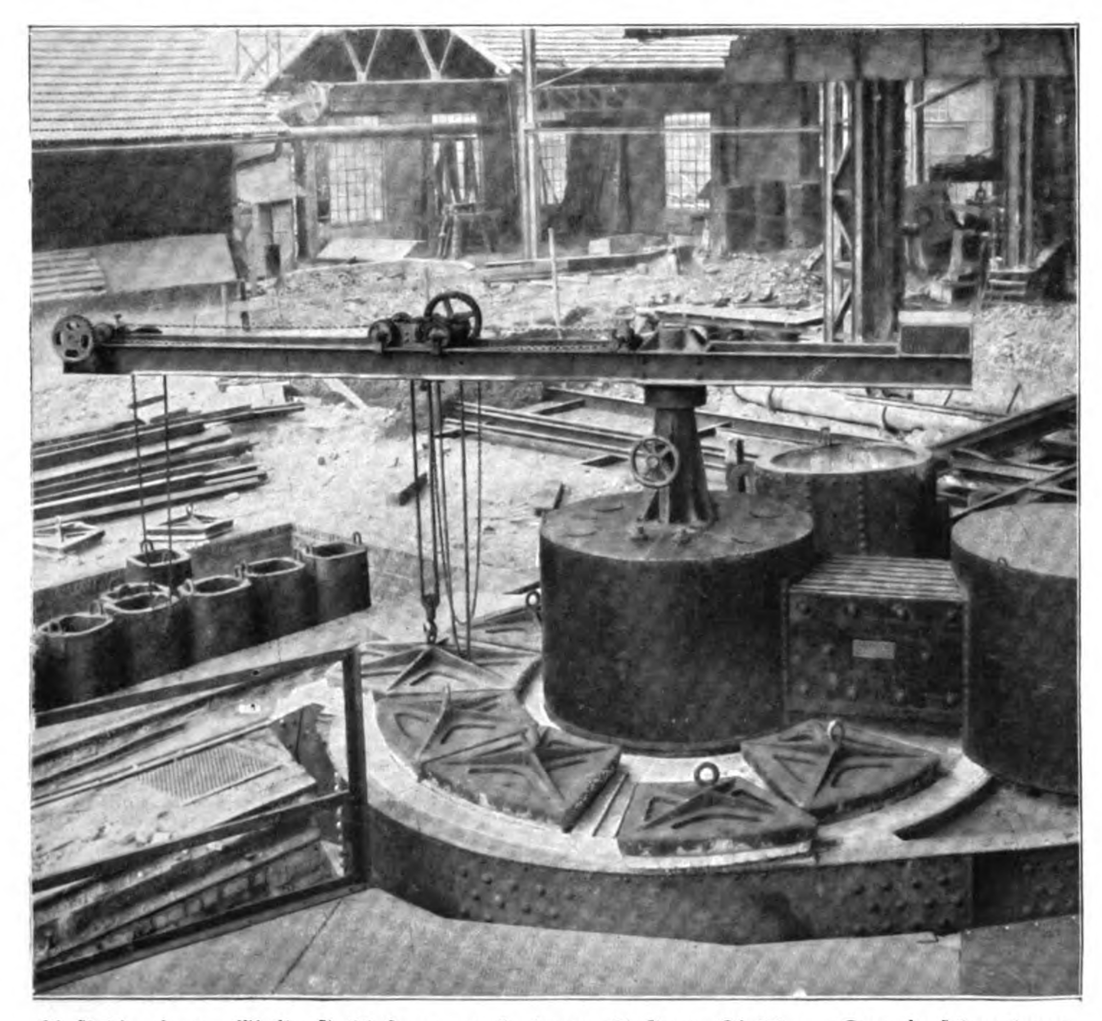
Die Herstellung des Stahls aus Roheisen geschah in neuerer Zeit fast ausschließlich und geschieht noch heute im allergrößten Umfang in der Bessemerbirne und im Siemens-Martin-Ofen. Namentlich der Bessemerprozeß hat die allerweiteste Verbreitung. Es wird hierbei in ein sehr großes, birnenförmiges Gefäß, die sogenannte Bessemerbirne, flüssiges Roheisen getan und durch dieses heiße Luft so lange hindurchgeblasen, bis der Kohlenstoff des Eisens auf den gewünschten Prozentsatz herabgesetzt worden ist. Durch die sehr umfangreichen Gebläseeinrichtungen, die hierbei unterhalten werden müssen, ist der Prozeß nicht billig, und in der Technik wurde schon seit langem ein Reinigungsverfahren für das Eisen begehrt, das gestatten würde, ohne das Einblasen von Luft zum Ziel zu gelangen.

Wie so oft, brachte auch hier die Elektrizität die Erfüllung. Der Urheber des ersten Gedankens für eine Methode der Stahlerzeugung auf elektrischem Weg ist der große Werner Siemens gewesen. Im Jahre 1878 bereits konstruierte er zusammen mit seinem Bruder Wilhelm den ersten elektrischen Schmelzofen. Er hatte sich dabei zur Aufgabe gestellt, den Stahl in einem einzigen Prozeß direkt aus dem Erz zu gewinnen. Er benutzte hierzu einen Tiegel aus Kohle und erzeugte die Hitze dadurch, daß er dicht

über den Erzen einen Lichtbogen zwischen zwei Elektroden aus Kohle übergehen ließ, wie dies noch heute in jeder Bogenlampe geschieht. Die von einem solchen Lichtbogen erzeugte Hitze beträgt 2000 Grad und mehr, und sie ist wohl imstande, Erze auch ohne Zuhilfenahme von Gebläsen niederzuschmelzen. Siemens hatte aber mit seinem elektrischen Ofen einen großen Mißerfolg. Denn sowohl in dem Material des Tiegels wie in den Elektroden befand sich ja Kohlenstoff, der in das glühend-flüssige Eisen hineinwanderte und es für praktische Zwecke ganz unbrauchbar machte.

Lange Zeit dachte danach niemand mehr an die Stahlgewinnung auf elektrischem Weg, bis das Jahr 1900 die endgültige Lösung des Problems brachte. Und zwar wurden fast gleichzeitig drei verschiedene Methoden der Erzeugung des Elektrostahls erfunden.

Der italienische Genieoffizier Ernesto Stassano erzeugt Elektrostahl dadurch, daß er in ein feuerfestes Gefäß, auf dessen Boden sich das zu reinigende Eisen befindet, zwei wagerechte Kohlenelektroden einführt, zwischen denen ein ganz ungeheurer Lichtbogen von nahezu einem Meter Länge übergeht. Den von Siemens gemachten Fehler vermeidet Stassano dadurch, daß er die Kohlenelektroden so hoch über dem Eisenbad anbringt, daß sie mit diesem unter keinen Umständen in Berührung kommen können. Das Verbrennen der Elektroden



Ansicht eines Elektrostahlofens nach dem System Kjellin. Das geschmolzene Eisen befindet sich in einer schmalen Rinne, die unterhalb des im Vordergrunde sichtbaren Deckels liegt

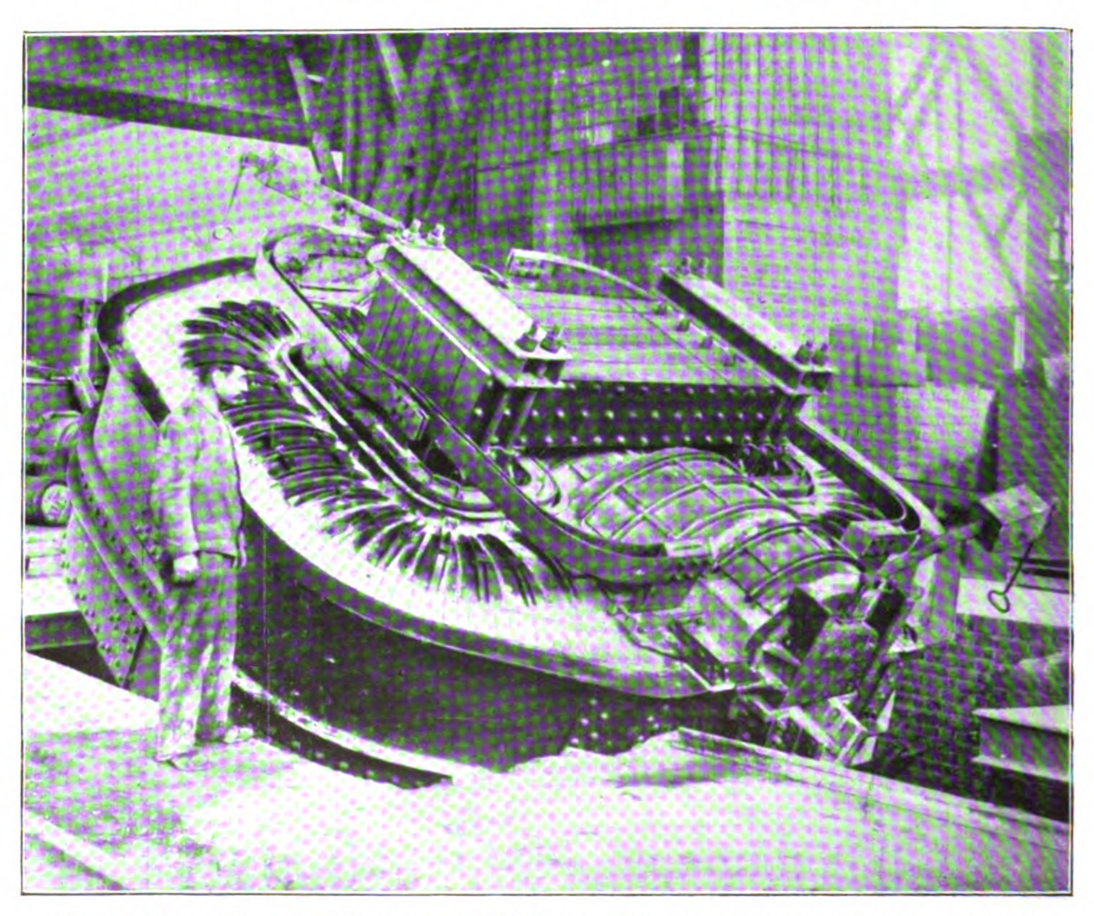
wird dadurch verhütet, daß sie in ihrem Innern ständig durch Wasser gekühlt werden.

Auf dem flüssigen Eisen sammelt sich außerdem eine Schlackenschicht, die es vollständig bedeckt und von den Kohleelektroden trennt. Auf diese Weise erzeugt Stassano, der allerdings sein Ofenmodell auch erst nach langem Experimentieren gefunden hat, einen sehr guten Stahl.

Der elektrische Stahlofen des Franzosen Héroult zeigt von dem eben beschriebenen nur eine Abweichung in der Konstruktion, nicht im Grundgedanken. Héroult führt die beiden sehr stark dimensionierten Kohlenelektroden senkrecht in den Ofen so weit hinein, bis sie in die auf dem flüssigen Metall schwimmende Schlackenschicht tauchen. Beim Einschalten des Stroms entstehen nun zwei Lichtbogen, indem von jeder Elektrode einer ausgeht, der durch die Schlacke zu dem Metall durchzubrechen sucht. Auch hier wird durch die Schlacke eine Berührung zwischen Kohlenelektroden und Eisen vermieden.

Einem ganz andern Gedankengang ist der Schwede Kjellin gefolgt. In seinem Ofen gibt es keinen Lichtbogen mehr, sondern er benutzt die Wärme, die der elektrische Strom beim Durchgehen durch einen Widerstand erzeugt. Im Kjellinofen wird das zu reinigende Metall in eine ganz schmale, kreisförmige Rinne gegossen. Um diese Rinne herum wird durch eine starke Kupferwickelung ein sehr kräftiger Wechselstrom geführt, der nun durch die bekannte Erscheinung der Induktion in dem schmalen eisernen Ring ebenfalls einen kräftigen Strom erzeugt.

Das Eisen von geringem Querschnitt bietet dem Strom nun einen sehr starken Widerstand und wird außerordentlich stark erhitzt. Bei dieser Methode ist eine Verunreinigung des Eisens durch Kohlenstoff bereits völlig

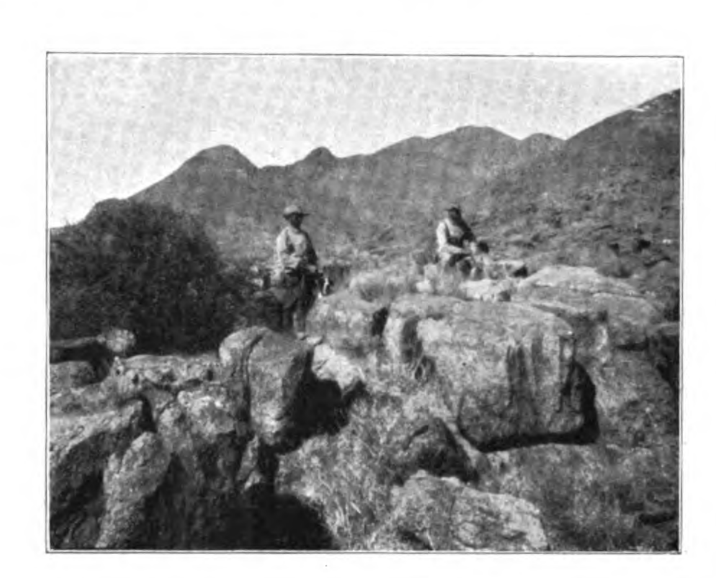


Wechselstromofen für 8000 (nach Röchling-Roderhausen) Kilogramm, gekippt

unmöglich, weil gar keine Kohle mehr gegenwärtig ist.

Die Erzeugung des Stahls auf elektrischem Weg breitet sich immer mehr aus. Es sind heute bereits ungefähr 120 Öfen dieser Art im Betrieb. In ihren Konstruktionen sind sie oft sehr voneinander verschieden, da zwar die gesamte Elektrostahlerzeugung auf den drei oben geschilderten Methoden beruht, die Ausführungsformen der Öfen aber oft sehr weit voneinander abweichend gewählt werden.

Es gibt heute etwa 20 verschiedene Elektrostahlofensysteme. Ihnen allen gemeinsam aber ist die Lieferung eines sehr reinen, sehr gleichmäßigen Produkts, dessen Festigkeit dem besten Tiegelstahl fast gleichkommt, ohne jedoch so kostspielig zu sein wie dieser. So ist eine immer weitere Ausbreitung der elektrischen Stahlbereitung zu erwarten.



Erinnerung aus Südwest

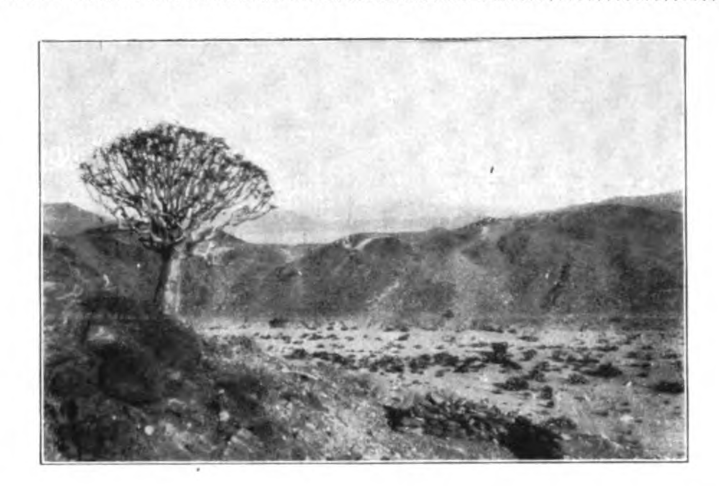
von Detloff von Berg

Todesgruß im Sonnenbrande,
Schwindelhohe Felsenkette,
Flimmerluft auf glühndem Sande,
Sieches Naß im harten Bette. —

Staubbedeckter Zug der Reiter
Zwängt sich durch die engen Grotten,
Sterben zieht ihn, jagt ihn weiter
Auf der Spur der Hottentotten. —

Trocknes Brot in karger Tasche,
Stirn und Herz im Fieber klopfen,
Aus der kriegszerbeulten Flasche
Floß der letzte goldne Tropfen.

Fern die trübe Wasserstelle —
Heiße Kehlen trinken Gluten —
Nur des Sandes öde Welle
Wälzt die körn'gen weißen Fluten.



Müdes Vieh — zu Tod getrieben
Zittern abgezehrte Leiber,
Klatschend dröhnt es von den Hieben
Der entmenschten schwarzen Treiber.

Rast im offnen Todesrachen,
Feuerschein im stein'gen Grunde,
Auf dem Gipfel knien die Wachen,
Lechzend aus verdorrtem Munde.

An der Klüfte steilen Mauern
Senkt die Nacht sich eisig nieder,
Und mit wilden Kälteschauern
Packt der Frost die müden Glieder.

Wie von teuflischen Grimassen
Grinst es über bleiche Wände,
Fester noch die Büchse fassen
Die zerborstnen Reiterhände. — —

Und die Morgenröte zittert
Auf den roten, starren Klippen,
Auf dem Antlitz schlachtverwittert — —
Leise murmeln blasse Lippen:

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod,
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad." — —

Sirenen

Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche

Als der homerische Dichter das Abenteuer des Odysseus mit den Sirenen schilderte, benutzte er stofflich wohl ein damals schon altes Schiffermärchen. Die unvergleichliche Eigenart, die aus diesen fünfunddreißig Versen eines der herrlichsten Gedichte der Weltliteratur gemacht hat, liegt in der Schilderung. Das Schiff des umgetriebenen Dulders kommt herangeschwebt, von freundlichem Winde getrieben. Plötzlich dann, ehe noch die Sireneninsel selber auftaucht, ist es, als gehe ein Zauber von ihr aus. Der Wind ruht. Die stille See glänzt von heiterer Bläue des Himmels, ein Himmlischer scheint die Wasser zu senken. Jetzt, als der bedenkliche Fels auf Hörweite nahe ist, der Sirenengesang selbst. Nur acht Verse, aber vielleicht das Klangvollste, was in Ilias wie Odyssee vorkommt. Man merkt dem Dichter ordentlich die Verantwortung an, dieses Lied, das selbst den schlauen Odysseus verführen soll, wörtlich zu geben, und doch hat er es gewagt. Aber die Genossen des Dulders, die ihre Ohren mit Wachs verstopft und ihn selber zur Vorsicht an den Mast gebunden haben, rudern vorbei. „Leiser, immer leiser verhallte der Singenden Lied und Stimme."

Es ist eine arge Sache, wie mit Namen umgesprungen wird. Den scheußlichsten, rohesten Lärmapparat, den der spätere Kulturmensch erfunden hat, nennt er eine Sirene. Ein Tiergeschlecht aber von so unerhörter Unform, daß ein Schwein dagegen die leichtfüßige Eleganz verkörpert, hat der moderne Naturforscher sozusagen amtlich als das der Sirenen bezeichnet, nämlich die mit anderm Wort so genannten Seekühe. Wenn man sich eine Kuh denkt, die mit derselben unerschütterlichen, maschinenhaften Konsequenz, mit der eine richtige Alpenkuh rupfend und rückend tagaus tagein ihre Matte dezimiert, Seegras statt Wiesengras abweidet; wenn man diese Kuh für das Wasserleben hinten abhackt und in eine plattliegende Fischflosse auswalzt, ihr auch gleich dabei die Hinterbeine fortschneidet und die Vorderbeine in runde Paddeln verbreitert, so kommt man auf die Seekuh. In dieser Gestalt liegt sie ihr Leben lang faul über ihrer unterseeischen Küstenmatte und äst, wobei sie im Vorschreiten gelegentlich ihrer Weide auch in die großen, zur See mündenden Flüsse hinein nachpaddelt und so bis tief ins Binnenland kommt. Ihre Weide ist fett, und das Wasser trägt — so darf sie alle Kuhmaße überbieten und als kolossale Fleischwalze von fünf oder gar zehn Metern Länge über ihrer Wasserwiese schaukeln. Dabei ist sie gleich der richtigen Kuh ein Säugetier. Ihre milchgebende Mutterbrust hat sogar etwas ganz Menschliches in Lage und Form, und hier steckt die halbwegs gangbare Begriffsbrücke, die zur Vergleichung mit einer homerischen „Sirene" geführt hat; denn es wird behauptet, daß diese Seekühe, im Indischen und Roten Meer gelegentlich schon vor den ältesten Seefahrern beim Luftschöpfen auftauchend und solche Büste produzierend, geradezu die Fabel von Meerweibchen, also doch irgendwie der Verwandtschaft wenigstens der echten sirenischen Fräuleins, erzeugt hätten. Die meisten Säugetiere aber, die nachträglich (denn alle echten Säuger waren geschichtlich zunächst Landtiere) wieder ins Wasser gegangen sind, haben dort eine Art Zersetzungs- und Zerfließungsprozeß ihrer Leibesformen erlebt. Während der Fisch als ursprüngliches Wasserkind durchweg (selbst im riesigsten Hai)

eine gewisse Grazie der vollkommenen Anpassungsform bewahrt hat, stößt man beim Wassersäuger auf die greuliche, verschwommene und zerhackte Mißform des Nilpferdmauls oder die Monstra der großen Wale und Pottfische, die jeder geordneten Linienführung im Umriß spotten. Und so ist auch die Seekuh auf ihrer Wasserweide an „Nichtform" ein echtes und rechtes Meerwunder geworden, so ungeschlacht wie nur möglich, wie einer, der sich gehen lassen kann und es nicht mehr nötig hat, auf nettes Äußeres und adrette Umgangsform zu sehen.

Gleich für die ersten klaren Ordnungsgenies in der neueren Tierkunde mußte es dabei aber eine wichtige Frage werden, zu welcher engeren Ecke des großen Säugervolks nun dieser Vetter Wanst eigentlich gehöre. Vom Lande war er gekommen; an was für eine Landform aber sollte man ihn dort systematisch anreihen? War es etwa wirklich die Kuh gewesen, die, gefräßig ihrer Weide nachrückend, in irgendwelchen Urweltstagen so ganz allmählich sich ins Seichtwasser hinein verloren hatte und endlich zur regelrechten Taucherin geworden war, wo die Grasnarbe allzu tief unters Wasser verlief? Ganz so seltsam, wie es sich anhört, wäre solcher Vorgang ja nicht. So ist das allbekannte Nilpferd wirklich nichts andres als ein in die weiten Binnenseegründe voller Lotosweide dauernd verlocktes altertümliches Schwein (nicht allerdings ein so verirrtes Pferd, wie der Name schließen ließe), das bei Sansibar sogar schon wie eine rechte Seekuh kühn ins Meer hinausschwimmt. Längere Zeit indessen war unsre wissenschaftliche Tierkunde zu solchen Ableitungen deshalb nicht recht mutig, weil ihr überhaupt zweifelhaft geworden war, ob sich eine Tierform aus einer andern „entwickelt" haben könnte. So gesellte man einstweilen die Seekuh gar nicht zu irgendeinem Landtier im System, sondern rückte sie mit zwei andern ausgesprochenen Wassersäugern, dem Seehund und dem Walfisch, zu einer engeren Gemeinschaft der Fisch- oder Seesäugetiere zusammen. So haben wir's noch aus dem alten, wirklich noch vom Manne dieses Namens verfaßten „Brehm" gelernt, und der älteren Generation sitzt's noch in Fleisch und Blut. Es hilft aber nichts, die Welt läuft, und der Mensch muß umlernen.

Schon als der erste Darwinismus hochkam, wurde klar, daß einer aus diesem künstlichen, bloß dem Aufenthaltsort nach vereinten Trio unbedingt woanders hinkommen müsse, nämlich der Seehund. Er war wirklich ein Stück „Hund", nämlich lediglich ein für die ergiebige Wasserjagd halbwegs umgepaßtes ursprüngliches Landraubtier. Ein Räuber, das heißt ein absoluter Fleischfresser, ist aber auch der Walfisch, und so bestand vor ihm bald ein zoologischer Argwohn, daß er, obwohl ersichtlich viel weiter fürs offene Meer umgeformt, irgendwie doch auch zuletzt und in grauen Entwicklungsurtagen an die Raubtiere anschließe. Das ist in neuester Zeit durch geologische Funde fast zur Gewißheit geworden, wenn auch die Landväter in diesem Falle noch wahre Urraubtiere (sogenannte Kreodonten) gewesen sind. Blieben zuletzt also wieder als vereinsamter Rest unsre Seekühe.

Diesmal schien ihre „Kuhnatur" zur Anerkennung zu kommen. Bei Haeckel, dessen Systematik jetzt für eine neue Generation zu einer Art zoologischen Breviers wurde, las man, daß die Seekuh höchstwahrscheinlich ein Wasserableger des paarhufigen Huftiers sei, also eben der Gruppe, zu der unter anderm auch die Kuh gehört. Solche entwicklungsgeschichtlichen Vermutungen sind nun bei umsichtiger Handhabung der Theorie stets sehr wertvolle Fingerzeige, und Haeckels provisorische „Stammbäume" haben trotz allen wohlfeilen Gegnerspotts eine wahre neue Ära der ganzen zoologischen Systematik hervorgerufen, in der praktisch heute auch alle die leben und weben, die seinen Namen nachträglich verleugnen. Auf der andern Seite bleibt aber ebenso wahr, daß alle noch so geschickte Theorie arm ist, wenn nicht das Glück wirkliche Neuentdeckungen hinzubringt, in diesem Falle also den Fund wirklicher vorweltlicher Skelette von Übergangsformen, die etwa den Schritt von einem nilpferdisch und noch weiter wasserlieb gewordenen Zweihufer aus der Kuhverwandtschaft zur Seekuh leibhaftig vor Augen demonstrierten.

Nun fanden sich zwar versteinerte Seekühe. Wie in der Urwelt alle geographischen Grenzen durchweg auf den Kopf gestellt scheinen, so mußte man sich auch hier mit dem kuriosen Bilde befreunden, daß noch in der Epoche der

Tertiärzeit, als unser allbekannter Bernstein als frisches Harz von Waldbäumen des Landes tropfte, über die Gegend bei Mainz und Darmstadt ein Meeresarm ging, dessen Seegraswiesen schon damals dort von zahlreichen, mäßig großen (etwa drei Meter langen) Seekühen abgeweidet wurden. Diese alten Darmstädter zeigten, wie es scheint, äußerlich noch ein verkümmertes Hinterbeinchen, das heute ganz fehlt, sozusagen ein Abzeichen noch mehr ihrer sicheren ehemaligen Landverwandtschaft. Aber das war auch alles, im übrigen waren sie schon so mißgeformt und wasserfroh wie ihre Genossen unsers Tages in ihrem fernen Roten Meer. Die sirenische Übergangskuh hatte man jedenfalls noch nicht.

Inzwischen gab es aber eine alte Stimme aus der Tierkunde selbst, fast vergessen wie der Mann, von dem sie hauptsächlich ausgegangen war, der schon fast zehn Jahre vor Darwins Auftreten verstorbene Franzose Blainville. Sie mahnte an die höchst seltsamen Zahnverhältnisse dieser Sirenen, in denen offenbar noch ein separates Geheimnis steckte. Wenn von den homerischen Sirenenmädchen die böse Kunde gilt, daß ihr süßer Sängermund in verschwiegenen Stunden Menschenfresserei trieb, zu der neben verminderten ethischen Hemmungen mindestens doch ein gutes Gebiß gehört, so hatten einzelne der wirklichen Sirenenkühe überhaupt keine Zähne oder doch nur spärlichste Reste solcher. Doch das war offenbar wieder Wasseranpassung für sich; auch der ungeheure Grönlandwal ist zahnlos und seiht nur winziges weiches Meergetier durch seine Gaumenbarten, die uns das bekannte Fischbein liefern. Was aber noch vorhanden war von sirenischem Normalgebiß, das war wirklich bedeutsam genug. Bald zeigte sich ausgesprochene Neigung, die oberen Schneidezähne unter der fetten Wulstlippe in regelrechte Stoßzähne zu verwandeln. Bald wuchsen die Backzähne beständig neu nach, und zwar so, daß der vorderste immer nach einer Weile ausfiel, von hinten her aber die Zahnreihe ergänzt nachrückte. Diese Zahnwunder aber erinnerten auffällig jetzt an einen zweiten Fall im Säugerbereich, der ganz und gar nichts mit der Kuh zu tun hatte, sondern mit dem — Elefanten. Auch die riesigen Stoßzähne unsres lebenden Elefanten sind obere Schneidezähne, und auch bei den Backzähnen dieses Elefanten herrscht ein mindestens sehr ähnliches System von streng geregeltem Verfall und Ersatz. Kein Zweifel: die Sirenen hatten auch im übrigen Bau ihres Skelettes mit den schweren, nicht gehöhlten Knochen mancherlei Züge vom Elefanten. Trotzdem schien der notwendig hier auftauchende Ideengang selbst den kühnsten Stammbaumtheoretikern zu kühn. Unglücklicherweise wußte man lange Zeit gerade von der eignen Urverwandtschaft der Elefanten gar nichts. Sie standen bis heute auf dem Lande, und doch wußte man nicht, wo sie auf diesem Lande hergekommen sein sollten. Kein andres Säugetier glich ihnen genug zur Anknüpfung. Die Gegner der Deszendenztheorie liebten es, lächelnd hierher mit Fingern zu weisen. Hier waren Tiere, die riesengroß waren, schon in Urweltsperioden massenhaft gelebt und versteinerte Knochen hinterlassen hatten; und doch hatten sie anscheinend keine „Ahnen". Eines Tages indessen sollte das ein recht jähes Ende nehmen. Im untersten Ägypten, im Hinterlande des sogenannten Fayum, entdeckten die Geologen vor einigen Jahren eine geradezu fabelhaft glänzende Fundstätte vorweltlicher Säugetiere. Nie werde ich den Anblick vergessen, als ich im Londoner Naturhistorischen Museum beim Eintritt in die große Halle vor dem ersten frisch ausgestellten Prachtstück von dort stand: dem grotesken Riesenschädel eines sogenannten Arsinoitheriums, eines elefantenähnlichen Ungetüms, das auf der Nase zwei enorme, nebeneinander gestellte knöcherne Hornzapfen, die an die Zipfel einer kolossalen Narrenkappe erinnerten, getragen hatte. Schon dieses jedenfalls nah verwandte neue Tier bewies, daß man hier in die Urverwandtschaft des Elefanten geraten war. Schlag auf Schlag folgten sich dazu dann die weiteren Entdeckungen an dieser Glücksstelle. Neben jenen Arsinoitherien hatten dort in der älteren Tertiärzeit Angehörige des Volks der sogenannten Klippschliefer gewohnt. Es sind das heute kleine, kaninchengroße Geschöpfe in Syrien und Afrika, die man bisher trotz ihrer Kleinheit nahe an die Nashörner anschloß. Jetzt zeigten sie nicht bloß uralte Genossen von der vollen Größe eines Tapirs, sondern es wurde auch zum erstenmal klar, daß sie

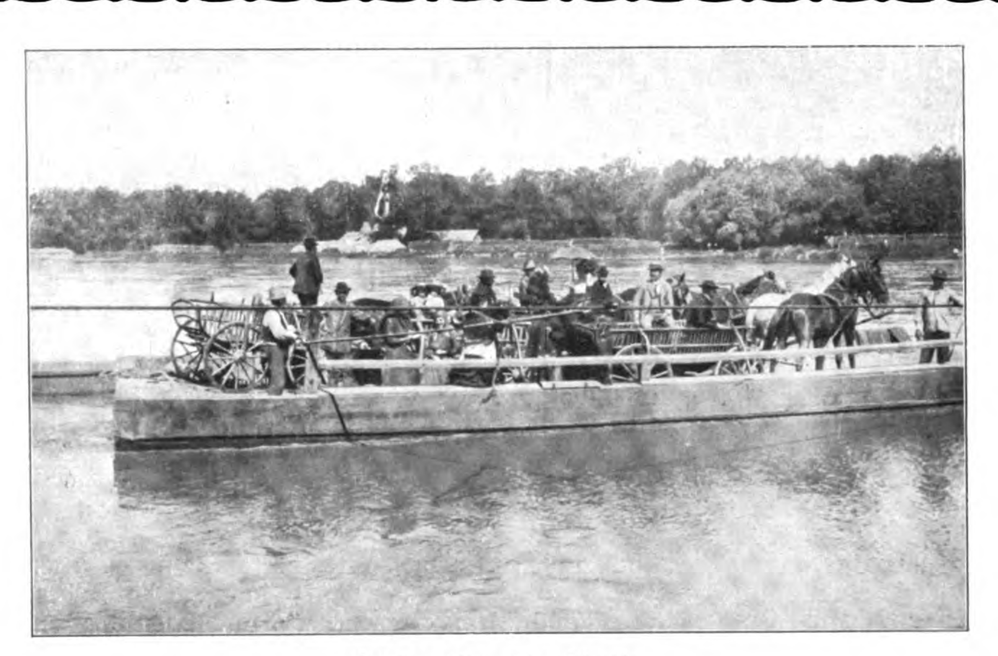
ebenfalls nähere Vettern der Elefanten seien. Von diesen Elefanten selber fand man dann sogleich ein Vormastodon, das die Entstehungsgeschichte des späteren Elefantenrüssels enträtselte. Die Krone aller Entdeckungen aber war der Ahne des ganzen Elefantengeschlechts überhaupt. Er zeigte sich in trefflicher Erhaltung schon in einer Schicht der Tertiärzeit, die geologisch noch ein Stück älter war als jene der Arsinoitherien und Vormastodons. Da erschien ein Tier, auch etwa so groß wie ein Tapir, also gegen den heutigen Elefanten relativ klein. Die Gliedmaßen schlank; ein langer Schwanz; im flachen, keineswegs elefantenhaft steil getürmten Schädel ein altertümliches Gebiß, in dem doch aber die Schneidezähne schon eine Tendenz zeigten, hauerhafte Stoßzähne zu werden. Im Umriß also ganz gewiß kein Elefant. Und doch durch soundso viel feine anatomische Details einzig und allein an die Elefanten anzuschließen. Die Sachkenner waren sich bald einig: man hatte den so lange vermißten „Elefantenvater" vor sich. Ein durchaus altertümliches Landtier, selber noch den ältesten, sehr indifferenten Huftieren der Vorwelt nahe, das aber den Ausgangspunkt der seltsamen Entwicklung zu den elefantischen Kolossen, all den Dinotherien, Mastodons, Mammuten und wie sie hießen, gebildet hatte. Da in Altägypten in dieser Fayumgegend der berühmte Mörissee gelegen hat, wurde das einzigartige Geschöpf Möritherium getauft. Kaum aber hatte man sich mit seiner Existenz abgefunden, so sollte es den Tierkundigen noch eine Überraschung bereiten, die zu den größten gehört, die alle Tierkunde je erlebt hat. An der Küste des urafrikanischen Kontinents, wo sich zu ihrer Zeit die Möritherien herumtrieben, lebten damals, vom Wasser her in die Flußmündung aufsteigend, auch schon Seekühe. Auch ihre Knochen kamen in den heute erhärteten Schichten des alten Uferschlamms von ehemals für uns zutage. Und nun zeigte sich das Unerwartete. Diese uralten Seekühe hatten fast genau den Schädel und das Gebiß des Möritheriums gehabt. Auch in den Beckenknochen glichen sie ihm noch frappant. Und doch waren sie sonst schon Seekühe! Seekühe aber, die zugleich schwimmende Elefantenväter waren! Kein Zweifel: in jenen Anfangstagen war ein Zweig möritherienhafter Urelefanten auf die Wasserweide gegangen und hatte sich dort zu Seekühen umgestaltet. Als Wasserelefanten kamen diese Seekühe fortan in die Seichtbuchten der Ufer und die Flußmündungen, über denen auf dem Festlande dröhnenden Schrittes die Landelefanten dahinstampften. Wie das Nilpferd zum Schwein, der Seehund zum echten Hund oder Bär, so stehen die „Sirenen" zum Elefanten: sie sind seine Wasseranpassung. Nun gilt es ein Umräumen in allen Museen. Die Elefanten, lange so vollkommen isoliert, bekommen Nachbarn.

Die große Seekuh des Roten Meeres, so hören wir, wird bei Nacht dort bei den Korallenriffen von den Beduinen in ungeheuren Netzen gefangen, durch langes Untertauchen (das sie als Säugetier ja nicht unbegrenzt verträgt) erstickt und mit großen Mühen endlich gehoben. Das Bild erhält eine neue Farbe, wenn man sich sagt, daß es sich hier um eine nächtliche Elefantenjagd handelt. Ein Wasserelefant, noch ein Meter in der Länge größer als der größte lebende Elefant im Kilimandjarobuschwald, dickhäutig und ungeschlacht über alle Begriffe, im Netz gefangen und zappelnd wie ein Fisch, bei Fackelschein auf der Kante einer Korallenbank — wahrlich eine packende Situation mehr im Gemälde der Tierwelt.





Onkel Tobias und die Witwe Wadmann
Szene aus dem Roman „Tristram Shandy" von Laurence Sterne
Nach einem Gemälde von Charles Robert Leslie



Fähre über die Theiß

Zwischen Theiß- und Alutamündung

Von

Dr. F. Tetzner

Zwischen Theiß und Aluta! Welche Fülle von volkstümlicher Eigenart, wieviel Nationen und Nationchen, welche Verschiedenheit bunter Trachten, welches Gewirr von Sprachen und nationalen Forderungen! Was in Ostpreußen zur schönen Einheit gediehen ist, das braut und kocht hier noch durcheinander. Und die Geschichte ist auf den Ton ewiger Kämpfe und Veränderungen gestimmt. Welche Unterschiede auch in der senk- und wagrechten Gliederung der Donau und ihrer Gelände! Hier malerisches Steil-, dort träges Flachufer, bald bewaldetes Bergland, bald sumpfige Niederung; einmal rebenfreudige Höhen und weizenreiches Ackerland, ein andermal Berggelände einer kühnen Hirtenbevölkerung, und wieder arme Lehmebene dürftigen Fischervolks!

Bei Salankemen, wo 1691 der badische Markgraf Ludwig Wilhelm die Türken schlug, beginnen wir unsre Fahrt: an der Theißmündung; bei Nikopoli, an der Alutamündung, wo die Türken auf lange Jahrhunderte Herren der nördlichen Donaufürstentümer wurden, enden wir sie. Wir haben Semlins und Belgrads Türme hinter uns, und bald hält uns die enge Sphäre unsers Donaudampfers umfangen. Die niedrigen, buschbewachsenen Inseln gleichen schwimmenden Wiesen. Die frühe Sommermorgensonne hat sonst überall das Leben geweckt, Hunderte von Störchen waten im Sumpf und suchen ihr Frühstück. Die den kroatischen ähnlichen Speicher Südungarns, darüber die Lerche schmettert, recken sich neben den Maisfeldern empor, am niederen Ufer tummeln sich

riesige Schweineherden, und über die serbischen Kopjes karriolen Wasserschöpfer. Schon blinkt aus dem Buschwerk zur Linken ein Slawendorf mit Holz- und Fachwerkhäuschen, deren Obergeschoß über dem Unterbau hervorragt, so daß man einen regenfreien Gang hat. Vielleicht auch steht eine Säulenhalle oder eine Veranda vor dem Haus, dessen Schindeldachseiten überall sehr zugeschrägt sind. Da grüßt uns Semendrias Hafen mit seinen Getreideschiffen und Booten, und bald sehen wir am Rand eine freudig wartende Bevölkerung, modische Damen und schlichte Bäuerinnen; die serbische Frauenjacke und der serbische Kopfputz, die leuchtende vielblumige, gestickte Schürze des slawischen Mädchens, die bunte Tracht der rumänischen Jünglinge erfreut unser Auge. Bald wird die Kette wieder gelöst, das Schiff fährt weiter flußabwärts, an der Morawamündung vorüber.

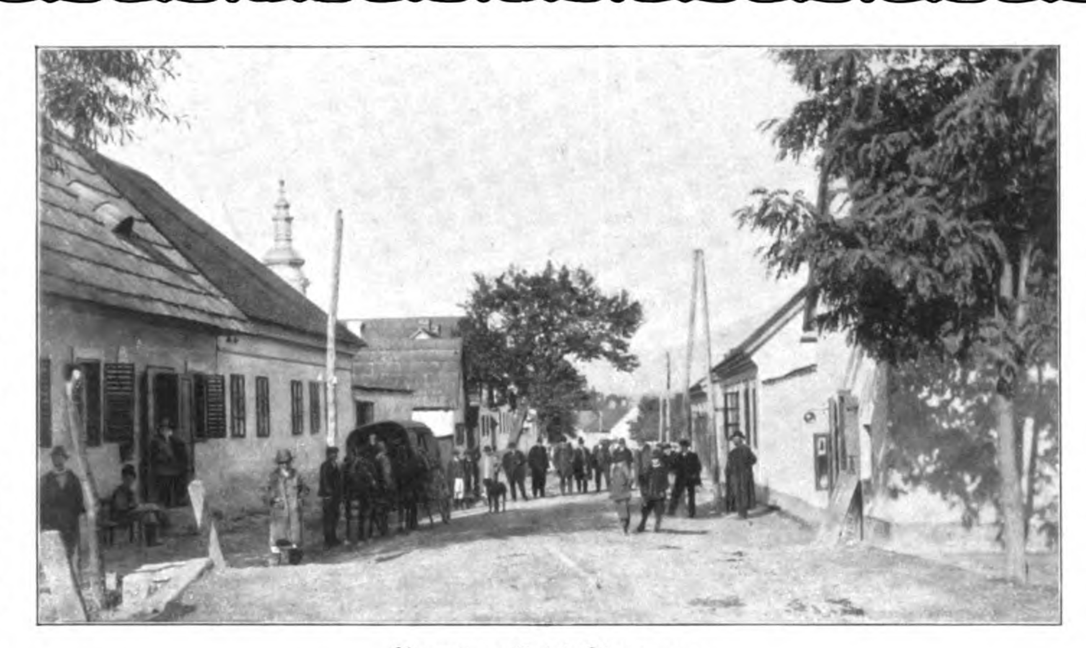
Vor Bazias gleicht die Gegend wiederholt Spreewaldpartien, nur verraten hier Rinderherden zu fünfzig und mehr Stück den ungleich reicheren Boden. Meterhohe Dornenhürden an der Berglehne können Hunderte von Schafen beherbergen.

Auf unserm Schiff kommt uns so recht die ungarische Nationalitätenmenge zum Bewußtsein. Die Anschläge selbst sind sechssprachig: deutsch, madjarisch, französisch, serbisch, bulgarisch, rumänisch. Wohl ist das ganze Nordufer mit Deutschen durchsetzt, aber die Madjaren als Herren des einen Landes, die Serben, Bulgaren und Rumänen als Herren der andern Grenzländer treten doch ebenso mächtig hervor, und auch die angesiedelten Hanaken, Slowaken, Horaken und Walachen, die Slawonier und ferner die Moslemin von Neuorsova wollen nicht zurückstehen. Das rumänische Element überwiegt zunächst. Der Bursche trägt kurze, breite, weiße, unten fein gestickte Hosen als Feiertagstracht. Das schöne weißgestickte, mit blauroten Blumen oder Ornamenten gezierte Oberhemd reicht wie bei den Russen bis zu den Knien. Sind die Hosen kurz, so kann man die quergestreiften rotweißblauen Gamaschenstrümpfe sehen, die im Bund- oder Schnallenschuh stecken. Eine kleinknöpfige schwarze Ärmelweste oder blumenbestickte Lederjacke und ein schiefes Hütchen vervollständigen die Ausstattung.

Das rumänische Mädchen aber zeigt



Rumänische Hirten im Gebirge



Rumänenstadt Teregova

seinen hauptsächlichsten Schmuck am gestickten Leibchen, an dem ein ganzes Kapital von Goldmünzen hängt, wie ich auf dem Markt zu Turn-Severin oft staunend bewundert habe. Blumen im Haar, hoben sie stolz das mit einfachem Kattuntuch verhüllte Köpfchen.

Eine besondere Merkwürdigkeit der dortigen Rumäninnenkleidung ist neben der schön gestickten Schürze eine ebensolche auf der hinteren Seite; meist besteht diese Rückschürze (Opreg) nur aus Fäden.

Bei Moldawa fahren wir an schönen, hochbewaldeten Ufern vorbei. Wie der Loreleifelsen grüßt uns die eine Höhe, wie eine Rheinlandschaft erscheint uns dort die Donau. Aber die Berge spitzen sich, der Laubwald wird stärker; am linken Ufer sehen wir dagegen stellenweise niederes Gebüsch wie an unsern ostafrikanischen Küstenflüssen; dahinter aber lachen Felder und Wiesen mit Heufeimen, die, wahrscheinlich zum Schutz gegen Weidevieh, mit Dorngehegen umwallt sind. An der berüchtigten Mückenhöhle von Golubac vorbei und neben der schönen Szechenyistraße hin kommen wir nun an den malerischsten Teil der Donau überhaupt, der durch die Namen Kazanpaß, Eisernes Tor von Orsova, veteranische Höhle, Trajanstafel weltberühmt ist.

In der Tat verdient dieser Teil der Donaulandschaft dies Lob. Mit kleinen Katarakten, die heute nach der endgültigen Regulierung nichts mehr besagen wollen, beginnt die eigentliche Donauverengung. Aber der Strom wird nach dem kurzen Kochen und Brauen gleich wieder ruhiger und breiter, dann verbaut sich die Aussicht, als ob ein mit den Steilufern gleichhoher Felsen sich als Riegel vorschiebe. Ein Alpensee wie der Wörther, nur mit schmutzigem Wasser, scheint sich dem Auge darzubieten. Gemischter Laubbestand auf beiden Küsten, unterbrochen von kleinen, weißleuchtenden Bauerngehöften, Heufeimen auf Hitschen, Wächterhütten, Hürden, Gänseherden geben dem Bilde Farbe, Fischer und Fischerkähne Leben. Eine neue Verengung mit Riffen, steilen Uferfelsen, kleinen Strudeln! Fjordartig engt sich das Wasser, das Gelände baut sich cañonartig auf. Auf hoher Spitze ein Türmchen!

Doch die Einschnürung hält nicht an. Hinter gekreuzten Bäumen und Felsen tut sich ein seenartiger Kessel auf, dem

aber wieder ein bewaldeter, zerklüfteter Riesenkegel den Abfluß zu verlegen scheint. Das Schiff windet sich in einen neuen See; links lagert sich ein breites Steinufer, ein weidenbewachsenes Dünenvorland, und diese Niederungen wiederholen sich öfter zwischen dem hohen Felsenufer und gewähren kleinen Dörfern Raum. Entwaldete Hügel, zerwaschene Ländereien folgen, doch steigt zeitweise dahinter terrassenartig Waldland empor. Eine an den Berg gelehnte Laubhütte dient Fischern als zeitweilige Wohnung. Dann werden die serbischen Steilufer niedriger, schließlich nimmt die Donau die alte Breite wieder an.

Orsova ist ein schöner Ort mit etwa 5000 Einwohnern, von denen die größere Hälfte Deutsche, die kleinere ein Gemisch von Slawen, Rumänen und madjarischen Beamten ist. Eine kleine evangelische Kirche, eine große katholische, eine größere serbische, dazu ein Tempel (Privathaus) genügen den religiösen Bedürfnissen. Die tschechische Zuwanderung soll vor sechzig bis siebzig Jahren erfolgt sein, und noch jetzt können alte Leute erzählen, wie sie als Kinder die Siedler bestaunt und namentlich eine schöne Hanakin bewundert haben. Wo man nun auch geht und steht, überall klingt deutscher Laut an unser Ohr, auf Weg und Steg hörte ich deutschen Gesang, deutsches Gespräch. Leider aber wird dem Deutschtum die nötige Achtung nicht entgegengebracht. Schon auf dem Schiff erzählte mir ein österreichischer Professor, zwei mitfahrende Madjaren, die selbstbewußt auf dem Deck stolzierten, hätten ihn auf eine höfliche Anfrage hin keiner Antwort gewürdigt. Ähnliches habe auch ich dann zu wiederholtenmalen erfahren müssen. Glaubhaft ward mir versichert, in der Schule habe man deutschsprechenden Kindern einfach gesagt: „In diesen heiligen Hallen dürft ihr diese Sprache nicht sprechen.“ Ein Lehrer eines rein slowakischen Dorfes erzählte mir selbst, daß plötzlich die Anordnung gekommen sei, von nun an sei die Lehrsprache seines Ortes madjarisch. Das klingt unglaublich, noch dazu für eine Gegend, in der im weiten, weiten Umkreis außer ein paar Beamten kein Mensch Madjarisch versteht. Das deutsche Theater hat man in der dortigen Gegend wie auch in Orsova zu verbieten gesucht.

In Orsova selbst aber wiegen die Deutschen so vor, daß dem flüchtig Reisenden die Bedrückung kaum auffällt. Deutsch ist auch die Sprache des ansehnlichen Marktes, der durch die vielen Nationen der Umgegend und die Türken auf der nahen Insel ein ebenso interessantes als lebendiges Bild bietet. Da sitzt die serbische Bäuerin neben ihren Gurken und Gartenfrüchten. An ihrer Seite hängt ein Kastenkorb, darin ein munterer Säugling seine Stimme erschallen läßt. Mit breiter Seitentragtasche aus Schilf kauft ein Slowake Gemüse ein, ein drittelmeterlanges Brot in den Händen; ein Bulgare mit schön gestreifter Rückentasche wandert neben dem Marktwagen, dessen slawisches Joch so schmucklos ist als das Geschirr der Bauernklepper. Hell leuchten dort die vielfarbigen Gehänge und Strähne einer Rückenschürze, die länger als der linnene weiße Rock ist und oben in einem bunten Gürtel endet. Stolz wie die Spanier schreiten Zigeuner und lachende Zigeunermädchen daher, deren Tracht vor Löchern, Flicken und Abrissen kaum zu definieren ist; man geht barfuß und verschmäht die Sandalen der „Menschen“. (Bekanntlich sagt man dort: Im Feuer kamen zwei Menschen, drei Pferde und vier Zigeuner um.) Paprika, Melonen, Kraut, Zwiebeln, Pastinaken, Rüben, Möhren, Tomaten werden in Menge feilgeboten, auch Pflaumen, Birnen, Haselnüsse, Fleisch, Fische. Buden mit Kurzwaren, Bekleidungs-, Haushaltungs- und Luxusgegenständen, ja sogar ein Stand mit (meist deutschen) Büchern fehlt nicht, und die Festräger von Adakaleh locken mit ihren Waren den Fremden.

Ein Besuch ihrer sonderbaren Insel wird manche Überraschung bieten. Der kleine Türkenort hat nicht mehr die militärische Bedeutung von ehemals. Auf den Karten steht für dies Inselchen auch Neuorsova, den Namen kannte man in Altorsova kaum. Nach einem

halbstündigen Weg läßt man sich hinüber nach Adakaleh booten und steht sogleich inmitten des türkischen Lebens. Mit Turban und Fes stehen da in den Basaren die geschäftskundigen Türken, die ihre echten türkischen Waren von Budapest beziehen und — sie selbst brauchen keinen Zoll zu zahlen — lächerlich teuer an die andenkengierigen Fremden verschachern und ihnen nicht verraten, daß die beim Ausbooten auch noch Zoll bezahlen müssen; 's ist halt Ungarn. Eine Anstandspflicht ist es, den in Tüchern verhüllten, sich immer abwendenden Türkinnen nicht nachzusehen, auch wenn dieselben vernünftigerweise nicht mimosenhafte Scheu vor fremden Männern haben. In den Gärten: Kürbisse, Gurken, Paprika, Tomaten, gelbe Pflaumen. Eine Schnur mit Paprikaschoten am Zaun, daneben ein Händler mit Brot und gebratenem Fleisch.

Wir eilen durch die paar engen Gassen nach der Moschee, dem schönsten Gebäude der Insel. Es bietet sich uns im Innern ein hübsch grün und rot gemalter Raum dar, gegenüber der Türseite ist die Gebetsnische mit Leuchtern, an der Wand stehen Koransuren. Eine Treppe führt zur Frauenempore. Die Fenster mit grün-rot-violett-gelben Scheiben haben Rundbogen, und die Decke ist mit rotem Gitterwerk verziert.

Ebenso häufig als Adakaleh wird von Orsova aus das Herkulesbad besucht, ein moderner Badeort mit allen Einrichtungen der Neuzeit und einer herrlichen Umgebung. Damit auch hier die Romantik auf ihre Rechnung kommt, hat man Wege zu einer berühmten Räuberhöhle gebahnt.



„Türkisches Café“

Ich aber schreite die schöne Straße am Bach entlang, wo rumänische Kinder mit Ahlen unter die Steine spicken, um Fische zu fangen. An allerhand Flecht-, Dornen-, Bretter- und Lattenzäunen, dornumwallten Heustadeln und Weizenfeimen vorbei gelange ich in ein Dorf, an dessen Ende Zigeuner ihre Heimwesen aufgeschlagen haben, gleich am Fluß. Der Wagen und das dürftige Zelt sind zu einem Gebäude vereinigt; zwei hübsche Mädchen spinnen Wolle, die

weißen und gelben Spulen liegen rein und sauber in einem Körbchen, das sehr vom schmutzigen Äußeren der Bewohner absticht. Die Rumäninnen zeigen denn auch ihren ganzen Abscheu gegenüber dieser Nachbarschaft; vielleicht spielt auch der Neid eine Rolle dabei, denn die schönsten Rumäninnen werden von den schönsten Zigeunerinnen doch noch übertroffen. Und die armen Rumäninnen Ungarns betteln auch nicht weniger als die ewig bettelnden Zigeunerinnen. Das Rumänenhaus läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig, unter einem Dach sah ich der Bauern Wohnstube, die zugleich der gemeinsame Raum für die ganze Familie ist, und den Stall wie den Arbeitsschuppen. Der schmale Hof aber verriet keinerlei deutsche Sorgfalt.

Nicht ohne Interesse sind die Kirchhöfe, deren jede Konfession gewöhnlich einen eignen besitzt. Es hat sich nun, auch abgesehen von den verschiedenartigen und vielförmigen Holzplatten, wie wir sie auf alten deutschen Kirchhöfen auch finden, jede Konfession ein wenig gesondert. Die serbisch-griechischen Kreuze mit ihrem gewaltigen Unterstück sind leicht von den zierlichen, aber doch großen katholischen zu unterscheiden, noch mehr die einfacheren evangelischen, wie wir sie auch bei uns auf den Gräbern einfacher Bürgersleute finden.

Im Grenzort Verciorova hab' ich noch ein in Deutschland wohl längst verschwundenes Gerät, die Toka, gesehen, die mit unsrer Hellebille verwandt ist. Durch die Signale der Hellebille rief bekanntlich die Köhlersfrau die erzgebirgischen Köhler gegen den Prinzenräuber Kunz von Kaufungen zusammen. In den polabischen Dörfern hat noch vor hundert Jahren der Dorfschulze die Leute durch das Schlagen des „Klapperbretts" zusammenkommen lassen, und in den kaschubisch-slowinzischen Kirchspielen luden ehemals die Küster nicht mittels der Glocken, sondern mittels der heiligen Bretter zur Kirche. Hier in diesem Dorf hängt auf dem einfachen Brettergerüstturm, eine Etage unter den beiden kleinen Glocken, eine rechteckige Eisenplatte von Fingerdicke, zwei Dezimeter breit, acht Dezimeter lang. Mit zwei Eisenschlägeln läutet man damit am Sonnabend die Sonntage ein und benutzt diese Einrichtung auch in der stillen Woche anstatt der Glocken.

Wenn wir in der rumänischen Stadt Turn-Severin, wo der jetzige König erstmals rumänischen Boden betrat, das Schiff verlassen, werden wir — wie auf der Balkanhalbinsel — zunächst nach unserm Paß gefragt. Weh dem, der keinen besitzt, er wird unweigerlich zurückgewiesen. Die schöne, 8000 Einwohner große Stadt, die wir auf einem allerdings recht einfachen Wege bergauf erreichen, hat nicht nur eine deutsche evangelische, sondern auch eine deutsche katholische Kirche und Schule, neben den rumänischen. In der Schule wird zwei Tage französisch, zwei rumänisch, zwei deutsch unterrichtet, und dieselben Schüler dürfen an den betreffenden Tagen kein andres Wort sprechen, um fest zu werden. Das Leben in Turn-Severin mutet uns freundlicher an als das im südlichen Ungarn, Orsova ausgenommen. Auf der Straße spielt eine Militärkapelle, im rumänischen Theater sitzt eine lebensfreudige, schöngekleidete Menge, auf den Straßen herrscht Leben und Lust, auf dem Markt sieht man so viel Altertümliches an Trachten und Geräten, von letzteren mancherlei, was ehemals auch in Deutschland zu sehen war: die blumigen Ton- und Porzellangefäße, Feuerböcke, Holztragen für Wassereimer, Kürbis- oder Tonflaschen mit Beinen. Aus den Varietés klingt, es ist Sonntagmorgen und Markttag, Gesang und Musik, Dorfgigerln promenieren. Die Burschen in Sonntagstracht, die Mädchen in reichem Schmuck tun sich nach abgeschlossenem Marktgeschäft ein Gütliches. Hier lernen sich auch die jungen Leute kennen, und was man in Witzblättern oft lesen kann, daß heiratslustige Mädchen irgendwo sichtbar die Höhe ihrer Mitgift an sich tragen sollen, ist hier längst zur ernsten Wahrheit geworden. Eine sehr hübsche große junge Dame trug fünf Zwanzigkronenstücke als Gehänge vor der Brust und als Ohrgehänge Goldglocken mit roten Klingelsteinen, daran je ein Zwanzig-



Zigeunerzelt in Südungarn

kronenstück hing. Eine andre weniger hübsche aber trug für mindestens tausend Gulden Goldmünzen an sich, echte. Die Zigeunerinnen hingegen nehmen es in diesem Punkte mit der Echtheit nicht so genau.

Die Riffe und Bänke des Eisernen Tores liegen zwischen Orsova und Turn-Severin, dicht hinter Adakaleh, und sind 2,5 Kilometer lang; das eigentliche Tor hat 1 Kilometer Länge und ist eine Strombarriere; man hat geschickt an der serbischen Seite einen Kanal vertieft und am 27. September 1896 in Gegenwart des österreichischen Kaisers und der Könige von Rumänien und Serbien dem Verkehr übergeben. Der romantische Teil der Donaufahrt erreicht sein Ende, sobald man diese auf der ungarischen Seite natürlich noch vorhandenen Riffe und die schönen bergigen Steilufer hinter sich und nach einer kräftigen Flußbiegung die Mündung des serbisch-bulgarischen Grenzflüßchens Timok passiert hat. Aber noch längere Zeit können wir die zahlreichen altrömischen Festungsruinen am Ufer sehen; bei Kalafat auch Schanzen und Strandwerke aus den Kriegen von 1854 und 1877. Je weiter wir in das untere Donaugebiet kommen, desto fremdartiger und malerischer werden die Trachten der Anwohner, auch das Minarett, das an der serbischen Nordgrenze eine Seltenheit war, und der Fes werden jetzt auf bulgarischer Seite häufig. Die gigantische Schönheit der Ufer aber ist vollständig verschwunden, sobald man das mit Tscherkessen besiedelte Ascer Palanka hinter sich hat. Das lehmige bulgarische Ufer ist höher gelegen als das sumpfreiche ebene rumänische.

Ist es die Schönheit und Fruchtbarkeit der Länder gewesen, die vor, während und nach der Völkerwanderung ununterbrochen die Kriegsscharen lockte, hier unten in Entscheidungsschlachten ein Neuland zu gewinnen? Jedenfalls zeigt noch heutigen Tages die Verschiedenheit in Sprache, Körperbildung, Tracht und Sitte der Anwohner, wie viele fremde Völker die untere Donau anzulocken die Kraft hatte.



Der Page. Von Fr. W. v. Oestéren

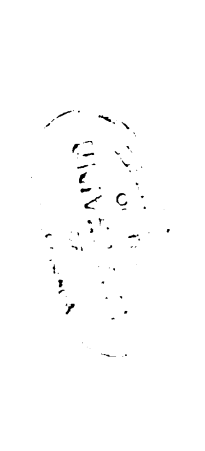
Ich hab' getragen deine Schleppe,
Frau Königin, drei Monde lang,
Empor, hinab auf jeder Treppe,
Bewundert deinen stolzen Gang.
Ich hab' dir, war dir heiß, gefächelt,
Mein Denken ganz in dir vereint,
Ich hab' bei jedem Scherz gelächelt
Und, wenn du traurig warst, geweint.
Ich habe auch zu deinem Gatten
Geleuchtet dir in mancher Nacht,
Hab' dir gedient als stummer Schatten
Und habe deinen Schlaf bewacht.
Doch hast du nie von meinen Mienen
Gelesen, ob es leicht mir fiel,
Dir stumm in jeder Art zu dienen;
Ich war dein Page, war dein Spiel. —
Frau Königin, gib dir die Mühe
Und lies mir jetzt vom Angesicht,
Was ich heut tat in aller Frühe,
Im ersten Morgendämmerlicht!

Du fährst vom Lager auf erschrocken?
Du siehst mich heut zum erstenmal?
Sei still und streiche dir die Locken
Von deinen Wangen, schreckensfahl!
Sei still! Dir soll kein Leid geschehen,
Von dem es kein Gesunden gibt.
Doch sollst du mir ins Auge sehen
Und wissen, wie ein Page liebt.
Ich litt zu tief an sehnsuchtsvoller,
In stummer Brust getragner Qual.
Frau Königin, ein Liebetoller
Erschlug dir heute den Gemahl.





Heimkehr. Nach einem Aquarell von C. Jutz





KULTUR DER GEGENWART





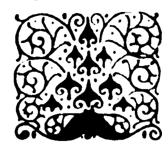
LITERATUR



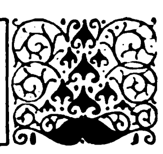
Zu der töricht aufgebauschten Frage, ob **Karl Schönherrs** Drama Glaube und Heimat ein ganz ursprüngliches Werk oder eine Nachahmung des Romans Die arme Margaret **Enrica von Handel-Mazzettis** sei, nimmt ein schweizerischer Katholik, **M. Anklin**, das Wort in einer viel zu langen Schrift: Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr (Berlin, K. W. Mecklenburgs Verlag). „Selten, vielleicht noch nie seit dem Wertherfieber, hat die deutsche Literatur eine Gefühlskrise durchgemacht, die an Intensität dem Kampf um Schönherrs Glaube und Heimat und die beiden Romane der Handel-Mazzetti gleichkäme.“ So beginnt dieses Heft, fast Buch, über eine Frage, von der ich behaupte, daß sich schon im nächsten Jahr kein Mensch mehr um sie bekümmern wird. Nicht der zehnte, nicht der hundertste Teil derer, die Schönherrs Drama gesehen, kennt den Roman der Handel-Mazzetti; ja die meisten haben den Namen dieser hervorragenden österreichischen Erzählerin gewiß erst aus dem Zeitungsstreit über Schönherrs Drama kennen gelernt. Wie werden doch in unsern Tagen, die das bedruckte Zeitungspapier beherrscht, die einfachsten Tatsachen zu sogenannten brennenden Fragen emporgeschwindelt. Jeder gebildete Leser der beiden Hauptromane der Handel-Mazzetti (Jesse und Maria, Die arme Margaret) und des Schönherrschen Dramas Glaube und Heimat wird ohne die Aufhetzerei und Irreführung durch die in den meisten Fällen parteiische Presse zu dem ruhig abgewogenen Urteil kommen: Der größere Dichter von beiden ist Enrica von Handel. Die größere Tageswirkung wird begreiflicherweise durch Schönherrs Drama erzeugt; denn was ist das stille Lesen des besten Romans gegen die Gewalt des Eindruckes eines stofflich ergreifenden, rein künstlerisch keineswegs auf der Gipfelhöhe der Dichtung stehenden Theaterstückes? Man hat in leichtfertiger Weise von einem Plagiat Schönherrs an der Handel zu reden gewagt — eine unverschämte Beleidigung des Dichters, an der sich die vornehme Verfasserin der Armen Margaret natürlich nicht beteiligt hat.



Ganz ähnlich wie gewisse Bacon-Narren, die aus dem Vorkommen solcher Redensarten wie Guten Morgen und Guten Abend bei Bacon und Shakespeare die Einheit dieser beiden grundverschiedenen Menschen und Schriftsteller „bewiesen“, haben ein paar in literarischen Fragen unzulängliche eifervolle Priester die Abhängigkeit Schönherrs von der Handel bis ins einzelne gefolgert aus der angeblichen Übereinstimmung solcher Stellen wie: „Du schaust so fuchsfalsch verschlagen“ bei Schönherr und „Duckmäuser mögen sich hüten“ bei der Handel. Mit Leuten von solcher Geistesverfassung



KULTUR DER GEGENWART



läßt sich überhaupt nicht über künstlerische Fragen streiten. — Anderseits wird der gebildete Leser unzweifelhaft sofort erkennen, daß Schönherr und die Handel denselben Stoffkreis: Die Gegenreformation in Österreich im siebzehnten Jahrhundert, gewählt haben und daß aller Wahrscheinlichkeit nach Schönherr durch die Romane der Handel zu jenem Stoffkreise hingeführt wurde. Anklin, obgleich leidenschaftlich für die Handel und gegen Schönherr eingenommen, kommt denn auch zu dem Ergebnis: „Nein, er ist nicht Plagiator. Er ist der bedeutendste Schüler ihrer Kunst, und seine Tragik besteht nur darin, daß er seine volle Eigenart aufgab, um ihr nachzufolgen.“ Dies ist schief und täuscht über den wahren Sachverhalt. Was an Ähnlichkeiten zwischen Schönherr und der Handel im ganzen oder im einzelnen nachgewiesen werden mag, folgt aus der Gleichheit ihres Stoffes, und dieser Stoff gehörte mit gleichem Recht dem Dichter von Glaube und Heimat wie der Dichterin der Armen Margaret.

*

Der Paetelsche Verlag in Berlin, in dem alle Schriften unsrer großen Marie von Ebner-Eschenbach erschienen sind, hat vor kurzem einen schönen Auswahlband der Dichterin veranstaltet, auf den ich noch nachträglich aufmerksam machen muß: „Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte.“ Ein etwas ungeschickter Titel, aber man sage einfach: Marie Ebners Volksbuch, und die Sache ist in Ordnung. Fünf Erzählungen enthält der Band: Der Kreisphysikus, Der Nebenbuhler, Der Vorzugsschüler, Er läßt die Hand küssen, Fräulein Susannes Weihnachtsabend. Ob gerade die wertvollsten, mag eine offene Frage bleiben; jedenfalls hat Marie Ebner, die doch selbst die Auswahl getroffen, jene fünf Erzählungen für die ihre dichterische Art am besten kennzeichnenden gehalten, und dabei dürfen wir uns um so mehr beruhigen, als keine schwache darunter ist. Vielleicht wäre es besser gewesen, statt des „Kreisphysikus“ etwa „Krambambuli“ und „Die Freiherren von Gemperlein“ zu wählen; aber auch der „Kreisphysikus“ ist ja eine der sehr wertvollen Dichtungen der großen Frau. Vielleicht entschließt sich die Verlagshandlung einmal zu einer Auswahlausgabe der besten Novellen der Ebner, etwa in drei bis vier Bänden; dann aber zu einer recht billigen Volksausgabe. Und nicht fehlen dürfen darin die kostbaren Aphorismen.

*

Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle des mit nur vierundvierzig Jahren gestorbenen badischen Dichters Emil Gött gedacht. Roman Woerner hat liebevoll des Freundes Lebenswerk gesammelt und bietet es — zunächst in drei Bänden, denen noch zwei folgen sollen — durch den Beckschen Verlag in München dar. Das vorangeschickte eingehende, doch wohl gar zu ausführliche Lebensbild Götts läßt erkennen, warum diesem unzweifelhaft reichbegabten Dichter kein einziges Kunstwerk höchsten Stils so gelungen ist, daß es seinen Namen durch das Jahrhundert tragen wird: „Vergebens werden ungebundne Geister nach der Vollendung reinen Höhen streben.“ Gött wollte zu viel und zu vieles, ihm fehlte Wille und Kraft zur Versenkung in eine ihn ganz gefangennehmende Aufgabe, und — er dachte zu viel, redete zu viel, statt zu bilden. So ist denn das Wertvollste in diesen drei Bändchen die zweite Hälfte des ersten mit den Sprüchen und Aphorismen. Unter diesen ist manches Feingedachte und Eigengeformte; ob aber nur ein Satz, der einem durch Tage und Zeiten nachgeht, möchte ich bezweifeln.

*

Seltsam, wie wenig unsre erzählende Dichtung aus einem doch sicherlich an wertvollem Stoffgehalt ungemein reichen Gegenstande wie dem deutschen Gymnasium bisher zu machen verstanden hat! In den achtziger Jahren errang Ernst Eckstein mit einem elenden Schmöker einen beispiellosen Erfolg. Sein Machwerk ist so völlig vergessen, daß mir nicht einmal der genaue Titel mehr einfällt. Dann allerdings wetzte Hans Hoff-

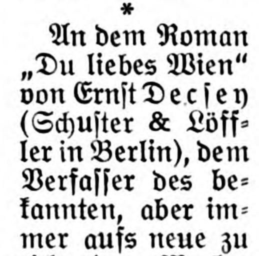




mann diese Scharte aus durch seine köstliche Novellensammlung „Das Gymnasium zu Stolpenburg“. Es macht dem Geschmack unsrer Primaner, wenigstens der damaligen, keine Ehre, daß Ecksteins wertloser Schmarren in gewiß mehr als hunderttausend Abdrücken verkauft werden konnte, während Hoffmanns reizende Gymnasiumsgeschichten es noch heute nicht auf zehntausend gebracht haben. Die Anklageromane von Emil Strauß und Hermann Hesse sind nicht reine Dichtung, sondern Zweckliteratur. Mit um so größerer Freude begrüße ich den durch das Erscheinen einer zweiten Auflage bezeugten Erfolg von Carl Busses Novellensammlung „Die Schüler von Polajewo“ (Stuttgart, Cotta). Ich habe nicht zu untersuchen, wieviel von diesen Schulnovellen dichterische Erfindung, wieviel einst erlebte Wirklichkeit ist; innerlich erlebt sind sie alle und kaum eine, die nicht auch stofflich fesselnd wäre. Fast wünschte ich dem Gemisch aus Dichtung und Wahrheit ein tieferes Überwiegen der ersten über die letzte: nicht überall ist der Stoff ganz zur Poesie geworden, eine gewisse trockene Gegenständlichkeit drängt sich zuweilen vor. Indessen vielleicht ist gerade diese Eigenschaft imstande, dem höchst beachtenswerten Versuche des Lyrikers Busse als Erzählers den Erfolg bei den Lesern zu erringen, die ich ihm vornehmlich wünsche, ja prophezeie: bei den Schülern der obersten Klassen unsrer Gymnasien. Verständige Lehrer des Deutschen sollten ihren Sekundanern und Primanern Busses Schülernovellen nachdrücklich empfehlen. Noch aus einem besonderen Grunde: das Buch ist in deutscher Sprache geschrieben, ich meine in reindeutscher — ein in Deutschland seltenstes Ereignis. Auf dem Titel dieser zweiten Auflage steht: „völlig verändert“; die Veränderungen sind fast ausschließlich Ersetzungen der Fremdwörter durch gute deutsche Gleichwerte. Carl Busse gehört zu den feinfühligen Schriftstellern, die sich durch wohlgemeinte Lehre von der Fremdwörtelei zum Deutschschreiben bekehren lassen, und ich selbst darf mir vielleicht einiges Verdienst an seiner Bekehrung beimessen. Eine Bemerkung von mir in einer meiner Rundschauen über Busses arge Fremdwörtelei in seiner Geschichte der Weltliteratur scheint dem feinhörigen Lyriker die Ohren geöffnet zu haben für die Unmöglichkeit einer fremdwörtelnden Kunstprosa. Möchte Carl Busses Beispiel recht zahlreiche Nachfolge finden!

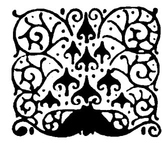


Ernst Decsey

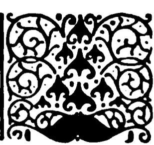


*

An dem Roman „Du liebes Wien“ von Ernst Decsey (Schuster & Löffler in Berlin), dem Verfasser des bekannten, aber immer aufs neue zu empfehlenden ausgezeichneten Werkes über Hugo Wolf, gefällt mir nur der Titel nicht, sonst das meiste. Die Schicksale der Menschen darin rechtfertigen nicht die Liebheit Wiens, und auch sonst sind Titel solcher Art bedenklich. Indessen, das ist nur eine Äußerlichkeit, und ist ein Roman erst recht berühmt, so dient der Titel nur noch als Anhalt fürs Gedächtnis, gar nicht mehr zur Bezeichnung des Wesens. „Soll und Haben“ war eigentlich auch ein schlechter, unkünstlerischer Titel, und erst der dem Titel zum Trotz errungene Erfolg hat ihn nachmals nicht etwa künstlerischer gemacht, aber zum bloßen Erkennungswort herabgedrückt. Decsey ist ein glänzender



KULTUR DER GEGENWART



Erzähler, dazu ein fein gestaltender Menschenerfinder und, was in keinem Urteil über ein Werk der Wortkunst vergessen werden sollte, ein Sprachmeister von einer Kraft und Eigenwüchsigkeit, die wir norddeutsche Schreiber an den österreichischen so oft, ich gestehe es offen: nicht ganz neidlos, bewundern.

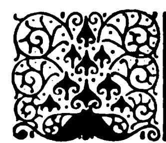
*

Dem Leipziger Inselverlage verdanken wir ein sehr liebes, ja unentbehrliches Buch: Lessings Briefe, in Auswahl herausgegeben von Julius Petersen, einen mäßigen, handlichen Band, dem man sein inneres Schwergewicht nicht ansieht. Leicht war die Auswahl nicht, denn aus einem solchen Bande soll doch vor allem Lessing, der große Mensch und der Denker bleibender Gedanken, zu uns sprechen. Der Auswähler Petersen hat im großen und ganzen eine glückliche Hand bewiesen; ich habe kaum einen Brief Lessings vermißt, der als unentbehrlich bezeichnet werden darf, und man sollte dem Veranstalter einer solchen Auslese stets die zwingenden Schranken des engen Raumes zugute halten. Daß Lessings Briefe unerläßlich sind zu jedem deutlichen Bilde des tapferen, großen Mannes, der am Eingange zur neuen deutschen Literatur steht, ist längst ausgesprochen worden. Leider jedoch fehlte es bisher an jeder Möglichkeit für die ungelehrte Bildungswelt, sich aus einem bequemen Briefsammelbande alles das zu schöpfen, was nötig ist, und nicht mehr. Julius Petersen hat sich ein dankbar zu würdigendes Verdienst um die Vertiefung der Allgemeinkenntnis von Lessing erworben; seinem Auswahlbande gegenüber wird die abgedroschene Redensart wahr, daß er in keinem hochgebildeten deutschen Hause fehlen sollte. Eduard Engel

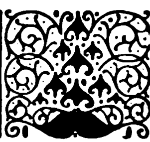


GESUNDHEITSPFLEGE

Wie wir vor einiger Zeit versprachen, soll diesmal von der Behandlung der Seekrankheit die Rede sein, bringt doch der Herbst mit seinen Stürmen so recht eigentlich die Disposition zu dieser Krankheit, ebenso wie der Frühling, Jahresperioden, in denen der Passagierverkehr über den „großen Teich" hinweg erfahrungsgemäß am größten ist. Die Aufgabe der Schiffsärzte bei Seekranken muß es sein, nach zwei Richtungen zu wirken, unter zwei großen Gesichtspunkten zu handeln. Erstens bei erfahrungsgemäß Disponierten oder Verdächtigen mit den ersten Symptomen die Reizbarkeit des Gehirns und der Nerven herabzusetzen. Es gibt auf diese Weise eine heilsame Vorkehr zur Verhütung der Seekrankheit, indem man den schon öfter seekrank Gewesenen und den Neulingen und unsicheren Kantonisten zur See von vornherein die Hemmungen gegen die stoßweisen elektrischen Ladungen der Nerven, die zum Brechzentrum leiten (so definierten wir die Wirkung der Gleichgewichtsschwankungen), verstärkt. Dazu ist meiner Erfahrung nach, die ich im Vorjahre auf einem Dampfer von Abo (Finnland) nach Stockholm machte, am besten das Veronalnatrium (Merck) oder das identische Medinal (Schering) geeignet. Man gebe schon beim Beginn der Fahrt den Verdächtigen und Furchtsamen eine halbe Tablette dieser Präparate, also 0,25 Veronal. Auch eine Aspirintablette wirkt in derselben Richtung, nämlich der Herabsetzung der Reizbarkeit der stoßweise irritierten Nervenendigungen. Natürlich kann auch Morphium oder Opium in kleinen Dosen zu diesem Zwecke verwendet werden. Der andre Gesichtspunkt ist erheblich schwerer einzuhalten. Wir sagten: ein Kundiger müßte imstande sein, herauszufinden, welche von den verschiedenen Ursachen im gegebenen Falle die Explosion der Magen-Zwerchfellpresse veranlaßt hat. Wir zählen die Ursachen hier noch einmal kurz auf: Relativ zu großer Schädel, direkte Reizung des Brechnervenaustrittes aus dem Gehirn; zu lange Aufhängebänder des Magens, des Darmes, der Leber, des Uterus respektive zu große Schwere dieser Organe; Reizung der Sehnerven; Reizung des Gleichgewichtszentrums zum Ohrinnern her;



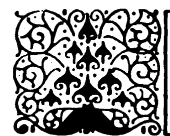
KULTUR DER GEGENWART



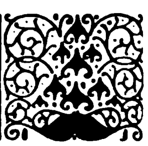
Reizung der Vasomotoren der Haut; Gefäßkrampf; Herzatrophie, Absinken des Blutdrucks. Um mit den erfolgreichsten Mitteln zu beginnen, muß gesagt werden, daß alle Passagiere mit schwachen und matten Herzen, auch den sogenannten neurasthenischen Herzen, mit einer abnormen Dehnbarkeit der Herzwände etwas tun müssen, um den Blutdruck, das heißt den Druck der Herzpumpe zu erhöhen. Bei vielen genügt dafür ein gutes Frühstück mit einem Gläschen Kognak oder Portwein, andern tun Baldriantropfen gut, und am wirksamsten dürfte das Validol sein. (10 bis 15 Tropfen beim ersten Unbehagen zu verabfolgen.) Wohlgemerkt kann diese leichte Aufeuerung des Herzens nur da von Nutzen sein, wo eine Störung der Zirkulation (des Blutumlaufs) die Disposition zur Seekrankheit (durch Gefäßkrampf und folgende Blutleere des Gehirns) abgibt. Derartige Individuen müssen jedenfalls bei hohem Seegang flach gelagert bleiben mit niedrig liegendem Kopf. Zur Kompensation der Reizungen der Bauchorgane, die an ihren Aufhängebändern alle Bewegungen des Schiffes mitmachen, empfiehlt es sich dringend, feste Gurte, Binden und Leibbandagen, Kissen, die ziemlich fest über den Leib geschnürt werden müssen, zu tragen. Dadurch werden die schwappenden Stöße der Eingeweide gehemmt und die eventuell zu schweren Unterleibsorgane festgestellt. Auch hier natürlich ist die flache Rückenlage die geeignete Lagerung. Es ist eine von mir auf den Rutschbahnen gefundene und von vielen bestätigte Tatsache, daß die unangenehme Sensation des Kopfüber-in-die-Tiefe-Rutschens nicht empfunden wird, wenn man vor dem Abstieg tief Atem holt und den Atem während des Hinuntersausens fest anhält. Es scheint, als wenn die Atemstauung die Reizbarkeit des Nervus vagus, des Übermittlers aller dieser unangenehmen Sensationen bei Schwerpunktsschwankungen, herabgesetzt. Diese Erfahrung kann man sich bei Seefahrten zunutze machen, indem man versucht, die Senkung des Schiffes mit einem Innehalten des Atems und seine Hebung mit tiefem Einatmen zu beantworten. Gelingt es, den Atmungsrhythmus so dem Wellenrhythmus anzupassen, so kann man sich beschwerdefrei erhalten. Auch die schon Liegenden sollen darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie ihre Atemzüge in eben geschilderter Weise dem Heben und Senken des Schiffes anzupassen haben. Ein vorzügliches Mittel gegen Seekrankheit (das wie ein homöopathisches anmutet) ist das Bad, man spielt das Wasser gegen das Wasser aus. Es ist noch niemals beobachtet worden, daß ein Schwimmender, noch so sehr von den Wellen hin und her Geworfener seekrank geworden wäre, und ich habe es von Schiffsärzten bestätigt gefunden, daß der Aufenthalt im Bade vorzüglich wirke, vielleicht weil das Wasser in der Badewanne die Stöße in umgekehrtem Sinne beantwortet und die Schwebungen somit kompensiert werden, wie das jetzt durch Erfindung der elektrischen Kompensation der Stöße in den Schlingertanks innerhalb der Schiffskabinen in großem Stile erprobt worden. Führen diese Versuche zum Ziel, so ist die Seekrankheit für jeden aus der Welt geschafft, der sich den Luxus einer Antischlingerkabine gestatten kann. Die größere Majorität der armen Teufel wird nach wie vor auf gut Glück und ihren besten Freund den Schiffsarzt angewiesen bleiben.

In schwersten Fällen sah ich große Erfolge nach Mißlingen eines Einschläferungsversuches durch größere Dosen Veronal oder Medinal, von energischen Morphiumdosen und schließlich von der Narkose mit einem Siedegemisch, wobei der etwa 20 Minuten währenden Narkose in fast allen Fällen ein mehrstündiger Schlaf folgt. So heroische Mittel sind natürlich nur dann geboten, wenn es sich um ganz schwere Fälle handelt, bei denen Lebensgefahr droht. Freilich dürften diese Fälle sehr selten sein.

Eigentümlich ist, daß die Seekrankheit in den höchsten Stadien eine direkte Ähnlichkeit mit der Cholera annimmt: das ist die schließlich absolute Apathie, die stumpfste Gleichgültigkeit gegen alles, was geschehen könnte: Scham, Scheu,



KULTUR DER GEGENWART



Würde, Majestät, alles geht dahin, und Tod und Hölle haben keine Macht mehr über die durch den Würgengel fast erstickte Seele.

Professor Dr. Carl Ludwig Schleich



ERZIEHUNG UND SCHULE

Unsre Schule steht heute zweifellos vor dem Ziel einer entscheidenden Entwicklungsphase. Sie ist ein Kind der Kirche, und die Folgen dieser Kindheit, die Kindheitswehen, reichen weit über ihre Jugendzeit hinaus: der Kampf um die völlige Trennung von Kirche und Schule, der sich in unsern Tagen abspielt, ist noch lange nicht zu Ende gekämpft — obwohl wir als eigentliches Ende jenes ersten Schulzeitalters die Renaissance und den Humanismus betrachten müssen. Die zweite Epoche ist die Zeit der Schulmeisterei, in der sich die Schule Selbstzweck war und sowohl des jenseitigen wie des diesseitigen Lebens vergessen hatte. Die Kirche war darum nicht etwa ausgeschaltet, aber selbst wenn sie dann und wann und da und dort so viel galt wie je zuvor: die Methode blieb doch immer die Hauptsache, das Erziehungsideal war der „Gelehrte", das Wissen stand in seiner Wertung (nicht in seinem Wert!) über dem Glauben, das Wie über dem Was.

Dann aber kam mit J. J. Rousseau und etwa mit unsern Klassikern das Leben in die Schule und kämpfte einen erbitterten Kampf gegen die alte, starre Form. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war dieser Kampf wohl im Prinzip entschieden und für das Leben gewonnen. Aber es bedurfte wieder eines vollen Jahrhunderts, ehe die theoretische Erkenntnis sich zur Praxis durchgerungen hatte, und wir haben das Glück, die Zeit der letzten Entscheidung mitzuerleben. In unsrer Zeit fängt man erst an, ganz zu begreifen, wie weit die Konsequenzen jenes alten „non scholae, sed vitae discimus" reichen, jenes: „Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir."

So weit reichen sie, daß man etwa die Schule ganz einfach und radikal — aus der Schule hinaussetzt: daß man „Waldschulen" gründet, daß man eine Klasse ins blühende Feld führt oder in den Zoologischen Garten, daß man sie „Schulgärten" anlegen läßt, um Naturkunde zu lehren; daß man Exkursionen in Fabriken macht, um für Maschinenbau zu interessieren, daß man Museen besucht, um kunsthistorische Vorträge zu beleben ...

Immerhin sind derartige „Lehrmittel" heute noch keineswegs allgemein üblich und so wenig „eingeführt", daß wohl mancher Leser erst hier von solchen Versuchen zum ersten Male erfährt. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß dies Neue schon wenigstens allgemein gutgeheißen sei. Aber daß es die Zukunft hat, die allernächste Zukunft, das ist gewiß!

Dabei ist diese „neue" Methode im Grund noch nicht einmal so neu und unerhört, wie es den Anschein hat, denn es handelt sich doch eigentlich um nichts andres als um das wohl schon ein halbes Jahrhundert anerkannte Prinzip des alten „Anschauungsunterrichts", der damit anfing, Bilder und Modelle zu zeigen, dann weiter schritt, indem er das Leben in Naturalienkabinetten konservierte, bis er endlich den Mut fand, sich zum lebendigen Leben hinauszuwagen — immer doch aber: um den Unterricht zu illustrieren. Auf den Unterricht kam es an, nicht auf das Leben selbst, das hier gleichsam den Rang der Illustration einnahm, neben dem Text, der etwa noch nach alter Methode auswendig gelernt und aufgesagt wird.

Aber das Leben unsrer Zeit hat zwei Eigenschaften, die einen durchgreifenden Wandel dieser Verhältnisse geradezu erzwingen: zunächst ist es so kompliziert geworden, daß es sich nicht mehr so leicht — von selbst versteht; vor allem aber, und das kommt zum ersten hinzu, ist es so aufdringlich, daß man sich ihm nicht mehr entziehen kann. Ja, die Zeiten der gemütlichen Ofenecken und der Bank vor dem Haus und der Laube im Vorgärtchen, wo man noch schnell am Abend vor dem Schlafengehen bei einer Pfeife Tabak oder bei einem geblümten Täßchen Lin-



KULTUR DER GEGENWART



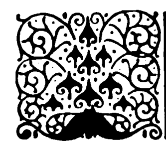
denblütentee geruhsam „die Politik“ machen konnte, die Zeiten sind vorüber. Der Mensch von heute steht mitten drin; er hat nicht mehr Zeit, sich den Zipfel auszusuchen, an dem er das Leben fassen kann, um es interessant zu finden: das Leben packt ihn, und wenn er sich nicht tüchtig vorgesehen hat, wird es ihn zwischen seinen unbarmherzigen Rädern zerquetschen. So ist der moderne Mensch gezwungen, „Leben“ zu lernen, und das wieder zwingt die Schule „Leben“ zu lehren; denn die Schule des Lebens ist eine schwere Schule, die eine „Vorschule“ wohl voraussetzt und gebieterisch verlangt. Die Schule der Zukunft wird bewußt die Vorschule des Lebens sein — mögen daneben gelehrte Fachschulen den alten Selbstzweckgedanken der Schule weiter pflegen!

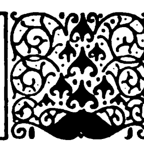


Lesehalle und Volkshaus zu Jena

Charakteristisch für den gegenwärtigen Stand dieser Dinge ist das Verhältnis der Schule zur — Zeitung. Denn daran kann schlechterdings niemand mehr zweifeln, daß die Presse unter den erziehenden Faktoren unsres Lebens — nicht der Schule — einen Hauptrang einnimmt. Der Schulentlassene ist ihr sozusagen geradezu ausgeliefert; als politisches Agitationsmittel schleicht sie sich in jedes Haus, und wo etwa das politische Interesse nicht stark genug ist, zwingt dem einen das Geschäftsleben, das der Inseratenteil und der Börsenbericht darstellt, die Zeitung in die Hand, dem andern ist es der Sport, und einem dritten der Vergnügungsanzeiger, oder es ist auch nur die Hausfrau, die den Roman im Unterhaltungsblatt lesen will, oder die Tochter, die die Schnittmuster des Modeberichts sucht. Allen aber steht das Ganze zur Verfügung, und da die Zeitung als „Tage“-Blatt gezwungen ist, entschieden und klar und leichtverständlich zu sein, da sie in ihren verschiedenen Ressorts zudem noch allgemein verständlich sein muß, weil sie sich im Prinzip mit jedem einzelnen Teil an jeden einzelnen wendet, kann man wohl sagen: sie hat die meisten Erziehungsmöglichkeiten für sich. Sie ist die Quelle, an der jeder trinken muß, der Spiegel, in den jeder hineinsieht und der tatsächlich das ganze Leben auffängt und reflektiert.

Ja, aber das Bild, das er zurückwirft, ist eine Karikatur, antwortet mir ein Pädagoge; die Zeitung ist das Symbol der Oberflächlichkeit und der Halbbildung, aus all den Gründen, die hier angeführt waren. Die Schule kann in diesem Fall nichts Besseres tun, als — warnen, und





tatsächlich warnt die Schule. Ich lese in dem Bericht eines (pressefreundlichen) Oberlehrers die Tatsache konstatiert: „Vereinzelt findet man in Schulordnungen höherer Lehranstalten den Eltern aufgetragen, über die Lektüre der Schüler zu wachen und sie vor dem Zeitungslesen zu bewahren.“

Angenommen nun, diese Verfügung hätte im Prinzip recht: ist es denn aber möglich, heute einen Menschen ganz fern von Zeitungen heranzuziehen? Und wenn es möglich wäre, wie lange könnte es dauern? Solche Erziehungsmethode ist rechte Vogelstraußpolitik, denn gerade wer den Einfluß des Zeitungslesens fürchten zu müssen glaubt, der hat die erzieherische Pflicht, aufklärend vorzubereiten und einer sicheren Gefahr den Boden zu untergraben.

Es kommen denn auch von andrer Seite, gelegentlich wohl auch sogar von amtlicher Seite Anregungen zur Verwendung der Zeitung im Unterricht. Derselbe Oberlehrer berichtet weiter, daß „neuere Verfügungen“ gelegentlich die Benutzung ausländischer Zeitungen im fremdsprachlichen Unterricht „empfehlen“, und ein andrer Oberlehrer meinte einmal, man solle beim Tod hervorragender Männer Nekrologe vorlesen oder in der Literaturstunde Buch- und Theaterkritiken.

Solche wohlgemeinte Vorschläge beweisen zunächst einmal unverkennbar die Tatsache, daß der Feind Bresche geschlagen hat in die hartnäckige Schulmauer; und zweitens zeigen sie den Weg, auf dem sich die Zeitung die Schule erobern wird. Die Vorschläge selbst aber bedeuten so gut wie nichts, und man kann nicht früh genug anfangen, eine falsche Methode bloßzulegen. Denn wieder ist mit diesen Anregungen nichts weiter getan, als daß dem Anschauungsunterricht eine neue Möglichkeit geschaffen wird, und demgemäß verlangt auch jener andre Oberlehrer, man solle nicht nur Zeitungsartikel in die Schule bringen, sondern vor allem Zeitungsillustrationen — wogegen an sich ja gewiß nichts einzuwenden ist.

Sicherlich liegt aber das eigentlich Bedeutungsvolle nicht in solchen Spielereien, die immerhin für die Gestaltung des Unterrichts nicht gleichgültig sind und die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler wohltuend beeinflussen können. Viel mehr kommt es darauf an, das Zeitunglesen geradezu zu lehren. Zu keiner besonders eingesetzten Stunde natürlich, sondern nur „gelegentlich“, und ganz besonders wichtig wäre es, daß ein richtiges Verhältnis zur Zeitung geschaffen würde, denn der Durchschnittsleser ist gewohnt, sie entweder als Evangelium hinzunehmen oder als Lüge. Nun wird aber die Schule zeigen, daß hier auf derselben Seite neben dem Wertvollsten ganz Wertloses steht, sie wird beweisen, daß der Roman unterm Strich Schundliteratur ist, und wird — wird — etwa den literarisch-kritischen Teil derselben Zeitung dazu benutzen, den Schüler über das Wesen und die Gefahr der Schundliteratur aufzuklären; vielleicht kommt dann einmal eine Zeit, in der sich die Zeitungen solch bewußtes Doppelsein nicht mehr erlauben dürfen, wenn sie das Niveau des Leserkreises gehoben wissen ... Mit dem politischen Teil wird dann weiter der Geschichtslehrer, zumal wenn er Blätter verschiedener Tendenz zugleich benutzt, darlegen, wie „Geschichte“ entsteht und gemacht wird — aber gerade diese interessanten Erziehungsmöglichkeiten sind auch die am meisten problematischen, und das Problem, das zugleich die gesunde Frage der Einführung von Zeitungen in den Schulunterricht so überaus kompliziert macht und gefährdet, heißt: „Parteipolitik und Schule“.

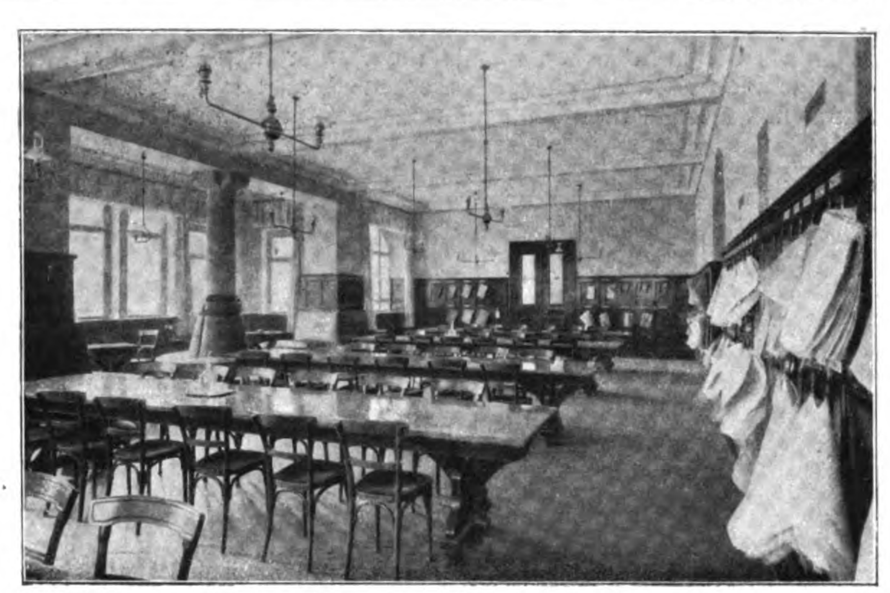
Viel einfacher liegt ein andres Gebiet zeitungserzieherischer Möglichkeiten: der Kursbericht. Es wäre lehrreich, einmal unter Fortbildungsschülern und den älteren Jahrgängen unsrer Mittelschulen, auch unter Studenten durch Umfrage festzustellen, wieviel Prozent eine Ahnung haben von diesen Ziffern, aus denen der Eingeweihte tausend Beziehungen der Völker untereinander herausliest; wie ein Barometer reagieren sie auf alle Stimmungen des politischen und wirtschaftlichen Lebens — und sind uns ein Buch mit sieben Siegeln oder besser: ein verschlossener Kassenschrank, den zu erschließen nur das Geld und die berufliche



KULTUR DER GEGENWART

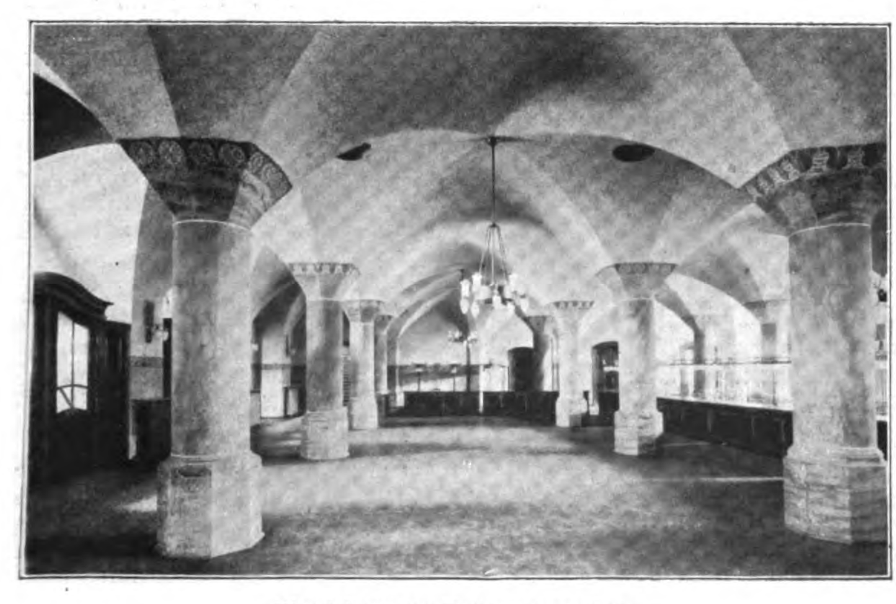


Beschäftigung mit Geld lehren. Wer will leugnen, daß wenigstens hier die Schule uns vernachlässigt hat? Damit wollen wir uns von der Zeitung weg und noch zu einigen andern Lebensdingen verwandter Art hinwenden, deren Schulfähigkeit mehr anerkannt ist, die aber trotzdem schwer Eingang finden und vor allem dem Lehrer noch lange nicht methodisch vertraut sind.

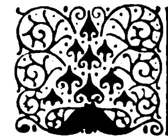


Zeitungslesesaal im Volkshaus zu Jena

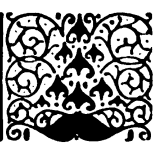
Zunächst handelt es sich noch einmal um „Kursberichte", nämlich um die Kursberichte des — Kursbuchs. Verspätungen und kostspielige Zugversäumnisse pflegen die Lehrer zu sein, die uns die Geheimnisse dieser Zahlen und Zeichen deuten — langsam, allzulangsam schreitet dieser Unterricht vorwärts, denn der gewöhnliche Sterbliche genießt diese schönste und beste Schule des Lebens, die Reise so selten! Die Alltagsschule aber hat im Kursbuch das liebenswürdigste und amüsanteste Unterrichtsmittel, das sich denken läßt: statt in Geographieunterricht mit trockenen Namen zu laborieren, macht man an der Hand des Kursbuches und beflügelt von der abenteuerlustigen Phantasie der Jugend weite Reisen. Die Welt



Wandelhalle im Volkshaus zu Jena



KULTUR DER GEGENWART



gehört der Schule, die wenig bildhafte Landkarte bekommt Leben und Farben, ihre geometrischen Distanzen werden Raum und Zeit — und wenn man dann zugleich noch gelegentliche Ausflüge: im Schulzimmer, im Schulhof, im Schulhaus, in der Heimatstadt, in ihrer Umgebung ... an der Schultafel oder im Allerleiheft kartographisch festzulegen versucht, wird auch diese andre Qual der Geographiestunde, das Geheimnis der Landkarte, zum Vergnügen werden, und ein gewaltiges Stück Schulelend wird Lebensfreude und Lebenswert.

Dazu würde noch gehören, daß die eine oder die andre „Schulreise" den Unterricht auch einmal eingehender beschäftigt: der Lehrer würde zeigen, wie man sich auf eine Reise literarisch vorbereitet — und damit sind wir bei den Bibliotheken angelangt, deren Bedeutung für unser Leben immer größer wird, und deren Zahl und deren Einrichtung infolge dieser Entwicklungstendenz sich ständig erweitert.

Wir müssen uns daran gewöhnen — nein, wir müssen durch die Schule, denn sie allein hat die Machtmittel an der Hand, daran gewöhnt werden, die allgemeinen Bibliotheken zu benutzen. Die Bibliotheken müssen uns ein so selbstverständlicher und eigner Besitz sein wie der öffentliche Brunnen, aus dem wir trinken, wenn wir durstig sind, wie die Straße, in der wir gehen, wie der öffentliche Park, in dem wir lustwandeln.

Denn betrachten wir sie nur — um den Kreis zu schließen — zum Beispiel in Beziehung auf die Zeitung: in Bibliotheken werden wir zunächst Zeitungen finden, und nicht nur eine, sondern alle Parteirichtungen werden da vertreten sein. Dadurch wird sich der Deutsche von seiner Gewohnheit, nur ein einziges Blatt zu lesen, langsam befreien. (NB.: Im Ausland pflegt der Zeitungsleser nicht zu abonnieren, sondern gelegentlich unterwegs bald dies und bald jenes Blatt zu kaufen!) Wird schon durch diese größere Beweglichkeit die Gefahr der Einseitigkeit abgewendet und die Kritik, das heißt ein selbsttätiges, produktives Lesen hervorgerufen, so ist anderseits die Bibliothek das einzige Gegengewicht gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit, der die Presse so mißkreditiert. Denn mit dem Hintergrund der Bibliothek ist die Zeitung doch gewissermaßen nur die Anregung, sich eingehender zu orientieren und zu belehren — aber eben das will nicht nur gelernt, sondern gelehrt sein!

Dr. Ernst Guggenheim

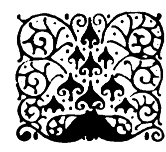


Heizbare Teppiche, das ist doch sicher etwas Neues. Und der Gedanke ist nicht übel. Nichts kann der Mensch schlechter vertragen als kalte Füße. Deshalb haben unsre Großeltern bei längeren Fahrten mit der Postkutsche sich große dickgefütterte Fußsäcke mitgenommen.

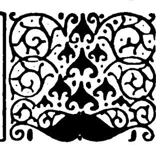
Der heizbare Teppich besitzt nun den besonderen Vorzug, daß er nur ebenso stark erwärmt wird, als es für einen Fußboden angenehm ist, das heißt auf etwa 18 Grad Celsius, wärmer wird er nicht.

Wie die Heizung erfolgt? Nun, lieber Leser, das ist wohl nicht schwer zu raten: unsre bewährte Tausendkünstlerin, die Elektrizität, muß auch hier helfen. Einen Teppich, noch dazu einen solchen aus Stoff, kann man nicht mit Holz und Kohlen oder mit Gas heizen. Aber wenn man feine, dünne, biegsame elektrische Heizkörper nimmt, dann geht es. Der Stromverbrauch soll verhältnismäßig gering sein, ein kleiner Teppich, wie er wohl als Vorleger vor den Schreibtisch paßt, benötigt etwa über hundert Watt Strom, das würde heißen, daß die dauernde Einschaltung stündlich rund zwei bis sechs Pfennige kostet, je nach dem Strompreis, den das Elektrizitätswerk berechnet.

Eine andre Neuerung ist die elektrische Brennschere. Kein Brennscherenwärmer. Die gibt es schon seit längerer Zeit, sondern eine Schere, deren Schenkel unmittelbar erwärmt werden. Unsre Damenwelt wird das sicherlich sehr freuen, denn es ist ungleich angenehmer,



KULTUR DER GEGENWART

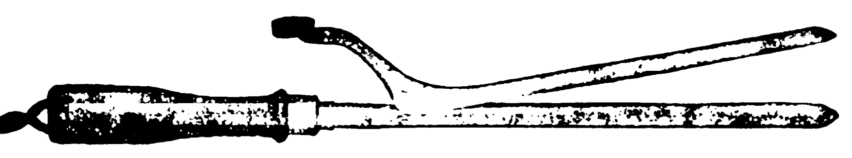


die viele nun unentbehrliche Brennarbeit ohne Unterbrechung durchführen zu können.

Ein andrer, gleichfalls elektrisch zu betreibender Apparat für den Toilettentisch ist der Haartrockner. Bei ihm wird der Strom einerseits zum Betrieb eines kleinen Ventilators, anderseits zur Erwärmung der Luft verwendet. Auf diese Weise ist eine Trocknung selbst von sehr vollem und dichtem Haar in kurzer Zeit durchführbar ohne die große Einrichtung, die hierfür in den Frisiersalons bisher für notwendig erachtet wurde.

Und es ist nicht leicht, Haar zu trocknen, denn dieses besitzt bekanntlich eine sehr große Anziehungskraft für Wasser. Aus diesem Grunde wird es ja als Material für Feuchtigkeitsmesser mit Vorliebe benutzt, die in neuerer Zeit sich in steigendem Maße neben Thermometer und Barometer einbürgern. Ein dünnes Bündel Menschenhaar wird vorsichtig gespannt. Unter dem Einfluß des mehr oder minder großen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft dehnt und verkürzt es sich und bewegt dabei einen Zeiger, der uns den Sättigungsgrad der Luft erkennen läßt. Und dieses Wissen ist sehr wertvoll, denn von der relativen Feuchtigkeit der Luft hängt unser Wohlbefinden sehr stark ab, und nebenbei gewinnen wir daraus einige Anhaltspunkte für die Wettervoraussage. Wir brauchen nur daran zu denken, daß unser Körper fortgesetzt Wärme abgeben muß, und zwar bedient er sich zu diesem Zweck zu einem beträchtlichen Teil der sogenannten Verdunstungskälte. Durch die Poren wird Wasser abgeschieden und bei der Verdunstung dieses Wassers dem Körper Wärme entzogen. Diese Verdunstung ist jedoch von dem Zustand der uns umgebenden Luft in hohem Maße abhängig. Ein Kubikmeter Luft vermag nur eine bestimmte Menge Wasser zu verdunsten. Wieviel, das hängt von der Temperatur ab. Bei 10 Grad Celsius zum Beispiel etwa 7 Gramm, bei 20 Grad Celsius zirka 14 Gramm, bei 30 Grad etwa 30 Gramm. Sobald sie so viel Feuchtigkeit hat, spricht man von ihrer Sättigung. Mit Feuchtigkeit gesättigte Luft vermag kein Wasser mehr zu verdunsten, im Gegenteil, bei der geringsten Temperaturerniedrigung scheidet sie Wasser in Form von feinen Tröpfchen aus; das bekannte Beschlagen von Gefäßen, die, mit kaltem Wasser oder Eis gefüllt, in warme, feuchte Räume gebracht werden. Wenn unser Körper also frei ausdünsten soll, so ist es notwendig, daß die uns umgebende Luft möglichst trocken ist, oder man muß durch verstärkten Luftzug die Verdunstung künstlich beschleunigen. Hierauf allein beruht auch die kühlende angenehme Wirkung von Fächern und elektrischen Ventilatoren, die man richtiger mechanische Fächer nennen würde, denn von einer Lüftung, Herbeischaffung neuer Luft kann bei diesen Maschinchen ja keine Rede sein. Aber die starke Luftbewegung genügt auch, vorausgesetzt, daß die bewegte Luft noch nicht den Sättigungsgrad erreicht hat, denn dann ist natürlich auch alles Bewegen nutzlos.

Die Aufstellung von Verdunstungsschalen im Winter während der Heizperiode muß als eine ganz verkehrte Maßnahme bekämpft werden. Als zuträgliche Feuchtigkeit können im allgemeinen 40 bis 60 Prozent angesehen werden, und wenn man sich die Mühe nimmt und die Luftfeuchtigkeit mit Hilfe eines der beschriebenen Instrumente nachprüft, so wird man fast niemals finden, daß der Zeiger unter 40 Prozent sinkt. Der Mensch sorgt ja selbst dafür, daß fortgesetzt Feuchtigkeit in die Luft gelangt. In einem Bureau oder in einer Schulklasse, wo eine größere Anzahl Menschen versammelt sind, ist es gar nicht denkbar, daß die Luft trocken werden könnte. Scheidet doch jeder Mensch stündlich in der Ruhe 20 bis 60,



Elektrische Brennschere



KULTUR DER GEGENWART

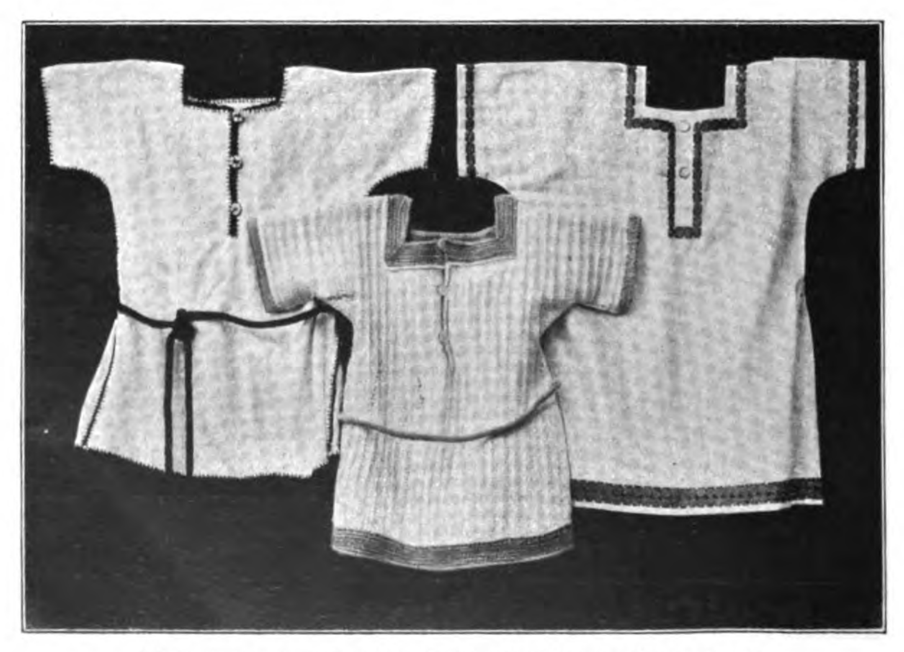


bei mittlerer Arbeit 70 bis 200 Gramm Wasser aus, je nach der Temperatur. Da wir diese Feuchtigkeitsentwicklung nicht hindern können, ja sogar erleichtern sollen, bleibt uns die Pflicht, dafür zu sorgen, daß nicht durch andre Ursachen überflüssigerweise Feuchtigkeit erzeugt wird. Besonders schlimm steht es in dieser Beziehung mit unsern Küchen. Sehr praktisch ist die englische Einrichtung, die über den Herd einen Abzugsschlot vorsieht, durch den alle Dämpfe, die beim Kochen von Speisen entstehen, entweichen. In unsern normalen deutschen Küchen geht der gesamte Wasserdampf in die Raumluft über und erzeugt da eine unmäßige Feuchtigkeit. Wird auf Gas gekocht, so kommt bei den meisten Gasherden, die ohne Schornstein brennen, noch die namhafte Erzeugung von Wasserdampf durch das Verbrennen des Gases hinzu, denn Gas verbrennt bekanntlich teilweise zu Wasserdampf. Im Interesse des Wohlbefindens der Küchenbewohner muß daher auf eine gute Lüftung der Küchen weit mehr Wert gelegt werden, als es bisher noch geschieht. S. Hartmann



KUNSTGEWERBE

Es soll hier einiges über die deutschen Kunstgewerbeschulen berichtet werden. Da ist fürs erste zu fragen: Kann Kunst überhaupt gelehrt werden? Das kann sie nicht, sicher nicht in dem Sinne, daß Künstler durch den Schulbetrieb erzeugt und gewissermaßen aus dem Nichts geschaffen werden. Es gibt nur geborene Künstler; genau so, wie es nur geborene Ärzte oder Pfarrer geben kann. Es ist vielleicht möglich, daß sich bestimmte Handgriffe und Akrobatenkunststücke jedermann andressieren lassen; es ist aber unmöglich, selbst für den raffiniertesten Magister und Regelpauker unmöglich, einem blinden Burschen blanke, wunderselige Augen, einem stumpfen Phlegmatiker schwingende und singende Nerven einzuverleiben. Die Kunstschule kann gewiß sein: wen sie nicht als Künstler bekommt, wird sie nur als einen Automaten für Zeichnen und Pinseln entlassen. Welcher Art ist nun aber ihre Leistung? Denn irgend etwas müssen diese Anstalten mit der Fülle ihrer Klassen, mit den ehrenwerten Professoren, mit ihren Prüfungen und Abgangszeugnissen der Kunst doch zu geben haben. Dem ist so. Die Kunstschulen sind Anstalten für Geburtshilfe. Der Künstler ist da, er lebt; aber er muß erst in die Welt hinein-



Arbeiten aus dem Seminar für Handarbeitslehrerinnen an der Bielefelder Handwerkerschule

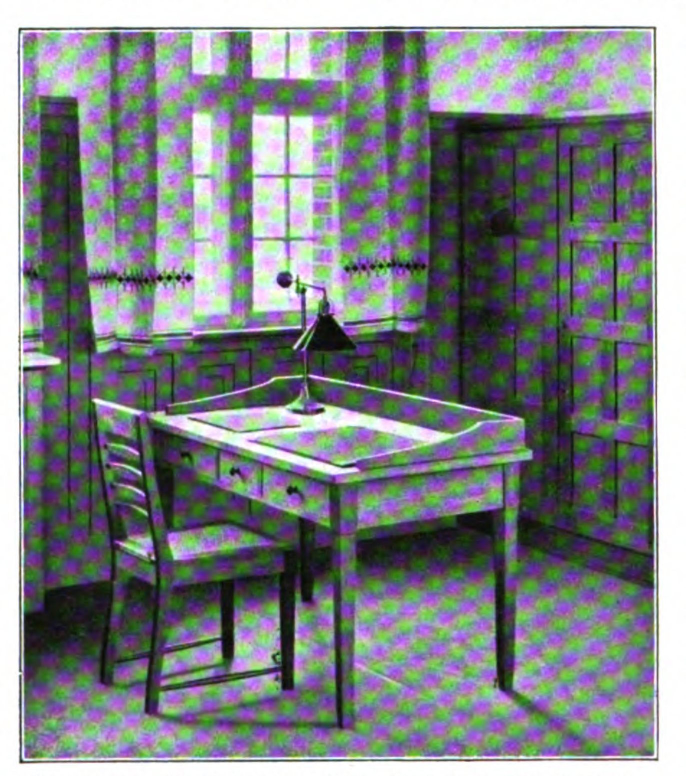


KULTUR DER GEGENWART



geboren werden, in den Zusammenhang der Entwicklung, in die Konvention, in die Stürme der Gegenwart. Dazu soll die Schule helfen. Sie soll dem Novizen den Rohstoff vermitteln, ein wenig besser geordnet, ein wenig mehr ins System gebracht, als er ihn selber finden würde. Sie soll dem Jungen zeigen, wie die Alten zur Klassik kamen, sie soll ihn hineinblicken lassen in die Leidenschaften von gestern und heute. Ob sie ihm dabei Werturteile vermitteln darf, läßt sich leicht bestreiten; zumeist wird solche Mühe auch unnütz sein, denn die Starken, und auf die allein kommt es an, werden alle vorgedachten Meinungen und alle vorempfundenen Empfindungen verlachen und nur auf den eignen Dämon hören. Da aber ist es nun die Schule, die, was diesen Dämon betrifft, eine Heldentat zu verrichten hat. Nicht, daß sie ihn etwa totschlagen soll; im Gegenteil, gerade an diesem Dämon, an diesem innersten und eigentlichen Ich des Schülers soll die Schule ihre Geburtshilfe leisten. Sie soll dem jungen Menschen dazu helfen, sich selber zu entdecken; sie soll mit zarter Hand die Hemmungen, die des Dämons Flügel binden, abzustreifen suchen. So soll die Kunstschule durch negative Arbeit das Positive leisten: die Befreiung des geborenen Künstlers von den Eierschalen der Unsicherheit und von den Schlacken fauler Gewöhnungen. Das wäre das erste, was die Kunstgewerbeschule als ihr Gesetz anzuerkennen hat. Das zweite aber ist: daß sie eigentlich mit Kunst gar nichts zu tun habe. Wie auch das Kunstgewerbe weniger ein künstlerisches als ein kulturelles Problem ist.

Wenn man das, was Hodler macht oder was Rembrandt tat, Kunst heißt, so kann man unmöglich die Herstellung eines guten und schönen Stuhles, kann man selbst die Produktion eines mustergültigen und charakterfesten Wohnhauses nicht dem gleichen geistigen Gebiet zurechnen. Die Kunstgewerbeschule aber soll nicht den Ehrgeiz haben, kleine Hodler und Rembrandte zu entlassen; sie tat genug, wenn es ihr gelang, der Möbelindustrie tüchtige, instinktreine Hilfskräfte zu liefern. Dennoch gilt für sie mit nicht geringerem Ernst das Wort von der Geburtshilfe. Die Kunstgewerbeschule soll den geborenen Liebhabern der technischen Logik, der kulturellen Lebensführung und des guten Geschmackes in die Praxis hinein und in die Vielfältigkeit des Alltags helfen. Sie soll den Tischler, der zu ihr kommt, anspornen, daß er ein Äußerstes tue, seine spezielle Technik zu verfeinern und zu durchgeistigen. Sie soll dem Mann,



Flensburger Kunstgewerbeschule: Einfaches Schreibzimmer, ausgeführt von drei Schülern nach dem Entwurf des Direktors Huber für die Reichsbank in Sonderburg



KULTUR DER GEGENWART



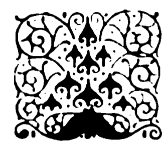
der Wohnstätten entwerfen möchte, die Sinne und die Gesinnung öffnen für die Notwendigkeit einer alle Einzelarbeiten zusammenfassenden Gemeinsamkeit neudeutscher Kultur. Sie soll denen, die Farben zu empfinden, Proportionen zu sehen und Rhythmen zu fühlen vermögen, die Energie und den Takt vermitteln, solche Gaben in den Dienst der größten und der kleinsten Aufgaben zu stellen. Sie soll das alles nicht durch Worte und Doktrinen tun; sie soll das Ideal sich aus der täglichen Arbeit destillieren lassen, aus der Arbeit an der Hobelbank und am Schraubstock.



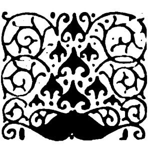
Aus der Hamburger Kunstgewerbeschule: Klasse des Professors C. O. Czeschka

Wenn es heute noch Kunstakademien gibt, auf denen zum Exempel die Bildhauer drei geschlagene Jahre mit dem Kneten von Ton vergeuden, ohne je an ein reelles Material, weder an Stein, noch an Bronze, noch an Holz zu gelangen, so soll die Kunstgewerbeschule solchen patentierten Verkümmerungsinstituten demonstrieren, daß Kunst von Können kommt. Freilich, nicht von einem Können im schulmeisterlichen Sinne, sondern von einem Können, wie es sich durch das Werkzeug an dem Rohstoff, durch die Organisation an dem Chaos bewährt. Die Kunstgewerbeschule will im Prinzip nur Leute, die eine praktische Lehre durchgemacht haben, an die Zeichentische heranlassen. Und sie will diesen, die doch wohl begriffen haben müßten, um was es sich bei ihrem Beruf handelt, nicht etwa einige billige zeichnerische Gesten angewöhnen; sie will vielmehr, daß jeder Bleistiftstrich und jeder Pinselzug ein Stück Werkstattarbeit sei. Der Tischler soll, auch wenn er eine Blume zeichnet, weiterhin tischlern; das heißt: er soll, wenn er die Abmessungen und die Musik der Blüte erfühlt, von solchem Glück und solchem Erleben etwas in sein Berufsgewissen, etwas in seine Werkstattgesinnung und sein Werkgefühl eintragen. Und genau so sollen der Schlosser, der Buchbinder, der Metalltreiber, der Weber oder Sticker verfahren. Sie sollen alle miteinander darauf verzichten, sich einen blöden Vorrat von Naturalismen und Manieren anzukratzen; sie sollen nichts andres lernen, als Verhältnisse sehen, Harmonien fühlen, Rhythmen empfinden. Sie sollen ferner durch solches Zurückgehen auf die optischen Prinzipien die Einheit alles ästhetischen Schaffens erkennen und erleben. Damit sie nun aber nicht etwa in ästhetischer Gefühlsseligkeit oder kultureller Phraseologie ertrinken, hat die Kunstgewerbeschule das zwiefach wirksame Erziehungsmittel der Werkstätten.

Hier, beim Klang der Sägen, der Hämmer und der Punzen, soll nicht nur das, worauf bereits der Zeichenunterricht zielt,



KULTUR DER GEGENWART



die Durchgeistigung des Handwerklichen, erreicht werden; in den Schulwerkstätten soll auch das Detail der Technik bis zur Virtuosität ausgebildet werden.

Wenn solches gemeinsam die Unterrichtsabsicht aller Kunstgewerbeschulen ist, so ergeben sich doch, und das selbstverständlich und mit Recht, an den verschiedenen Anstalten mancherlei Variationen. Die Art der Lehrer und die Lokalforderungen ändern nicht nur den Stundenplan, sie beeinflussen auch die Auffassung von den einzelnen Disziplinen. In Flensburg spürt man die Nähe der Schiffswerften und die Tradition des Pesels. In Hamburg, wohin verschiedene Wiener berufen wurden, entwickelte sich eine deutliche Tendenz zu jener spezifischen kapriziösen Manier derer um Hofmann und um Kolo Moser. Es können eben auch die Lehrer, sofern sie wirkliche Künstler sind, selbst wenn das, was sie lehren, eigentlich gar nichts mit Kunst zu tun hat, doch nur sich selber geben. Woraus folgt, daß auch die Kunstgewerbeschulen keineswegs, wie Idealisten etwa vermuten könnten, Erziehungsinstitute in Reinkultur sind. Wenn sie auch dem Prinzip nach (wozu Muthesius das Beste beigetragen hat) klar gedacht wurden, so haben sie doch noch genug der Mängel, der Einseitigkeiten, so züchten sie doch noch hinlänglich Verirrte und Untaugliche. Was sich besonders von den Damen, deren die Kunstgewerbeschulen meist zu viel haben, leicht beweisen ließe.

Robert Breuer



Neue Ausdrucksmittel in der Architektur*)

Einem im Sommer dieses Jahres erschienenen Berichte des preußischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten über das letzte Jahrzehnt der staatsbaulichen Tätigkeit war ein kunstästhetischer Ausblick angefügt, der sogleich in der Tages- wie in der Fachpresse eine lebhafte Diskussion hervorrief. Der Bericht führte aus, „daß die Staatsregierung gegenüber der Bewegung, unter Abwendung von allem Herkömmlichen neue Ausdrucksmittel für die Baugedanken der Gegenwart zu suchen, Zurückhaltung üben zu müssen glaube, in der Überzeugung, daß es als ein baukünstlerischer Verlust anzusehen sei, wenn der Boden geschichtlicher Überlieferung verlassen und damit auf die Verwertung des Reichtums an Gestaltungskraft verzichtet werde, den die Kultur früherer Jahrhunderte hinterlassen habe“. Gegen dieses Glaubensbekenntnis hat zunächst der Bund Deutscher Architekten, eine Vereinigung freischaffender Baukünstler Deutschlands, einen außerordentlich scharf gehaltenen Protest veröffentlicht. Er sagt, daß die Tendenz nach Fortschritt keine Eigentümlichkeit der Gegenwart sei, sondern zu allen Zeiten vorhanden gewesen sei; es sei jedoch stets nur wenigen hervorragenden Künstlern gegeben gewesen, die vorhandene Kunst weiterzuentwickeln. Was die Werke der alten Kunst beträfe, so zeichnete sich gerade die Gegenwart dadurch aus, daß sie ihr liebevollste Beachtung schenke, aber die Anregung, die sie biete, liege nicht in der dem Laien geläufigen Anwendung der Stilmerkmale, sondern in der Grundidee der alten Kunst. Zum Schluß wird gesagt, daß die Staatsbauverwaltung ihre „Zurückhaltung“ deshalb nicht besonders zu begründen brauchte, weil „die neuen Ausdrucksmittel von jeher für den ganz engen Kreis derer gewesen seien, die die Kunst weitergebracht hätten, diese aber auch unter den Baubeamten zu den größten Seltenheiten gehören dürften“.

Der ganze Streit gehört zu denjenigen

*) Ein auf ein redaktionelles Versehen zurückzuführender Eingriff in meinen Aufsatz in Heft 2 der „Arena“, der durch Zusätze entstellt wurde, die nicht von mir selbst herrührten, veranlaßt mich, dieses Thema hier ausführlicher zu behandeln, obgleich es die Allgemeinheit vielleicht nicht im selben Maße interessiert wie die Fachkreise.

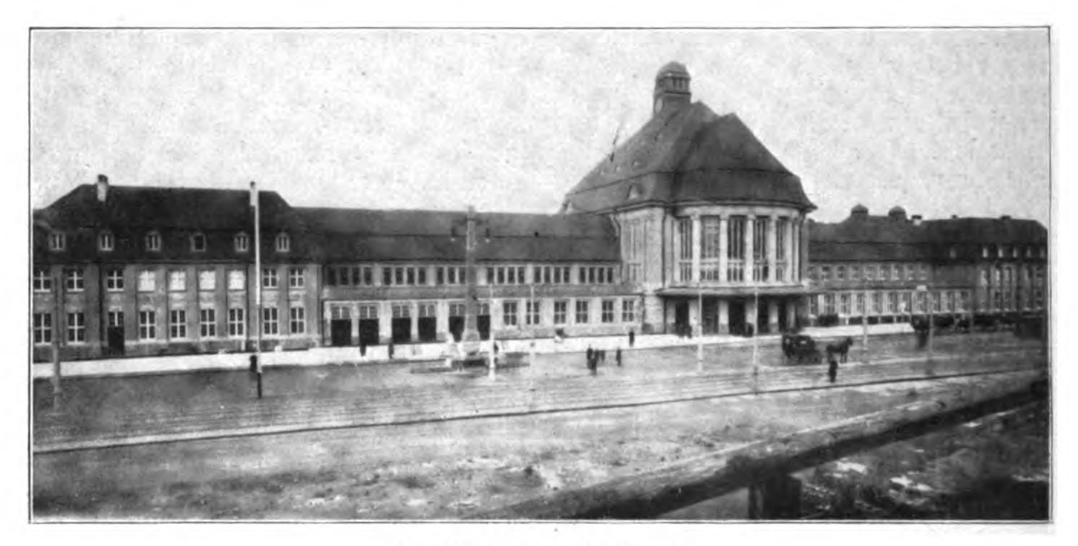


KULTUR DER GEGENWART



Vorkommnissen, die für den ruhigen Zuschauer von Anfang an etwas Peinliches haben mußten.

Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, werden an und für sich richtige Gedanken zu einer Schärfe zugespitzt, die verletzen muß, und vor dem zuschauenden Publikum kommt es schließlich darauf an, wer von den streitenden Parteien das stärkste Beifallklatschen hervorruft. Im vorliegenden Falle hat sich nun leider die Staatsregierung in die ihnen versteckten Vorwürfe beziehen sollen. Es ist offen gelassen, ob jene Nichtskönner gemeint sind, die in der Tat gerade im letzten Jahrzehnt unter der Flagge des „Modernen" einem wilden Individualismus gehuldigt und zur Verschandelung unsrer Straßen und unsres Landes kräftig beigetragen haben, oder ob sich die Vorwürfe gegen jene hervorragenden Künstler wenden, die durch neuartige Meisterwerke, man nehme Messels Wertheimbau als Beispiel, der Baukunst



Der Bahnhof von Dortmund

ungünstige Stellung bringen lassen. Denn das Publikum machte nun sofort Rückschlüsse vom Wort auf die Tat, hier also von der angeblich rückschrittlichen Verkündung auf die baulichen Leistungen der Staatsbauverwaltung. So konnte es nicht fehlen, daß die wenigen aus dem Berichte in die Öffentlichkeit gelangten Sätze teilweise die Wirkung ausübten, die Bauverwaltung für reaktionär und impotent zu erklären.

Bei gerechter Würdigung aller Umstände ist es zunächst nötig, sich mit den Sätzen selbst zu beschäftigen. Ihr schwacher Punkt beruht darin, daß man nicht genau weiß, auf wen sich die in neue Wege gewiesen haben. Könnte man annehmen, daß die Nichtskönner getroffen werden sollten, so bliebe doch die Unbegreiflichkeit bestehen, daß diese unzulänglichen Kräfte überhaupt als die Repräsentanten „der Bewegung, neue Ausdrucksmittel für die Baugedanken der Gegenwart zu suchen", aufgefaßt werden konnten.

Hier wäre ein Irrtum wiederholt, dem man im täglichen Leben so häufig begegnet, indem die Pfuschereien Minderwertiger als „moderne Kunst" erklärt werden, gegen die es dann Pflicht wird, anzukämpfen. Pfuscher hat es zu allen Zeiten in großer Menge



KULTUR DER GEGENWART



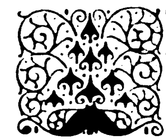
gegeben; eine ernste künstlerische Diskussion hat mit ihnen nichts zu tun, für eine solche kommen nur die schöpferischen Kräfte in Betracht. Wären aber diese gemeint, und das ist die Annahme, die dem Proteste des Bundes Deutscher Architekten zugrunde liegt, so könnte man in der Tat, ganz abgesehen von dem niemals bedeuten. Wer dies verlangen würde, würde das Axiom alles Lebens: die Entwicklung, verneinen. Leben ist Entwicklung, und Entwicklung bedeutet neues und immer neues Leben. Wer aber den Bericht aufmerksam durchliest, wird finden, daß die Staatsregierung dem Fortschritt gar nicht abhold ist. An



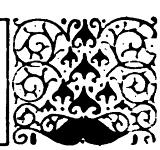
Königliche Charité in Berlin

Gesichtspunkt der Opportunität, die Sätze nicht ohne ernste Bedenken durchlesen.

Die Ideenverbindung zwischen der geschichtlichen Überlieferung und dem Suchen nach neuen Ausdrucksmitteln ist in der Form, wie sie im Bericht auftritt, nicht stichhaltig. Denn niemals und zu keiner Zeit hat das Weiterführen der Überlieferung den Ausschluß des Fortschrittes bedeutet und kann ihn auch einer andern Stelle wird ausgesprochen, daß sie das Bestreben habe, die heimische Bauart zu pflegen, „ohne daß dabei auf selbständige Fortentwicklung in konstruktiver und architektonischer Beziehung verzichtet wird." Hätte dieser Satz von Anfang an in der Zeitungsdiskussion Beachtung gefunden, so würde der Protest des Bundes Deutscher Architekten wesentlich milder ausgefallen, wenn nicht ganz unterblieben sein.



KULTUR DER GEGENWART



So viel über den literarischen Teil des Streites. Wie steht es mit den Tatsachen? Ist die vom Publikum aus ihm gezogene Folgerung, daß die bauliche Betätigung des Staates rückständig sei, zutreffend?

Hier ist der Punkt, bei dem es erst recht nötig ist, die Staatsbauverwaltungen in Schutz zu nehmen. Zwar trifft es zu, daß in den Reihen der Baubeamten heute nicht gerade jene Bahnbrecher zu suchen sind, die der Entwicklung der Kunst die Richtung weisen. Niemand würde voraussetzen, daß das so sein müßte. Das Temperament des Künstlers, wie es nun einmal ist, widerstreitet der festen Bindung und sträubt sich gegen die mit jedem Staatsamt verquickte, mehr oder weniger mechanische Verwaltungsarbeit. Hinzu kommen die spärlichen Besoldungsverhältnisse, die es mit sich bringen, daß die besten Kräfte, sobald sie nur irgend können, sich dahin wenden, wo sie für ihre Leistungen höhere Entlohnung finden.

Zugunsten derjenigen Architekten, die trotzdem noch an einer sicheren Lebensstellung festhalten wollen, sind in neuerer Zeit die Städte mächtige Konkurrenten des Staates geworden, sie bezahlen ihren Baubeamten das Doppelte und Dreifache der Staatsskala. So kommt es, daß heute den Stadtbauverwaltungen in wachsender Zahl junge, tüchtige Kräfte zuströmen, die dort bereits ein blühendes Leben in der baulichen Tätigkeit der Gemeinden hervorgerufen haben.

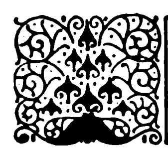
Trotz allem aber kann man von der Bautätigkeit des Staates nicht behaupten, daß sie hinter der Zeit zurück wäre. Auch hier sind gerade im letzten Jahrzehnt die künstlerisch guten Leistungen zahlreich, und auch hier findet das neue Leben, das wir in der Architektur jetzt allerorten beobachten, seinen Widerhall. Ja, wenn man alles in allem nimmt, so ist es bewundernswürdig, wie ein Beamtenapparat, der unter schlechten Beförderungsverhältnissen, unter ungenügender Bezahlung und unter zu geringer Einschätzung seiner Stellung in der Bureaukratie lebt, doch so außerordentlich anständige und wenn auch nicht geniale, so doch ein gewisses gutes Niveau nie unterschreitende Bauten hervorbringt. Man vergegenwärtige sich die neueren Bahnhofsbauten, wie Dortmund, Essen, Aachen, die vielen sehr guten neuen Gerichtsgebäude (soeben ist in Halberstadt ein ausgezeichnetes Gerichtsgebäude eröffnet worden), die neueren Krankenhausanlagen, wie die Charité in Berlin.

Diese Bauten stellen durchaus ihren Mann in der guten baulichen Produktion des Tages, sie gehören unbedingt zu dem guten Zehntel dessen, was heute gebaut wird, gegenüber einem Neunzehntel von Minderwertigem und direkt Schlechtem. Und es ist ganz falsch, wenn so getan wird, als seien im allgemeinen die aus der privaten Bauproduktion hervorgehenden Bauten gut, die aus der staatlichen schlecht. Daß natürlich auch bei Staatsbauten einmal Verfehltes und Nichtgelungenes unterläuft, ist selbstverständlich.

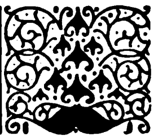
Es ist für jeden Produzierenden, und als solcher tritt ja in dem Bericht auch die Staatsbauverwaltung auf, mißlich, kunstästhetische Leitsätze aufzustellen. Im allgemeinen kann man als Künstler froh sein, wenn das Werk, das man schafft, halbwegs gelingt und als Leistung eine freundliche Bewertung bei den Mitlebenden findet. Der Staatsbauverwaltung hat bisher die öffentliche Anerkennung nicht gefehlt. Namentlich haben die alljährlich veranstalteten Architekturausstellungen nicht wenig dazu beigetragen, ihr die allgemeine Achtung einzubringen, denn sie schnitt in diesen Ausstellungen meistens recht gut ab. Das günstige Urteil sollte nun auch nicht abgeschwächt werden durch Vorkommnisse, die rein literarischer Art sind und die mit den Leistungen an und für sich nichts zu tun haben.

Hermann Muthesius





KULTUR DER GEGENWART





In dem zierlichen Turmhäuschen am Strand unsrer Felseninsel Helgoland, dem „Aquarium" der biologischen Anstalt, verlebt der großstadtmüde Naturfreund köstliche Feierstunden. Wenn der Schwarm der verständnisinnig kritisierenden Badegastbesucher sich zur abendlichen Stunde verläuft und es in den Gängen zwischen den Becken still wird, dann darf er sich hineinträumen in die Märchenwelt voll unerschöpflicher Schönheit, die, für keines Menschen Auge bestimmt, die ungeheuren wassergefüllten Schluchten und Täler unsrer Planetenoberfläche erfüllt, die wir Ozean nennen. Da blühen hinter zollstarken Scheiben auf Felsen aus dunklem Basalt jene Wunderblumen der See, die wir poetisch als Seerosen und Seenelken bezeichnen; im wirren Algengestrüpp windet und schlängelt sich's von allerhand bizarren Formen aus dem Reiche der Krebse und Fische; da sehen wir in andern großen Becken all jene Gestalten, die uns von unsrer Mittagstafel her zwar wohlbekannt sind, an denen aber das ganz Merkwürdige ist, daß sie wirklich leben! Makrelen und Dorsche, Steinbutten und Schollen, die wir gewohnt sind, als verfallende Eiskadaver zu sehen, treiben munter ihr Wesen und scheinen der Freiheit kaum zu entbehren. Ganz besonders fühlt sich der materiell Denkende zu derjenigen Scheibe hingezogen, hinter der er den König der Helgoländer Fauna, den Hummer, in wahren Riesenexemplaren lebend beobachten kann. Was mögen die gebundenen Scheren jenes leuchtend himmelblauen Prachtkerls (ausnahmsweise kann der im Leben meist düsterschwarz gefärbte Hummer solchen eigenartigen Farbton aufweisen), diese riesigen Fangwerkzeuge, die, doppelt mannshandgroß, bequem einen Menschenarm brechen könnten, im freien Meere alles an Beute gemeistert, erwürgt und zerrissen haben!

Oft hört man von tierliebender Seite die besorgte Frage: Wie ist's nur möglich, all diese Tiere mit Nahrung zu versehen, all diese gierigen Mäuler zu sättigen? In der Tat ist die Ernährungsfrage recht schwierig bei der Seetierpflege. Während die Versorgung mit frischem, stets klarem Wasser durch die vorzüglichen technischen Einrichtungen der biologischen Anstalt aufs beste geregelt und damit die Erstickungsgefahr für die Tiere — jene Kalamität der Binnenlandsaquarien — gründlich beseitigt ist, finden sich unter den Gästen der Aquarien immer gewisse Formen, die von vornherein Todeskandidaten darstellen, da sie, wie man sagt, nicht ans Futter zu bringen sind. Dahin gehören zum Beispiel die wunderschönen Schwalbenknurrhähne (Trigla), die wie gigantische Schmetterlinge der See mit breitgespreizten, prachtvoll blaugeränderten Brustflossen durch die Becken gleiten.

Wenn man beobachtet, wie trotz aller aufgewandten Mühe so manches prächtige Meereswesen einem langsamen Hungertode zum Opfer fällt, während andre bei guter Ernährung in der Gefangenschaft zu wahren Prachtexemplaren heranwachsen (vor allem die zahmen Lippfische und einige Dorscharten), so könnten gewisse allerneueste Theorien „vom grünen Tische der Gelehrsamkeit" den unbefangenen Beurteiler mit berechtigtem Erstaunen erfüllen. Es handelt sich um die Ansichten des Göttinger Gelehrten Pütter über die Ernährungsweise der Wasserorganismen.

Eine unbestreitbare Wahrheit ist es, daß ein großer Teil der Lebewesen des feuchten Elements seinen Bedarf an Nahrung ohne eigentliche Ernährungsorgane, sondern einfach mittels seiner gesamten Körperoberfläche aufnimmt. Die zum Teil riesigen Pflanzen des Meeres, die Seealgen oder „Tange", bauen ihren Körper aus im Meerwasser gelösten Nahrungsstoffen auf; ihre sogenannten Wurzelbildungen, allerhand Haken, Klammern und Krallen, dienen nur zur Verankerung, sind also keine Ernährungsapparate wie die echten

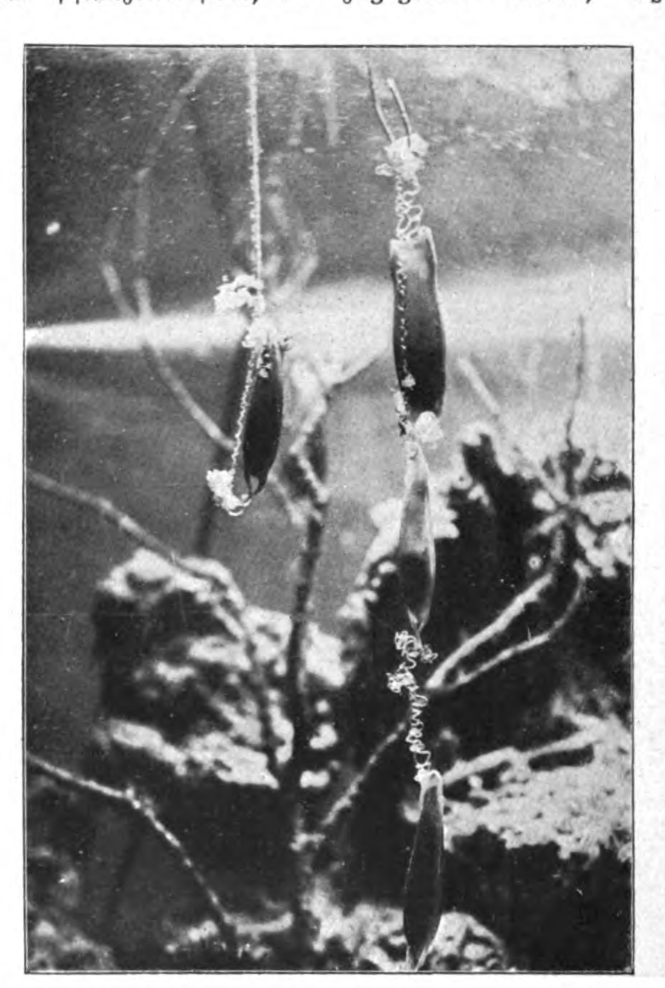


KULTUR DER GEGENWART



Wurzeln der Land- und eines großen Teils der Süßwasserpflanzen. Aber auch diese Wurzelpflanzen besitzen ja den wichtigsten Stoffzufuhrapparat in den Oberflächen ihrer grünen Laubblätter, die ihnen den wichtigsten Aufbaubestandteil des Pflanzenkörpers, die Stärke, durch Spaltung der Luftkohlensäure zuführen. Ähnlich nun wie die Pflanzen, so meint Pütter, über deren „Oberflächenernährung" noch vor nicht allzulanger Zeit ganz unklare Vorstellungen bestanden, ernähren sich die Wassertiere zum sehr wesentlichen Teil von den im Wasser gelösten Nährstoffen, die sie ebenfalls mit der Körperoberfläche, durch die Haut also, aufnehmen.

So gänzlich bizarr diese Theorie auch anmuten mag — man fragt sich, wozu denn die ungeheuer mannigfachen und geradezu „raffinierten" Freßwerkzeuge, die nesselnden oder saugenden Fangarme, die Zähne, Scheren, Hornschnäbel, Krallen und Klauen dienen möchten, mit denen die Natur gerade die Meeresorganismen so reichlich ausstattete —, so verdient sie doch schon ihrer Urheberschaft wegen ernste Beachtung, da die chemisch-physiologischen Untersuchungen Pütters mit großer wissenschaftlicher Akkuratesse angestellt zu sein scheinen.



Eier eines Katzenhaifisches (Aus S. Müllegger, Das Seewasseraquarium. Verlag Wenzel & Sohn, Braunschweig)

Was die hier in einigen Abbildungen gezeigten wunderschönen Aktinien (Seerosen und Seenelken) angeht, so muß zugegeben werden, daß deren Stoffhaushalt manches sehr Rätselhafte bietet. Manche Aktinien bestreiten nach Pütters Untersuchungen einen großen Teil ihres Nahrungsbedarfs auf dem Wege der „Symbiose", indem sie mit in ihrem Körper lebenden Pflänzchen (Algen) Stoffaustausch betreiben (vergleichbar etwa den Flechten unter den Pflanzen, die sich als Kombinationen von Pilzen und Algen darstellen); bei andern, und zwar den bekanntesten, Seerosen kann dieser Ernährungsmodus nicht in Betracht kommen, da deren Körper gänzlich algenfrei ist. Wie lange aber gerade diese Seerosen zu „hungern" vermögen, das weiß jeder Aquarienwirt. Gerade jetzt wurde mir an der Helgoländer Biologischen Station erzählt, daß glaubwürdige Mitteilungen vorliegen, nach welchen Seerosen jahrzehntelang mit nur einmaliger Fütterung (Fleischstückchen) im



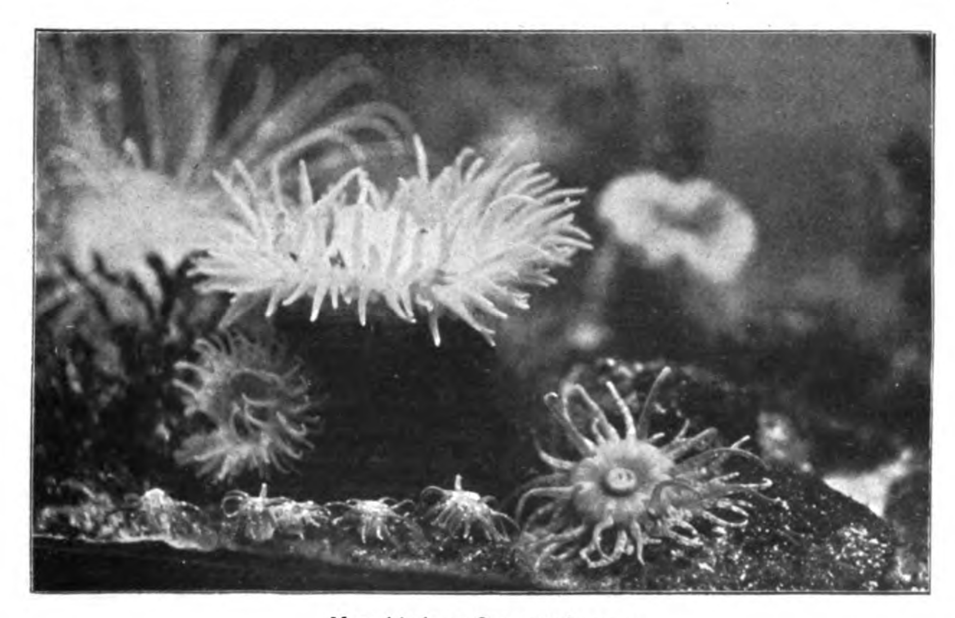
KULTUR DER GEGENWART



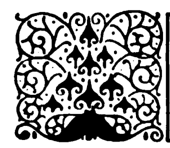
Monat prächtig ausgedauert haben sollen. Ich selbst habe Seenelken (Actinoloba) in Becken des Berliner Zoologischen Institutes bei noch spärlicherer und dazu gänzlich unregelmäßiger Ernährung zweieinhalb Jahre lang gehalten; mit Ablauf dieser Zeitdauer trat allerdings Körperverfall, schließlich Verschrumpfung und Tod ein, während dagegen regelmäßig (etwa wöchentlich) gefütterte Stücke gut weiter gediehen. Daß in der Freiheit die Seerosen jedenfalls Beutetiere aufnehmen, wird, soweit ich weiß, auch von Pütter nicht geleugnet und kann jederzeit durch Magenuntersuchung frischgefangener Stücke bestätigt werden; immerhin bleiben die geradezu phänomenalen Hungerkünste dieser Seeorganismen in physiologischer Beziehung recht problematisch.

Mag darum an Pütters Theorien immerhin etwas Richtiges sein, solange es sich um Darmlose (hierhin gehören die Aktinien) und vor allem auch Schwämme (Spongien) handelt (für die freischwimmende Tierwelt des Meeres, das Plankton, erfährt sie durch den berühmten Planktonforscher Hensen entschiedenen Widerspruch), so müssen wir sie mit aller Bestimmtheit ablehnen, soweit sie der Gelehrte auch auf höhere Tiere, besonders Fische, anwandte. Wir sprachen schon von den im Aquarium im wahrsten Sinne „verhungernden“ Fischen; auch aus dem Fischereigewerbe ist es bekannt, daß Fische im völlig normalen Wasser der sogenannten Fischkästen an Nahrungsmangel eingehen können. Sehr exakte Kontrollversuche zu den Pütterschen Ideen scheinen die Arbeiten des Physiologen A. Lipschütz zu bieten, welche beweisen, daß heranwachsende Karpfen und Aale aus im Wasser gelösten Nährstoffen (Asparagin, Glykosamin, Asparaginzucker und anderm) absolut keinen Nutzen ziehen können und daß der Hungerstoffwechsel der Fische durchaus nichts für Pütters Ideen beweist. Ähnliches besagen Versuche, die im Laboratorium des bekannten Berliner Physiologen Zuntz zurzeit angestellt werden.

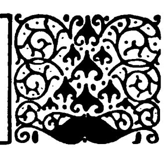
Die Vettern und Geschwister der buntwimmelnden Lebewesen, die wir hinter den Scheiben des Helgoländer Aquariums leben, gedeihen oder leiden sahen, werden also im freien Meere trotz aller aus Tiegel und Retorte geschöpften



Verschiedene Seerosenformen
(Aus S. Müllegger, Das Seewasseraquarium)



KULTUR DER GEGENWART



Gelehrsamkeit weiter morden, rauben und sich schlecht und recht durch echtes — Fressen ernähren, wie es sonst überall in der Tierheit Sitte und Brauch ist.

Dr. Wilhelm Berndt



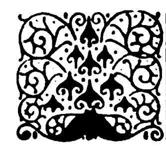
Über die wissenschaftliche Begabung der Frau

Rosa Mayreder hat sich in der Einleitung ihres interessanten Buches „Zur Kritik der Weiblichkeit" das Vergnügen gemacht, Aussprüche zusammenzustellen, in denen spekulative Geister die seelische Eigenart der Frau auf eine zutreffende Formel bringen wollten. In einer für jeden Skeptiker, aber auch für die wehrlosen Opfer dieser Versuche selbst belustigenden Weise widersprechen diese Formeln einander so vollkommen, daß sie sich gegenseitig oft genug einfach aufheben. Zugleich zeigen sie aber, auf welchem Wege solche Bestimmungen, die erschöpfend und zusammenfassend das Wesen der Frau ausdrücken sollen, zustande kommen. Ihre Urheber heften sich an eine Eigenschaft, die sie rein gefühlsmäßig als die wichtigste und zentralste bezeichnen, als „Weiblichkeit" schlechtweg. Ob das nun Erregbarkeit oder Passivität, Harmonie oder Einseitigkeit oder was auch immer ist — das eine wird so oft behauptet wie das widersprechende andre —, immer dient dieses eine Merkmal dazu, den Gesamttypus bis zur Unkenntlichkeit zu stilisieren.

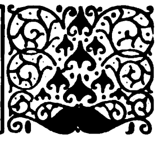
Dieser billigen philosophischen Spielerei hat sich erst spät die exakte Psychologie an die Seite gestellt mit ihren Versuchen, durch die nüchterne Beobachtung und die Summierung von einzelnen Tatsachen das seelische Wesen der „Weiblichkeit" zu erfassen. Freilich bedeutete das zuerst eine große Selbstbescheidung: statt mit kühnen Intuitionen gleich auf den interessanten innersten Kern des Rätsels einzudringen, begnügte man sich damit, erst einmal sehr einfache und äußerliche Merkmale zusammenzustellen, Gedächtnis und Phantasie, Konzentrationsfähigkeit und Vorstellungsleben mit sehr nüchternen Methoden, mit Experimenten und Zahlen zu erforschen. Dabei kam zunächst nicht das heraus, dessen man habhaft werden wollte und um das die Phantasie spielte: das „sanctum aliquid et providum", oder irgendein andrer weltlicherer Charme, dem man gern hinter die Kulissen gesehen hätte, aber man behielt doch ein paar wichtige und vor allen Dingen sichere Tatsachen in der Hand.

Die bisher gründlichste Studie auf diesem Wege ist das Buch des holländischen Philosophen Heymans über „Die Psychologie der Frauen", das kürzlich in den Untersuchungen von Ebbinghaus und Meumann erschienen ist. Sie beleuchtet zugleich eine Unterfrage, die noch mehr als die nach der weiblichen Geistesart im allgemeinen „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" ist: die nach der wissenschaftlichen Begabung der Frauen. Hier ist ja nicht nur die müßige Freude am pointierten Ausdruck einer mehr oder minder treffenden Beobachtung zu Worte gekommen, sondern hier sprechen realere Interessen von größerer Tragweite: die Würde der Wissenschaft und die wirtschaftliche Lage der höheren Berufe, das Glück der Frauen selbst und das Niveau der geistigen Arbeit. Wir hörten im vorigen Jahre einen hervorragenden Hygieniker und Rassenpolitiker temperamentvoll seiner Mißachtung der wissenschaftlich arbeitenden Frau Ausdruck geben, wir hören immer wieder die Befürchtung, daß die unnahbare Sachlichkeit der Wissenschaft durch die elementar ursachliche Frau gefährdet werden oder daß umgekehrt im Dienst der strengen Göttin die weibliche Seele mit ihren zarten Ansprüchen auf persönlich-menschliche Erfüllungen sich zerreiben würde. — Fruchtlos zerreiben, da nun und nimmer die von den Frauen zu erwartende Summe wissenschaftlicher Leistungen dieses Opfer lohnen würde.

Um alle diese Behauptungen auf das Maß ihrer objektiven Gültigkeit zurückzuführen, könnten zwei Wege eingeschlagen werden. Der eine: man untersucht experimentell die Frau bei der wissenschaft-



KULTUR DER GEGENWART

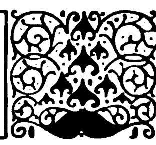


lichen Arbeit — als psychologisches Phänomen. Der andre: man überschaut die objektiven wissenschaftlichen Leistungen der Frauen und stellt an sie die Fragen nach ihrem sachlichen Wert und nach dem Maße von Befriedigung, das sie ihrer Urheberin zu gewähren imstande sein könnten.

Den ersten Weg — und lediglich diesen — hat Heymans eingeschlagen. Er hat an den holländischen Universitäten, an denen schon seit Jahrzehnten und ohne Kämpfe und Schwierigkeiten Frauen zugelassen sind, eine Erhebung veranstaltet, die alle einzelnen seelischen Faktoren der wissenschaftlichen Leistung — von den Eigenschaften des Fleißes, der Ausdauer des Gedächtnisses bis zu den eigentlich produktiven Fähigkeiten — durch 37 spezifizierte Fragen an Studenten und Studentinnen feststellen sollte. Die Fragen, an die Professoren gerichtet, sind alle so gestellt: ist diese oder jene Eigenschaft mehr an Frauen oder mehr an Männern oder an beiden in gleichem Maße beobachtet worden? Außerdem sind die Resultate der Examen zusammengestellt. Es ergibt sich ein scheinbarer Widerspruch. Die Examenresultate sind bei den Studentinnen besser als bei den Studenten, die Urteile der Professoren jedoch sprechen den Frauen eine Überlegenheit nur in den subalternen Bedingungen der wissenschaftlichen Leistung: Fleiß, Ausdauer, Regelmäßigkeit der Arbeit und so weiter zu, während sie in den eigentlich schöpferischen Eigenschaften: Selbständigkeit des Urteils, der wissenschaftlichen Neigungen, Initiative, Kombinationskraft, ja sogar Schärfe der Beobachtung hinter den Studenten zurückstehen sollen. Man wird vielleicht nicht zugeben, daß in der Abweichung dieses Urteils von den Examensresultaten ein wirklicher Widerspruch zu sehen sei. Gute Examen beruhen eben zunächst auf den subalternen und nicht auf den schöpferischen wissenschaftlichen Tugenden, wird man sagen. Aber das trifft doch auf Universitätsexamen nicht ganz zu, von denen die selbständige wissenschaftliche Arbeit ein wesentlicher Bestandteil ist. Mindestens bliebe ein so auffallender Unterschied zwischen dem Urteil des Examinators und des bloßen Lehrers merkwürdig. Vielleicht dienen zwei Erwägungen dazu, ihn begreiflicher zu machen. Die Studentinnen sind durch die Art der Fragestellung in der Umfrage nämlich in einer zweifach ungünstigen Lage. Einmal muß notwendig ihre geringere Zahl das Ergebnis beeinflussen. Dem Lehrer stellen sich natürlich bei der Besinnung auf prominente wissenschaftliche Charaktere unter seinen Hörern mehr Männer als Frauen ein, weil er in der Tat viel mehr Schüler als Schülerinnen gehabt hat. Es ist nicht anzunehmen, daß die befragten Professoren, die ihre Angaben nach ihrem allgemeinen Eindruck aus dem Gedächtnis machten, genau das prozentuale Verhältnis der einzelnen, die ihnen aufgefallen sind, zu der Masse, aus der sie sich rekrutierten, berücksichtigt haben. Dazu kommt ein zweiter Umstand. Die Studentin wird dem Lehrer oft genug passiver, minder selbständig, ängstlicher an die Verba magistri geklammert erscheinen, nicht aus Mangel an intellektueller Sicherheit und Initiative, sondern aus moralischer Zaghaftigkeit. Sie scheut das Hervortreten, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht, sie fürchtet die Blamage viel mehr; sie ist sich auch im allgemeinen — vielleicht weil sie in gewisser Weise etwas reifer ist als der gleichaltrige Student, vielleicht aus einer etwas nervöseren Intuition — der eignen Jugendlichkeit und der Unsicherheit ihrer wissenschaftlichen Voraussetzungen stärker bewußt als der junge Student, der oft so erstaunlich keck und unverfroren kritisch die eigne Meinung der Autorität entgegenstellt. Und in den Kulturwissenschaften kommt hinzu, daß vielfach ihre weibliche Anschauungsweise ihr die Dinge — Fragen der Persönlichkeit und ihrer Ausdrucksformen — anders erscheinen läßt als dem männlichen Lehrer und Studiengenossen, ohne daß sie doch die Möglichkeit hätte, diese ihre Auffassung durch objektive Beweise auch ihnen nahezubringen und annehmbar zu machen. Denn in der Nachempfindung und Rekonstruktion der geschichtlichen oder dichterischen Persönlichkeit durch die Wissenschaft



KULTUR DER GEGENWART



handelt es sich ja so vielfach um imponderable Dinge, daß es zur Wahrheit nur den Weg der kongenialen Einfühlung gibt.

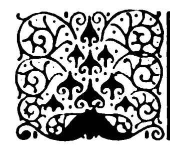
Trotzdem das Resultat der Heymansschen Untersuchung sich vielleicht durch die Berücksichtigung dieser Umstände noch zugunsten der Studentinnen etwas verschieben ließe, wird im ganzen die Überlegenheit des männlichen über den weiblichen Geist den wissenschaftlichen Aufgaben gegenüber unstreitbar sein. Unbestreitbar in dem Sinn, daß die höchsten Gipfel — jene gewaltigen Leistungen, die das aszetische Opfer eines ganzen Lebens erfordern — normalerweise nur dem Mann erreichbar sind. Und auch darin wird Heymans zuzustimmen sein, daß es weniger die Intelligenz als vielmehr das I n t e r e s s e der Frau ist, das sich in den höchsten und strengsten Anforderungen der Wissenschaft versagt. Ihr Interesse, das die Natur dem persönlichen Leben, seinen Ansprüchen und seinen Geschenken, intensiver und wärmer zugewandt hat und das darum von Abstraktion und Gesetz sich immer wieder enttäuscht abwendet.

A b e r — und darauf hingewiesen zu haben, ist das Hauptverdienst der Heymansschen Studie — diese Feststellung gilt nur d u r c h s c h n i t t l i c h und nur r e l a t i v. Sie sagt nicht, daß k e i n e Frau wissenschaftliche Bedeutung erlangen kann, sondern nur, daß durchschnittlich weniger Frauen als Männer es in der Wissenschaft zu etwas bringen werden. Sie sagt auch nicht, daß der Frau bestimmte seelische Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit fehlen, sondern nur, daß sie relativ schwächer bei ihr vorhanden sind, und insbesondere, daß ihnen bestimmte Hemmungen in andern Eigenschaften der weiblichen Natur — vor allem einer größeren Emotionalität — entgegenstehen. Und darum wird diese Studie nicht zu der Konsequenz führen, der Frau irgendwelche Aussichten in der wissenschaftlichen Arbeit abzusprechen, sondern dahin, sie für b e s t i m m t e wissenschaftliche Aufgaben besonders, für andre weniger geeignet zu erklären.

Wenn man nämlich — wie das bei Laien vielfach üblich ist — den Frauen mit Rücksicht darauf, daß es keinen weiblichen Kant gegeben hat, das „Recht auf die Wissenschaft“ überhaupt bestreitet, so verkennt man dabei vollkommen das Bedürfnis der Wissenschaft nach Arbeitskräften. Sie ist heute so wenig wie etwa der Staat einzig auf die Leistung der genialen Individualitäten gestellt. Sie ist ein sozialer Organismus ineinander greifender Kräfte verschiedener Art. So geringschätzig das bekannte Wort den Kärrner abtut, so könnten eben doch auch die Könige nicht bauen ohne den Kärrner — ohne v i e l e Kärrner. Mehr als zu irgendeiner Zeit bedarf die Wissenschaft heute solcher Kräfte, die den Geist ihrer höchsten Zwecke verstehen und doch bereit sind, sich der unerläßlichen Kleinarbeit und Einzelforschung zur Verfügung zu stellen. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit die Frauen die prädestinierten „Kärrner“ der Wissenschaft sind und wie viele von ihnen den Aufstieg in die höheren Chargen machen werden — aber selbst wenn sie nur Hilfskräfte stellten, dürfte man sie im Interesse der Wissenschaft nicht ablehnen. Denn solche Kräfte sind ihr — man kann fast sagen in unbeschränkter Zahl — notwendig.

Um so mehr, wenn diese Kräfte in ihrer Art Besonderes und Unersetzliches beitragen können. Und h i e r liegt der eigentliche Wert der wissenschaftlichen Frauenleistung: sie wird das Gesamtn i v e a u der Wissenschaft vielleicht nicht direkt steigern können, aber sie wird die Wissenschaft bereichern durch die Lösung spezifischer Aufgaben, die ihr näher liegen als dem Mann.

Daß dies der Fall sein wird, zeigt sich heute schon vollkommen deutlich in der Nationalökonomie. Wir haben eine ganze Reihe sozialwissenschaftlicher Untersuchungen von Frauen, die uns beweisen, daß die Frau die berufene Soziologin ihres Geschlechtes und seiner gesellschaftlichen Lage ist. Ja, mehr als das: daß bestimmte Gebiete des sozialen Lebens, solche insbesondere, auf denen die äußeren volkswirtschaftlichen Mächte mit den Interessen des persönlichen Lebens zusammenstoßen, ihrem Verständins ganz besonders zugänglich sind. Untersuchungen über



KULTUR DER GEGENWART



Arbeiterinnenschichten — von Elisabeth Gnaudt-Kühne, Marie Baum, Rose Otto und andre — haben Tatsachen, deren Erforschung sich ein Mann nicht so leicht widmet, und die sich ihm, wenn er es täte, in ihren Zusammenhängen schwerer enthüllen würden, der Sozialwissenschaft einverleibt. In jeder dieser Untersuchungen ist der Wirkung der wirtschaftlichen Lage und beruflichen Arbeit auf das persönliche Leben eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und es sind Beziehungen aufgedeckt, die sich nur einer verständnisvollen psychologischen Deutung erschließen konnten. Zum Beispiel: wir haben umfangreiche offizielle Enqueten über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, seit das Problem des Arbeiterinnenschutzes die Gesetzgebung beschäftigt, hat die Statistik Zahlen und Löhne und Arbeitszeiten und Beschäftigungsarten und so weiter der Fabrikarbeiterinnen wieder und wieder festgestellt; erst eine Frauenarbeit (Rose Otto) aber hat das Problem der arbeitenden Mutter als ein individuelles Problem erfaßt und durch ganz subtile, an den Herd und in die Wohnstube führende Forschungen festzustellen versucht, wie dann nun eigentlich die Frau diesen zweifachen Pflichtenkreis bewältigt, wie sie die Vorteile ihres Erwerbs gegen die Notwendigkeiten der Haushaltsführung abwägt, wie sie rechnet und einteilt, um unerläßliche Hausfrauenarbeit noch zu leisten und ersetzbare abzuschieben, und zu welchem wirtschaftlichen und moralischen Erfolg sie dabei kommt. So ist die statistisch verfahrende Forschung belebt durch Einzelbilder, die in die menschlich-persönliche Bedeutung ihrer Ergebnisse hineinsehen lassen und die Zahlen dadurch erst zum Reden bringen.

Die Art, wie hier die Frauen die männliche Forschung ergänzen: kraft eines durch ihr Interesse gesteigerten Scharfblicks für die persönliche und innere, die konkrete und menschliche Seite der sozialen Massenerscheinungen — könnte auch andern Fragen gegenüber einen gewissen eignen Wert repräsentieren. Allmählich — in dem Maße nämlich, als die Frauen sich in ihrer wissenschaftlichen Arbeit von der ängstlichen Nachfolge männlicher Vorbilder lösen und Zutrauen zu ihrer eignen Auffassungsweise bekommen — wird sich vielleicht auch auf andern kulturwissenschaftlichen Gebieten solche feine Differenzierung männlicher und weiblicher Forschung vollziehen. Auch dazu gibt es schon Ansätze. Statt aller nur ein Beispiel: die beiden kleinen philosophischen Schriften von Marie Luise Enckendorff,* die in einer Weise „weiblich“ in Auffassung und Ausdrucksweise, in der Art des Interesses und der Besonderheit ihrer inneren Bewegung sind, daß sie ein vollgültiger Beweis für die Möglichkeit sind, auch in der Sphäre der Wissenschaft und mit ihren Mitteln das Typische der weiblichen Natur zum Ausdruck zu bringen. Dies aber ist das Wesentliche. Wenn die Frau auch in dieser höchsten Sphäre des geistigen Ausdrucks sich darstellen, sich aussprechen kann, so trägt sie in diese Sphäre Neues, Unersetzliches, mit der zeugenden Mannigfaltigkeit der Natur selbst Zusammenhängendes und darum unbestreitbar Berechtigtes und Wertvolles hinein. Dann ist ihr Beitrag Gewinn, auch wenn er quantitativ gering sein und qualitativ nicht auf der Höhe der heroischen Leistungen der Wissenschaft stehen wird.

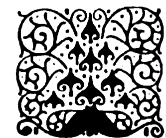
Dr. Gertrud Bäumer



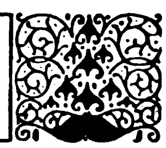
THEATER

Herbert Eulenberg hat seine Gemeinde und verdient sie. Aber aus dieser Gemeinde sollten sich einmal Stimmen erheben, die er hört und achtet. Stimmen, die ihm zurufen: Man kann ein Eigner sein und seine eigensten Bekenntnisse und Sehnsüchte dramatisch gestalten, aber sobald man's nicht für das Buch, sondern für die Bühne tut — der nun mal die vierte Wand fehlt, die nun mal gemalten Hintergrund zeigt und — trotz Reinhard — unwirkliche Bäume und Wolken — muß man (nicht dem Publikum, das man zu verachten vorgibt und

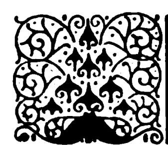
* „Vom Geben und Sein der Seele“; „Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben“.



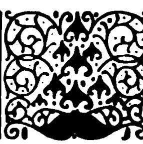
KULTUR DER GEGENWART



doch immer wieder in neuen Werken umwirbt, sondern) dem Theater Konzessionen machen! Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß man seine Fehler so lange unterstreicht, bis sie den andern als Vorzüge einleuchten — sollen. Und es scheint schließlich sehr ehrenvoll, immer mit Grabbe verglichen zu werden, vor dessen Namen das ererbte Klischee allemal das Adjektiv „genialisch" setzt; aber Hand aufs Herz: Was hat sich denn von Grabbe erhalten? Was hat sich denn im Appell an die Nachwelt lebendig durchgesetzt? Seine Ansätze und Zerfahrenheiten wirken heute noch nicht anders wie damals (nämlich: gar nicht), und nur der stille, willige Leser sieht staunend ein, daß sich hier wirklich ein über das Maß listiger Melodramenschreiber hinausragender toller Kerl, stolz auf seine Undisziplinierthеit, trotzig verausgabt hat. Mit Grabbe verglichen werden heißt: die Gegenwart nicht haben, die Zukunft nicht kriegen, ehrenvoll und ziemlich unbekannt neben der Literatur marschieren, die schließlich so wenig von den Snobs wie vom Mob, so wenig von den Gelehrten wie von Banausen gemacht wird ... Eulenberg soll den Vergleich einmal kräftig abschütteln. Er sieht Gestalten, er fühlt den dramatischen Pulsschlag, er hat die Kraft des Wortes. Im „Ulrich von Waldek" und in der „Anna Walewska" (die ich trotz ihres grausigen Vorwurfs in ihrer neuen Fassung für sein bestes Stück halte) hat er sich der Form und den Regeln, die nun einmal das Theater verlangt, soll es spielbare Stücke vor ein empfängliches Publikum stellen, williger unterworfen als in seinen andern Werken, und er ist dem Erfolg nähergekommen. Die fünf Akte „Alles um Geld", die das Lessingtheater herausbrachte, wandeln wieder trotzig ihre eignen Wege, und so ist es trotz des Beifalls treuer Anhänger nur ein halber Erfolg geworden. Eine Träumeratmosphäre liegt über allen Menschen dieses seltsamen Schauspiels. Sie tragen wohl Gegenwartskleider, aber sie leben, atmen, hoffen, planen siebentausend Meilen hinter dem Hier und Heute. Börse, Staatspapiere, Gläubiger, Gericht — das alles wird erwähnt. Das Pulver ist erfunden und der Revolver — denn der Held erschießt sich damit. Aber keine inneren Fäden verbinden diese Menschen mit dem Tag, den wir leben. Ein Phantast hungert, weil ihm, Vater zweier Kinder und Sohn eines begüterten Mannes, alles Geld zwischen den Händen zerfließt; aber auf den naheliegenden Einfall, irgend etwas zu arbeiten, kommt er nicht. Auch die Genialität seiner Träume müssen wir auf gut Glück hinnehmen, denn von einem Werk von ihm, das sie erwiese, erfahren wir nichts. In dieser höchst wunderlichen Welt halten sich Träumer, die nichts zu beißen, aber auch nichts zu schreiben haben, Sekretäre. Und so ein Sekretär hat zwar nichts zu tun, bekommt aber auch keinen Lohn und hungert freudig mit; heiratet dann die Tochter des Phantasten, die von einem ganz braven, aber verheirateten Manne ein Kind unter dem Herzen trägt, und muß mit ansehen, wie das arme Mädel, vom Vater erblich belastet, mit Traumsehnsucht und dem Unvermögen, sich in des Lebens Realitäten zu finden, freiwillig aus der Welt geht. Ihr verkrüppeltes Brüderchen ist vorher schon aus der Welt gegangen, und der Held hätte nun keinen Menschen mehr, wenn ihm nicht ein jüdischer Heiratsvermittler eine schwerreiche, grundgütige alte Jungfer zugeführt hätte, die den Sparren zu haben scheint, um jeden Preis einen nicht mehr jungen, gänzlich mittellosen Mann zu beglücken. Da dieser aber just vor der Hochzeit aus nicht ganz deutlichen Ursachen ins Gefängnis kommt, dort den Verstand einbüßt und als ein Hilfloser aus den Kerkermauern wankt, so nimmt sie ihn als gütige Pflegerin auf. In ihrem behaglichen Heim schießt der Wahnsinnige dann mit einer Pistole (die er auch nur in einer Eulenbergschen Traumwelt behalten darf) nach den Spukgestalten seiner Fieberträume und — trifft sich selbst ins Herz. Henrik Ibsen und Oskar Wilde haben — recht ungleiche Paten — Gevatter gestanden bei diesem Stück. Aber des Guten, echt Eulenbergschen zuckt viel darin auf. Die Schilderung der verhaßten Typen, die des Geldes gemeine



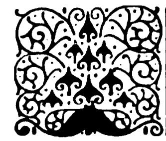
KULTUR DER GEGENWART



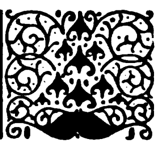
Macht vertreten, ist stark und originell; einige Szenen, wie die Trauung der jungen Menschen durch den Vater in dem kahlen, freudlosen Dachzimmer, zeigen den echten Poeten, der mehr kann als viele seiner Kollegen, die erfolgsicherer arbeiten. Aber das Ganze — ich glaube nicht, daß es sich halten und behaupten wird. Ich glaube nicht, daß die Schuld auf seiten des Publikums liegt. Ich glaube nicht, daß die Zukunft des Dramas — und kämen stärkere, wie Eulenberg, die es erzwingen wollten — auf so undramatischen Wegen liegt. Ich glaube nicht, daß sich in unsrer Zeit, die immer mehr zur Technik und zu Taten drängt, Helden dramatisch behaupten werden, die zur Totenfeier ihres Kindes Tausendmarkscheine verbrennen — während ein zweites Kind hungert.

Aber vielleicht irr' ich mich in bezug auf den Erfolg solcher Helden auf der Schaubühne. Denn auch von den Rittern von des Königs Artus Tafelrunde hätt' es vor einigen Jahren noch keiner vorauszusagen gewagt, daß sie die Bühne erobern werden. Und jetzt hat schon der dritte gesiegt: Auf Gawan folgte Lanzelot. Auf Lanzelot folgte „Lanval".* Nicht mehr so laut und von verblüffter Bewunderung getragen, hat er gesiegt, wie Gawan, auf den der erste Strahlenkranz Stuckenscher Mystik sich senkte, aber ein Sieg war's doch. Freilich der näher Prüfende hatte das Gefühl, daß nur das einmal erfolgreiche Thema zum zweiten, nein, zum dritten Male gewendet werde. Lanval unterscheidet sich kaum von Gawan und ähnelt sehr dem Lanzelot. In Erscheinung und Schicksal. Allemal zwischen dem edlen, reinen Weib und der tückischen Teufelin stehen die tapferen Ritter des Grals — und daß sie, einer wie der andre, die Falsche wählen und zu spät die Rechte erkennen, ist ihr Verderben. Lanval, der edle Sproß aus verarmendem Geschlecht hat in den Wäldern seiner Burg den Gesang der verzauberten Schwäne gehört, hat ihre Wandlung in Knaben und Jungfrauen von heimlicher Stelle belauscht. Unselige Geschwister sind es, die einst eine harte Stiefmutter gemordet hat und die nun allnächtlich klagend ziehen aus Avelun, dem dunkeln Land des Vergessens. Fingula, der ältesten und schönsten der Geschwister, raubt Lanval das Schwanenhemd; und da er, gerührt von der Klagenden, bereit ist, das Flügelgewand, das sie heimwärts tragen soll, zurückzugeben, gesteht sie ihm ihre Liebe, die nur die Sehnsucht des Schemens nach Blut und Leben ist. Allnächtlich kommt sie nun auf weißen Fittichen in sein Turmgemach und wird seine heimliche Gemahlin. Im Schlosse wachen Neugier und Argwohn. Der glücklich Liebende leugnet lachend, treu seinem Schwure, nie von seiner Liebe, seiner heimlichen Ehe zu reden vor den Menschen, niemals ein andres Weib zu begehren und heimzuführen. Der ritterliche Bote des Königs Artus lädt zu Fest und Turnier; es ist der finstere Bruder Lionors, der Königsneffe, dessen heimlicher Haß gegen Lanval genährt wird von der Gewißheit, daß die jungfräuliche Schwester den Ritter liebt. Lanval weigert die Fahrt. Da blitzt der lang gedämpfte Haß der andern auf; er wirft Lanval den Handschuh vor die Füße und zwingt ihn, wenn er kein Feigling scheinen will, zum Turnier. Im Kampfe, den Artus nicht hindern kann, besiegt Lanval den Bruder Lionors, aber schenkt dem Geworfenen gnädig das Leben. Zum Lohne will ihm der König Lionor, die Prinzessin seines Blutes, vermählen, aber Lanval schlägt aus. Der Beleidigung des königlichen Blutes fügt er eine zweite, schwerere hinzu, indem er behauptet, daß er ein Weib kenne, schöner wie die Königin Ginover. Sein Weib. Die Tafelrunde dringt darauf, daß er beweise, was er gesprochen: seine heimliche Ehe und die unerreichte Schönheit seiner Gemahlin. Ein Lügner gescholten, muß der Bedrängte in schwerer Herzensnot der Geliebten den Schwur brechen. Er ruft sie, er fleht sie an, zu erscheinen, er lockt sie mit stärkster Beschwörung seiner Angst — sie zeigt sich nicht. Der Entehrung und dem Tode verfallen, wird der Verzweifelnde gerettet durch die reine

* Erstaufführung in den „Kammerspielen".



KULTUR DER GEGENWART



Liebe Lionors, die sich rasch dem Bedrohten am Altare verbindet, um sein Leben zu schützen. Aber als nun der Gerettete, der den Spruch der Tafelrunde als Gatte der Prinzessin nicht mehr zu fürchten braucht, die Geliebte seliger Nächte mit hartem Hohnwort schmäht, da zeigt sich plötzlich im verdunkelten Saale ihr Fuß, und dann erscheint sie selbst im schwarzen Mantel, schwarzer Rüstung. Der Verblendete stürzt sich auf den vermummten Kömmling und sticht ihn nieder. Zu spät erkennt er die Geliebte und stirbt, von Lionors Bruder durchbohrt ... In der schönen Reimsprache Eduard Stuckens, die wie ein schwerer Purpurmantel hinschleppt, die kindlich naiv sein kann und auch wieder weihevoll und dunkel, wie das Wort des Priesters, der die Gottheit näher schaut, zieht Schicksal, Gleichnis und Symbol an uns vorüber. Hätten wir den Gawan nicht erlebt, Lanval wäre am Eingang des Winters ein starkes Erlebnis gewesen. Wäre uns der Lanzelot nicht bekannt, die Sprache des Lanval blühte uns wie ein neues Wunder auf. Daß wir zwei Brüder gleichen Wuchses von ihm kennen, läßt uns dem dritten kühler begegnen.

Rudolf Presber

SPORT

Wie jede Mode irgend einmal wiederkommt, so ist auch das brave alte Rad, das schon halb über die Achsel angesehen wurde, wieder zu Ehren gekommen. Es wird heute gar viel mehr um die Wette, um das liebe Brot und um das reine Vergnügen geradelt als jemals vorher. In jedem Flecken wird mindestens eine Meisterschaft unter hoher bürgermeisterlicher oder landrätlicher Protektion — denn jegliche Straßenrennerei muß mit Siegel und Stempel amtlich beglaubigt sein — ausgetragen.

Der Deutsche Radfahrerbund, der Abertausende von Radlern unter seine Fittiche nimmt, hat endlich eingesehen, daß Geldverdienen noch immer keine Schande ist, auch wenn man es mit rastloser Pedaltreterei zuwege bringt. Er hat daher zugelassen, daß fortan die einzelnen Radfahrergaue Konkurrenzen ausschreiben, die Amateuren und getrennt von ihnen sogenannten „Geldpreisfahrern“ offen sind.

So stellten sich zu der jüngst entschiedenen Radfernfahrt Wien—Berlin 63 Amateure und 54 Berufsfahrer am Ablauf vor den Toren Wiens in der dritten Morgenstunde ein und gingen auf die 598 Kilometer lange Reise. Jede Fahrerklasse wurde im Rudel abgelassen. Ein hartes Pensum selbst für muskelkräftige Menschen, denn das Gelände ist bergig, es darf unterwegs kein Rad gewechselt und irgendwo versteckt etwa ein neues Rad gebraucht werden, auch vom Schlaf war bei einer solchen Hetze keine Rede, dazu war die Konkurrenz zu scharf. Nur auf den paar Kontrollstationen war jedesmal eine zehn Minuten lange Zwangspause vorgeschrieben. Und doch war das Resultat geradezu glänzend. Von den Professionals konnte der junge Hans Hartmann-Schwabach die Riesenstrecke in 26 Stunden 46 Minuten 4 Sekunden herunterreißen. Er hatte noch zu guter Letzt gerade im Ziel seinen schärfsten Rivalen, Hübner-Dresden, mit dem er vom Start ab zusammen die Spitze gehalten, um eine halbe Radlänge von sich abgeschüttelt. Es ist ja bitter, nach 598 Kilometern gerade um eine halbe Länge geschlagen zu werden, aber gerade dieser scharfe Kampf zeigt doch, wie hoch derlei Kraftanstrengung zu schätzen ist, zumal im Zeitraum von $34\frac{1}{2}$ Stunden 21 Professionals die Tour beendeten. Auch die Amateure liefen aller Ehren wert. Der schnellste von ihnen, John Wedde-Bergedorf, gebrauchte 28 Stunden 3 Minuten 19 Sekunden, und zwanzig Fahrer kamen auch hier innerhalb von $34\frac{1}{2}$ Stunden am Ziel an.

Wer am Ziel weit vor den Toren der Reichshauptstadt stand und nach und nach die Distanzfahrer in Wolken von Staub und durch einen Engpaß von Menschen heranstürmen sah, mußte staunen, wieviel Kraft noch im Endspurt so mancher von sich geben konnte, der äußerlich wie



KULTUR DER GEGENWART



ein fleischloses Gerippe aussah. Hier und da trug einer seine Speisekammer bei sich. Die bestand aus einer Flasche, in der Milch oder kalter Tee schwamm und aus deren Hals ein Gummischlauch ragte. Hatte der Fahrer Appetit, so führte er unterwegs im Fahren den „Lutschpfropfen" zum Munde und verlor auf diese Art keine Zeit.

Es war die dritte Radfernfahrt Wien—Berlin, die erste holte sich im Jahre 1893 der jetzt verschollene damalige Matador Joseph Fischer-München in 31 Stunden 22 Minuten 25 Sekunden. Wiederholt wurde die Reise dann fünfzehn Jahre darauf, 1908, wo Ludwig-Sossenheim den Sieger in 28 Stunden 26 Minuten 18 Sekunden stellte. Die Zeit ist also Jahr um Jahr gedrückt worden, woran die verbesserte Radtechnik und das zielbewußte Training erkennbar sind. Diese Radrennstrecke ist auch für den Pferdesport klassisch, hat doch im Jahre 1902 hier ein Distanzritt von Offizieren der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee stattgefunden, bei dem der österreichische Graf Starhemberg in 71 Stunden 34 Minuten 1 Sekunde die schnellste Zeit erzielte.



Radfernfahrt Wien—Berlin: Am Ziel in Mariendorf

Es ist interessant, daß fast zu gleicher Zeit die Franzosen eine genau doppelt so lange Radtour Paris—Brest—Paris in Szene setzten. Der Sieger Emile Georget bewältigte die Strecke in 50 Stunden 13 Minuten, war also etwas schneller als der Deutsche; allerdings pflegen die Franzosen die Landstraßenrennen schon seit Jahren.

*

Die Wassersportsaison hat ihren Abschluß erreicht. Groß war der Erfolg der deutschen Segler in internationalen Kämpfen, von denen nur der deutsch-amerikanische Kampf der Sonderklassenboote verloren ging. Dagegen erzielten die Schonerjacht des Kaisers, „Meteor", und die „Germania" des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach in Cowes und der ersten europäischen Segelwoche vor Ryde glänzende Erfolge, die Berliner Jacht „Undine" gewann in Antwerpen die Coupe de Belgique, und der Hamburger Seniorsegler Friedrich Kirsten gewann mit dem „Windspiel XV" in Gothenburg den französischen Eintonnerpokal gegen die Vertreter von sieben Nationen. Die Resultate bestätigen, daß wir über ein glänzendes Jachten- und Führermaterial verfügen. Nicht so günstig schloß die Saison der Motorboote ab. Bei dem größten Ereignis dieses Sports, den Regatten in Monaco, feierten die deutschen Farben gleich einen seltenen Triumph. Der vorjährige Lanzpreissieger Lürssen-Daimler gewann an der Riviera alle großen Preise der Monacowoche, mußte bei den Bodenseeveranstaltungen gegen die Saurerboote jedoch unterliegen, die, in der Zwischenzeit verbessert, es bis zu neuen Weltrekords brachten. Im übrigen war es um den jungen Sport nur sehr schwach bestellt, und es wird kaum besser werden, wenn nicht die veranstaltenden Klubs sich fester zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen und unter Aufwendung größerer Mittel die Baulust in den Rennklassen in größerem Maße anregen. Allerdings kann nicht jeder Klub so freigebig



KULTUR DER GEGENWART



mit dem Gelde um sich werfen wie die Spielbank von Monte Carlo. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Bank, um die Monacomotorbootwoche so glanzvoll wie möglich zu gestalten, die Motorbooteigner des Auslandes reich subventioniert, und mit solchem Reisezuschuß ist es dann leicht, sich volle Häuser zu verschaffen. Non olet . . .

*

Die Turfschlachten, die sonst in jedem Spätsommer auf dem grünen Rasen von Baden-Baden auf dem Iffezheimer Rennplatz zwischen Deutschland und Frankreich geschlagen werden, sind in diesem Jahre stark zusammengeschrumpft. So viel Gold auch der internationale Klub aufgeboten hat, um Pferde aller Herren Länder nach dem Schwarzwald zu ziehen; alles Werben fand nur geringe Gegenliebe. Es kamen weniger Pferde aus Frankreich und Deutschland als sonst, ganz zu schweigen davon, daß sich die andern rennsporttreibenden Länder fernhielten. So kamen nur sehr kleine Felder zustande, und es gab Rennen, deren Preis 13000 Mark hoch war und die doch nur zwei Pferde eines einzigen Stalles mobil machten. Die Deutschen hielten sich in den großen Rennen zurück, weil die Franzosen zu mächtig waren, und die französischen Herren sparten mit ihren Meldungen, weil sie im eignen Lande zuviel gute Rennen zu gewinnen haben. Der Höhepunkt der ganzen „großen Woche" im Oostale war das Zukunftsrennen der Zweijährigen. Hier ließ sich der beste französische Zweijährige, der ungeschlagene Quais des Fleurs, blicken, ein famoser Hengst aus dem Stall des Monsieurs Edmond Blanc, des Spielbankpächters von Monte Carlo. Er machte mit der pfeilschnellen Gradizerin Flagge nicht viel Federlesens, und das deutsche Sportlager war glücklich, daß sich die Stute zu dem Franzosen noch ganz anständig halten konnte und von dem fremden Hengst nicht verloren wurde. Arno Arndt



Saurer A II gegen Lürssen-Daimler
im Tempo von 54 Kilometern pro Stunde



MODE

Auch für die Wintermode bleibt uns die „schlanke Linie" erhalten. Röcke, Jacken und Ärmel sind knapp gehalten. Die Röcke nicht mehr allzu kurz und die Jacken, wie sich's für den Winter ziemt, ein klein wenig länger als im Frühjahr. Die lange Jacke hat augenblicklich einen ausgesprochen seriös frauenmäßigen Beigeschmack, von dem man heute nicht gerade sonderlich gern hört.

Die winterlichen Wollstoffe unterstützen die Ambition der Mode, uns nicht allzuviel bekleidet erscheinen zu lassen, denn sie sind herrlich weich, „mollig" und anschmiegend. Damentuch und feine Zibelintuche sind ein großer Modeartikel, sie werden niemals zu einfachen Trotteurkleidern verarbeitet, sondern stets zu Phantasieformen, die ein wenig Garnitur verlangen in Gestalt von Tressen, Soutachierungen, Kurbelstickereien, Fransen, nicht zu vergessen der Pelzverbrämungen allerverschiedenster Breite, die in hohem Ansehen stehen. Zu bemerken ist, daß an den Jacken dieser Kostüme — trotz des Winters — die Ärmel häufig dreiviertellang sind und dann oft aus dem Jackenkörper herausgebildet.

Tuch wird wieder viel für Nachmittagstoiletten verwendet, zu diesem Zweck mit Chiffon, Samt oder Seide kombiniert, und oft in recht leuchtenden Tönen gewählt, die, genau, als handle es sich



KULTUR DER GEGENWART



um Seide, mit stumpffarbigem Chiffon verschleiert werden, also ein neuer, reizender Modetypus, das Tuchkleid mit dem duftigen Überkleid, das mit bescheidenen Ausgaben herzustellen ist. So ein rein weißes Tuchkleid mit einfachem Zweibahnenrock, verschleiert durch schwarzen Chiffon, in Gestalt einer langen Russenbluse von schmaler, schwarzer Bällchenfranse umrandet ein ockergelbes Tuchkleid mit Dunkelblau voiliert und so weiter. Wir schwimmen immer noch lustig im schwarzweißen Fahrwasser weiter, Kleider, Hüte, Mäntel, Pelzsachen, Kinderkleider anbelangend. Unter den Stoffen gelten als große Nouveauté die gemusterten Velvets, fingerbreit gestreift, mit Würfeln und Tupfen oder endlich, wie an dem dargestellten Kleide, weißgrundig mit bohnenfömigen Tupfen, in Schwarz oder Dunkelblau. Soll ein derartiges Kleid, das sich zum Beispiel besonders gut für eine Eislauftoilette eignet, durch ein Pelzjackett komplettiert werden, so empfiehlt es sich, schwarzweißen Stoff zu wählen. Ist der Stoff bunt gemustert, dann kann die Pelzjacke sehr gut durch ein Velvetjäckchen ersetzt werden, denn gute Pelzjacken sind so hoch im Preis, daß sie speziell für junge Mädchen nur selten in Betracht kommen, so ent zückend sie auch sein mögen, wie zum Beispiel das beigegebene Modell aus Breitschwanz mit soutachierten Atlasbordüren, einem gefalteten Atlasgürtel und einem von den Bordüren umgebenen Westchen garniert, dessen Form sich sehr gut eignet, um aus glattem Samt, auch Ripsseide nachgebildet zu werden.

Die Pelzjacke wird diesen Winter wieder als höchste Eleganz gelten. Vor allem aus dem soeben genannten Breitschwanz, weiter aus Persianer und, nach ihnen bezüglich Preislage und Modernität rangierend, aus Maulwurf und endlich Karakul. Maulwurf, an und für sich etwas nüchtern, kann durch die moderne Verarbeitung ein sehr verführerisches Gesicht bekommen, indem die Oberfläche durch Zusammensetzen nach verschiedenem Strich laufenden Stückchen diagonal quer- oder längsgestreift erscheint, ja sogar kariert. Dieses letzte Kürschnerkunststück allerdings können wir nur auf großen Pelzmänteln und sehr voluminösen Echarpen bewundern. Es erhöht den Preis der Gegenstände nicht nur wesentlich, sondern sichert ihnen auch eine ganz exklusive Stellung.

So gibt es denn auch „bürgerliche" Echarpen von weniger üppigem Zuschnitt — freilich auch ganz gerade gehalten. Sie sind in der Regel aus zweierlei Material hergestellt: ein kurzhaariger Pelz oder ein Stoff dient als Spiegel, ein langhaariger Pelz als Umrandung. Selbst hier macht sich die „Schwarzweiß"-Manie bemerkbar, indem sich ein ganz dunkler Fond von weißem Fuchs oder Hermelin (nicht immer echt!) eingerahmt sieht oder indem man Echarpe wie Muff gar durchwegs gestreift arbeitet, eine Modelaune, die uns mitten in das Rokoko versetzt, da die Mode diese gestreiften Muffe



Hut aus Blondenspitze, Sealskinmantel mit großem, hinten viereckigem Kragen aus gefärbtem Opossum



KULTUR DER GEGENWART



erfand und des besseren Effektes halber weißes Pelzwerk sogar buntfarbig einfärbte. Diese Überraschung bleibt uns in neuer Auflage noch vorbehalten, während die damalige Form des Muffes von der Modedame schon anerkannt wurde, das heißt der runde Muff. Er wird neben dem taschenförmigen getragen und unterscheidet sich von seinem Vorgänger dadurch, daß er vollkommen weich gearbeitet, also wesentlich graziöser ist.

Eine ebenso hübsche als originelle, die neuzeitliche Rauchwarenpräparierung schmeichelhaft illustrierende Neuheit ist Opossum, das zuerst gebleicht, dann hellgrau gefärbt wird und uns beinahe einen Ersatz für den allzu rar gewordenen Chinchilla bietet. Werden diese gefärbten Felle dann noch überdies in der am Modell ersichtlichen Weise streifenförmig verarbeitet, so steht der orthodoxe Fußsackpelz mit einem kaum noch wiederzuerkennenden Gesicht vor uns.

Die Photographie präsentiert eine zweite Neuheit: den eleganten Hut aus blonder Chantillyspitze, dessen transparent gearbeitete Krempe von der Innenseite durch abstechende Samtröllchen gestützt wird. Die beiden dargestellten Hüte beweisen, daß uns der große Hut erhalten bleibt — was nicht ausschließt, daß wir auch kleine tragen. Die großen Hüte legen ihr Schwergewicht vor allem auf „die Linie", während die Garnitur — vorzüglich am Straßenhut — immer mehr reduziert wird und manchmal bis auf einen Knopf zusammengeschmolzen ist. Man sah in dieser Ideenrichtung auf den letzten Pariser Rennen eine Art großer, reich gebauschter Samttoques, die keinen andern Aufputz zeigten als die Knöpfe der Hutnadeln, die oft sehr kostbar, ja sogar aus echten Diamanten und Halbedelsteinen bestehend, in Paris nicht mehr zu den Seltenheiten zählen.



Kleid aus weißschwarzem Velvet, kurzes Breitschwanzjäckchen, großer schwarzer Samthut mit gehäkelter weißer Bordüre

Die Frisur bleibt ziemlich nüchtern. Wenn große Lockenaufbaue und mächtig hochstehende Schöpfe noch immer viel getragen werden, so fragt sich der in Modeangelegenheiten Bewanderte, warum? — da die Mode doch schon seit zwei Jahren eigentlich nur den Turban anerkennt, die offen liegenden Flechten, und höchstens ganz bescheidene Lockenbündelchen. Daß die Friseure der Damenwelt vorreden, „die Turbanfrisur sei längst nicht mehr Mode" — kann schließlich nicht wundernehmen. Aber nun die große Elegante beginnt, Zöpfe zu tragen, da das ondulierte Haar wieder mehr in Aufnahme kommt, werden sie wohl von den Lockenchignons Abstand nehmen, um sich bereitwilligst den Zöpfen zuzuwenden, denn diese kosten fünfmal mehr als so ein paar „chichis", wie die Locken im Pariser Volksmund heißen.

Margarete von Suttner

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner, Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.



Christabend in der Großstadt

Nach einem Aquarell von M. Barascudts





Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von Georg Hirschfeld

(Fortsetzung)

Eines Abends ließ Karlmann die Arbeit liegen und schlich sich mutlos zu Toni hinunter, die mit der kleinen Paula spielte, einem jetzt schon dreijährigen, allerliebsten Mädel.

„Denk dir, Karlmann, was ich eben gehört hab' — der Arnold Ringer ist in München!"

„Ein Maler," flüsterte Karlmann mit bitterem Lächeln.

„Ja — aber was für einer! Du verehrst ihn doch so, und er war der beste Freund deines Vaters!"

„Damit kann ich nichts anfangen. Handschuhknopf oder Sohn eines großen Mannes zu sein — das ist gleich."

„Na, ich — ich hab' mich den ganzen Weg drauf gefreut, daß ich dir das erzählen kann. Er wohnt in den ‚Vier Jahreszeiten'. Ich weiß doch, wie schwer du's hast, Karlmann, wenn ich auch nichts von der Malerei versteh' — du siehst so jammervoll schlecht aus, ganz spitz bist du — ich hab' wirklich Angst um deine Nerven."

„Toni —"

„Nein, so geht's nit weiter, mein Liebling. Du ißt ja wie ein Spätzle und vereinsamst mir ganz. Keinen Freund hast du und keinen Kameraden. Kaum, daß du noch einmal nach Ammerfeld fährst — die Eva hat sich schon beklagt. Johannes kann doch nit zu dir kommen."

„Soll ich Johannes etwa meine Bilder zeigen?"

„Karlmann, sei nit so schrecklich bitter. Funkle mich auch nit so mit den Augen an — das hast du gar nit nötig. Ich hab' jetzt unterwegs einen andern Gedanken gehabt. Hör zu. Der Arnold Ringer ist hier, der Arnold Ringer interessiert sich für dich — zum Glück weiß die Mama noch nichts von ihm — ich wär' dafür, daß du sofort hingehst, ins Hotel, ihm deine Skizzen bringst und ihn bittest, ob er dich nit mal im Atelier besuchen will."

„Nie!"

„Aber Karlmann — überleg dir's gut — was dir die größte Kawazität sagt —"

„Kapazität, meinst du!... Nein, nein, das ist Vernichtung! Ich weiß es im voraus!"

„Das glaub' ich nit. So, wie du zu leiden hast, wie du die Sache anpackst — da steckt sicher ein Talent. Geh hin, ich bitt' dich, meld' dich beim Ringer —"

Karlmann rannte mit erglühendem Kopf hinaus. Die kleine Paula, die seit dem Morgen keinen Kuß von ihrem Papa bekommen hatte, weinte. Toni aber war ruhig. Sie lächelte — jetzt überlegte es sich der Widerspruchsgeist, und schließlich kam er zur Erkenntnis.

So geschah es. Nach einer Stunde erschien Karlmann wieder in einer gewissen ruhigen Feierlichkeit, ungefähr wie ein Gatte, der in den Krieg geht. Mit feuchten Augen erklärte er Toni, daß er auf ihren Wunsch das Letzte versuchen wolle. ‚Der Ringer' sei allerdings die einzige Kapazität, von der er eine Entscheidung hinnehme. Morgen vormittag wolle er zu ihm gehen und dem Alten seine Skizzen zeigen.

Anders als andre junge Maler, die ihn um Rat baten, stand Karlmann Rominger vor Arnold Ringer. Etwas reifer wohl, mit Erlebnisspuren, aber äußerlich auf das sorgsamste gepflegt, in einem neuen Überrock, in weißen Glacéhandschuhen, die mit schwarzen Streifen verziert waren. Karlmann trug diese ungewöhnlichen Handschuhe in einem gewissen Trotzgefühl. Jedenfalls schien er aus keinem Sorgenleben zu kommen, er, der gestern noch zerquält und voll Demut war. Arnold Ringers Augen ruhten überrascht auf ihm. So sah also ein Kunstjünger von heute aus. Es wurde ihm aber bei diesem Anblick behaglicher als unter den ehrfürchtigen Blicken ärmlicher Petenten, die vor ihm standen, als ob sie ein Todesurteil erwarteten. Auch fiel ihm die verstärkte Ähnlichkeit Karlmanns mit seinem Vater auf. Wohl sollte er wieder einmal urteilen, dieselbe Pein wurde ihm zugemutet wie sonst, aber zum Glück sah er hier nicht die gefährliche Krisis einer angstvollen Künstlerseele. Karlmann stand ruhig, fast gemächlich neben ihm. Sein Atem ging ein wenig schnell, seine Augen blitzten zuweilen, er war sehr rot — das waren alle Romingers. Mit undruchdringlichem Gesicht stand Arnold Ringer da und blätterte in der Skizzenmappe. „Zeichnen müssen Sie noch lernen," sagte er halblaut und dann: „Kommen Sie öfters nach Friedrichsburg?" Bei einer Landschaft, die Karlmann für seine beste hielt, fragte er nur: „Ist das das Isartal?" Bei andern murrte er: „'ne komische Perspektive," und dann fuhr er sich schneuzend fort: „Ach Gott, Ihr Elternhaus! Ihr schönes, unvergeßliches Elternhaus! So etwas kommt nie wieder. Ihr Vater war doch wirklich ein Prachtmensch. Schade, daß er als Künstler nicht noch weitergekommen ist. Und Ihre Mutter! Wie geht es denn eigentlich Ihrer lieben, entzückenden Mutter?" Bei den letzten Worten ließ Arnold Ringer die Skizzenmappe los, so daß der Deckel zufiel, und machte sie nicht mehr auf. Desto lebhafter fuhr er fort, von Karlmanns Mutter zu sprechen. Anekdoten erzählte er dem jungen Maler von ihr. Mit Grüßen belud er ihn, und der liebenswürdige Erguß endete mit dem gefürchteten Moment solcher Besuche: er sah auf die Uhr. Es war Zeit zum Gehen. Und Karlmann sprach seinen innigsten Dank aus. Karlmann hatte die Überzeugung gewonnen, daß der Meister die Diners

von Friedrichsburg in dankbarster Erinnerung hatte. Karlmann empfahl sich. Er war sogar froh, fortzukommen, obwohl er nicht das mindeste Urteil mitnahm und nicht einmal seine Einladung ins Atelier angebracht hatte. Ein eigentümlicher Rausch verbarg ihm wieder alles Tatsächliche. Er hatte eine Stunde mit dem berühmtesten Maler der Gegenwart gesprochen, er war der junge Rominger aus Friedrichsburg, und was das seltsamste war, sein großes Streben hatte plötzlich die tiefen, schmerzlichen Züge verloren. Es war ihm eigentlich lieb, daß Arnold Ringer über den Künstler in ihm hinweggegangen war. All sein Zweifeln und Quälen kreiste um Abgründe — er hatte nur eins, ein Positives: er wußte, was echte Kunst war. So stand er auf derselben Höhe wie der weltberühmte Meister, so war er Romingerscher Selbsterkenntnis würdig. Daß die Zukunft wieder einmal zugebaut und kostbare Zeit für ihn verloren war — das kam seinem schwärmerischen Geist freilich nicht zum Bewußtsein.

Toni, die Karlmann in freudiger Erwartung kommen sah — er schritt ganz elastisch und siegesgewiß auf sie zu — wurde schwer enttäuscht. Mit großen Augen sah sie ihm nach, als er im Zimmer umherging und jede Einzelheit seines Gespräches mit Ringer wie ein historisches Ereignis schilderte. Sie wartete vergebens auf das kostbare, einzig fördernde Resultat. Als sie begriff, daß die große Stunde mit Höflichkeiten und Erinnerungen verplaudert worden, machte sich ihre Enttäuschung leidenschaftlich Luft, und sie äußerte sich sehr schroff über den bewunderten Meister. Das fuhr Karlmann in die Krone. Wahrheit konnte er jetzt nicht vertragen. Achselzuckend blieb er auf seiner aristokratischen Höhe und ließ Toni in plebejischer Tiefe liegen. Aber sie blieb mehr traurig als verletzt zurück. Sie wußte, wie lange der trotzige Aufschwung bei Karlmann standhalten würde. Niederschmetternde Erkenntnis kam, wie immer, nach. Sein Malertraum hatte ein jähes Ende gefunden. Am Abend noch erklärte er ihr, daß er sein letztes, unvollendetes Bild soeben zerstört habe. Er rühre keinen Pinsel mehr an. Das sei er Arnold Ringer schuldig.

So endete Karlmanns Malerei.

Als Paula vier Jahre alt war, hatte ihr Vater die erste Tragödie vollendet.

Zu dieser Station auf der Suche nach einem Lebensberuf kam Karlmann nicht über Johannes Rollfink. Er fürchtete sich davor, den undurchdringlichen Blinden, der ihm zum Malen geraten hatte, auch wegen der Dichtkunst um Rat zu fragen. Johannes blieb auf seiner Philosophenhöhe, die jeden Mitstrebenden aufstachelte und zugleich lähmte. Es hieß bei ihm nur: „Das Gekonnte ist gut, das Gewollte ist illusorisch“, und wer eine so leicht erregbare Zweifelsucht in sich trug wie Karlmann, mußte in dieser stoischen Antwort Skepsis oder Ironie wittern. Auch tat ihm der Blinde leid. Es bedrückte Johannes offenbar, in seiner Abgeschiedenheit immer wieder Orakel und Wegweiser für einen Glücklichen spielen zu sollen, der mitten im Leben stand, mit hellen Augen, unendlich reich. Denn so fühlte sich Karlmann trotz aller Enttäuschungen. Was er besaß, war doch mehr als Johannes' armer, in Reichtum verbannter Geist. Er sah sein Weib, er nannte Toni wahrhaft sein eigen, und mehr als Werke und Nachwelt wurde ihm sein schönes, aufblühendes Kind. Nein, Karlmann ließ den Philosophen von Ammerfeld in seinem Reich — nicht

aus der Einsamkeit schöpfte er Kraft zu seiner Tragödie, die Wirklichkeit lehrte ihn, daß es auch anders gehen konnte.

Seine Lebensführung hatte sich in den letzten Jahren erheblich geändert. Nicht nur durch Tonis heilgymnastische Erfolge, die sie in den besten Münchner Familien beliebt gemacht, auch durch das Pensionat, in dem die Mutter wohnte, war Karlmann halb unbewußt in einen lebhaften Verkehr geraten. Er sah oft Gäste bei sich und hatte als echter Rominger das beglückende Gefühl, Einfluß ausüben zu können. In kleinerem Stil führte er in München ein Haus wie seine Eltern in Friedrichsburg. Viel lustige und anregende Abende verbrachte er mit Toni in Frau Doktor Schmiedels Pension, wo Klementine wohnte. Sie lag im Verkehrszentrum Münchens, in der Briennerstraße. International, vorwiegend amerikanisch, hielt sie die deutschen Gäste um so herzlicher als unkonsolidierten Verein zusammen und bot durch ihre vielen künstlerischen Elemente beständig Anregung und jugendliches Leben. Klementine war in dieser Pension allgemein beliebt. Bei Konstanze Schmiedel lebten noch einmal ihre Talente als künstlerisch-mütterlicher Schutzgeist auf. Innige Freundschaft verband sie mit der Pensionsinhaberin, einer raschen, gutherzigen, immer von Sorge für ihre Gäste erfüllten Arztwitwe. Bald protegierte Klementine eine junge Sängerin, die im Hoftheater debütieren wollte, bald ließ sie sich als duldsame Kennerin das ganze Konzertprogramm eines Pianisten vorspielen oder lauschte den tönenden Reden des Herrn Ottomar Franzius, der ein berühmter Schauspieler war und in München gastierte. Bei der gemeinsamen Mittagstafel war Frau Professor Rominger entschieden die Hauptperson. Allmählich kannten alle Pensionäre ihr schönes, verlorenes Heim in Friedrichsburg, als ob sie selbst darin verkehrt hätten. Justinus fand jetzt seinen herzlichsten Nachruhm. Selbstverständlich wurden Karlmann, Toni und Paula in ihren leuchtenden Eigenschaften allgemein bekannt, bevor sie einen Fuß in Frau Schmiedels Pension gesetzt hatten. Als Karlmann dann eines Abends erschien, verliebten sich sämtliche Damen. Toni aber gefiel derartig, daß man ihr nicht einmal den ‚himmlischen Gatten‘ mißgönnte. Fräulein Enzersperger, ein reiches, bejahrtes Fräulein aus Würzburg, das sich beständig fürchtete und behauptete, ihr graues Haar durch den Anblick einer Ratte bekommen zu haben, nannte Karlmann einen Antinous, und Herr Franzius erklärte ihn für die ‚geborene klassische Bühnenerscheinung‘. Karlmann aber war hier in vieler Beziehung wirklich mehr als die andern, und Toni empfand wieder einmal den ganzen Stolz auf ihn. Er verschwendete seinen Geist, flüchtiger Unterhaltung zuliebe; seine Kraft war noch gar nicht genützt, das fühlte man allgemein. Die jungen Maler, die ihn kennen lernten, erfuhren staunend, daß dieser Aufrechte ihre Kunst von sich geworfen hatte, da er nichts Großes darin erreichen konnte. Das imponierte ihnen mehr als gutgemalte Bilder. Ein erfolgreicher Dichter entnahm aus Karlmanns Kunsturteilen, daß hier vielleicht ein starker Menschengestalter vor ihm saß. Und dieser vornehme, ironisch durchdringende Geist hatte noch nicht das mindeste von seinen Ideen niedergelegt! Doch so entstand der erste Antrieb für Karlmann, sich an einem Drama zu versuchen. Was der Dichter, dessen etwas unsaubere Erscheinung ihm mißfiel, nicht in ihm wachrufen konnte, gelang mit desto größerer Leichtigkeit dem Schauspieler. Karlmann hatte vor Franzius wenig Mimen kennen gelernt. Er war noch in

dem Stadium, einem Schauspieler alles zu glauben. In einer Debatte über die Notwendigkeit der neuen historischen Tragödie ließ er sich ein, und der ebenfalls anwesende Dichter verstummte immer mehr, je größere Reden der Schauspieler hielt. Karlmann stimmte Franzius, der jeden Realismus von der Bühne verbannen wollte und mit rollendem Organ ein „vaterrländisches Drrama“ verlangte, vollkommen bei. Er hörte ihm ebenso andächtig zu wie die andern Pensionsgäste, und als er später durch die mondbeschienenen Straßen heimging, erklärte er Toni plötzlich, daß er seinen wahren Beruf jetzt vor sich sähe. Ein Dramatiker stecke in ihm. Keine Wissenschaft und keine andre Kunst könne ihm wie das Drama zur Erlösung seines Ringens verhelfen. Toni schwieg zu der leidenschaftlichen Rede.

Der Stoff, den er nach qualvollem Suchen endlich fand, war etwas ausgefallen, aber das Ausgefallene war Karlmann lieb und lieh ihm die Sicherheit, ein vollständig Eigener zu erscheinen. ‚Widugast, der Herzog am Rhein‘ hieß seine fünfaktige Verstragödie. Im Vaterlande, wie Herr Franzius es wünschte, wurzelte der Stoff. Er behandelte die Einkehr des Christentums und der später so reichen fränkischen Kultur in Friedrichsburgs heidnische Gaue. Widugast war natürlich Karlmann selbst, und Teutelinde, die im heidnischen Götterdienst mit ihrem Helden glücklich gewesen, der kulturellen Revolution aber zum Opfer fiel, war mit Karlmanns Augen gesehen Toni! Außerordentlich lang wurde das Stück. Mit Stolz verkündete Karlmann seiner Frau, es wären fünftausendsechshundertdreiundsiebzig Verse. Er las ihr vor. Es war an Paulas Geburtstag. Er ließ die Gestalten seiner Phantasie vor sie hinstürmen, während das Kind nebenan mit seinen Puppen spielte. Drei Akte konnte Toni dem Vorleser folgen, doch dann wurde ihr die Anstrengung nach der Tagesarbeit zu groß. Widugasts und Teutelindes längstes Liebesgespräch hatte sie noch verstanden — als aber Berengar, der Feldherr, und Aurelius, der Zelot, sich noch viel länger über die Notwendigkeit und Gefahr der Kirche unterhielten, schlummerte Toni ein. Als Karlmann es merkte, ergrimmte er nicht, sondern sein liebenswürdiger Humor hatte die Kraft, Tonis entsetztes Erwachen zu trösten und die Vorlesung des fünften Aktes auf morgen zu verschieben.

Aber sie konnte ihm auf diesem Gebiete nichts sagen, das fühlte Karlmann. Zwar überraschte sie ihn, als sie sein Werk noch einmal selbst gelesen hatte, durch sehr treffende Bemerkungen ihres gesunden Menschenverstandes. Er nahm das meiste ad notam, aber ein eigentümlich bockiger Stolz in ihm wollte ihr Urteil nicht ernst nehmen. Nur von einer Frau, die eine feste Weltanschauung besaß und den Sieg der Kultur über alle Barbareninstinkte in sich selbst erlebt hatte, konnte er die wahre Wirkung seiner Arbeit erfahren. Er verfiel auf seine Mutter. Auf sie einen Eindruck zu machen, war ihm plötzlich mehr als Tonis Beifall. Eines Abends steckte er der Verblüfften ein Paket in die Hände und flüsterte lächelnd: „Lektüre zum Einschlafen, Mama. Du hast ja nichts mehr.“

Klementine war wieder einmal in einer sehr glücklichen Periode. Herr Kesselbach hatte bei einer gewagten Spekulation für sie zehntausend Mark gewonnen, und den November über war Philipp ihr Gast bei Frau Schmiedel gewesen. Jetzt eben hatte sie ihn nach Dresden in seinen aufreibenden Beruf zurückgeschickt. Auch zu Fräulein Jäger, aber die Mutter konnte ihn ruhigen

Herzens ziehen lassen, er hatte ihr sehr vernünftige Erklärungen gegeben. Fräulein Jäger war in der Fremde wirklich viel für ihn, die besten Zimmer bewohnte er, er bekam das auserlesenste Essen — und ernste Absichten hatte Philipp nicht. Nein, nein, die hatte er nicht.

Klementine war also auch mit ihrem jüngeren Sohne versöhnt. Sie hatte ihn insgeheim sogar zu ihrem Lieblingssohn ernannt, denn Philipp war unbeweibt, und Karlmann stand unter Tonis Einfluß. Freilich, das Vertrauen, das er der Mutter mit der Widmung seiner Tragödie bewiesen hatte (auf der ersten Seite stand in prächtiger Rundschrift ‚Meiner geliebten Mutter'), gab Karlmann wieder einen gehörigen Vorsprung. Am einundzwanzigsten Dezember hatte er ihr sein Manuskript gebracht, am dreiundzwanzigsten vormittags war er schon überzeugt, daß die Mutter seine fünftausendsechshundertdreiundsiebzig Verse gelesen hatte. Er begab sich zu ihr, um ihr Urteil entgegenzunehmen. In ihrem Zimmer traf er sie beschäftigt, ein niedliches Christbäumchen auszuputzen — mit buntem Tand, Flittergold und süßen Leckereien, wie für ein erwartungsvolles Kind. Karlmann, der statt des Bäumchens sein Drama auf dem Tisch erwartet hatte, war von diesem Anblick indigniert, dann aber bekam er das Lachen und fragte, für welches Baby sie denn so eifrig beschäftigt sei.

Schmollend schüttelte Klementine den Kopf. „Ach was, das verstehst du nit," flüsterte sie verlegen. „Du Glücklicher hast Frau und Kind — aber wer sorgt für den armen Philipp? Der sitzt in Dresden. Was die Jäger in ihrer Pension für eine allgemeine Bescherung herrichten mag — nun ja — das ist noch nit das Richtige. Deshalb putz' ich ihm hier ein Bäumle aus, so wie er's gewöhnt ist, und schick's ihm mit der Post — dann hat er's am Heiligen Abend."

Karlmann zwang sich zum Ernst, denn er war gerührt, und einen Augenblick flog ihm der Gedanke durch den Kopf, wie schön sich solche Mutter in einer modernen Komödie ausnehmen würde. Dann aber kam er von diesem Einfall wieder ab und erinnerte die Eifrige an seine Tragödie. Jetzt besann sich Klementine. Sofort zog sie ihr emsiges Gesicht in feierliche Falten, holte das Manuskript aus der Kommode und gab dem Dichter einen heißen Kuß auf die Stirn.

„Karlmann," begann sie, konnte aber vor Bewegung nicht weitersprechen.

„Na, Mama," munterte er sie auf, denn er war ungeduldig.

„Das ist schön. Das ist wirklich wunder-, wunderschön, mein geliebter Bub du."

„Glaubst du wirklich, Mutter?"

„Ja, das glaub' ich! Das weiß ich! Da brauchst du gar keinen Fachmann mehr zu fragen! Das ist herrlich! Das ist mehr als herrlich — das ist edel! Die Stelle, wo der Widugast die Teutehilde —"

„Teutelinde —"

„Wo er sie ins Feuer gehen heißt — ‚Geh hin, Geliebte, in die goldene Lohe — Gewinnen soll ich dich nur im Verlust!' — das könnte Richard Wagner geschrieben haben."

„Hoffentlich bin ich nicht in den Wagnerstil verfallen — das wollte ich vermeiden."

„Ach was — du hast deinen eignen Stil, deinen eignen! Franzius sagt das auch!"

„Woher weiß Franzius? Hast du es ihm etwa zu lesen gegeben —!?"

„Ja, Karlmann! Ich konnt' nit anders! Gestern abend! Ich war zu glückselig!"

„Das ist mir aber nicht angenehm, Mutter — obwohl ich ja Franzius sehr schätze... Was sagt er denn? Hat er wirklich gestern noch das ganze Stück gelesen?"

„Natürlich! Der hat ja solche Technik! Er ist begeistert, Karlmann, hingerissen!"

„Wirklich —?"

„Du brauchst dir gar keine Sorgen mehr zu machen — das Stück geht seinen Weg! Entweder gibt es der Stradonitz, der neue Intendant in Friedrichsburg —"

„In Friedrichsburg?! Nie! Vor diesen Krämerseelen lasse ich mich nicht aufführen!"

„Nein, nein — sei nur gut — ein größeres Hoftheater wär' ja besser — dein Werk gehört auf die allererste Bühne. Der Kilchberg kennt den Hülsen in Berlin — ich brauch' ihm nur ein paar Zeilen zu schreiben. Und wenn der Franzius sich ins Zeug legt, hast du's nächsten Winter im Wiener Burgtheater."

„Mama — nur keine allzu großen —!"

„Illusionen?! Karlmann! — Na, ich sag' gar nix mehr! Du, halt deinen Mund — das ist überhaupt jetzt mein Stück — das gehört mir!..." Sie ging im Zimmer umher und drückte das Manuskript ans Herz. Ein seliger Ausdruck lag auf ihren Zügen. Dann blieb sie vor dem allmählich in Stolz erglühenden Dichter stehen. „Willst du mir endlich einmal freie Hand lassen? Du böser Mensch? Deiner Mutter? Nit wieder sofort zu deiner Toni laufen, die kein Jota von so etwas versteht?"

„Ich bin bei Toni noch nie vergebens gewesen, Mutter."

„Na, sag mir's Aug in Aug — Hand aufs Herz — versteht sie was von Kunst? Kann sie dich wirklich beurteilen als Dichter?!"

„Das gerade nicht — es ist ihr vieles fremd — aber —"

„Aha! Jetzt kommt es heraus! Sie hat keine Ahnung, wollen wir sagen! Gesteh dir's doch ein, du verliebter Mann, du —"

„Mutter, es ist mir sehr peinlich, so von Toni —"

„Was red' ich denn? Ich?! Nix Schlechtes! Nein, ich weiß schon, wie sie ist! Tüchtig, treu, zuverlässig! Aber Phantasie hat sie keine! Fürs Praktische ist sie gut — mein Gott, das Tränklemädel! Aber sie zieht dich 'nunter, sie zieht dich 'nunter, Karlmann, das merkst du selbst zu wenig! Du bist ein Künstler, ich bin die Frau eines Künstlers gewesen! Sie ist 'ne Turnlehrerin — nit wahr! Ich mach' ihr's nit zum Vorwurf! Begehr nur nit auf! Aber helfen muß ich dir, wenn sie da herrschen will, wo sie nit herrschen darf! Du armer, armer Bub, du! Du weißt ja gar nit, wie du niedergehalten wirst! Das zuckt ja alles wie rote Flammen, die 'nauswollen, in deinem Stück da! Hab' ich recht oder nit?! Ein Mann braucht seine Frau fürs Herz, gewiß — aber sein Geist muß obenauf bleiben! Über dem Herzen! Du verstehst mich! Also laß sie, wo sie ist — komm zu dir selber — du mußt vor allem in deinem Beruf glücklich werden — sonst wirst du niemals glücklich!" —

In Karlmann wirkte dieses Gespräch mit der Mutter stärker nach, als er sich eingestand. In einer etwas gespreizten Zurückhaltung zeigte sich dieser Umschwung Toni. Sie wußte nicht, woher die neue Laune kam, und glaubte, daß sie sein Werk nicht genügend gelobt hatte — aber die Überzeugung, daß ihr Gefühl ihm selbstverständlich sein müsse, ließ sie keinen neuen Versuch machen und hielt sie in trotzigem Schweigen. Freilich, Karlmann fand auf seinen einsamen Spaziergängen auch nicht, daß die Mutter recht hatte. In manchem hatte sie ja ausgesprochen, was ihn schon gequält, aber der wahre Zauber von Tonis Wesen war ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen.

Widugast, der Herzog am Rhein, oder ‚der Widugast', wie er durch die Propaganda der Dichtermutter in der Pension schon kurzweg genannt wurde, ging den üblichen Dornenweg von Bühne zu Bühne. Auf Berlin und Wien mußte man sogleich verzichten. Graf Kilchbergs Empfehlung versagte, und Franzius resignierte, als sogar das Stadttheater in Halle, zu dem er die besten Beziehungen hatte, die Tragödie ablehnte. Der letzte Hoffnungsanker war, nachdem das Stück schon lange gewandert, nun doch die Hofbühne in Friedrichsburg. Es war nicht anders möglich — Karlmanns Vaterstadt mußte sich des Werkes, das ein junger Rominger geschrieben, annehmen, sie hatte einen Vorzug, eine Ehre darin zu erblicken. Der Dichter, der nur danach verlangte, seine Phantasiegestalten im Rampenlicht zu sehen, hatte schließlich zugestimmt. Bei einer Abendgesellschaft in der Pension Schmiedel aber fiel es ihm auf, wie schlecht seine Mutter aussah. Namenlos bedrückt und voll zärtlicher Angst den Blick auf ihn geheftet, saß sie ihm bei Tisch gegenüber. Als man aufstand, gestand sie ihm auf seine leise Frage die Katastrophe ein — auch der Intendant in Friedrichsburg hatte Widugast abgelehnt. Er fand ihn sehr schön, sehr talentvoll — aber er lehnte ihn ab. Die letzte Möglichkeit war dahin. Niemand wollte es liebhaben, das schöne, edle, nun vom Wandern schon arg ramponierte Manuskript. Karlmann war erschütterter, als er selbst erwartet hatte — diese letzte Enttäuschung war die allerschwerste. Greifbar stand sie durch den Schmerz der einst so gläubigen Mutter vor ihm. Stumm ging er mit ihr den andern nach, die noch eine Abendwanderung durch den Englischen Garten machen wollten. Frau Schmiedel nahm sich Klementines an — Karlmann schlich einsam hinterdrein. Da plötzlich gesellte sich Toni zu ihm. Als sie wußte, was ihn bedrückte, unterließ sie es, ihn mit Worten zu trösten. Schon diese selbständige Kühnheit fiel Karlmann auf und besserte wie ein Lichtstrahl seine Stimmung. Er sah Toni von der Seite an. Schön war sie in ihrem hellen Kleid, in ihrer unbeschwerten Kraft, voll junger, leuchtender Gesundheit. Was galt denn ein Bündel Papier, das überall verschmäht wurde, vor solchen Frauenaugen? Gebannt blieb er an ihrer Seite, in einer eigentümlichen Neugier, wie Toni sich weiter vor dem großen Schicksalsschlage zeigen würde, auch wie sie auf ihn selber wirkte, wenn er kräftig blieb, gleich ihr. Die Gesellschaft machte jetzt an einer Wiese Halt, deren Fläche so von Nebel bedeckt war, daß einzelne Baumwipfel auf ihr in einem silbernen See zu schwimmen schienen. Der Mond hing voll und schwer im seidenblauen Äther. Kruczewski, der Pole, hatte seine Geige mitgenommen. Ein schwarzer Schatten, die Haarmähne fast das ganze bleiche Gesicht bedeckend, stand er am Wiesenrand und spielte wundersame Chopinweisen. Schwermut und Lust ergriff die Nachtschwärmer. Während die

älteren Leute fröstelnd, aber andächtig zusahen, begannen die jüngeren zu tanzen. Klementine hockte, in ihr fliederfarbenes Tuch gehüllt, an einem Baumstamm. Sie starrte seltsam gebannt auf das liebliche Treiben, düster, als hätte man sie nicht dazu aufgefordert. Karlmann stand mit harter Miene neben ihr, die Arme verschränkt. Er sah, daß die jungen Herren am eifrigsten Toni aufforderten, da sie als beste Tänzerin der Gesellschaft bekannt war. Doch die Wunderliche war zerstreut und lehnte jeden ab, wie eine regungslose Elfe auf dem Wiesenplan stehend. Endlich schritt Kruczewski geigend auf sie zu. Er wollte eine Mazurka mit ihr tanzen. Langsam regte sich Toni und folgte den schweren, schluchzenden Klängen. Doch als der Pole in schöner Laune plötzlich zu einem lustigen Walzer überging, fuhr seine Tänzerin zusammen und ließ den Überraschten stehen. Auf Karlmann flog sie zu, packte ihn und tanzte mit ihm in den Nebel hinaus. Es war ein wundervoller Anblick, die schlanken, sich drehenden Gestalten im Silberdunst verschwinden zu sehen. Ihnen erstarben auch allmählich die Geigenklänge. Doch Toni hielt noch immer nicht inne.

„Was ist dir?!“ flüsterte er, von Schwindel ergriffen. „Geliebtes Herz — wohin willst du?!“

„Ach, kann man so nit in die Ewigkeit tanzen?“ antwortete sie mit heißem, wie von fern erklingendem Lachen.

„Nein — es hält uns alle schließlich im Irdischen fest!“

„Was! Was! Ach nein, das will ich nit! Das mag ich nit!“ Sie umhalste ihn, blieb aber jetzt stehen.

„Komm!“

Er zog sie fort in eine dunkle Allee, über der der Mond brannte. Dort schritten sie langsam, aneinander geschmiegt, selig hingegeben, wie in den ersten Friedrichsburger Tagen.

„Macht dich die Enttäuschung mit dem Stück noch traurig?“ fragte sie, und ihre dunkeln Augen leuchteten so tief in sein Herz hinein, daß ein Lachen, ein inniges, befreites Lachen aus ihm emporstieg und er ausrief: „Nein, Toni! Bei Gott nicht! Wenn du frieren würdest, nähm' ich das Manuskript und machte ein Feuer draus, damit du ein bißl Wärme bekämst!“

„Ich frier' nit! Laß es leben, Karlmann! Es wird schon leben! Es ist doch, wie es ist! Was können ihm die andern Menschen tun?“

„Du Einzige!“

„Nur nit Sorgen nachhängen —“

„Wenn man dich hat, ist es ein Verbrechen!“

„Karlmann!“

Als sie nach einer Stunde auf die Wiese zurückkehrten, war die Gesellschaft fort. Trotz Tonis Bitten war Karlmann robust genug, die Mutter, die sich gewiß schon um ihn ängstigte, an diesem Abend nicht mehr aufzuklären. Er hatte nur Gedanken, nur Sinn für Toni. Als ob er sie am Herzen trüge, führte er sie heim. Und Seligkeit genossen sie dort, gegen die das ganze Liebesglück von Widugast und Teutelinde nur bedrucktes Papier war. —

Am nächsten Morgen ging Karlmann zur Mutter. Er traf sie nicht und ließ ihr einen Zettel da. „Meine liebe, alte Mama! Die Toni hat doch Urteil! Die Toni hat sogar Geist! Die Toni hat Phantasie!!! Hurra! Ich grüße dich — sei obenauf wie ich — dichten heißt nicht leben — die Welt hat mehr noch zu

geben. Dein Karlmann. (Wir machen jetzt eine Automobiltour nach Starnberg.)"

Als Klementine nach Hause kam und diese Zeilen las, schüttelte sie gar nicht beglückt den Kopf. Sie murmelte: „Solch dummer Bub ... Das Frauenzimmer wird ihn noch vollends närrisch machen!"

IV

Karlmann verbrannte sich vorläufig nicht mehr die Flügel. Vor allen „Schaffensträumen" hatte er jetzt Respekt bekommen in seinem guten, ehrlichen Kern. Da Toni keine äußeren Sorgen an ihn herankommen ließ, lullte er sich in das schöngeistige Leben eines Privatgelehrten ein. Er lebte wieder zurückgezogen, kaufte Bücher und Antiquitäten, las sehr viel und schwelgte in Symposien mit den erlauchtesten Geistern der Weltliteratur. Nur von Zeit zu Zeit sah er mit lächelnder Wehmut den verschmähten Widugast an, der nun im Schreibtisch lag, und zehrte von den Kleistgefühlen des Verkannten, die bitter, aber reizvoll schmeckten. Auch den Kampf der weißen und der roten Rose nahm er zuweilen wieder vor und sah allmählich den originellsten Torso historischen Schrifttums darin. Aber es reizte ihn nicht, irgendeine Arbeit früherer Perioden durchzuführen. Er glaubte in eine viel zu wichtige neue gekommen zu sein: seine wahre, ureigne Aufgabe bestand in einer Geschichte seiner Familie. Die wollte er schreiben, die mußte er schreiben. Mit einer Wünschelrute durch die schönen Gefilde seiner Heimat ziehen, Gräber öffnen, Geister beschwören, in Kirchen und Kapellen uralte Inschriften entziffern und das Buch schaffen, das „Die Romingers" hieß — ihn berauschte dieser Gedanke. Eine Chronik, die erste Familienchronik von seiner Hand. Jahrhunderte der Menschheit durch den eigenen Stammbaum erforschen und die Rätsel der Gegenwart durch Erkenntnis vergangener Kulturen lösen. Ein ganzes Menschenleben gehörte dazu — sein Menschenleben. Er war fest entschlossen, es dranzuwenden. So hatte er sicher nicht umsonst gelebt.

Toni schien für die gewaltige Arbeit nicht zu sein. Zum erstenmal wagte sie offenen Widerspruch, ohne sich aber klar auszudrücken. Sie sagte nur: „Ach, was willst du dich denn mit all die toten Leut' plagen! Raubritter und Pfaffen und Bauern! ... Nein! Nimm doch lieber was Frisches vor, was Modernes, was von heutzutag!"

Er lächelte. Wenn sie log, durchschaute er sie sogleich. Sie konnte gar nicht lügen. Ihre wahre Meinung war anders. „Bauern" — da steckte für sie der Stachel. Sie fürchtete, daß der im Alltagsleben ausgeglichene Gegensatz zwischen ihrem und seinem Herkommen durch das Chronikstudium aufs neue verschärft werden könnte. Es würde Karlmann doppelt zum Bewußtsein kommen, wenn er in die große Vergangenheit hineinstieg, was ein Rominger war und was eine Tränkle bedeutete. Tonis Ahnen, die ihm begegneten, wurden wieder ganz zum schwarzen, leibeigenen, aufsässigen Bauerngesindel. Mit einer eigentümlichen Sorge sah Karlmann Toni zuweilen auf Paula blicken. Es war, als ob sie Angst bekäme, daß Karlmanns lichtblondes Kind doch noch von der Aristokratenlinie abirren und mit seinen zarten Gliedern, seiner zierlichen Edelgestalt ein plumper Bauernsprößling werden könnte. So glaubte Karlmann Tonis Gemütszustand zu durchschauen. Ein wenig hatte

er recht, sie war auf die „Chronik" eifersüchtig. Doch übertrieb er, weil es ihm hier wohltätig war, zu übertreiben. Karlmann fühlte sich nicht nur als Historiker gern über Toni erhaben — auch als Gatte sah er sie mit Genugtuung in den atavistischen Kämpfen, die er ihr andichtete.

Aber die Gegenwart hatte auch ohne Tonis Abwehr ein starkes Mittel, um Karlmann nicht loszulassen. Sein Kind, das heranwuchs, brauchte den Vater, und Paula gehörte das größte Kapitel der Familienchronik: die Zukunft. Schon im Äußeren war sie das echte, wundersame Resultat einer Rominger-Tränkle-Mischung. Die goldige Blondheit, das tiefblaue Auge und der zarte Teint Karlmanns — die etwas breiten, derben, schön sinnlichen Züge Tonis, Nußfrische und Ursauberkeit innen wie außen, ein Gemüt von überraschender Leidenschaft, das unter dem Schleier Romingerscher Gemessenheit wohl bewahrt lag. Paulas Gemüt verhielt sich zum Vater ganz anders als zur Mutter. An Toni war sie gewöhnt, im Innersten von ihr untrennbar, ihr einziges Schmerzen- und Freudenkind. Karlmann aber war in der goldenen Kapelle dieses Kinderherzens der Herrgott auf dem Hochaltar, das Beste und Schönste, zu dem es beten konnte. Trotzdem schied sich von klein auf in Paula ein Blick für den Vater des Alltags und den der Ewigkeit. Im großen, endgültig Verläßlichen galt er ihr als vollendet, im schwankend Kleinen, Allzumenschlichen aber schärfte sich ihre Beobachtung früh für Launen und Schwächen. Ebenso ging es Paula, bei der Mutter, nur daß ihr da ein großes, unbestimmtes Mitleid blieb, dessen Ursache sie nicht verstand, das einfach da war und von niemand auf der Welt gekränkt werden durfte. Die starke Toni erschien ihrem Kinde oft schwach, der zarte Karlmann sehr robust und gewalttätig. Von klein auf beobachtete Paula, daß die Mutter nur so lange mit dem Vater kämpfte, wie ihre Überzeugung ihrer weiblichen Hingabe standhielt, und dieser Weg war kurz, war Mitleid erweckend vergänglich. Der Vater aber blieb unheimlich zähe. Sein Vorteil war schließlich doch das Ziel für alle — er klagte, und die Klage wurde stets erhört.

Paula stand zwischen ihren Eltern. Seltsam aber bewährte sich die instinktive Menschenkenntnis der Sechsjährigen bei dem schwierigsten Mitglied der Familie, bei Großmutter Klementine. Hier sah sie deutlich etwas Erhabenes und Kindliches zugleich. Mit dieser Sechzigjährigen konnte sie spielen und die herrlichsten Dinge von ihr erfahren. Sie lernte bei ihr und beschützte sie zugleich. Die Großmama war ihr von je ein zartes, empfindliches Gut. Allzu rauh, das beobachtete Paula, ging die Welt mit ihr um, auch ihre Kinder, denn die waren ja ihre Welt. Daß die Großmama durch ihre rastlose Jugendlichkeit, die immer noch Unheil stiftete, ihr eignes Verhängnis war, das begriff Paula natürlich nicht. Sie sah auch immer wieder ihr rasches Zusammenklappen nach den heftigsten Aufschwüngen, und es geschah oft, daß die arme, überreizte Frau sich bei der Enkelin ausweinte. Sie hatte bald nichts Lieberes als das kluge, sanfte Kind.

In dem Sommer, der auf zwei Friedensjahre folgte, kam Karlmann auf eine unglückliche Idee: er arrangierte eine gemeinsame Familienerholung im Gebirge. Zum eignen Kleeblatt sollte sich Klementine gesellen, und Paula wurde in Garmisch sogar die vierte Generation: ihre Urgroßmutter, Frau von Grumbach-Délorme, kam trotz ihrer dreiundachtzig Jahre aus Friedrichsburg angereist und bezog die Parterrezimmer der gemieteten Villa. In den ersten

und zweiten Stock teilten sich die andern. Jede Partei brachte auch ihr Dienstmädchen mit. So wurde es nicht das stille Arbeitsnest, wie Karlmann es sich ausgemalt hatte, sondern ein höchst belebtes Familiengebäude. Die Großmutter zeigte sich ganz anders, als er sie in Friedrichsburg gekannt hatte. Klementine hatte ihm verschwiegen, daß das hohe Alter ihr inzwischen Wunderlichkeiten gebracht, die für Hausgenossen schwer erträglich waren. Karlmann fühlte sich halb angeekelt, halb verletzt, wenn die alte Dame vergaß, sich zu frisieren und wie Frau Holle mit Kopftuch und seltsamen, eisgrauen Zöpfchen bei der Mittagstafel erschien. Auch erschreckte sie alle durch ein plötzliches, brüllendes Husten, hinter dem sie immer etwas zu murmeln und zu lachen hatte. Unüberlegt erklärte Karlmann eines Tages seiner Mutter, daß die Anwesenheit der alten Frau bei Tisch unmöglich sei und daß er keinen Bissen mehr hinunterbringen könne. Das gab natürlich den ersten Anlaß zum Krieg. Klementine warf ihrem Sohn Pietätlosigkeit vor, worauf er erwiderte, daß er das Feld räumen und in seinem Zimmer allein essen werde. Hiergegen protestierte Toni, und während alle noch stritten, meldete ein ungeheures Gepolter, daß die Großmutter oben ihre Waschschüssel zerschlagen hatte, die dritte in acht Tagen, denn sie gab es nicht auf, in Waschschüsseln Sitzbäder zu nehmen. Während man ihr zu Hilfe eilte, gab es Waffenstillstand, aber nur bis zum Mittagessen. Da brach der Kampf von neuem los, und noch dazu in Gegenwart eines Gastes, auf den sich Toni und Karlmann innig gefreut hatten. Dieser Gast war Eva Rollfink. Sie hatte längst versprochen, aus Ammerfeld herüberzukommen, aber sie trennte sich schwer von ihrem Johannes, der selbstlos genug war, ihr täglich den Ausflug anzuraten. Endlich war es ihm gelungen, sie zu überreden, und tags darauf erschien die schöne, bleiche Eva. Wie freuten sich Karlmann und Toni mit ihr! Sie sahen ihr immer wieder in die dunkeln, etwas feuchten Augen, und Toni küßte mit tröstender Zärtlichkeit ihren schwellenden Mund, der an eine mit Meltau bedeckte Frucht erinnerte. Karlmann beging jedoch in seiner Wiedersehensfreude einen neuen Fehler. Er bestellte zu Evas Ehren im ersten Hotel von Garmisch das Mittagessen, ließ es in die Villa hinüberschaffen, und seine Mutter faßte dies sofort als ein Mißtrauensvotum gegen die Köchin auf. Sie behauptete, jetzt endgültig zu wissen, daß ihr Essen nicht schmecke, und machte bei jedem Gericht eine malitiöse Bemerkung über die kostspielige Haushaltung: drei Dienstboten und das Essen aus dem Hotel. Karlmann ergrimmte, doch Tonis Hand beruhigte ihn unter dem Tisch. Er genierte sich unsäglich vor Eva, obwohl ihm diese durch aufmunternde Blicke zu verstehen gab, daß es ihr viel zu lieb sei, dort zu sein, als daß sie auf die Wunderlichkeiten der Mutter achtete. Am peinlichsten aber war es, daß Frau von Grumbach noch immer nicht bei Tisch war. Entweder fühlte sie sich beleidigt oder, wenn sie kam — in welchem Aufzug mochte sie kommen? Natürlich erschien sie erst bei der Gans — und sonderbar — in grauseidener Staatsrobe heute, fein frisiert, mit Spitzentuch und kostbarem Familienschmuck. Karlmann atmete auf. Er sah, daß Eva sich sehr für die greise Urahne interessierte, und sprach von jetzt an so fleißig dem Rüdesheimer zu, daß er nicht ernst bleiben konnte, als das Gespräch der Damen eine Kette von Mißverständnissen wurde. Eva hatte noch nicht begriffen, daß es in Frau von Grumbachs Kopf nicht mehr ganz richtig war. Sie verwechselte die Generationen, und das war sehr

verwirrend. Wenn sie vom ‚Kind' sprach, glaubte Eva, daß Paula gemeint war, und als sie ihrerseits nach den Puppen des Kindes fragte, erklärte die Alte entrüstet, Karlmann habe niemals mit Puppen gespielt. Tonis Aussehen wurde besprochen, und Frau von Grumbach meinte, die Gebirgsluft tue ihr sehr gut, sie habe einige Runzeln weniger. Eva staunte — aber natürlich war Klementine gemeint. Als Karlmann mit rotem Kopf herausplatzte, warf Toni ihm warnende Blicke zu. Die Komik dieser Verwechslungen hatte für sie einen tragischen Unterton. Diesem alten, verlöschenden Geist war alles, was er zur Welt gebracht hatte, ein Spiel geworden. Toni konnte über menschliche Gebrechen nicht lachen. Auch Eva bezwang sich, obwohl es ihr lustig im Gesicht zuckte. Plötzlich trank Frau von Grumbach ihr mit dem Rheinweinrömer zu. „Prosit, liebste Neubrink!" rief sie mit ihrer vollen, tiefen Stimme. Sie nannte Eva nicht mehr anders, und diese ließ die Verwechslung mit einer Friedrichsburger Regierungsrätin gern über sich ergehen. „Sie gefallen mir!" fuhr die Alte fort, indem aus ihren scheinbar erloschenen Äuglein ein giftiger Seitenblick auf Karlmann fiel. „Sie und Ihr Mann — Ihr seid tüchtig!"

„Ich danke ehrerbietigst für das Kompliment, Frau Hofrätin," erwiderte Eva heiter, „aber ich glaube, wir alle hier haben es, sofern wir tüchtig sind, von Ihnen gelernt!"

„Na, ich weiß nit," brummte die Alte, ein drittes Glas Rüdesheimer ausschlürfend. „Ich halt mich lieber an die Tatsachen als an die großen Worte. Ihr Mann hat immer Tatsachen geliefert, nit wahr, das weiß die Welt, und Sie sind seine Genossin. Antonie hat ja Ähnlichkeit mit Ihnen, aber . . ."

Frau von Grumbach liebte es, Toni den vollen Namen zu geben. Das Aber, mit dem sie ihren Satz schloß, wirkte verstimmend und verstummend. Man wußte, auf wen es zielte, und der arme Karlmann war eben so freudig dabei, den Sekt zu entkorken.

In seltsam heftiger Weise, als ob sie ihrer rechten Hand nicht mehr ganz mächtig wäre, trommelte die Großmutter damit auf den Tisch, indem sie fortfuhr: „Nach meiner Meinung ist ein Mann halt nur ein Mann, wenn er was geleistet hat. Dann kann 'ne Frau zu ihm aufblicken. Die Frau soll keinen Beruf haben, sondern der Mann."

„Großmutter, nimm Eis," bemerkte Klementine, einen zustimmenden Seitenblick auf Toni werfend. Sie hatte gegen den Erdbeereiskegel soeben den ersten Streich geführt und aß selbst sehr eifrig.

„Wenn ich weiß, was 'n Mann für Verdienste hat, dann bin ich für ihn zu haben — sonst nit." Frau von Grumbach sagte es hart, wie eine Gerichtsentscheidung.

„Doch wie sich Verdienst und Glück verketten — hm — das fällt den Toren niemals ein," murmelte Karlmann.

„Auf wen geht das, bitte?" fragte die Alte scharf und plötzlich gar nicht schwerhörig.

„Weinberge muß der liebe Herrgott begießen, sonst bleiben die Mainzer Geldsäck' leer," fügte Karlmann kühner hinzu.

„Oho! Der liebe Herrgott, mein Junge, der segnet alleweil nur die Tüchtigen!"

„Na, manchmal sieht er auch nicht hin. Er muß doch seinen Segen und Regen irgendwo loswerden."

„Das halt ich für Lästerung, Karlmann! Ja, für Lästerung!" Sie fuchtelte mit ihrem Eislöffel.

„Aber Großmutter!" rief Klementine. „Pscht, Karlmann!"

„Karlmann, sei still," flüsterte Toni.

„Die Grumbachs haben immer ihren Mann gestanden," ließ sich die Alte unbeirrt vernehmen.

„Die Romingers auch," erwiderte Karlmann. „Ich bin nämlich ein Rominger!"

„So zeig's — so beweis' es!"

„Das hab' ich schon getan vor Leuten, die was davon verstehen, liebe Großmutter."

„So?!"

„Aber gewiß, Frau Hofrätin!" warf Eva rasch ein. „Mein Mann kann es Ihnen schriftlich geben, wenn Sie den Wunsch haben."

„Na, ich hab' noch nix davon gesehen!"

„Schade, schade," brummte Karlmann, Eis löffelnd. „Ich werde dir hintereinander den Widugast, meine gesammelten Aufsätze und den Kampf der weißen und der roten Rose vorlesen." Alle lachten.

„Nit nötig, mein Lieber! Ich schlaf' noch recht gut!"

„Frau Hofrätin sind nicht sehr höflich!"

Wieder lachten alle, und das lenkte befreiend ab. Doch der Explosivstoff des Unausgesprochenen blieb. Er lag wie eine Gewitterwolke über der Tafelrunde. Während die Alte nach ihrer starken Emotion wieder in Stumpfheit verfiel und sich dem Dessert zuwandte, geriet Klementine in steigende Unruhe. Toni betrachtete sie sorgenvoll, doch konnte sie es nicht hindern, daß die Mutter halb unbewußt herausplatzte: „Ja, man hat schon sein Kreuz mit euch Buben!"

Jetzt fuhr Karlmann mit Zornesröte auf: „Wen meinst du, Mutter? Paula ist doch noch sehr klein und ein Mädel!"

„Nein, nein, die Konfusion von alten Leuten mach' ich nit! Ich mein' schon dich, Karlmann! Dich und den Philipp!"

„Merkwürdig, wie lange man doch in der Schule sitzt," wandte sich Karlmann zu Eva.

„Ja, du bist viel zu zeitig aus der Schule gelaufen."

„Kinder, ist das eine angenehme Tischunterhaltung!" rief Toni, ihre erhitzten Wangen mit der Serviette fächelnd. „Und so amüsant für unsern Gast!"

„Oh, bitte, man braucht das gar nicht persönlich —"

„Sehr richtig, Eva! Nicht persönlich! Aber das hält in dieser Tafelrunde unendlich schwer," sagte Karlmann, tief atmend. „Ich bin auch dringend dafür: bleiben wir unpersönlich. Besprechen wir mal die Fragen ganz objektiv, liebe Mutter."

„Aber nit jetzt — nachher beim Kaffee," lachte Toni gezwungen.

„Nein, jetzt!"

„Dann geh du in den Garten, Ball spielen, Paulale — gelt, mein Goldkind? Geh! Hier ist's dir doch zu langweilig!" Paula lief sofort hinaus ins sonnige Freie.

„Die spitzt schon die Ohren!“ rief Klementine. „Der ist's nie langweilig, wenn die Großen schwätzen!“

„Ja, warum schwätzen aber die ‚Großen‘?“ erwiderte Karlmann. „Warum sitzen sie immer auf ihrem Altersthron und fordern und dekretieren und haben es selber nicht besser gemacht? Ihr habt ein Kreuz mit den Buben? Ihr? Ja, wenn die Buben nun mal sagen täten, wir haben ein noch größeres Kreuz mit euch? Fahr nicht auf, Mutter, rein unpersönlich sag' ich das, denn herausgefordert bin ich worden. Ich bin immerhin siebenundzwanzig Jahre alt und sitze hier an meinem Tisch und werde katechisiert vor meiner Frau und vor meiner Freundin. Der Philipp —“

„Nun? Was ist mit dem Philipp?“ fragte Klementine atemlos.

„Der ist halt gescheiter als ich. Der lebt in Dresden.“

„Oh, wenn ich dich störe —!“

„Kinder, Kinder!“ rief Toni. „Ich lauf' auch gleich in den Garten hinaus!“

„Nein, nein, bleib hier, Toni, wir wollen uns mal klar werden. Über uns selber.“ Karlmann wurde hart und erregt. Ein inneres Leiden kam aus ihm heraus. „Ich für meine Person kenne nichts Höheres. Unbarmherzig klar will ich mir werden. Ich habe sieben Jahre wie ein Kuli gearbeitet — wie ein Kuli. Sag, Toni — bin ich faul gewesen? Na also. Die Großmutter schläft — für Rechtfertigungen interessiert sie sich nicht. Daß ich noch nichts zustande gebracht habe — so wie ihr es meint — klingende Münze — nun — woran liegt das?“

„An mir!“ rief Klementine mit kurzem Lachen.

„Na, Mutter, wenn wir ehrlich ins Gericht gehn —“

„Karlmann, ich bitt' dich —!“

„Ruhig, Toni! Jetzt rede ich!“

„Laß ihn doch reden! Wird nit mehr viel Gelegenheit dazu haben!“

„Du setzt dir immer selber den Stuhl vor die Tür, Mutter, und behauptest dann, daß ich es tue! Dies Manöver kenn' ich! So umgehst du die Wahrheit! Aber ich will ja ruhig bleiben! Nein, Mutter! Ein Kind, ein Sohn, das ist etwas, was wie ein Kunstwerk Religion des Schöpfers sein muß! Religion! Verstehst du das, wie ich es verstehe?!“

„Schrei nit so — du hast viel zu viel Wein getrunken!“

„Das muß man — künstliches Blut einführen, wenn man kein echtes mitbekommen hat!“

„Was sagst du da?“

„Ein Zwitter bin ich — Gott sei's geklagt. Ihr habt mich in Halbbildung festrennen lassen, du und der Vater! Oh, es ist schrecklich, halb aus Holz und halb aus Edelmetall zu sein! Oder einen Wurm in der Wurzel zu tragen, einen niederträchtigen, gemeinen, schleichenden Wurm, der es gerade noch zuläßt, daß die Zweige des Baumes groß werden, schattig und herrlich, daß ein Blütendach entsteht, eine Frühlingskirche — aber keine Früchte, keine Früchte!“

„Falsche Erziehung,“ brummte die Großmutter aus ihrem Halbschlaf.

„Ja! Hab' Dank für dein Urteil, Alte!“ schrie Karlmann und stieß sein Glas so heftig an das der Großmutter, daß beide zerbrachen. „Falsche Erziehung! Ins Leben hinausjagen! Mit falschen Voraussetzungen! Oh, könnte man noch einmal anfangen! Noch einmal gutmachen all die blödsinnige Hirnlosigkeit

mit dem, was einen das Leben gelehrt hat! Im Feuer! Im wahren Feuer! Aber so entsteht ein Widugast, den Schiller angefangen und ein Stümper durchgeführt hat! So malt man Bilder in kniender Demut vor allem Großen, und Arnold Ringer sieht sie an wie Witzblätter im Café!"

Klementine preßte das Gesicht in die Hände. Als Karlmann mit zuckenden Lippen und gesträubten Haaren seine Selbstvernichtungsrede geendet hatte, fuhr sie schluchzend auf: „Na, ist er denn nit verrückt? Was sagt ihr? Was sagen Sie, Eva? Wer so etwas über sich selbst sagt, zur Frau, zur eignen Mutter: ist der nit verrückt?!"

„Zum Donnerwetter!!!" Ein Schreckensschrei brach los — Karlmann hatte mit beiden Fäusten auf den Tisch geschlagen, daß die Flaschen umfielen, die Gläser zerbrachen und das rote, zerlaufene Eis über das Tischtuch rann. Er war aufgesprungen. Toni hielt ihn am Rockschoß fest. Aber er schüttelte sie ab und flüsterte mit erstickter Stimme: „Ihr sollt mich nicht verrückt machen! Entschuldigt, daß ich die Fassung verloren habe. Mahlzeit." Er ging mit hallenden Schritten hinaus.

Die Zurückgebliebenen schwiegen. Eva nahm Tonis Hand, da diese zu weinen anfing. „Aber", flüsterte sie — „ich kenn' das ja — das sind Nerven —"

„Er hat es so furchtbar schwer!" jammerte Toni leise.

„Johannes sagt, er muß es schwer haben."

„Aber so — aber so!..."

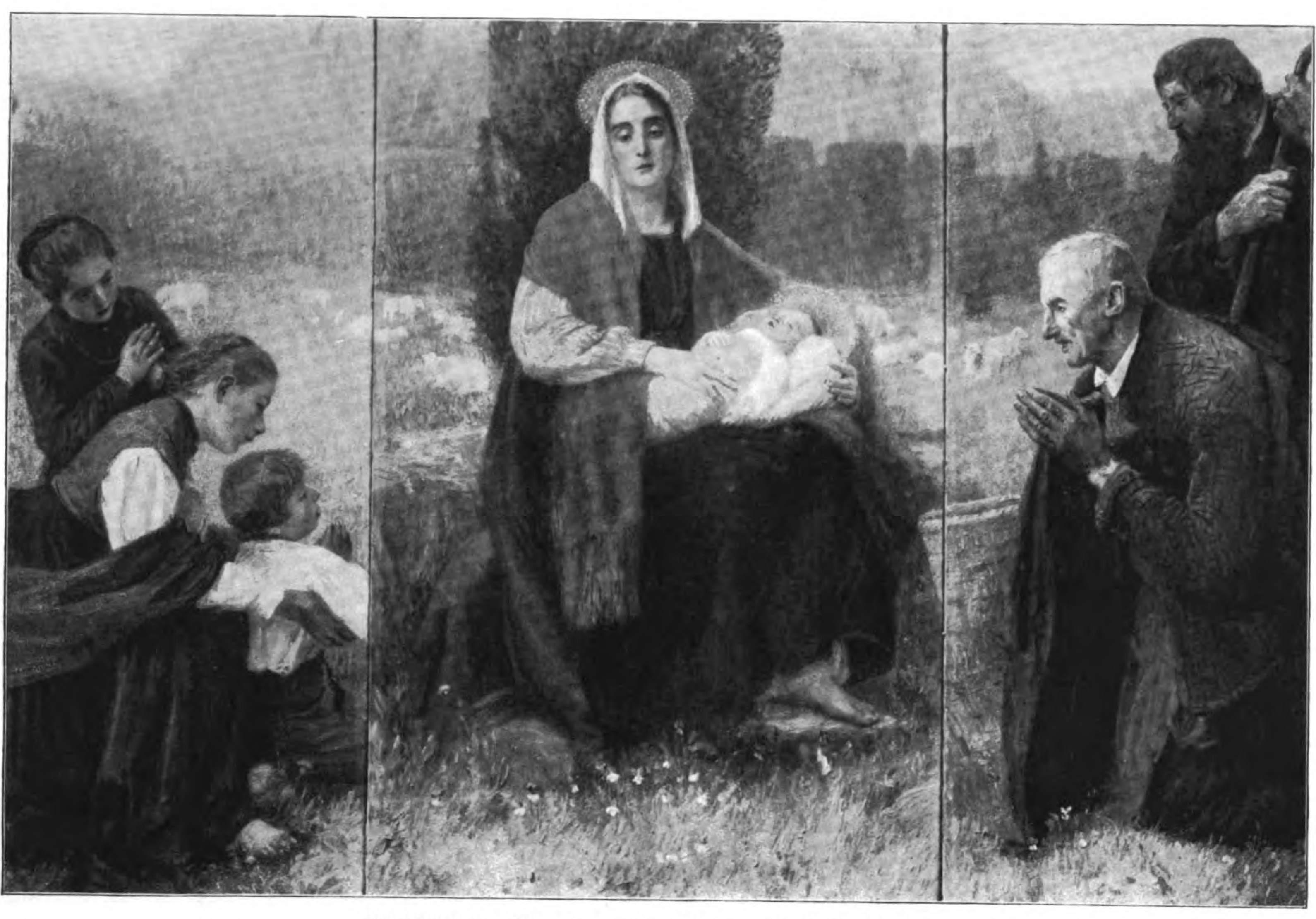
Klementine, die alles angerichtet hatte, sah finster vor sich hin. Dann bemerkte Eva plötzlich lächelnd, daß sie anfing, mit großer Sorgfalt Birnen zu schälen. Eva schüttelte den Kopf.

„So geht's bei uns zu," begann jetzt Klementine. „Sie wünschen sich wohl in Ihr Ammerfeld zurück? Ich glaub's, Eva. Trinken Sie Kaffee? Zu empfehlen. Direkt aus Bremen. Du, Toni, ruf den Karlmann zum Kaffee... oder meinst, daß es seinem Herzen nit gut tut? Mein Gott, nun sind wieder drei von den teuren Gläsern zum Teufel. Ich glaub', wir müssen das ganze Service in Garmisch lassen." —

Eva kehrte nach Ammerfeld zurück. Das Mittagessen, an dem sie teilgenommen hatte, war die Krisis der gemeinsamen Familienerholung geworden. Man trennte sich in der nächsten Woche. Jeder hatte das Bedürfnis, sich allein von den andern zu erholen. Die Großmutter reiste zuerst. Dann folgte Klementine. Sie war wieder einmal vollständig beleidigt. Wieder einmal wurde Philipp ihr bester Sohn — sie reiste nicht nach München, sondern nach Dresden, um dort Trost und Verständnis zu finden. Als sie ihren Entschluß, der eigentlich alle aufatmen ließ, mitteilte, geschah das Seltsame, daß Paula schluchzend davonlief. Toni ging ihr nach und fand sie im Garten, in einer Geißblattlaube versteckt. Immer noch zuckte der kleine Körper, und endlich konnte Toni die verzweifelten Worte heraushören: „Sie kommt nicht wieder —! Die Großmama kommt nicht — wieder!"...

„Aber Paulale — was fällt dir denn ein? Natürlich kommt sie wieder. Sie bleibt nur ein paar Wochen beim Onkel Philipp in Dresden — das ist gut für sie — weißt — die Zerstreuung und die Abwechslung — aber im Herbst — da ist sie wieder bei uns und bringt dir was Schönes mit."

„Ach, Großmama hat ja gestern zu mir gesagt —"



Verehrung. Nach einem Gemälde von Rudolf Konopa



„Na, was denn? Heul doch nit so! Was hat sie zu dir gesagt?"
„Sie geht! Sie will fort! Denn hier —"
„Hier —?"
„Hier hat sie niemand lieb!"
„Glaubst du das etwa?! Paula!"

Paula schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht und ging in den Garten hinaus. Toni blieb ganz erschrocken in der Laube sitzen. Sie mußte jetzt doppelt vorsichtig sein. Daß nur das Gift der Romingerleidenschaft, dieser falschen, schnell verrauschenden, nicht auch in Paulas Seelchen kam. Das große Kind Klementine hatte wieder ohne Bedenken das Gefährlichste dem kleinen Kinde gesagt. Niemand hätte sie lieb! — Toni nahm sich zornig vor, auf die Freundschaft der Sechsjährigen und der Sechzigjährigen schärfer achtzugeben.

V

Franz Otto Braumüller war in Berlin seinen Weg tüchtig vorwärts geschritten. Aus der Holzwolle war er längst heraus und nahm als Leiter der vereinigten Linoleumfabriken eine wichtige Stellung in der Großindustrie ein. Was Friedrichsburg ihm nicht gebracht hatte, wurde ihm in Friedrichsberg zuteil — er war Kommerzienrat geworden, er galt jetzt allgemein als ein reicher Mann. Von vornherein opferte er diesem Nimbus freilich mehr, als in Wahrheit dahintersteckte. Das gefährliche Wettrennen zum ‚Gipfel' der Gesellschaft, auf das sich der sonst so nüchterne Mann einließ, wurde zum größten Teil durch seine Verwandtschaft mit den Romingers verschuldet. Marions Ansprüche an ein mondänes Leben, durch die sie sich über die Öde des ehelichen hinwegtäuschte, die vielen neuen Beziehungen, in denen sich seine eigne Eitelkeit spiegelte, ließen Braumüller nicht zur Ruhe kommen. Franz Otto wußte im Innersten: er war ein plumper, unscheinbarer Geschäftsmann — mit großen Damen, Geheimräten und berühmten Künstlern zu verkehren, war ihm nicht an der Wiege gesungen. Vieles, was er mit harten Händen festhielt, hatte sich wie ein Schmetterling zu ihm verirrt. Er liebte an seiner Frau allmählich mehr die fremdartige, berückende Atmosphäre als sie selbst, das feine Menschenkind, das ihm in Baden-Baden Gehör geschenkt hatte. Rausch und Traum waren längst dahin — ein praktisches Nebeneinanderleben trat an seine Stelle, das stillschweigende Übereinkommen, sich nichts mehr vorzumachen. Der Fluch einer ‚modernen Ehe' legte sich unaufhaltsam auf Franz Otto Braumüller. Jedes bürgerliche Zusammenleben glitt ihm, der es einst über alles gestellt hatte, aus den Händen. Die prüfenden Augen andrer, die auf seiner Frau ruhten, wurden ihm mehr als die eignen Augen. Er schmückte Marion nicht für sich, sondern für das Urteil der Welt. Jeden Wunsch erfüllte er ihr, nur um immer mehr als der reiche Braumüller zu gelten. Doch mochte er tun, was er wollte — Marion langweilte sich. Franz Otto war Geschäftsmann — stumpf und schwer blieben seine Tage von Pflichten ausgefüllt. Er zeigte sich ratlos vor den raschen und spöttischen Ansprüchen seiner überlegenen Frau. Und noch etwas, etwas viel Schlimmeres drückte ihn nieder. Diese Frau hatte einst einen guten, ehrlichen Willen zu ihm gehabt. Sie hatte sich ihre Verliebtheit suggeriert — auf wenige Monate freilich nur — dann war sie in Enttäuschung und Unruhe zurückgefallen. Er aber erschrak, als er das

Wunder ihrer schönen Person in seinem Besitz sah. Etwas wie Rechtlosigkeit dämmerte in ihm auf, und eines Nachts hatte er böse, halb traumhafte Worte aus ihrem Mund vernommen: er war ihr verächtlich. Wie eine gestoßene Schnecke zog sich der primitive Mann in sich selbst zurück. Ihre Ehe erlahmte. Schleier fielen zwischen ihre Seelen, unaufhaltsam, sie allmählich ganz vor einander verhüllend. Um so lauter aber setzte die Fanfare des Lebens ein und riß sie hinaus in die Oberflächlichkeit und Genußsucht. Doch während Marion noch wie ein irrendes Kind nur sah und hörte, nur nippte, griff der Herr Kommerzienrat nach reeller Entschädigung. Alles diente seinem Gelde, alles flog ihm zu — weshalb sollte er sich da noch vor dem Urteil der Romingertochter scheuen? Er arbeitete für sie und brauchte seinen Lohn dafür. Die Frau, die ihm nicht gehören wollte, mochte der Welt gehören. Er stieg in die heimlichen Gründe der Großstadt hinab, er ließ sich sein eignes Leben endlich etwas kosten. Wer sah es? Wer verriet es? Unter den Männern seines Kreises herrschte stillschweigende Einigkeit in diesen Dingen. Unter den Frauen auch, kalkulierte Braumüller. Seine Frau selbstverständlich ausgenommen. Und so blieb es, bis Hans von Heyden auf der Bildfläche erschien, das goldene Hänschen aus Köln am Rhein. Bis dahin wurde Marion zur Ehebrecherin wohl vorbereitet. Sie erfuhr von dem Geheimleben ihres Gemahls, sie war beleidigt wie eine Neuvermählte, aufgerissen im Innersten und von Rache erfüllt.

Graf Kilchberg blieb beharrlich in ihrer Nähe. Er aber wurde nicht der Hahn im Korbe. Er war zu alt, die Spionage seines Feldzuges gegen die Braumüllersche Ehe offensichtlich. Er saß in Marions Salon und wartete. Bei jedem Jour erschien der hagere, elegante Mann mit dem grauen Knebelbart und den scharfen Augen. Meistens schwieg er und hörte zu, ein leises, mokantes Lächeln in den gefurchten Zügen. Starr ruhte sein Blick dabei auf der zierlichen, beweglichen Hausfrau, die immer nur mit Männern sprach, wie ein ängstlicher Vogel von einem zum andern flatternd. Sie lachte, sie scherzte mit allen, aber ihr Herz war voll Öde und Unzufriedenheit. Graf Kilchberg war ein Frauenkenner. Er wußte genau: zu ihm kam sie noch nicht auf ihrer Glückssuche, die arme Marion — erst war ein Umweg nötig. Dem satten Fabrikanten da, der sich den Paradiesvogel angeeignet, entflog sie zu einem Menschen, der nichts als jung war, jung und verliebt. Von solchem Abenteurer, der natürlich weiterzog und in keiner Gefahr erlag, mußte sie erst verlassen werden, um müde und schuldbeladen bei ihm, dem wahren, dem diplomatischen Freunde unterzukriechen. Graf Kilchberg wartete. Aber die Vorstation, die seine brutale Skepsis guthieß, war schon da. Er übersah ihn noch, den jungen, auffallend hübschen Rheinländer, den Sohn von Franz Ottos bestem Geschäftsfreunde: Hans von Heyden war mit Empfehlungsbriefen seines Vaters nach Berlin gekommen. Marion erkannte die Sendung dieses Jünglings mit dem ersten Blick. Der schlanke Zwanziger mit seinem braunen Haarschopf und den aggressiven, etwas aufgerissenen Augen war einer von den naiven Fraueneroberern, die immer wieder in Lust und Leid erfahren müssen, was die Natur aus ihnen gemacht hat. Sie siegen, wohin sie kommen, und haben es gar nicht gewollt. Je mehr ihnen aber die mystische Gefährlichkeit ihrer Person bewußt wird, desto raffinierter lernen sie ihre Mittel gebrauchen und büßen allmählich für feinere Augen ihren Reiz ein. So stand es um Hans von

Heyden. Marion war die erste Frau nicht, die ihm erlag, und nur reife Frauen gerieten in seine Netze. Frau Kommerzienrat Braumüller war vierzehn Jahre älter als der hübsche Volontär des Gatten. Viel lernte Herr von Heyden in den vereinigten Linoleumfabriken nicht. Nach Friedrichsberg hinaus war es ihm zu weit, auch wenn er das kommerzienrätliche Automobil benutzte. Er machte sich lieber in der Privatwohnung seines Gönners am Kurfürstendamm nützlich. Ein ständiger Adjutant der Hausfrau, begleitete er sie auf ihren Einkaufsfahrten in die Stadt und bildete sich zu einem Festarrangeur aus, um den man Braumüllers beneidete. Hans war wirklich jung, voll quellender Frische, sein rheinischer Humor nahm den Griesgrämigsten gefangen.

In die atemlose Arbeits- und Geldatmosphäre des Hauses Braumüller platzte Hans von Heyden ebenso befreiend hinein wie in die tanzmüde, philosophierende Salonjugend. Er war nicht der Mensch, dem man sein In-den-Tag-hinein-Leben zum Vorwurf machen konnte. Jedes Bedenken lachte er nieder. Mit plombierten Zähnen freilich, nervösem Gesichtszucken und falschen, oft sehr falschen Augen. Das Berliner Leben nützte ihn rasch ab, er war schon ein recht polierter Naturbursche geworden. Aber er hielt sich aufrecht, soviel man auch an ihm sog und mit ihm spielen wollte. Er hatte seine bestimmten Pläne. Opernsänger wollte er werden, und da sein Vater in Köln viel weniger begütert war, als Braumüllers ahnten, hoffte er durch die Kommerzienrätin die Mittel zu seiner Ausbildung zu erhalten. Sie war ja der mächtigste Faktor bei ihrem Gemahl.

So war der sonnige Hans, der in Franz Otto Braumüllers Hause allmählich regierte und nicht nur geduldet, sondern willkommen geheißen war. Braumüller fühlte sich Marions Lebensansprüchen nicht mehr gewachsen — mochte sie also immerhin den Freund und Blitzableiter haben. Die richtigen Grenzen würde die Romingertochter innehalten — er aber gewann sich eine angenehme Gewissensfreiheit dadurch. Doch Franz Otto tappte in neues Unheil hinein. Als er sein Bestes aufgab, seine bürgerliche Moral, machte er sich vogelfrei vor der Frau, vor seinem Verkehr und am ärgsten vor seiner Familie. Graf Kilchberg sah diesem Entwicklungsprozeß mit Kenneraugen zu.

Als er schon tief im Gerede war, beschloß der Kommerzienrat in naiver Glücksstimmung, ein leuchtendes Symbol für seine Erfolge zu schaffen. Alles, was er bisher erreicht hatte, sollte sich in einem neuen Hause offenbaren, das er für den Sommer gegen die luxuriöse Wohnung am Kurfürstendamm eintauschte. Er beauftragte einen Modearchitekten, ihm in Wannsee eine Villa zu bauen, in großem Stil, mit Park, Automobilgarage und Wirtschaftsgebäuden. Der Welt gegenüber sah es wie eine einmalige große Ausgabe aus, die der Millionär sich leisten konnte — in Wahrheit aber steckte Braumüller den größten Teil seines Vermögens in dieses Lebensreklamehaus. Das Renommee war ihm mehr als die Tatsachen. In ganz Berlin sprach man von der großen Einweihungsfeier der Braumüllervilla in Wannsee. An einem Septembersonntag war es endlich soweit. Hans von Heyden hatte in seinem ganzen Leben nicht so viel gearbeitet wie in den letzten Wochen. Er war als lebendiger Geschmack angestellt und fühlte seine Machtvollkommenheit. Jede Einmischung Braumüllers wurde schroff zurückgewiesen. Marion und Hans kommandierten Personal und Haus. Da Braumüller sich in Geschmacksfragen ganz unsicher fühlte und alles daransetzte, daß der Erfolg des Hauses bei seinem Verkehr

ein durchschlagender würde, gab er sich gern zufrieden. Seinen Ärger über die ironische Anmaßung des Kölners schluckte er im Bewußtsein des Geldgebers nieder. Leidenschaftlich bedang er sich nur aus, daß auf den Fußböden, wo es möglich war, Linoleum aus seinen Fabriken verwendet wurde.

Zur Einweihungsfeier lud er an hundert Personen nach Wannsee ein. Es war der größte Tag in Braumüllers Leben. Jedem, der es hören oder nicht hören wollte, zählte er alle seine illustren Gäste mit vollen Titeln und Würden auf. Immerfort nahm er einen harmlos Umschau·Haltenden beiseite und raunte ihm zu: „Wissen Sie, wer das ist? Der Herr mit dem grauen Bart da? Der Vortragende Rat im Handelsministerium, Exzellenz Schute! Kennen Sie den Orden, den er am Halse trägt? Das ist der Kronenorden erster Klasse!" Zwischendurch stellte er alle Welt vor, unermüdlich wie ein aufgezogenes Uhrwerk. „Herr Kommerzienrat Herzfeld — Fräulein Patenbecher, die bekannte Pianistin. Konzert am siebzehnten Oktober, Saal Bechstein — wissen Sie schon? Herr Geheimer Rechnungsrat Knetschke — Herr Geheimer sekretierender, pardon expedierender Sekretär Schellbauer vom Berliner Magistrat. — jawohl vom Berliner Magistrat. Kennen Sie auch schon Herrn Aufrichtig, Fräulein Patenbecher? Konsul von Venezuela? Jawohl, Herr Aufrichtig, Konsul von Venezuela!" Braumüller hatte die Gewohnheit, die Titel seiner Gäste bei der Vorstellung je nach ihrer Bedeutung in feierlichem, bewunderndem oder wohlwollend anerkennendem Tone zu sagen.

Auch die Familie Rominger war zu dem großen Tage erschienen. Klementine kam mit Philipp aus Dresden. Karlmann hatte sich nach langem Bedenken entschlossen, mit Toni und Paula nach Berlin zu fahren. Er hatte eine wichtige Besprechung mit Philipp vor, und immerhin war die Erholungszeit mit Frau und Kind, als Gast seines reichen Schwagers, nicht von der Hand zu weisen. In den ersten Minuten ihres Wiedersehens einigten sich die Brüder schon darin, daß sie nicht Braumüllers, sondern Marions Gäste seien. So fanden die Namenlosen ihre Romingerhaltung in dem Geld- und Titelmilieu. Toni war nach einer langen Arbeitsperiode die Zerstreuung im vornehmen Wohlleben sehr angenehm, und Paula schwelgte natürlich in all den neuen, wundervollen Dingen, die sie vor sich hatte. Sie wurde der verhätschelte Liebling des ganzen Hauses. Eine allgemeine Versöhnungsstimmung ergab sich in den ersten Tagen, nachdem die letzte Klippe umschifft war, tiefe Gekränktheit der Biegenaus, die in der Villa keinen Platz mehr gefunden und im Hotel logieren mußten. Als Zimmernachbarin in einem wirklich imponierenden Herrenhaus versöhnte sich Klementine mit Karlmann und Marion. Karlmann und Philipp fanden wieder einmal Gefallen aneinander, und als Marion ihre Sympathie für Toni ausgesprochen hatte, ließen die Romingers gnädig durchblicken, daß Braumüller auch so übel nicht wäre. Das Haus, das Essen, die Weine — Philipp machte große Augen. Man ließ den Linoleumfabrikanten zum ersten Male gelten. Nur Klementine zuckte noch die Achseln, denn sie fühlte sich in solchem Hause als Herrin berufen und empfand aufs neue die traurige Wandlung ihres Schicksals. Biegenau und Elsa kamen aus dem Hotel mit scheelen Augen herüber. Sie nahmen von vornherein die Haltung Mißvergnügter ein, die mehr wußten, als sie aussprachen. Da die eben zu Franz Otto gefaßte Zuneigung bei den andern noch auf schwachen Füßen stand, spitzten sie wohl-

tätig berührt die Ohren und hatten das dunkle Geheimnis bald weg: Hans von Heydens Stellung im Hause des Herrn Kommerzienrats.

Der arme Franz Otto wußte nicht, welcher geschlossenen Phalanx er trotz seiner Gastfreiheit, trotz seiner imponierenden Erfolge gegenüberstand. Ahnungslos näherte er sich den scharfen, lauernden Lanzen. Seine Unsicherheit fürchtete beständig, sich in der großen Welt, nach der er leidenschaftlich trachtete, lächerlich zu machen. Der dunkle Drang in ihm, nicht nur vom Gelde glücklich zu werden, sondern mehr vom geistigen Besitz, war gut, doch niemand lohnte es ihm. Nicht einmal seine Frau deckte seine Blößen. Auf einem Rundgange, den er mit neu angekommenen Gästen durch die ganze Besitzung machte — es war vielleicht der zehnte Rundgang schon, immer mit denselben, von Karlmann und Philipp bereits glossierten Redensarten — in der großen Halle, der „Hohl", wie Braumüllers bedenkliches Englisch sagte, geschah ihm etwas Häßliches. Professor Sartory, ein maßgebender Ästhet, dessen Aussprüche vom Hausherrn mit besonderer Spannung erwartet wurden, meinte, seinen Bart streichend: „Sehr hübsch, Herr Kommerzienrat, wirklich sehr hübsch. Aber sagen Sie mir nur um Gottes willen — warum haben Sie Ihren Ratgeber das ordinäre Linoleum auf den Fußboden legen lassen?"

„Das is nich von mir!" rief Hans von Heyden, und sofort stimmten die Anwesenden ein scharfes, kicherndes Gelächter an.

Der Linoleumfabrikant bekam einen roten Kopf und verließ die Halle. Verlegen folgten ihm die Gäste. Er stieg, nach Fassung ringend, die Treppe hinauf und blieb am Eingang zum Musiksaal stehen. „Hier, meine Herrschaften!" rief er im Ausruferton und machte eine edle Geste, die der etwas zu enge Samtanzug nicht recht gestattete. „Hier is der Musiksaal, auf den ich besonders stolz bin! Das heißt, ich selber bin ja zu wenig musikalisch — das is mehr die Domäne meines lieben Freundes Hans! Für unsern Hans is der Musiksaal gebaut worden!"

Alles blickte auf den sonst so bescheidenen Opernsänger, der sehr verlegen wurde und nicht wußte, was er sagen sollte.

„Ah bah, Unsinn!" rief Marion, sich herrisch auf die Fußspitzen stellend. „Bring doch den armen Hans nit in Verlegenheit! Hier hat neulich erst der Sistermans gesungen!"

Ein leises Kichern folgte ihren Worten, und Braumüller irrte aus dem Musiksaal heraus.

„Wohin geht's denn da nebenan, Herr Kommerzienrat?" fragte eine junge Dame. „Wahrscheinlich in die Bibliothek?"

„O nein, meine Gnädigste — da geht's ins Zimmer meiner Frau."

Jetzt war dem Faß der Boden ausgeschlagen. Nicht nur die Romingers lachten — alle Anwesenden verfielen jetzt in Heiterkeit und brachen erst ab, als sie sahen, daß ihr Gelächter eine Kränkung für den Hausherrn war. Marion verschwand. Auch Hans von Heyden machte den Rundgang nicht länger mit. Dies erhöhte Philipps Vergnügen, der sich an Karlmanns widerstrebenden Arm gehängt hatte und mit tränenden Augen immerfort flüsterte: „Dieses Rindvieh! Dieses Rindvieh!" Toni sah sogar Klementine lachen. Sie ahnte mehr den Zusammenhang, als daß ihr die Situation schon klar wurde. Jedenfalls mißfielen ihr die Menschen hier gründlich, diese geputzten, lobenden

Schmarotzer mit ihren erzfalschen Zungen. Sie hätte den unverschämten Biegenau, der sich nicht beruhigen wollte — er grunzte noch immer seinem Weibe zu: „Alsa! Das Zimmer meiner Frau!!" — sie hätte ihn am liebsten die Treppe hinuntergeworfen. Das Mitleid, das sie schon lange für Braumüller empfand, meldete sich verstärkt in Toni. Halb unbewußt fühlte sie sich in diesem Hause auf einer Stufe mit ihm. Wert gegen Scheinwert zu verteidigen galt es ihr, und sie näherte sich bei der ersten Gelegenheit ihrem Schwager, um ihm aus ehrlichem Herzen Anerkennung für sein Haus auszusprechen.

Braumüller wußte, wer Toni war, und eine tiefe, geheime, liebevolle Schätzung trug er für sie im Herzen. Mit wehmütiger Zärtlichkeit betrachtete der Kinderlose auch ihr schönes, liebenswürdiges Kind. Aber sein Verhängnis wollte es nicht, ihr Vertrauen zu gewinnen. Er trachtete ‚hinauf' in seinem blinden Wahn, und die herzlichste Einigkeit mit Toni konnte für ihn nur ‚hinunter' bedeuten. Wenn er eben noch vor sich hingemurmelt hatte: „Die is der anständigste Mensch von der ganzen Gesellschaft," eilte er schon Philipp oder Baron Biegenau nach und war beglückt, wenn diese Kenner seine Zigarren gut fanden. Am meisten aber lag ihm an Karlmann, denn in ihm erkannte er trotz seines Romingerhochmuts den Vornehmen, echt und ernsthaft Ringenden. Devot ordnete er sich seinem Urteil in Geschmacksfragen unter und übernahm es, ohne dazu aufgefordert zu sein, für Karlmanns Talent Propaganda zu machen. Doch während er in ihm einen wirklich Uninteressierten der höheren Rasse vor sich hatte, näherte sich von der andern Seite Philipp, dem die ganze Welt nur persönlicher Vorteil war. Bald war auch Klementine zur Stelle, um nicht nur als Mutter ihrer Söhne, sondern auch aus eigner Not den reichen Mann zu schröpfen. Tief verfing sich Franz Otto Braumüller in die Netze, denen er bisher geschickt entronnen war. Jetzt war es nicht anders möglich — er mußte für die Menschen praktisch eintreten, die ihm ein Relief vor der Welt gaben. Teuer bezahlte er die Ehre, in seinem eignen Hause Geltung zu finden. Klementine machte ihm klar, wie vorteilhaft es für ihn wäre, an ihren Spekulationen teilzunehmen. Herr Kesselbach, der alte Geschäftsfreund in Friedrichsburg meldete eben die günstigsten Chancen in Südamerika. Aber Klementines Barmittel waren fast erschöpft. Nur mit der Hilfe des Schwiegersohnes konnte sie noch einmal hochkommen. Wie schwer wurde es ihr, Philipp in Dresden den monatlichen Zuschuß für sein angenehmes Leben zu senden. Wie oft hatte sie schon mit blutendem Herzen Karlmanns Bitten um Unterstützung abschlagen müssen. Ein Mensch von Philipps Gaben — ein Kopf von Karlmanns Bedeutung! Welche glückstrotzende Mutter könnte sie sein! Aber die gemeinen Alltagssorgen verbitterten ihr alles. Philipp mußte bei dem Dresdner Kunsthändler weiter für ein Stück Brot arbeiten. Karlmanns Bilder und der hochbedeutende Widugast verstaubten — was er als Historiker erwarb, reichte noch nicht für seine Wohnungsmiete hin. Mit beweglichen Worten klagte Klementine dem Schwiegersohn ihr Leid. Braumüller war nicht nur davon betroffen, die Frau Professor sich plötzlich demütig nahe zu sehen — es schmeichelte ihm auch, Nothelfer und Entscheidungsgott der ganzen Familie zu werden. Dieses Avancement zerstreute sein altes Mißtrauen. Er beglückte die Schwiegermutter durch eine ansehnliche Geldeinlage und erhielt von ihr dafür den ersten Kuß. Philipps großem Plan, dem die wichtige Besprechung mit Karlmann gegolten hatte, trat

er ebenfalls näher. Philipp wollte in Dresden eine neue, höchst vornehme, höchst kostspielige Kunstzeitschrift gründen. Er behauptete, durch seine Tätigkeit schon den nötigen Fond an Kenntnissen und Erfahrungen zu besitzen. In seinen Händen sollte die künstlerische Leitung ruhen, während er für den literarischen Teil seinen Bruder gewonnen hatte. In der ‚Pallas' — so sollte die neue Zeitschrift heißen — sahen die beiden begeistert ihren Lebenszweck sich erfüllen. Philipp teilte dem Schwager mit, daß mehrere angesehene und reiche Kunstfreunde das Grundkapital gezeichnet hätten, und daraufhin erklärte sich Braumüller endlich bereit, das noch Fehlende beizusteuern. In der edlen Kunstatmosphäre, wo Namen wie Klinger, Max Liebermann und Tschudi umherschwirrten, auch seinen Namen genannt zu wissen, das blendete Braumüller. Doch als er sich der großen Summe eben entäußert hatte, stellte es sich heraus, daß die Teilnahme der andern Geldgeber noch in den Vorverhandlungen steckte und zweifelhaft wurde. Philipp hatte den Mund zu voll genommen. Karlmann aber geriet dem empörten Braumüller gegenüber in arge Verlegenheit. Er hatte dem Bruder geglaubt, und nun war alles nur mit dem Gelde des Schwagers angefangen worden. In weiter Ferne lag die erste Nummer der ‚Pallas'.

Bald nach dieser unliebsamen Erfahrung traf ein Telegramm von Herrn Kesselbach ein, das eine plötzliche Krisis in Südamerika meldete und deutlich machte, daß Braumüllers Beteiligung an der schwiegermütterlichen Spekulation verloren war. Schlimmer aber als der Verlust war es für den soliden Geschäftsmann, so lächerlich hereingefallen zu sein. Niemals hätte er sich auf derartige Spekulationen eingelassen, wenn er nicht wieder einmal schwach vor der Romingerschen Tyrannei gewesen wäre. Braumüller war namenlos gereizt. Schwiegermutter und Schwiegersohn gingen sich wie knurrende Raubtiere aus dem Wege und warfen einander funkelnde Blicke zu. Auch die Herzlichkeit Karlmann und Philipp gegenüber erkaltete. Das Familienkonzert war gründlich zerstört. Biegenau aber, der noch immer nicht nach Berlin zurückfahren wollte und an der Kommerzienratstafel einen unendlichen Appetit entwickelte, kam in der kritischsten Stunde mit der triumphierenden Nachricht, daß er am Pariser Totalisator fünftausend Franken gewonnen habe. Braumüller wurde blaß vor Ärger. Er faßte sich erst, als Frau von Biegenau sich dadurch blamierte, daß sie den Favoriten mit einem traurigen Outsider verwechselte. Endlich wurde einmal über den andern Schwiegersohn gelacht, denn der ehemalige Rittmeister rief mit zornigem Vorwurf: „Aber Alsa! Daß du den ‚Flirt' nich kennst!" Dieser Ausspruch wurde zum geflügelten Worte.

Karlmann hatte schwere Sorge um Marion, seine Lieblingsschwester. Der Kölner, dem er sie hingegeben sah, gefiel ihm nicht, und die Atmosphäre des schwesterlichen Hauses drückte dermaßen auf ihn, daß er mit Toni baldige Abreise beschloß. Dies glänzende Scheinleben konnte er nicht länger mitmachen. Marion empfand, was in dem Bruder vorging. Daß Philipp für ihren Liebhaber eingenommen war, erschien ihr nicht so wichtig wie Karlmanns Sympathie. In ihrer grenzenlosen Liebe sah sie mit Schmerz, daß der Bruder Hans von Heyden mißbilligte. Hatte er ein Recht dazu? Er stellte ja auch noch nicht viel in der Welt vor, und daß sie, seine Schwester Marion, in einem Braumüller kein Glück fand, mußte ihm klar sein. Ein großzügiges

Renaissanceleben, über die Philistermoral hinweg, mußte Karlmann verstehen und ihr zubilligen. Er hatte ja des Vaters Künstlerblut geerbt, er konnte unmöglich lieber sehen, daß sie wie eine stumpfe Bourgeoise in sinnlosen Pflichten verwelkte und ihren großen Liebesbesitz nicht einem jungen, ihrer würdigen Menschen schenkte. Wie lebten denn andre Frauen ihres Gesellschaftskreises? Auch nicht tugendhafter. Eines Tages brach sie die Gelegenheit vom Zaun, über den Geliebten mit ihm zu sprechen. Doch sie sprach nur — Karlmann blieb stumm. Mit fliegender Brust und feuchten Augen sagte sie ihm endlich: „Der Hans wird verkannt. Er ist noch nix, er kann noch nix — aber darf man denn immer die gewöhnlichen Ansprüche stellen? Er ist halt d e r M e n s ch — sonst nix — und das ist mehr als alles!“

Karlmann gab keine Antwort und verließ das Zimmer. Im Korridor begegnete er seiner Mutter. Er sah ihr an, sie hatte gehorcht. Karlmann durchschaute ihre Stellung in diesem Hause. Sie protestierte nicht gegen das Unheil, das ihrer Tochter drohte, weil sie in Hans einen Rächer sah, der ihrem Haß gegen Braumüller wohltat. —

Etwas gab es, das auf Franz Otto, der sich bisher unglaublich gefügig gezeigt hatte, wie ein roter Lappen auf den Stier wirkte. Baron Biegenau war ein Spieler und machte wiederholt den Versuch, seine Leidenschaft in das Haus des Kommerzienrats zu übertragen. Einmal hatte Braumüller es schon energisch verhindert, denn er sah seine Grundsätze, sein mühsam erworbenes Renommee durch den Rittmeister bedroht. Doch als er eines Nachmittags überraschend von Berlin zurückkam und den erfreulichen Anblick hatte, daß Biegenau, Philipp, Hans und ein Amerikaner im Herrenzimmer pokerten und seine teuersten Zigarren pafften — da floß der angesammelte Zorn in ihm erschreckend über. Was er nach Luft ringend hervorbrachte, glich einem Hinauswurf der Gäste, und im Nu ging das ganze Lügengebäude in Flammen auf. Während die Herren zankten, erschienen zum Unglück auch die Frauen. Jetzt war die Familienkatastrophe vollkommen. Braumüller wies, am ganzen Körper zitternd, Biegenau die Tür, worauf der Rittmeister ihn zum Duell forderte. Elsa aber stellte sich megärenhaft an seiner Seite auf und schrie: „Aber er ist ja nit satisfaktionsfähig! Ein Mensch, der sich das im eignen Hause bieten läßt!“

„Was laß ich mir im eignen Hause bieten?“ brüllte Braumüller.

„Hier ist nit der Ort, um davon zu sprechen!“ keifte Klementine. „Sie wissen noch immer nit, was sich gehört!“

„Erziehen Sie Ihre Kinder besser! Gehört es sich vielleicht, daß ich mein sauer erworbenes Geld bei euren Schwindelgeschäften los werde?“

„Aha! Ach so! Sie sollen auf Heller und Pfennig alles zurückbekommen!“

„Auf Heller und Pfennig!“ wiederholte Philipp mit großer Gebärde. „Ich bin neugierig!“

„Geh hinaus, Elsa!“ schrie jetzt plötzlich Marion, die neben Hans stand, in krankhafter Erregung. „Ich duld' es nit, daß du mir Blicke zuwirfst!“

„Bist du verrückt? Ach, du fühlst dich wohl getroffen?“

„Halt dein Maul, Frauenzimmer!“ Marion stürzte hinaus.

„Was hat sie da jesagt?! Braumiller! Ihre Frau muß Abbitte leisten!“ Mit wutsprühenden Augen pflanzte Biegenau sich vor dem Kommerzienrat auf. Schluchzend sank Elsa in einen Sessel.

„Ich habe hier nich für die Äußerungen meiner Frau einzustehen!"

„Das jlaub ich! Sie stehen ja für nichts ein! Für jar nichts! Komm, Alsa! In diesem Hause können wir nich bleiben!"

Die Biegenaus verließen die Villa. Klementine, der ein Herzkrampf drohte, mußte von Philipp hinausgeführt werden. Verwünschungen gegen Braumüller auf den Lippen, ließ sie sich fortbringen. Toni und Karlmann lauschten im Garten schreckensbleich den Ereignissen. Plötzlich eilte Hans von Heyden mit einer Reisetasche ohne Gruß an ihnen vorüber. Nach etwa zehn Minuten erschien auch Marion im Garten. „Habt ihr den Hans gesehen?" rief sie verstört. „Karlmann, um Gottes willen, wo ist Hans?!"

Toni wollte ihn noch hindern, doch Karlmann erwiderte schon:

„Er scheint nach Berlin gefahren zu sein. Eben ist er hier an uns vorübergelaufen. Zur Bahnhofstraße hin."

Er bückte sich entsetzt, denn die Schwester taumelte und lag im nächsten Augenblick bewußtlos zu seinen Füßen.

VI

Die arme Marion hatte jetzt das ganze Leid einer mißbrauchten Liebe zu tragen. Doppelt schwer in dem goldenen Käfig, um den sie beneidet wurde und dem sie nicht entrinnen konnte. Nur ihre Mutter wußte, wieviel sie für Hans von Heyden geopfert hatte. Der Mensch war ein raffinierter Egoist und Schuldenmacher. Er hatte es dahin zu bringen gewußt, daß die verliebte Frau für seine Verpflichtungen eingetreten war. Marion hatte zum vierzigsten Geburtstag ein besonders kostbares Kollier von Braumüller erhalten. Sie trug es noch bei Festlichkeiten und Diners, aber die Perlen waren seit Hansens Einfluß eine vollendete Imitation — die echten hatten längst dazu gedient, den Kölner aus Wuchererhänden zu befreien. Kommerzienrat Braumüller glaubte nach wie vor, daß seine Gattin echte Perlen trüge. Auch für den Wert ihrer Toilette blieb er verblendet. Immer wieder bezahlte er enorme Schneiderrechnungen mit stolzer Resignation, wie eine Notwendigkeit, die ihm schmeichelte. In Wahrheit aber trug die verschwenderische Marion alte, aufgearbeitete Kleider und steckte den Überschuß in die Taschen des bedürftigen Sängers. Nun aber zeigte es sich — er lohnte ihr mit schroffem Undank. Der Katastrophe hielt er nicht stand. Wie ein Feigling gab er die kompromittierte Frau preis und suchte das Weite. Der Gatte triumphierte — auf seiner Seite stand natürlich die schadenfrohe Welt. Marion irrte ratlos umher. Sie verachtete ihre Nächsten jetzt mehr als ihre Domestiken, sie ekelte sich vor der Mutter und vor ihren Geschwistern, und als Toni sich ihr tröstend nähern wollte, stieß sie sie brutal zurück. Ein Abschiedsbrief kam noch von Hans — sie verbrannte ihn und bewahrte dann die Asche in einem silbernen Kästchen auf. In ihren Fluch mischte sich der Segen für die Zukunft des einzigen Mannes, den sie geliebt hatte. Sie wußte nicht, wie viele Episoden, der ihren gleich, noch auf dem Wege dieses Komödianten lagen. Ein zielbewußter Komödiant, das war er, und Marion war zu gut oder zu töricht für ihn. Sie teilte das Schicksal aller Romingerkinder — scheinbar selbstsicher, scheinbar Lebensbeherrscherin, wußte sie in Wahrheit allzu wenig vom wirklichen Leben und litt, von ihm angepackt, die tiefste Scham und Pein.

Als Klementine ihre Tochter nicht als Trösterin gewinnen konnte, gelang es ihr um so besser als Rachegeist. Sie verbündete sich mit Marion feierlich gegen den, der nach ihrer Überzeugung an allem schuld war. Dem Kommerzienrat wurde der Krieg bis aufs Messer erklärt.

Braumüller fühlte sich aber besser bei dieser Wendung der Dinge als zuvor in seiner Unsicherheit und verlorenen Liebesmühe. Als ehrlicher Feind stand er den Romingers seinen Mann und wußte rücksichtslos seine Machtmittel zu gebrauchen. Er hatte das Geld — in wütender Ohnmacht standen die Frauen vor dieser Tatsache. Doch Klementine wußte noch immer, wo der Berliner empfindlich war. Sie begünstigte jetzt den alten Kilchberg bei ihrer Tochter, ihn, den sie einst als unmoralische Gefahr verabscheut hatte. Ein Graf, ein ehemaliger Hofmarschall — wo blieb da Franz Otto, wenn er auch königlicher Kommerzienrat war? Doch die rachedurstige Schwiegermutter verrechnete sich insofern, als Braumüller bei dem neuen Hausfreunde vor jedem öffentlichen Skandal sicher war. Alles ging seinen leisen, verhüllten Gang, und das Doppelleben im Hause des Kommerzienrats wurde nicht einmal den Dienstboten klar. Graf Kilchberg war ein Meister der äußeren Lebenskomödie — er wollte alles sicher und bequem haben. Jetzt hatte er es, vorläufig wenigstens, und sein persönliches Verhältnis zu Braumüller wurde nicht getrübt. Dieser aber geriet immer mehr ins Haltlose. Da es ihm auf die Empfindung seiner Frau nicht mehr ankam, verschleuderte er Vermögen und Gesundheit, um im Lebensgenuß nicht zu kurz zu kommen. Tiefer und tiefer stieg er zu den Quellen der Befriedigung hinab, und der einst robuste Arbeiter war in wenigen Jahren ein gebrochener Mann. Das einzige, worin er sich noch mit seiner Frau verstand, war das eifrige, ängstliche Übertünchen ihrer Lebensführung, das sie gemeinsam für nötig hielten.

Klementine entschloß sich, wieder zu Philipp nach Dresden zurückzukehren. Wenn sie sich auch mit Karlmann versöhnt hatte — die mißglückte Zeitschriftgründung hatte zu viel Zwietracht gesät und Hoffnungen zerstört. Sie hatte auch bemerkt, daß Karlmann ihren Einfluß auf Marion mißbilligte. Wieder war ein gefährlicher Zündstoff angesammelt, und Klementine war eine herzkranke Frau. Sie hatte ein zu großes Ruhebedürfnis, um sich neuen Zusammenstößen in München auszusetzen. Wie es ihr immer am bequemsten war, gab sie Toni die Schuld, die nach ihrer Meinung Karlmann gegen sie aufhetzte, und beschränkte sich darauf, der kleinen Paula beim Abschied ein verwirrendes Giftwort zuzuflüstern: „Gelt, Paulale, wir halten zusammen! Wenn sich auch alles gegen die alte Großmama verschwört!“ Paula war schon klug genug, um sich ihr Teil zu denken. Ganz kritiklos war sie Klementine gegenüber nicht mehr. Doch nickte sie eifrig und ließ sich immer wieder küssen, denn die Großmama tat ihr sehr leid.

In Dresden fand Klementine eine Situation vor, die der berlinischen verwandt war. Allmählich durchschaute sie, wie hier die Dinge lagen, und machte sich des schwersten Vergehens in ihrem wirren Mutterdasein schuldig: Sie begünstigte auch Philipps Trieb. Ihr Prinz sollte ideal, auf Rosen und Daunen gebettet sein — davon ungefähr ging sie aus. Fräulein Jäger, die Pensionsinhaberin, eine noch junge und hübsche, sehr sinnliche Sächsin, hatte Philipp Rominger in jeder Beziehung so verwöhnt, daß sie ihre eigne Person

ganz dabei aufgegeben hatte. Philipp besaß das Talent, Ansprüche zu machen, mehr als jedes andre Talent. Was in den Bezirk seiner runden blauen Augen kam, wurde sorgfältig gesiebt, bis das übrigblieb, was ihm gefiel und seinen Gaumen reizte. Solange er wählte, war Philipp ein kalter Verstandesmensch — erst wenn er entschlossen war, gab er sich selber das Signal, daß seine Leidenschaft mit ihm durchgehen konnte. Wie eine lauernde, wohlgenährte Spinne saß er beständig vor seinem Interesse. Fräulein Annette Jäger hatte ein gutes Herz, aber die Intelligenz war nicht ihre starke Seite. Von vornherein war sie machtlos, als sie sich in Philipp Rominger verliebte und ihm verblendet eine Ausnahmestellung in der Pension zugestand. Aber sie hielt sich an einer Hoffnung aufrecht und stützte überzeugt ihr Ansehen bei Gästen und Personal darauf: Philipp Rominger würde sie heiraten. Nun wohnte auch seine Mutter in Dresden — die Anwesenheit dieser hochrespektablen Dame konnte unmöglich etwas andres bedeuten, als daß sie die Wahl ihres Sohnes billigte und seine Verlobung bald zustande kommen ließ. Daß Klementines Wohlwollen etwas andres bedeutete — diese niederschmetternde Erfahrung mußte Annette Jäger allmählich machen. Klementine war nichts als Mutter. Als sie wußte, daß ihr Philipp es am besten hatte, wie die Dinge jetzt lagen, als er ihr die feierliche Zusicherung gegeben hatte, er heirate die Jäger nie — da gönnte sie ihm gütig, worin er glücklich war, da drückte sie ein Auge zu und blieb sogar als mütterliche Freundin in der Nähe des armen, völlig hingegebenen Weibes. Ihr Gewissen beschwichtigte sie mit einer untrüglichen Entdeckung, die sie gemacht hatte: Herr Israelsky, ein Rentier und alter Stammgast der Pension, der fast ebenso begünstigt wurde wie Philipp, hatte ebenfalls ein Verhältnis mit Fräulein Jäger. Was Philipp der Dame fürs Herz war, leistete der begüterte Hebräer für ihre Börse. Ob ihr Sohn die Sachlage durchschaute, war Klementine nicht klar. Jedenfalls aber mußte er ahnen, um was für ein Mädchen es sich handelte, und die Nebenbuhlerschaft des häßlichen Fünfzigers konnte ihm lächerlich sein. Auch hielt sich die Jägersche Pension wohl sicher durch Israelskys Unterstützung auf ihrer kulinarischen Höhe. Mit erquickender Deutlichkeit hielt Philipp Rominger seinen Renaissancestandpunkt dem Leben gegenüber fest. Klementine mußte ihn loben und freute sich schon auf die wirkliche Wahl, die der Überlegene treffen würde.

Doch als die schönsten Frühlingstage über die Elbufer der sächsischen Hauptstadt hinzogen, verdüsterte sich Philipps Stimmung in seltsamer Weise, und auch die Freundin zeigte ein tief verstörtes Wesen. Mit verweinten Augen ging sie umher, und harte Bitterkeit kam jedesmal auf ihre Züge, wenn sie der so verehrten Frau Professor ansichtig wurde. Was war geschehen? Klementine brannte vor Neugier, aber sie wagte Philipp nicht zu fragen. Das Verhalten des Herrn Israelsky gab ihr auch keinen Aufschluß. An ihm war nur zu bemerken, daß seine Stimmung noch etwas glücklicher war, und daß er bei Tisch dreimal Mehlspeise nahm, wo er sonst am zweiten Male genug gehabt hatte. Philipp hatte die Jäger offenbar tief gekränkt und war nun beständig hinter ihr her, um sie zu versöhnen, denn er konnte sie nicht mehr entbehren. Doch soviel er ihr auch Aufmerksamkeiten erwies, der schwere Kummer verlor sich nicht aus dem Antlitz der blonden Dresdnerin. Bei Tisch, wenn sie zwischen ihren Gästen saß, herrschte meistens ein peinliches Schweigen, denn Fräulein

Jäger starrte ins Leere, vernachlässigte vollständig ihre sonst berühmte Konversation, und es geschah zuweilen, daß sie aufschluchzte und mit rotem, gedunsenem Kopf das Zimmer verließ. Herr Israelsky sah ihr dann mit säuerlichem Lächeln nach und überlegte, ob es jetzt anständig war, noch einmal Torte zu verlangen. Alle aber sahen mit stummem Einverständnis vorwurfsvoll auf Philipp Rominger, der blaß vor sich hinstarrte und mit den Fingern trommelte. Besonders die bedienenden Mädchen warfen ihm Blicke voll schwerer Mißbilligung zu.

Als Klementine einer so peinlichen Mittagstafel beigewohnt hatte, traf sie ihren Sohn im Korridor und fragte ihn beschwörend: „Philipp! Sag mir um des Himmels willen, was hast du mit der Jäger?"

Er sah an ihr vorbei und zuckte die Achseln. „Ich nichts, Mama. Sie hat wohl was mit mir."

„Ja, aber was ist es denn?"

„Denk dir, die verrückte Person — sie hat mich neulich, als wir die Bowle getrunken haben, da hat sie mich auf dem Sofa gefragt: Wann verloben wir uns denn, Philippchen? Welches Datum hat denn deine Mutter festgesetzt?"

„So eine unverschämte — so eine ordinäre —!"

„Still, Mama! In dem Ton laß ich von Annette nicht reden! Von ihrem Standpunkt aus hat sie natürlich recht. Ich muß nur auf Mittel und Wege sinnen, daß ich ihr die Unmöglichkeit der Geschichte klarmache."

„Ja, Philipp! Denn unmöglich ist es doch!"

„Vollkommen ausgeschlossen, Mama. Vorläufig wenigstens. Sie hat nichts und ich habe nichts. Du weißt ja, ich bin kein Schwärmer. Aber der Irrtum, in dem sie bis jetzt gelebt hat, ist natürlich 'ne große Sorge für mich."

„Mein armer, armer Junge! Soll ich vielleicht?"

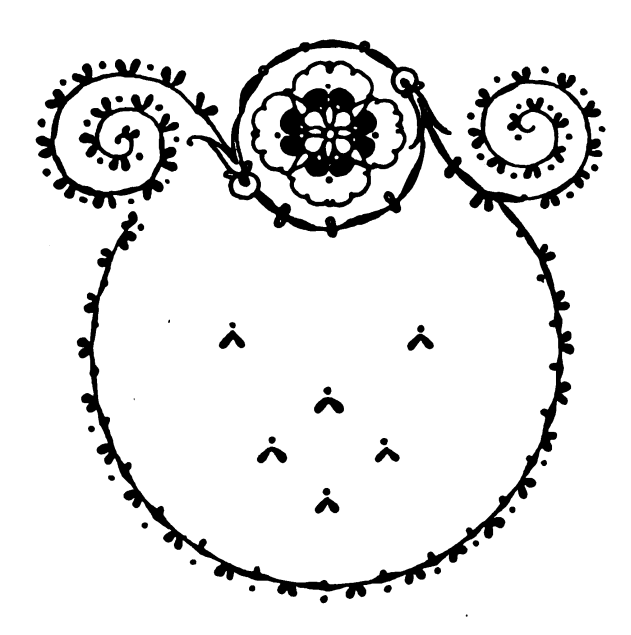
„Du, Mama?! Um Gottes willen nicht! Du läßt die Hände aus dem Spiel! Ich weiß, was ich zu tun habe. Was will sie denn anfangen? Entbehren kann sie mich nicht. Na also!"

Aber Annette Jäger kam zu ihrem Heil doch noch zu einer Erkenntnis, die über Philipps Unentbehrlichkeit hinausging. Sie war eine gute Tennisspielerin, sie konnte im englischen Viertel Dresdens stundenlang auf dem Sportplatz bleiben und unter dem blauen Maihimmel das harte, frische Spiel treiben. Hier kämpfte sie ihr aufgewühltes Temperament nieder, hier war der einzige Ort, wo sie ein junges, selbständiges Menschenkind war. Philipp haßte den Tennisplatz. Er war durch sein Wohlleben schwerfällig geworden und mit einem Bäuchlein gesegnet. Das stille Dabeisitzen, während Annette in ihrem glücklichen Spiel stand, ärgerte ihn. Mit tiefer Eifersucht beobachtete er ihre Partner, denn er wußte nicht, daß der spielende Mann kein Nebenbuhler war, und daß in ihm allein, in dem behäbigen Zuschauer, die Lust am bewegten Frauenkörper wach blieb. Trotzdem — was nach dem Spiel geschah, es sollte ihm doch verhängnisvoll werden. Philipp konnte nicht lange zugegen sein — seine Bureaustunden riefen, und es war nicht zu verhindern, daß Annette Jäger von Mister Freeman jedesmal nach Hause begleitet wurde. Freeman, ein schöner und ernster, puritanischer Engländer, war erotisch scheinbar unempfindlich. Scheinbar hatte er nur das Interesse des Sportsmannes und erfüllte eine gesellschaftliche Pflicht, wenn er seine Partnerin heimbrachte.

Philipp konnte nicht annehmen, daß der wenig liebenswürdige Mensch sich für die anmutige Sächsin über den Tennisplatz hinaus interessierte. War ihm denn die Süße, die Annette hatte, ihre unbekümmerte Kraft zur Hingabe verständlich? Seiner engen, finsteren Dogmenmoral? Wußte er überhaupt, welche Beziehungen Fräulein Jäger zu Herrn Rominger hatte? Nein, nein, Philipp konnte ganz ruhig sein — er lächelte über den wortkargen Stock. Der konnte Annette nicht gefährlich werden.

Aber er wurde es doch. Sie flüchtete sich zu ihm, denn sie hatte plötzlich, als sie eines drohenden Regens wegen das Spiel vorzeitig abbrechen mußten, bemerkt, daß in den Augen des Engländers Sonne blieb, ein wunderliches, aufforderndes, tröstendes Leuchten. Ohne Worte konnte sie sich mit ihm verständigen. Ohne Gebärde griff er mit seinen beiden starken Händen in die zerquälte Tiefe ihrer Seele und riß sie auf. Annette folgte ihm bang und zitternd, mit schweren, halb gelähmten Gliedern in den schwülen Juniabend hinaus. Dann sagte sie ihm plötzlich, sagte ihm zum ersten Male, daß sie ein armes, unglückliches Menschenkind sei. Und als sie über die menschenleere Elbbrücke gingen, tat sie ein paar schnelle Schritte voraus und wollte sich über das Geländer stürzen. Doch Freeman war schon neben ihr und hielt sie fest. Jetzt war nichts mehr hinzuzufügen — in diesem Augenblick verstand er sie ganz, ohne zu fragen. Als er die halb Bewußtlose weiterführte, ihrem Stöhnen, ihrem Schluchzen, ihren wirren, kaum verständlichen Klagen lauschte, gab er ihr still entschlossen, was er einer Frau zu geben hatte. Er hatte nur ein Wort, und das verschenkte er. Ein Kuß auf den glühenden Mund besiegelte das Bündnis. Jetzt erkannte Annette, daß sie vor dem andern, der ihr alles gewesen, gerettet werden mußte. Philipp Rominger versank.

(Fortsetzung folgt)




Tänzerin


Griechische Balletteuse

Antike Bronzen

Von
Dr. Alfred Gradenwitz

Im Jahre 1907 stießen griechische Taucher, die unweit von Mahdia im Tunesischen Meere der Schwammfischerei oblagen, plötzlich auf ein festes Hindernis, das ihnen wie eine Anzahl im Schlamm lagernder großer Kanonen vorkam. Die bald vorgenommenen Nachforschungen führten jedoch zu dem


Tanzender Clown

überraschenden Ergebnis, daß es sich um die Überreste eines römischen Schiffes handelte, das dort offenbar vor mehr als zweitausend Jahren mit seiner Ladung an Kunstschätzen gesunken war.

Das tunesische Altertumsamt nahm bald die Hebung dieser Kunstgegenstände in Angriff und hat sie nach vierjäh-



Amor

Am Südende liegen bedeutende Bleimassen, die am Schiffsbug befestigten Anker, von denen der eine (von mehr als 600 Kilogramm Gewicht) ans Tageslicht gebracht worden ist.

Wenn man unter und zwischen den Säulen zu graben versucht, so trifft man bald auf eine mehr oder weniger verfaulte Holzschicht von etwa 20 Zentimetern Dicke, das Deck des gesunkenen Schiffes. Erst darunter liegen die feineren Kunstgegenstände, Bronzestatuetten und Bruchstücke künstlerisch ausgeführter Möbel.

Das wohl zu schwer beladene Schiff muß unvermittelt gesunken sein, setzte sich mit seiner ganzen Masse auf den Meeresboden auf und bedeckte sich bald mit einer dicken Schlammschicht, die alle Kunstschätze in voller Frische erhielt.

riger mühsamer Arbeit so weit gefördert, daß Direktor A. Merlin in einem kürzlich in der Stadt Tunis gehaltenen Vortrage einen Überblick über Art und Bedeutung des Fundes geben konnte. Seinem liebenswürdigen Entgegenkommen verdanken wir die hier wiedergegebenen Bilder einiger Kunstwerke.

Der hinuntersteigende Taucher sieht zunächst etwa 60 Marmorsäulen, die in sechs 32 Meter langen Reihen aufgestapelt sind. Ringsherum sind dann Marmorteile verschiedener Art bunt durcheinander geschichtet, und dazwischen liegen zahllose Terrakottascherben, Bruchstücke des Schiffgeschirrs, Amphoren und andre Gefäße, die offenbar Vorräte an Öl, Wein, Wasser und Lebensmitteln für die Schiffsbesatzung enthielten.



Statue des Eros



Hermesbüste

Freilich sind die von dem Taucher heraufgebrachten Gegenstände fast unkenntlich, und erst nach Entfernung der Schmutzschicht mit den allenthalben haftenden Muscheln tritt das Kunstwerk wieder in ursprünglicher Schönheit zutage.

Nach der von Direktor A. Merlin aufgestellten, wohl begründeten Theorie handelt es sich um ein Schiff, das von den Römern nach der Einnahme des Piräus durch Sulla — im Jahre 86 vor Christo — aus Athen nach Italien, und zwar wohl direkt nach Rom, mit reicher Beute an Kunstschätzen abgesandt, anscheinend durch widrige Winde nach Nordafrika verschlagen wurde und unterging.



Junger Satyr



Vorfrühling

Aus meinem Heidedorf. Von Hans Hermanns

Mit sieben Abbildungen nach Gemälden des Verfassers

Ein Bauernwagen hatte mich am Endpunkt der Kleinbahn abgeholt. Nach einigen Stunden Fahrt durch die herbstliche Heide hielten wir still, und vor mir sah ich das von einem früheren Besuche in Erinnerung gebliebene „Gasthaus". Mit einigen wohlbegründeten Zweifeln trat ich in das mit Stroh gedeckte Haus, zuerst auf die Tenne, dann in die Küche, die zugleich Gast- und Wohnstube war. Neben dem offenen Torffeuer saß ein Mann in mittleren Jahren, der sich mir als der Lehrer des Ortes vorstellte, dann kam der Wirt mit einem Sprößling auf dem Arm. Die Wirtin bereitete dann in der durch ein Talglicht erleuchteten öden „Stube" mein Abendbrot. Ermüdet von der langen Reise und den neuen Eindrücken ließ ich mir meine Schlafstube anweisen. Eine niedrige Holz- respektive Bettwand teilte den Raum. Die eine Hälfte war mit Stroh gefüllt, worüber sich mein Bettzeug ballte und türmte; die andre Hälfte diente dem Gast zum Auskleiden. An einer Wand befand sich ein winziges Fenster. Auf einem Stuhle stand die kleine Waschschüssel. Ich musterte bei dem Flackern der Kerze den Raum, dessen Lehmboden absonderliche Löcher und Vertiefungen aufwies. Auf meine Frage, ob vielleicht Ratten dort seien, murmelte die Wirtin etwas Unverständliches und verschwand. In der Vorahnung, daß hier meines Bleibens wohl nicht sei, wollte ich meinen Reisekorb

nicht öffnen und erbat mir ein Paar Holzschuhe, um etwas zum Anziehen zur Hand zu haben.

Nach diesen Vorbereitungen begab ich mich zu Bett. Da kamen auch schon die Ratten. Sie huschten über meinen Kopf, Gesicht, Hände und tobten im Zimmer herum. Schnell ergriff ich die beiden Holzschuhe und schlug nach allen Seiten. Sobald ich Licht angezündet, war alles fort; in der Dunkelheit gingen Tumult und Freudensprünge wieder los. Teils bei Licht, teils in der Finsternis die Holzschuhe schwingend, verbrachte ich die Nacht, bis mir gegen Morgen, als der fahle Tagesschein durch das kleine Fenster hereinbrach und die lichtscheuen Gesellen fortblieben, vor Müdigkeit die Augen zufielen. Mit Schmerzen im Kopf und brennenden Augen erhob ich mich und nahm recht verdrießlich das Frühstück ein. Kurz entschlossen ging's zum Herrn Lehrer, den ich gerade, des Feiertags wegen das Schabmesser schwingend, vor seinem blinden, über dem Tafelklavier hängenden Spiegel antraf. Ohne in seiner Arbeit innezuhalten, hörte er meine Klagen und sagte dann ruhig: „Ich habe mir schon gedacht, daß Sie kämen; Sie gehören auch zu jenen nervösen Großstädtern, die sich durch solche kleine Belästigungen in der Nachtruhe stören lassen!“ — Nach kurzem Kriegsrat war ich bei einem Bauern untergebracht. —

Abseits von der großen Landstraße lag mein stilles Dorf, alte Hütten, stets in Gruppen vereinigt, unter hohen Eichen und Buchen verstreut. Jahrhunderte haben die Bäume gebraucht, um sich aus kärglichem Boden zu entwickeln. Eingeschnitzte Inschriften auf den Türbalken deuten auf hohes Alter und geben Kunde, daß schon manches Jahrhundert dasselbe Bauerngeschlecht



Sonnenflimmer



In der Heide

hier auf selbiger Scholle saß. Schwer nur sind dem Boden Erfolge zu entringen. Große Entfernungen erschweren den Ab- und Umsatz der Ernte. So herrscht noch patriarchalischer Geist und zähes Festhalten an der Überlieferung. Vergeblich bemüht sich der junge Bauer, wenn er in der Garnison seinen Dienst erfüllt hat, neuen Geist hineinzutragen; jedoch es ist der Arbeit zu viel, nach kurzer Zeit schon verwirft er erfolgloses Mühen. Hier hängt man zäh am Alten fest. Warm gegen Winterstürme, undurchlässig gegen Sonnenstrahlen, deckt das feste Strohdach, oft grünbewachsen mit Moos und blühenden Pflanzen, die aus Fachwerk gebaute Hütte. Die Zwischenwände sind gefüllt mit Flechtwerk und Feldsteinen, durch Lehm gedichtet.

Durch die weitgeflügelte Türe aus starken Eichenbrettern betritt man die Tenne, die den Schatz des Hauses birgt, die Kühe, Kälber, Schweine und das Federvieh. Im Hintergrunde geradeaus flammt das nie verlöschende Torffeuer unter dem brodelnden Kessel. Der alte Bauernschrank, bedeckt mit Namen des Stifters und eingeschnitzten Jahreszahlen, birgt die Geräte des Haushalts. Hochlehnige, einst rotgestrichene Binsenstühle, eine laut tickende friesische „Klock" vervollständigen die Einrichtung. Durch seitliche Fenster fällt durch die kleinen, in Lotblei gefaßten und fast erblindeten Scheiben das Licht. Der Boden besteht aus festgestampftem Lehm, nur die Feuerstelle trägt Pflaster aus Feldstein.

An diesem Orte spielt sich das ganze häusliche Leben ab. Hier nimmt die Familie, meistens zahlreichen Umfanges, ihre kärglichen Mahlzeiten ein, fast immer bestehend aus Kartoffeln und Speck.

Dahinter, auch wohl von der Küche aus durch Wandklappen zugänglich, liegen die Schlafstellen, meistens in Wände eingebaut.

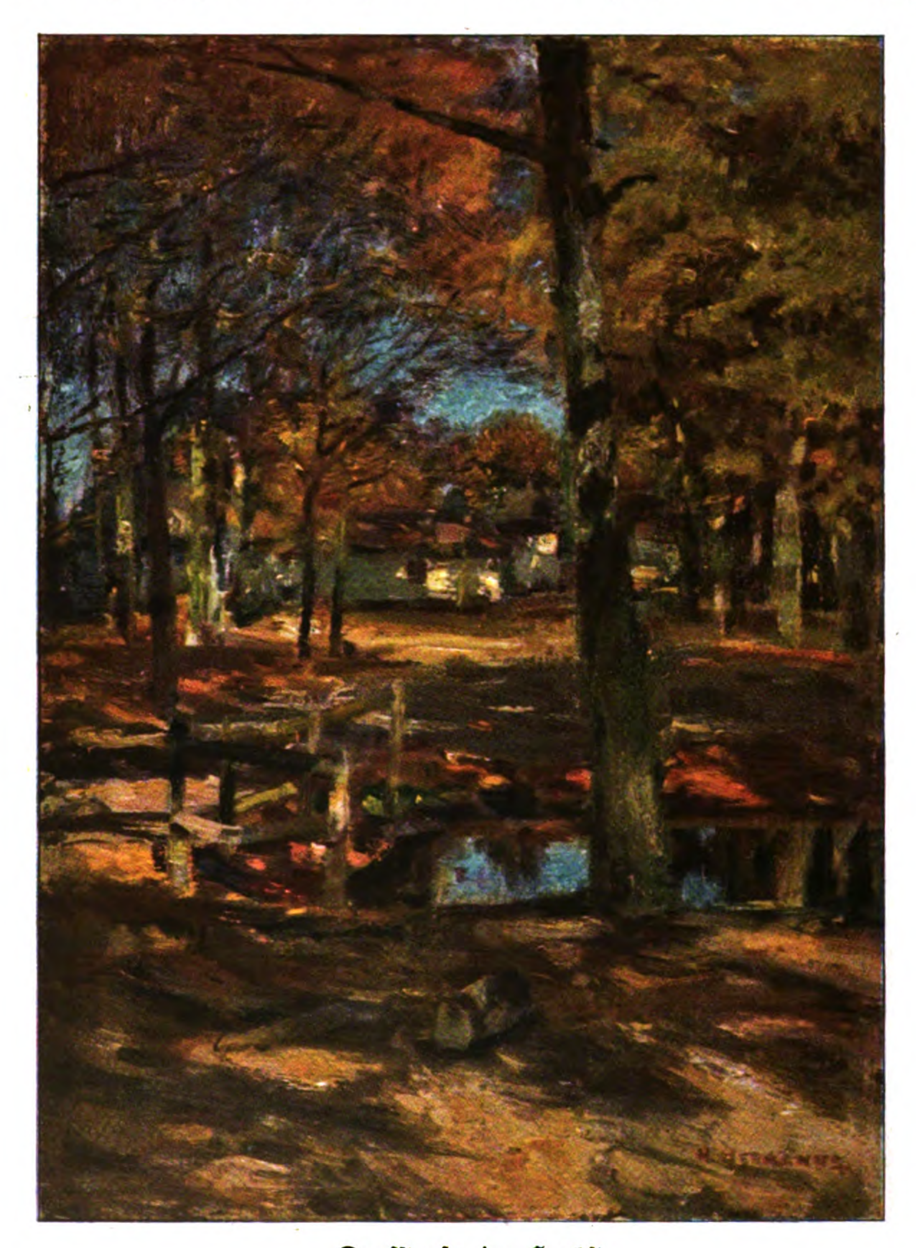
Eine trutzige Bauernschaft hat sich hier erhalten, zähe und bodenständig. Stolz ist der Bauer, auf seinen altererbten Besitz pochend; offener, zugängiger schon sein Heuermann, da er freizügiger und dem Wohnungswechsel mehr unterworfen ist. Viele schöne, charakterfeste Leute sind mir des Weges begegnet. Nach oftmaliger Wiederkehr wurde später der älteste Sohn meines Bauernhauses mein guter Bekannter, und es war mir eine Freude, sein Denken und Fühlen kennen zu lernen. Manches Rätsel gab er mir auf. Eingedenk, daß er als Erbe des Hofes nun in den Dreißigern endlich eine junge Hausfrau heimführen müsse, war er redlich bemüht, die Lücke auszufüllen. So trat er eines Morgens, als ich im Begriff war, zu kurzem Besuch der Großstadt mein Dorf zu verlassen, in mein Zimmer. „Na, Jan, was gibt's denn?" fragte ich. Ein kurzes Räuspern war die einzige Antwort, er kaute an seinem roten Schnurrbart. Plötzlich gab er sich einen Ruck und fragte: „Gift et in der Stadt ook Beuker?" — „Bücher, Bücher?" wiederholte ich sinnend, ganz erstaunt, daß Jan plötzlich Sinn für Literatur hatte und Bücher begehre. „Ja, was für Bücher denn?" — Jan tat sehr genierlich bei der Frage und stürzte dann schnell heraus: „Beuker, worin Briefe stehen." — „Also einen Liebesbriefsteller meinen Sie?" — Mit schämigem Erröten sagte er freudig: „Ja, den meen ik." — Trotzdem mir der Einkauf eines solchen Büchleins etwas peinlich war, so hielt ich doch Wort, und als Jan bei meiner Rückkehr niemand in meinem Zimmer vermutete, nahm er hochbeglückt das teure Buch mit dem schönen Titelkupfer in Empfang und verschwand. Als ich am folgenden Vormittag, von einem Gange zurückkehrend, mein Zimmer betrat, saß eine krummgebeugte Gestalt an meinem Tisch, um sich gebreitet die eigentlich zu meinem Gebrauch bestimmten Briefbogen. Es war Jan. Schwer lag sein Körper auf dem Tisch; in der wuchtigen Hand ächzte die hart gepeinigte Feder und glitt kreischend in großen, ungelenken Formen über das Papier. Das Haupt lag fast auf einem geöffneten Buch, in welchem ich den mitgebrachten Lehrstoff entdeckte. Der Zeigefinger der linken Hand hielt als eherner Pfadfinder den abzuschreibenden Satz fest. Stille herrschte im Raume; schwer atmete der Leidende, er röchelte ob der harten Arbeit. Ganz gefangen von der Heiligkeit seiner Liebesoffenbarung, nahm er von mir keine Notiz, und leise verließ ich den geweihten Ort ... Nach einigen Stunden zurückgekehrt, sah ich Jan, etwas unter der Jacke vorsichtig verbergend, an meinem Fenster vorbeigleiten. — „Wohin des Weges?" — Scheu sich nach



Mittagsonne

allen Seiten sichernd, sagte er: „Ik loop in het Nabardorp zum Briefkasten.“ — Auf meine Antwort, daß doch einer da drüben sei, meinte er geheimnisvoll: „Nee, hier mag ik ihn niet insmieten, dann weten direkt alle, an wen ik eenen Liebesbrief geschrieven!“

Als ich im nächsten Jahre Jan wieder traf, fragte ich, ob das Buch denn nichts genutzt habe, da er doch noch immer nicht verlobt sei. — „Nee,“ sagte er treuherzig, „die Wichter sind zu dumm, sie häben nicht geantwortet; ik habe die Briefe alle der Reihe nach afgeschrieven, aber et hat nix genutzt.“ — „Aber Jan,“ erwiderte ich, „das konnten Sie sich doch auch denken, die armen Mädchen hatten ja keine Antworten, die standen alle in Ihrem Buche.“ — „Ja, dat is ook wahr,“ und sinnend, unangenehm berührt durch diese zu späte Erkenntnis, schlich er von dannen.



Dorfstraße im Herbst



Heidedorf im Winter

Ein treuer Freund wurde mir der Herr Lehrer. Als ich am ersten Tage bei dem mir empfohlenen Bauern soeben eingezogen war und gerade begonnen hatte, meinen großen, dickleibigen Reisekorb seines Inhalts zu entledigen, klopfte es. Der Lehrer trat ein und wich, solange ich auspackte, nicht von der Stelle. Er besaß eine nicht zu bezwingende Neugierde. Eines Nachts wurden aus der Molkerei meines Bauern ungefähr hundert Pfund Butter gestohlen. Sofort stand er an der Spitze aller Unternehmungen. Ein armer Hausierer, der, wahrscheinlich um sich nötige Ergänzungen in seinem Warenbestand zu verschaffen, für einige Tage die Gegend verlassen und seinen Musterkasten im Walde verscharrt hatte, stand in dem dringenden Verdacht der Tat. Es war eine große Zeit. Das ganze Dorf war in fiebernder Erwartung. Im Wirtshaus war das Hauptquartier. Hier saß der Gendarm, umgeben von dem Lehrer und den Häuptern der Gemeinde. Um den vermeintlichen Täter bei der Abholung seines vergrabenen Kastens zu ergreifen, wurden an den verschiedensten Stellen Tag und Nacht starke Wachen ausgestellt. Es war kalt, in den seltsamsten Hüllen, die an Wild-West gemahnten, und mit den gefährlichsten Waffen, die auf schrecklichen Kampf mit dem Ur zu deuten schienen, ausgerüstet, ging man auf die Lauer. Der Gemeindevorsteher hatte sogar Feuerwasser für die Vorposten bewilligt. Endlich hatten fünf bis an die Zähne bewaffnete Bauern — es waren die tüchtigsten Reservisten der Garde und Artillerie hierzu ausgewählt worden — den armen, dünnen und klapprigen Hausierer gestellt und unter allersicherstem Schutz in das Hauptquartier geleitet. Die Schule wurde sofort geschlossen, und nach vier herrlichen Stunden der Vernehmung, während das ganze Dorf das Hauptquartier umzingelt hatte und viel Branntwein die aufregenden Minuten anfeuchtete, wurde der arme Hausierer mit seiner Habe ins Kreisstädtchen gebracht.

Eines Abends hatte ich, als wieder einmal die Abschiedsstunde von meinen Malgründen schlug, die Söhne des Hauses zu einem Glase Bier eingeladen. In vergnügter Unterhaltung, die durch häufiges Becherfüllen unterbrochen wurde, mußte ich ihnen von den Wundern der Großstadt erzählen. Zu später Stunde entließ ich meine Gäste, verließ meine Stube und zog mich in den danebenliegenden Alkoven zurück. Nun sollte ich diesen Raum, der mir schon lieb und vertraut geworden, bald wieder verlassen. Die eine Hälfte des Alkovens nahm die Bettstatt ein. Mitten in der Nacht werde ich wach, höre starkes Knacksen; es wiederholt sich, ich springe auf, zünde Licht an und leuchte in die Stube hinein. Da stürzt die Decke mit Getreide und Stroh darauf ins Zimmer.

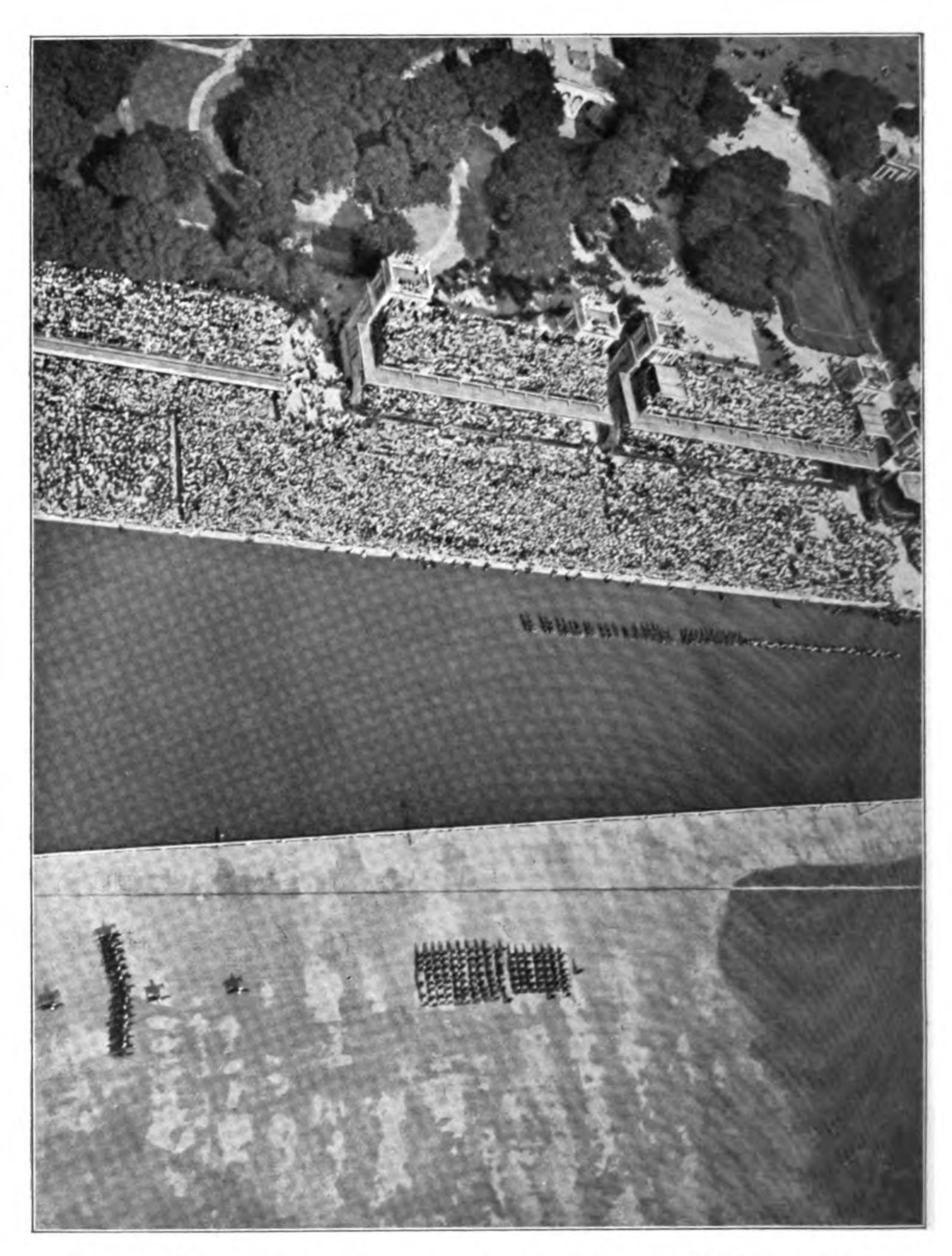
Mit einem Schlage werfe ich die Verbindungstür zu, aber der durch die breiten Ritzen eindringende Staub löscht die Kerze aus. Um nicht zu ersticken, stecke ich den Kopf durch die Fensterluke. Dann horche ich auf, doch Ruhe ringsum, keiner im Hause hat Lärm vernommen, alle schlafen tief. O weh ... das hereingefallene Stroh kann sich am noch nicht verlöschten Ofen entzünden! Im Nachtgewand zwänge ich mich durch die kleine Fensterklappe, verliere meine Pantoffel, stolpere im Dunkeln durch die goldig weichen Schätze, die des Bauern Nutz und Stolz sind, und fliege, die Insassen des Hauses zu wecken. Lange dauerte es, bis ich einen der Söhne aus tiefem Schlafe erweckt habe. Mühsam, auf allen vieren, kroch dann einer durch die gewaltsam aufgezwängte Tür und zu dem glücklicherweise nahen Ofen, dessen Feuer mit Wasser auszulöschen. Die Last Getreide auf dem Speicher hatte den Boden durchgedrückt. Die schweren Eichenbalken der Decke hatten alles im Zimmer vernichtet. Ein Glück war es, daß tags vorher schon meine Studien in starker Kiste für die bevorstehende Abreise geborgen waren.

Vor dem Scheiden wurde allen Freunden die Hand gedrückt, einige Schnäpse und Flaschen Bier der glücklichen Heimfahrt gewidmet.

Wenn die Tage des Herbstes nahen, dann zieht's stets mich wieder hinaus in jene Gefilde der Stille und Einfachheit. Und selbst wenn das Auge auf herrlichen Schätzen des Südens ruht, erklingen in der Erinnerung jene Stunden am flackernden Torffeuer, da draußen der Wind über Heide und Moor sauste, liebkosend die altersgrauen Steine der Hünengräber streichelnd.



Altes Bauernhaus nach dem Regen



Auf dem Felde von Longchamps: Truppen vom Luftschiff aus gesehen

Vor den Tribünen rechts neben den Fußtruppen steht eine lange Reihe Fahnenträger auf einem eingezäunten Platz, der mit seiner schattenlosen planierten Ebene eher einem Fluß oder einem ausgespannten Tuch ähnlich sieht als einem Felde. Außerhalb des Zaunes im Rasen und unfern des Waldes marschiert eine Kompagnie Infanterie in Begleitung von Kavallerie.



Mobilmachung

Von

Otto Tribunus

Über vierzig Jahre hat Deutschland nun Frieden gehabt und die gewaltigen Einflüsse des Krieges nicht mehr kennen gelernt. Es besteht Gefahr, daß der kriegerische Sinn, der uns groß gemacht hat, in breiten Volksschichten verloren geht. Es zieht ein Geist der Verweichlichung durch das Land, der den Begriff des Krieges nur mit Schrecken umgibt, ohne seine gewaltigen erhebenden Einflüsse richtig zu werten.

Der Krieg muß als etwas Großes angesehen werden, als die Höchstentfaltung der edelsten nationalen und persönlichen Eigenschaften. Der Krieg wird der unentbehrliche Erzieher des Menschengeschlechts sein, solange die Welt bestehen wird. Nur kriegerische Völker sind daseinsberechtigt und zu Erfolgen befähigt. Nur mit der Hand am Schwertgriff läßt sich in Zeiten politischer Spannung Achtung erringen.

Jeder Tag kann aus den dunkel sich auftürmenden Wolken Blitz und Donner entsenden. Wie ein Wetter jagt der Krieg herauf. Wehe dem Volk, das nicht alle Vorbereitungen bis ins kleinste im Frieden so getroffen hat, daß die Mobilmachung einem Uhrwerk gleich abläuft.

Wie unendlich viel liegt in dem einen Wort „Mobilmachung". Sie bedeutet eine das gesamte Wirtschafts- und Verkehrsleben umwälzende Änderung der bestehenden Verhältnisse, wie sie in ähnlicher Weise bei Ausbruch der großen Kriege des vergangenen Jahrhunderts noch nicht erfolgen konnte, da eine erheblich geringere Menge von Streitkräften und Streitmitteln aufzustellen war und Handel und Verkehr einen wesentlich engeren Umfang besaßen.

„Der Soundsovielte ist der erste Mobilmachungstag," lautet der inhaltsschwere Befehl, der die Mobilmachung einleitet. Telegraph und Telephon entsenden ihn in Windeseile bis in die entlegensten Winkel. Nicht das kleinste Dorf, fast kein Haus sind unbeteiligt. Hier muß der Vater, dort der Sohn oder Bräutigam hinaus. Die Schreibstuben, Fabriken und Geschäfte werden leer, die leistungsfähigsten Hände, die Männer von 20 bis 39 Jahren eilen zu den Fahnen. Es bedarf keiner Frage „Wohin". In den Militärpapieren hat jeder Tag, Stunde und Ort seiner Meldung zum Dienst stehen. In wenigen Tagen sind die Truppenteile durch Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes auf Kriegsstärke gebracht und die erforderlichen, im Frieden nicht vorhandenen Formationen neu aufgestellt.

Bei weitem nicht ausreichend ist die Zahl der Dienstpferde. Auf Grund der Friedensmusterungen ist auch deren Aushebung ebenso sorgfältig vorbereitet, daß die Truppenteile nur die vorher bestimmten Kommandos zu ihrer Abholung zu entsenden brauchen. Die Besitzer müssen sich während des Feldzuges mit einer verminderten Zahl behelfen. Selbstverständlich genügt die Erstaufstellung von Mannschaften und Pferden nicht, sondern es ist erforderlich, von vornherein die rechtzeitige und ausreichende Deckung der durch Tod, Krankheiten und Verwundungen eintretenden Abgänge vorzubereiten. Diesen Zwecken dienen die Ersatztruppenteile, die in den Standorten zurückbleiben.

Die Gattin manches Offiziers des Beurlaubtenstandes und auch des aktiven Dienststandes wird sehr in Zweifel sein über die von ihrem Eheherrn mitzu-

nehmenden Sachen. Da bei einer Mobilmachung wenig Zeit für Schneider und Schuhmacher ist, so müssen die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke vorrätig sein. In tadellosem Zustande, aus bestem Material und unbedingt bequem muß alles sein, um die Feldzugsbeanspruchung auszuhalten und die Strapazen nicht unnötig zu erhöhen. Die Zahl der mitnehmbaren Gegenstände ist durch die notwendige Kleinheit der vorschriftsmäßigen Koffer, die durch die Packtaschen der Berittenen, den Tornister der Unberittenen nur eine ganz geringe Unterstützung erhalten, sehr beschränkt. Die Dienstkoffer sind aber zweckmäßig, scharfeckig und dünnwandig, so daß der Packraum bestens ausgenutzt wird. Es gibt in verschiedenen Taschenbüchern (zum Beispiel Wernigk, Taschenbuch für Feldartillerie) wohldurchdachte Verzeichnisse der mitzuführenden Dinge. Um die geistige Anregung in langen Stunden nicht zu vermissen, ist es praktisch, wenn die Offiziere desselben Truppenteils sich verschiedene Zeitungen nachsenden lassen und diese austauschen.

Die Einkleidung der Mannschaften vollzieht sich nach erprobtem Plane aus den Bekleidungskammern der Truppenteile, in denen die durch Mottenpulver und regelmäßiges Sonnen und Ausklopfen sorglich behütete Kriegsgarnitur nach Größennummern geordnet ruht. Der Längste wie der Kleinste finden eine passende Bekleidung. Der praktische Schnitt der feldgrauen Uniformen bereitet auch dem ausgebildetsten Schmerbauch keine Schwierigkeiten. Probemäßige Stiefel und warmes Unterzeug dürfen mitgebracht werden und werden vom Truppenteil durch Geld entschädigt. — Binnen wenigen Stunden ist die Einkleidung beendet. Die Zivilsachen werden eingepackt und nach Hause geschickt. Mit der äußeren Gleichheit ist auch ein innerer Ausgleich der aus den bürgerlichen Berufen stammenden Gegensätze eingetreten. Das Volk in Waffen fühlt sich eins in dem Streben, das Vaterland zu schützen und neue Lorbeeren zu seinen Ehren, den Vätern gleich, zu erringen.

Soweit als möglich erfolgt die Verpflegung in den Mobilmachungsstandorten aus den Truppenküchen. Für die Unterbringung reichen die Kasernen natürlich nicht aus. Bürgerquartiere werden belegt, und jeder im Lande wird sich freuen, den tapferen Kriegern die schweren Stunden der Mobilmachung zu erleichtern.

Bei den berittenen Waffen ist es eine mühselige Aufgabe, die Reit- und Zugpferde an die richtige Stelle zu bringen. Vielfach entsprechen die Tiere an Aussehen und Durchbildung recht wenig den Ansprüchen, die im Frieden an Militärpferde gestellt werden. Auch diese Schwierigkeiten werden in rastloser Arbeit überwunden. Schließlich stimmen die Pferde so zusammen, daß die Bewegungsfähigkeit der Truppe gewährleistet ist. Mit größter Sorgfalt erfolgt das Verpassen der Sättel, Zaumzeuge und Beschirrungen. Druckschäden und Scheuerungen müssen durch richtigen Sitz der Ausrüstung vermieden werden. Jedes für längere oder kürzere Zeit dienstunfähige Pferd beeinträchtigt die Schlagfertigkeit.

Die meiste Veränderung in das gewohnte Friedensbild bringen die zahllosen Fahrzeuge, die zur Nachführung der erforderlichen Ersatzteile, der Munition, Lebensmittel, Sanitätsausrüstungen und so weiter erforderlich sind. Ein Armeekorps verfügt einschließlich aller Kolonnen und der Geschütze der Artillerie über rund 2400 Fahrzeuge.

Ein Teil derselben wird bei den Truppenteilen im Frieden verwaltet. Jeder Truppenteil hat eine Gefechts- und große Bagage. Die Gefechtsbagage folgt jedem Truppenteil unmittelbar. Zu ihr gehören Patronenwagen, Feldküchen, Sanitätswagen der Infanterie, Brücken- und Telegraphenwagen der Kavallerie, Vorratswagen der Feldartillerie, Schanz- und Werkzeugwagen, Mineurwagen der Pioniere. Die große Bagage marschiert geschlossen mit Abstand hinter den fechtenden Truppen. In ihr sind Pack-, Lebensmittel- und Futterwagen. Alle diese Fahrzeuge sind beweglich nach dem Portj- oder dem Lenkscheitsystem gebaut, damit sie den Truppen überallhin folgen können. Für die Verpackung bestehen genaue Vorschriften, alle nicht verderbenden Teile sind bereits im Frieden vorrätig. Vielerlei muß aber noch beschafft werden. Die Beladung der Lebensmittel- und Futterwagen erfordert besondere Umsicht, damit die Truppe ausreichend und abwechselnd verpflegt werden kann und doch die Beladung nicht die Bewegungsfähigkeit der Fahrzeuge beeinträchtigt. Bei jedem

Bataillon und so weiter ist ein Marketenderwagen, der mit all den Sachen beladen ist, die der Soldat im Frieden in der Kantine kaufen kann. Auch für Genußmittel (Tabak und so weiter) muß gesorgt werden, um die Nerven zu beleben.

Die Patronenwagen müssen mit der Munition für die Handfeuerwaffen, die Munitionswagen mit den Artilleriegeschossen gefüllt werden. Die Belastung ist eine sehr erhebliche. Für den Munitionsnachschub stehen in großen Wagenschuppen die Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen bereit, auch sie werden gefüllt. Die Anforderungen an Munition in einer modernen Schlacht sind durch die Einführung der Schnellfeuerwaffen erheblich vergrößert, so daß nur eine sehr leistungsfähige Geschoßfabrikation im Lande ihnen genügen kann.

Dem Verpflegungsnachschub dienen, außer den bereits genannten Lebensmittel- und Futterwagen, Proviant- und Fuhrparkkolonnen, von denen die einen aus bereitstehenden Fahrzeugen bestehen, während die andern aus Kastenwagen bei der Mobilmachung aufgestellt werden. Auf diesen Kolonnen werden in erster Linie Dauervorräte befördert, welche dazu dienen, die Truppen zu verpflegen, wenn der Kriegsschauplatz keine oder ungenügende Lebensmittel liefert. Selbstverständlich werden auch die im Lande vorhandenen Personen- und Lastkraftwagen dem Heeresnachschub und Verbindungsdienst nutzbar gemacht. Die Aufstellung aller dieser Kolonnen ist trotz sorgfältiger Vorbereitungen eine ungeheure Arbeit, deren rechtzeitige Fertigstellung nur bei Anspannung aller Kräfte möglich ist.

Jeder Truppenteil, der fertig ist, unternimmt sofort Übungen, um einmal Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften untereinander und mit der Handhabung des neuen Gerätes vertraut zu machen, als auch um den richtigen Sitz aller Sachen durch den praktischen Gebrauch zu prüfen und zu verbessern.

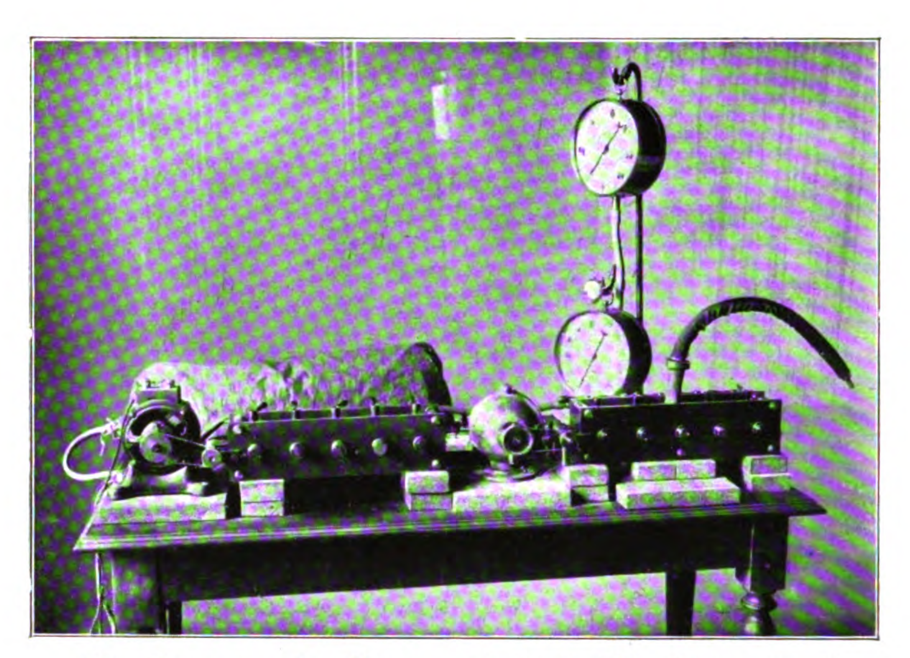
Zur festgesetzten Stunde wird zum Bahnhof gerückt. An den großen Verladerampen stehen die Züge bereit. Die Fahrzeuge werden auf den offenen Lowrys verladen, mit Holzkeilen und Bindestricken befestigt, damit sie ganz unbeweglich stehen. Je sechs Pferde oder vierzig Mann besteigen die großen Wagen. Selbstverständlich werden auch alle verfügbaren Personenwagen ausgenutzt. Schnell ist ein Zug verladen und abfahrtfertig. Kurze, heiße Abschiedsworte, dazwischen begeisterte Lieder, und hinaus rollt der Zug, der bedrohten Grenze entgegen. Etwa alle acht Stunden wird eine Verpflegungsstation erreicht, auf der es abwechselnd warmes Essen oder Kaffee mit kalter Kost gibt. In regelmäßigen Pausen folgt Zug auf Zug.

Es ist natürlich, daß jeder Friedensverkehr in dieser Zeit eingestellt werden muß. Nur im ersten Anfang der Mobilmachung kann er aufrechterhalten werden, um der Bevölkerung Gelegenheit zu geben, sich mit dem Notwendigsten auf den Umschwung der Dinge einzurichten. Welch ein verändertes Bild wird das sein! Kann man sich unsern neuzeitlichen Handel unter solchen Verhältnissen denken? Der Seeweg durch die feindliche Flotte abgeschnitten. Die Seefahrt gefährdet durch Minen. Kein Leuchtfeuer führt mehr zum sicheren Hafen. In rascher Folge werden die Entscheidungen zur See fallen und über die wirtschaftliche Lage der nächsten Monate entscheiden. Günstiger liegen die Verkehrsverhältnisse nach den neutralen Ländern. Hier muß der Ausgleich für die entstehenden Verluste gesucht werden.

Binnen wenigen Tagen steht die Armee schlagfertig, und in endlosen Kolonnen beginnt auf allen verfügbaren Straßen der Vormarsch gegen den Feind. Ein großes Werk ist getan. Je sorgfältiger es vorbereitet war, je tatkräftiger es durchgeführt wurde, um so sicherer wird es die Grundlage zum Erfolge geben. Die innere Ordnung in der Truppe, ihre gute Versorgung ist die Vorbedingung für die Erhaltung der Kampffreudigkeit. Je schneller sich die Mobilmachung vollzieht, um so mehr gibt sie der Armee die Fähigkeit, dem Feind den eignen Willen aufzuzwingen und in den ersten Riesenentscheidungen den Erfolg an die eignen Fahnen zu fesseln.

Bei uns in Deutschland ist in dieser Weise vorgesorgt. Die Schlagfertigkeit unsrer Armee, der ihr innewohnende Geist, die Tatkraft unsres erfahrenen Offizierkorps verbürgt, daß, wenn eine Mobilmachung uns bevorstehen sollte, wir wie dereinst denken dürfen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.



Die Sirene des Dr. Marage, die synthetische Töne erzeugt

Gehörstäuschungen

Die Wissenschaft zieht ihre Netze immer enger, um die Feinde des Lebens in einer Erkenntnis einzufangen, die uns die Mittel lehrt, mit denen wir sie erfolgreich bekämpfen können. Man hat bisher noch wenig darauf geachtet, daß zugleich mit Ohrenkrankheiten Gehörstäuschungen auftreten, die den Kranken bis zur Verzweiflung oder in Wahnvorstellungen hineintreiben und so die Psyche, auf deren Widerstandskraft nicht genug Wert gelegt werden kann, in Mitleidenschaft ziehen.

Ein Mitglied der Pariser Akademie, Dr. Marage, hat sich dieser Armen angenommen und sehr umfangreiche Untersuchungen über die Gehörstäuschungen angestellt. Das Resultat war zunächst, daß Dr. Marage die Ursache dieser subjektiven Musik, die zumeist eine Katzen- und Spukmusik, ausfindig machte und weiter Mittel fand, den Kranken davon zu heilen.

Dr. Marage teilt die subjektiven Geräusche bei Ohrenkranken in drei Klassen: Geräusche, musikalische Töne und Worte oder Vokallaute. Am häufigsten sind die zischenden oder pfeifenden Töne, die weit über die Tonleiter hinausgehen. Die Kranken vergleichen sie mit dem Geräusch, welches das Ausströmen von Gas aus einer zu kleinen Öffnung erzeugt, mit dem Pfeifen des Windes in Türritzen oder dem Ton, den man an den Endstationen in der Telegraphenleitung wahrnehmen kann. Seltener wird das Geräusch des Pulsschlags, das Zirpen von Grillen oder Zikaden vernommen, das Rascheln von Blättern, das Knattern im Telephon, der Schritt von Marschkolonnen, das Tropfen des Regens auf das Dach einer Halle oder das Mischen von Karten und das Rollen des Donners als Vergleichsmoment angeführt.

Die musikalischen Gehörstäuschungen variieren weniger untereinander. Die Patienten glauben Schellengeläute zu hören, elektrische Klingeln, Trommeln, Trompeten, Mundpfeifen, Kirchenglocken (gewöhnlich zersprungene) und Vogelgesang. Einige bilden sich ein, einen ganzen Vogelkäfig mit den verschiedensten Sängern zu hören, während

andre monatelang Töne hören, die sie sehr wohl kennen, aber nicht zu schildern vermögen.

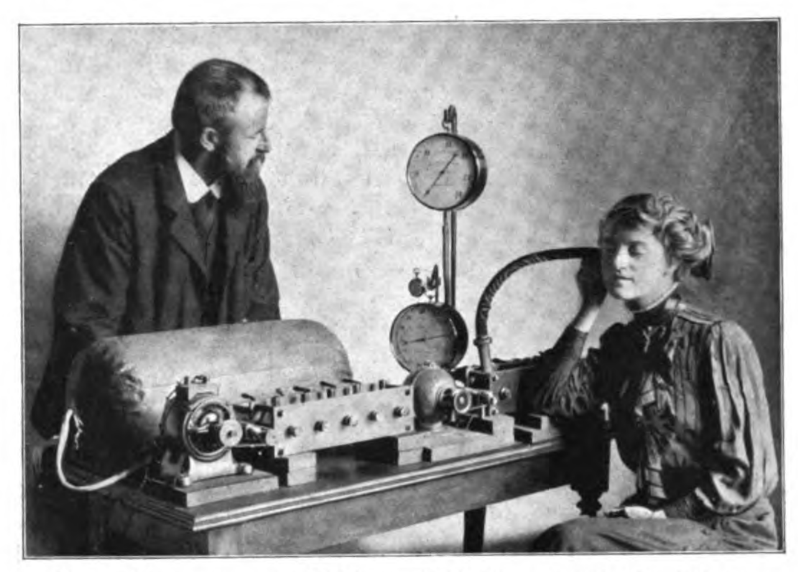
Die dritte Klasse, die subjektiven Wort- und Vokalgeräusche, beschränkten sich auf das Quaken von Fröschen, die Vokale a und o, den Kuckuckruf und Worte, die sich wiederholen, ohne daß der Patient sie sich erklären kann, und den Lärm, den eine erregte Volksmenge macht. — Dr. Marage untersuchte 1000 Fälle chronischer Taubheit, unter denen 37 Taubstumme waren, 151 hatten Geschwüre oder Eiterungen im Ohr, und 812 litten an Verhärtung der Gehörorgane. Bei den Taubstummen kamen Gehörstäuschungen gar nicht vor, und nur 10 Prozent der Eiterungen führten zu subjektiven Geräuschen. Sie hörten Pfeifen, das Rauschen von Seemuscheln, Vogelstimmen und Glockenläuten.

Bei Verhärtung der Gehörorgane waren 16 Prozent frei von Täuschungen, 16 Prozent wurden von Pfeif- und Zischtönen geplagt, 18 Prozent von Pfeif- und andern Tönen. 32 Prozent hörten niemals Pfeiftöne, aber andre, wie die von Glocken, Muscheln und Vögeln und vom Pulsschlag. Nur die Pfeiftöne treten allein auf, bei den andern sind meist zwei oder mehr dieser Plagegeister miteinander vereinigt, die gleichzeitig über den Patienten herfallen.

Nicht so leicht wie die Zusammenstellung dieser Geräusche war die Erklärung ihrer Ursachen. Dr. Marage hat gefunden, daß die Pfeiftöne durch eine Verschiebung des Steigbügelknochens im Ohr veranlaßt werden. Er hat bei einem ganz gesunden Ohr durch Verminderung des Druckes im Mittelohr den Steigbügelknochen, der die Vibrationen der Ohrtrommel zum Ohrinnern hinleitet, künstlich aus seiner Lage gebracht, und auch hier stellten sich diese Geräusche ein. Weiter wird diese Hypothese dadurch gestützt, daß bei Mittelohreiterungen, die vom Mittelohr nach außen durchbrechen, die subjektiven Pfeifgeräusche selten sind. Nur wenn beim Heilen der Wände der Steigbügelknochen aus seiner Lage gebracht wird, treten solche Gehörsstörungen auf. Alle diese Krankheitserscheinungen können also nur dadurch behoben werden, daß man den Steigbügelknochen wieder in seine richtige



Die Anwendung von Wechselströmen bei Gehörstäuschungen des Pulsschlages



Behandlung der subjektiven Pfeiftöne durch die Sirene

Lage bringt. Dr. Marage bedient sich zu diesem Zweck künstlicher, in seiner Sirene erzeugter Tonwellen von großer Länge und geringer Intensität. Sie verändern die Lage dieses kleinen Knochens — es handelt sich hier nur um kaum sichtbare Verschiebungen — um ein tausendstel Millimeter. Es sind synthetische Töne, die die Maschine des Dr. Marage hervorbringt, indem er Luft durch die Sirene preßt.

Ein andrer Apparat Dr. Marages findet bei den Gehörstäuschungen des Pulsschlages Anwendung, die gewöhnlich auf Störungen in der Blutzirkulation zurückzuführen sind. Der Patient wird, wie es unser Bild zeigt, in den Kreislauf elektrischer Drähte gestellt, durch den in schneller Folge elektrische Wechselströme geschickt werden. Die Erfolge dieser beiden Behandlungsmethoden sind denn auch nicht ausgeblieben. Die elektrischen Ströme wirken unmittelbar auf das Nervensystem ein und regeln dadurch den Blutumlauf. Eine dritte Methode zur Heilung von Gehörstäuschungen wendet Dr. Marage in den Fällen an, die auf die beiden ersten nicht reagieren. Es ist eine Vibriermassage des Kopfes an den Seiten- und Schläfenknochen.

Sie ist besonders in den ersten Stadien der Krankheitserscheinungen meist von gutem Erfolg. Er ist der Meinung, daß die subjektiven Gehörserscheinungen, mit Ausnahme der durch Verschiebung des Steigbügelknochens hervorgerufenen, durch eine Überreizung der Gehörsnervenzentren entstehen.

So fiebern kranke Nerven, die letzthin den Schall von Glocken gehört haben, in den gleichen Schwingungen fort und erzeugen die subjektiven Läutegeräusche.

Dr. Marage wird weiter Versuche an Tieren vornehmen, um zu beweisen, daß auch die gesunden Gewebe bei dem Eindruck verschiedener Geräusche ihre Lage verändern. M.



Die Vibrationskopfmassage



Spatzen

Nach einem Gemälde von Dorothea Hauer

Tripolis, die Oase der Syrte

Von

Ewald Banse

(Mit sieben Originalaufnahmen)



Libuberberische Eingeborene von Tripolis

Tripolis am Küstensaum der Syrte, „an der der Japyger Jagdspeere schwingt", ist das einzige größere Stadtidyll Nordafrikas, dem der Moloch Moderne noch nicht alles Altorientalische ganz aus den Eingeweiden herausgerissen hat. Fränkische Zutaten beschränken sich bisher auf das Hafenviertel, in dem das geldgierige Völkchen der Malteser, Griechen und Italiener kreischt, säuft und mit ranzigem Öl die zarte Meerluft verstänkert. Aber sonst atmet alles seligste Ruhe, Schlaf, den bestrickenden Schlaf des Orients.

Allein schon der Küstensaum. Ein sehr junger, nur wenig verhärteter Sandstein bankt sich zu zehn, zwanzig Metern empor und schneidet mit weißgelber Trutzstirn silbrige Schaumsäume aus der schwarzblauen Salzflut. Die Brandung der eisigen Winterstürme zerlöchert und zerfrißt die weichen Körnerschichten, flutende Regenbäche zertalen ihre widerstandslosen Lager.

Oben siehst du eine leicht gewellte oder ebene Fläche, in deren orangegelbem Quarzpuder kurzes grüngraues Steppenkraut schmachtet, oder braunstämmige grüne Dattelpalmen in die blauen Lüfte steigen. Machen sich unter ihnen südliche Obstbäume breit, die schwerduftenden mondfarbenen Orangen, die rotglühenden fraulichen Granaten, die birnförmigen Feigen, und schmiegen sich dicht an die dürre, wasserlose Erde durch Ziehbrunnen reichlich bewässerte Felder von breitblättrigem Tabak, zinnobrigem Pfeffer, prallbäuchigen Melonen, so steht das Bild der Mnschîa-Oase leidlich vor deinen Augen.

Es ist eine der schönsten Lüste, auf perlgrauem Eselein die weichen Wege der Oasen zu bereiten. Rechts und links säumen gelbe Erdwände, von undurchdringlichen Hecken der stachligen Opuntie gezähnt, die Pfade. Weiße Häuschen blitzen im dunklen Grün. Die Holzwellen der Ziehbrunnen pfauchen und knarren unmelodisch und doch nicht störend durch diese sinaitische Ruhe. Irgendwo blafft ein weißer Köter kurz auf, von dem (nach J. C. Falls) der beduinische Dichter sagt:

> Es war ein weiser, gefleckter Hund,
> Dessen Verstand Bücher begriff,
> Der Nachrichten brachte aus allen Gauen,
> Dessen Ruhm bis nach Stambul drang.

Braune Gestalten in hellwollenem Umschlagtuch (Hâli) schreiten auf dich zu, stechend dringt uns Rauch eines Kamelmistfeuers in die Nase, beizend in die Augen. Schwarze Zelte aus selbstgewebtem Ziegenhaar künden das Lager einiger arabischer Nomadenfamilien. Grüße werden getauscht, die Leute, die zur herbstlichen Dattelernte in der Oase lagern, reichen in Gläschen sirupsüßen

Tee, die Weiber hantieren unbefangen herum, säugen, kochen mißfarbene Breie, schwatzen und denken gar nicht daran, ihre runden braunen Gesichter zu verschleiern.

Der Heimweg führt uns zwischen eine der häufigen in die Steinöden der Sahara hineinwandernden Kamelkaruân. Die grauen und braunen, bösartig und tränenreich blickenden Tiere schaukeln unter schwarzweiß gestreiften Säcken da-

werden zahlreicher, die Ruhe verstummt, und Lärm eilt herbei. Helle Häuserwände verstoßen die Lehmwälle der Gärten. Tripolis selber liegt vor uns, die milchweiße Stadt, am Sonnentage des Südens blendender und augenstechender als Gralsglanz, im Märchen der Mondnacht in starre Weiße gegossen wie ein Kunstwerk aus Konditorhand (zu was für degradierenden Vergleichen man manchmal greifen muß).

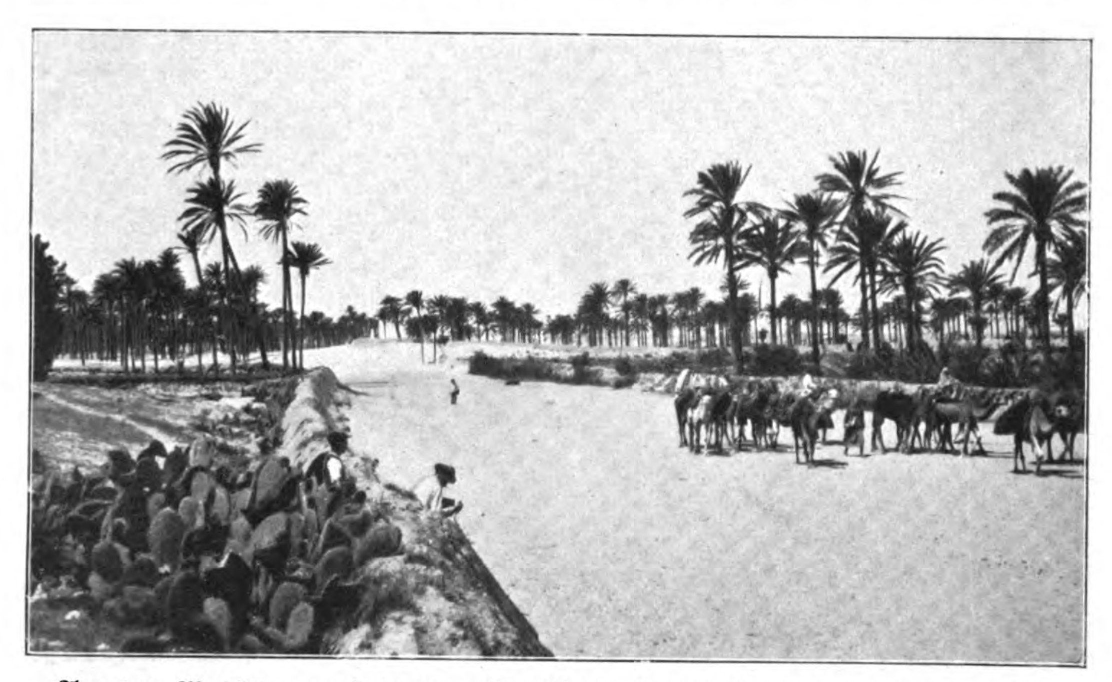


Am Brotmarkt von Tripolis. Szene von Milhûd. Im Vordergrunde der Serai
Hinten der Vorort Dahra

hin, ein Schritt wie der andre, ruhig und unbekümmert, keinem Wesen ausbiegend, alles stumpfsinnig anrempelnd wie der graueste Renommierfechter. Die Beduinen hocken oben auf den Lasten, lassen die gegen den Sonnenbrand wohlverhüllten Oberkörper vor- und zurückwerfen, vor und zurück, summen, vor und zurück, schlafen, vor und zurück, vor und zurück.

Die Oase lichtet sich, die Palmen treten weg, das Gebüsch verkriecht sich, die Leute

Zuerst die breiten kahlen Straßen der im letzten Jahrzehnt entstandenen Neustadt. Hinter den mit dichtem Holzwerk vergitterten Fenstern lauern stubenblasse anämische Türkenweibchen, froh des Anblicks eines Menschen, eines Fremdlings gar. Vor einer Tür hockt ein osmanischer Offiziersbursche und flöht sich unschuldig, die Jagdbeute niemals tötend, sondern korangetreu fortwerfend. Ein fatzkig geschniegelter Negeroffizier in Pantoffeln klirrt mit rostigblankem Säbel da-



Aus der Mnschîa von Tripolis. Am Rande der Oase und des Dünengürtels

her und vorüber. Man hört die Bremsen in der wabernden Luft surren.

Dann aber der Brotmarkt. Ein kleiner Platz, von niedrigen Weißmauern, gutbesetzten Kaffeebuden und fettstinkenden Garküchen allerelendester Art umzirkt. In der Mitte ein öffentlicher Brunnen, dessen klares Wasser blärrende Kamele, schmetternde Esel und kreischende Bengel umdrängen. Dort feilscht eine Gruppe Landaraber um ein Dutzend grobwolliger Schafe und betastet als Probe die speckigen Fettschwänze, die die Tiere nach alter kleinasiatischer Mär oftmals auf Wägelchen hinter sich her ziehen müssen, so schwer sind sie. Alte verrunzelte Negerweiblein mit radgroßen Strohhüten verkaufen braunbruzzlige Brote und gebrannte Erdnüsse, in einer Ecke rasiert ein schnurrbärtiger Barbier einen Vertreter der libuberberischen Einwohnerschaft der Tripolitaner Gegend; mehr als einen Wasserkrug für zehn Pfennige, ein Tonbecken für zwanzig und ein Messer für vierzig benötigt er nicht für



Ein arabischer Barbier rasiert einen Berber

sein Etablissement. Wem's an Schneid nicht gebricht, dem bricht er mit einem rostigen Stemmeisen auch Zähne aus; übrigens mit recht gutem Erfolg, wie ich öfters sah.

Hinter dem Brotmarkt öffnet sich die dicke, hohe Stadtmauer, die noch aus der Spanierzeit stammt, und läßt uns auf leidlichem Pflaster in die Altstadt hinein. Sie erhebt sich auf einem nicht Hárra) recht sauber, da die Besitzer der zahlreichen Backöfen ohne Unterlaß die Abfälle aufsammeln und als Feuerung benutzen. Von vielen Städten Vorderasiens unterscheidet sich Tripolis vorteilhaft durch das gänzliche Fehlen der Pariahunde! Die Häuser des fränkischen Teiles besitzen nach italienischer Art viele und große, mit grünen, jalousieartigen Holzläden bewehrte Fenster, der all-



Aus der Mnschîa von Tripolis

sehr umfangreichen Halbinseldreieck, das nur auf der Ost- oder Hafenseite unbefestigt ist, übrigens auch erst seit etwa 1904. Den östlichen und nordöstlichen Stadtteil, die Marina, bewohnen vornehmlich die Europäer (mit Maltesern über 4000), den nordwestlichen, das Hárra, die sehr zahlreichen Juden (über 10 000), den Rest Mohammedaner (etwa 35 000).

Die Straßen sind gemeinhin eng und bis auf die wichtigsten Verkehrsadern ungepflastert, übrigens (mit Ausnahme des gemeine Haupttypus aber kehrt eine fensterlose oder doch lückenarme, grelle Mauer gegen die Gasse, mit der der übliche Innenhof durch einen ungebrochenen, also neugierige Blicke abhaltenden Gang verbunden ist. Die Zimmer öffnen sich auf den Hofraum, der die Hauptarena des Familienlebens bildet. Die meisten Gassen von Tripolis sind Wohn- und nicht Geschäftsadern, deshalb auch ziemlich langweilig zu durchwandern. Im Judenviertel allerdings unterbrechen hautüberspannte Lachen von Spülwasser und



Steilufer bei Schärraschhät und die Kuppelgräber der Karamanli



Araberhütten in der Mnschia von Tripolis

rattendurchwühlte Abfallhäufchen die Wüstenödenei.

Ruhiges Leben herrscht auch gewöhnlich in den steinüberwölbten alten **Basaren**, einem kreuzgangartigen Labyrinth. Das gedämpfte Weiß der Wände unterbricht harmonisch das dunkel gehaltene Bunt der aufgestapelten Stoffballen. Von oben, wie aus Himmelshöhen, fließen durch kleine Löcher Lichtströme, die, von Staubwirbelchen leise zitternd, die schwarze Erde als breitflimmernde Bänder küssen. Hier ist das echteste, älteste Tripolis.

Wie so ganz anders erscheinen dagegen die **modernen Geschäftsstraßen**. Mit Ausnahme des Suk et turk sind alle ungedeckt, und der auch nur mit einem weinüberrankten Lattengestell. Laden drängt sich an Laden, alle meist reichlich ausgestattet, alle zuzeiten von schlendernden, eilenden, rennenden und schwatzenden, schreienden, anpreisenden Menschen in bunten Kleidern angefüllt. Der rote scharfkantige Fes des Türken wippt neben dem des Juden, der rundliche, blauquastige des eingeborenen Mohammedaners neben dem hellen Kopftuch des Beduinen, der schwarzkrempige Schlapphut des betrunkenen griechischen Schwammfischers taumelt neben der verschossenen englischen Mütze des Maltesers. Eine Droschke drängt sich durch, in der ein paar Konsulsdamen thronen, offenen Maules angestaunt von einigen zerlumpten Tuâregs tief, tief aus der Sahara, die jene vielleicht zum erstenmal gesehen haben; Trablos el rarb, dieses strahlende, rauschende Tripolis, das Paris der Wüste, in dem schamlose weiße Frauen unverhüllt auf der Gasse gehen, jedem zur Augenweide, dieses Tripolis, das für die armen Wüstenteufel der Inbegriff des Brillanten ist, für den Durchschnittseuropäer eine langweilige Stadt, für den Kenner ein Juwel von Malerwinkeln nicht ersten, aber doch zweiten Ranges.



Weihnachtskantate für Kinder

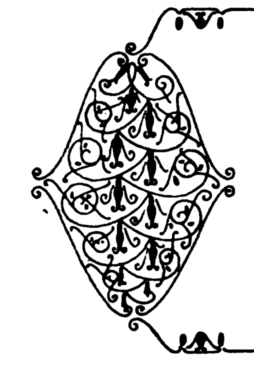
Ja, wißt ihr denn auch, was im Wald geschieht?
Da blasen die krächzenden Raben
Ihr allerschönstes Weihnachtslied
Zu Ehren des Jesusknaben.

Die Spitzmaus schlüpft aus dem Loch hervor,
Die weiß die schönsten Weisen,
Und dirigiert den Kinderchor
Der Amseln und der Meisen.

Nachtwächter Eule macht: „Hu! hu!"
Da fürchten sich alle Gäste.
Du brummige Eule, weißt denn du
Gar nichts vom Weihnachtsfeste?

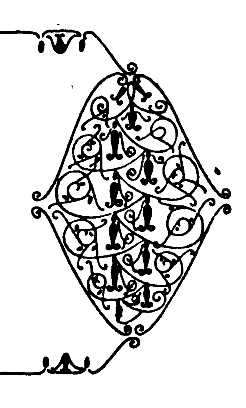
Eichhörnchen aber, seht ihr, hat's
Am besten beim Musizieren,
Knackt Nüsse sich, sitzt ersten Platz,
Läßt andre konzertieren.

K. E. K.



Die Weihnachtsnovelle

Skizze von H. von Beaulieu



Also, Verehrtester, die Weihnachtsnovelle, die X uns liefern wollte, ist ausgeblieben. Sie schreiben ja aber in Ihren Mußestunden auch Belletristik, es wird Ihnen gewiß ein leichtes sein, eine kleine Weihnachtsgeschichte zu schreiben. Sie können Ihren Esprit dieses Mal ruhig zu Hause lassen. Sie wissen ja, was das Publikum liebt. Gemütvoll natürlich. Um Weihnachten werden alle Leute gemütvoll. Und womöglich ein bißchen originell — na, Sie werden das schon wunderschön machen!" sagte der Chef liebenswürdig.

Harald verbeugte sich. „Danke für die gütige Meinung."

Er stürmte nach Hause. Wütend.

Das Buch eines neuen Autors kunstgerecht zerpflücken — gern! Einer alten Berühmtheit eins versetzen — noch lieber! Aber eine Weihnachtsgeschichte schreiben — Zumutung! Und binnen zwei Tagen!

Seine Cousine Lou, die nur insofern seine Cousine war, indem sie zu seinen Tanten ebenfalls Tante sagte, meinte, als er ihr von der „Zumutung" erzählte: „Für einen Schriftsteller kann das doch nicht so schwer sein, meine ich."

„Gerade für einen Schriftsteller," sagte er gereizt. „Als Journalist schreibe ich allerdings Theater- und Bücherrezensionen für den Tagesbedarf, doch als Schriftsteller arbeite ich nicht auf Bestellung."

„Du machst eben mal eine Ausnahme," meinte sie gleichmütig. „Schreibst die Geschichte als Journalist. Mein Gott, eine Weihnachtsgeschichte! Die kann doch jeder schreiben! Ich will dir ein paar Vorschläge machen. Da ist zum Beispiel die arme Witwe mit sieben Kindern in einer Dachstube, der ein edler Menschenfreund gerade am Weihnachtsabend — nun, denn nicht!" schloß sie gelassen, als er durch Mimik andeutete, daß dieser Vorschlag ihm Übelkeit verursache. „Sehr nett ist ja auch der verlorene Sohn, der nach zwanzigjähriger Abwesenheit als reicher Mann ins Elternhaus heimkehrt. Seine einstige Liebe ist natürlich zufällig auch gerade da, ein bißchen angejahrt, aber treu wie Gold."

„Bin ich ein reiferer Jugendschriftsteller?" fragte er hohnvoll.

„Nein — du bist ja kaum fünfundzwanzig!" sagte sie spitzbübisch. „Aber was das Publikum betrifft, so werden zu Weihnachten die ältesten Leute wie die Kinder und lesen gerührt die albernsten Sachen, sofern nur ein Tannenbaum und ‚Heilige Nacht' darin vorkommt."

„Sehr richtig, oh, sehr wahr! Wenn ich die Geschichte nur nicht schreiben sollte!"

„Es gibt ja auch ‚erwachsenere' Stoffe. Zum Beispiel das Ehepaar, zwischen dem eine Entfremdung eingetreten ist und das unterm Weihnachtsbaum entdeckt, daß einer den andern im Grunde noch glühend liebt."

„An so etwas glauben selbst die Leser der Sonntagsbeilage nicht."

„Nun dann — das unfehlbar immer Gefallende: irgendeine beliebige Geschichte, die mit einer Verlobung endet — nur daß die Verlobung gerade unterm Weih-

nachtsbaum stattfindet. Eine Verlobung ist doch nichts Unwahrscheinliches. Das kommt alle Tage vor."

„Du hast scheinbar vergessen, daß der verehrte Chef etwas Originelles wünscht. Und wenn ich schon eine Geschichte mit meinem Namen zeichne, soll sie doch nicht gerade das Insipideste, Abgedroschenste, Trivialste von allem enthalten. Die Verlobungen zu Weihnachten will ich lieber dem Inseratenteil des Abendblattes überlassen."

„Lieber Harald, konsequent bist du gerade nicht."

„Konsequent sind nur die Dummen!"

„Dann bist du sehr klug. Denn du hast mir beigebracht, daß in der Literatur der Stoff nichts ist und die Behandlung alles! Mache aus der armen Witwe in der Dachstube doch ein naturalistisches Stimmungsbild."

„Aber Lou — es hat sich doch längst ausgenaturalismust! Und gerade zu Weihnachten darf man auf keinen Fall naturalistisch sein. Optimistisch-gemütvoll, Lou. Wenn es mir nur läge! Ob nicht Tante Alwine mir die Weihnachtsnovelle liefern würde? Sicher schreibt sie doch in ihren einsamen Stunden."

„Tante Alwine ist beim Backen der braunen Kuchen. Zieh sie nicht davon ab."

„Ich werde mich hüten, denn ich liebe ihre braunen Kuchen. Weihnachten ohne Weihnachtsnovelle sind am Ende noch lange nicht so unvollkommen als Weihnachten ohne braune Kuchen. Ich muß mich schon auf meinen eignen Genius verlassen. Manchmal fällt einem ja auch was ein, wenn man's brauchen kann."

*

„Wie steht's mit der Weihnachtsnovelle?" fragte sie ihn am nächsten Tage.

„Danke. Die Sache macht sich. Mir schwebt da so was vor —" Er griff mit der Hand in die Luft. „Ich will mich heute abend dransetzen und nötigenfalls die Nacht durcharbeiten."

„Ich will dir Kaffee machen, damit du munter bleibst."

„Danke herzlich. Starker Tee tut's übrigens auch, den kann ich mir selber machen. Aber vielleicht ist Kaffee besser. Ich habe gefunden, daß ich mit starkem Tee in den Adern leicht zu ironisch werde. Das darf nicht sein."

Abends nach Tisch setzte Harald sich in sein Zimmer. Er hatte wirklich eine Idee. Ja, es war schon beinahe auf dem Punkte, daß die Idee ihn hatte!

Wer hätte geglaubt, daß aus dem verachteten Auftrage etwas wie Schaffensrausch entstehen könnte!

Er schrieb und schrieb und schrieb.

Immer wenn Lou geräuschlos die Tür öffnete, um zu sehen, wie es stand, sah sie ihn mit vom vielen Hindurchfahren gesträubtem Haar — Begleiterscheinung des Schaffensfiebers — und einem gespannten, verinnerlichten Ausdruck des blassen Gesichts über das Papier gebeugt. Die Hand flog nur so über die Bogen, Blatt auf Blatt wurde beiseitegeschoben.

„Es wird ja viel zu lang!" seufzte sie. „Wenn es nur überhaupt was fürs Abendblatt wird! Es sieht mir gar nicht danach aus!..."

Aber sie wagte nicht, ihn zu stören. Wenn er diesen Gesichtsausdruck hatte, war er nicht der Vetter, mit dem sie auf dem Neckfuße stand. Dann war er ein andrer, ein Fremder, der ihr beinahe Ehrfurcht einflößte.

Endlich, um zwei Uhr nachts, legte er die Feder hin und lehnte sich im Stuhle zurück, erschöpft, aber befriedigt.

„Nun trat Lou leise ein. „Ich bringe dir ein Glas Wein," sagte sie — Kaffee war überflüssig. „Das ging ja, als ob ein höherer Geist dir die Hand geführt hätte!"

„Du noch auf, kleine Lou?" fragte er, sie aus übernächtigen Augen halb abwesend ansehend.

„Ich kann nicht schlafen, wenn ich weiß, daß — jemand anders im Hause wach sitzt. Fertig?"

Er schob ihr die Blätter hin. „Du kannst meine Handschrift ja lesen. Wenn du noch eine halbe Stunde deiner Nachtruhe opfern magst —"

Sie nahm und las. In fliegender Hast gingen jetzt die Blätter durch ihre Finger, und ein gespannter und ergriffener Ausdruck legte sich über ihr kluges Gamingesichtchen. Er lehnte indessen mit halbgeschlossenen Augen im Stuhl, und sein Gesicht bedeckte sich allmählich mit tödlicher Abgespanntheit.

„O Harald," sagte sie, als sie das letzte Blatt hatte sinken lassen, „sofern ich unliterarisches Weib etwas davon verstehe, ist dies das Beste, was du je geschrieben hast, und — überhaupt gut."

„Es kam mir auch so vor," sagte er bescheiden, beinahe schüchtern. „Aber sich selbst täuscht man da leicht."

Bescheiden und schüchtern war er, nebenbei bemerkt, sehr selten. Nur wenn er etwas Gutes gemacht hatte. Im allgemeinen war er von göttlicher Frechheit.

„Erlaube mir nur eine Frage," sagte Lou, während es leise um ihre Mundwinkel zuckte, „soll dies die Weihnachtsnovelle sein?"

„Weihnachtsnovelle?" fragte er verstört.

„Ja — weil nämlich kein Atom von Weihnachten drin vorkommt, kein Tannenzweig, nicht eine Bretzel."

„Herrgott — die Weihnachtsnovelle!" sagte er ganz entsetzt. „Die hatte ich total vergessen!" Er fuhr sich durch sein ohnehin schon zerfahrenes Haar, aber jetzt aus Ratlosigkeit.

Sie mußte lachen. Teils aus Nervosität, denn die Uhr ging auf drei.

„Könntest du die Novelle nicht auf Weihnachten umarbeiten?" fragte sie. „Aus Juli Dezember machen und so weiter?"

„Barbarin!" sagte er. „Erst sagst du selbst, die Novelle ist gut, und dann rätst du mir, sie ‚umzuarbeiten'. In Kunstdingen seid ihr Frauen doch allesamt Barbaren. Die Geschichte ist überhaupt nichts fürs Abendblatt, sie ist —"

„— zu gut!" vollendete Lou fest. „Ich sehe, wie deine Bescheidenheit sich sträubt, das Wort auszusprechen, darum muß ich es. Ja, du hast recht. Ändere keine Silbe dran. Nur — was wirst du denn nun ohne Weihnachtsnovelle anfangen?"

„Ich muß irgendeine Geschichte aus einem alten Journal mit Pfefferkuchen und Tannenduft aufarbeiten. Morgen. Heute kann ich nicht mehr. Ich bin so todmüde, daß mir alles gleichgültig ist, auch das Abendblatt mitsamt seinem hohen Chef."

*

Am andern Tage war Harald mißgestimmt und nervös. Der seelische Hochdruck der letzten Nacht war in Tiefdruck umgeschlagen. Die Nachtarbeit kam ihm nicht so besonders gut vor, und die Weihnachtsnovelle war ungeschrieben.

Auf der Redaktion durchwühlte er Jahrgänge alter Zeitschriften und nahm eine Geschichte mit nach Hause, die er für so albern erklärte, daß sie dem Publikum wohl gefallen werde. So böser Laune war er.

Dann fand er aber doch, daß er sie gänzlich umschreiben müsse. Aber die Arbeit widerte ihn dermaßen an, daß er, statt zu schreiben, ingrimmig an seinem Federhalter kaute. Er kam sich genau vor wie ein Schulbube, der ein Aufsatzthema nicht meistern kann.

Dumm, zu dumm! Ein richtiger Journalist muß alles können! Auch zur Abwechslung mal eine sentimentale Weihnachtsgeschichte schreiben!

Da trat Lou vorsichtig bei ihm ein. Sie hielt ein beschriebenes Heftchen in der Hand.

„Bringst du mir vielleicht eine Weihnachtsnovelle?" fragte er zum Scherz.

„Jawohl," sagte sie. „Was der Schriftsteller nicht kann, kann vielleicht der Dilettant. Hier ist sie. Originell, modern, sogar hochaktuell. Du wirst ja sehen."

„Und woher hast du sie?"

„Das ist mein Geheimnis."

„Dann hast du sie also selbst geschrieben. Ich wußte noch gar nicht, daß du auch schreibst."

„Und ich ja auch nicht — bis heute," sagte sie.

Er warf einen scharfen, mißtrauischen Blick auf sie. Dann las er: „Weihnachten im Luftschiff! Allerdings aktuell! Weißt du denn, wie es im Luftschiff zugeht?"

„Bewahre. Aber ich habe immer von dir gehört: schreiben kann man über alles. Je ferner einem eine Sache ist, desto besser schreibt man darüber. Ich habe das bestätigt gefunden."

„Ei, ei! Welch gelehrige Schülerin! Zeig her!" Er las. Lou beobachtete seine Mienen mit künstlich bemäntelter Spannung.

„Nicht übel!" sagte er. „Deine von keiner Sachkenntnis beschwerte Phantasie hat da etwas zustande gebracht, was den Lesern der Sonntagsbeilage gewiß gefallen wird. Eine Verlobung im Luftschiff, ausgerechnet am vierundzwanzigsten Dezember, während ‚tief unten im Qualm der Städte' die Leute Weihnachten feiern — wenn uns nicht schon ein betriebsames Talent zuvorgekommen ist, ist das etwas ganz Neues!"

„Die Verlobung ließ sich nicht vermeiden," sagte sie entschuldigend. „Denn die arme Witwe mit sieben Kindern und edelm Menschenfreund oder den verlorenen Sohn und seine Familie konnte ich doch nicht gut in der Gondel verstauen, also blieb nur das Brautpaar."

„Na, es macht ja nichts," sagte er. „Es ist ganz brauchbar."

„Wirklich?" fragte sie atemlos mit leuchtenden Augen.

Er betrachtete sie sehr kühl und ironisch. Wie dieser Ehrgeiz ihn abstieß! Dieses Jauchzen darüber, sich gedruckt zu sehen. O Eitelkeit! Und eine wie die andre!

„Übermorgen wirst du — wenn du mir einige kleine Korrekturen gestattest — dich in der Sonntagsbeilage des Abendblattes gedruckt sehen. Übrigens kommt es mir recht gelegen, daß du dein schriftstellerisches Talent gerade heute entdeckt hast. Nun kann ich mir die Arbeit ja sparen."

„Ja, allerdings — ein gutes Zusammentreffen," sagte sie tonlos und drehte sich knapp um.

*

Es war am Nachmittag des vierundzwanzigsten Dezember. Lou putzte den Baum, während die Tante die Bereitung des Festschmauses dirigierte. Harald hatte beim Putzen des Baumes helfen wollen, aber er kam natürlich erst, als sie beinahe fertig war.

„Deine Novelle ist im Satz!" verkündete er.

„Schön!" sagte sie müde. „Du — mach mal den Engel an der Spitze fest, ich kann nicht anreichen. Aber du kannst es wohl nicht?"

„Bitte — das ist gerade meine Spezialität," sagte er beleidigt. Er bastelte ziemlich lange herum. Als er sich dann unvermutet herumdrehte, traf sein Blick in ein Paar in Tränen schwimmende Augen.

Er dachte erst, seine Kneifergläser wären feucht, denn er hatte Lou noch niemals weinen gesehen. Was war denn? — Na, Weihnachten.

„Ja, Lou," sagte er, halb gerührt scherzend, „nun hat es uns auch."

„Was hat uns?" fragte sie und drängte die Tränen zurück.

„Nun — die Weihnachtssentimentalität. Wir sind beide arme Waisen. Auch die beste Tante ist doch schließlich nur eine Tante."

Es war ein ganz aufrichtiges Staunen in ihrem Blick. „Weiß Gott, ich dachte jetzt eben nicht an Weihnachten."

„Vielleicht an die Weihnachtsnovelle?" fragte er etwas scharf.

„Das könnte schon eher sein!“

„Ich sehe es schon kommen,“ scherzte er, doch der Scherz klang bitter, „du wirst ganz in die Literatur geraten. Wer sich einmal gedruckt gesehen hat, den läßt es nicht wieder los. Aber ich sage dir — es ist eine undankbare Sache.“

„Das habe ich schon erfahren!“ sprach sie aus vollem Herzen, und die heroisch zurückgedrängten Tränen flossen von neuem.

Er, der psychologische Schriftsteller, stand vor einem Rätsel. „Was willst du denn? Was meinst du denn? Du hast geschrieben aus Ehrgeiz, um dich mal gedruckt zu sehen!“

„Habe ich?“ fragte sie mit zuckenden Lippen.

Mit einem Male ging ihm so etwas wie ein Weihnachtslichtchen auf.

„Lou! Cousinchen! Kind!“ rief er und schloß sie in die Arme.

„Bitte, laß,“ sagte sie nervös. „Wir sind schließlich nicht Bruder und Schwester.“

„Glücklicherweise nicht,“ sagte er heiter. „Denn du siehst doch ein, liebes Kind, daß wir diese Entfremdung zwischen uns nur durch eine um so gründlichere Annäherung gutmachen können! Ich habe kein Weihnachtsgeschenk für Tante Alwine. Wir können ihr kein schöneres machen als die Mitteilung, daß wir uns —“

„Danke. Ich bin nicht gesonnen, dir zu einem billigen Weihnachtsgeschenk zu verhelfen.“

„Erlaube, mein Herz, billig ist es durchaus nicht. Vielleicht wird es mich sogar recht teuer zu stehen kommen. Denn du wirst durchaus nicht die bequeme, sanfte Frau sein, die ich mir immer gewünscht. Aber wenn es mein Schicksal ist, der Gemahl einer scharfen, witzigen, spröden kleinen Person zu werden, will ich mich drein ergeben.“

„Und mein Schicksal?“ fragte sie halb lachend, halb weinend. „Du Egoist — was ist mein Schicksal?“

„Dein Schicksal ist es, die Frau eines armen Journalisten zu werden und seinen Genius durch starken Kaffee zu befeuren, wie Lotte den Schillers.“

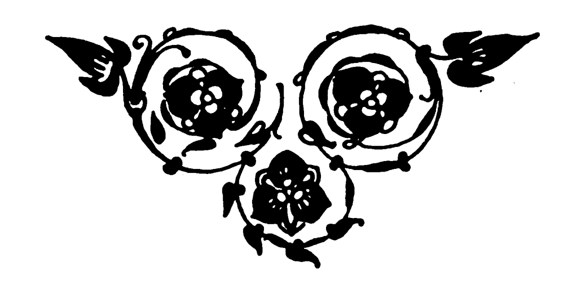
„Das ist eine Überrumpelung,“ sagte sie. „Und überdies ist es das Insipideste, Abgedroschenste, Banalste —“

„Trivialste!“ korrigierte er.

„— Trivialste von der Welt, sich unterm Tannenbaum zu verloben.“

„Gewiß,“ sagte er. „Im Luftschiff wäre es ja viel origineller. Aber die Wirklichkeit ist eben niemals auf der Höhe der Dichtung.“

Da hielt sie ihm den Mund zu. „Das sage ich dir aber,“ sagte sie an seinem Halse, „niemals schreibe ich wieder eine Novelle für dich — nicht mal eine Weihnachtsnovelle.“





Cranach: Die Heilige Familie
(Zu nebenstehendem Artikel)

Das Kind und die Kinder

Eine Weihnachtsbetrachtung von Arthur Brausewetter

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Als ich das letztemal vor der Sixtina in Dresden wie im Allerheiligsten einer Kirche stand, fielen mir diese Worte aus der „Braut von Messina" ein. Jetzt, wo sich alles auf das schöne Weihnachtsfest rüstet, hallen sie neugeweckt durch die festlich gestimmte Seele.

Die Kirche und die Kunst, und sie beide nichts Höheres kündend, nichts Schöneres bildend als die Mutter mit dem Kinde. „Hoch auf des Lebens Gipfel gestellt, schließt sie blühend den Kreis des Schönen."

Von den ältesten Zeiten der abendländischen wie der morgenländischen Kunst, von den wunderlichsten und naivsten Bildungen des kleinen Kindes in Wiege, Krippe, Badewanne, von den Skulpturen eines Nicola und Giovanni Pisa, den Bildern eines Duccio und seines Schülers Giotto bis zu den von modernem Empfinden erfüllten Darstellungen Raffaels, Correggios, Palma Vecchios, Tintorettos, Paolo Veroneses, Velazquez', Murillos und Rembrandts, ja bis hinein in unsre heutige Kunst, in die Ausstellungen und Gemäldegalerien unsrer Tage, überall finden wir mit der gleichen Hingabe und seelischen Vertiefung dies eine einfache Motiv dargestellt: die Mutter mit ihrem Kinde. Als wäre es das Letzte und Höchste aller



Correggio: Die Geburt Christi
(genannt „Die Nacht")



Tizian: Heilige Familie mit einem anbetenden Hirten

darstellenden Kraft, das inbrünstig erstrebte und erflehte Ideal des schaffenden Künstlers. Ohne Schmuck und bildnerische Zutaten wird es uns gegeben, nur durch sich selber wirkend, wie in der italienischen Kunst, dann wieder in reicher Dekoration inmitten einer Hütte mit allem möglichen Gerät, mit Ochs und Esel im ärmlichen, zerfallenen Stall, mit Hügel und Fluß und Wald, ja mit Türmen und hochragenden Städtebildern im Hintergrunde, wie es Roger van der Weyden, Hans Memling, Met de Bles und Dürer malen. Aber bei ihnen allen bleibt der vereinende Mittelpunkt das Kind. Und wenn wir heute gerne von der Majestät des Kindes sprechen, so finden wir hier, in der Darstellung des einen Kindes, ihr sprechendes und überzeugendes Urbild. Ja, um uns Glanz und heilige Größe dieser einen Kindesgestalt zu zeigen, machen sie die großen Bildner zum Quellpunkt des Lichtes.

Schon Lukas, der große Lichtmaler im Worte, hat es getan. In seiner wundervollen Weihnachtsgeschichte, die immer mit demselben Zauber zu uns spricht, so oft wir sie auch vernehmen, ist alles Licht, und alles Licht hat die gleiche Quelle. Von der Krippe ergießt es sich und von dem kündenden Stern, der über der armen Hütte funkelt. Und auf der ewigen Lichtstraße ziehen sie nun dahin, alle, die die Sehnsucht im Herzen tragen und den stillen Drang himmelwärts, alle, die die Ahnung treibt, daß über das Dunkel dieser ungeklärten Welt hinaus ein Aufgang zur Höhe weisen muß zur Klärung, zur Stillung des ruhelosen Heimwehs: die Könige aus dem Morgenlande und die Hirten und die Einsamen und Unbefriedigten. Und wenn wir sie so dahinpilgern sehen durch Licht dem Licht entgegen, dann möchten wir uns ihnen anschließen, weil wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts in allem Licht in törichten Herzen ja doch eins nicht zu unterdrücken vermögen: die Sehnsucht nach einem Lichte, das keine menschliche Kunst uns zu geben vermag,

nach einem stillen Paradiese, in dessen fern verborgene Blumengründe das uns überall verfolgende und stachelnde Wort Kultur noch nicht einzudringen vermochte.

Von Lukas haben die großen Maler den wirkungsvollen Gedanken übernommen, alles Licht auf ihren Bildern allein von dem Kinde in der Krippe ausgehen zu lassen, nicht nur Correggio, dessen „Nacht" in dieser Hinsicht das bekannteste ist, sondern ebenso auf deutschem Boden zu ungefähr derselben Zeit Hans Baldung, genannt Grien, der das Kind fast weiß gemalt und Joseph geblendet die Hand vor das Gesicht halten läßt, und Lukas Cranach der Ältere, in dessen „Heiliger Nacht" das Kind auf einem ganzen Kranze von Lichtstrahlen liegt und sein Licht auf Maria, Joseph, die Engel und die Hirten, ja auf die Häupter des andachtsvoll knienden Ochsen und Esels sendet.

Die Kindes- und die Lichtidee finden nun ihren einigenden Gipfelpunkt in einer dritten Weihnachtsidee: dem Liebesgedanken. Der unsichtbare Gott enthüllt sein lichtes Antlitz, offenbart seine Liebe in einem Kinde. Dieser Gedanke, so einfach er sich anhört, erhob das Christentum über alle andern Religionen, schuf ihm die einzigartige Stellung unter ihnen und gestaltete es zur geistigen Kulturmacht der Welt. Vor allem aber eroberte er das Germanentum. Denn er entsprach seinem Denken und Fühlen, er war ihm wesensverwandt. Die Liebe zu dem Kinde, die Ehrfurcht vor ihm und seiner Reinheit ist nicht minder deutsch als der Gedanke einer sich opfernden Liebe und Treue bis in den Tod. Darum ist das ursprünglich kirchlich-christliche Weihnachtsfest immer mehr zum echt deutschen Volks- und Familienfeste geworden. Ja, in so hohem Grade, daß die christliche und kirchliche Idee manchmal darüber vergessen wird.

Sehr interessant ist es, zu beobachten, wie auch in der bildenden Kunst diese Idee allmählich zum Ausreifen kommt. Zuerst finden wir sie gar nicht. Da herrscht lediglich die harmlose Freude an dem Stoff ohne jeden Gedanken. Der Stall und die Krippe und die Tiere reizen in ihrer idyllisch poetischen Zusammenstellung den Bildner. Der Ochse und der Esel bilden den monumentalen und typischen Bestandteil aller ältesten



Dürer: Die Geburt Christi

Darstellungen von der Geburt Jesu. Sie sind älter als die Mutter selber, denn wo diese fehlt und das Kind allein abgebildet ist, erscheinen sie als seine Begleiter. Man begründete ihre Existenz mit der Stelle des Jesaias 1, 3: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn. Aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht." Auch symbolisch deutete man die Tiere. So ist für Augustinus der Ochse das Sinnbild der Hirten oder der Juden, der Esel das der Weisen aus dem Morgenlande oder der Heiden. In den ältesten Bildern beugen die Tiere sich ganz tief über das Kind, um es mit ihrem Atem zu erwärmen, ein Glaube, der besonders im kalten Deutschland sympathisch berührte.



Raffael: Die Heilige Familie
(genannt „Die Perle")

Neben den Tieren fesselt die Krippe als ihr Futtertrog, der zugleich als Lagerstätte des Kindes dient und dies ganz fest eingeschnürt zeigt, so daß nur der Kopf aus dem Wickelbette herauslugt. Die Krippen spielten später nicht nur in der Verkündigung, sondern auch im Kultus der Kirche eine führende Rolle. Und so bürgerten sie sich in das Volksleben ein, daß ihr Verbot in den Kirchen wegen „Fortschrittes in der religiösen Aufklärung" auf großen Widerstand stieß. In Deutschland wurde die Krippe bald durch die Wiege verdrängt, und man trieb ebenso harmlosen Kultus mit dem „Kindelwiegen" in der Kirche, auf Bildern und in Liedern, bis er ebenfalls der ernsteren Aufklärung der Geister zum Opfer fiel.

Von naivem Naturalismus zeugt die erste Darstellung des Kindes, das gewöhnlich hinter oder vor seiner Mutter auf einer Art von Matratze liegt, zugleich aber im Vordergrunde von Frauen gebadet wird. Bis ins zweite Jahrtausend erhält sich diese Art der Malerei und Plastik. Erst mit dem vierzehnten Jahrhundert, und zwar auf dem Boden der italienischen Kunst, kommt eine Idee in diese naturalistische Darstellung. Zuerst, ganz im Rahmen des alten sich haltend, die der natürlichen Beziehung zwischen Mutter und Kind. Giotto zeigt das Kind auf dem Schoße der Mutter, bei andern Malern sitzt es auf der Erde und streckt verlangend die kleinen Hände nach der Mutter, die mit Vorliebe kniend dargestellt wird. Damit tritt das Motiv der Anbetung des Christkindes hervor, das besonders da beherrschend wird, wo das Kind auf der Erde liegt und die beiden Eltern vor ihm knien, wie in den Darstellungen des Fra Angelico. Dies Motiv wird dann noch verstärkt durch eine Schar das Gemach erfüllender Engel. Signorelli, Botticelli, Giovanni



Anbetung der Könige
(Meister vom Tode der Maria)

Spagna und andre haben in dieser Weise gemalt.

Bis dann Raffael zu dem echt menschlichen Motiv zurückkehrt, ohne das göttliche hinter ihm zurücktreten zu lassen. Auf die hergebrachten naiven Typen, auf alles kleinliche Beiwerk verzichtend, von jeder äußerlich kirchlichen Erfassung des großen Gegenstandes vermöge der Kraft seines Genius sich freimachend, stellt er das einfach Große dar: die jungfräuliche Mutter mit dem Kinde, höchstens von dem kleinen Johannes oder von Engeln und Heiligen umgeben. Diese menschliche Erfassung, durch die in jedem Zuge der göttliche Hauch weht, schafft den Gemälden Raffaels die packende Gewalt, der sich niemand entziehen kann, leiht ihnen zugleich den echt modernen Charakter, wie ihn das allerneueste Bild unsrer Tage nicht annähernd zu prägen vermag.

Was den Raffaelschen Madonnenbildern aber das Eigne gibt, ist der fein und still angedeutete Zug der Schmerzen auf dem Antlitz der Mutter, ja auch auf dem des kleinen Kindes. Was wirkte echt menschlicher und ergreifender als gerade er? Keine Mutter wird ihr unschuldiges Kind bei aller Glücksempfindung seines Besitzes ohne diesen leisen Leidenszug betrachten können. Sie weiß, daß sie es in eine Welt geboren hat, die ihm um so mehr Weh zufügen wird, je reiner und größer es sich einst in ihrer Mitte behaupten wird. Und wenn jede einfache Mutter so empfindet, wie dann erst Maria, wenn sie auf ihr Kind blickt, wenn sie ahnungsvoll in seine Zukunft, auf seine Bestimmung schaut — und ein Schwert durch ihre Seele geht. Aber triumphierend über den Schmerz das göttliche Bewußtsein seiner Sendung zur Erlösung einer suchenden und irrenden Menschheit. So gilt wiederum für diese Mutter, was Schiller den Chor in seiner „Braut von Messina" sagen läßt:

„Freudig sieht sie aus ihrem Schoße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit."

*



Rembrandt: Die Heilige Familie

Das Fest, in dessen Mittelpunkt das Kind steht, gehört den Kindern. So war es von alters her, so ist es heute. Die rechte Weihnachtsbescherung für die Kinder entstand erst auf dem Boden des Protestantismus unter dem Einfluß der lutherischen Pädagogik und unter Hinblick auf das Christkind, das den Knecht Ruprecht oder den heiligen Nikolaus nur noch als Boten seiner Spenden betrachtet. Von ihm wird den artigen Kin-

dern das „Bündel“ gebracht, das darum auch „Christbürden“ hieß und fünferlei Dinge enthielt: 1. „Güldige Dinge“: Geld. 2. „Genießliche Dinge“: Christrollen und Pfefferkuchen. 3. „Ergötzliche Dinge“: allerlei Spielzeug. 4. „Dienstliche Dinge“: Kleider und Abctäflein. 5. Die angebundene Rute, die niemals fehlte. Auch die ursprünglich nur in der Kirche als Abbild des „Lichts vom Licht aus Gott“ verwandte Kerze zog in die Häuser, und unter ihrem Scheine baute man den Kindern auf. Man braucht nur Bilder anzusehen wie das von Otto Schwerdgeburth: „Weihnachtsbescherung in Luthers Haus“ oder die Stiche Chodowieckis, um die ganze Poesie der deutschen Weihnachten aus ihnen erstrahlen zu sehen.

Und wenn wir heute wieder Weihnachten feiern und auf den Fittichen der stillen heiligen Nacht, im Glanze des Weihnachtslichtes und dem Klang der Weihnachtslieder, wenn im Dufte der immergrünen Tanne, als des Bildes vom immergrünen Baum des Lebens, wenn im flimmernden Gange der leise wandelnden Sterne das Christkind selber gezogen kommt und aus den strahlenden Augen unsrer Kinder uns grüßt, dann erleben wir in still gewordener Seele ein unbeschreibliches Wunder: unsre eigne, längst gestorben gewähnte Kindheit steht wieder auf, und die Ahnung des tiefen Jesuwortes dämmert in uns auf: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder —“ Das Grübeln, das uns oft das Leben so schwer macht, verstummt, und die quälenden Rätsel schweigen, und wir finden ihre geheimnisvolle Lösung, wo wir sie bis dahin nie gesucht: in unsern Kindern, in ihrer von aller Kleinlichkeit entfernten, von aller Äußerlichkeit absehenden Einfalt, die hingegeben im Augenblicke lebt und in seiner Freude. Damit geht uns die Weihnachtsidee, von der wir so manchesmal schon himmelweit entfernt uns dünkten, in ihrer Tiefe auf und lehrt uns den rechten Sinn des Lebens und seinen Wert für uns, lehrt uns das unerschöpfliche Geheimnis von der großen Freude, die allem Volke widerfahren ist und ohne die das Leben dunkel und schwer bleibt. Und nun gibt es auch für uns wieder Wunder, keine uferlosen und unergründlichen, sondern befreiende und froh machende. Ihr Inbegriff aber ist die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und von dem Kinde, das sie uns gebracht hat. Und wir verstehen die Worte, die der Größten einer, der das Leben kannte und lebte

Velazquez: Die Anbetung der Hirten

wie kein andrer, die Goethe am Weihnachtsmorgen an seinen Freund Kestner aus Wetzlar schreibt: „Der Türmer hat sein Lied schon geblasen, ich wachte darüber auf. Gelobet seyst du Jesus Christ. Ich habe diese Zeit des Jahres so lieb, die Lieder, die man singt; und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt ... Der Türmer hat sich wieder zu mir gekehrt, der Nordwind bringt mir seine Melodie, als blies er vor meinem Fenster."



Raffael: Die Heilige Familie unter der Palme



Da droben auf dem Berge
Da wehet der Wind,
Da ſitzet Maria
Und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer ſchneeweißen Hand,
Dazu braucht ſie kein Wiegenband.
„Ach Joſeph, liebſter Joſeph mein,
Ach, hilf mir doch wiegen mein Kindelein!“
„Wie kann ich dir helfen dein Kindlein wiegen,
Ich kann ja kaum ſelber die Finger biegen.“
Schum ſchei, ſchum ſchei!

(Aus „Jungbrunnen“: Kinderlieder, A. W. Frankes Verlag, Stuttgart)



Himmel und Erde, Luft, Feuer, Wasser und Pflanzenreich sind die Elemente, mit denen sich das Bild der Landschaft darstellt. Das Tier spielt hierbei keine Rolle, denn es ist der Naturszenerie meistens nur als Einzelwesen oder doch nur als Begleiterscheinung eingefügt. Mitunter kann es allerdings auch zu einer charakteristischen Staffage werden. Gewaltig aber wird seine Staffagewirkung, wo es in Massen, in phänomenalen Massen auftritt.

Diejenigen dieser Phänomene im Freien, an die der Mensch mit Vorliebe sein Freuen und Sehnen, fast seine ganze Gefühlsskala heftet, sind die Scharen der kommenden oder fortziehenden Vögel. Man muß, um den Grund hierfür vollauf zu verstehen, die Millionen Tiere auf ihrem Fluge über Süddeutschland, die oberrheinische Ebene, gesehen haben, in Italien die Lerchenschwärme oder die der Wachteln, deren ermattet niederfallende Massen uns ja schon vom Roten Meere her aus dem Zuge Israels bekannt sind. Die Mobilmachung der Schwalben ist fast in jedem Teile Deutschlands zu beobachten. Aber nirgends erreicht das Aufgebot solche Großartigkeit wie der Anblick der vereinigten Trupps über dem Meere. Endlosen Wolken gleich sahen sie die Schiffer der mittelländischen Gewässer dahinziehen, und der Reisende Kalm beobachtete ähnliches mitten im Atlantischen Ozean, 900 Seemeilen vom Festland. Geben sie bei uns der herbstlichen Landschaft den Grundton der Wehmut, bei ihrer Rückkehr unter aufheiterndem Himmel den wiedererstandenen Hoffnungen und Wünschen wie Blumen und Sonne die belebendsten Symbole, so mögen sie dem rauhen Schiffer auf seinem Seeweg das Heimweh bringen.

Einen starken, herben Akzent erhält die zum Winter sich rüstende Natur, wenn in mondhellen Nächten das Geschrei der Wildgans oder der südlicher ziehenden Enten die Luft erfüllt. Dann wird man erinnert, daß die bitterste Kälte nicht mehr fern ist, die selbst den wärmefeindlichen Vogel von dannen treibt, und daß der starre Tod im Pflanzenreich seinen Einzug vollendet hat. Auf Binnenseen der Nord- und Ostseegebiete sieht man dann am Tage die Tiere in zahllosen Arten und vermischt mit Unmengen andrer Wasservögel die weitesten Flächen bedecken. Aber im frostigen Rahmen der erstorbenen Umgebung mutet das belebte Riesentableau nicht mehr erheiternd an, selbst das ausgelassene Dahinstürmen der Flatternden über die Wasserfläche —

Homer nennt die auffliegende Gans „mit den Flügeln jauchzend" — kann uns nur noch anspornen, rüstig alle Kräfte zu sammeln zu ausharrendem Entsagen.

Zu gleicher Zeit, wenn die Wildgans den hohen Norden flieht, vollzieht sich auf den Fjällen Skandinaviens ein Ereignis, das den nordischen Alpen zur Zeit der Schneestürme charakteristisch ist. Da sind es große Säugetiere, die Rens, die dort die Reise antreten. Dieses Tier liebt ja die Kälte, aber wenn Eis und die weiße Flockendecke den Boden zu sehr verschließen, daß der Huf Moos und Flechten zur Nahrung nicht mehr hervorzuscharren vermag, wenn Nebel und Schneegestöber alles in Dunkel hüllt, dann sammeln sich die Renntiere zu Tausenden und treten sturm- und schneegepeitscht den Weg in die Ebene an, ein Bild, wie entnommen der Urkraft nordischer Mythologie, das gigantische, rauhere Seitenstück zu der Heimkehr der Herden einer Tiroler Alm.

Geradezu ins Geisterhafte steigert sich die winterliche Szenerie im Wasgenwald, wenn in dunkler Nacht bei Bergzabern ein mächtiges Schwirren und Sausen, Pfeifen und Kreischen um den Abtskopf geht und über die fernen Höhen ein flammender Lichterschwarm zieht, abwechselnd hier auftauchend und dort verschwindend. Es sind die „Böhämmer", die zu Millionen über das Tannicht jagen, und die „Böhämmerschützen", die den düsteren Winterwald so phantastisch erleuchten. Ungezählte Scharen von Zugvögeln aller Art, im Volksmund der Pfälzer mit dem Sammelnamen der „Böhämmer" (vielleicht nach dem Hauptvertreter, dem Buhammer) belegt, suchen in den ausgedehnten Forsten der oberrheinischen Gebirge ihr Winterquartier. Da sitzen sie dann nachts in vollen Haufen auf den fast brechenden Zweigen und schlafen, ahnungslos, daß sie bald in ganzen Ladungen als leckere Mahlzeit auf den Markt kommen. Mit Fackeln nahen die unbarmherzigen Schützen in großer Zahl. Vom Lichtschein geblendet, bleiben die Vögel ruhig sitzen und werden lautlos mit Lehmkugeln, die man aus Blasrohren schießt, in Massen erlegt. Ein unvorsichtiger Lärm jedoch scheucht das ganze Revier auf und, verstört im Dunkel der Nacht dahinirrend, verursachen sie in der Luft das gespensterhafte und an den Zug des wilden Jägers gemahnende Geräusch.

Während sonst die Berge sich mit Bäumen, Ranken und Gräsern schmücken, putzen sie sich im hohen Norden und im arktischen Süden (gleich unsern Damen) mit Vogelleibern auf, aber lebendigen! An den 1500 Fuß hohen Küsten von Farö ist (nach Mitteilungen des Zoologen Eduard Oskar Schmidt) jede vorspringende Kante, jede Stelle, auf der nur die Zehe eines Vogels haften kann, mit diesen Tieren bedeckt. Wie die Kinder auf ihren Schulbänken sitzen sie dort, drängen sich und schreien, nicken mit dem Kopf und schlagen mit den Flügeln; jeder Ankömmling aber wird von den Nächstsitzenden mit den komischsten Verbeugungen und Kopfverdrehungen begrüßt. Besonders sind es Alken und Lummen, die gleich ausgestopften Säcken, aus denen oben ein Schnabel guckt, mit professoraler Miene auf ihrer Kanzel sitzen und den Eindruck machen, als würde hier der Mummenschanz ernst genommen. Fehlt ja auch nicht der Clown unter ihnen, der Seepapagei oder Papageitaucher, auch Brüderchen oder wegen seines kuriosen Schnabels Buttelnase genannt. Die Wogen klatschen ans Gestade, der ganze Berg flattert und kreischt, und dieser Lustigmacher schießt vergnügt zwischen allen dahin oder fährt mit einem Purzelbaume ins Wasser. — Ähnliche Szenerien bieten die unwirtlichen Klippeneilande der Südsee. Nur sind dort die Pinguine die Hauptdarsteller. Diese wandelnden Flaschen mit den Flossenflügeln und den unten am Ende angebrachten Füßen sitzen dort, soweit der Strand reicht, aufrecht mit steifer Grandezza; endlose Reihen hinter- und übereinander wie die Büchsen einer Apotheke. Auf breiteren Flächen sieht man sie auch wohl paarweise, scheinbar in gelehrtem Gespräch, die Augen stolz in die Höhe gerichtet oder beim andern demütig gesenkt und die Flossenarme in einer Haltung, die zu sagen scheint: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" vielleicht auch: „Ich empfehle mich, darauf habe ich nichts mehr zu erwidern!" Wieder andre stehen truppweise beisammen wie die schwatzenden Weiber an der Kirchentür, wenn eine Hochzeit ist.



Spitze eines Zuges nordamerikanischer Wandertauben

In menschenentlegenen Gegenden Nordamerikas hört man wohl nachts in Waldungen, wo Wasser ist, ein Lärmen von vielen Arbeitenden, ein Geräusch wie Schroten und Sägen, Brechen von Zweigen und Krachen von Stämmen. Wer am Tage diesen Platz besieht, könnte als Uneingeweihter glauben, Waldarbeiter wären hier mit einer Abholzung des Reviers beschäftigt, da überall gefällte Bäume, weiße Splitter und Sägespäne den Moosboden bedecken.

Wartet man aber eine Weile der Stille ab, so wird es am Ufer, unter dem Wasser und am Damm lebendig. Nasen, Augen, Köpfe werden sichtbar, und schließlich lebt es an allen Enden von dunkelbraunen Geschöpfen, „stummen Menschen", wie sie der Indianer nennt, von Bibern. In Deutschland kennen wir die „Biberstädte" nur noch in verhältnismäßig kleinem Maßstabe (an der Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg) und können uns danach kaum einen Begriff von dem Eindruck so weit ausgedehnter Holzfällerplätze machen, wie ihn die gemeinschaftliche Tätigkeit dieser Nager in der amerikanischen Wildnis hervorruft.

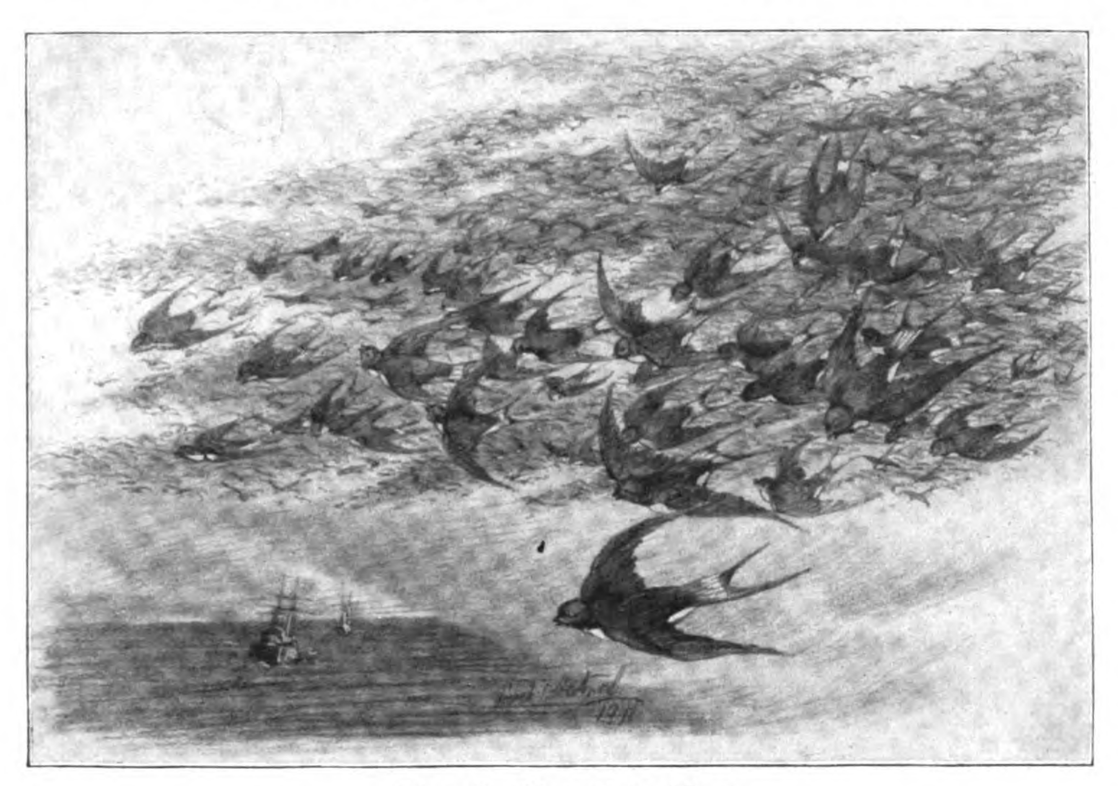
Ein andres exotisches Bild! Prächtiger als das vorige! Wer einen großen Teich mit weißen Wasserrosen übersät gesehen und daran seine Freude gehabt hat, wird sich dessen wieder erinnern beim Anblick des Menzalehsees in Ägypten, den Brehm fast eine Meile weit mit ähnlichen weißblühenden Rosen bedeckt fand. Diese Rosen waren jedoch lebendige Geschöpfe, rudernde Pelikanschwärme. Wohl kaum kann eine Wiese mit spielender weißgekleideter Mädchenschar lieblicher aussehen als dieser belebte blaue See. Wenn aber der ganze Chor sich erhebt und gegen die Sonne hin fliegt, bald in dichtgedrängten Massen, bald auseinanderirrend in weiten Kreisen, dann ist das eine Erscheinung, die ihresgleichen sucht. Der schimmernde Glanz der mattrosa angehauchten Gefieder zaubert die auf den Schneefeldern der Alpen gespiegelte Morgenröte hoch in die Lüfte. Nur Schwäne und Flamingos bieten ein Schauspiel, das mit diesem wetteifern kann.

Auf der Flut nimmt sich ein Schwanenheer, wenn auch nicht schöner, so doch noch majestätischer aus. „Wie mächtige weiße Blumen," sagt Theodor Fontane von den Potsdamer Havelschwänen, „blühen sie über die Fläche hin." Werden sie zum Futterplatz gerufen, „so rauscht das ganze Schwanenheer in einer großen blendend weißen Masse, drängend wie ein Keil und gewaltsam wie die Räder eines Dampfschiffs im Wasser neben dem am Ufer gehenden Schwanenmeister her." „Zur Schönheit der Havel tragen die Schwäne erheblich bei: sie geben dem Strome auf seiner breiten Fläche eine königliche Pracht, und eine schönere Einfassung aller an ihm gelegenen Schlösser und Residenzen ist kaum denkbar." Es sind ihrer über zweitausend. Aber an den baltischen Küsten zieht dieser „König der Gewässer" in noch größeren Scharen einher, und wenn diese sich in die Luft erheben, so findet unsre Phantasie keinen Vergleich zu solcher Pracht, es sei denn mit einer weiten, blendend reinen, aber wallenden Schneeflur im Sonnenlicht.

Ganz zurück treten die landschaftlichen Elemente Meer, See oder Fluß, Wald und Hügel, Erde und Himmel vor den Myriaden nordamerikanischer Wandertauben in der Frühlings- und Herbstzeit. Da kann man sagen: Und die Berge flogen auf und verwandelten sich, und die Wälder wurden zu flatternden Scharen; die lebend gewordene Erde strebte zum Himmel. Der Forscher Wilson will bei Indiana einen solchen Zug von über zweitausend Millionen gesehen haben. Der von Freiligrath in einem Gedicht als „Mann der Wälder, der Savannen" gefeierte Ornitholog Audubon schätzte eine solche von ihm beobachtete Völkerwanderung als hundertachtzig englische Meilen lang und eine Meile breit. Dabei gehörte dieser Zug noch nicht zu den größten. In fast kompakten Massen, unter donnerartigem Getöse sollen diese Heerscharen der Luft daherkommen und mit den Windungen einer riesenhaften Schlange Volk auf Volk ununterbrochen oft Tage hindurch vorüberziehen.

Nachtszenen! — Zur Silhouette wird die Landschaft bei den Bildern, die uns nun nach den Sundainseln, nach Venezuela in düstere Höhlen des Caripetals und zu den Trümmern des ägyptischen Theben führen werden.

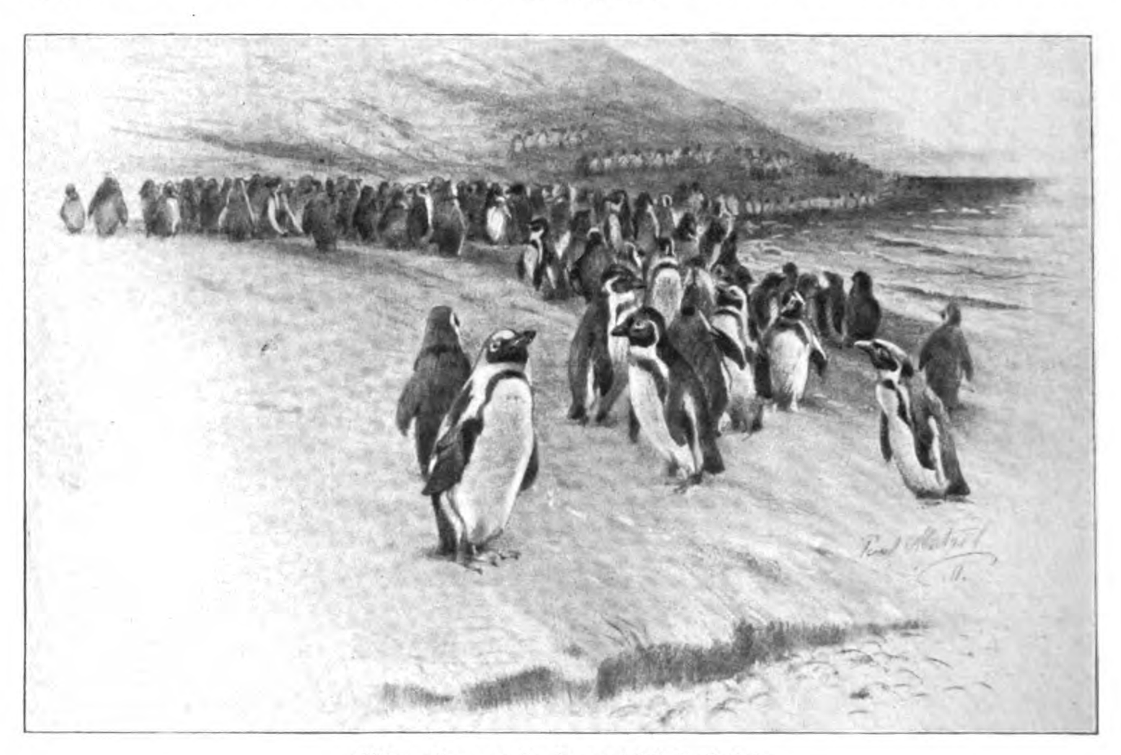
Auf Java gestaltet sich die Mondscheinstimmung ganz eigenartig durch zwei



Schwalbenflug übers Meer

massenhaft dort auftretende Nachttiere. An den blätterlosen Ästen der hohen Randuelabäume hängen schwarz und vertrocknet Hunderte großer Früchte herab. Man tritt hinzu, und plötzlich regen und krümmen sich diese Riesenfrüchte, und ein leises Gekreisch läßt sich vernehmen. Mit dem Eintritt der Dämmerung hebt sich der Früchteschwarm, zahllose Trupps von andern Bäumen schließen sich an, und alle flattern nun dahin, an den mantelartig ausgebreiteten Flügeln, die sie träge bewegen, erkennbar als Kalongs oder fliegende Hunde. Die Umrisse jedes einzelnen sind scharf gegen den Dämmerungsschein des Himmels abgegrenzt, da sie sich in gewissen Abständen halten. Unter ihnen hin aber bewegt sich die endlos schwarze Flut eigentlicher Fledermäuse. Wie ein düsterer Traum drängt sich dieser zweistöckige Zug in unser Gesichtsfeld, quer hin über die schimmernde Ebene mit den Schattenreliefs inselartiger Haine und am Horizont der schwarzen Linie des Waldgebirges, über die sich fichtenartig aufragende Podocarpusbäume, die Schirmkronen der Gebangpalmen und die langen Wedel verwandter Arten einzeln in charakteristischen Umrissen erheben. Bei der Klarheit der Luft fehlt der Szene das Nebelhafte, das unsern nordländischen Gespensterheeren das geheimnisvolle Wogen der Gestalten, das abenteuerlich Unbestimmte verleiht. Wir sehen die scharf am Himmel sich abzeichnende schwarze Flut; nichts von romantischem Empfinden überkommt uns, sondern betroffen stehen wir über das Groteske dieser Riesenlaune der Natur.

Im Caripetal in Venezuela tut sich eine wahrhaft stygische Szene vor uns auf, wenn wir in die Felsklüfte der Guacharos gehen. Der Indianer würde denken, wenn wir sagen, daß wir zu den Guacharos gehen, es handle sich ums Sterben. Er braucht die Redensart tatsächlich in diesem Sinne, da ihm das Reich der Guacharos gleichbedeutend ist mit der Totenwelt, wo die Seelen der Verstorbenen in Gestalt dieser Vögel wohnen. Unheimlich genug sieht dieses Tier auch aus. Ein Gemisch von Papagei und Nachtschwalbe mit dem rachenartigen Schnabel des Ziegenmelkers, trägt er unter den Augen lange, dichte



Pinguine auf einer Südseeinsel

Borsten, die sein Gesicht gespensterhaft verhüllen. In den Höhlen und finsteren Schluchten des Caripetales hat ihn Humboldt zuerst entdeckt. Dort nisten sie zu Tausenden in den löcherigen Felswänden. Mit Fackeln führen uns die Indianer in die Grabesnacht. Ein Aufruhr entsteht, als sei es am Jüngsten Gericht. Dämonische Schatten schwirren uns um den Kopf, an den Tropfsteingebilden der Wände sich im Fackelschein verzerrend und unheimlich vergrößernd. Nach den äußersten Tiefen strömt es und quillt daraus hervor wie dunkler Brodem der Hölle. Dazu ein entsetzliches wirres Geschrei, das aus den Seitengängen von nah und fern widerhallt und von den dort nistenden Scharen beantwortet wird. Der unsichtbare Fluß, nach dem das Tal den Namen hat, braust kalt dazwischen. Schaurig rüttelt ein Luftzug an den schwelenden Flammen der Fackeln. Die Brust ist beklommen, und wir sind froh, wenn wir den infernalischen Räumen wieder enteilen.

Die Phantasie bringt uns zurück in die Alte Welt, nach Ägypten zu den nachtumlagerten Ruinen des „hunderttorigen" Theben. Mattbleich ist der Mond aufgestiegen, und allmählich immer glänzender werdend, gießt er bald seine magisch blendende Lichtfülle über die Trümmer.

Wir wenden uns weiter westlich zur Totenstadt, den stundenweit ausgedehnten Terrassen und Tälern mit den altägyptischen Felsengräbern und Katakomben. In diesem wirren Amphitheater wirkt die Mondbeleuchtung wie das Licht im Schauspielraum vor Beginn der Vorstellung, wenn noch nicht alle Lampen brennen. Aber die Toten stehen hier nimmer wieder auf, zumal ihre einstigen Seelen, die nach ägyptischem Glauben durch alle Tiergattungen wandern und nach dreitausend Jahren wieder in Menschenleiber kommen, längst anderswo auf Erden ein neues Heim gefunden haben. Oder sollten doch — dort in der Ferne —!? Aus den Vertiefungen der Felsenwände, hebt es sich da nicht schattenhaft?! — Nun verschwindet es wieder in andern Nischen, in andern Stockwerken. Aus dem Tal der Königsgräber kommt es herauf wie vermummte Vorboten, dahinter aber stumm und dunkel wie ein geisterhafter Leichenzug, doch nicht wandelnd, sondern schwebend. Ein Riesenauflauf, der nun bunt näher

kommt und mit merkwürdigem Surren über unsre Häupter zieht, dann wieder umbiegt, sich zerteilt und die ganze weite Gräberstätte überzieht. Einzelne sind in der Nähe deutlich zu unterscheiden. Von ferne hallt wohl das Geheul der Hyäne oder das Kläffen des Schakals. Gott sei gedankt, wenn die zeitige Tropensonne den Tag verkündet und den ganzen Grabesspuk auf einmal in seine Löcher bannt. Denn wenn man auch weiß, daß die aus den Totenstätten erstehenden Scharen nur allerhand Arten von Fledermäusen sind, besonders die ägyptischen Klappnasen und die thebanischen Hohlnasen, die ihren geflügelten Körper zu einer Kugel aufblasen können, so leitet das Phantastische des riesigen Schattenspiels und die eigenartige Örtlichkeit die Gedanken doch in seltsame Bahnen. Ein farbensprühendes Bild des sonnigen Lebens soll uns zum Tageslicht zurückbringen.

Für die Papageienwelt hat der große Schöpfungskünstler von seiner Palette die stärksten Farben verwandt. „Nur leuchtend! Und starke Kontraste!" so scheint der Grundsatz in der Ausschmückung des Federkleides zu lauten. Schon einzeln im Käfig lockt das Tier daher jedermanns Blick, prächtig wirkt seine flatternde Erscheinung in der Luft, bezaubernd aber ein ganzer fliegender Schwarm. Wenn die Tropensonne morgens am Marannon die frostige Kühle der Nacht verscheucht hat und im Dickicht des Urwalds das Leben beginnt, wo die halberstarrten Affenfamilien ihre Wanderungen durch die Zweige antreten, die schneeweißen Silberreiher sich aus den dunkelgrünen Baumkronen erheben, auf gebleichtem Riesenstamme, den einst Sturm, Blitz oder Altersschwäche über den Uferrand warf, die schwarzen Geier träg ihre Flügel recken, Entenscharen die Wellen durchstreichen und die Möwen schreiend zur Fischjagd ziehen, da haben sich auch die Papageien von den äußersten Baumgipfeln erhoben, wo sie erst geraume Zeit sich von der Sonne wärmen ließen. Ganze Flüge treffen kreischend zusammen, und fort geht's dahin, wo Fruchtbäume stehen, und hier beginnt ein Schnalzen



Flamingos am Nil

und Hacken, ein Prasseln herabfallender Blüten und Früchte auf den Schirmblättern des Unterholzes, als ob ein Hagelwetter über den Wald ginge. Um die Baumkronen aber hebt es und senkt es sich von den auf- und wieder auffliegenden Vögeln, als sprudelte jeder Baum große farbige Blüten in die Höhe oder als würde hier mit bunten Vögeln die Nachahmung zahlreicher Leuchtspringbrunnen versucht. Hebt sich der Schwarm dann wieder und steht der Zuschauer so zur Sonne, daß die Beleuchtung von ihm her auf die Gefieder fällt, da überkommt ihn freudige Bewunderung. Ein blühendes Farbenheer, wirbelt es über die Wipfel, dann weithin über den Riesenstrom, um in seinem leuchtenden Spiegel, umrahmt von den Uferwaldungen und unterbrochen nur von der stillen Pracht der Aristolochia regia, das Schauspiel der Luft zu wiederholen. Man glaubt einen wilden Faschingskorso zu sehen, der diese Urwaldstraße plötzlich erfüllt und mit Jubeln und Schreien die Sinne verwirrt.

Ruhiger wirkt da trotz aller Lebhaftigkeit der Tiere der Anblick von Kolibrischaren, wie sie die lichteren Räume der Hyläa beleben. Wenn der Tau auf den Blüten liegt und in ihnen das Morgenrot schimmert wie Kristall und Rubine, da sind wir entzückt von der Herrlichkeit der Natur. Wo aber diese Schmetterlingsvögel — „Bejaflores", „Blumenküsser", nennt sie der Brasilianer — in weit größerer Fülle als am günstigsten Sommertag die Falter auf unsern Wiesen die Flora des Tropenwaldes umschwirren, da scheint sich ein Märchenreich in der wuchernden Wildnis zu erschließen. Es sind tanzende Sonnenfunken mit dem Blitzen aller Art Edelgesteins, die hier durch die Lichtung schießen und dort dunklere Wölbungen unter den Zweigen mit farbigem Glanze durchleuchten, „Sonnenlocken", „Rosenhauch, in flüssiges Feuer getaucht", wie die dichterische Sprache der Mexikaner sagt, „Topaskolibris", „Rubinkolibris", „goldohrige" und „goldschwänzige", „Schmuckelfen" und „Flaggensylphen", wie diese Tierchen unterscheidend die Systematik benennt. Dem Landschaftszauber, den sie hervorbringen, verzagt man, ein weiteres Naturbild anzuschließen. Es müßte höchstens die funkenübersäte nächtliche und so allerdings feierliche Prärieflur sein, die Alexander von Humboldt am Orinoko unweit der Atureskatarakte gesehen hat.

Das wunderbare Schauspiel, von Leuchtkäfern und Feuerfliegen hervorgebracht, erwähnt er bei der Beschreibung der Höhle von Ataruipe, der Skelettgruft eines vertilgten Indianerstammes. „Mit farbigen Ringen umgeben, stand die Mondscheibe hoch im Zenit. Sie erleuchtete den Saum des Nebels, der in scharfen Umrissen wolkenartig den schäumenden Fluß bedeckte. Zahllose Insekten gossen ihr rötliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde. Von dem lebendigen Feuer erglühte der Boden, als habe die sternenvolle Himmelsdecke sich auf die Grasflur niedergesenkt. Rankende Bignonien, duftende Vanille und gelbblühende Banisterien schmückten den Eingang der Höhle. Über dem Grabe rauschten die Gipfel der Palmen."





Die Lampe. Von Julius Havemann

Wie übereinandergestapelte Kisten und Kasten wuchsen die altersgrauen Giebelhäuser der kleinen Stadt auf engstem Raume übereinander empor. Das Abendlicht blendete rötlich über den Schnee. An der Stadtmauer stoben lautlos Raben auf wie schreckhafte Ahnungen vor der Nacht. Dann fielen weiße Flocken von den Pfannen. Es hatte fast etwas Erlösendes, wenn die großen Vögel, vor dem dicken, grauen Gewölk hinstreichend, ihr durchdringendes Krächzen hören ließen.

Gleich neben dem plumpen Turm der Stadtmauer klemmte sich ein hohes, schmales Haus zwischen umfangreiche, etwas altersschiefe Gebäude mit Holzgalerien und leiterartigen Freitreppen ein wie ein in dies Gerümpel hineingetriebener Bolzen. Aus einem seiner Giebelfenster, durch schneeweiße Gardinen und blutrot blühende Geranienstöcke blickend, beobachtete eine Frau zwei junge Menschen, die Hand in Hand durch das weite beschneite Land dahergewandert kamen. Die beiden da unten hatten es nicht eilig. Sie schwatzten und lachten, zeigten einander rechts oder links vom Wege etwas, schwenkten die ineinandergeschlungenen Hände oder schneeballten sich auch wohl einmal. Es war ein harmloses Tollen ohne Absicht und ohne Nachdenken. Waren die beiden doch noch halbe Kinder. Trotzdem mußte die Frau am Fenster in diesem Miteinander etwas wahrnehmen, das sie ihre Sinne schärfen hieß. Es war, als zöge sich alles in Zeit und Raum, was diese beiden Kinder betraf, gegen ihre Seele hin zusammen. Sie hatte sie nebeneinander aufwachsen sehen aus der Zeit heraus, da sie mit nackten Füßen ihren Weg zur Schule trotteten. Sie sah sie hinwegkommen über den rätselhaft kühlen Tag der Konfirmation mit seinen nüchternen Kirchenstimmungen, den ungewohnten Kleidern, den schwarzen Gesangbüchern mit Kreuz und Kelch und dem unvermeidlichen Topfkuchen, diesen von Predigten durchhallten Tag, an dem sie stumm und scheu lächelnd beieinander Zuflucht gesucht hatten, etwas steif, etwas ungelenk gegenüber der neuen Welt, und nur ineinander das Alte spürend, so daß Hand sich immer wieder zu Hand fand. Und sie hatte sie sich der Ausgangspforte des Paradieses nähern und endlich miteinander auf die Schwelle treten sehen. In diesen Tagen. Friederike zählte nun fünfzehn Jahre. Und so kam es, daß sie, des Mädchens Mutter, mit geschärften Sinnen und einer alles übrige von sich ausschließenden Seele hinausspähte, als überschaue sie jene Schwelle und sähe die künftigen Tage.

Die Glocken der uralten Kirche läuteten ununterbrochen. Fromme, gedankenlose, liebe Feierklänge, zuweilen gleichsam in einem sich selbst einschläfernden Behagen

dahingleitend wie die Predigt eines alten Propstes; dann, als würden sie sich ihrer Bedeutung wieder bewußt, sich ernster vertiefend. Es war Weihnachtsabend.

Vom Treppensteigen hörbarer atmend, trat Friederike in die kleine Stube. Sie brachte die Frische des Winters und der Jugend in ihren Kleidern mit herein. Durch die silberfeine Dämmerung, die schon nahe den Fenstern alle Gegenstände überschleierte, blinkten ihre Augen noch den hellen Übermut der eben eingetrunkenen Sonne, und ihrem frischen, jüngst noch so unbehinderten Leben schien der Raum zu eng zu sein, daß sie an sich halten mußte, um sich zur Stille und gemessenen Bewegungen zu bändigen.

„Hans kommt also nachher herauf!" sagte sie hastig. Ihre Augen suchten das Licht hinter den Scheiben.

Die Mutter nickte auf ihre Näharbeit nieder, in der die hagere, feine Hand regsam ihre Fäden zog, daß der Goldreif am Finger blinkte.

„Mutter, du verdirbst dir die Augen. Laß mich das Wenige noch fertigmachen."

„Ich verderb' mir die Augen nicht."

Es klang ein wenig, als amüsiere man sich, von der Seite ermahnt zu werden. Das junge Geschöpf hockte sich neben sie auf einen hölzernen Kinderstuhl nieder. Die Frau richtete einen prüfenden Blick in die klaren Augen da zur Seite, die schon wieder mit einem Ausdruck unschuldvoller Verwunderung dem Lichte zugewandt waren. Aber waren die Pupillen auch so weit geöffnet, daß die Augen ganz schwarz erschienen, so fühlte die Mutter doch, daß sie eine andre Art Erleuchtung suchten als die durch die spärlichen letzten Strahlen des Tages. Fast sah es aus, als sähen diese Augen jetzt weniger, als daß sie lauschten. Auf ein Unfaßbares, das ihnen dennoch nicht neu und das einfach war wie das Selbstverständliche. Allmählich schien ein frommer Ernst die leichte Lustigkeit hinwegzuzehren.

Ganz still war es im Zimmer und draußen in der Welt. Nur diese zwei Menschen lebten und waren aller Dinge Seele. Eintönig tackte die Uhr. In der Dunkelheit um den Kachelofen, wo ein mattes rotes Flackerlicht auf dem Eisenblech des Fußbodens ein lautloses Kinderspiel trieb wie ein Reigen heimlicher kleiner Winteramoretten, begann das Teewasser leise zu singen. In einem Vogelbauer hörte man das raschelnde Trapsen winziger Füße.

„Mutter! — Du! — Hans tritt im März aus dem Geschäft und geht schon Anfang April zur See. Von Stettin aus."

„Das muß er wohl. Wenn schon — denn schon. Der Onkel hat es ihm erlaubt; da wird es Zeit für ihn."

„Hm! — Siebzehn ist er."

Das Schweigen bekam feinere Ohren. Aber Friederike achtete dessen nicht. Denn gleich darauf ließ sie recht harmlos ihre Gedanken wieder laut werden: „Mutter! — Warum gehen eigentlich die Frauen nicht mit zur See? Ich meine, auf den großen Schiffen. Da könnten sie gerade genug Frauen beschäftigen."

„Was für Frauen, Kind?"

„Ich meine, die Frauen von den Männern — den Matrosen zum Beispiel."

„Die Matrosen haben wohl meist keine Frauen."

„Warum nicht?"

Die Mutter sah sie an. Friederike schaute jetzt recht gleichmütig und klug gegen den Himmel.

„Was du redest! Es werden wohl meist junge Burschen sein."

„Aber wenn sie älter werden?"

„Was sollen denn aber ihre Frauen auf den Schiffen, Rieke? Wenn sie daheim ihren Hausstand haben?" Und wieder schaute die Mutter in die träumenden Augen der Tochter und wiegte den Kopf. Friederike fühlte das, lächelte und wandte dann erst der Mutter den Blick zu.

„Dann kannst du auch fragen: wozu nehmen sie sich überhaupt Frauen? Für den Hausstand wohl gar nur?"

„Und was interessiert dich denn so plötzlich daran? — Wegen Hans? — Hm?"

Diese weiche, bange Zärtlichkeit, die in der Frage mitzitterte, schien jedoch dem Mädchen zu mißfallen.

„Ach — wegen Hans? — Nein, ich meine nur!" sagte sie und erhob sich schnell. Dabei machte sie eine Bewegung mit dem Kopfe, als schüttle sie noch wie in den Tagen der ungebändigten Haare diese zurück, obgleich sie jetzt in festen Flechten um den Kopf lagen.

„Ja also — — —! Du, Mutterchen, ich muß an den Baum noch die Lichte machen. Und dann — für Hans häng' ich etwas Besonderes daran. Irgend etwas Spaßiges. Ich finde schon etwas."

Das klang alles ganz natürlich. Kein Erröten verriet, sie habe mit Bewußtsein an geheimnisvolle Beziehungen getastet.

Sie hastete hinüber ins Nebenzimmer.

Die Frau horchte ihr nach, wie sie drinnen eine Strophe eines Volksliedes vor sich hin summte — schwieg — und wieder anhub.

Es war am Überkippen. Nur noch eines kleinsten Stoßes bedurfte es.

Die Frau legte die Näharbeit auf das Tischchen und blickte hinaus in das dämmrige Land. Die Spinnwebschleier sanken jetzt schneller und dichter herab, legten sich über die Landschaft mit den Zeilen der starren, besenhaften Alleebäume, auf die Hügelwellen mit den vereinzelten Baumgruppen und Büschen, und ließen die Wälder am Horizont nur noch wie einen blaugrauen Dunststrich erscheinen. Hier und da glomm ein Licht auf, in Fernen zwinkernd und matt, in den Nähen blank mit spitzen Strahlen. Da lagen einsame Gehöfte, und darin bereitete man sich nun wohl auch zur Bescherung, und die Öchslein und Esel in den Ställen bekamen ein feierliches Ansehen. Oben war alles Gewölk. Doch ein winziges Sternchen blinkte, wie angeblasen, durch eine Lücke. Man hörte zuweilen das Klappern des Schneewindes in den blechernen Dachrinnen und an der Wetterfahne des nahen Turmes über dem Stadttor, und dahinein immerfort das ferne, feine Klingeln eines Schlittens, der wie ein grauer Schatten durch die weite weiße Landschaft flog.

Zur Rechten schob die Stadt gewissermaßen einen Flügel vor. Daran lag am Abend zauberhaft die rote Sonnenglut. Nun war alles in trübes Grau gehüllt. Die Spitzdächer mit den am Giebel vorgenagelten Brettern stiegen düster ins Wolkengrau empor und überschatteten tiefe dunkle Nischen. In der tiefsten aber blitzte ebenfalls ein kleiner, blanker Stern — eine Lampe. Unentwegt, still wie der fromme Glaube, der den Wanderer in eine heimatliche Wärme ruft — aus der kühlen Fremde — über die Länder und Meere — aus dem Totenreich — so strahlte sie in ihrem engen Winkel.

Die Blicke der Frau hingen an dieser kleinen gelben Lampe im Dunkeln. Sie konnten sich nicht losreißen.

So eine Lampe hatte einst Nacht um Nacht am Fenster eines Fischerhauses droben an der Küste gestanden. Damals, als ihr junger Gatte auf den späten Fischfang hinausgefahren war, von dem er nicht mehr heimkehren sollte. Es war die Zeit der einsetzenden Herbststürme.

Sie sieht die lange, einförmige Gasse am Strand wieder vor sich. Rote, einstöckige Ziegelsteinhäuschen. Gekappte kleine dicke Linden davor. Nach dem Meere zu die Aussicht fast benommen durch die Reihen brauner Netze und einige auf den Sand gezogene Boote. Sie riecht diesen Geruch von faulendem Tang und Teer. Ihr Haus war das letzte in der Gasse, etwas älter und spitzgiebeliger als die andern und schief zur Straße gestellt. Und dort schob sich ein

Schuppen vor und bildete einen Winkel, in den der Herbst die roten Blätter kehrte. Dort befand sich in der Dachstube jenes Fenster, das am weitesten über die See hinausblickte. Und dorthin stellte sie die Lampe. Wochen — Monate.

Zweiunddreißig waren hinausgefahren auf ihren schwarzen Booten — zweiunddreißig blieben verschollen.

Aber den heimkehrenden Fischern wurde diese Lampe allmählich ein Führer in den Hafen. Wenn sie in stockfinsterer Nacht den kleinen blanken Stern über den murrenden Wassern aufglimmen sahen, sagten sie: „Nu sitt Jens Claussen am Stüer. Nu sünd wi dörch." Und still, wie von einer höheren Macht geleitet, glitten sie in den Hafen.

In einer jener Nächte aber war ein kleines Mädchen geboren worden — eine vaterlose Waise. Da erlosch die Lampe. Die Hoffnung hatte Kraft dazu gefunden; die Liebe trat an ihre Stelle. Und dann zogen sie beide fort, ins Land hinein, nach der Heimat der Frau Claussen.

„Wovon träumst du, Mutter?"

Die Schattengestalt am Fenster wandte langsam den Kopf. Da kauerte es wieder neben ihr. Das Gesicht leuchtete matt über den verschwimmenden Umrissen, aber zwei Augen lebten dunkel darin. Die hatten über der letzten Frage, die die Mutter vorhin hatte laut werden lassen, unausgesetzt wie ein nächtlicher Sternenhimmel geträumt.

Wegen Hans? — Steigen die Gedanken und Worte in dir auf wegen Hans? Sie wollte etwas fragen und wußte nicht was.

Aber die Mutter erzählte ja wohl etwas? Sie erzählte — wie war es nur gekommen? — erzähl e, wovon sie geträumt hatte, die Geschichte von der Liebe Lust und Leid. Bisher hatte sie von alledem zu der Tochter nur in oberflächlichen Andeutungen zu reden vermocht, jetzt quoll es aus den Tiefen herauf, ein Nacherleben, das zur Erlösung reifte. Es gehörte dieser einen mit, weil es Leben von ihrem Leben war.

Friederike sagte kein Wort. Nur die großen Augen hingen fest an denen der Mutter, deren schöne hagere Hand sie unbeweglich in der ihren hielt.

Es war totenstill. Die Frau hatte zu Ende erzählt. Man hörte die entferntesten Laute der Gassen. Vom Kirchturm begannen die Stadtmusikanten zu blasen:

Stille Nacht! — Heilige Nacht!

Friederike beugte sich nieder und küßte die Hand.

Draußen auf der Stiege polterte es. Das junge Mädchen fuhr in die Höhe.

„Zünde die Lichte nur an, Kind!" sagte die Mutter ruhig, als sei soeben nicht das Feierlichste von der Welt zwischen ihnen erlebt worden. „Ich steck' hier an." — — —

Frau Claussen trat aus dem Nebenzimmer, wo sie im Ofenrohr ein einfaches Abendessen wärmte. Unter den brennenden Kerzen des Weihnachtsbaumes saßen die beiden Jungen, wiesen einander, halblaut sprechend, ihre kleinen Gaben vor und dankten einander, jedes auf seine Weise, er scherzhaft, sie ernst. Hans etwas „Besonderes" an den Baum zu hängen, hatte Friederike vergessen; oder hatte sie den Gedanken plötzlich als kindisch fallen lassen? Die Frau blieb, beide betrachtend, unter der Tür stehen.

Ein mütterlich Überlegenes und Fürsorgendes im Gehaben der Tochter, eine Ruhe und Sicherheit in den Bewegungen fielen ihr auf. Auch das treuherzige derbe Gesicht des jungen Burschen, der, solange beide Kinder denken konnten, als Nachbarsohn mit zum Hause gehörte, verriet deutlich, daß auch ihm etwas an der Freundin neu sei. Doch hatte er sein Verhalten bereits dementsprechend ver-

ändert und sprach leiser, sozusagen rücksichtsvoller. Ihm mußte das reizend und kurzweilig erscheinen. Denn wie einer, der plötzlich merkt, daß er wohl als erwachsen gelten kann, sah er sich vor, solche Würde zu verscherzen, machte auch gar keine Versuche, sich darin als routiniert auszuweisen, indem er kleine linkische Galanterien vor der Gespielin wagte. Und diese wurden in heimlichem Einverständnis wohl aufgenommen. Ja, es gefiel ihm gerade, daß eben sie es war, die ihm dieses Neue in ihrem Empfinden und Verkehr geschenkt hatte, so daß es ihn nicht fremd und befangen machen konnte, sondern ihm das Gefühl eines kameradschaftlichen gemeinsamen Eroberns eines neuen Lebensgebietes schuf, das reich war an Warmem und Lustigem. Und wie heimlich und allein war man dabei! Die Welt sah es nicht, was er vor dem Mädchen übte. Die Welt hatte auch sonst keine Augen dafür. Die hatte nur die Freundin, von der alles und jedes bemerkt, beurteilt und voll ausgenossen wurde. Wie schön das war, sie zu erheben, daß sie sich freute! Und so sich an ihr zu erheben, während sie wie eine fürsorgliche Lehrmeisterin achtgab. Wie lustig das war! Ganz leise trieben sie es miteinander und fühlten sich so nahe — einander so ausschließend nahe.

Hans bückte sich auf einen kleinen Gegenstand mit prüfender Stirn und freudiger Achtsamkeit. Das Auge des Mädchens ruhte auf ihm mit diesem Ausdruck vollen Inbesitznehmens, das volle Hingabe ist. Ihr Körper machte eine ganz sachte, aber beredte Bewegung gegen ihn hin. In diesem Augenblick fühlte sie das zweite Augenpaar und richtete den Blick über den Kopf des Burschen weg auf die Mutter. Diese nickte ihr unwillkürlich zu.

Die Pupillen des Mädchens erweiterten sich noch um ein weniges wie in einem Erschrecken. Langsam errötete sie, hielt aber den Blick aus und strich eine Locke über das Ohr zurück. Dann erst war es, als zerrissen die letzten Schleier. Der Blick bekam Stetigkeit, wurde gut, still, freudig — wurde dankbar und wehmütig — wie in einem Abschied.

Sie fühlte ihre Berufung und sich selbst.

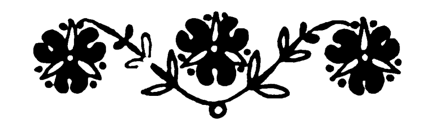
Die stille Lampe, die einst dort oben in der kleinen Küstenstadt über des Mädchens Geburt geleuchtet hatte, daß die Schiffer, die durch die dunklen Wogen des Meeres dem Hafen zusteuerten, einander zuraunten: „Jetzt sitzt Jens Claussen am Steuer. Jetzt sind wir hindurch!“ Sie war von neuem entzündet worden.

Und sie, die Mutter, hatte sie entzündet mit ihrer Erzählung, der Weisung der Natur folgend, die will, daß aus Töchtern Frauen werden.

Draußen bliesen noch die Musikanten vom beschneiten Kirchturm. Frau Claussen öffnete einen Fensterflügel. Nun drangen die Klänge mit der klaren kalten Nachtluft deutlicher herein, so daß sie die hellen Kinderstimmen verstand, die sangen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her!“

Plötzlich wußte es die stille Frau: das Heil der Welt, die Kraft und die Bereitschaft, durch Liebe leiden zu wollen, es hatte sich aus dem Himmel auch in das Herz ihres Kindes gesenkt. In das ihres Kindes — aber auch zum andern Mal in das ihre.

Schweigend trat sie in das Nebenzimmer zurück. Es sollte niemand sehen, daß ihr die Augen feucht wurden.





Unsterbliche Geliebte

Von

Hermann Kienzl, Berlin

II*

Donna Laura de Noves! Wie ein Stern am Firmamente, schön und kühl, schwebt ihr Ewiges durch die Zeiten. Stern? Donna Lauras Glanz geht nur vom Strahlenmantel aus, den der liebende Dichter ihr um Seele und Leib gewoben. So sehr entbehrt ihr Persönliches — selbst in Petrarcas Sonetten — der wesenhaften Züge, daß man hundert Jahre nach Lauras Tode nicht glauben wollte, sie habe wirklich gelebt. Die Forschung hat inzwischen ihre Lebensgeschichte festgestellt. Man fand Mitteilungen, die Petrarca, der große Wiedererwecker und Bibliothekar der griechischen und römischen Klassiker, mit eigner Hand auf den Einband seines Virgil geschrieben, als er die Nachricht von Lauras Tode erhalten hatte. Und wir wissen nun, daß Laura, die Tochter des provenzalischen Ritters Noves, 1308 zu Avignon geboren war und dort ihr Leben verbrachte. Wir wissen ferner, daß die Siebzehnjährige im Jahre 1325 dem Hugo de Sade vermählt wurde. Seit zwei Jahren war sie verheiratet, als der dreiundzwanzigjährige Petrarca sie zum erstenmal erblickte und sofort von der rätselhaften Leidenschaft ergriffen wurde, die durch 31 lange Jahre hoffnungslos in ihm lodern sollte. Die Begegnung geschah am 6. April 1327, frühmorgens um sechs Uhr in der Kathedrale. Es war der Montag der Karwoche, den jedoch der Dichter im zweiten Sonett mit poetischer Freiheit zum symbolischen Karfreitag machte.

* I Siehe „Arena", Heft 3

Platonisch war Petrarcas Leidenschaft nicht. Sinnliche Glut mischt sich in seinen Sonetten mit übersinnlicher Anbetung. Er verzehrte sich im Durste nach der Geliebten. Doch sie blieb unerbittlich. Dieses Versagen und des Dichters widerwilliges Entsagen trieben den glühenden Stachel stets noch tiefer in Petrarcas Seele und Fleisch. Die holde Gebundenheit rasender Gefühle in der strengen Form des Sonetts (das Petrarca, der Schöpfer der italienischen Kunstsprache, unvergleichlich meisterte) ist ein Sinnbild für des Mannes Selbstbändigung. Goethe, der nur selten Neigung zum Sonett fühlte, sagt in einem solchen Gedichte:

> Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
> Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

Das könnte als Motto stehen über Petrarcas Sonetten! In Klängen und Bildern ohne Ende verschönt sich des Dichters hartnäckiges Leid. Er klagt:

> So treibt mich mein Geschick, mit feuchten, starren
> Und blöden Augen stets nach ihr zu schauen;
> Ich folg' und weiß, daß in die Flamm' ich eile.

Er wirbt mit Feueratem, er weint, er flieht, er sucht die Glut zu ersticken, er wandert in die weite Welt — vergebens! „Kein Heil umher, wohin mein Blick sich wendet."

Welch ein Märtyrertum der Liebe! Nicht minder als das Begehren peitscht den unglücklichen Dichter die Eifersucht. Er, der Olympische, verschmachtet, indes die Geliebte ihrem Gatten, einem Dutzendjunker, eine ängstliche Treue

widmet und Jahr für Jahr ein Kind gebiert ...! Doch alle grausame Wirklichkeit kann Petrarca nicht ernüchtern. Er träumt in Sturmesfluten von dem Liebesfrieden hohen Alters:

Kann sich mein Leben noch so lang erhalten
In bangen Kümmernissen und in Qualen,
Daß, kraft der letzten Jahr', ich noch die Strahlen
In Euren Augen, Herrin, seh' erkalten
Und Euer Goldhaar silbern sich gestalten,
Nicht grün Gewand und Kränz' euch mehr umstrahlen.
Die Wangen bleichen, die den Mut mir stahlen,
In Klagen meinen Jammer zu entfalten;
Dann gibt wohl Lieb' auch Kühnheit mir, der Stunden,
Der Tag' und Jahre Menge zu enthüllen,
Die unter Schmerzen mir dahingeschwunden.
Und wehrt die Zeit, so schönen Wunsch zu stillen,
Gewiß doch mindest wird für meine Wunden
In späten Seufzern mir ein Balsam quillen.

Wer tiefer in die 316 Sonette Petrarcas eindringt, begreift es nicht, daß Barbaren, die der Glanz der Verse blendete, diesen Dichter kalt gescholten haben. Wohl ist mit der absoluten Hingebung seltsam die Selbstbespiegelung verbunden, jene Freude am eignen Ich, die Schmerzen wonnig macht und schwere Wunden gerne trägt. Gerade diese Züge vermehren vielleicht noch die Verwandtschaft der Individualisten von heute mit dem alten Dichter. Trotz sechs Jahrhunderten, die ihn von uns trennen, teilt er mit den modernsten Lyrikern die Feinheit der Stimmungen.

War Petrarcas Liebe wirklich so einseitig, daß ihre innere Unfruchtbarkeit ein gesünderes Gefühl abstößt? Es scheint, daß Laura die volle Gunst ihrem Dichter nie gewährte. Petrarca hat, dem Zwange der Zeitsitte gehorchend, nicht einmal das Haus der Geliebten betreten. Doch war ohne Zweifel die tugendreiche Dame in der grausamen Kunst wohlbewandert, den Geliebten am Zauberfädchen festzuhalten. Man entnimmt den Sonetten, daß die Geliebte, nachdem Petrarca 1342 feierlich mit dem Lorbeer gekrönt worden war und den Ruhm der Donna vor ganz Europa hatte leuchten lassen, minder ablehnend gegen ihn verfuhr. Der Dichter erzählt von manchen späten Beweisen ihrer Gnade, die ihn tief erregten, und von dem Abschied „mit der Trän' im Auge", den sie ahnungsvoll genommen, als er 1347 von Avignon fortzog. Es war der letzte Abschied. Denn am 6. April 1348, um 6 Uhr früh, genau zur Minute 21 Jahre nach ihrer ersten Begegnung mit Petrarca, starb Laura de Noves an der Pest.

Die Überlieferungen von Lauras Leben sind spärlich. Was sollten sie uns auch? Wie Laura in Petrarcas Sonetten lebt, so allein hat sie ein Recht, im Gedächtnis der Menschheit zu leben. Höchstens sei noch zweier Tatsachen gedacht, die versöhnlich ihren Tugendegoismus mildern. Als man 1533 Lauras Grab öffnete, fand man im Sarge in einer bleiernen Kapsel ein Sonett Petrarcas. Es ist freundlich, zu glauben, daß die Sterbende ihres Dichters Liebesworte mit sich unter die Erde nehmen wollte. Und gewiß ist ferner, daß Laura von dem Maler Simon von Siena ihr Bild machen ließ und es Petrarca schenkte.

Eine Kopie dieses Bildnisses schmückt das Gewölbe der Hauptkirche zu Avignon. Stammt es aus schönen Jugendtagen oder hatte der Künstler Laura mit des Dichters Augen sehen wollen? Chroniken berichten, daß die ihrem Dichter Ewig-Schöne in der Ehe rasch verblühte. Die zahlreichen Geburten machten ihren vom Glanz der Poesie umschimmerten Körper plump und unförmig. Als Karl IV. nach Avignon kam, zeichnete er die gefeierte Geliebte des Petrarca vor allen Frauen aus und huldigte ihr mit einem Kusse auf die Stirn. Aber er wunderte sich nicht wenig, daß so verblühte Reize den Dichter der Schönheit trunken machten ... Wer die dichtende Liebe kennt, wundert sich nicht. Als sein Venusstern leuchtete Laura, die im Grabe moderte, noch zehn Jahre am nächtlichen Firmament Petrarcas. Dann erlosch seine Sehnsucht und nach wenigen frommen Büßerpredigten auch seine Dichtkunst. —

Doch ein Glanz ist's sondergleichen,
Der, in Jahren still durchlebt,
Über der entsagungsreichen,
Ungestandnen Liebe schwebt.

Die Verse sind von Friedrich Marx, einem Kärntner Dichter. Sie flossen, sanft und wehmutsvoll, aus einem Gemüt, das mit dem Temperament Pe-

trarcas, des Italieners, keine innere Verwandtschaft hat; aus einem österreichischen Gemüt ... Lobsingen die Arpeggien aus Petrarcas Harfe der heiligen Keuschheit Lauras, so vernehmen wir doch den Unterstrom wilder Lust und wilden Schmerzes.

Der stille Glanz einer entsagungsreichen Liebe ruhte auf der armseligen Pilgerreise des deutschösterreichischen Dichters Adalbert Stifter. In seinen „Studien" lesen wir wie im heiligen Brevier der Natur. Waldesluft, Heideduft, der ganze Himmel dieser schönen Erde umfängt den Lauschenden. Mit seinem traurigen Leben hat sich Stifter in die Religion seiner Kunst geflüchtet. Aus allen seinen Erzählungen, den frühen und den späten, ja noch aus den letzten Worten, die der Schwerkranke geschrieben, ehe er in dunkler Nacht seinem Dasein mit dem Rasiermesser ein Ende machte, grüßt vielgestaltig das Bild seines frühverlorenen Mädchens.

Was weiß die Welt von Fanni Greipel? Nur die wenigen, die Stifters erst vor kurzem veröffentlichte Briefe gelesen haben, erfuhren ihren Namen. Sie hat flüchtig den Saum eines Dichterweges gestreift und ist in der Weltabgeschiedenheit eines kleinen deutschböhmischen Ortes im Alter von kaum dreißig Jahren gestorben, als sie dem andern Manne, der ihr Gatte geworden, das erste Kind gebar. Schon im „Kondor", der Erzählung, mit der die „Studien" beginnen, begegnen uns Fannis schwarze Augen in den „stolzen, dunkeln Sonnen" der Kornelia. Der Held der Novelle ist ein Dichter, sein Los Resignation, das Riff seines Schiffbruches der Standeskonflikt. Gewiß hat es auch den Eltern Fannis, den verhältnismäßig wohlhabenden Kaufleuten von Friedberg, nicht passen wollen, ihr Töchterchen dem armen Leineweberſohn aus Oberplan zu geben. Was aber die kleinbürgerliche Familie Greipel am meisten bestimmte, dem ewigen Studenten Stifter, der in ihrem Hause selige Tage der Jugendliebe verlebt hatte, den Abschied zu geben, war des armen Künstlers Scheu vor einem soliden Amte. Von bitterer Not gezwungen, sein Dasein als Hauslehrer in Wien zu fristen, fand Stifter halb nicht die Zeit, halb nicht die Energie, einen sicheren bürgerlichen Beruf zur Grundlage eines Hausstandes zu machen. Es hielt ihn wohl auch der unbestimmte Freiheitsdrang des Künstlers von diesem Ziele ab, ihn, der zur Zeit seines Verhältnisses mit Fanni von der Zukunft eines Malers, noch nicht des Dichters träumte. In gewissem Sinne durfte Stifter später von sich sagen: „Ein Mann, der aus Liebe zur Dichtkunst die Liebe seiner Braut opferte." (Brief Stifters an seinen Bruder Anton.) Doch war es freilich nicht er gewesen, der das Verhältnis löste. Eines der wenigen Gedichte, die von Stifter erhalten sind, enthält die Verse:

Und ein Haus steht dort auf Hügelwiesen,
Schimmernd weiß blickt's auf die Flur hinaus.
Ewig hat es mich von sich gewiesen,
Ach, und ewig denk' ich an das Haus.

Erst der Tod (1868) löschte seine Liebe zu Fanni — nachdem 35 Jahre seit seinem Liebesfrühling verflossen waren und die Geliebte schon 30 Jahre im Grabe ruhte. Ergriffen lesen wir das Bekenntnis in den „Feldblumen": „Mein werden kann sie nie. Was wollte auch der ernste, ruhige, gemütsgewaltige Cherub mit mir? Aber lieben mit dem Unmaß aller meiner Kräfte, lieben bis an das Endziel meines Lebens darf ich sie und, so wahr ein Gott im Himmel ist, ich will es auch."

Stifter nannte die tote Geliebte die „Braut seiner Ideen". In sie versenkte er sich, wenn er schuf, und, behangen mit fremdem Schicksal, ist Fannis Wesen verewigt in den beiden dauerndsten Meisterwerken Stifters, im „Hochwald" und in der „Mappe meines Urgroßvaters".

Fanni blieb Stifters einzige Liebe. Wohl hat er, halb aus Trotz, halb der Begehrlichkeit der Jugend erliegend, eine andre Frau (Amalie Mohaupt) als Gattin heimgeführt. Als er sich mit Amalie verlobt hatte, sah er Fanni noch einmal, und stürmisch, wie nie zuvor, flehte er jetzt, in letzter Stunde, das geliebte Mädchen um die rettende Hand. „Dein Bild," so beichtete er Fanni, „stand so rein und mild im Hintergrund vergangener Zeiten, so schön war die Erinnerung und so schmerzlich, daß ich, als ich Amalien das Wort künftiger Ehe gab, nach Hause ging und auf dem

Kissen meines Bettes unendlich weinte — um Dich.“ Zu spät! Fanni war nicht mehr frei und mußte sich dem Drängen des Unglücklichen verschließen. Stifter schleppte ein freudloses, sorgenvolles Leben an der Seite Amaliens hin, einer braven, ihm geistig sehr unebenbürtigen Frau. Er litt an Österreich, das er liebte und das ihn in einem trockenen Schulamte schlechtgelohnt verkümmern ließ; und er litt an dem Zwiespalt zwischen seiner Sehnsucht und der grauen Wirklichkeit einer philiströsen Ehe. Seine moralische Natur ließ die Verfehlung aller Hoffnungen nie die Gattin entgelten. Er war ihr in Dankbarkeit ergeben. Doch sein Träumen und Dichten gehörte der Braut seiner Ideen. In der ersten Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters“ beschrieb er genau das Haus Greipel in Friedberg. Mit der dritten Bearbeitung dieser Novelle war Stifter in den letzten Tagen seines Lebens beschäftigt. Nebelhaft und rührend tauchten dem Erlöschenden die Züge des lieben Mädchens aus fernen, fernen Zeiten auf — und seine zitternde Hand sprach „von der heiteren Franziska mit den dunkeln Augen und mit den lichten Blicken“.



Adalbert Stifter Ferdinand Raimund
(Aus Koenneckes Bilderatlas. Verlag Elwert)

Die Halbheit zaudernden Gemütes, die Adalbert Stifter um sein Lebensglück betrog, hat seinen österreichischen Landsmann Ferdinand Raimund nicht gelähmt. Er nahm den Kampf auf für sein Recht auf Liebe gegen ein widriges Schicksal. Dieser grüblerische Humorist, dieser melancholische Spaßmacher, der in der unscheinbaren Gestalt eines Possenschreibers der Wiener Vorstadtbühne die große Seele eines um die Palme der Ewigkeit ringenden Dichters barg, täuschte die Zuschauer bis zum Ende über sein wahres Wesen; bis zu jenem 30. August 1836, an dem er, der Komiker, an der Menschheit verzweifelnd, sich die Kugel ins Herz schoß. Der Dichter des Valentin, des Florian, des Habakuk, der Jugend („Brüderlein fein“) hat mit einer „Hymne an die Nacht“ geendet:

> In des Lebens Sommertagen
> Sinkt die Freude mir in Nacht;
> Und nur ihr will ich es klagen,
> Was so elend mich gemacht.“

Aber die Liebe war es nicht, die ihn zerbrach; sie allein vielmehr reichte ihm, ob auch im Trotze gegen die Welt und ihre Gesetze, die letzte Stütze.

Raimund war vom Ehrgeiz verzehrt — nicht nach äußerem Schein und Ruhm, doch von dem höheren Ehrgeiz, daß ein geadeltes Volk und seine adlige Volksmuse ein ewiges Bündnis schließen möchten. Als über den Umstürzer und Zersetzer seines Werkes, Johann Nestroy, der Jubel der treulosen Menge und über Raimund die Enttäuschung hereinbrach, tötete ihn jener edle Ehrgeiz. War Ferdinand Raimund krank, so war sein Leiden eine von den Krankheitserscheinungen des Genies. Für die nüchternen Menschen, und sogar für die liebevollsten, ist solche Krankheit ein Rätsel und der Kranke eine Last. Bewundernswert daher muß uns Antonia Wagner, die dem Geliebten Familie und Zukunft zum Opfer brachte, um ihrer gütigen Duldsamkeit willen dünken, mit der sie, sanft und liebreich, dem zerrissenen Manne zur Seite stand.

Das Schicksal dieses Liebesbundes ist nur mit den Verhältnissen des alten Österreich zu verstehen. Dort ist der Schauspieler mehr als irgendwo der Götze und zugleich der Sklave des Publikums; dort wird die Unauflöslichkeit der katholischen Ehe vom Staate gehütet.

Raimund, der überlegen lächelnde Schöpfer eines ironisch-phantastischen Weltbildes, der Spender milden Scher-

zes, war ein Mann von gärender Leidenschaft. In jungen Jahren hatte er einer untreuen Geliebten wegen einen Selbstmordversuch gemacht. Im Jahre 1819 (Raimund war 29 Jahre alt) fand er Antonia Wagner. Er warb um sie. Der Vater, ein wohlhabender Kaffeesieder, wies den „Schauspieler“ entrüstet ab und verbot ihm, sein Haus zu betreten. Der unerklärliche Wirbel des Blutes riß den Dichter von diesem Schmerze zu der tollen Verlobung mit der Schauspielerin Luise Gleich (seiner Kollegin am Leopoldstädter Theater) hin. Jedoch die Liebe zu Antonia rüttelte den Verlorenen auf. Er wollte die Verlobung lösen.

Das intimste Leben des Wiener Schauspielers ist der Öffentlichkeit preisgegeben. Die Familie Gleich bestand auf der Vermählung, und als Raimund der Trauung ferngeblieben war, nahm das Publikum gegen seinen Liebling wütend Partei. Sich vor dem Untergang als Schauspieler zu retten, ließ sich Raimund mit Luise Gleich trauen. Seiner Verzweiflung kam doppelte Hilfe. Er ertappte die ungeliebte Gattin auf offener Untreue und konnte sich von ihr trennen. Und Antonia, die Heißgeliebte, fand den Mut, alles hinter sich abzubrechen und dem teuren Manne in freier Liebe zu folgen. Der Heroismus des in aller Enge des Bürgertums und jenes Zeitalters aufgewachsenen Mädchens war von Frivolität und egoistischer Zügellosigkeit weit entfernt. Sie gewährte selbstlos dem Geliebten ein Glück und erwarb sich ein hartes Los. Raimund schleppte die Kugel am Beine mit sich: seine unauflösliche Ehe mit der unwürdigen Luise Gleich. Niemals hat Antonia ihren Schritt bereut. Durch 16 Jahre war sie die Trösterin und Vertraute des friedlosen Dichters. Wohl überschimmerte auch sie der helle Schein seines wachsenden Ruhmes; doch viel, viel hat sie gelitten durch die Unrast und die dämonische Eifersucht des Geliebten. Raimund selbst begriff es gar wohl — und konnte es nicht ändern. Die dem Flottwell in die Nacht der Abenteuer folgende Leonore („Verschwender“) ist dem Gedächtnis Antonias gewidmet — und im „Alpenkönig“ führt die gequälte Frau des Rappelkopf sogar den Namen Antonie.

Raimunds Briefe an die Geliebte sind hingewühlte Spuren heißer Leidenschaften. Stürmische Erotik, bösartige Eifersucht, Selbstanklagen, phantastische, mitunter bombastische Illusionen des Ehrgeizes, wilde Verzweiflungen wechseln bunt. Und einmal schreibt er: „Wenn ich heute durch mein leidenschaftliches Betragen Dich beleidigt habe, so verzeihe mir, wenn Du kannst. Ich fühle es tief in meinem Innern, daß ich Glück und Ruhe vergebens über dieser Erde suche, ich bin nur geboren, um mich und andre zu quälen, die das Schicksal in meine Nähe stellt.“

Antonia Wagner war sich des Glückes, Ferdinand Raimund zu lieben und des Dichters Trost und Freude zu sein, in allem Unglück mit Stolz bewußt. Nach dem Schuß von Pottenstein war ihr Leben nur mehr seinem Andenken geweiht. Und es währte noch lange, dieses einsame Leben! Als Antonia 1876 starb, fand man die von ihr als Heiligtum gehüteten Handschriften der Raimundschen Stücke, die jetzt erst in unverstümmelter Gestalt dem dauernden Bestand der Literatur und der Bühnen einverleibt werden konnten.





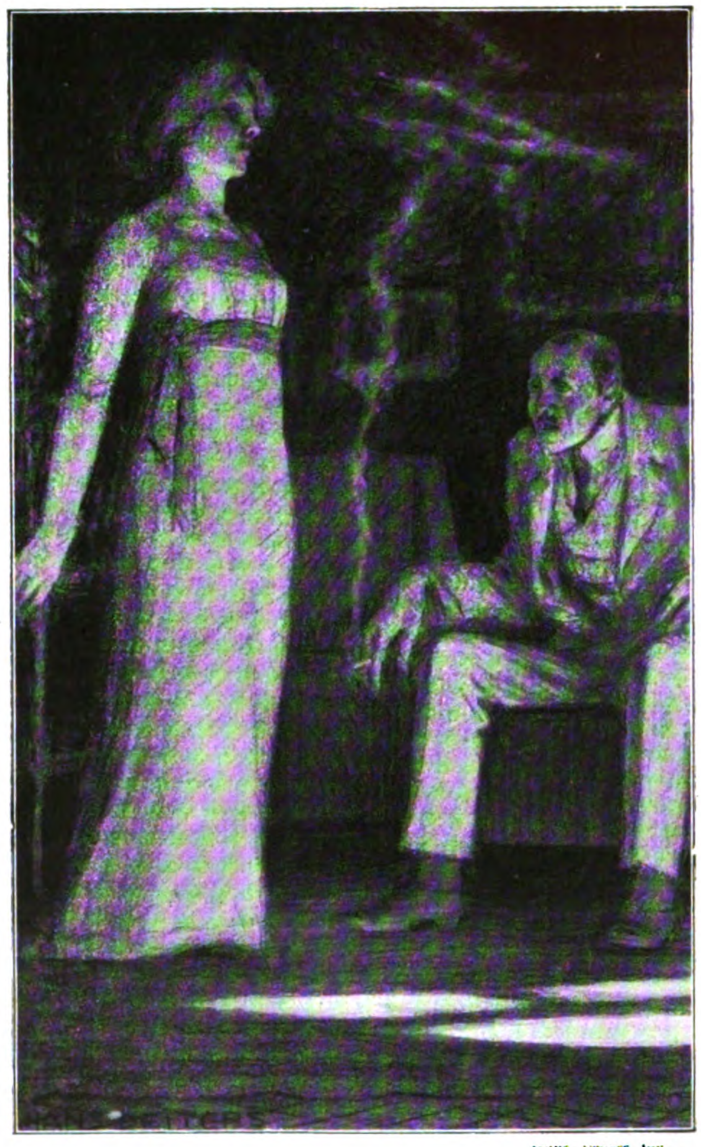
Einsamkeit. Nach einem Gemälde von F. W. Keller, Reutlingen



Leonore Niessen-Deiters: Die unordentlich verheiratete Familie

IX

Eva



Hans Deiters fec.

Wie es gekommen war?

Tja. — Wie kommen solche Sachen?

Vielleicht hatte sich der Sepp Mittermaier seiner Frau zu viel im Atelierkostüm gezeigt — inwendig und auswendig. Vielleicht hatte die Frau Milly Mittermaier zu schöne rote Haare. Vielleicht auch war der zu solchen Sachen erforderliche Dritte eine zu perfekte Mischung von gutem Schneider, weiser Mäßigung und vieldeutigen Handküssen.

Wie es ursprünglich angefangen hatte, stand dagegen positiv fest. Und das

war nur ehrenvoll für die gute Gattin. Sie hatte dem Mann mit dem guten Schneider (Georg hieß er, Georg H ckstett) Appetit auf ein Bildchen ihres Sepp machen wollen und statt dessen hatte besagter Georg Appetit auf sie selber gekriegt. Einen durchaus wohltemperierten und vorsichtigen Appetit übrigens. Ferner hatte eben dieser Georg der eifrigen Frau Milly außerordentlich imponiert: lieber Gott — der Mann fuhr nur Auto (eignes), kaufte die Orchis wie Gänseblümchen, trug Krawatten und Strümpfe von so entlegenen Farben, daß er sie schon zueinander einfärben lassen mußte, und hatte einen wundervoll müden, wissenden Augenaufschlag. — Wohingegen Frau Milly einen ewig hoffnungslosen Kampf gegen Krämer- und Metzgerrechnungen kämpfte und ihre freilich immer raffiniert gestimmten Toiletten erst von rechts, dann von links und dann noch mal aufgefärbt tragen mußte.

Also — wie es im einzelnen gekommen war, das ist wohl schwer reinlich auseinander zu klauben. Aber es war da, zweifellos. — Wenn es auch auf die drei Beteiligten ziemlich verschieden wirkte.

Der Sepp merkte es gar nicht. Nicht nur, weil er der Ehemann war, sondern auch, weil er wirklich sehr in der Arbeit saß und außerdem dachte, so was käme nur in Romanen vor.

Der elegante Georg mit dem wissenden Augenaufschlag wußte, daß so was auch im Leben vorkommt. Er wußte es aus Erfahrung. Aber er wußte auch, daß so ein Flirt eine Episode bleiben muß, eine Episode zwar mit der Fußnote: ‚kann fortgesetzt werden‘, aber doch immerhin eine Episode, ohne halsbrecherische Ziele oder gefährliche Endstationen. Und deshalb regte ihn die Sache auch nur temperiert auf.

Die Frau Milly Mittermaier dagegen regte sich schrecklich auf.

Bis dahin tugendhafte Ehefrauen eignen sich eben nicht für den Flirt. Sie nehmen die Dinge zu tragisch; und sie erwarten immer irgendein bestimmtes Ziel und Ende. Frau Milly war bis dahin durchaus tugendhaft gewesen und hatte ihrem Sepp nie das geringste verschwiegen. Nachdem der bewunderte Georg so zum siebten oder achten Male dagewesen war, um eine Tageszeit, von der sie beide bestimmt wußten, daß der Sepp dann unter allen Umständen auf seinem Atelier sein würde, überlegte sie, ob sie nicht lieber doch noch alles beichten sollte. Und wenn Georg sehr bald wiedergekommen wäre, so hätte sie es vielleicht auch getan.

Aber Georg war weise.

Er ließ immer ein bißchen Zeit verstreichen und erhielt sie auf diese Weise dauernd in einer ihm selbst sehr sympathischen, demütigen und zugleich (für sie) aufreibenden Erwartung. Nach dem neunten Besuch sagte sich Frau Milly tränenüberströmt, daß nun wohl doch nichts mehr zu ändern sei, und überlegte allen Ernstes, daß sie zum Schluß wohl Selbstmord begehen würde. — Nach dem zehnten — der mit einem ungeheuer eindrucksvollen Handkuß endigte — begann sie ihren guten Sepp als Gefängniswärter anzusehen, und vor dem elften sagte sie sich, vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, daß heute die Bombe platzen würde.

Der elegante Georg konnte das freilich nicht wissen. — Er kam, schneeweiß angetan, mit einer wundervollen Lilakrawatte, diskret nach Crownprinceß-Violet duftend, mit einem Busch herrlicher Feuerlilien in der Hand.

Feuerlilien —

„Sie erinnerten mich so an Ihr Haar!“ sagte er halblaut. Georg sprach häufig halblaut. Und dann fragte er obenhin: „Der Herr Gemahl im Atelier?“

Er fragte das stets. Aber Frau Milly schien es, als ob heute ein besonderer Unterton durchzittere.

„Ja,“ sagte sie gepreßt und verbarg ihr Gesicht in den Feuerlilien. „Ich habe Sie lange nicht gesehen,“ fügte sie hinzu, schüchtern und etwas unsicher.

„Sie wissen nicht, was ich alles in der Zeit durchgemacht habe!“ sagte er, mit Augenaufschlag. Es waren fünf Tennisfeste, drei Autotouren und eine Ballonfahrt. Aber Frau Milly gedachte ihrer eignen Tränen und Zweifel: Ja, weiß Gott, dachte sie, es ist ein Kampf! Es ist doch wahrhaftig nichts Kleines, gemeinsam einen Mann zu betrügen, der einem nichts zuleide getan hat!

Und es entstand gleich zu Anfang eine eindrucksvolle Pause. — Sie stellte die Feuerlilien in ein Glas. Es klirrte leicht gegen die Tischplatte, als sie es niedersetzte.

„Wollen wir hier oder auf dem Balkon sitzen?“ fragte sie demütig.

„Oh, können wir nicht hier sitzen?“ Im Zimmer war es köstlich kühl, und auf das Verandadach prallte die Sonne.

„Wie Sie wollen!“ sagte Frau Milly und fühlte: dies war der Anfang vom Ende. Auf dem Balkon war es hell. Und draußen waren Leute. Aber hier war es dämmerig, und kein Mensch konnte hereinsehen.

„Was darf ich Ihnen holen? Tee? Zigarette? Eislimonade?“

„Eine Zigarette. — Und etwas Eislimonade, wenn Sie lieb sein wollen. — Finden Sie nicht, daß es furchtbar schwül ist?“

„Ja, es ist heiß,“ sagte sie automatisch und sah an ihm vorbei. (Mein Gott ja, es war wahrhaftig schwül genug zwischen ihnen.)

Der wohltemperierte Georg sah ihr wohlgefällig nach, wie sie aus der Tür ging, um die Eislimonade zu holen. Sie war sehr blaß, und die Blässe stand gut zu den roten Haaren. Und sie hatte einen hübschen, wiegenden Gang.

„Wenn Sie nur gehen, fühlt man, wie musikalisch Sie sein müssen!“ bemerkte er, als Frau Milly wieder hereinkam — beinahe noch blasser als vorhin.

Sie zog einen kleinen Tisch heran. Die Feuerlilien setzte sie mitten darauf, mit einer gewissen kurzen, entschlossenen Bewegung. (Nebenbei bemerkt: der Sepp hatte seinerzeit keine Feuerlilien nötig gehabt.) Und dann installierte man sich umständlich in zwei bequeme Armstühle und rührte in seiner Eislimonade.

„Ich habe noch nie mit Ihnen getanzt!“ — Der musikalische Georg legte seinen Löffel hin, lehnte sich lang in seinen Stuhl zurück und sagte das nachdenklich und träumerisch. (Es ist sehr schön, träumerisch vom Tanzen zu reden, während man in einem kühlen Zimmer bequem in einem Armstuhl sitzt.)

„Nein,“ sagte Frau Milly, faltete die Hände und sah starr geradeaus.

„Sie müssen brillant tanzen!“ träumte Herr Georg weiter. „Ich möchte einmal einen ganzen Abend mit Ihnen tanzen. Aber nicht im Ballsaal. Im Freien. In einem alten Park mit Steinstatuen. — Man müßte überhaupt immer im Freien tanzen. Im Schatten alter Bäume, auf dem glatten Rasen. — Und wenn man sich müde getanzt hat, ruht man aus auf einer verschwiegenen Bank unter den alten Bäumen und — warum machen Sie ein so ablehnendes Gesicht? Habe ich Sie gekränkt?“

„Ich mache — kein ablehnendes Gesicht.“

„Doch! — Oder hören Sie vielleicht gar nicht zu?“

„Ich höre zu,“ murmelte Frau Milly mit erstickter Stimme. Und es war wahr. Sie hörte intensiv zu. Sie tanzte mit ihm auf dem Rasen, unter den alten Bäumen, und ruhte mit ihm auf der verschwiegenen Bank aus und — —!

„Ich glaube, Sie hören mir überhaupt oft nicht zu!“ sagte der träumerische Georg mit einer kleidsamen Bitterkeit und zündete sich dazu mit viel Grazie eine Zigarette an. (Der Sepp pflegte eine abscheuliche kurze Jagdpfeife zu rauchen.) „Allerdings, wenn man mit einem Künstler verheiratet ist, dann ist man ja wohl sehr verwöhnt!“

Frau Milly schöpfte tief Atem.

„Sie stellen sich das anders vor, als es in Wirklichkeit ist!“ fing sie an, mit dem atembeklemmenden Bewußtsein, eine bisher innegehaltene Linie zu

überschreiten. (Mochte denn auch schnell kommen, was doch kommen mußte!) „Mein Gott — was habe ich denn überhaupt von meinem Mann! Er hat seine Malerei. Darin geht er ganz auf. Und seine Jagd. — Und außerdem ist er elf Jahre älter als ich."

„Nur elf?" fragte der weise Georg, die verborgene Klippe geschickt umschiffend. (Er hatte Übung darin.) „Ich habe geglaubt, es wären mindestens zwanzig!"

„Nein. Es sind elf," sagte Frau Milly, etwas aus dem Konzept gebracht.

„Ach, nur elf! Sehen Sie nun so jung aus, oder er so alt? — Nein, aber was ich sagen wollte: ich glaube, Sie nehmen mich manchmal gar nicht seriös!" nahm Georg in unveränderter Tonart den Faden wieder auf, mit einem unverbindlichen Augenaufschlag, der nichtsdestoweniger Frau Milly durch und durch ging. „Sie halten mich wohl auch für einen Nichtstuer, einen faulen Sybariten wie so viele Menschen — nicht wahr? Weil ich Auto fahre. Oder weil ich nicht in einem Bureau sitze und schreibe. Oder weil ich leider nicht so gottbegnadet bin wie die Herren Künstler! — Sie denken: ein dummer guter Junge — nicht wahr?"

„Nein, das ist ganz und gar nicht der Fall!" stieß Frau Milly heraus. Und sie meinte es sehr ernst und sehr ehrlich.

„Frau Milly!"

„Glauben Sie das wirklich von mir?" Frau Milly hob den Kopf und sah ihm starr in die Augen, während ihr kleines Herz wie rasend pochte.

„Ja, sehen Sie —" (der flirtende Georg sah seinerseits elegisch dem Rauch seiner Zigarette nach) „ich bin schon so oft mißverstanden worden! Ich glaube, auch Sie verstehen mich nicht. Man hält mich immer für oberflächlich und seicht und Gott weiß was. Und dabei bin ich ein so weichherziger, sensibler Mensch! — Der Mensch gewöhnt sich eine Maske an, wissen Sie, für die Masse, den Plebs, und nach dieser Maske wird man dann beurteilt! Glauben Sie, daß ich oft, wenn ich für blasiert oder Gott weiß was gehalten werde, nur schüchtern bin? Einfach schüchtern?"

„Können Sie sich vorstellen, daß es andern auch so geht? Daß andre auch nur — schüchtern sind?" fragte Frau Milly, mit Beziehung.

„Aber gewiß!" sagte er, ohne Beziehung. „Es ist nur für den andern so schwer, zu unterscheiden! Ich selber leide geradezu darunter. Ich verliere oft meine besten Freunde (der elegante Georg hatte offenbar eine ziemliche Auswahl an besten Freunden) bloß dadurch, daß sie immer voraussetzen, ich, mit meiner vermeintlichen Leichtigkeit und Sicherheit — Überlegenheit, wenn Sie wollen — ich müßte nun auch immer der aggressive Teil sein. Während ich in Wirklichkeit sehnsüchtig auf Entgegenkommen warte, auf Ermunterung, Ermutigung —"

Der veilchenduftende Georg sprach wieder halblaut. — Frau Milly hörte zitternd zu und war innerlich erschüttert. Auch sie hatte ihn ja immer für den Überlegenen gehalten, den Eleganten, Leichten, Sicheren. Und hatte sich bescheiden und demütig nach ihm gerichtet. Und nun zu denken, daß er sich dabei vielleicht nach einem entgegenkommenden Worte verzehrte! Sie wußte im voraus, daß sie dieses Wort sprechen, daß sie ihren Sepp betrügen und ihr ganzes Leben umwerfen würde. Sie hatte dies nicht beabsichtigt, weiß Gott, nein! Es war eben gekommen. Stärker als ihr Wille. Und nun war es da. Er würde sie an sich reißen — und alles würde vergessen sein — —

Frau Milly fühlte, wie es sie eisig überrann. Aber sie stand auf, blieb dicht vor ihm stehen und sah ihm voll in die Augen.

„Georg!" sagte sie, mit vorgestreckten Händen. Und dann schloß sie die Augen, überwältigt von der Gewißheit dessen, was nun erfolgen mußte. —

Aber — es erfolgte — nichts.

Doch. Etwas.

Der weise Georg küßte ihr die Hand, sehr wohltemperiert, sehr zart.

„Sie haben recht!" sagte er sehr süß. „Sie sind immer so reizend zu mir!"

Und das war alles. —

Frau Milly, aufs äußerste ernüchtert, riß die Augen wieder auf; und gleichzeitig riß sie ihre Hand mit einer Vehemenz zurück, daß er sich duckte, als ob er eine Ohrfeige erwartete.

Aber dann stiegen ihr einfach die Tränen auf, als Reaktion nach der atemlosen Aufregung, die nun auf einmal so überflüssig und sinnlos und töricht schien. Um sie ihm nicht zu zeigen, drehte sie sich brüsk um, in einem denkbar schauderhaften Gefühl des Gekränktseins, des Sichverschmähtfühlens, der lächerlichen Farce. Aber im selben Augenblick fiel, rein zufällig, ihr Blick in den großen Spiegel gegenüber, und sie sah ihn und sich nebeneinander.

Ihn sah sie, geduckt, mit dem außerordentlich peinlichen Scheitel in seinen pomadisierten Haaren, mit seiner ganzen wohlaufgebügelten Eleganz und dem süßlichen gezierten Ausdruck — und sich selber mit dem schweren, wilden Gelock, groß und üppig, mit den Tränen einer ehrlichen und tollen Leidenschaft in den Augen.

Und plötzlich kam es ihr vor, als ob sie ihn und sich zum allerersten Male sähe. Plötzlich, ganz spontan, begriff sie, wieviel schöner sie selber in Wirklichkeit war, wieviel temperamentvoller, wieviel natürlicher und wärmer. Und begriff, daß dieser wohlaufgebügelte Mann diese Schönheit, dieses Temperament, diese Wärme, dies alles hätte haben können, daß sie's ihm hingeworfen hätte noch vor einer Minute. Und daß er einfach die Gelegenheit hatte verstreichen lassen.

Und über dieser Einsicht verflog ihr Zorn. Sie guckte noch einmal prüfend in das Glas, wischte durchaus befriedigt die letzte Träne ab, drehte sich um und sah den wohltemperierten Georg von ihrer stattlichen Höhe herunter verächtlich an.

Du Schafskopf! dachte sie inbrünstig.

— —

Und das war das erlösende Wort.

Du Schafskopf! dachte die schöne Frau Milly von da ab jedesmal, wenn sie mit ihrem flirterfahrenen Verehrer zusammentraf — was aber nicht mehr oft der Fall war. Und es machte ihn für sie ungefährlicher, als wenn die neunfach gepanzerte Tugend selbst ihn in ihren Arm genommen hätte. Wohingegen es — umgekehrt — sie für ihn so gefährlich machte, daß er alle weise Mäßigung darüber vergaß und ihr nachzulaufen begann wie ein kleiner Hund, obwohl sie ihn unter aller Kritik behandelte. Er kam schließlich fünfmal in der Woche, auch wenn sie ihm fünfmal heraussagen ließ, sie wäre leider eben spazierengegangen.

Als er sah, daß alle Stricke rissen, versuchte er verzweifelt wieder beim Anfang anzufangen, ging hin und kaufte sich ein kleines Bild vom Sepp. Er kaufte auch noch ein großes. Und in der Folge zwei weitere große und drei kleine. Schließlich bestellte er auch noch sein Porträt — in der Hoffnung, die veränderte Frau Milly wenigstens im Atelier einmal zu sehen.

Du Schafskopf! dachte die.

Und als das Porträt fertig war, fuhr sie mit ihrem Sepp nach Italien — für den ganzen Winter. Ohne Feuerlilien übrigens.

Ach ja! — Ich Schafskopf! sagte sich der wohltemperierte Georg wehmütig, als er dem Zug vom Bahnsteig aus nachguckte.





Musikalisches Potpourri

Von Alice Linde

Eine Menschenseele ist wie ein Heft voll Noten. Man liest alles verkehrt, wenn man nicht für jede Zeile den richtigen Schlüssel hat.

*

Viele Menschen kommen in ihrem Gefühlsleben nie über die Tonleiter hinaus — und da noch vergreifen sie sich.

*

Bei manchen Menschen scheint über dem Wörtlein „ich“ stets eine Fermate zu schweben.

*

Sehr viele Menschen gleichen schlechten Klavierspielern: sie bedürften eigentlich ständig eines Metronoms zum Takthalten.

*

Am Pedaltreten erkennt man den musikalisch Redlichen und Lügenhaften.

*

Je gröber der Dilettant, desto weiter reißt er beim Üben die Fenster auf.

*

Lieber gut Pfeife blasen als schlecht Orgel spielen.

*

Willst du jemand die „Wahrheit geigen“, so erkundige dich erst, ob er auch musikalisch ist. Es wäre sonst schade um deine Mühe.

*

Von allen Instrumenten ist die Menschenseele das empfindlichste: hier klingen selbst noch die zerrissenen Saiten mit ...

*

Nur wer seine eignen harmonischen Gesetze erkannt hat, besitzt einen zuverlässigen Schlüssel zu dem schwierigen Studium „fremder Harmonien“.

*

Manche Dissonanz in unserm Leben löst sich erst mit der Schlußkadenz.

*

Was kann das schönste Echo frommen,
Will keine Stimme zu ihm kommen?
Was nützt der Saite Schmelz und Glanz,
Fehlt ihr die rechte Resonanz?



Tetuan, Marktplatz

Tetuans Töpfereien.

Von Freiherrn von Richthofen

Mit Macht dringt Europas Kultur in Marokko vor, ohne Erbarmen mit den letzten Erscheinungen des antiken orientalischen Wesens und seiner Werke. Nur in einem vergessenen Winkel ist noch fast ganz unverdorben jene alte Zivilisation lebendig geblieben, nicht eine rein orientalische, sondern die selten schöne arabisch-andalusische Mischung der maurischen Kultur. In diesem Winkel liegt Tetuan, eine Stadt von eigentümlichem Reiz, von unvergleichlicher Schönheit, unweit des Mittelländischen Meeres, südlich von Ceuta.

Zwischen den von Norden kommenden Gebirgszügen des Andjeralandes und den in nordöstlicher Richtung nach dem Meere strebenden Bergen der Beni Hassan bahnt sich der Oued Martine ein schmales Tal, das sich etwa acht Kilometer von der See wie ein Fächer zu einer großen Ebene ausbreitet. An diesem Übergang vom Flußtal zur breiten Niederung liegt als Abschluß jene Stadt.

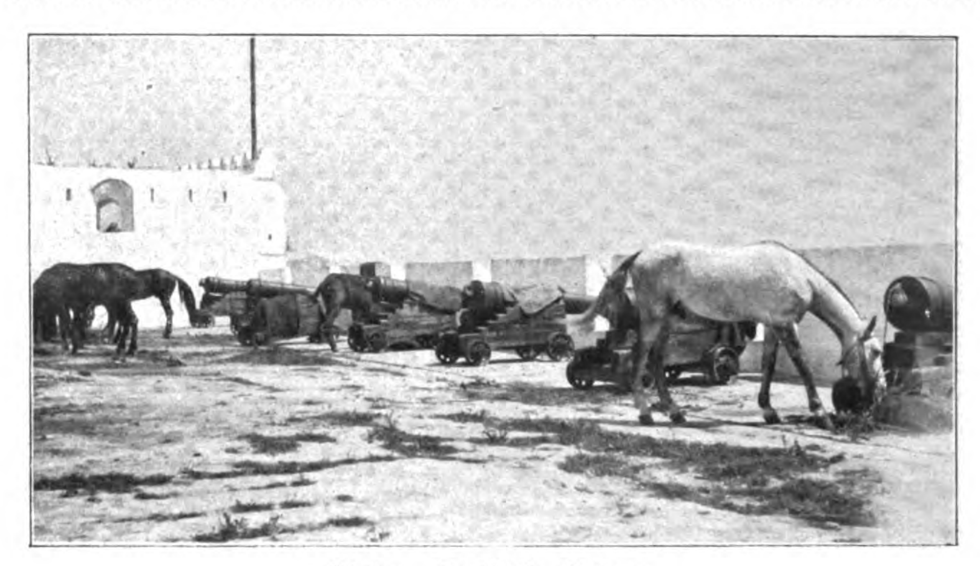
Auf den terrassenförmig ansteigenden Hügeln baut sich Tetuan auf, sich in blendender Weiße herrlich abhebend von dem tiefen Dunkel der im Hintergrunde bis zu beschneiten Höhen aufragenden Berge. Wohl kaum kann ein Platz ein für Naturschönheiten empfängliches Auge mehr fesseln als dieses Tetuan mit seinen Türmen und Minaretten, gekrönt von der alten majestätischen Feste, umgeben von herrlichen Gärten, Wiesen und Bergen; das Ganze von wundervoller Reinheit der Linien und beruhigender Harmonie.

„Telle est Tétouan, cette perle du Maroc, cette odalisque, mollement couchée dans son lit de fleurs et de feuillages,“ wurde die Stadt treffend bezeichnet.

Und diese Stadt mit ihrer fünf Jahrhunderte alten Kultur weist für marokkanische Verhältnisse ergiebigen Handel und tätige Industrie auf.

Allerdings bringt das vorläufig noch minimale Eindringen der Europäer in diesen Platz den Nachteil, daß Tetuan in kommerzieller Bedeutung nicht mit Tanger und den Städten der Westküste Schritt gehalten hat.

Unter den Arbeiten der Eingeborenen verdient neben der Weberei, den Leder- und Stukkaturarbeiten die Töpferei besondere Beachtung. Dicht bei der Stadt liegen Gruben mit etwa fünf Meter



Unser „Stall“ in Tetuan

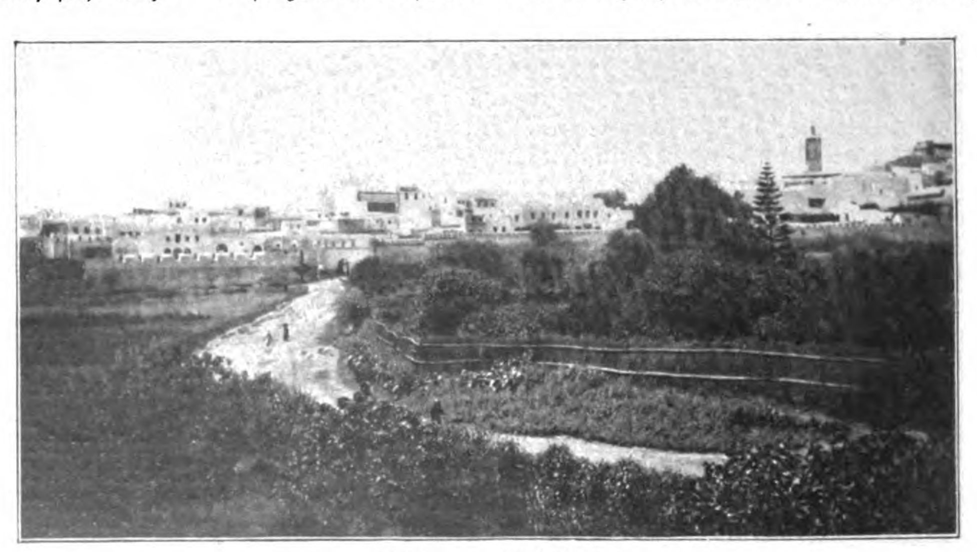
hohen steilen Wänden. In den letzteren sind höhlenartige Vertiefungen von geräumigen Dimensionen.

Und alles ist gebildet aus der feuchten Tonerde. In den Einbuchtungen arbeiten die Tondreher an ihrer Töpferscheibe. Im Boden ist ein Loch gegraben, das dem am Rande sitzenden Arbeiter gerade Platz für seine Beine läßt. Mit seinen Füßen setzt er eine Drehscheibe in Bewegung, mit der gleichzeitig eine zweite Fläche, die eigentliche Töpferscheibe, sich dreht. Diese zweite Scheibe ist in Handhöhe, und auf ihr wird der Ton geformt.

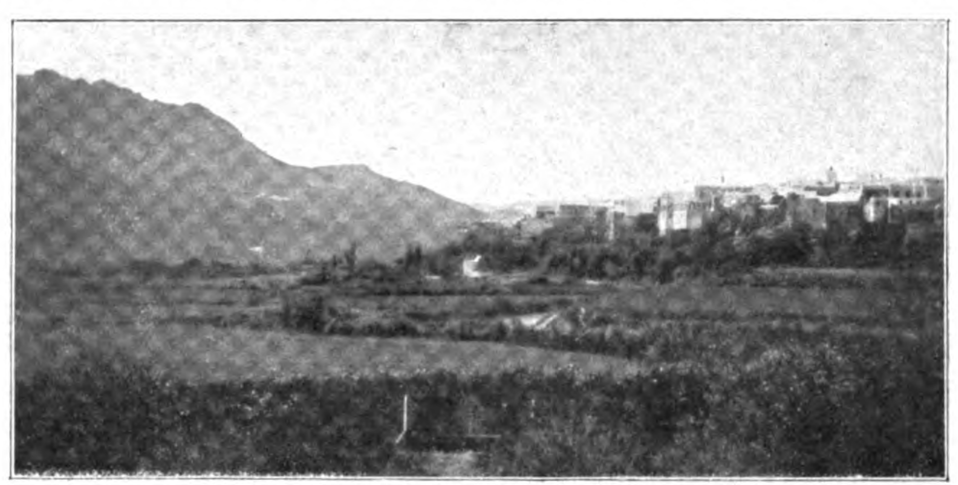
Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit bildet der Mann seine Formen nur mit Hilfe seiner Hände und eines Holzstückchens.

Dicht an den Eingängen zu den Höhlen befinden sich die Öfen zum Brennen der Tongebilde.

Im allgemeinen sind die Leistungen auf dem Gebiete der Töpferei recht erfreulich. Besondere Beachtung verdient aber die Herstellung der kleinen farbigen



Tetuan, Ostseite

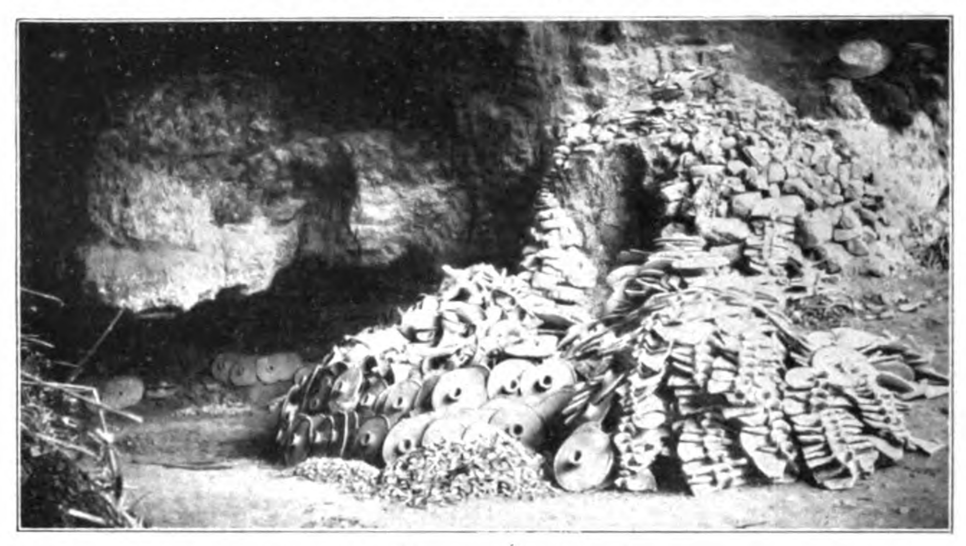


Tetuan, Südseite

Tetuan, Weststadt



Arabischer Tondreher bei der Arbeit



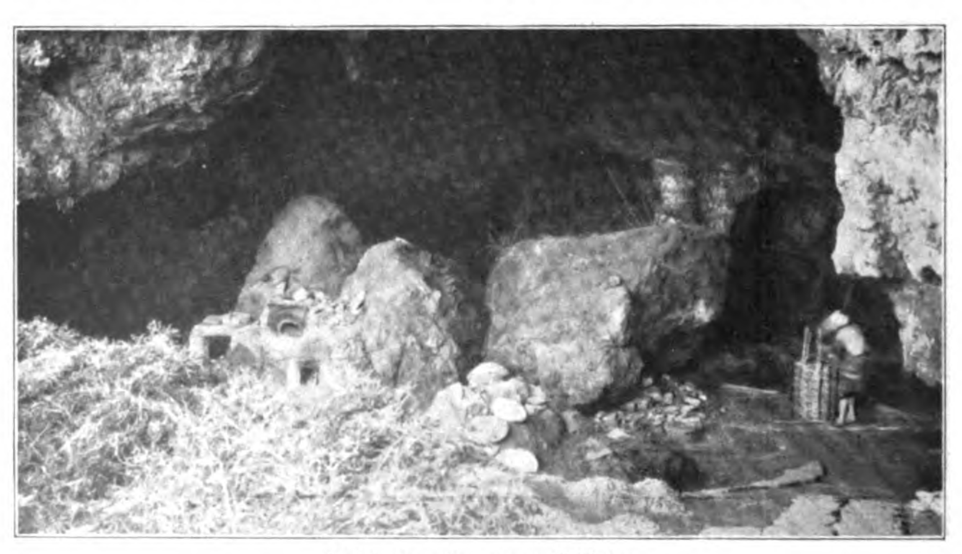
Ofen am Eingang zu einer Tongrube

Tontäfelchen, die für die Mosaikbekleidung der Fußböden und der untern Teile der Wände benutzt werden. Die Ausführung dieser Platten ist so ausgezeichnet, daß sich ein Export wohl lohnen würde.

Die Türme der alten Moscheen weisen häufig derartige Arbeit auf und bekunden die Dauerhaftigkeit von Ton, Brand und Farbe.

Die ganze Tendenz der zurzeit ausgeführten Arbeiten neigt mehr zum praktischen Gebrauch hin. Nur vereinzelt noch findet man Versuche, der altberühmten spanisch-arabischen Majolika- und Fayencekunst nachzueifern. Und wie herrlich sind doch diese Meisterwerke des Mittelalters in ihren selten schönen Farbenwirkungen, ein Genuß für die Besucher alter Moscheen und maurischer Paläste.

Interessant ist es, in der orientalischen Literatur zu verfolgen, welche Rolle das Töpferhandwerk im Ideengang der Orientalen spielt. Omar Khajjam, jener große Dichter Persiens, veranschaulicht die ganze Tragik der Vergänglichkeit des



Blick in eine der Höhlen

„Guter“ Weg von Tetuan nach Tanger

menschlichen Wesens in dem charakteristischen Bilde des Töpfers, der aus der Erde begrabener Geschlechter seine vergängliche Ware formt. So ist diese entstanden aus dem aus der Erde geschaffenen und wieder zur Erde gewordenen Lebenden, in ihrer Zerbrechlichkeit aber wiederum ein Sinnbild der Vergänglichkeit.

In der vielbesprochenen Übersetzung jenes großen Poeten hat uns Dr. Friedrich Rosen Proben dieser Poesie gegeben, die mit jeder europäischen Lyrik den Vergleich aufnehmen:

Gestern zerschlug ich meinen Krug mit Wein
In meiner Trunkenheit an einem Stein.
Da sprach des Kruges Scherbe: Wie du bist,
War ich, und wie ich bin, wirst du einst sein.



Töpfereien



Der Weihnachtsengel

Von Karl Engelhard

Sterne wandeln durch die blauen, weihnachtlichen Himmelsweiten —
Meine Träumeraugen ſchauen Bild um Bild aus Jugendzeiten ...
Durch das Heimatdorf, das ferne, im verſchwiegnen Werragrunde
Macht mit Spieß und mit Laterne jetzt der Wächter ſeine Runde.
Schnee liegt auf des Kirchleins Schiefer, auf den Kreuzen und den Steinen,
Über einem Grab die Kiefer ſteht dort wie in ſtummem Weinen ...

Alles ſchläft ... Im Schulhaus flimmert noch ein Licht, geht auf und nieder;
Sieh, ſein ruhlos Wandern ſchimmert in den Kirchenſcheiben wider.
„Unſre Glock' hat elf geſchlagen!“ Langſam ſchleicht des Wächters Schemen —
Könnt' ich wie in Kindertagen einmal noch dies Lied vernehmen!
Aber — was ſo ſpät bedeutet noch im Haus des Lichtes Gleiten?
Ach, in meinem Herzen läutet es von Jugendſeligkeiten;
Eingekuſchelt in die Kiſſen, lieg' ich glaubensfroher Knabe —
Später, ach, um Wahrheit, Wiſſen, wie ich da gelitten habe! ...
Leiſe heb' ich mich und lauſche nach der Kammertür hinüber:
Iſt es nicht, als ob es rauſche hinter ihr geheim vorüber?
Durch das Schlüſſelloch fällt golden jetzt ein Streif auf meine Decke —:
Eines Engels, eines holden, Widerſtrahl! Wie ich erſchrecke!
Seltſam ſüß! Auf meinen Händen laſſ' ich jetzt das Glimmen ſpielen —
Oh! was wird er mir wohl ſpenden? Neulich ſah ich auf den Dielen
Schon ein Goldhaar von ihm blinken: ja, er iſt ſchon dageweſen!
Und mit ahndevollem Winken hab' ich es mir aufgeleſen.
In mein Griffelkäſtlein ſchloß ich es mir ein mit Frohgenügen —
Nie im Leben mehr genoß ich *Vorglück* mit ſo tiefen Zügen!



Horch, es klopft — und leis und schnelle will ich mich ins Kissen hüllen.
Doch schon seh' ich eine Helle groß und schön die Kammer füllen.
In der Tür: wer steht im grauen Alltagskleid und ohne Prangen?
Einen *Engel* wollt' ich schauen, ach, und wäre schier vergangen
Vor dem Bild, das ich mir machte oft von ihm mit Glanz und Glimmer!
Zwar der Mund, das Auge lachte; doch ein Engel war es *nimmer*!
Kein Gewand aus Rosendüften, *keine* langen goldnen Locken?
Auch kein Lichtgurt um die Hüften, Diadem und Silbersocken? . . .

„Bist du wach?“ . . . Dann trug sie küssend mich ins helle Christbaumzimmer.
Aber ich — nun war ich *wissend*, trüb war mir der Weihnachtsschimmer.
Denn nun war mir aufgegangen: lang schon lebt' ich nur im Traume.
Zwar die Weihnachtsglocken klangen, manch Geschenk lag unterm Baume.
Doch — die *Mutter* nur, o Jammer, war der Engel! Konnt' ich's fassen?
Ach, ich mocht' mich in der Kammer dann vor Schluchzen gar nicht lassen.

Jahre sind seitdem vergangen . . . Jener Engel schloß die Lider,
Der einst ohne Schmuck und Prangen auf mein Bett sich neigte nieder,
Der mit süßem Wort mich küssend trug ins grüne Lichtbaumgleißen . . .
Jene Nacht, da ward ich *wissend* . . . Jene Nacht — ich will sie preisen!
Wie gar *schwer* ist's, ew'ge Wahrheit aus dem Irdischen zu lesen!
Dunkle Stunden bringen Klarheit — Engel ist sie *doch* gewesen.
Gehn erst müssen wir durch Schmerzen, und auch *Träume* müssen werden!
Schauet bis ins *Herz* im *Herzen*: Wahrlich, Engel gibt's auf Erden!

———



Porträt einer Amerikanerin
Bildphotographie von Elwin Neame, South Kensington

Rudolf Töpffer. Von Ernst Schur

Rudolf Töpffer, der zu Goethes Zeiten in Genf lebte, ist ein in Vergessenheit geratener Künstler, zu dessen Wiederentdeckung der Zufall führte. In einer Bibliothek fand sich ein alter Band mit Zeichnungen, deren komische Darstellungen, verbunden mit witzigem Text, belustigten. Den tiefer Eindringenden frappierte auf den ersten Blick die Kunst, womit hier ein Abbild des Lebens eingefangen war. Das Geistvolle dieser Karikaturen fesselte. Ganz modern muteten diese Bilder an; weiteres Nachforschen aber ergab, daß fast hundert Jahre seit ihrer Entstehung verflossen sind.

Es ist zu viel gesagt, wenn man von Wiederentdeckung spricht. Denn eigentlich ist Rudolf Töpffer für die Kunst überhaupt noch nicht entdeckt. Als Schriftsteller kennt man ihn. Seine Werke, speziell die „Genfer Novellen", die vor etwa sechzig Jahren Zschokke in Deutschland einführte, werden noch jetzt als Schullehrstoff gern benutzt.

Das Interesse an diesen Zeichnungen ist kein historisch-antiquarisches; wir können unmittelbar anknüpfen, und zum Genuß ist es nicht nötig, daß wir uns künstlich zurückversetzen. Damit kommt der Künstler jetzt erst ganz zu seinem Recht.

Dabei hatte Töpffer von Anfang an zum Literarischen gar nicht die entscheidende Beziehung.

Ursprünglich wollte Töpffer Maler werden. Diese Sehnsucht durchzieht sein ganzes Leben. Immer wieder versucht er sich diesem Ziel zu nähern. Schließlich, als er den Wunsch aufgeben muß, geht doch sein Streben nicht verloren, den Erscheinungen des Lebens von der künstlerisch-schöpferischen Seite beizukommen. Es gelingt ihm, den Schrift-



Gegen das zwölfte Jahr hin wird Albert ins Gymnasium gebracht, wo er den letzten Platz einnimmt



Was ihm von seiten seines Vaters eine Zurechtweisung zuzieht,

worüber die Mutter ihn aber tröstet



(Albert wird Student.) Er ist entzückt über die Chemie, und nach Hause gekommen, trinkt er mit Sachkenntnis eine Zusammensetzung von Wasserstoff und Sauerstoff, gewöhnlich klares Wasser genannt



In dem Grade aber, als die übrigen Wissenschaften mehr positive Begriffe erheischen, beschäftigt sich Albert lauer damit



(Er widmet sich den schönen Künsten.) Seine Oden beschließt er an Herrn Bertim zu senden und ihn um sein Urteil darüber zu bitten

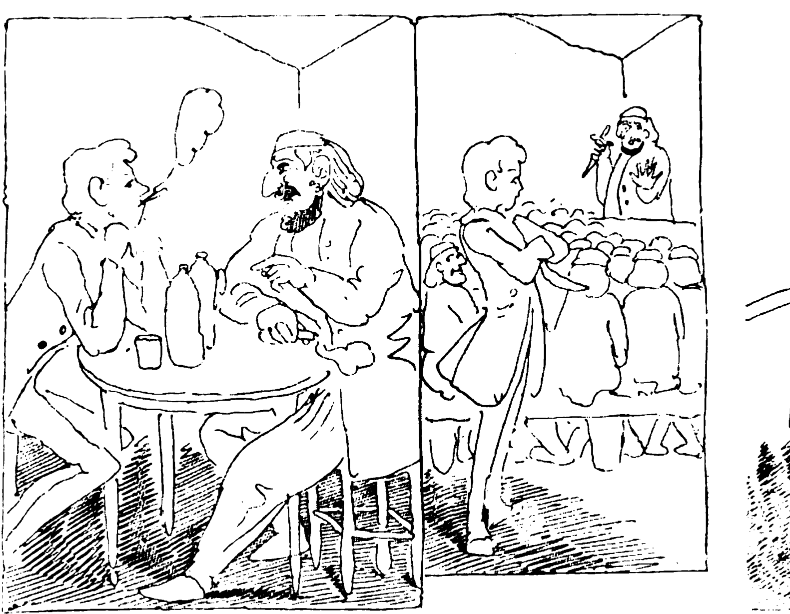
steller und den Künstler in sich zu vereinigen, und das Resultat sind jene Federzeichnungen, die sowohl von seiner literarischen wie künstlerischen Anlage Zeugnis ablegen.

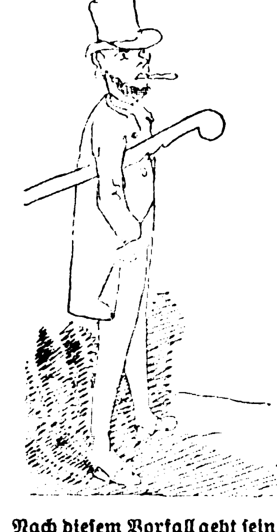
In den Jahren 1829 bis 1845 entstanden jene Bilderfolgen mit begleitendem Text, von denen hier die Rede ist. Sie sind vereinigt unter dem Titel: „Les Albums de Caricatures."

Diese Bilderserien entstanden ganz zufällig. Schon als Schüler zeichnete Töpffer in seine Schreibhefte Karikaturen. Töpffer trieb dann fleißig physiognomische Studien. Eines Tages (es war im Jahre 1829) warf er auf ein Blättchen eine Figur von äußerst charakteristischer Erscheinung. Er beschloß, diese Persönlichkeit sich weiter ausleben zu lassen. Daraus wurden dann die Aventures du Docteur Festus; die Pedanterie der Gelehrten wird darin in etwa zweihundert Zeichnungen, die ein kurzer Text begleitet, verspottet.

1835 folgte die Histoire de Monsieur Jabot, der Lebenslauf eines eiteln, hohlen Menschen, dessen ganzer Ehrgeiz es ist, in die höhere Gesellschaft einzudringen; er leidet immer Schiffbruch, blamiert sich; aber nach jeder Blamage erhebt er sich wieder, „setzt sich in Positur" und beginnt seine Arbeit mit unzerstörbarer Selbstgefälligkeit von neuem. Schließlich erringt er

(Er erhält eine sehr lobende Kritik.) Entzückt über diese Antwort, läßt Albert seine Oden drucken, mit dem Brief als Vorrede und seinem Porträt als Titelkupfer





(Das Buch findet keine Käufer. Der Drucker präsentiert dem Vater die Rechnung, der ihm die „stürmischen Harmonien" ausbleut.) Das Studium des Rechts hat wenig Anziehendes für ihn. Albert schließt sich in der Kneipe den Revolutionären an

Albert wohnt, bloß um die Sache mitanzusehen, einer Sitzung des Lokalausschusses bei

Nach diesem Vorfall geht seine Sorge nur noch dahin, sich einen Hambacher (Bart) zu ziehen

die Hand einer ältlichen Marquise, und sein Ehrgeiz ist befriedigt.

1837 erschien die Histoire de Monsieur Crépin, die durch Neuerungen im Erziehungswesen veranlaßt war. Eine äußerst geistvolle, unwiderstehlich komische Darstellung der Not eines Vaters, der für seine Rangen einen Erzieher sucht. Der Vater ist ein mißtrauischer, biederer Tölpel; die Erzieher Idioten oder Spitzbuben; die Mutter steht immer auf seiten der neuen Erzieher. Alle Systeme werden eingeführt, und für alle schwärmt Madame Crépin, während Monsieur von vornherein immer mißtrauisch ist. Auch die Phrenologie wird verspottet; Madame Crépin aber läßt sich mit Wonne betasten.

Im gleichen Jahr kam die Histoire de Monsieur Vieux-Bois, der sich, ein ältlicher, empfindsamer Herr, den Luxus einer idyllischen Liebe leisten möchte und mit der Wirklichkeit dabei in beständigen Konflikt gerät.

1840 erschien die Histoire de Monsieur Pencil; eine Reihenfolge der buntesten Geschehnisse; die Zeitereignisse werden hineingezogen (so zum Beispiel die Erfindung des Telegraphen), ein Wirbel von komischen Situationen, in dem aber die Charaktere sich gleichbleiben und so den Faden durch das Labyrinth geben.

Straffer (übrigens gibt gerade die wahllose, leichte Durchführung, das Sich-nicht-Binden an eine Idee die Vorstellung des Lebens) ist die 1845 erschienene Histoire d'Albert; sie gibt den Niederschlag aus den heftigen politischen Kämpfen der Zeit in Genf.

Töpffer war seit dem Jahre 1834 Mitglied des Conseil Représentatif seines Kantons. 1841 brachen die Unruhen aus, die in das politische Leben der Schweiz die von Frankreich ausgehenden radikalistischen Bestrebungen hineintrugen. Töpffer war seinem ganzen Naturell nach, das in der Tradition und der Geschichte seines Vaterlandes den Grund zu dem Ruhm seiner Nation erblickte, Anhänger der Regierungspartei. Die Verfassung war eine aristokratische, und beide Kammern waren konservativ. Dennoch waren die Verwaltungen einsichtig genug, dieses Regime nicht engherzig zu handhaben; sie suchten durch Reformen den demokratischen Regungen, die in allen Kantonen der Schweiz sich ausbreiteten, entgegenzutreten. Dennoch nutzte das nicht viel. Die Radikalen verfügten über gewandte Führer, und ihre



(Voll tiefster Verachtung gegen alle bürgerlichen Berufe zieht er mit den Revolutionären brüllend durch die Straßen:) Daß solch unreines Blut ... tränke unsre Fluren ... tränke unsre Fluren!!



Er erzählt seiner Mutter den Plan des Lokalausschusses in bezug auf die fünf Weltteile. Die gute Frau findet dies alles so schön, aber so schwierig! Sein Vater ist ganz andrer Meinung!

Partei schloß sich immer energischer zusammen. Es regnete Streitschriften, Versammlungen wurden abgehalten, es kam zu Zusammenstößen. Töpffer blieb seinen Ansichten treu, aber er wurde schließlich in eine Opposition hineingedrängt, die selbst seine Freunde nicht ganz mitmachten. Obwohl die folgenden Wahlen noch konservativ ausfielen, gestaltete sich die neue Verfassung doch schließlich mehr liberal. Die radikalen Parteien waren damit nicht zufrieden; ein Aufstand war die Folge; erst das Versprechen einer Amnestie veranlaßte sie, die Waffen niederzulegen. Der Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer. Ein neuer Aufstand führte zur Absetzung der Behörden und damit zum Siege des Radikalismus. Diese Wendung der Dinge traf Töpffer besonders hart. Wenn er auch den endgültigen Sieg der Gegner nicht mehr erlebte, so war er doch weitsehend genug, um ihn vorauszuahnen. Was Töpffer am meisten empörte, das



(Die Revolution bricht aus und wird vom Militär unterdrückt.) Da Albert erfährt, daß die Papiere des Lokalausschusses in die Hände der Polizei gefallen, macht er sich aus dem Staube



(Die verschiedensten Berufe — Hühneraugen- und Wanzenvertilger, Weinhändler, Reisender, Spezereihändler, Hauslehrer, Lichterzieher, Winkelkonsulent 2c. — ernähren ihn nicht. Auf helvetischem Boden trifft Albert seine revolutionären Freunde wieder.) Und in den Hauptort eingezogen, fraternisieren sie mit den dortigen Journalisten



Unterstützt von seinen politischen Freunden und dem Publikum der Stadt, gründet Albert eine Zeitung



(Albert wird der Anwalt aller Mißvergnügten.) Die 40. Nummer beklagt die Härte der öffentlichen Meinung gegen die Bankrottierer. Alle Bankrottierer abonnieren sich usw.

war die Rücksichtslosigkeit der Forderungen und des gegnerischen Vorgehens. Im Grunde war er ein Eigenbrötler wie alle Schweizer; ihm war darum zu tun, daß die bestehenden Verhältnisse nicht gewaltsam geändert wurden. Daher neigte er, sowie es auf praktische Verhältnisse ankam, zur weitestgehenden Toleranz. Bei der radikalen Neuordnung, die sich nach den von Frankreich eingeführten freiheitlichen Tendenzen vollzog, fürchtete er für die Traditionen seiner Vaterstadt, und ihm schien die Zukunft sicherer in den Händen einer umsichtig geleiteten aristokratischen Verfassung. Aus Opposition gründete er im Jahre 1842 eine Zeitung zur Bekämpfung der Gegner. Mit sarkastisch schneidenden Worten ging er vor, und sein Spott verbirgt nur schwer den Groll und die Empörung seines Herzens. Aber er erreichte damit nichts weiter, als daß er als Typus eines beschränkten Reaktionärs galt. Selbst die Bürgerschaft verweigerte die Gefolgschaft; sie wollte den Frieden und zum mindesten Neutralität. So mußte das Blatt bald sein Erscheinen einstellen, das der Regierungspartei wegen der scharfen Opposition gegen die nun einmal herrschende Zeitrichtung selbst nicht angenehm war.

Ohne Zweifel haben diese Erlebnisse der letzten Jahre auf Töpffer eingewirkt, und man geht nicht fehl, den Niederschlag dieser Empfindungen in dem 1845 erschienenen Bilderzyklus der Histoire d'Albert zu erblicken. Töpffer zog sich dann vom politischen Leben zurück; er kaufte sich ein kleines Landhaus und genoß die Freuden des ländlichen Lebens.



Die Folge davon ist, daß die Bürger sich gegenseitig erschießen, die Verfassung umgestürzt und die Stadt in Trauer versetzt wird

Die Histoire d'Albert aber ist nicht nur eine Satire auf die politischen Bestrebungen der Zeit. Man erkennt hier, daß der Künstler in Töpffer doch noch höher stand als der Politiker. Es ist eine Charakterstudie wie alle seine andern Bilderromane. Ein Taugenichts, der, an erhöhter Einbildung auf sein Ich leidend,

von der Mutter verzogen, sich seinen Weg durchs Leben sucht. Er gründet eine Zeitung und mahnt zu Aufruhr und Empörung und wird dadurch ein wohlhabender Mann. Gerade hier zeigt sich klar das echt Künstlerische in Töpffer. Er bleibt nicht in Zorn und Haß stecken; er sieht auch hier das Menschliche, die Person reizt ihn, er gibt nicht wohlfeile Anklagen, er gibt eine feine, prachtvoll gesättigte Charakterstudie.

Töpffer schafft Typen. Dieser „Monsieur Pencil", dieser „Monsieur Jabot", dieser dummschlaue, pedantische „Herr Crépin", der verliebte „Herr Vieux-Bois", „Docteur Festus" und „Monsieur Albert" (die deutschen Ausgaben tragen die entsprechenden Titel: Künstler Pinsel, Herr Krause, Herr Crispin, Herr Altholz, Dr. Festus und Herr Albert), sie prägen sich ein, und es ist nicht willkürlich, wenn jedesmal vor Beginn der Serien auf dem Titelblatt das Porträt dieser Typen dargestellt ist, wie um zu sagen: dies hier ist wirklich mein Held, den ich mir gewählt habe und dessen Schicksale ich nun erzähle.

Die Charakteristik beginnt schon mit dem Physiognomischen. Die pfiffige Schlauheit des Künstlers Pinsel lebt schon in dem Blick der gespannten Augen. Wie prachtvoll markiert sich die Art des pedantischen, reich gewordenen Parvenüs in dem eigentümlich zerdrückten Schädel Crispins mit der breiten, langen Nase und dem verqueren Blick! Dagegen die jammerhaften Physiognomien der Erzieher, die er engagiert, von denen jeder sein System hat, das sie wie Handelsleute anpreisen. Dann die eigentümliche Mischung des Unzufriedenen, Nörgeligen in dem weichen Jungengesicht des jungen Albert, der unter die Sozialisten geht, dessen ganze Triebfeder Eitelkeit ist, dessen gutmütige Mutter aber überzeugt ist, daß er zu Großem bestimmt ist. Das alles, dieses erheiternd Offenherzige, kommt nebenher zur Erscheinung; es sind Streiflichter, die auf die menschlichen Charaktere geworfen werden. Etwas Bleibendes ist damit geschaffen, und es ist eigentümlich, daß man das ganz Moderne deutlich spürt, das über dem Antiquarischen den Sieg behalten hat, weil persönliche Anschauung vorurteilsfrei der Natur folgte. Achtzig Jahre scheinen hier nichts auszumachen. Die Geschichte der menschlichen Dummheit und Komik ist in bleibenden Typen aufbewahrt.

Diese Lebhaftigkeit des Ausdrucksvollen kann man wohl als französisches Temperament in Töpffer ansprechen. Im künstlerischen Ausprägen des Physiognomischen wäre dagegen englische Schulung, von Hogarth her, zu konstatieren. Das Eigenbrötlerische, Knorrige wäre dagegen Schweizer Art.

Zur Herausgabe dieser Zeichnungen hat Töpffer kein andrer als Goethe ermuntert. Goethe wird das Eigne, das Künstlerische darin empfunden haben, während die Nachwelt die Bestätigung im Beiwerk, im Moralischen, im Sittlichen suchte, dabei aber den eignen Maßstab anlegte, den Maßstab des Durchschnitts, und daher in der Rechnung zu einem Fehlbetrag kam, den sie dem Autor zur Last schrieb. Ursprünglich hatte Töpffer nicht an eine Veröffentlichung gedacht; die Zeichnungen lagen gebunden im Salon der Töpfferschen Wohnung aus. Hier sah sie Eckermann, den Soret (ein Schulfreund Töpffers, seit 1822 in Weimar, Erzieher des Erbgroßherzogs Alexander) an Töpffer empfohlen hatte. Eckermann war 1830 in Genf und besuchte Töpffer. Er sah die Zeichnungen, und da sie ihm außerordentlich gefielen, bat er ihn, sie nach Weimar senden zu dürfen, da Goethe viel Gefallen daran finden würde. So kamen die Albums zu Neujahr 1831 zu Goethe, der das Talent, das darin zum Ausdruck kam, rühmend anerkannte. So schickte Töpffer ein Jahr darauf noch einmal eine weitere Sendung inzwischen vollendeter andrer Serien nach Weimar, und der Erfolg war der gleiche. Durch diesen Beifall ermutigt, faßte Töpffer den Entschluß, die Albums zu veröffentlichen; seine Freunde hatten ihm schon immer dazu geraten. Und zwar vervielfältigte er die Zeichnungen mittels des autographischen, sonst nur zu Vervielfältigung von Rechnungen und so weiter benutzten Verfahrens; er stellte Versuche an und fand, daß er hiermit das Künstlerische des Strichs unmittelbar wiedergeben konnte.

Die Stellen aus Goethes Gesprächen, die sich auf Töpffer beziehen, lauten:

„Wir gingen zusammen Töpffers Zeichnungen durch, die die Abenteuer

des Dr. Festus behandeln und die Goethen besonderes Vergnügen machten. Das ist ja toll, sagte er mehrmals; der Künstler sprüht ja von Talent und Geist. Gewisse Stellen zeigen eine unnachahmbare Vollkommenheit; sie beweisen, was der Künstler machen kann, wenn er neue Themen behandelt, mit weniger Eilfertigkeit verfährt und vorher mehr reflektiert. Mit einem weniger unbedeutenden Text würde Töpffer Dinge erfinden, die über unsre Begriffe gehen."

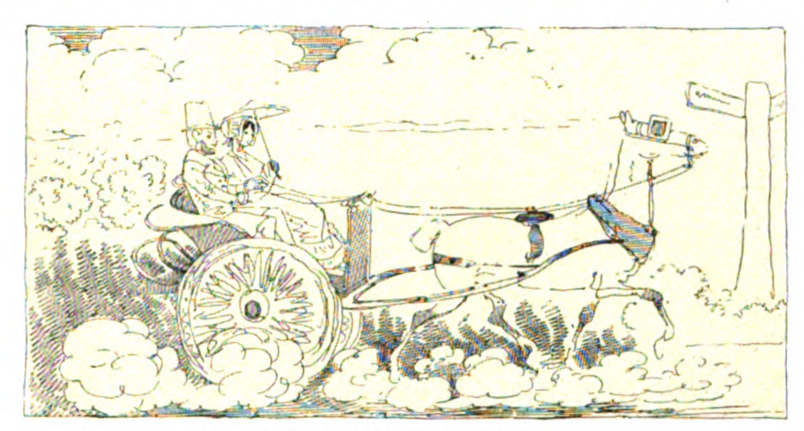
An einer andern Stelle:

„Man tut Töpffer unrecht, wenn man sein Genie mit dem von Rabelais vergleicht und sagt, er habe von ihm Gedanken entlehnt; Töpffer ist Original durch und durch."

*

Die unserm Aufsatz als Probe der Töpfferschen Kunst beigegebenen Abbildungen bilden einen Auszug aus dem 5. Band der Geschichten in Federzeichnungen: „Mr. Albert. Vorwort:

Hier nachstehend wird man die Geschichte Alberts nach der Natur treu hingezeichnet finden, und wie derselbe, obwohl zu gar nichts tauglich, doch endlich seine Bestimmung findet."



Albert jedoch hat seinen Lebensunterhalt gefunden!

Splitter

Nur wer reich an Liebe ist, kann nachsichtig sein; der Arme und der Geizhals bestehen auf ihrem Recht.

*

Wer keine Zeit hat, für sich Überflüssiges zu schaffen, der fühlt sich beengt und ausgebeutet.

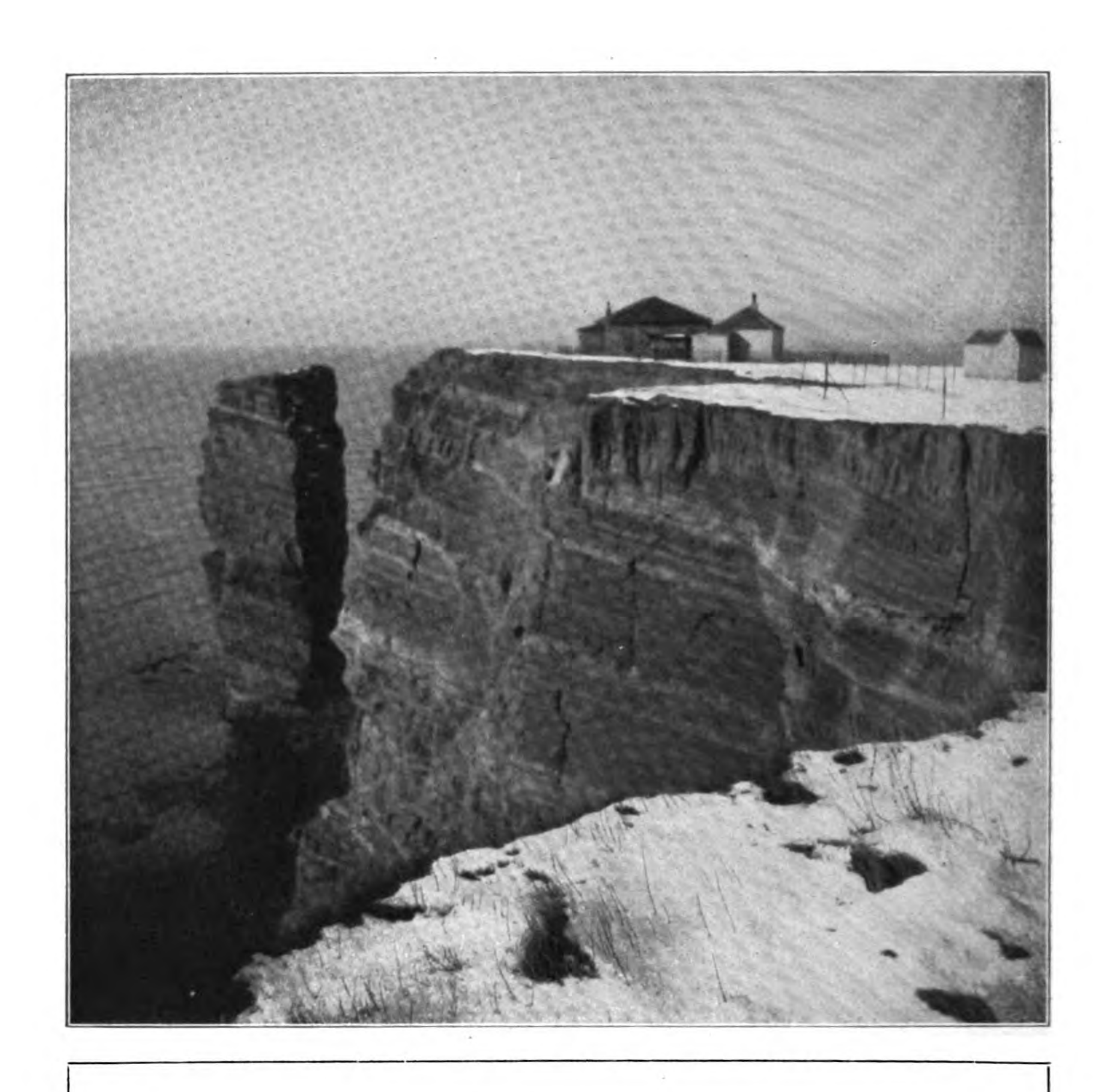
*

Das Leid, das einer empfindet, verbindet ihn mit der Unendlichkeit. Aber die Teilnahme, die er von den andern erfährt, drängt ihn in sein Ich, in seine Beschränktheit zurück.

*

Weil wir nicht gegen die Tatsachen zu kämpfen imstande sind, kämpfen wir gegen die Einzelmenschen. Eigentlich auch nicht einmal gegen diese, sondern gegen unsre Vorstellung von ihnen.

Oskar Glaser (Wien)



Die Nordspitze von Helgoland

Nach einer Aufnahme von C. J. van Dühren, Berlin

Nausikaa. Von Jules Lemaître

Nach dem Tode der Freier verlebte der weise und vielerfahrene Ulysses ruhige Tage in Ithaka. Allabendlich erzählte er Penelope und dem hoch aufhorchenden Sohne von seinen Reisen, und wenn er damit fertig war, so fing er wieder von vorn an.

Am liebsten verweilte er bei seiner Begegnung mit der holden Tochter des Alkinous.

„Niemals werde ich vergessen, wie schön, wie anmutig, wie hilfreich sie sich erwies! Drei Tage und drei Nächte schon war ich auf dem Meere geschwommen, nichts trennte mich von den Wogen als ein Balken des Wracks, als mich der Sturm gegen die Mündung eines Flusses warf. Mit unsäglichen Mühen gewann ich das Ufer, kroch in ein nahes Gehölz, bedeckte meine Nacktheit mit Blättern und Zweigen und schlief ermüdet ein. Ein jäher Lärm lachender Stimmen erweckte mich. Ich öffnete die Augen und sah eine Menge junger Mädchen, die am Ufer Ball spielten. Einer der Bälle war soeben ins Wasser gefallen. Ich trat vor, berührte die Knie der schönsten Jungfrau und —"

„Das hast du mir mindestens schon tausendmal erzählt!" bemerkte Penelope scharf.

„Mich interessiert es aber sehr!" warf Telemachos streitbar ein.

Der König fuhr also fort: „Ich sehe sie noch vor mir auf dem Wagen stehend und mit starker Hand die geschmückten Maultiere lenkend. Der Wagen war voll frischgewaschenen Linnens, die Fürstin hatte es eben mit den Mägden am Ufer des Flusses gereinigt. Der Wind spielte mit ihren goldenen Haaren und den Falten des weichen Gewandes, so daß man die Umrisse der jungen Glieder verfolgen konnte."

„Und?" fragte Telemachos atemlos.

„Ach, was war sie wohlerzogen! Als wir uns der Stadt näherten, bat sie mich, doch ja zurückzubleiben, denn die Nachbarn tratschten rein über alles. Aber als ich dann später in den Palast des Königs kam, da merkte ich wohl, wie stark mir Nausikaa schon vorgearbeitet hatte. Wiedergesehen habe ich sie erst beim Abschied. Sie grüßte mich sittsam und sprach mich also an: ‚Vergiß meiner nicht ganz in der Heimat, o Gast, denn mir allein dankst du die schnelle Rückkehr!' ‚Nausikaa, hochherzige Tochter des weisen Alkinous!' erwiderte ich ihr, ‚wenn die allmächtige Hera mir Rückkehr zu den Meinen gestattet, will ich alltäglich zu dir beten wie zu einer hilfreichen Gottheit! Denn dir allein danke ich den Schutz im Lande der Phäaken!'"

„Glaubst du, o Vater, daß sie inzwischen schon einem Gatten gefolgt ist?"

„Schwerlich! Sie zählte noch keine fünfzehn Jahre und war noch keinem Manne versprochen!"

„Hast du ihr jemals von deinem Sohne gesprochen?"

„Wahrlich, das tat ich!"

„Lobtest du mich?"

„Ja, weil ich hoffte, du würdest mein Lob verdienen. Ich kannte dich kaum, denn als ich Ithaka verließ, da trug dich deine Mutter noch auf den Armen."

*

Penelope hielt darauf, ihren Sohn rechtzeitig zu verheiraten, und bot ihm nacheinander die schönsten Jungfrauen zur Ehe an: die Töchter der Fürsten von Dulichion, von Samos und von Zakynthe. Aber Telemachos schlug alle aus.

„Ich weiß mir eine schönere Braut!“ sagte er.

„Und die wäre?“

„Nausikaa, die Tochter des Alkinous!“

„Die hast du ja nie gesehen!“

„Ich will sie aber sehen!“

Und er bat den Vater: „Lasse mich, o König, auf schnellem Schiffe die Flut durchschneidend, zur Insel der Phäaken eilen und Nausikaa von ihrem Vater zum Weibe begehren.“

Darauf erwiderte ihm der listenreiche Ulysses: „Wohl hat ein Gott diese Liebe in dir erweckt, denn seit ich dir von Nausikaa sprach, verschmähst du das leckere Mahl auf meinem Tische, und dein Auge blickt trüb. Nimm also dreißig Matrosen und mein schnellstes Schiff und fahre der Braut entgegen, ohne welche du nicht mehr leben kannst. Aber lasse mich dir vorerst alle Gefahren der Reise weisen. Treibt dich der Sturm an die Insel des Polyphem, so hüte dich, dort zu landen. Fliehe auch die Insel der Lotophagen, und sollte dich ein Sturm auch dorthin verschlagen, so iß wenigstens nicht von den Lotusblüten, sie sind die Blumen des Vergessens. Fürchte nicht minder die Insel Ea, das Land der blonden Circe, deren Zauberstab Menschen in Schweine verwandelt. Nehme auf alle Fälle hier dieses Kraut mit schwarzer Wurzel und milchweißer Blüte. Die Götter nennen es Molly, und Merkur selbst hat es mir geschenkt. Durch das Kraut allein kannst du der göttlichen Nymphe und ihrer zauberischen Gerte entgehen.“

Noch manchen weisen Rat gab Ulysses dem Sohne und sprach ihm von den Sirenen, den Rindern des Sonnengottes und den Lästrygonen.

„Erinnere dich stets meiner Lehren!“ so schloß er seine Rede. „Sonst mußt du lange umherirren, einsam wie ich.“

„Das will ich gewißlich tun!“ versicherte Telemachos gehorsam.

*

Telemachos fuhr also ab.

Ein Windstoß veränderte seinen Kurs, und da das Schiff eben in Sicht der Insel Polyphems kam, wurde der junge Held neugierig, den Riesen zu sehen.

Die Gefahr kann so groß ja nicht sein, dachte er, und der Blinde wird mir unmöglich schaden!

Er ließ in einer Bucht Anker werfen und ging allein an Land. Lange streifte er auf der fruchtbaren Insel umher und bewunderte die zahllosen Herden, die dort im fetten Grase weideten. Plötzlich tauchte hinter einem der Hügel ein ungeheures Haupt auf; massige Schultern folgten und eine zottige Brust. Eine Riesenfaust packte den Telemachos um den Leib, und ein Auge von der Größe eines Erzschildes funkelte ihn an.

„Wie? Du siehst?“ stieß der Grieche hervor.

„Mein Vater Neptun hat mir die Sehkraft zurückgegeben, um die mich ein Menschlein brachte, das dir glich. Er ist mir entgangen, aber dich fresse ich auf!“

„Das wäre ein Unsinn,“ erwiderte ihm Telemachos, „denn ich will dir so schöne Geschichten erzählen, daß —“

„Gut! Fang an!“

Der junge Held fing mit der Belagerung Trojas an und erzählte bis zur sinkenden Nacht.

„Jetzt ist's Zeit zu schlafen!" brummte Polyphem endlich. „Heute fresse ich dich noch nicht, erst mußt du mir die Geschichte auserzählen!"

Drei Jahre lang erzählte Telemachos.

*

Gegen das Ende des dritten Jahres zu versiegte der Quell. Da fing Telemachos die ganze Geschichte wieder von vorn an, zum großen Vergnügen des wißbegierigen Riesen. Und das dauerte wieder drei Jahre.

Weiter aber ging es nicht. Telemachos hatte Ilions Fall und die Abenteuer der Helden schon bis daher.

„Friß mich lieber auf!" sagte er zu dem Riesen. „Es kränkt mich nur, daß ich nun die schöne Nausikaa nie mehr sehen soll."

Und er verbreitete sich ausführlich über seine Liebe. Der Zyklop war gerührt.

„Gehe!" sagte er. „Suche unverweilt deine Braut auf! Warum auch sprachst du mir nicht früher von ihr?"

Das hätte ich wissen sollen! dachte Telemachos. Ich Esel! Sechs lange Jahre habe ich verloren!

Er zimmerte ein Floß (denn Schiff und Mannschaft waren schon längst auf und davon gegangen) und überließ sich von neuem dem trügerischen Meer.

*

Ein zweiter Sturm warf ihn an die Insel der Circe.

Auf einer Schaukel aus Lianen und Blumengewinden saß ein wunderschönes Weib. Große Rubinen blitzten in ihrer Mitra, die dichten Augenbrauen waren fast zusammengewachsen, der Mund leuchtete wie eine frische Wunde, Arme und Busen zeigten das Gelb des reifen Safrans. Das leichte Gewand zierten Blumen aus edlem Gestein, das rote Gelock peitschte den Boden. Im Gürtel trug sie die zauberische Gerte. Jetzt sah sie zu dem Griechen hin.

Schnell griff Telemachos nach dem Kraut Molly. All ihr Götter, wo war das geblieben?

So, schön! dachte er bekümmert. Eins, zwei, laufe ich als Schwein herum und kann Eicheln fressen bis an mein seliges Ende!

Aber die Nymphe nahm ihn schmeichelnd bei der Hand: „Komm mit mir, o Fremdling!"

Er folgte gehorsam zum Palaste Circes. Der war schön! Wohl hundertmal prächtiger als des Ulysses Haus auf Ithaka! Von allen Seiten, aus Schluchten und Gehölzen kamen Schweine und Wölfe gelaufen, ehemalige Schiffbrüchige, Opfer der Zauberin. Circe ergriff einen eisernen Stachel und stach erbarmungslos auf sie ein, die ihr demütig die nackten Füße leckten.

*

Drei Jahre lang lebte Telemachos mit Circe. Dann faßte ihn heiße Scham, denn er liebte Nausikaa, die unschuldige, blauäugige Jungfrau, noch immer. Doch fürchtete er die Nymphe um Urlaub zu bitten, wähnend, sie würde ihn erzürnt in ein Tier verwandeln. Die Göttin ihrerseits war des Griechen schon längst müde und haßte ihn jetzt ehrlich. Eines Nachts stand sie heimlich vom Lager auf und berührte ihn leise mit der zauberischen Gerte. Doch Eros tat ein Wunder, und der junge Held behielt menschliche Form und Gestalt — so stark war seine Liebe zu einer andern.

„Geh deines Weges! Fort!" schrie Circe wütend.

*

Telemachos fand sein Floß noch an der nämlichen Stelle vor. Er vertraute sich abermals der tückischen Flut und wurde von einem neuerlichen Sturm an

die Insel der Lotophagen verschlagen. Das waren sanfte, höfliche, geistvolle Leute, und ihr König bot dem Gaste sogleich Lotusblumen zum Essen an.

„Ich will nicht vergessen," rief der Held abwehrend, „nein, um keinen Preis der Welt!"

„Wir zwingen niemand!" sagte der König sanft. „Halte das nach deinem Willen. Zwar ist das Vergessen der Götter schönste Gabe, und dank diesen Blumen kennen wir Lotophagen die Begier, die Reue, die Leiden der andern Menschen nicht. Aber du, o Gast, lebe, wie es dir gefällt!"

So lebte denn Telemachos wochenlang von den Vorräten, die er an Land gebracht, und hielt sich dann an Muscheln und Fische.

*

„Höre, o König!" sagte er eines Tages. „Der Lotus läßt alles vergessen? Leid und Wunsch?"

„Alles, mein Sohn!"

„Niemals würde er mich Nausikaa vergessen lassen!"

„So versuche es!"

„Das will ich und will dir beweisen, daß Eros siegt!"

Telemachos aß von der Blume und schlief ein. Heißt das — er lebte das Leben der Lotophagen, lebte nur der Gegenwart, unbekümmert, sorgenfrei. Im Innersten seiner Seele freilich, unter der Schwelle des Bewußtseins, dämmerte noch immer die Erinnerung an die schwere Herzenswunde.

Als er erwachte, gedachte er von neuem der holden Tochter des Alkinous. Zwanzig Jahre hatte es gebraucht, ehe die Liebe die Blume des Vergessens überwand.

„Die besten zwanzig Jahre deines Lebens!" warnte der König. Aber Telemachos glaubte ihm nicht.

Er verabschiedete sich höflich von seinem Wirte.

*

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle ferneren Abenteuer des Helden erzählen. Er kam zu den Sirenen, den Rindern des Sonnengottes und den Lästrygonen. Immer war seine Liebe stark genug, alle Gefahren zu überwinden.

*

Ein letzter Sturm warf ihn gegen die Mündung eines Flusses, an die Insel der Phäaken. Er gewann das Ufer, erreichte das nahe Gehölz, sammelte Blätter, um seine Nacktheit zu decken, und schlief ermüdet ein. Lautes Geschrei lachender Stimmen weckte ihn auf.

Telemachos öffnete die Augen. Er sah schöne Mädchen das Linnen am Ufer spülen und eine reichgekleidete Frau schaute ihnen zu. Sie war betagt, rundlich und ihr Haar schneeweiß.

Der Held näherte sich der Fürstin, die noch Spuren einstiger Schönheit zeigte, und berührte schutzheischend ihre Knie. Wohlwollend sah die alte Dame auf ihn und befahl den Mägden, den Fremdling zu kleiden.

„Und dann folge mir zum Palast des Königs!"

„So bist du die Königin?"

„Du sagst es, Fremdling!"

„Heil und langes Leben der würdigen Mutter Nausikaas!"

„Ich heiße Nausikaa, fremder Greis!"

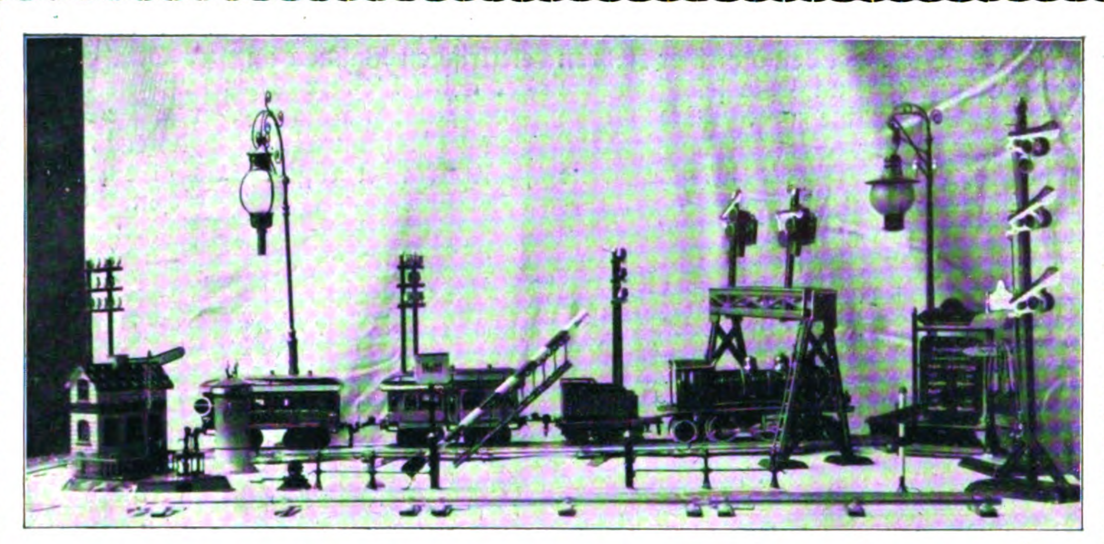
*

Der alte Telemachos besserte in Eile sein Floß aus und fuhr schleunigst wieder heim nach Ithaka. (Einzig berechtigte Übersetzung von G. Katz)



Meine Lieblingspuppe

Nach einem Pastell von L. Kirschner



Eisenbahn mit allen im Eisenbahnbetrieb gebrauchten Einrichtungen

Spielzeug von heute

Von

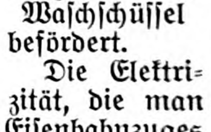
Artur Fürst

Ich habe einen kleinen Jungen von kaum zwei Jahren. Wir können zwar auch heute schon ganz nett miteinander spielen, aber ich warte doch mit Ungeduld darauf, bis er ein Alter von fünf oder sechs Jahren erreicht haben wird. Denn ich brenne darauf, ihm all die wunderhübschen Spielsachen zu kaufen, die man heute in den Fenstern sieht, mit denen er aber heute bei seinen allzu jungen Jahren noch nichts Rechtes anzufangen wüßte. Es ist — ich will es aussprechen, um mich nicht besser zu machen, als ich bin — nicht allein väterliche Liebe, die mir diesen Wunsch eingibt, sondern es ist ein gutes Stück Egoismus dabei. Ich selbst möchte nämlich allzu gern mit diesen trefflichen Dingen spielen, aber da ich sie doch unmöglich für mich selbst kaufen kann, so muß ich schon warten, bis das Lebensalter meines Sohnes mir die geeignete Ausrede verschafft.

Wer nur ein wenig Sinn für mechanische und technische Dinge hat, muß in der Tat das Spielzeug von heute mit begehrlichen Augen betrachten. Mit beinahe lückenloser Vollkommenheit gibt es im kleinen ein Spiegelbild der technischen Entwicklung und erlaubt den Umgang mit allen möglichen verzwickten, ganz famosen Maschinchen, während man bequem im Hausrock am Kinderzimmertisch sitzt. Es soll hier die Frage unentschieden bleiben, ob nicht das primitivste Spielzeug das beste für das Kind ist, und ob es gut sei, daß so komplizierte, überfeinerte Dinge für Kinder überhaupt hergestellt werden — genug, das moderne Hasten, die Sucht nach Bewegung hat sich auch der Kleinen bemächtigt, und was die Fabrikanten an diesen Gegenständen auf den Markt werfen, das kaufen wir Großen ... wenn es u n s gefällt.

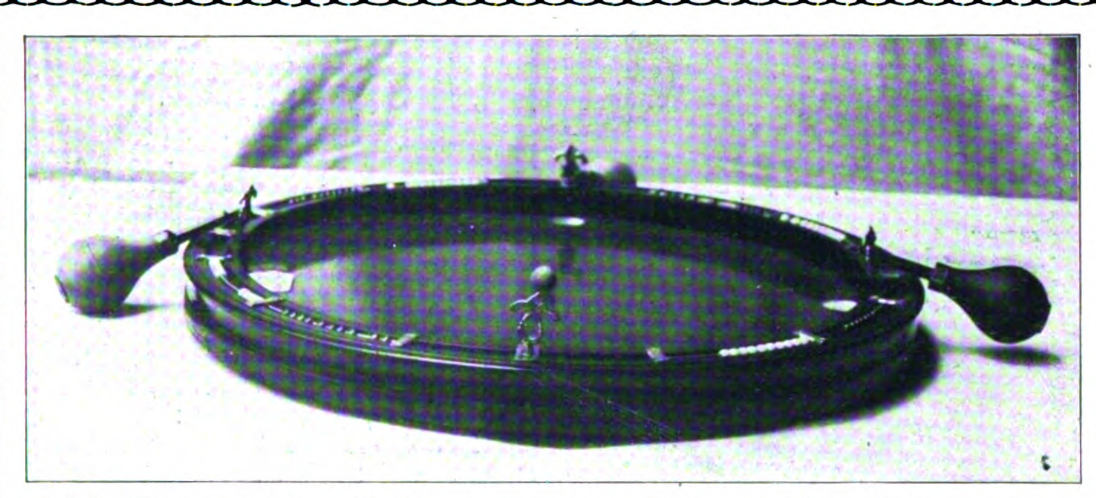
Unter dem Spielzeug, das der Freude am Beweglichen entgegenkommt, steht natürlich der klassische Vertreter der Fortbewegung, der Eisenbahnzug, obenan. Aber wie weit hat sich die heutige Spielzeugeisenbahn von jenen primitiven Vorfahren entfernt, die einst das

Entzücken der jetzt heranwachsenden Generation bildeten! In den achtziger Jahren tauchte zum erstenmal die selbstfahrende Spielzeuglokomotive auf. Sie wurde durch eine Feder bewegt und konnte einen kleinen Zug mühsam über die halbe Breite des Kinderzimmers schleppen. Aber man mußte darauf achten, daß der „Train" hübsch in der Richtung der Dielen fuhr, denn über die Fugen zwischen den einzelnen Brettern kam er nicht hinweg. Heute sausen auf blinkenden Schienen über Weichen, Kurven und Brücken hinweg, durch Tunnel hindurch und an steilen Felsen vorbei die elektrisch betriebenen Züge, die man so bequem durch einen Widerstandsschalter von einem feststehenden Punkt des Zimmers aus anfahren lassen, anhalten und in ihrer Geschwindigkeit beeinflussen kann. Durch Verstellen der kleinen, sehr präzis arbeitenden Weichen kann man sie verschiedene Wege durchlaufen lassen, und jedesmal, wenn solch ein Zug in brausendem Ungestüm eine Weiche passiert, gibt es an der Stelle, wo die stromführende Schiene auf ein Stückchen unterbrochen ist, einen hübschen Funken. Das zeigt deutlich, daß hier dieselbe Kraft als Betriebsmittel tätig ist wie bei den großen elektrischen Bahnen auf der Straße, und der kleine Besitzer dieses famosen Spielzeugs fühlt sich als Meister dieser Kraft; er wird darum dieses Spielzeugs nicht so leicht überdrüssig. Es gibt jetzt zu diesen Eisenbahnen sogar schon Zentralweichenstellanlagen, von denen aus man durch pneumatischen Druck sämtliche Weichen nach Belieben stellen kann. Ferner erhält man im Spielwarenladen alle möglichen Zubehörteile wie verstellbare Signalstangen, Läutewerke, Stationsanlagen, Wegschranken und Wärterhäuschen. Und wer ganz modern sein will, kann seinem Kind sogar das letzte Erzeugnis der Weltverkehrstechnik kaufen, einen Trajekt, der den Zug sicher über die brandenden Wogen einer Waschschüssel befördert.



Globus aus Blechplatten, die das Kind selbst zusammensetzen muß

Die Elektrizität, die man zur Fortbewegung des Eisenbahnzuges braucht, läßt man am besten durch das spielende Kind selbst erzeugen. Zu diesem Zweck kauft man ihm eine der vortrefflichen Modelldampfmaschinen und läßt durch diese eine kleine Dynamomaschine antreiben. Die Dampfmaschinen, unter denen es freilich für einen nicht ge-



Kinderbillard, auf dem die Kugeln durch Druckluft vorwärts getrieben werden

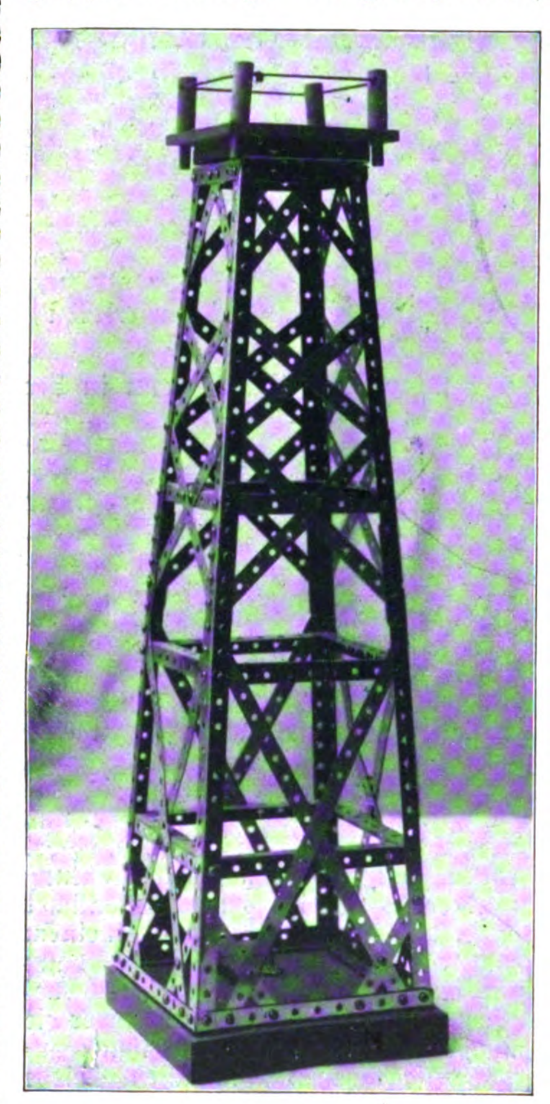
ringen Preis wahre Wunderwerke der Präzisionstechnik gibt, lehren das Kind diesen wichtigen Apparat vollständig verstehen; sie haben ihre Wasserstandsgläser, Speisepumpen, Sicherheitsventile und leisten Befriedigendes nur dann, wenn sie ordentlich abgewartet werden. Das Spielen mit ihnen ist eine gute Schulung für die Aufmerksamkeit und die Überlegungsfähigkeit des Kindes. Die zugehörigen Dynamos werden zumeist in einzelnen Teilen geliefert und müssen von dem Besitzer erst zusammengesetzt werden, wodurch die Bauart der Maschine leicht begriffen wird.

Hat das Kind aber erst einmal seinen selbsterzeugten Strom, dann kann es neben der Eisenbahn noch mancherlei andre hübsche Dinge damit betreiben. So gibt es ein Schiff, dessen Steuer und Fahrgeschwindigkeit durch Elektrizität eingestellt werden können und das man darum mit Hilfe langer Drähte vom Ufer aus überall hin dirigieren kann. Es ist ein beinahe so großes Wunder wie das Fernlenkboot auf dem Wannsee. Einen ähnlichen Gedanken benutzt ein neues elektrisches Flottenspiel. Unter dem ebenen Boden eines flachen Wasserbeckens, in dem zwei Schiffchen schwimmen, sind viele Elektromagnete angebracht. Auf jeder der beiden Seiten des Spiels befindet sich eine Reihe kleiner Schalter, durch deren Niederdrücken man jedem einzelnen der Magnete Strom zuführen, ihn also magnetisch machen kann. Befindet sich ein Schiffchen dann in der Nähe eines solchen Magneten, so wird es zu ihm hingezogen. In das Becken wird eine Anzahl von Leuchttürmen hineingestellt, und derjenige hat gewonnen, der sein Schiffchen mit Hilfe der verschiedenen Magnete am raschesten von einem Ende des Beckens zum andern befördert, ohne daß es an einem der Leuchttürme gestrandet ist.

Unter den elektrischen Spielzeugen ist dann besonders noch eine zum Anlegen fertige Telephoneinrichtung interessant. Sie besteht aus zwei recht starken Elementen, die fest verschlossen sind, damit die Kinder nicht mit der Säure in Berührung kommen können, zwei Hör- und Sprechapparaten, zwei Glocken, zwei Druckknöpfen mit Umschaltevorrichtung und einer Doppelleitung von beträchtlicher Länge. Diese Leitung ist leicht von einem Zimmer ins andre zu legen, und dann kann ein lustiges „Fern"-Gespräch beginnen. Im Spiel lernen die Kinder die einfachen Apparate und die ihnen zugrunde liegenden physikalischen Gesetze kennen, sie sehen leicht, daß der Umschaltehaken dazu dient, bald die Anrufglocke und bald den Sprechapparat benutzbar zu machen, und so wird es ihnen leicht, den Gebrauch des recht komplizierten richtigen Telephons zu begreifen.

Die uralte Laterna magica, dieser im Grunde so einfache Apparat, der nur darum auf das Kindergemüt eine so magische Gewalt ausübt, weil er im dunkeln Zimmer arbeiten muß, hat

gleichfalls einen Prozeß der Modernisierung durchgemacht. Die nur einfache Bilder auf die ausgespannte Leinwand zaubernde Laterna magica ist jetzt beinahe vollständig durch den Kinematographen verdrängt. Es gibt Fabriken,



Ein stählerner Turm, hergestellt aus dem Inhalt eines technischen Baukastens

die sich fast ausschließlich mit der Herstellung billiger Films für Kinderapparate befassen, und die allgemeine Beliebtheit der Kinematographen hat eine lebhafte Nachfrage nach diesem Artikel hervorgerufen. Wenn die Bilder sorgfältig ausgesucht werden, so kann das Kind bei der Vorführung des Films und indem es diese den „Zuschauern" zu erklären versucht, spielend sehr viel lernen.

Es werden jetzt auch ganz direkt Lernspiele hergestellt, von denen hier eines wegen seines ebenso einfachen wie hübschen technischen Grundgedankens besonders erwähnt sei. Aus einer Fläche ragt eine Anzahl runder Messingstifte heraus. Diese Fläche ist durch einen breiten farbigen Strich in der Mitte geteilt. Rechts von diesem Strich ist an den Fuß jedes Messingstifts eine Frage herangeschrieben, zum Beispiel: „Wie heißt die Hauptstadt der Türkei?", auf der andern Seite stehen die Antworten. Will das Kind nun sehen, ob es die Fragen richtig zu beantworten vermag, so nimmt es einen an dem Spielkasten hängenden und mit einem Leitungsdraht verbundenen Stöpsel und steckt ihn auf den Messingstift, an dessen Fuß die Frage steht, mit der es sich zuerst beschäftigen will. Mit dem blanken Ende eines zweiten Leitungsdrahtes berührt das Kind dann jenen Messingstift auf der andern Seite, an dessen Fuß die nach seiner Meinung richtige Antwort steht. Hat das Kind in der Tat das Richtige getroffen, zum Beispiel auf die oben angegebene Frage den Stift „Konstantinopel" gewählt, so schlägt eine scharfe Klingel an, ist die Antwort falsch, so bleibt alles stumm. Das ist eine außerordentlich einprägsame Unterrichtsmethode. Die Frage- und Antwortinschriften sind nun auf leicht auswechselbaren Papptäfelchen vereinigt, so daß man dem Kind bald Fragen aus der Geographie, bald aus der Geschichte oder aus jedem andern beliebigen Wissensgebiet vorlegen kann, zumal man sich solche Tafeln auch sehr leicht selbst herstellen kann.

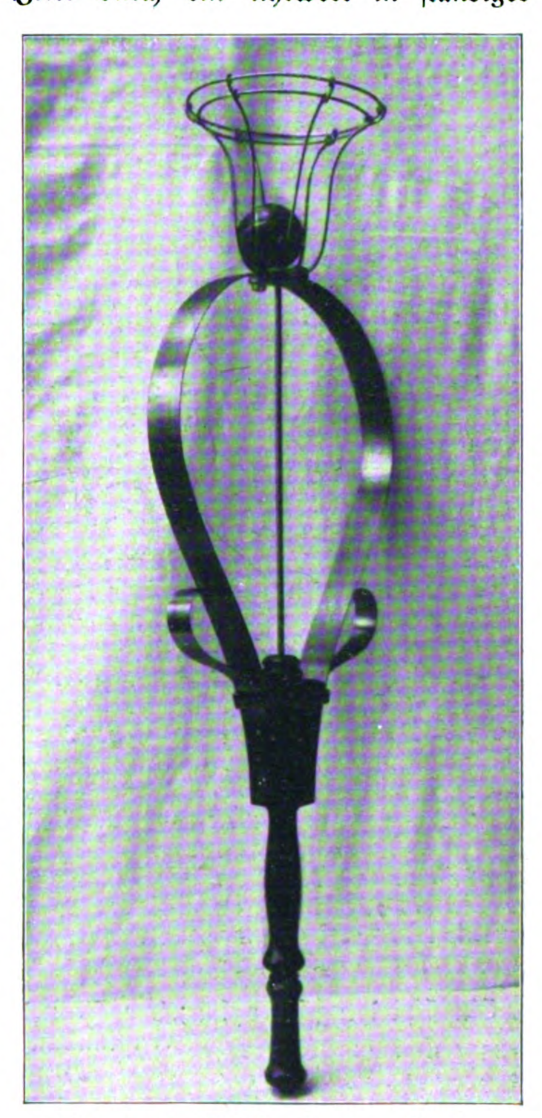
In andrer Art belehrend und zugleich sehr unterhaltsam ist ein neuartiger technischer Baukasten. Er besteht nur aus stählernen Bändern von verschiedener Länge, in die viele Löcher gestoßen sind. Mit Hilfe von kleinen Stiften können die Kinder daraus Türme, die dem Werk Eiffels auffallend ähneln, Brücken, Häuser, Aufzüge und vieles andre zusammenstellen. Sehr knifflig zusammenzusetzen ist auch ein Globus, der aus sehr vielen Teilen von dünnem Blech und einem Grundgestell aus starkem Draht besteht.

Da muß man schon ungefähr die Lage jeder einzelnen Küstenformation auf dem Erdball oder die Flußläufe im Kopf haben, um überhaupt zum Ziel zu kommen. Denn das Stück mit der Wüste Sahara läßt sich nicht mitten in den Erdteil Asien einfügen, und der Rhein will durchaus nicht durch Mittelamerika fließen.

Da es ja vielfach auf der Welt reiche Leute gibt, die ihren Kindern einen ganzen Spielsaal zur Verfügung stellen können, so erzeugt die Industrie auch recht umfangreiche Spieleinrichtungen, die den Kindern die erwünschte Gelegenheit zu lebhafter körperlicher Bewegung geben. Wer ein sehr großes Kinderzimmer besitzt, kann den Kleinen ein Karussell kaufen, auf dem vier kleine Leute Platz haben. Alle Mitfahrenden können dann mit gemeinsamen Kräften durch eine sehr einfache, aber gut erdachte Vorrichtung das Karussell selbst in Bewegung setzen. Dann gibt es Kinderkegelbahnen mit allem Zubehör, wie Kugelrücklauf, Zeigeruhr und Anschreibetafel, ferner Zimmerwippen, die sich beim Auf- und Abwärtsschaukeln gleichzeitig lustig im Kreise drehen, und ganz kleine richtige Häuschen, in denen die Kinder eine eigne Wirtschaft führen können.

Von allen einen größeren Raum beanspruchenden Spielgegenständen aber dürften jetzt wohl das lenkbare Luftschiff und der Aeroplan am meisten begehrt sein. Man kann sie in allen Größen und den mannigfachsten Formen kaufen. Am vollkommensten ist wohl die Luftschiffschachtel, die einen Gummiballon und gleichzeitig eine kleine, sehr einfach arbeitende Fabrik für Wasserstoff enthält, mit dem man den Ballon füllen kann. Er erhält noch eine Gondel mit einstellbaren Höhen- und Seitensteuern und einer durch Federkraft sich bewegenden Schraube umgebunden und fliegt dann als idealer Zeppelin durch die Lüfte.

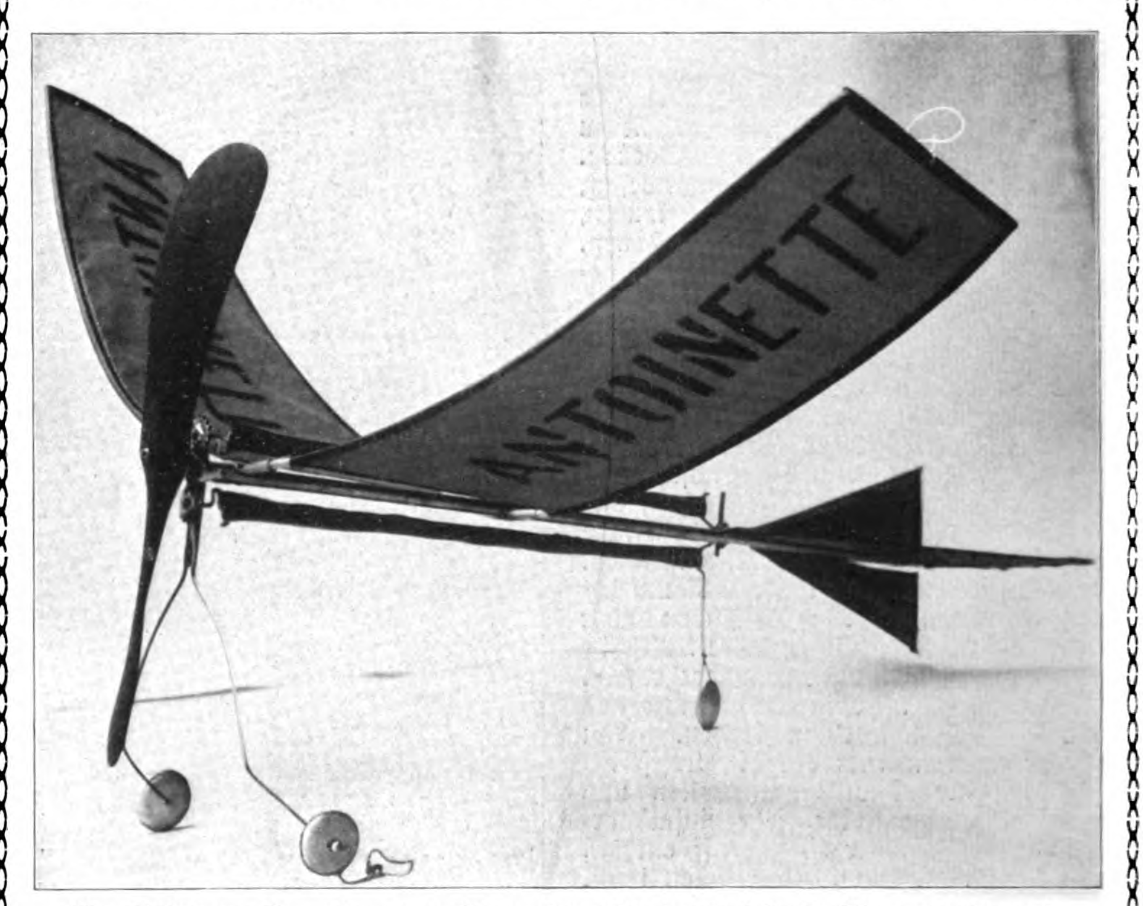
Der Ausbildung der Geschicklichkeit ist ein neues, sehr forsches Ballspiel gewidmet. Durch das Zusammendrücken einer kräftigen Stahlbandfeder wird aus einem darauf befestigten Drahtkorb ein Ball hoch hinaufgeschleudert, und es gilt, ihn in der engen Öffnung des Korbes wieder aufzufangen. Große Anforderungen an die Geschicklichkeit der jungen Schützen stellen die neuen, sehr raffinierten Schießscheiben mancherlei Art, gegen die man mit Luftdruckbüchse und harten, aber nicht allzu gefährlichen Pfropfen angeht. Da ist eine mit acht Löchern versehene Schießscheibe, hinter deren Öffnungen die Ziele durch ein Uhrwerk in ständiger



Schleuderballspiel mit einer starken, zusammendrückbaren Stahlbandfeder

Drehung gehalten werden. Es ist nicht ganz leicht, durch die Löcher hindurch das vorbeistreifende Ziel zu treffen, so daß das bemalte Holz umklappt. Wem es aber gar gelingt, das Zentrum mit seiner „Kugel“ zu erreichen, der hat das Vergnügen, einen Hanswurst mit Knallen

und Klappen oben auf der Scheibe hinaufspringen zu sehen. Das Billard, das Geschicklichkeitsspiel par excellence, hat auch schon seinen Weg in die Kinderstube gefunden. Freilich wäre es zu gefährlich, die Kinder mit den langen Stöcken herumfuchteln zu lassen, und so hat man beim Kinderbillard den Stoß der Queues durch den Luftdruck kräftiger Gummiballons ersetzt. Die mit sehr langen Spitzen versehenen Gummispritzen werden an bestimmten Stellen des Billards eingesetzt, und es kommt nun darauf an, die Kugeln durch den Luftdruck richtig zu lenken.

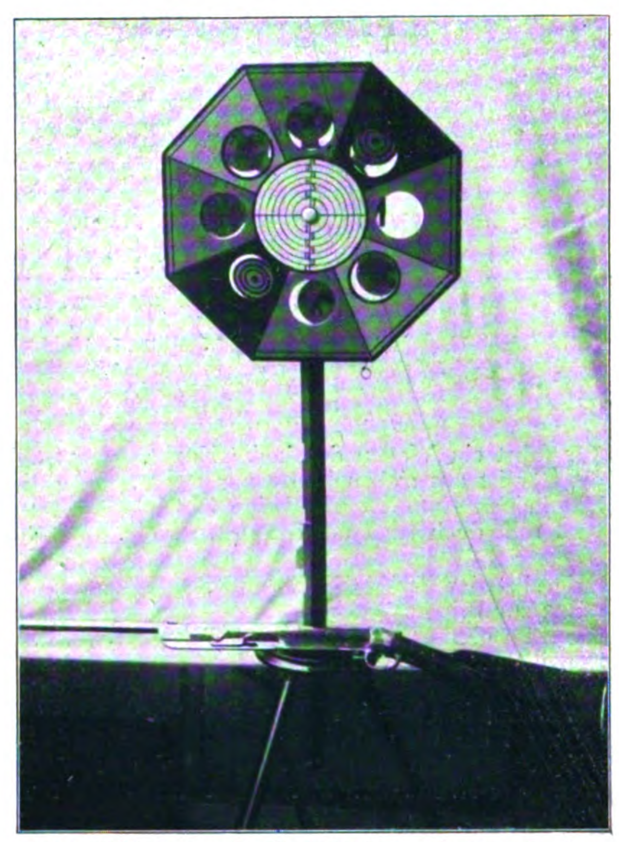


Ein Spielzeug-Aeroplan; der Propeller wird durch sehr kräftig ausgespannte Gummibänder angetrieben

Auch auf dem allbeliebten Gebiet der Zinnsoldaten zeigt sich der Zug der modernen Zeit. Die Gußformen sind exakter, „menschlicher“ geworden, und die Bemalungen zeigen die Uniformstücke heute mit solcher Genauigkeit, daß der bärbeißigste Unteroffizier daran nichts auszusetzen finden würde. Dazu gibt es neben den einzelnen Soldaten ganze „Schlachtmomente“. Da sieht man auf einem hügeligen Terrain Infanteristen und Kavalleristen zusammengedrängt in allen erdenklichen Stellungen, laufend, kniend, schlagend und schießend sich gegen den Feind wenden, und diese Momentbilder sind oft von einer solchen wütenden Blutgier, daß man beim Anschauen eine Gänsehaut bekommt. Eine besonders hübsche mechanische Neuigkeit im Bereich der Zinnsoldaten ist die Marschiervorrichtung. Auf die beweglichen Ausleger einer langen Blechleiste kann man eine Anzahl Soldaten aufstecken. Durch Hin- und Herschieben der Leiste führen diese Soldaten nun sehr exakte Marschbewegungen aus. Sie schreiten in langer Kolonne neben-

einander, sie schwenken alle gleichzeitig nach rechts oder links, brechen in Sektionen ab, stellen sich zu zweien oder vieren nebeneinander und tun das in einer schön ausgerichteten Linie, die jedes preußische Auge erfreuen muß.

All das alte, wohlbekannte Spielzeug ist heute komplizierter, künstlerischer, aber auch ausgeklügelter geworden. Die Puppenstube, die in ihrer bescheidenen Seidenkleidern sorgfältiger und liebevoller behandelt werden müssen als die Bescheideneren im einfachen Wollrock, was keine sehr schöne Pädagogik ist. Ein Kind in einer Berlin-W-Wohnung braucht seinen Kochherd jetzt auch nicht mehr mit der einfachen Spiritusflamme zu heizen, es kann ihn an die Starkstromleitung anstöpseln und seine Puppensuppe elektrisch kochen. Unter den Kaufläden, den besonderen



Schießscheibe mit Zielplatten, die durch ein Uhrwerk in ständiger Drehung gehalten werden

Grundform heute gerade noch in einer Ecke des Spielwarenladens geduldet wird, hat sich zu einem Puppenhaus ausgewachsen, das vier Etagen hoch ist, in dem ganz unten die Portierfamilie, in der ersten Etage die „feinen“ Leute wohnen, und in dem die Wasserleitung und der Anschluß für das elektrische Licht nicht fehlen. Leider lernt das Kind dabei allzu frühzeitig die sozialen Schichten unterscheiden und weiß bald, daß die Herrschaften in der Beletage mit ihren feinen Lieblingen aller Kinder, findet man riesenhafte Exemplare, die ein bunt assortiertes Lager gleich einem Warenhaus haben.

Gedenkt man noch der wunderhübschen, so täuschend natürlichen Puppenbabys, die es heute gibt, der urdrolligen Stoffpuppen, all der Uniformen zum Anziehen, der Geduldspiele, Ringwerfvorrichtungen, Baukästen und so weiter, so sieht man, daß beim diesjährigen Weihnachtseinkauf wohl jeder etwas nach seinem Geschmack für seine Kinder wird finden können.



DER WAGEN

Kinderlied von KORYTOWSKA

Es fährt ein Wagen durch die Nacht,
Der ist aus sieben Sternen gemacht,
Hat keinen Kutscher und keine Pferde
Und rollt doch rund um die ganze Erde.

Drin sitzt der König Himmelblau,
Fährt zur Prinzessin Blütentau,
Die trägt einen Schleier aus Wolken und Winden,
Den ihr die Elfen und Engel binden.

Die wohnt in einer blitzblauen Stadt,
Dort, wo die Welt ein Ende hat,
Die Reise geht rechts um den Regenbogen,
Wenn der Abendstern heraufgezogen.

Dort feiern sie Hochzeit in himmlischer Nacht,
Doch nimmer von Dauer sind Freude und Pracht,
Wenn beide sich küssen mit liebendem Munde,
Dann schlägt auf der Erde die Mitternachtsstunde.

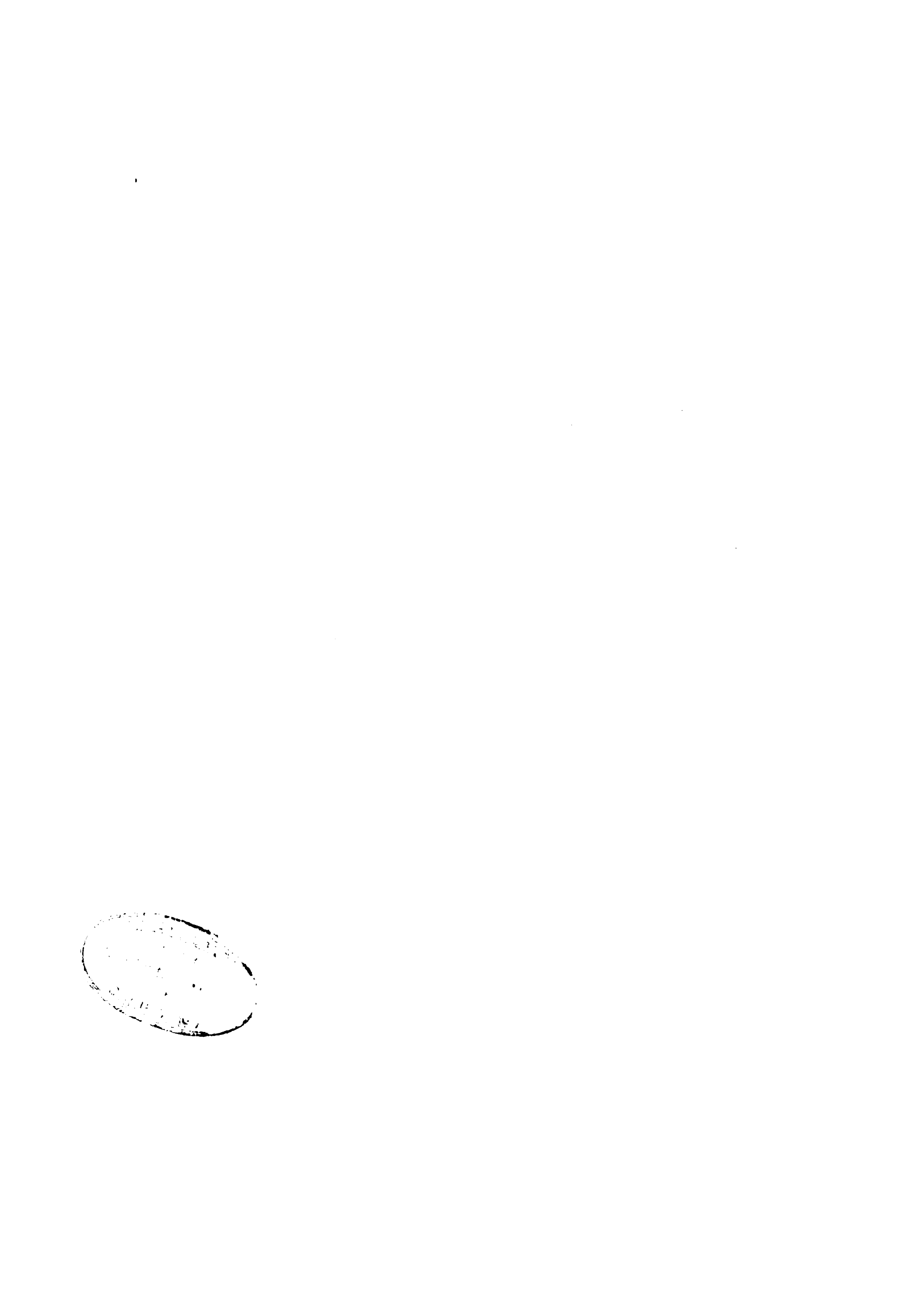
Dann muss der König von dannen fliehn,
Dann muss der Wagen weiterziehn,
Am bleichenden Monde vorbei geht die Reise,
Vergebens schluchzt die Prinzessin leise.

Und wenn ihr Schleier von Tränen nass,
Dann fallen die Tropfen auf Blüten und Gras
Und funkeln im Lichte der steigenden Sonne
Von ewigem Leide und ewiger Wonne.

So fährt der Wagen durch die Nacht,
Seit Gott der Herr die Welt gemacht,
Vorüber an Freuden, vorüber an Schmerzen:
Gott, gib uns frohe und standhafte Herzen!



Kapelle im Mondschein. Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann





KULTUR DER GEGENWART





In der literarischen Rundschau für eine Nummer des Weihnachtsmonats darf, ja muß auch von Büchern zum Verschenken oder zum Selbstschenken gesprochen werden. An die Spitze stelle ich ein Werk, von dem ich mit gutem Recht sagen darf: es gehört in jedes wahrhaft gebildete deutsche Haus. Dieser so oft mißbrauchte Ausdruck will einem nicht recht aus der Feder, aber ich finde keinen besseren. Von Weigands Deutschem Wörterbuch erscheint bei A. Töpelmann in Gießen die nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitete fünfte Auflage., herausgegeben von Hermann Hirt, in zwei starken, aber doch noch handlichen Bänden, zusammen 163 Bogen, beinahe 2600 Spalten. Das lebende Geschlecht wird darauf verzichten müssen, die Vollendung des Grimmschen Wörterbuches zu sehen, und wenn einst vielleicht unsre Enkel das vor mehr als fünfzig Jahren begonnene Riesenwörterbuch, das auf den Namen Grimm geht, wirklich besitzen sollten, was mir viel unwahrscheinlicher dünkt als die Entdeckung des Nordpols, so werden sie doch keine rechte Freude daran haben, denn einmal wird es so unerschwinglich teuer sein, daß gerade die allergebildetsten Klassen, zum Beispiel die Schriftsteller, ein ihnen so wertvolles Buch nicht kaufen können, zweitens wird es in seinem größeren Teil, dem älteren, veraltet sein. In Frankreich hat sich vor einem Menschenalter etwas Ähnliches ereignet: das große Wörterbuch der französischen Akademie wollte und wollte nicht fertig werden — da faßte sich Littré ein Herz und schuf ganz allein, ohne irgendwelche amtliche Unterstützung, in verhältnismäßig kurzer Zeit, allerdings mit Daransetzung einer vollen Manneskraft, ein französisches Wörterbuch, das den geschichtlichen Entwicklungsgang der Sprache und ihren gegenwärtigen Stand mit musterhafter Zuverlässigkeit darstellt. Das Deutsche Wörterbuch von Weigand-Hirt kann allen denen, die ein deutsches Wörterbuch unbedingt brauchen — und das sollte ein jeder Schreiber von Beruf, nicht bloß jeder Schriftsteller, täglich mindestens einmal tun — einen in den meisten Fällen vollkommen ausreichenden Ersatz für das Grimmsche Wörterbuch bieten. Mit Recht hat schon Adolf Matthias über dieses prächtige deutsche Wörterbuch geschrieben: „Wörterbücher sind ja eigentlich keine Lesebücher; aber wer dieses Wörter-



Börries, Freiherr von Münchhausen



KULTUR DER GEGENWART



buch zur Hand nimmt, um sich zu unterrichten, der kommt nicht leicht wieder los. Wo man auch nur aufschlägt und wo man sich in die einzelnen Artikel vertieft, da nehmen die Wörter, die uns zunächst so gleichgültig vorkamen, volles Leben an." In der Tat ist das Weigand-Hirtsche Wörterbuch ein beinahe gefährliches Nachschlagewerk: man liest sich gar zu leicht darin fest und wird von der eigentlichen Arbeit ein wenig abgezogen. Indessen man lernt bei dieser Zerstreuung so viel wahrhaft Wertvolles hinzu, daß man sich immer wieder gern zerstreuen läßt und die daran gesetzte Zeit nicht für verloren hält.

*

Werden in Deutschland Gedichtbücher gekauft? Die Dichter, wenigstens die mittelmäßigen, behaupten vorwurfsvoll: nein. Jedoch die mittelmäßigen Dichter haben schon nach Horazens Ausspruch überhaupt kein göttliches oder menschliches Daseinsrecht, und wenn sich auch die guten Dichter beklagen, daß man ihre Bücher nicht in solchen Mengen kauft, wie etwa den neuesten Roman, so werden sie doch wohl selbst zugeben, daß die guten Gedichte nur für die Feinschmecker sind, und die Feinschmecker sind allerorten die Ausnahme. Wäre das anders, so hätte ja selbst die Feinschmeckerei keinen Sinn: nicht nur Verstand, sondern ebensosehr, ja noch mehr ist der Kunstgeschmack von jeher nur bei wenigen gewesen. — Neuen Gedichtbüchern im engen Rahmen dieser Rundschau ganz gerecht zu werden, ist nur dann möglich, wenn man sich in jedem Monat auf einen Dichtersmann beschränkt, ihm mindestens drei Spalten widmet und mehr als die Hälfte des Raumes mit dem wörtlichen Abdruck seiner Gedichte füllt. Für heute muß eine Auswahl des Besten aus dem letzten halben Jahre in knappster Hinweisung genügen. Auf alle hier genannten neuen Gedichtbände trifft die Versicherung zu, daß sie, wenngleich natürlich in verschiedenem Grade, das aufmerksame, ja andächtige Lesen lohnen, und daß man als Geschenkgeber für jeden Band den Dank des Beschenkten ernten wird. Zunächst muß hingewiesen werden auf die neue Ausgabe der gesammelten Werke von Detlev von Liliencron, die unter Dehmels liebevoller Arbeit in acht Bänden bei Schuster & Loeffler in Berlin erscheinen wird. Die ersten drei Bände mit den Gedichten und Poggfred sind noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch in sehr gefälliger Ausstattung fertig geworden und werden gewiß recht viele Käufer finden.



Ilse Franke

Auf einen feinen lyrischen Dichter, Georg Muschner, den wohlbekannten Herausgeber der Münchner Zeitschrift Die Lese, möchte ich nachdrücklich hinweisen. Seine Gedichtsammlung „Über die Brücke" (Verlag der Lese in München) enthält außer manchem Nachdenklichen und Nachdenkenswürdigen vieles so echt Liedhafte, daß es die Pflicht der Kritik und der dichtungsfreundlichen Leser ist, diesen Lyriker aus der dunkeln Schar derer ins Helle zu sondern, die unter Dichten ein Rätselaufgeben verstehen. Muschner ist ein Denker und ein Sänger zugleich, wie es jeder berufene Dichter sein muß: ihm formt sich das Denken zu Gesang, und hinter dem Liede schwebt ein eignes Denken.



KULTUR DER GEGENWART



Von Ilse Franke erscheint im Dreililien-Verlag in Karlsruhe und Leipzig ein Bändchen neuer Gedichte: „Von beiden Ufern“, dem ich einen schönen Erfolg wünsche, ja voraussage. Ilse Franke reiht sich mit diesem Buche noch unverkennbarer als mit ihren ersten Gedichten unsern besten lyrischen Dichterinnen der Gegenwart an. Das Schönste, was man von einem Dichter unsrer Tage sagen kann: daß er im steten Aufsteigen begriffen ist, gilt zu meiner Freude von Ilse Franke.

Margarete Beutler sammelt die Gedichte etwa der letzten fünf Jahre zu einem Bändchen: „Leb' wohl, Bohème!“ (bei Georg Müller in München) und wird damit sicher einen starken äußeren Erfolg haben. Einen Fortschritt über sich selbst hinaus vermag ich an dieser Sammlung der so hochbegabten Dichterin nicht zu erkennen, obwohl kaum etwas Schwaches darin steht.

Therese Köstlin, ein noch wenig bekannter Name, läßt bei E. Salzer in Heilbronn ein kaum hundert Seiten enthaltendes Büchlein neuer Gedichte erscheinen: „Unter dem himmlischen Tage“, das nicht so leicht vergehen wird, und Margarete Windthorst, eine Verwandte des berühmten Politikers, stellt sich in einem Bande „Gedichte“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) als eine sehr wertvolle Bereicherung unsres lyrischen Nachwuchses dar.

Max Bruns sammelt seine Gedichte (von 1893 bis 1908) zu einem stattlichen Bande (Minden, J. C. C. Bruns), der uns das Werden dieses nicht mehr zu übersehenden Dichters klar überschauen läßt.

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen erscheint bei E. Fleischel in Berlin ein Band neuer Balladen und Lieder: „Das Herz im Harnisch“, der mir die Überzeugung stärkt, daß dieser Dichter sein letztes Wort noch lange nicht gesprochen hat.

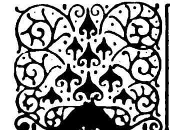
Endlich, aber zur besonderen Hervorhebung, noch ein Sammelband, dem ich recht weite Verbreitung dringend wünsche: der Auswahl aus Arthur Fitgers Gedichten, die unter dem Titel „Einsame Wege“ bei Emil Felber in Berlin erschienen ist. Arthur Fitger hat bei Lebzeiten nicht den vollen Ruhm eines unsrer echten Lyriker errungen. Die von einem kunstsinnigen Verleger aus inniger Freude an dem Gesamtlebenswerk eines Dichters veranstaltete Auslese des Besten wird Arthur Fitgers Bild der Nachwelt in einem wesentlich helleren Lichte zeigen, das nicht so bald erbleichen wird.



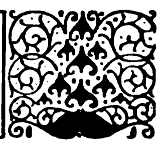
Arthur Fitger

*

Daß ich kein Freund von Maximilian Hardens Stil bin, habe ich in meiner „Deutschen Stilkunst“ rückhaltlos ausgesprochen. Das hindert mich nicht, von seiner in zwei Bänden erscheinenden Sammlung „Köpfe“ (Berlin, Erich Reiß) zu sagen, daß sie ein staunenswertes zeitgeschichtliches Wissen enthalten und für Hardens Kunst zeugen, eines Menschen Wesen aus kleinen, ja kleinsten Zügen zu erkennen, die vielen andern nur für unbedeutende Anekdoten gelten. Allerdings beruhen manche der von Harden benutzten Züge und Äußerungen nur auf Hörensagen, und der zukünftige Geschichtsforscher wird das von ihm Berichtete mit



KULTUR DER GEGENWART



größter Vorsicht benutzen, alles sorgsam nachprüfen müssen. Im großen und ganzen aber muß auch der, dem Hardens Schreibweise nicht angenehm ist, zugestehen, daß einige seiner „Köpfe“ dem Zeitgenossen eine Anregung bieten, wie er sie in geschichtlichen Werken so leicht nicht findet.

*

Von Clara Viebig veranstaltet die Verlagshandlung Egon Fleischel in Berlin eine Sammlung: Ausgewählte Werke, sechs hübsche, handliche Bände in schlichtem, geschmackvollem Einband, auf gutem Papier, mit gutem Druck und in einer, wie gern hinzugefügt wird, kunstverständigen Auswahl. Clara Viebig selbst hat als die für ihr Können bezeichnendsten und für diesen besonderen Zweck geeignetsten Dichtungen erkannt: Rheinlands Töchter, Kinder der Eifel, Vom Müller-Hannes, Es lebe die Kunst, Die Wacht am Rhein, Das schlafende Heer, Einer Mutter Sohn, und die Verehrer dieser starken Künstlerin werden ihr gewiß in dieser Schätzung fast durchweg zustimmen. Vielleicht fügt der Verleger noch einen Auswahlband von Novellen der Viebig hinzu, um ihr Bild als einer unsrer ausgezeichnetsten Erzählerinnen abzurunden.

*

Zwei ziemlich starke Bände mit Freiheitslyrik bietet uns das Sammelwerk von Franz Diederichs: „Von unten auf“, mit Bildern von sehr hervorragenden Künstlern, in schöner und dauerhafter Ausstattung. Unter den zahllosen lyrischen Anthologien, deren jahraus, jahrein neue erscheinen, nimmt diese im Verlage der Buchhandlung Vorwärts in Berlin eine bewundernswerte Ausnahmestellung ein. Zu dieser Sammlung gab es wirklich ein inneres Bedürfnis: die deutsche Freiheitslyrik ist ein Dichtungsgebiet mit eignem Recht und forderte geradezu eine solche Sammlung, wie diese von Franz Diederich. Eine beachtenswerte Literaturkenntnis, verbunden mit gutem Geschmack für das wahrhaft Dichterische, haben zusammengewirkt, um ein Werk zustande zu bringen, das für sehr lange Zeit Geltung auch in der Literaturwissenschaft behaupten wird. Natürlich ist auch manches dichterisch schwache Lied mit aufgenommen worden; indessen Stücke voll bloßer Rednerei sind immerhin die Ausnahme; ja, ich darf sagen, mir ist kaum eine Anthologie bekannt, die mit solcher Strenge das Schwache fernhält.

Eduard Engel



Es ist ein Ruhmestitel der medizinischen Gelehrten, wenn man sie die Gräber ihres eignen Grabes oder die Verschütter ihrer eignen Erwerbsquellen genannt hat. So viel Maßnahmen sie auch ersinnen, die ausgebrochenen Krankheiten zu heilen, unendlich größer ist die darauf verwendete Arbeit, sie zu verhüten. Ja, ich behaupte, es sind heutzutage sehr viel mehr Forscher darauf bedacht, die Bedingungen, unter denen Krankheiten sich entwickeln, mit der idealen Aussicht, sie zu verhindern, zu studieren, als realere Köpfe am Werke sind, die Bedingungen ihrer Heilung zu verbessern mit der mehr oder weniger latenten Absicht, daraus Nutzen zu ziehen. Die gesamte gebildete Welt ist davon überzeugt, daß dieses Studium der Krankheitsursachen, das so gewichtige Entdeckungen im Gefolge gehabt hat, den Fortfall und den Rückgang vieler Epidemien im Gefolge gehabt hat. Die allgemeinen hygienischen Maßnahmen, Wasserversorgung, Sterilisation, Nahrungsverbesserung und Ernährungsfortschritte, Sanierung der Wohnräume, Kanalisation — das sind so die Faktoren, deren Einfluß auf den Gesundheitszustand der Völker ja wohl nicht fortgeleugnet werden kann. Die Pocken gehören als Epidemie der Geschichte an, die Cholera erlaubt sich nur hier und da einen Durchbruch von meist nur lokaler Bedeutung, die Typhusepidemien züngeln nur noch hier und da als einzelne Brandherde auf, die



KULTUR DER GEGENWART

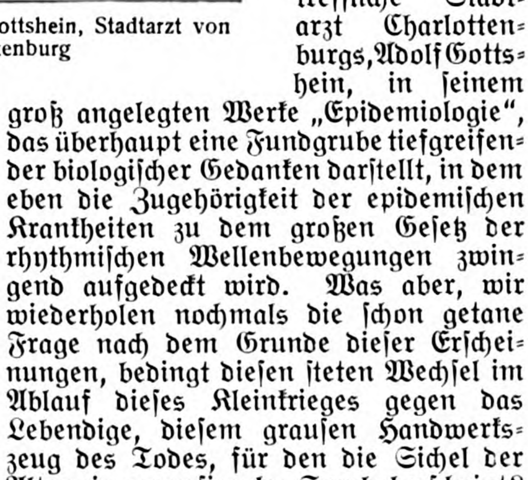


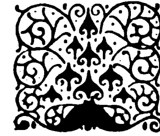
Diphtherie ist seit 1892 — trotzdem das Diphtherieserum erst 1894 erfunden ist — in steigendem Rückgang gewesen, und Lungenentzündungen treten lange nicht mehr so zahlreich um die Zeiten der Sommer- und Winterwenden auf wie sonst. Ja selbst, wer will es als Arzt, der über fünfundzwanzig Jahre die Dinge aufmerksam verfolgt hat, leugnen, auch die Schwindsucht ist eine mildere Krankheit geworden, so deletär sie im Einzelfall noch immer werden kann. Und die Syphilis — dies angeblich noch immer lustmordende Schreckgespenst der Liebenden — hat für den vorurteilsfreien Beobachter so viel an Gewalt verloren, daß wohl niemand mehr der jetzt lebenden Ärzte die Leute mit den total zerfressenen Schädelknochen, mit freiliegendem Gehirn, die großen Knochenzerstörungen des Gesichts, der Mund-, Nasen- und Augenhöhlen gesehen haben wird unter Kulturvölkern, wie sie der alte Brunsche Atlas aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als häufig notiert und die leider auch die Dresdner Hygieneausstellung wiederum als gang und gäbe auftischt. Die Syphilis ist so milde geworden — falls sie nicht exotischen Ursprungs ist — zum Beispiel in Berlin, daß ein so scharf kontrollierter Outsider wie Schweninger es unwiderlegt wagen konnte, zahlreiche Syphilitiker als ohne Quecksilber geheilt ärztlichen Kollegien vorzustellen. Dagegen haben unstreitig andre Krankheiten an Heftigkeit und Giftigkeit zugenommen. Wurde die Syphilis im allgemeinen auch milder, so ist ihr venerischer Konkurrent, die Gonorrhöe, der infektiöse Genitalausfluß trotz vervollkommneter Therapie zweifellos deletärer geworden. Der im Barbarismus der Studentenjahre oft gehörte neckende Spott ist wohl verstummt: denn die Fälle schwerer Herzkrankheiten, Nieren- und Gelenkeiterungen, ja tödlich endender Komplikationen sind offensichtlich häufiger geworden. Ebenso ist die Influenza zeitweise so schwer im Anstieg gewesen, daß trotz unsrer gerühmten Klassizität der Hygiene diese Krankheit wohl mehr Opfer gefordert hat als je eine Choleraepidemie.



Sanitätsrat Dr. Adolf Gottshein, Stadtarzt von Charlottenburg

Was mag nun wohl die eigentliche Ursache dieses Aufundab der Leiden, dieses Wellen und Wogen, dieses rhythmischen Hinundher der feuerbrandtragenden Krankheiten, dieser Geißeln alles Lebendigen sein? Dieses Kurvenspiel der Infektionskrankheiten und Seuchen hat niemand so klassisch geschildert als der treffliche Stadtarzt Charlottenburgs, Adolf Gottshein, in seinem groß angelegten Werke „Epidemiologie“, das überhaupt eine Fundgrube tiefgreifender biologischer Gedanken darstellt, in dem eben die Zugehörigkeit der epidemischen Krankheiten zu dem großen Gesetz der rhythmischen Wellenbewegungen zwingend aufgedeckt wird. Was aber, wir wiederholen nochmals die schon getane Frage nach dem Grunde dieser Erscheinungen, bedingt diesen steten Wechsel im Ablauf dieses Kleinkrieges gegen das Lebendige, diesem grausen Handwerkszeug des Todes, für den die Sichel der Alten ein gar zu simples Symbol erscheint? Es ist eine grandiose Regulation der Kräfte in der Natur am Werke, die in





KULTUR DER GEGENWART



dem berühmten biologischen Gesetz Pflügers ihren Ausdruck gefunden hat. Dieses Gesetz des großen Physiologen lautet: „Jede Bewegung enthält in sich den Ursprung zu ihrer Aufhebung.“ Diesem Gesetz unterliegen offenbar auch die Epidemien. Alles Überragende gebiert die Schaufel, die es untergräbt, alles Bedeutende ruft sein ebenbürtiges Widerspiel, jedes Erhabene seinen Nivellierer. Für die Epidemien, bei denen es sich um den Kampf feindlicher Zellen, schwärmender Zigeunerstämme und Einzelindividuen gegen feste Organisationen der Zellstaaten handelt, heißt die Kompensation Erschöpfung des Nährbodens, das heißt Aufzehrung der Unterliegenden oder das Heranwachsen einer siegreichen Macht. Die Cholera, der Scharlach, die Influenza erlischt, wenn alle Empfänglichen befallen, überwunden oder immun geworden sind, so daß nur noch Immune oder Unempfängliche übrigbleiben, so daß die Welle der Infektionsflut an diesem Felsen verrinnt — oder — die Feinde der Einbrecher, die ihrer Herr werden können, haben bei ihrem Emporblühen einen solchen Nahrungsüberschuß, daß für sie das Maximum der Entwicklung eintritt, das die Vernichtung jenes lebensfeindlichen Elementes vollzieht. Man sieht, eine fast mysteriöse Regulation ist am Werke, die alle über die Harmonie des Ganzen hinausschießende Bewegung mit fester Hand zu kontrakassieren versteht.

Den ersten Gedanken: den des Aussterbens der Bakterien aus Mangel an empfänglichen Individuen, die schließlich unbenutzbar übrigbleiben, vertritt Gottshein, die zweite Idee, daß auch den mikroskopischen Feinden unsers Lebens gleichwertige Gegner im Bakterienreiche oder unter den Insekten heranwachsen, hat kein Geringerer als Werner Siemens zum ersten Male mit einem seiner Hellseherblicke gestreift.

Die Bakteriologie hat noch viel zu tun, um diesem großen Gedanken für den Mechanismus des Kleinen in jedem Einzelfalle nachzuwandeln.

Professor Dr. Ludwig Schleich



MUSIK

Deutsche Armeemärsche*

In unserm deutschen Volke, dessen junge Männer es seit ein paar Menschenaltern als ihre Ehrenpflicht ansehen, dem Staate ein oder mehr Jahre als Soldat in irgendeiner Truppe Waffendienst zu leisten, ist natürlich auch die Musik nicht zurückgeblieben, der Freude am Kriegshandwerk Ausdruck zu verleihen. Verhältnismäßig später, als das Fuß- und Reitervolk sich seine Soldatenlieder gedichtet hat, ist die Musik als die jüngste in der Reihenfolge der Künste dazu gelangt, aus den Trompetenfanfaren und Signalen, aus den gesungenen Kriegesmelodien die feste Militärmarschform auszugestalten, wie sie jetzt in unsrer deutschen Armee heimisch geworden ist. Deutlich genug spricht sich in den kraftvollen, bald flotter vorwärts drängenden, bald festlich breit ausladenden Rhythmen, den leichtfaßlichen Melodien, einfach natürlichen Harmoniefolgen der Stolz, die Freude an der bunten Farbenpracht der Uniformen, dem Glanz der Waffen aus. Jedes Regiment der deutschen Armee hat sein Musikkorps, das unter der Leitung seines Musikmeisters meist eine erstaunliche Sicherheit im festgefügten Zusammenspiel erreicht hat, so daß es nicht nur an der Spitze des Regiments tadellose Märsche zu blasen vermag, sondern auch andre Musik; siegreich machen die Militärkapellen mit ihrem Konzertieren in den öffentlichen Vergnügungslokalen, dem Musizieren der Zivilkapellen Konkurrenz. Durch alle Schichten unsres Volkes geht nun einmal die Freude an der Militärmusik, man braucht nur zu beobachten, wie alles auf der Straße frohen Auges und Ohres stehenbleibt oder gar

* Das Historische dieses Aufsatzes ist dem Werke „Die Königlich Preußischen Armee-Märsche“ von Th. A. Kalkbrenner entnommen.

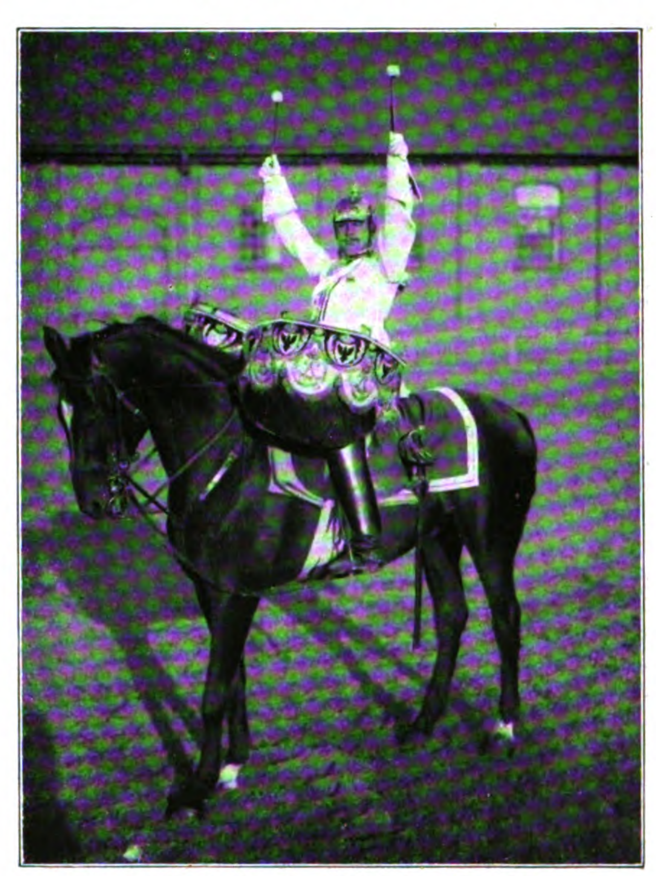


KULTUR DER GEGENWART



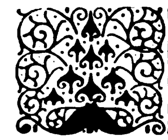
mitläuft, solange es angeht, wenn ein Musikkorps an der Spitze einer Kompagnie oder einer Schwadron seinen Marsch durch die Straße hinschmettert.

Auffallen muß es jedem, der darauf achtet, daß schon seit Jahren die Märsche zu ihrem ursprünglichen stolzen Soldatencharakter zurückgekehrt sind, nachdem sie diesen durch Aufnahme und Verwertung allzu kleinlicher Operettenmelodien eingebüßt hatten. Und das ist allein dem Kaiser Wilhelm II. zu verdanken, auf dessen Befehl wieder zu den alten, an die Seite gedrängten historischen Militärmärschen zurückgegriffen werden mußte. Jetzt hört man wieder den Dessauer, den Hohenfriedberger, den Torgauer, den Yorkschen, den Pariser Einzugsmarsch blasen, Melodien, die zum Teil schon bei den Siegen der schlesischen, der Befreiungskriege erklungen sind. Von den genannten ist der erste auch der älteste. In seiner Lebensbeschreibung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau erzählt Varnhagen von Ense, daß Italiener zum Dank für den Sieg bei Cassano 1705 dem Fürsten den Marsch gewidmet hätten; unter seinen Klängen soll der Fürst auch das Jahr darauf seinen Einzug in das eroberte Turin gehalten haben. Manche Wandlung hat die Melodie aushalten müssen, bis sie von Wieprecht in der Form fixiert worden ist, wie sie jetzt allgemein gespielt wird. Von Friedrich dem Großen stammen zweifellos mehrere der bekanntesten Armeemärsche her, wie der erste in der offiziellen Reihe der langsamen (Präsentier-)Märsche für Infanterie, dann der „1756", der Mollwitzer, den der König komponiert hat, als er 1741 in Mollwitz Winterquartiere bezogen hatte. Auch der Hohenfriedberger wird ihm zugeschrieben, obwohl das nicht mehr ganz sicher festzustellen ist. Der Tradition nach hat das jetzige Pasewalker Kürassier- (früher Bayreuther Dragoner-) Regiment seine berühmte Attacke bei Hohenfriedberg 1741 schon unter den Klängen dieses Marsches geritten. Aus dem ganzen Zuschnitt des Marsches, dem Fehlen des Trios, der Einfachheit seiner Harmonie läßt sich schließen, daß seine Entstehungszeit älteren Datums ist. Den

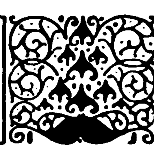


Der Trommler der Pasewalker Kürassiere

Torgauer hat König Friedrich Wilhelm III. viel später, erst im Jahre 1817, aus Torgau mit nach Berlin gebracht; er hatte ihn dort bei einer Parade gehört und so großen Gefallen daran gefunden, daß auf seinen Befehl dieser Marsch fortan bei allen großen Paraden geblasen werden mußte. Auch dieser Marsch wurde viele Jahre hindurch für ein Werk Friedrichs des Großen gehalten, bis Kaiser Wilhelm I. die Sachlage richtigstellte. Als er im Winter 1870 bis 1871 sein Quartier



KULTUR DER GEGENWART

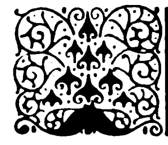


in Versailles aufgeschlagen hatte, wurde ihm der Torgauer Marsch während der Tafel vorgespielt; auf dem Programm war das Musikstück als ein Werk Friedrichs des Großen bezeichnet. Da aber bedeutete der alte Herr dem Musikdirektor der Königsgrenadiere, der die Tafelmusik geleitet hatte, daß dies ein Irrtum sei, er erinnere sich genau, wie sein hochseliger Vater diesen Marsch als neu von der Torgauer Parade mit nach Berlin gebracht habe. Fortan solle der Marsch nicht weiter als Komposition Friedrichs des Großen in der Liste geführt werden. Als ältester Marsch in der ganzen deutschen Armee gilt der „schwedische Reitermarsch", der noch aus dem Dreißigjährigen Kriege stammt; die Trompeten sollen schon mit ihm die schweren Reiter Gustav Adolfs zum Angriff geblasen haben. Den Yorkschen Marsch hat kein Geringerer als Beethoven komponiert, dem ja auch der Pariser Einzugsmarsch zugeschrieben wird. Eine stattliche Anzahl der preußischen Armeemärsche stammen von hohen Personen her: Prinz August Wilhelm, ein Bruder Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm III., die Prinzessin Augusta von Weimar, nachmalige Kaiserin Augusta, Prinz Albrecht (der einstige Prinzregent von Braunschweig), Vater und Sohn, und noch manche andre Prinzen machten sich ein Vergnügen daraus, Märsche für das preußische Heer zu komponieren. Andre wieder führten von Besuchen an fremden Höfen auch fremdländische Marschmusik ein, namentlich nach der Heirat der preußischen Prinzessin Charlotte mit dem russischen Thronfolger, dem späteren Kaiser Nikolaus I., als eine große Intimität des preußischen mit dem russischen Hofe eingetreten war, wanderte manch ein Marsch slawischen Ursprungs in die preußische Armee ein. Auch der große Zapfenstreich mit der ergreifenden Melodie „Ich bete an die Macht der Liebe" von Bortnianski wurde damals unter Friedrich Wilhelm III. bei uns eingeführt und bildet jetzt bei glänzenden militärischen Festlichkeiten die Schlußfeier, die stets alle Hörer aufs tiefste ergreift.

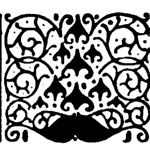
Die Armeemärsche teilen sich in solche für Infanterie und Kavallerie. Da sich die Marschierbeweglichkeit der Truppe gegen früher erheblich gesteigert hat (ehemals 80, jetzt 114 Schritte in der Minute bei der Infanterie), so sind die älteren Märsche im langsamen Zeitmaße als Präsentiermärsche bei den Paraden bestimmt worden, die neueren als Geschwindmärsche der Infanterie. Je nach der Art der Vorwärtsbewegung gibt es bei der Kavallerie drei Arten von Märschen: für den Schritt die mit 125, für den Trab mit 300 und für den Galopp mit 150 Tritten in der Minute. Hinsichtlich der Klangfülle kann sich natürlich die Regimentsmusik der alten knappen Zeit nicht messen mit der von heute. Während 1751 die Besetzung eines Marsches mit nur vier Instrumenten bestritten wurde — zwei Oboen, einer Trompete, einem Fagott —, erfreut sich heute das Musikkorps jedes einzelnen Regiments einer stattlichen Fülle von Spielleuten, von denen jeder einzelne Mann seines Instrumentes durchaus Herr sein muß. Für die technische Vervollkommnung der Musikkorps wird noch dadurch gesorgt, daß alljährlich aus den verschiedensten Regimentern einzelne Musiker zur Königlichen Hochschule nach Berlin kommandiert werden, wo sie dann von den Künstlern aus der Königlichen Kapelle weiter in der Behandlung ihres Instrumentes unterrichtet werden. An der Spitze eines jeden Musikkorps steht der Musikmeister, der je nach seinen Leistungen zum Obermusikmeister, Musikdirektor, Armeemusikinspizienten befördert werden kann.

Einzelnen Truppenteilen ist durch den Kaiser das alleinige Vorrecht auf einen der älteren Märsche bei Paraden verliehen worden. Erst waren es nur zwei Regimenter, denen für das Spiel beim Präsentieren bestimmte Märsche zugewiesen waren: den Pasewalker Kürassieren der Hohenfriedberger, dem Infanterieregiment Nr. 95 der Koburger. Späterhin wurden noch weitere Gnadenbeweise in der Hinsicht verteilt, stets aber verfuhr man dabei mit historischer Rücksichtnahme auf den Zusammenhang des Regiments mit dem ihm verliehenen Marsche.

Ernst Eduard Taubert



KULTUR DER GEGENWART





BILDENDE KUNST

Die Kunst als Beruf

„Verzeihen Sie, wenn ich als Unbekannter —"

„Bitte, bitte. Womit darf ich Ihnen dienen?"

„Ich möchte Sie gern um Rat in einer Angelegenheit fragen, die sehr wichtig für mich ist. Es handelt sich nämlich um meinen Sohn. Der Junge interessiert sich nur für Kunst. Er ist in der Schule nicht schlecht gewesen, aber auch nicht gut. Keine rechte Lust, wissen Sie. Studieren will er natürlich nicht. Und einen praktischen Beruf? Ich traue ihm das nicht recht zu, er ist auch nicht sehr stark und ein bißchen fahrig. Nun will er Künstler werden. Und da wollte ich Sie gern fragen —"

„Nein!!"

„??!!"

„Erstens muß man, wie heute die jungen Menschen zu Tausenden zur Kunst drängen, immer zuerst nein sagen. Und dann ist Ihr Sohn, wie Sie ihn schildern, gerade die Art von Mensch, die in der Kunst noch weniger Aussicht hat, etwas zu erreichen, als auf einem andern Gebiete. Man braucht da eine künstlerische und moralische Kraft, eine unbeirrbare Stetigkeit wie nirgends sonst."

„Aber wo er doch Talent hat?"

„Woher wissen Sie das?"

„Nun, ich verstehe ja nichts von Kunst. Aber sein Zeichenlehrer —"

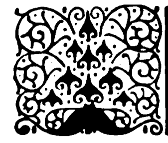
„Der versteht noch viel weniger, schon weil er es sich einbildet. Ich nehme an, daß er ein braver Mann ist, aber wie sollte er dazu kommen, ein Urteil darüber zu haben, worüber jeder Künstler von Rang das Urteil ablehnt? Es ist überhaupt Unsinn, zu sagen, daß einer Talent hat. Die Franzosen sagen: il aura du talent, er wird einmal Talent haben. Böcklin sagte: ‚Ich werde es Ihnen in dreißig Jahren sagen.' Menzel sagte: ‚Talent hat jeder'; was entgegengesetzt klingt, aber dasselbe ist. Alles das bedeutet nämlich, daß niemand vorher wissen kann, ob das sogenannte Talent zu denen gehört, die es auszubilden lohnt. Gegen das Talent, das Zeichenlehrer konstatieren, und das darin besteht, eine Aufgabe korrekt zu lösen, besteht bei uns allen ein tiefes Mißtrauen. Es ist das, was die Ärzte eine Kontraindikation nennen. Das heißt auf deutsch: wem der Zeichenlehrer Talent zuspricht, der soll nicht Künstler werden."

„Sie machen mich ganz ängstlich. Und ich muß Ihnen offen sagen, beinahe um das Leben meines Jungen. Ich habe ihm den Wunsch erst ausreden wollen und dann ganz und gar abgeschlagen. Auch als er sagte: ‚Vater, ich muß!' bin ich fest geblieben. Aber wie ist der Junge seitdem verändert! Trotz seinem Streben, es mich nicht merken zu lassen, ist so etwas Verzweifeltes in ihm, daß ich nicht weiß, was er tut, wenn —"

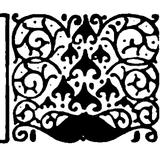
„Sitzt es so tief? Dann ist nichts zu machen. Das ist auch ein gutes Zeichen, mehr als das ‚Talent'. Wer muß, muß eben. Nur sollen er und seine Nächsten sich bewußt sein, daß es sich nicht, wie das von außen so scheint, um eine vergnügte Sache handelt, sondern um die schwerste und gefährlichste Laufbahn, die man wählen kann."

„Aber entschuldigen Sie — wie gesagt, ich verstehe ja nichts davon — aber alle Berufe sind doch heutzutage überfüllt — und es gibt doch so viele Künstler, und sie leben — und überall sind Akademien und Schulen, die wieder junge Leute ausbilden — und der Staat und Privatleute geben Stipendien —"

„Schulen gibt es — ich fange vom Ende an, weil die Künstler von ihrer Kunst nicht leben können. Die Akademien stammen aus einer Zeit, in der es zu wenig Künstler gab und der Staat ein Interesse hatte, welche zu erziehen. Jetzt bestehen sie weiter, trotzdem es hundertmal zuviel gibt. Vernunft wird Unsinn. Sie protzen sogar mit ihrer Schülerzahl. Es ist ein Verbrechen. Die jungen Leute, vom Staat erzogen und von ihm und Privaten unterstützt, müssen glauben, daß sie gebraucht werden. Aber, wenn sie fertig sind, erleben sie, daß man für ihre



KULTUR DER GEGENWART



Arbeiten gar keine Verwendung hat und daß man schon wieder andre erzieht und unterstützt, denen es ähnlich gehen wird. — Die Künstler leben. Manche sogar von der Kunst, sehr gut. Aber das sind verschwindend wenige. Andern helfen Amt und Unterricht, das sind — vorläufig ziemlich viele. Vorläufig, denn einmal wird der unsinnige Zudrang aufhören. Andern hilft eignes oder erheiratetes Vermögen. Aber alle diese zusammen sind noch nicht der vierte Teil. Die andern leben in den ärmsten und unsichersten Verhältnissen, von unwürdiger Arbeit und ganz ohne Hoffnung. Nein, die Kunst ist kein ‚Beruf'. Man kann sie deshalb nicht mit andern Berufen vergleichen, auch nicht mit akademischen. Es geht auch in diesen leider vielen Menschen schlecht, sehr schlecht. Aber es geht ihnen irgendwie. Sie haben ein sicheres Minimum von Einkommen. Der Künstler hat das nicht. Er kann in der Lage sein, durchaus nichts verdienen zu können. Und darum muß ich, muß ich, sehr ungern, Sie fragen, ob Ihr Sohn darauf angewiesen ist, und von wann an, selbst für sich zu sorgen."

„Mein Gott, er muß einmal für sich selbst stehen. Aber vorläufig — irgendeine Ausbildung müßte ich ihm ja doch geben lassen."

„Ja, aber in der Kunst dauert es heute zehn Jahre, bevor er überhaupt nur mitrechnet."

„Zehn Jahre? — — Und wenn ich mich nun entschließe — und ich werde mich ja doch entschließen — es glückt doch vielen, warum ihm nicht? — wo soll ich ihn hingeben? Auf die Akademie? Oder können Sie mir einen Lehrer vorschlagen?"

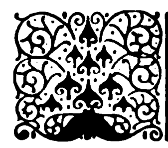
„Mein Rat ist anders. Wenn ich in derselben Lage wäre, so würde ich meinem Sohne zuerst nein sagen. Dieser Widerstand ist in jedem Fall eine Wohltat: wirkt er, so war er bestimmt kein Auserwählter, bleibt er unfruchtbar, so ist der Charakter gestärkt. Aber nichts könnte mich bewegen, von der Forderung abzugehen, daß er mit einem Handwerk beginnen muß. Der ganze akademische Betrieb — und ich rechne die Privatschulen dazu; sie sind vielleicht noch schlimmer — ist ein Unding. Er verdirbt das Talent und den Charakter und die Lebensanschauung. Jahrelang zeichnet und malt so ein unglücklicher junger Mensch Studien, von denen es praktisch ganz gleichgültig ist, wie sie ausfallen, niemals schafft er ein Werk für einen bestimmten Zweck, für dessen Gelingen er in jeder Hinsicht verantwortlich ist, das fertig und gut sein muß, wenn er nicht dafür büßen soll. Von Zeit zu Zeit bekommt er und nimmt er Geld geschenkt ohne Gegenleistung; man nennt das Stipendium, und es ist Tradition, das ändert nichts an der Sache und ihrer Gefährlichkeit. Niemals hat er im Verkehr mit dem Leben eine Pflicht zu erfüllen. Und wenn er fertig ist, kann er im besten Falle Dinge machen, die wenige haben wollen und niemand haben muß. Trifft er nicht zufällig einen, der seine Arbeiten nimmt, so ist er wie ein Schneeschipper im Sommer. Kein Mensch aber kann auf die Dauer dabei intensiv arbeiten — die genialen drei Ausnahmen zählen nicht. Er kommt in eine Art voller Sprünge und Launen. Die ganze Sache ist ein va banque: alles oder — nichts. Der Dekorationsmaler dagegen, der Steinmetz, der Holzbildhauer hat sicheren Erwerb und führt eine gesunde Existenz. Ich bin manchmal unter solchen Menschen, wenn ich in ihrer Gewerkschaft spreche. Und ich bin gern unter ihnen, viel lieber als unter den anspruchsvollen jungen ‚Künstlern', deren unnützliches Leben in Ateliers und Kaffeehäusern mich geradezu reizt. Sie stehen fest und können steigen, so weit die Kraft reicht."

„Ja, da haben Sie recht. Und das will ich meinem Sohn auch sagen. Und nun danke ich —"

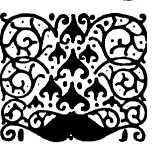
*

Wie oft habe ich in zwanzig Jahren diese Unterhaltung geführt! Wie selten ist man meinem Rat gefolgt! In den allerletzten Jahren erst habe ich die Freude gehabt, daß einer und der andre den Weg gegangen ist, den ich für den rechten halte. Deshalb scheint es mir gerade jetzt an der Zeit, dieses Gespräch zu veröffentlichen.

Ich rühre nicht gern an diese Dinge. Denn ich kann nicht von ihnen sprechen, ohne an die vielen jungen, frischen und



KULTUR DER GEGENWART



besonderen Menschen zu denken, die ich in fruchtlosem Ringen mit Kunst und Leben früh welken und verbittern sah; Männer und Frauen.

Fritz Stahl



Eins der interessantesten technischen Probleme, das noch der Lösung harrt, ist das Fernsehen, die Möglichkeit, mit Hilfe eines Apparates Dinge zu sehen, die sich in großer Entfernung irgendwo abspielen. Die Zauberkünstler von Tausendundeiner Nacht sollen sich allerdings in dem Besitz von Spiegeln befunden haben, die den Beschauer im dunkeln Kämmerlein Dinge schauen ließen, die sich in weiter Ferne ereigneten, aber leider hat uns der Dichter über die Konstruktion dieser interessanten Apparate ebensowenig verraten wie über den Bau der in der Märchenwelt auch vielverbreiteten Flugmaschine. Wir armen Epigonen müssen uns also unsre eignen Köpfe zerbrechen und forschen und suchen, bis wir das Geheimnis entdeckt haben. Man soll nun in der Technik bekanntlich niemals „niemals" sagen. Aber wenn es allgemein interessierende Probleme gibt, die von ihrer Verwirklichung noch furchtbar weit entfernt sind, so gehört das Fernsehen unzweifelhaft dazu. Häufig ist freilich in den letzten Jahren im Publikum der Glaube geweckt worden, man stünde unmittelbar vor der Lösung der Aufgabe. Aber bei näherem Zusehen erweist es sich, daß alle diese Meldungen sich nicht auf das eigentliche Fernsehen, sondern auf das Fernbildern beziehen. Und das ist ein Unterschied.

Wie ich beim Telephon durch den Hörer die Stimme meines Partners am korrespondierenden Apparat höre, ebenso oder doch fast ebenso, als ob ich bei ihm im Zimmer wäre, so würde man von dem Idealfernseher erwarten, daß man durch den „Seher" die Vorgänge irgendwo in der Ferne, wo ein korrespondierender Apparat aufgestellt ist, ebenso sieht, als ob man dort wäre. Ich will alle Bewegungen, ich will auch Farben sehen können. Das aber bringen die bisher erfundenen Apparate nicht. Sie sind lediglich Bildübertrager. Sie gestatten es, eine Photographie oder ein Klischee für den Bilddruck mit Hilfe mehr oder weniger komplizierter Apparate in die Ferne zu übertragen, aber kein Bild aus der Natur, insbesondere keine Bewegungen und keine Farben.

Dabei wird vornehmlich in zwei Richtungen gearbeitet. Die einen suchen vor allem den Bedürfnissen der Praxis zu dienen. Sie beschränken sich von vornherein darauf, Bilder möglichst naturgetreu, rasch und billig zu „telegraphieren". Die andern haben sich ihr Ziel höher gesteckt. Sie begnügen sich zwar vorläufig auch mit der Fernbildübertragung, betrachten das jedoch nur als eine Vorstufe und streben nach dem Endziel, dem Fernseher.

Einfache oder reine Fernbilderübertragungen sind nun nach verschiedenen Systemen schon mehrfach mit Erfolg ausgeführt worden. Ihre allgemeine Einführung scheiterte bisher nur an der Kosten- und Bedürfnisfrage. Mit Ausnahme weniger Fälle, zum Beispiel bei der Verfolgung von Verbrechern, besteht gemeinhin kein sonderlich dringendes Bedürfnis nach momentaner Bildübertragung. Nur eine ganz billige Apparatur könnte auf Einführung rechnen, weil ein Privatmann wohl überhaupt kein Abnehmer sein dürfte und Zeitungsredaktionen von den einzelnen Sendeapparaten nur selten Gebrauch machen könnten, da sich kaum selbst in größeren Städten in jeder Woche, geschweige denn jeden Tag etwas ereignet, das fernbildwürdig ist.

Ein Schritt auf dem Wege scheint die Erfindung zweier Römer, Juan Bortini und Giuseppe Ascoli, zu sein. Sie haben ein System ausgedacht, das es ermöglicht, mit jedem gewöhnlichen Telegraphenapparat und den üblichen Telegraphenzeichen ein Bild zu übertragen. Zu diesem Zweck wird die Photographie oder Zeichnung mit Hilfe eines Rasters





zerlegt. Was das ist, kann der geehrte Leser aus jeder Nummer dieser Zeitschrift ersehen. Er braucht nur eine Lupe zu nehmen und die Illustrationen damit zu untersuchen. Dann wird er sehen, daß jedes Bild zusammengesetzt ist aus einer Unmasse von winzig kleinen Vierecken, nur auf diese Weise ist es möglich, Photographien im Buchdruck zu vervielfältigen. Wenn man sich nun eine Skala von viereckigen Punkten macht mit verschieden großen Punkten, etwa wie eines unsrer Bilder, und sie von a bis z bezeichnet und dann mit Hilfe der Lupe das Bild reihenweise durchgeht und nach dem Augenschein und an Hand der Skala „buchstabiert", so daß man in der richtigen Reihenfolge zeilenweise für jeden Punkt den entsprechenden Kennbuchstaben niederschreibt, so erhält man lauter Buchstaben, die telegraphierfähig sind. Wenn an der Empfangsstation jemand mit Hilfe einer Maschine oder dergleichen für die ankommenden Buchstaben dann wieder entsprechende Punkte auf ein Blatt Papier in gleicher Reihenfolge druckt, dann entsteht dasselbe Bild wieder.

Abb. 1. Punktskala



Abb. 2. Fernbild mit Rastertelegraphie

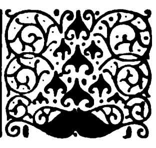
Das Prinzip ist, wie man sieht, sehr einfach. Nur muß man auch hier etwas rechnen. Bilder von der Feinheit, wie sie der Textteil dieser Zeitschrift bringt, bestehen aus so vielen Punkten, daß ihr „Telegraphieren" unverhältnismäßig viel Zeit und Geld kosten würde. Sie sind mindestens mit einem Raster hergestellt, bei dem man auf 1 Zentimeter 50 Punkte zählt, also bei einem Bilde von 4×4 Zentimeter 40 000 Punkte = 40 000 Buchstaben = 4000 Worte im Sinne der Telegrammgebührenordnung = 200 Mark. Für ein so kleines Bild etwas reichlich viel Geld. Man muß also, um in annehmbaren Grenzen zu bleiben, zu einem gröberen Raster greifen, wie ihn unser andres Bild zeigt. Hier befinden sich nur 14 Punkte auf einen Zentimeter, und dadurch vermindern sich die Kosten für eine Bildübertragung von 4×4 Zentimeter auf 15 Mark.

Vor allen andern Verfahren hat das genannte jedenfalls einen großen Vorzug: es ist überall anwendbar, wo sich nur ein Telegraph befindet, da kann man es benutzen, falls man ein Rasterbild als Unterlage und ein entsprechendes Vergrößerungsglas nebst einiger Übung für die Übertragung besitzt. Rasterbilder sind aber nach jeder Photographie unschwer und rasch herstellbar, eventuell kann man sich seinen photographischen Apparat gleich so einrichten, daß er Rasterbilder ergibt.

Die Fernbilder, die von ihren Erfindern als Vorstufe zum Fernseher betrachtet werden, müssen natürlich nach ganz andern Prinzipien arbeiten. Diese sind auch in dieser Zeitschrift früher beschrieben worden, so daß es sich erübrigt, darauf im einzelnen nochmals einzugehen. Am bekanntesten ist die Konstruktion von Korn. Kennzeichnend für diese Gruppe ist die Verwendung



KULTUR DER GEGENWART



des Selens. Das ist ein Stoff, der die merkwürdige Eigenschaft besitzt, seine elektrische Leitfähigkeit zu ändern, je nachdem er mehr oder weniger hell beleuchtet ist. Läßt man also ein durchsichtiges Bild vor einer solchen Selenzelle vorbeigleiten, so wird der durch die Zelle hindurchgeführte elektrische Strom bald schwächer, bald stärker werden, je nachdem eine helle oder dunklere Bildstelle vorbeizieht. Mit Hilfe des Selens wird also eine Übertragung der Lichtschwankungen in elektrische Schwankungen erreicht, und da man letztere in die Ferne übertragen kann, so ist damit ein Teil des Problems ja gelöst. Nur muß auch hier wieder eine Zerlegung des Bildes in Punkte erfolgen, weil man nur nach und nach, punktweise vorgehen kann, genau so wie oben bei der Übertragung der Rasterphotographie durch Buchstaben. Außerdem sind die Bilder natürlich farblos: auf Farbentöne reagiert das Selen nicht, es gibt nur Helligkeitsunterschiede, ebenso wie die gewöhnlichen photographischen Platten.

Der Gedanke von Professor Korn, den wir schon erwähnten, war nun der, das Abtelegraphieren der einzelnen Lichtpunkte, wenn ich mich so ausdrücken darf, so außerordentlich zu beschleunigen, daß dem Auge, das bekanntlich eine gewisse Trägheit besitzt, das Bild vollständig erscheint, genau so wie beim Kinematographen die außerordentlich rasche Vorbeibewegung der einzelnen Bilder bewirkt, daß wir nur ein Bild zu sehen vermeinen, wir merken von dem Wechsel und dem Hintereinander bei guten Apparaten gar nichts. Aber da hat sich herausgestellt, daß das Selen viel zu träge ist. Es braucht immer eine gewisse Zeit, bis es auf Helligkeitsunterschiede reagiert, und daher ist der theoretisch schöne und aussichtsvolle Gedanke Korns praktisch undurchführbar, solange wir noch auf das Selen angewiesen sind und keinen andern Körper finden, der die gleiche Eigenschaft besitzt, aber ohne den Nachteil der Trägheit.

Nach den Lehren der modernen Physik ist ja Licht weiter nichts wie Bewegung. Jeder Farbe ist ihre bestimmte Schwingungszahl eigen, durch die sie bestimmt werden kann. Außerdem haben wir aber auch Mischfarben, die durch „gemischte“ Wellen entstehen. Rein theoretisch müßte es möglich erscheinen, diese Lichtbewegungen in elektrische zu verwandeln; es wäre dazu eigentlich nach der gegenwärtigen Theorie nur eine Umformung in bestimmten Verhältnissen erforderlich, weil nach der Meinung unsrer Physiker Licht und Elektrizität wesensgleich sind.

Diese Seite des Problems des Fernsehens scheint also lösbar. Viel schwieriger wird es, wenn es sich darum handelt, die bei der Betrachtung eines Bildes unser Auge treffenden millionenfach verschiedenen Lichtstrahlen gleichzeitig und in der richtigen Ordnung in elektrische Energie zu verwandeln und dann dafür zu sorgen, daß die Rückwandlung in Lichtstrahlen nach dem gleichen Gesetz wieder vor sich geht. Man braucht sich das nur einmal zu überlegen, um die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten einzusehen. Was wir mit einem Blick sehen, ist eben etwas unendlich Mannigfaltiges, und wenn nicht eine ganz überraschende, von niemand noch geahnte Entdeckung kommt, so müssen wir uns damit trösten, daß mit den alten Zauberern auch die alten Zauberspiegel unauffindbar verschwunden sind.

S. Hartmann



Die Gartenstadt Hellerau

In der Gartenstadt Hellerau bei Dresden ist das erste vollgültige Beispiel einer Mustersiedelung auf deutschem Boden gegeben, in der die bodenreformatorischen und baukünstlerischen Grundsätze, wie sie im Gartenstadtgedanken enthalten sind, erschöpfend durchgeführt wurden. Der Gedanke, ganze Siedelungen zu gründen, ist nicht neu und durch Großbetriebe, wie Krupp, schon seit Jahrzehnten ver-

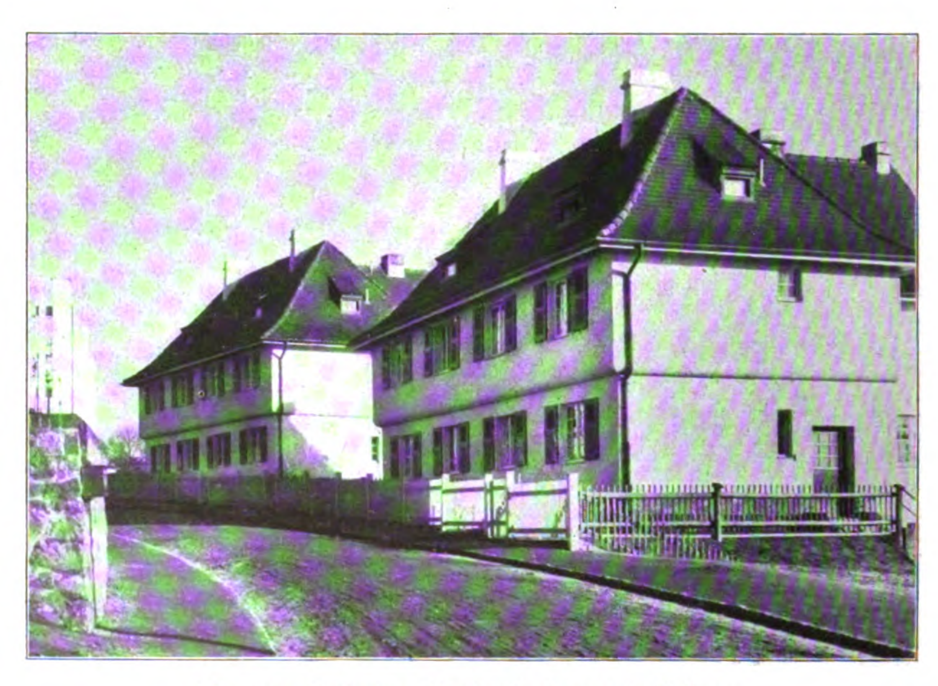


KULTUR DER GEGENWART



wirklicht worden. Die Arbeiterkolonien Krupps und andrer Großindustriellen sind der Notwendigkeit entsprungen, für die durch die Riesenbetriebe verursachten Bevölkerungsverschiebungen auch die wohnlichen Konsequenzen zu ziehen. Gegenüber diesen Kolonien, die auf Befehl eines Fabrikherrn entstanden sind, geht der Gartenstadtgedanke einen Schritt weiter, indem er die Bewohner der Siedelung zu Mitschaffenden, zu Quasieigentümern, die ganze Siedelung aber zu einer von dem Fabrikbetriebe unabhängigen Gemeinschaftsleistung macht. Daß hierin ein gewaltiger Unterschied liegt, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Ein Gutes aber ist den Arbeiterkolonien wie den Gartenstädten gemeinsam: die Organisation im großen und die daraus entspringenden wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Vorteile.

Der Kern der Gartenstadt Hellerau ist eine industrielle Anlage, nämlich die große Fabrik des bekannten Gründers der Dresdner (jetzt Deutschen) Werkstätten für Handwerkskunst, Karl Schmidt. Das Unternehmen Karl Schmidts ist ein Beweis für die Fruchtbarkeit der Idee, nur das künstlerisch und intellektuell Beste in die Welt zu setzen. Aus kleinsten Anfängen entwickelte sich der Betrieb innerhalb zehn Jahren zu einem Großbetriebe der Möbelherstellung und Innendekoration. Der Erfolg wurde aber allein erzielt durch das Prinzip, nur wirklich Gutes herzustellen und anzubieten (ein Gegenbeweis für die so häufig von Fabrikanten gehörte Angabe, daß das Publikum nur das billigste verlange und kaufe). Als die wachsende Größe des Betriebes die engen Verhältnisse der Dresdner Fabrik zu sprengen drohte, beschloß Schmidt, die Fabrik aus der Stadt hinaus aufs Land zu verlegen und gleichzeitig die Wohnungen für die Arbeiter anzugliedern. Er entdeckte als geeignete Baustelle ein nördlich von Dresden auf hügeligem Gelände gelegenes, etwa 140 Hektar großes Gebiet, das 73 einzelnen Bauern gehörte. Die landschaftlichen Schönheiten und die klimatischen Vorzüge des Geländes wiesen darauf hin, auch andern als Arbeitern Unter-



Hermann Muthesius: Vierfamilienhäuser in Hellerau



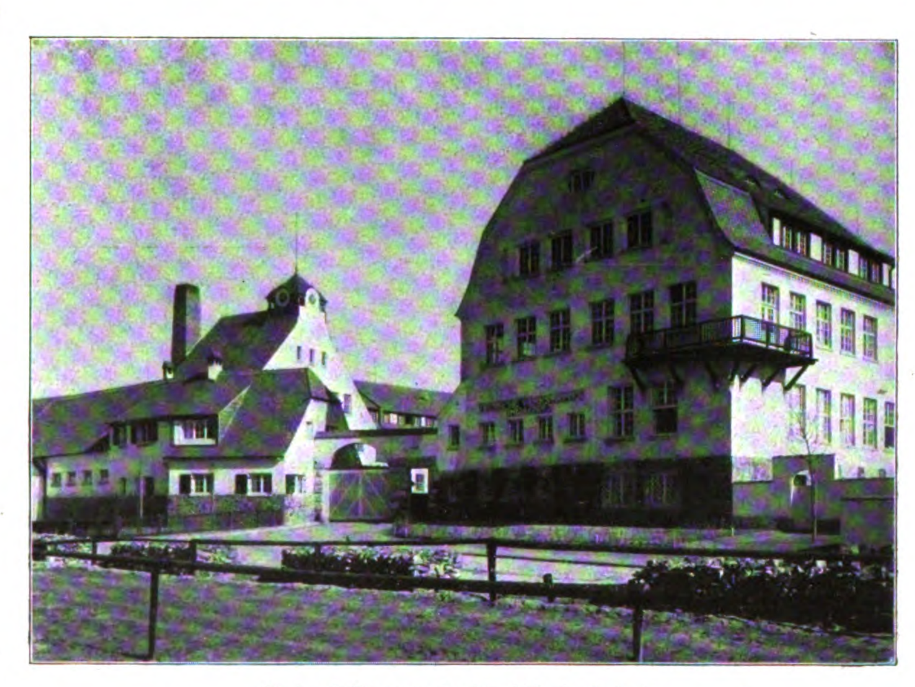
KULTUR DER GEGENWART





Blick vom Heller auf die Gartenstadt Hellerau. Links die Fabrik der Deutschen Werkstätten

kunftsstätten zu schaffen, womit gleichzeitig der Unzuträglichkeit entgegengetreten wurde, die in der Abschließung einer einzelnen Gesellschaftsschicht liegt. Richard Riemerschmid wurde mit der Aufstellung des Bebauungsplanes betraut. Die Führung der Straßen ist ganz dem Gelände angepaßt, sie verlaufen meist gebogen, um die Höhenunterschiede zu überwinden. Auch die Fabrik ist von Riemerschmid erbaut, ebenso wie ihm der Löwenanteil an der Errichtung der Arbeiterhäuser zugefallen ist. Das ganze Gebiet ist eingeteilt in vier verschiedene Bezirke, den Fabrikbezirk, den Bezirk für die Kleinhäuser und Arbeiterhäuser, einen Bezirk für Wohlfahrtseinrichtungen und den Bezirk für Landhäuser. Ein fünfter Bezirk ist für eine zukünftige Bestimmung noch freigelassen. Für die Bebauung jedes Bezirkes sind besondere Einrichtungen getroffen.



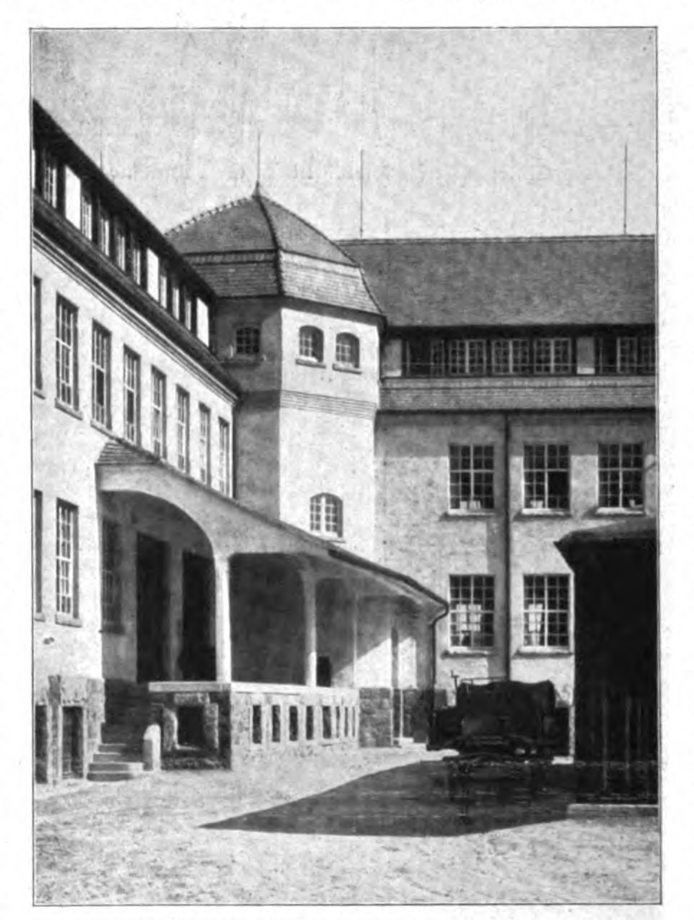
Richard Riemerschmid: Fabrikgebäude



KULTUR DER GEGENWART



Als Grundsatz ist dabei überall durchgeführt, daß der Grund und Boden niemals Handelsware werden darf, sondern immer der auf ihm wohnenden Siedelungsgemeinschaft im Eigentum verbleibt, der demgemäß auch die durch die Entwicklung des Ortes entstehende Wertsteigerung zugute kommt. Die Dividende der Gründungsgesellschaft ist auf vier Prozent beschränkt, womit die Gemeinnützigkeit des ganzen Unternehmens gekennzeichnet ist. Die Kleinhäuser werden errichtet von einer Baugenossenschaft Hellerau, welche Anteilscheine von 200 Mark ausgibt. Sie arbeitet mit großen Erleichterungen insofern, als ihr die Landesversicherungsanstalt des Königreichs Sachsen eine hohe und billige Beleihung der Häuser gewährt. Bisher sind etwa 300 Kleinhäuser errichtet, deren Mietbetrag sich in den Grenzen von 250 bis 700 Mark bewegt, wofür ein Maß an Bequemlichkeit geboten wird, mit dem sich die zu gleichen Preisen erhältlichen städtischen Mietwohnungen nicht messen können. Auffallend ist, daß die ungemein starke Nachfrage nach diesen Kleinhäusern nur zum geringen Teile von den Arbeitern der Schmidtschen Fabrik herrührt. Zwei Drittel der Bewohner der bis jetzt errichteten Kleinhäuser sind Leute, die mit der Fabrik nichts zu tun haben.

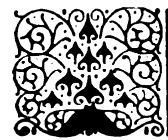


Richard Riemerschmid: Verladerampe in der Fabrik der Deutschen Werkstätten



In dem Viertel für Landhaussiedelungen geht die Entwicklung nicht ganz so rasch vorwärts, weil hier die Häuser nicht im Vorrat zur Auswahl, sondern auf Bestellung erbaut werden. Doch sind auch hier bereits 21 Landhäuser bewohnt und 10 im Bau begriffen. Die Kleinhausbewohner sowohl als auch die Bewohner der Landhäuser gelangen in den Besitz ihres Hauses mit einer ganz geringen Anzahlung. Sie haben dabei die Freiheit, ihr Haus der Gesellschaft zu kündigen; die Gesellschaft kann ihnen aber niemals kündigen. In der außerordentlich geschickten und fein durchgebildeten Organisation nach dieser Richtung hin liegt einer der Hauptgründe für die rasche Entwicklung und den vorbildlichen Wert von Hellerau.

Ganz eigenartig ist auch die Handhabung der behördlichen Bauvorschriften organisiert. Die Regierung hat in großzügiger Weise für den Grundgedanken der ganzen Unternehmung Verständnis gezeigt und in verschiedenen Punkten Dispens von den Vorschriften des Sächsischen Baugesetzes gewährt, wenn eine



KULTUR DER GEGENWART



besonders für Hellerau eingesetzte Bau- und Kunstkommission ihr Urteil zugunsten der projektierten Bauten abgibt. Bei den Kleinhäusern ist der Gedanke eingehalten, immer ein ganzes Viertel, zum mindesten aber eine ganze Straße in die Hand ein und desselben Architekten zu legen. Nachdem im Landhausviertel die ersten Versuche, dort größere Freiheit zuzulassen, zu unbefriedigenden Ergebnissen zu führen drohten, ist auch dort neuerdings das zu bebauende Gebiet in einzelne Viertel eingeteilt, die einzelnen Architekten als Ganzes übertragen worden sind. Beteiligt sind in Hellerau als Architekten Richard Riemerschmid, Heinrich Tessenow, der Unterzeichnete, Theodor Fischer, German Bestelmeyer, Heinrich Tscharmann, Oswin Hempel, Alexander Hohrath, Baillie, Scott und andre.

Die Kolonie mit ihren frischen, weißgestrichenen, mit roten Ziegeldächern bedeckten Häusern tritt heute, nach kaum zweijähriger Bauzeit, schon keck und lustig aus dem umgebenden schönen Waldgelände heraus. Eine Volksschule und ein Landerziehungsheim werden im nächsten Jahre bezogen werden, ebenso wird die schon im Bau begriffene Bildungsanstalt von Jacques-Dalcroze für Musik und Rhythmik im nächsten Jahre ihre Pforten öffnen. Bereits bildet Hellerau das Reiseziel aller, die sich für den Fortschritt unsrer architektonischen und städtebaulichen Bewegung interessieren.

Hermann Muthesius

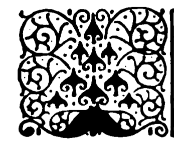


Ernährungsprobleme

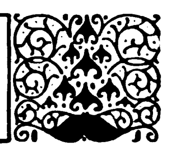
Die Frage der richtigen Ernährung der Familie stellt Aufgaben, deren Lösung besonders den Frauen vorbehalten ist. In nahezu jeder gesellschaftlichen Schichte hat die Frau die Küche zu bestimmen, hat *sie* jene Summe zu verwalten, die zur Bestreitung der Nahrung verwendet werden darf. Die verschiedenen diätetischen Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder treten somit direkt an die Frau heran. Nun stehen wir durchaus nicht auf dem Standpunkt, als ob aus diesem Grunde die Mädchen in den besten Jahren ihrer Entwicklung immer wieder angetrieben werden müßten, in die Küche zu gehen. Ich weiß es aus Erfahrung, daß eine Frau, die auch sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, sich die Geheimnisse der Küche überraschend schnell aneignet, sobald ein persönliches Interesse, eine wirkliche Notwendigkeit mitspricht. Nur mit großer Unlust aber wird sich so manches junge Mädchen in den besten Studienjahren, die es für die Aneignung von Kenntnissen, die ihm näher am Herzen liegen, verwenden will, immer wieder in die Küche treiben lassen. Das Studium der Ernährungslehre, wie wir sie heute zu begreifen beginnen, fordert überdies nicht nur die praktische Bewältigung einiger Familienrezepte (obwohl es eine schöne Sache um solche erprobte Spezialitäten ist), sondern auch theoretische Kenntnisse, die den chemischen Gehalt der einzelnen Nahrungsmittel, ihren Eiweiß- und Kalorienwert verstehen lehren. Wie kolossal wichtig eine genaue Diät, die dem körperlichen Habitus angepaßt ist, für das Wohlbefinden und die Gesundheit ist, weiß jeder aus Erfahrung, der einmal irgendwelcher Beschwerden halber seine Ernährung nach einer richtigen Vorschrift regelte. Diätetische Pensionen an allen Orten, die von Fremden besucht werden, sind heute ein Erfordernis geworden.

Gerade in den letzten Jahren, in denen man die diätetische Regeneration des Körpers der medikamentösen mehr und mehr vorzuziehen gelernt hat, sind die Fragen der Ernährung am lebhaftesten umstritten worden. Nicht selten wurde, was gestern verboten war, heute zur Vorschrift. Kartoffeln, Bouillons wurden zum Beispiel von Leuten, die abnehmen sollten, streng gemieden; heute existiert eine Kartoffel- und Bouillondiät für Korpulente,* mit der mitunter sehr gute Erfolge erzielt werden. Die einen verbieten Reis, die andern geben ihn zu jeder Mittagsmahlzeit.

* Nach Professor Richter.



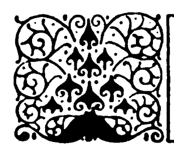
KULTUR DER GEGENWART



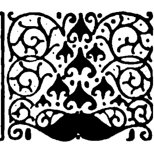
Vor allem aber wurde der Ansturm gegen die Gewürze und den Essig geführt, und da man sich bei der entwürzten Diät zumeist sehr wohl befand, wurde dieser Boykott sehr populär. Nun kommt ein Arzt und Schriftsteller, der in letzter Zeit einen großen Erfolg gehabt hat, der dänische Doktor Hindhede, und nimmt Gewürze und sogar Essig in seine Diätetik auf. In seinem schnell berühmt gewordenen Buch „Mein Ernährungssystem" hat er eigentlich nichts gesagt, was man nicht schon wußte, er hat es nur in eine sehr resolute Form gebracht. Sein System will vor allem die Kostenfrage der Ernährung lösen. Er steht auf dem Standpunkt, daß jede Hausfrau, die nach seinem System kocht, in der Lage ist, eine gesunde und schmackhafte Kost für zirka 40 Pfennig täglich für den erwachsenen Menschen zu bieten. Die Preise, die Hindhede ansetzt, passen aber nicht im entferntesten auf unsre deutschen Verhältnisse; auch kann ich schon deswegen seinem System keinen besonderen Wert beilegen, weil er nicht, wie gerade er als Arzt hätte müssen, eine Ernährung nach den verschiedenen Konstitutionen der Menschen vorschlägt. Er gibt ein Kochbuch wie jedes andre, eine große Zahl täglicher Küchenzettel, die zumeist aus Suppen, Breien, fetten Gemüsepuddings, Mehl- und süßen Speisen bestehen. Daß man sich ohne oder mit wenig Fleisch ernähren kann und auch von Knödeln und Puddings satt wird, und zwar auf recht gute Art, wissen wir alle längst. Es fragt sich nur, was zum Beispiel Menschen essen sollen, denen Fett, Mehl und Zucker nicht zuträglich sind, und deren ist eine riesengroße Zahl. Mit 40 Pfennig per Kopf dürfte es beim besten Willen nicht gehen. Wertvoll an dem Buch ist nur seine suggestive Kraft, mit der es überhaupt die Einfachheit der Nahrung wieder sozusagen en vogue bringt.

Die Naturheilmethode hat sich zweifelsohne große Verdienste erworben, aber als eine ihrer unangenehmsten Folgeerscheinungen muß die Überladung des Nahrungsmittelmarktes mit allen möglichen Präparaten gelten, die zumeist einen „Ersatz" für allgemein bekannte Nährstoffe darstellen und die in verwirrendem Vielerlei dem Publikum geboten werden. Da gibt es alle möglichen Arten von Fleischersatz, die zumeist geradeso teuer sind wie das Fleisch, da wird Butter und Fett durch allerhand Präparate ersetzt, alle nur denkbaren Tees, Nektare, Zider, Reformbrote, Reformkakaos werden angepriesen, darunter sicherlich manches Gute; aber es ist zu viel des Guten für den, der an diese Frage herantritt. Es geht einem schließlich so, daß man sich an die Fabel vom Tausendfüßler erinnert, die ein moderner Dichter, Gustav Meyrinck, erzählt: Der Tausendfüßler kroch flott und frisch seines Weges, plötzlich aber kam ein feindliches Tier auf die Idee, seine tausend Gliedmaßen zu zählen. Gebannt von diesem „Problem" seines eignen Leibes, vermochte er von Stund' an kein Glied mehr zu rühren.

Mit Leidenschaft wurde für die vegetarische Küche gekämpft, und wenn sie auch nicht das Absolute ist, wie ihre Anhänger propagieren, so ist es sicherlich von Nutzen, daß der Unwert, ja die Schädlichkeit unmäßiger Fleischernährung klar wurde. Unsre enorme Fleischteuerung kommt dieser neuen Strebung sehr hilfreich entgegen. Selbst in den Familien „eingefleischter" Esser kommt nach und nach eine größere Varietät der Küche, die Gemüse, Salate, Früchte und auch Mehlspeisen häufiger auf den Tisch bringt, zur Geltung. Der Vegetarianismus hat aber wieder eine Menge spezieller „Heilslehren" erstehen lassen, die nur zu oft dazu angetan sind, einem angst und bange zu machen. In der Kolonie der „Naturmenschen" von Ascona in der Schweiz gibt es welche, die pachten je nach der Jahreszeit einen Obstbaum und leben ausschließlich von diesem. Da sind solche, die unterscheiden sorgfältig zwischen Früchten, die *unter* und jenen, die *über* der Erde wachsen, und schließen die einen oder die andern von der Nahrung aus. Ein andrer erklärt die Weintraube für eine Lockspeise des Teufels und so fort. Und die Menschheit, geplagt von allerhand Leiden, horcht natürlich interessiert auf jede Verheißung der Regeneration. Man sehe sich die



KULTUR DER GEGENWART



Leute an, die sie vertreten, man prüfe die Absichten, die sie dem Leben gegenüber haben und die sie erreichen, dann wird man wissen, ob ihre Art, selig zu machen, in Frage kommt. Wenn Edison sich über den hohen Wert der Mäßigkeit äußert, so kann das tiefen Eindruck machen auf den, den die Lemuren von Askona eher zum Protest aufriefen. Eines aber steht fest: die Mäßigkeit und der Verzicht auf besondere kulinarische Reizmittel zugunsten einer einfacheren, natürlicheren Diät wurde durch diese ganze Bewegung als wertvolles Prinzip erkannt. Sogar das Fasten, das in den Religionen als Kult lebt, den die weisen Religionsstifter sicherlich nicht ohne hygienische Absichten vorschrieben, wird als Kur heute in gewissen Fällen anerkannt. Ab und zu mal eine Mahlzeit zu überschlagen, lernt man im Sanatorium, und sonderbar ist, wie durch eine gewisse Frugalität der Ernährung der typische „nervöse Heißhunger", besonders auf Fleisch, mehr und mehr schwindet.

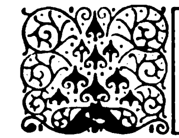
Die Hausfrau, die dabei ein denkender Mensch ist, wird sich für die diätetischen Lehren, wie sie in den Sanatorien praktisch dokumentiert werden, sehr interessieren. Die Betonung der Wichtigkeit der in den Früchten und in den Gemüsen enthaltenen Nährsalze und deren Bewahrung, die Lehre vom langsamen Kochen und überhaupt von der Zubereitung der Nahrungsmittel, die Zusammenstellung des Küchenzettels, das alles wird sie nicht unbelehrt lassen. Eine Schwierigkeit bietet die Vorschrift der Bewahrung der Nährsalze in den Gemüsen. Das Fortgießen der Gemüsebrühe wird streng getadelt. Nun sage mir aber jemand, wie man zum Beispiel Spinat auf den Tisch bringen soll, ohne das Wasser, in dem er erst aufgekocht wird, entfernt zu haben. Mit diesem Wasser schmeckt er gallbitter; andre Gemüse verbreiten beim ersten Kochen einen Geruch, der nichts andres ist als die Folge ihrer überreichen Düngung. Diese Brühe zu verwenden, ist eine unerfüllbare Zumutung. Man muß nun, wie ich glaube, eine Art Kompromiß schließen: wo sich diese erste Brühe nicht erhalten läßt, da muß das Gemüse zweimal abgekocht werden, das erstemal kurz und schnell, unter Abguß des bitteren und übelriechenden Extraktes, das zweitemal langsam und mit Bewahrung respektive Verkochung der zweiten Brühe, die die üblen Nebenwirkungen der ersten nicht mehr hat. Mit Recht verlangt der verstorbene Dr. Lahmann, daß die Universitäten Lehrstühle für die diätetische Therapie errichten lassen, und unter den Hörern dieser Fakultät dürften die Frauen am wenigsten fehlen. Heute sind sie aufs Selbststudium und auf Experimente angewiesen; aber die Ernährungslehre wird immer volkstümlicher und immer klarer werden. Ein Verdienst würde sich ein Forscher erwerben, der eine Diätetik in Form eines Kochbuchs, welches die Speisezettel für Menschen von verschiedener Konstitution, mit verschiedenen Beschwerden enthält, herausgäbe. Es müßte für Magere und Dicke, für Blutarme, für an Harnsäure oder an Zucker Leidende, für Nervöse und Robuste vorgesehen sein, für starke und schwache Esser und vor allem für die Mischform all dieser Typen. Hier wären Lorbeeren zu erobern!

Grete Meisel-Heß

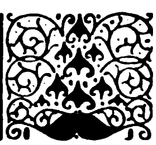


Das Erfinderrecht

Das Erfinderrecht, das vor vierzig Jahren in Deutschland gar nicht gepflegt wurde, hat eine ungeheure Entwicklung durchgemacht, und seine Gestaltung hat die Möglichkeit gegeben, daß die deutsche Industrie groß wurde; denn eine Industrie kann gedeihen, wenn dem Erfinder nicht ein Alleinrecht an seiner Idee gegeben wird, die er dann mit aller Liebe ausarbeiten und nach seinem Willen ins Werk setzen kann, als freier Mann, als Herr seiner Schöpfung. Das ständige Streben des erfinderischen Geistes nach Neuheiten in der Produktion und nach einem Vorsprung vor den übrigen ist der Hebel für die Industrieentwicklung. Aber auch der Fabrikant, der in seinem Kreise



KULTUR DER GEGENWART



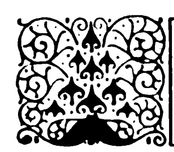
erfinderische Geister beschäftigt, wird stets danach streben, neue industrielle Erfolge zu erzielen, und wenn seine Konkurrenten sich durch Erfolge hervorgetan haben, sie durch neue Erfindungen zu schlagen. Wie tief standen in der Betrachtung der Menschheit die Ausläufer der Freihandelsschule der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die behaupteten, daß Patentrechte zum Verderben der Nation gereichten und daß sie eine Ungerechtigkeit darstellten und die Industrie verkümmerten, daß sie daher als Überreste alten Privilegienwesens absterben müßten.

Ja, in dem Privilegienrechte haben die Patente allerdings ihren Ursprung und vor allem im Privilegienrechte der englischen Könige. Die Könige erteilten, ohne das Parlament zu fragen, Privilegien und betrachteten dies als eine mächtige Geldquelle. Schon die Königin Elisabeth hatte es versucht, die Industrie nach England zu verpflanzen, und hatte, als allmählich die Fremden abzogen, den inländischen Gewerbetreibenden Privileg auf Privileg erteilt. Dagegen erhob sich die englische Jurisprudenz und beanspruchte die Freiheit der Produktion, und unter dem ersten Stuart brach im Parlament ein förmlicher Sturm gegen das Privilegiensystem aus, und dies führte im Jahre 1623 zu dem Gesetze, daß der König zwar Privilegien erteilen dürfte, aber nur für neue Erfindungen, die für das gewerbliche Leben taugten, und nur auf vierzehn Jahre.

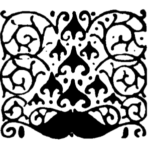
Hierdurch hatten sich die Erfinderrechte aus dem System der Privilegien herausgearbeitet. Keine Willkürrechte sollten es sein, sondern Rechte, die dem Erfinder kraft seiner Erfindung zukämen; und wenn die königliche Gewalt hierbei tätig war, so war sie es nur, um dem angeborenen Rechte des Erfinders zu seiner Vollkommenheit zu verhelfen. Es gehörte zu den großen Taten der französischen Revolution, der vor allem die scharfe Hervorhebung der angeborenen Menschenrechte zu verdanken ist, daß sie diese Gedanken kräftig weiterentwickelt hat, und so entstand die Idee des ureignen Rechtes des Erfinders; doch verlangte man von ihm, daß er die Erfindung der Menschheit nützlich werden lasse: nur dann wollte man ihn schützen. Das war ein zutreffender Gedanke, denn das Recht ist nicht nur individuell, sondern sozial, und wer es ausübt, soll es zu gleicher Zeit ausüben zum Besten der Menschheit.

Während man nun in England und in Amerika die Wohltaten der Patente erkannte, gab es in den sechziger Jahren in Deutschland jene Schule des Freihandels, die es nicht vermochte, Erfinderrecht und Privilegienwillkür zu scheiden, und die behauptete, daß die Patente als Überrest einer veralteten Wirtschaftsperiode angehören müßten, daß sie, wie man sagte, fallen müßten wie ein fauler Apfel vom Baum. Der Mann, der dies geäußert, ist tot, er soll hier nicht genannt werden: es gibt keine Prophezeiung, die den Propheten mehr kompromittiert hat als diese.

Lange Zeit hat man gestritten, welchem Teile des Rechtssystems das Erfinderrecht einzugliedern sei; während andre Nationen sich nicht viel Sorgen machten, sind die Deutschen in ihrem systematischen Eifer bitter ernst an diese Frage herangetreten. Die Idee des geistigen Eigentums, mit dem sich die Romanen behalfen, konnte man nicht aufrechterhalten, und so entwickelte ich vor etwa fünfunddreißig Jahren die Theorie der Immaterialgüterrechte, in denen das Patentrecht wie das Urheberrecht enthalten ist. Diese Vorstellung ist jetzt fast allgemein durchgedrungen; einige meinen, daß das Patentrecht zu den Persönlichkeitsrechten gehöre, allein sie verwechseln hierbei das Recht der Persönlichkeit am Ruhm der Erfindung und das Immaterialrecht an dem Erfundenen; wenn Michelangelo der ständige Ruhm gebührt, die Statuen in San Lorenzo geschaffen zu haben, so gehört das Eigentum an den Statuen nicht ihm; und ebenso verhält es sich mit dem Erfinderrecht gegenüber dem Anrecht der Person, in der Geschichte als Erfinder anerkannt zu werden. Dies Beispiel ist treffend; denn das Immaterialrecht ist dem Recht an körperlichen Sachen verwandt; es ist ihm zwar nicht gleich und folgt andern Regeln, aber wie es Rechte an körperlichen Sachen gibt, so gibt es



KULTUR DER GEGENWART



auch Rechte an unkörperlichen Gegenständen, insbesondere an Ideen, deren Verwirklichung dem Einzelnen wie dem Ganzen Vorteil bringt. Daß solche Ideen eine Realität haben und nicht bloß Fiktionen sind, bedarf keiner Ausführung; denn nur wer das geistige Leben ganz verkennt, wer nicht weiß, wie gewaltig eine technische, eine ästhetische Idee ein ganzes Volk beherrschen und Gefühle und Taten auslösen kann, nur der kann so materialistisch sein, daß er die Körperwelt allein als Gegenstand des Rechtes betrachtet. Sollte die Ideenkombination, die das Fliegen ermöglicht, sollten die musikalischen Gestalten der Meistersinger, die dramatisch-philosophische Schöpfung des Faust bloßes Phantom und keine Wirklichkeit sein?

Lange Zeit hatte die Immaterialrechtstheorie mit diesem Materialismus zu kämpfen; er ist heutzutage überwunden. Die Meinung, daß das Geistige etwas Mystisches und für uns nicht Vorhandenes sei, daß nur dasjenige Realität habe, was wir sehen und greifen können, dieser Gedanke zeigt eine so „handgreifliche" triviale Unrichtigkeit, daß ihn niemand mehr festhält. Und doch haben viele ihn seinerzeit verteidigt, sogar manche berühmten Leute, die ich hier nicht nennen will.

Besondere Schwierigkeiten bieten die Immaterialgüter in bezug auf die Abgrenzung. In der Körperwelt können wir örtliche Umrisse ziehen; wir können bewegliche Sachen leicht, unbewegliche schwerer voneinander scheiden; wir können örtlich bestimmen, wo die eine anfängt und die andre aufhört. Bei Immaterialgütern, zum Beispiel Erfindungen, können wir keine solchen örtlichen Scheidungen vornehmen, wir können nur aus der Wirksamkeit der Erfindergedanken eine geistige Begrenzung erschließen und hiernach bestimmen, ob der eine in die Sphäre des andern fällt. Das ist um so schwieriger, als ein technischer Gedanke oft in verschiedenen Verwirklichungsformen hervortritt und jemand, der eine Idee erkannt hat, sie mit allen Verwirklichungsformen beherrscht. Wenn der Erfinder zum Beispiel den Gedanken erfaßte, durch Druck und Erkältung einen gasförmigen Stoff zum Gefrieren zu bringen, so können die Mittel, die hierzu verwendet werden, sehr verschieden sein, und doch wird der Erfinder alle Mittel beherrschen, die den seinigen äquivalent sind. Es ist ähnlich wie auf dem Gebiete des Urheberrechts, wo ein und dieselbe Dichtung in verschiedenen Sprachen wiedergegeben oder ein Musikstück für die verschiedensten Instrumente arrangiert werden kann: die Verwirklichung ist eine verschiedene, aber die Ideenformung dieselbe.

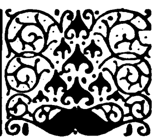
Es war eine strenge, jahrelange Arbeit, bis es gelungen ist, hier bestimmte Grundsätze zu erkennen; aber die Arbeit hat sich gelohnt; denn wenn die Wissenschaft und die Praxis nicht in der Lage sind, eine Erfindung richtig abzugrenzen, dann ist es unmöglich, ihr einen wirksamen Schutz zu gewähren. Würde nur die spezielle Verwirklichungsform geschützt, so bedürfte es nur einer kleinen Abänderung an der Maschine, indem man zum Beispiel die zur Prozedur nötige Bewegung in andrer Weise herbeiführte, um das Erfinderrecht völlig unwirksam zu machen und jedem zu gestatten, dem Erfinder zum Trotze seine Idee in etwas veränderter Form zu gebrauchen.

Bei den eingehenden Studien, die wir machten, zeigte sich, daß die einzelnen Erfindungen nicht gegeneinander abgeschlossen sind, sondern zueinander im Verhältnis stehen, oft im Verhältnis der Abhängigkeit, indem eine Erfindung nur mit der andern zugleich ausgeführt werden kann, oder im Verhältnis der Vervollkommnung, indem die eine lediglich eine Verbesserung der andern darstellt, oder im Verhältnis der Kombination, indem mehrere Erfindungen zusammen zu einem Ganzen vereinigt werden und dadurch ein neues Ergebnis erzielen. Man sprach namentlich von Kombinationserfindungen, Totalitätserfindungen und so weiter.

Jetzt war es möglich, überall durch die Kraft des Rechtes eine reinliche Scheidung durchzuführen. An Stelle der molluskenhaften Unsicherheit, in der man sich bewegt hatte, waren bestimmte Gestalten zutage getreten, jetzt wußte man, was einem jeden gebührt. Dadurch entstand die Notwendigkeit, daß die Fabriken



KULTUR DER GEGENWART



sich sogenannte Lizenzen verschafften, um neben der einen Erfindung die andre auszuführen, daß der eine von dem andern borgte; und so führte das an und für sich individualistische System des Erfinderrechtes sofort wieder zu einer großen sozialen Einigung.

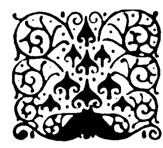
Eine andre soziale Frage ist mit Macht hervorgetreten, die Frage des Erfinderrechts der Angestellten. Hier gilt der unumstößliche Rechtssatz: wer in einer Fabrik damit betraut ist, an der Verbesserung des Betriebes zu arbeiten, der hat seine Verbesserungsgedanken der Fabrik zuzuwenden, auch dann, wenn sie sich zu einer neuen Erfindung gestalten; denn nur auf diese Weise ist Treu und Glauben möglich. Der Erfolg des entgegengesetzten Rechtssatzes wäre, daß ein jeder Fabrikangestellte seinen Vorteil erspähte und nur auf die Gelegenheit lauerte, um dem Fabrikanten, dessen Unternehmen er doch seine Kraft widmen soll, Schwierigkeiten zu bereiten. Das schließt nicht aus, daß der wahre Erfinder das Recht hat, als Erfinder anerkannt zu werden: das ist aber, wie oben bemerkt, kein Erfinderrecht, sondern das Recht der Persönlichkeit; und es schließt auch nicht aus, daß eine Gesetzgebung lauten kann: Wer als Angestellter in die Fabrik eine bedeutende Erfindung eingebracht hat, hat ein Anrecht auf eine entsprechende Vergütung.

Kein Erfinderrecht kann ewig sein, denn alles, was früher individuell ist an Kenntnissen und technischen Fertigkeiten, wird später Gemeingut der Menschheit, und es wäre Unnatur, wenn man derartiges noch fernerhin dem einzelnen als Sonderrecht zuwenden wollte. So ist es denn gekommen, daß alle Patentgesetze eine Zeitbeschränkung festsetzten, das unsrige eine Dauer von fünfzehn Jahren, welche Frist aber nur selten erreicht wird; denn die hohen Patentsteuern veranlassen die meisten Patentträger, ihre Erfindungen vorher in die Öffentlichkeit fallen zu lassen; nur die allerbedeutendsten und einträglichsten Erfindungen dauern über fünf oder sechs Jahre hinaus.

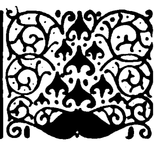
Von ganz besonderem Interesse sind die chemischen Erfindungen, weil es sich hier um Prozeduren handelt, deren innerer Kern uns unsichtbar ist und nur durch unsre Gedanken erschlossen werden kann. Das chemische Patent ist daher der Komparativ der Vergeistigung; bei der mechanischen Erfindung ist zwar nicht die Kraft sichtbar, doch man sieht die Art ihres Wirkens, nicht etwa bloß das Wirkungsziel; bei der chemischen Erfindung ist auch die Art des Wirkens unserm Auge entrückt, und wir sehen nur das schließliche Ergebnis. Das chemische Patentrecht ist darum auch das Lieblingskind der Patentforschung, und gerade in ihm hat sich eine Reihe der wichtigsten Grundsätze entwickelt. So läßt sich vielfach nachweisen, daß bei einer Stoffreihe mit einer gewissen Regelmäßigkeit aus bestimmten Veränderungen auch bestimmte Erfolge eintreten; aber auch hier zeigt die Natur Überraschungen, und manchmal schlägt eine unscheinbare Änderung auf einmal in ein ganz andres Gebiet hinüber, und es entstehen ganz andre Erscheinungen; Eigenheiten, die wir nicht erfaßten, machen sich geltend und zeigen uns, daß unsre Kenntnis eine unvollständige war.

So dringen wir immer tiefer in die Geheimnisse des Alls ein, und immer mächtiger beherrschen wir die Allbeherrscherin, die Natur. Wenn es uns gelingt, organische Stoffe auf chemischem Wege zu erzeugen, so ist dies stets ein ungeheurer Triumph der Technik. Wenn es uns einst möglich sein wird, das Eiweiß in fabrikmäßiger Weise zu produzieren und billiger als die Natur, dann wird in unsern Verhältnissen ein ungeheurer Umschwung entstehen, ein Umschwung im großen, wie er im kleinen entstanden ist, als man die roten Anilinfarben erfand, wodurch die ganze Krappproduktion Frankreichs mit einmal zerstört wurde. Dann wird die Folge eintreten, daß die Landwirtschaft sich auf Edelpflanzen zurückzieht und daß, was unsre Getreidefelder erzeugen, in den Fabriken entsteht. Die patentrechtlichen Fragen, die daraus hervorgehen, sind unabsehbar, und die Werte, die ein solches Patent enthält, geradezu unschätzbar. Auch hier stehen wir im Reiche der unbegrenzten Möglichkeiten.

Josef Kohler



KULTUR DER GEGENWART





„Der Kintopp als Erzieher" — wer hätte bei solchen Gedanken vor zehn Jahren nicht gelacht! Damals war er ein kleiner Scharlatan, auf den schon der halbwegs Gebildete mit einer Gänsehaut reagierte. Wie das Theater in den Kinderjahren seiner Entwicklung, war der Kinematograph heimatlos, eine moderne Form des Thespiskarrens, ein Vagant mit schlechten Manieren, die er in so kurzer Zeit natürlich nicht ablegen konnte. Aber der Vagant ist inzwischen sehr seßhaft geworden, bürgerlich sozusagen, und wir werden sehen, wie eifrig man bemüht ist, seine zahlreichen Häuser zu „moralischen Anstalten" zu machen.

Diese Tendenz der Entwicklung ist natürlich, denn man kann wohl *einen* kleinen Scharlatan gewähren lassen: aber wenn er sich vermehrt wie irgendein lästiges Ungeziefer, wird er zur Gefahr, und wenn diese Gefahr alle Möglichkeiten in sich trägt, Gutes zu wirken, ist der Kampf selbstverständlich.

Nach statistischen Feststellungen * besaßen am 1. Januar 1900 von 33 größeren Städten Deutschlands nur zwei, nämlich Hamburg und Würzburg, stehende Kinematographentheater, und selbst *Berlin*, das zehn Jahre später mit 139 solcher Theater gesegnet war, mußte sich mit gelegentlichen Darbietungen eines Wanderkinos zufriedengeben; oder eine Stadt wie *Leipzig* erhält 1906 ihr erstes festes Kinotheater und besitzt 1910 deren 31! Noch deutlicher illustriert den unvergleichlichen Fortschritt dieser beliebtesten modernen Vergnügungsinstitute eine Veröffentlichung des Statistischen Amtes zu Düsseldorf. Dort fanden im ersten Viertel des Jahres 1911 1935 billettsteuerpflichtige Veranstaltungen statt, wozu ungefähr 890000 Einzelkarten ausgegeben wurden: von diesen entfallen

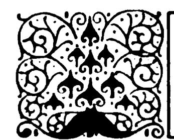
122 000 auf das Theater,
110 000 auf Konzerte,
122 000 auf Spezialitätenvorstellungen,
91 000 auf verschiedene andre Darstellungen, aber
445 000 auf Kino- und Lichtbildervorstellungen, und zwar gegen
283 000 im gleichen Zeitraum des Jahres 1910.

Solche Zahlen sprechen. Und daß es sich hier um eine der ernsthaftesten Kulturarbeiten handelt, muß jedem einzelnen klar sein, wenn er diese Zahlen nur als Illustration neben seine eignen Erfahrungen und Erlebnisse hält, die er im Kino gemacht hat, wenn man an manche der sentimentalen oder grausamen Schundfilms denkt und an die Begeisterung, die sie auslösten, und wer sich noch nicht hineingewagt hat, kennt zum mindesten die bezeichnenden Plakate von Nick-Carter-Szenen, die in brutalen Farben zum Eintritt reizen, weiß, wie die Kinder sich vor Beginn der Vorstellungen an der Kasse drängen, las im Vorbeigehen die marktschreierischen Skandaltitel der einzelnen Bilderreihen.

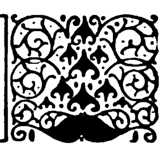
Die Aktion gegen die Kinogefahr hat nun drei Seiten: eine öffentlich-rechtliche, eine schulpädagogische und eine volkserzieherische. Das Gesetz interessiert sich für das Kinematographentheater wie für jede andre Einrichtung ähnlicher Art; ihm kommt es zu, Garantien zu schaffen, die für die persönliche Sicherheit und Gesundheit Gewähr leisten und die der Gefährdung der öffentlichen Moral vorbeugen. Aber die Gesetzgebung ist der raschen Entwicklung des Kinos nicht nachgekommen; es fehlt vor allem ein allgemeines Reichskinogesetz, das die oft recht unzureichende Einzelarbeit der Kommunen oder einzelner Bundesstaaten unterstützte. Um so mehr bleibt der Schule und der privaten Bildungsarbeit zu tun übrig — beide sind am Werk, und es ist zu erwarten, daß ihre Tätigkeit (sie ist zum Teil darauf gerichtet) auch die Gesetzgebung auf diesem Gebiete beeinflußt.

Uns interessieren hier aber die vorbeugenden Maßregeln weniger als die produktiven, die letzten Endes darauf ausgehen, den Kinematographen direkt in

* Hans Werth, Öffentliches Kinematographenrecht, Erlanger Dissertation 1910.



KULTUR DER GEGENWART



den Dienst des Unterrichts zu stellen, Bestrebungen, die eben in unsern Tagen an ein gewisses Ziel gelangt sind. Gelegentliche „Schüleraufführungen“ mit gewähltem Programm und zu ermäßigten Preisen kennt auch das Kinematographentheater schon verhältnismäßig lange, und anderseits hat manche Kommune durch Polizeiverordnung darauf hingewirkt, die Jugend vor den Gefahren des Kinos zu schützen; so verbietet zum (nachahmungswürdigen) Beispiel ein Erlaß der Königlichen Regierung zu Oppeln Kindern unter 16 Jahren, auch in Begleitung Erwachsener, Vorstellungen zu besuchen, die von der Ortspolizeibehörde nicht ausdrücklich als Kindervorstellungen genehmigt sind. Sie müssen als Kindervorstellungen angekündigt und um sechs Uhr beendet sein.

Das Ideal der Schulaufführung ist aber die Aufführung — in der Schule, während dem Unterricht, ähnlich den Darbietungen des Skioptikons, das sich als Lehrmittel immer mehr einbürgert. An wenigen höheren Lehranstalten ist nun auch wirklich dieses vorzüglichste aller Anschauungsmittel eingeführt, aber die erheblichen Kosten machen solche Fälle doch zu Ausnahmen und schließen vor allem die Volks- und Fortbildungsschulen gänzlich aus.

Nun hat sich die Direktion eines unsrer besten und größten Kinotheater, der Lichtspiele Mozart-Saal in Berlin, entschlossen, mit der Schule Hand in Hand zu arbeiten. Im April dieses Jahres erschien, verfaßt vom Betriebsleiter der Lichtspiele Mozart-Saal, Otfrid von Hanstein, ein kleines Heftchen: „Kinematographie und Schule. Ein Vorschlag zur Reform des Anschauungsunterrichts“, das den Plan dieses neuartigen pädagogischen Unternehmens bis ins einzelne ausführt. Im wesentlichen: „Für jede einzelne Schulklasse wird allmonatlich eine obligatorische kinematographische Anschauungsstunde eingerichtet. Es ist dabei gedacht, daß für jede Klasse im Jahr zehn derartige Stunden und in jeder Stunde etwa acht Filme, im ganzen für jede Klasse also 80 verschiedene Vorführungen aus allen Gebieten des Lehrplans geboten werden. Alle diese Filme werden genau nach Angaben der Schulbehörden von den ‚Lichtspielen Mozart-Saal‘ in dessen eignen Fabriken und auf Kosten der Lichtspiele hergestellt.“ Die Schüler sollen „obligatorisch hingeführt“ und „in der vorangegangenen Unterrichtsstunde genau auf das zu Sehende vorbereitet“ werden. Die Kosten der Herstellung (für fünf Klassen je 80 Filme X etwa 150 000 bis 200 000 Mark) würden die Lichtspiele tragen, und dabei „würde es möglich sein, die sämtlichen zehn Vorstellungen eines Jahres dem einzelnen Kind für einen Einheitspreis von nur 50 Pfennig (für die einzelne Vorstellung mit etwa acht verschiedenen Filmen also nur 5 Pfennig) zugänglich zu machen, wenn alle Schulen Groß-Berlins — obligatorisch — teilnehmen würden“.

Diese Kostenaufstellung gibt die Gewähr, daß derartiges für eine nahe Zukunft gewiß sein wird; denn man muß bedenken, daß die Lichtspiele natürlich auf ihre Rechnung kommen müssen und daß ein umfassendes Filmeverleihgeschäft nach außerhalb Berlins dazu noch recht einträglich sein würde. Die Schulen des ganzen Reiches würden sich von dieser Quelle nähren, und — was nicht weniger bedeutet — auch die gewöhnlichen Kinos müßten durch diese billige Bezugsmöglichkeit gehoben werden!

In der Tat kam denn auch schon Mitte September dieses Jahres der erste praktische Versuch; auf der Umschlagseite des Spielplans war zu lesen: „Das Programm ist zusammengestellt unter möglichster Anlehnung an das Realienbuch von Berlin und Vororte.“ Wirklich „zusammengestellt“, denn es bot, nicht eben sehr erbaulich, links Auszüge aus dem „Text“ und rechts, parallel, den Text zum Bild, wie eine Illustration. Zwischen prachtvollen Filmen zur Geographie Frankreichs und zur modernen Technik gab es mancherlei Heiteres, sogar ein sehr sentimentales und unpädagogisches Rührstück, das dieses vorbildliche, unter dem Beistand von Lehrern gewählte Programm und damit die ganze Sache immerhin nicht ganz unbedenklich erscheinen läßt. Aber sie ist noch im Entstehen begriffen, und es



KULTUR DER GEGENWART





Prinz Schönaich-Carolath, Präsident der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung



Joh. Tews, Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung

ist sehr zu hoffen, daß diese ernsthaften Bemühungen nicht im Sande verlaufen!

Eifriger als die Arbeit der Schulen auf diesem Gebiet ist die Arbeit privater Bildungsbestrebungen. Eine schon ausgedehnte Literatur beleuchtet das ganze Problem von allen Seiten * und gibt mannigfache Anregungen. Im März dieses Jahres befaßte sich eine Konferenz im Reichstagsgebäude in Berlin mit der Frage der Nutzbarmachung des Kinematographen für Bildungszwecke. In erster Linie aber ist hier die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zu nennen, die seit drei Jahren ihrer großen Verleihanstalt für Lichtbilder auch eine Filmeverleihanstalt angegliedert hat und selbst an verschiedenen Orten zahlreiche kinematographische Aufführungen veranstaltet.

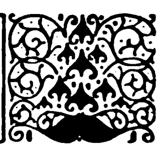


Es ist hier noch besondere Gelegenheit, des überaus segensreichen Wirkens dieser Gesellschaft zu gedenken: sie ist 1871 als eine Frucht des Sieges und des Friedens gegründet worden und konnte im September dieses Jahres die Feier ihres vierzigjährigen Bestehens begehen. Ihr Ziel ist, die Bildung der (Volks-) Schulentlassenen zu pflegen und zu vertiefen, sie

* Wir nennen zur näheren Orientierung: Dr. Ernst Schultze, Der Kinematograph als Bildungsmittel, Halle a. d. Saale 1911. Dr. Alb. Hellwig, Schundfilms, ihr Wesen, ihre Gefahren, ihre Bekämpfung. Ebenda 1911.



KULTUR DER GEGENWART



hat Bildungsvereine und Bibliotheken gegründet, die selbständig arbeiten, aber von der Berliner Zentralstelle weise gelenkt und (besonders durch Wanderredner und Wanderbibliotheken, Büchergeschenke oder sehr billige Bücherkaufangebote) unterstützt werden. Männer wie Schultze-Delitzsch, von Ammon, von Holtzendorff, Miquel waren unter den Gründern der Gesellschaft; ihre heutige Bedeutung mögen einige Zahlen illustrieren, die ihre Entwicklung bezeichnen. Nach zehnjährigem Bestehen zählte sie als Mitglieder: 1880: 748 Körperschaften und 1111 Personen, 1890: 821 Körperschaften und 2794 Personen, 1900: 2103 Körperschaften und 3425 Personen, 1910: 7520 Körperschaften und 5628 Personen.

Ihr erster Vorsitzender ist Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath und Generalsekretär — seit zwanzig Jahren — der bekannte Pädagoge Johannes Tews.

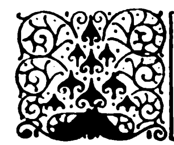
Dr. Ernst Guggenheim



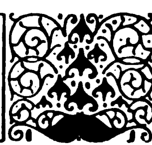
Wenn alle diese Siege, die wir in den letzten Wochen auf den Brettern, die die Welt bedeuten, bestätigend, staunend, kopfschüttelnd erlebten, auch wirklich für die Literatur etwas bedeuteten, für die nächste Generation bliebe zu tun kaum mehr viel übrig. Aber — —

Wenn wirklich alle Bekehrung zu neuen Stilen schon einen Fortschritt im Können, eine Chance im Überwinden bedeutete, wir lebten in der dramatisch fruchtbarsten Zeit, da Arno Holz, der Vater des Naturalismus, dem handfesten Schwank zustrebt, Schnitzler das (Wiener) Gesellschaftsstück großen Stils bauen möchte, Sudermann, das Land der Griechen mit der Seele suchend, den dramatischen Spaziergang nach Syrakus macht, Wilhelm von Scholz, der mystisch-symbolische Totentanzdichter, eine kecke Auferstehungskomödie probiert und der einstmals immerhin geistreiche Spötter Bernhard Shaw, dem freilich ein brauchbares und haltbares Bühnenspiel trotz allen Geredes seiner Figuren und seiner Trabanten nie gelang, es mit offenkundiger Langweile versucht, die nur durch einige abgeschmackte Selbstbespiegelungen übel unterbrochen wird. Wenn, sagt' ich — dann... Aber! — Die Zeit ist aus den Fugen — mag mit Hamlet der Kritiker seufzen; aber er wird nicht in Shawscher Selbstüberschätzung fortfahren: Not und Gram — daß ich zur Welt sie einzurichten kam!

Die Fülle der geschauten Gesichte läßt nur flüchtige Skizzen zu. Beginnen wir mit dem Wiener Artur Schnitzler, der seit seiner unendlich feinen, modern wienerischen „Liebelei" viel Gutes, viel Interessantes, aber nichts mehr auf gleicher Höhe geschrieben hat; er ließ im Lessingtheater seine Tragikomödie „Das weite Land" aufführen. Ein technisch erstaunlich unbeholfenes Stück, in dem weder das Interesse geschickt auf die dramatischen Brennpunkte gesammelt, noch die wichtigen Figuren geschickt in den Vordergrund gerückt sind. Für den Freund Schnitzlerscher Kunst, der ihr den starken Bühnensieg von Dauer gönnte, ein Fehlschlag; für den Freund Schnitzlerscher Art, die im lebenden, genießenden, leise zerbröckelnden Wien wurzelt, eine Reihe von Feinheiten der Beobachtung und der Diktion wie hinter Schleiern bergend. „Das weite Land", das dieser Tragikomödie den Titel gab, ist die Seele des Menschen, die Schnitzler als ein schwer, ja fast unmöglich zu überschauendes Gelände einschätzt. Ein Mann liebt seine Frau und betrügt sie. Er läßt schließlich auch sich betrügen und schießt mehr aus Laune als aus Prinzip den jungen Nebenbuhler im Duell über den Haufen. Vorher und nachher nimmt er sich, was ihm behagt, fühlt sich durchschaut, kennt den Wankelmut seiner Natur und kann's nicht lassen. Der Pistolenschuß ist so wenig ein Ende wie die wirren Gartenszenen des ersten Aktes ein Anfang waren. Ein paar Figuren, die wie diskret karikierte Passanten durch das Stück huschen, ein paar melancholische Worte, eine geschickt angeschlagene Stimmung am Schluß sind sehr fein. Dem



KULTUR DER GEGENWART

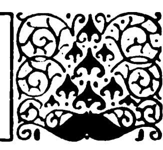


Ganzen aber mangelt die Wärme der Liebe (oder des Hasses) des Schaffenden, mangelt aber auch der sicher zupackende Griff des Dramatikers. Schnitzler hat Besseres geschrieben, wird Besseres schreiben. Die Wiener freilich (so hört' ich) jubelten. Sie blieben — nach allen Nachrichten, die ich verglich — die einzigen. Aber schließlich: sie waren ja gemeint. Vielleicht hat in keinem seiner Stücke der Wiener den Wienern — ohne hart sich auszudrücken, ohne laut zu werden — Unangenehmes gesagt, so Peinliches vorgeworfen. Und — die Wiener jubelten. Sie mögen Porträte erkannt haben, wo wir nur auf unsicher geführten Bahnen Figuren sahen, die in der Novelle allein hätten leben, lieben und sterben sollen.

Anders der neue Sudermann. In straffem, im Sinne dramatischer Struktur bewundernswert sicherem Aufbau zeigt sich uns diese Tragödie vom „Bettler von Syrakus". Fünf lange Akte und ein nicht kurzes Vorspiel — kein toter Punkt. Wer einen antiken Stoff in Versen behandelt, sollte vielleicht im Schwung der Sprache, in der Kühnheit der Bilder, in der Phantasie der Rede mehr tun; aber die Architektur bleibt bewundernswert. Nichts zerfließt, alles ist gesammelt und scheinbar zwanglos auf die eine Handlung bezogen. Es ist eine Unsitte derer, die um jeden Preis in einem Dramatiker den sinnreichen Konstrukteur und den wunderwirkenden Zauberer blühender Sprachbilder sehen möchten (aber, frag' ich, wo ist der in deutschen Landen?), die starke, kluge und saubere Arbeit der Technik, von der undisziplinierte Schweifende lernen könnten und müßten, gering zu achten. In diesem Drama — das ist sein großes Verdienst und sein nicht kleiner Fehler zugleich — ist alles richtig gerechnet; ist eine dramatische Präzisionsarbeit geleistet, die der Wirkung auf Empfängliche ohne Vorurteil und letztes Raffinement sicher ist. Es ist lächerlich, heute von den besten Stücken Sardous verächtlich zu sprechen (ein Lustspiel wie den „Letzten Brief" schreibt keiner der Verächter oder ihrer Halbgötter); und es wird in dreißig Jahren ebenso lächerlich sein, von Sudermanns besten Stücken, zu denen neben „Heimat" und „Fritzchen" der „Bettler von Syrakus" gehört, wegwerfend zu reden. Zu der starken inneren Ergriffenheit, die oft gerade von großen Fehlern, starken Irrtümern genialischer Dramatiker ausgeht, wird der Zuschauer freilich nicht gelangen; aber er wird in Spannung und Anteilnahme das Geschick eines alten Syrakusaners verfolgen, um das er sich den Teufel kümmerte, wenn es nicht von einer äußerst geschickten Hand dramatisch aufgebaut wäre. Der alte Odysseus, der, zehn Jahre vom Zorn Poseidons verschlagen, auf dem Meere umherirrte, endlich heimkehrte, nur von Hirt und Hund erkannt, und mit rächenden Pfeilschüssen die schwelgenden Freier der immer noch begehrenswerten Gattin tötete, ist Vorbild gewesen. Und aus der Ferne grüßt Enoch Ardens stilleres Bild, wie es uns Lord Tennyson rührend gemalt hat. Auch Sudermanns Held ist ein Führer des Volks (von Syrakus) gewesen, wie Odysseus; hat, wie jener, zehn Jahre die Heimat entbehrt in Qualen (in der Gefangenschaft der Karthager). Als Geblendeter tastet er sich in die Heimat zurück, niemand seinen früheren Rang, seinen Plan der Rache verratend. Der Rache an dem einstigen Freunde, der ihm (die Freier in der Odyssee waren bei aller Beharrlichkeit minder glücklich) sein Heim und sein Weib geraubt. Mehr noch: seinen Ruhm. Denn der trotz des schmählichsten Verrats vor zehn Jahren ertrotzte Sieg über die Karthager war in Wahrheit des vergessenen Totgeglaubten Werk. Von keinem, selbst von Weib und Kindern nicht erkannt, führt er seine Rache durch, stürzt mit der aufgewiegelten Jugend den Tyrannen, bricht den gefährlichen Einfluß der Karthager und — stirbt in den Armen seiner eben erblühten Tochter, die im fliehenden Leben des Verblutenden ahnend den Heimgekehrten erkennt. Auch das Überirdische spielt in die Handlung. Aber hier verspricht das Vorspiel mehr als das Drama hält. Die Erscheinung des Bruders des Todes, die den Untergang des Namens ihrer Opfer kündet, könnte fehlen, ohne daß man im Stück selbst



KULTUR DER GEGENWART

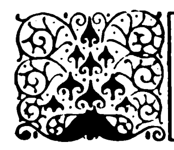


etwas vermißte. Der als Voraussetzung wesentliche Schlachtbericht ist das einzig Unklare in dieser sonst so übersichtlich und sicher von seinem Schöpfer angelegten Tragödie, die trotz der geringen Neigung weiter Kreise für antike Stoffe sich die Bühnen erobern wird. Denn sie reizt und fesselt den Hörer und bringt dankbare Rollen von Bedeutung für die Darsteller. In Berlin spielte Clewing die Titelrolle und rechtfertigte glänzend des Dichters Wunsch, der den Künstler für diese Rolle von einer andern Bühne an die Königliche herüberholen ließ.

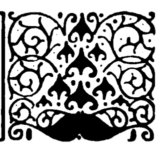
Die Mystik, in der sich Sudermann nebenbei und ein wenig spielerisch versucht hat, ist in Wilhelm von Scholz' Komödie „Vertauschte Seelen" die treibende Kraft. Allerdings im humoristischen, grotesken Sinne. Der Tod macht alle gleich, Bettler und Könige. Hohe und Niedere werden nahe Verwandte, wenn erst die Leiber ruhig gestreckt liegen. Der Tod ist kein rechter Kumpan für den Ulk, und doch — ein Dichter darf's wagen, ihn auch für den derben Schwank zum Gevatter zu bitten. Eine Zauberformel verwirrt und löst in Scholzens Komödie alles; das ist freilich billig, aber im Stil des Märchens, dessen Keim dem Dichter aus einer Fabel des Orients in die Studierstube geweht sein mag. Der keck und bunt fabelnde Orient und der bieder bauende Poet in einer deutschen Studierstube haben sich in diesem Spuk und Spaß von der Wanderung, die eines Bettlers Seele in den stolzen Leib eines Königs und die eines Königs Seele in den lebenden Leib eines Bettlers nimmt, seltsam verbunden. Bald freut die schillernde Kunst des östlichen Märchens, bald spürt man — namentlich im zweiten Teil, in der Entwirrung der Fäden — die alle Chancen des Scherzes (bis zur Applauschance für den Autor) erklügelnde dramatische Gelehrsamkeit des Westens. Was bleibt, ist: die etwas wortreiche Fröhlichkeit eines deutschen Fabulierers von wirklicher Qualität, der des Ostens Märchen, wie sie sich vielleicht die Beduinen heute noch im schützenden Zelt erzählen, für den Bühnenhausgebrauch mit nicht ungeschickten Fingern umgedichtet hat. Vielleicht geht man nicht überall so willig und so dankbar mit, wie in den „Kammerspielen"; aber nirgends wird man ganz blind sein für die schillernden Vorzüge dieser liebenswürdigen Spielerei eines Talentvollen, der es — in fröhlicher Überzeugung, daß Theater immer Theater bleibt und bleiben soll — tapfer wagt, wieder mal das Publikum selber anzureden:

> Was ihr saht, war Traum und Schein.
> Spiel, Komödie und Symbol —

Arno Holz, der Dichter des „Phantasus", macht sich's leichter. Er hat sich wieder Oskar Jerschke, seinem Genossen aus den Tagen seines stärksten Erfolges, des „Traumlus", verbunden. Der Erfolg ist — oder schien — dem Paare treu geblieben. „Büxl", die dreiaktige Komödie, wurde (im Neuen Schauspielhause) belacht und beklatscht. Sie tut literarisch, sie gibt sich satirisch. Genau besehen ist der einst in Liebe und Haß so konsequente Naturalist in die ältesten Bahnen eingelenkt, sucht zwischen Zaubermärchen und Schwank den Erfolg und kleidet alte, wohlbekannte Possenfiguren mit literarisch verbrämten, modernen Mäntelchen. Ein feudaler Justizbeamter, ein Prinz, der sich amüsiert, ein pfiffiger Rechtsanwalt, von seinem pfiffigeren Weibchen mit Hörnern beschenkt, ein gerissener Junge, der knapp dem Strang entgeht und als verhätschelter Freund einer Kokotte zu Paris endet oder weiterlebt — das sind so die Figuren, die kaum neu gewirkt hätten, auch wenn sich die Autoren über die Stilisierung hätten einigen können. Aber der feinere satirische Zug steht neben dem ruppigen Ulk, die Schwankpointe neben dem liebenswürdig parodistischen Scherz, das Klischee neben dem eignen Einfall. Ein zum Tode Verurteilter, der den Aufschub des Urteils zu erlisten weiß, entflieht, sich auf dem steilragenden Schlößchen Serenissimi selbst verschanzt und verteidigt und sich schließlich, nach Paris entkommen, von einer dummen Demimondäne und ebenso dummen Pariser Honoratioren als Vorkämpfer des Elsaß feiern läßt, das ist der Held des Stückes, das im ersten Akt (in der Arm-



KULTUR DER GEGENWART



sünderzelle) durch Kühnheit verblüffen möchte, im zweiten Akt stellenweise sich zu guten Lustspielspässen erhebt und im dritten Akt in recht salzloser Karikatur endet.

Freilich ohne in die öde Witzlosigkeit zu versinken, mit der uns diesmal Bernhard Shaw in seiner Komödie „Fannys erstes Stück“ Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung vergeblich vorzugaukeln sucht. Die Verspottung einiger Londoner Kritiker (Shaw war selbst Kritiker, ehe er Komödien schrieb) mag in England spaßhaft wirken. Uns sind die Originale dieser langweiligen Narren nicht bekannt. Und die deutsche Bühne hätte, weiß Gott, nichts verloren, wenn das strebsame „Kleine Theater“ uns diese ganze witzlose Komödie vorenthalten hätte, über die auch in Berlin nur ein paar Snobs lachten, weil sie sich durch herzhaftes Gähnen, nach dem ihnen wohl der Sinn stand, literarisch zu kompromittieren fürchteten.

Rudolf Presber



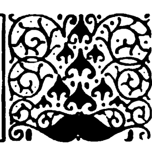
SPORT

Im Renngetriebe des grünen Rasens heißt es schon früh sein Brot verdienen. Schon wenn die Pferde zwei Jahre alt geworden sind, werden sie im Rennen abgeschossen und vom späten Frühjahr ab bis zum Schluß der Turfkampagne auf Biegen und Brechen ausprobiert. Allerdings wird den Youngsters nicht so viel wie der älteren Gesellschaft zugemutet. Die Zweijährigen haben nur nötig, sich auf Distanzen zu bewegen, die zwischen 1000 und 1400 Metern zu schwanken pflegen. Das ist weit genug, um herauszufinden, ob ein Pferd überhaupt galoppieren kann, ob es ein sogenannter Flieger oder ein kraftvoller Steher ist. Es ist nicht immer nötig, daß ein Pferd schon zweijährig all sein Licht leuchten läßt, denn oft braucht ein Pferd von massiven Kräften noch Zeit, sich zu entwickeln und ist erst „im Kommen“, wenn es drei Jahre alt ist. Andre Altersgenossen sind schon in jungen Jahren in „tip top Kondition“ und können auf Herz und Nieren geprüft werden. Eine Wohltat für jeden Rennstallbesitzer, denn er weiß schon frühzeitig, was in seinem Pferde steckt, und kann es in diesem oder jenem großen Rennen, für das viele Monate voraus die Nennungen abzugeben sind, melden.

Die große Gemeinde derjenigen, die ihrer Meinung über den Ausgang eines Rennens immer in klingender Münze Ausdruck zu geben pflegen, wendet sich schon im Herbst, wenn die Zweijährigenform sich geklärt hat, gern Spekulationen zu und pflegen gute Zweijährige schon viele Monate vorher zu festem Kurs für die klassischen Dreijährigenrennen zu nennen. Und der beste Youngster hat die Ehre, als sogenannter Winterfavorit für das Derby der Dreijährigen seine winterliche Box zu beziehen. In diesem Jahr hat sich mit dem Ruhm des erfolgreichsten Zweijährigen Deutschlands der Ard-Patrick-Sprosse Dolomit aus dem Stall des Freiherrn S. A. v. Oppenheim-Köln schmücken können, und dieser muskelstarke, in prachtvollem Rahmen gebaute Hengst ist zugleich das gewinnreichste zweijährige Pferd, das jemals auf deutschen Bahnen die Beine im Galopp gestreckt hat. Dolomit hat so große Konkurrenzen wie das Rheinische Zuchtrennen, das Renardrennen und den mit 100 000 Mark ausgestatteten Hammoniapreis in Hamburg, die wertvollste deutsche Zweijährigenprüfung, gewonnen, den Hammoniapreis sogar gegen ältere Pferde. Mit diesem Rennen hatte der ungeschlagene Hengst schon 115 000 Mark zusammengaloppiert. Das stellt einen Rekord hierzulande dar, denn sein Stallgefährte Danilo hatte das Jahr vorher als Zweijähriger rund 113 535 Mark und vor ihm Herren von Weinbergs Fels nur 112 920 Mark auf sein Konto bringen können. Die Galoppierkunst eines Dolomit hat es zuwege gebracht, daß in diesem Jahre der Rennstall des Freiherrn von Oppenheim, der in der ersten Hälfte der Saison nur Fehlschläge erlitt, neben dem führenden fiskalischen Gestüt Graditz, das über eine halbe Million Mark gewann, und vor den Herren



KULTUR DER GEGENWART



von Weinberg an der Spitze der erfolgreichen Züchter stehen kann.

Um den Schluß der Turfsaison gibt es immer ein Kommen und Gehen unter den Akteuren des Rennsports, den Jockeis, die sich der deutsche Sportsmann immer noch aus England und Frankreich oder gar aus Amerika und Australien verschreiben lassen muß. Der Wechsel ist diesmal ganz auffallend stark gewesen. So verläßt nach zweijähriger Tätigkeit der aus Frankreich gekommene Jockei J. Childs, ein sehr feiner, nur etwas nervöser Reiter, seinen mit weit mehr als Ministergehalt dotierten Posten am Stall der Herren von Weinberg, und ihm folgt der Trainer Darling. Diese Fahnenflucht hängt offenbar mit den Mißerfolgen zusammen, die im Lauf der letzten Saison gerade die sonst an Sieg gewohnten Repräsentanten der blau-weißen Jacke sich gefallen lassen mußten. Neben vier amerikanischen Reitern verschwindet wahrscheinlich auch der einst von England geholte Altmeister Warne vom Schauplatz. Er ist einer der ältesten und erfolgreichsten Jockeis im Lande gewesen, ein Mann, der ein Rennen ausgezeichnet zu taxieren verstand und der mit kühler und wohlberechneter Taktik eine außerordentlich nervige Faust verband. Ein Finish Warnes zu sehen, war oft ein ästhetischer Genuß. Er trug oft sein Pferd förmlich durchs Ziel und war ein Künstler, wenn es hieß, im Rush mit plötzlichem Vorstoß das Pferd in Front zu bugsieren. Dabei ritt er gar nicht extrem „amerikanisch“, am Hals des Pferdes hängend, denn er war gute alte englische Schule. Aber dieser Altmeister, der einst auf kurze Zeit Stalljockei des fiskalischen Gestüts Graditz war, hatte Wettgelüste, die ihn in Ungnade fallen ließen, und man hat ihm Machenschaften nachgesagt, die nicht immer sauber waren und für die er mehrfach bestraft wurde. In der letzten Zeit sah man ihn nur spärlich auf Pferdes Rücken thronen. Ein neuer Mann ist in dem jugendlichen Engländer Ted Rice an den Stall des Freiherrn von Oppenheim gelangt, für den er sich gut eingeführt hat.

Nach einem Zwischenraum von vier Jahren hat in Berlin wieder eine Internationale Automobilausstellung stattgefunden. Diese Heerschau alles dessen, was mit dem Automobilismus im Zusammenhang steht, war in den mächtigen Ausstellungshallen am Zoologischen Garten untergebracht und vom Kaiserlichen Automobilklub und dem Verein deutscher Motorfahrzeugindustriellen in Szene gesetzt worden. In der vierjährigen Pause, die innegehalten wurde, weil die Industriellen die hohen Kosten scheuten, hat sich auf dem Automobilmarkt gar manche Umwälzung zugetragen. Wie die Kleidermode und wie die Hutfasson, so ändert sich auch die Automobilmode immer, wenn der Frühling ins Land zieht. Der erfinderische Geist der Konstrukteure hat immer neue Gedanken auf Lager, die den Motor und die Karosserie des automobilen Vehikels verbessern. Was vor zehn Jahren, als der Automobilismus noch in den Kinderschuhen steckte, ein Schmuckkasten an motorischem Getriebe und im äußeren Aufbau war, ist heute nur noch ein Stück altes Eisen, das in die Rumpelkammer oder in ein Altertumsmuseum gehört. Hin und wieder sieht der Straßenpassant noch alte automobile Klapperkästen mit sichtbarem Motorgetriebe und klein und unhandlich wie ein Karren dahinrasseln. Das sind die Automobile von Anno dazumal, die heute auch von Laien belächelt werden und doch kaum mehr als zehn oder fünfzehn Jahre alt sind.

Die letzte Automobilausstellung, an der sich 270 Aussteller aus aller Herren Ländern, das Gros naturgemäß Deutsche, beteiligt haben, hat den kolossalen Fortschritt klar zutage gefördert, der im Automobilismus zu verzeichnen ist. Da gab es die neuen ventillosen Wagen, auf denen es so geräuschlos und leicht sich fährt, wo kein Fauchen und kein Stoßen und Rasseln zu spüren ist, da waren zahllose blitzblanke Maschinen und Werkzeuge, Reifen und Laternen, Hupen und Kugellager, Geschwindigkeitsmesser für Kilometerfresser und — gestrenge Polizisten. Und schließlich ganze Warenlager von Autodreß. Leichte, wehende Kopfschleier



KULTUR DER GEGENWART



und dicke Bärenfelle, Lederanzüge und wasserdichtes Zeug. Eine ganze Industrie, in der Milliarden stecken, hat das Automobil großgezogen.

Die Typen von heute hat Deutschland in die Welt gesetzt. Es ist kein Zweifel, daß es die großen deutschen Tourenfahrten waren, in erster Linie die Prinz-Heinrich-Fahrten, die den Wagen, wie er heute im Gebrauch ist und wie er sich die Welt zu erobern im Begriff ist, gezüchtet haben, das Motorgetriebe so leicht und das äußere Gewand so gefällig wie möglich. Die Standardtype ist der offene, zwei- oder viersitzige Phaethonwagen, an der Stirnseite, da, wo die Motorhaube sitzt, ist er zugespitzt, oft so spitz wie ein Torpedo, im Rücken hat er die Form einer Art Schiffsheck. Das Motorgehäuse ist bis zum Führersitz heraufgezogen und bildet so eine schlanke Linie. Der ganze Aufbau ist „sportinglike", hat das Gewand eines rassigen Renners und ist doch ein vollständiges Tourenfahrzeug, das selbst bei geringen Pferdekräften schnell dahingleiten kann.

Zu diesen Sportgefährten mit und ohne Zeltdach, das zusammenklappbar ist, kommen dann Luxuswagen mit allen Raffinements, sogenannte Limousinen, deren Aufbau im Sommer auch abnehmbar ist, und Landaulette mit einem umzuschlagenden Lederdach, ein Wagen, der mehr zum Stadtverkehr geschaffen ist. Je nach dem Geldbeutel ist das Innere ausgestattet. Heute tun es die einfachen Lederpolster nicht mehr. Da sind schwellende Seidengarnituren wie in einem Salon zu sehen. Eine ganze Büfetteinrichtung zum Dinieren, elektrische Lichtkörper, Rauchständer und Schreibtische, ausziehbar mit kurzem Griff, bilden das Heim von Millionärswagen, die allen Komfort der Expreßzüge in den Schatten stellen, nicht an den Fahrplan gebunden sind und hinrollen können, wo es dem Eigner behagt. Aber die Industrie hat über dem Luxusvehikel den sogenannten billigen Wagen



Dolomit, der Winterfavorit





für den gewöhnlichen Sterblichen nicht vergessen, und heute ist mehr als früher eine große Zahl von Fabriken an der Arbeit, einen kleinen Wagen zu schaffen, der billig in der Anschaffung und ökonomisch im Gebrauch ist. Nur der Komfort ist geringer, aber der kleine Zwei- oder Viersitzer, der gerade in Deutschland gebaut wird, füllt den Zweck völlig aus. Er schwankt im Preise von etwa 3000 bis 8000 Mark.

Eine Spezialität sind die sogenannten Dreiradwagen, die als Selbstfahrer ohne Zuhilfenahme eines Chauffeurs zu benutzen sind. Ihr Preis stellt sich auf 2000 bis 2500 Mark, und eine Rentabilitätsberechnung bei 10000 Kilometern jährlicher Benutzung ergibt folgende Aufstellung:

550 Liter Benzin à 25 Pfg. .	M. 138,—
38 Kilogramm Motorenöl . .	„ 40,—
3zöllige Reifen, Reservekette, Reserveteile und eventuelle Reparaturen	„ 380,—
Steuer	„ 31,—
Haftpflichtversicherung . . .	„ 46,—
	M. 635,—

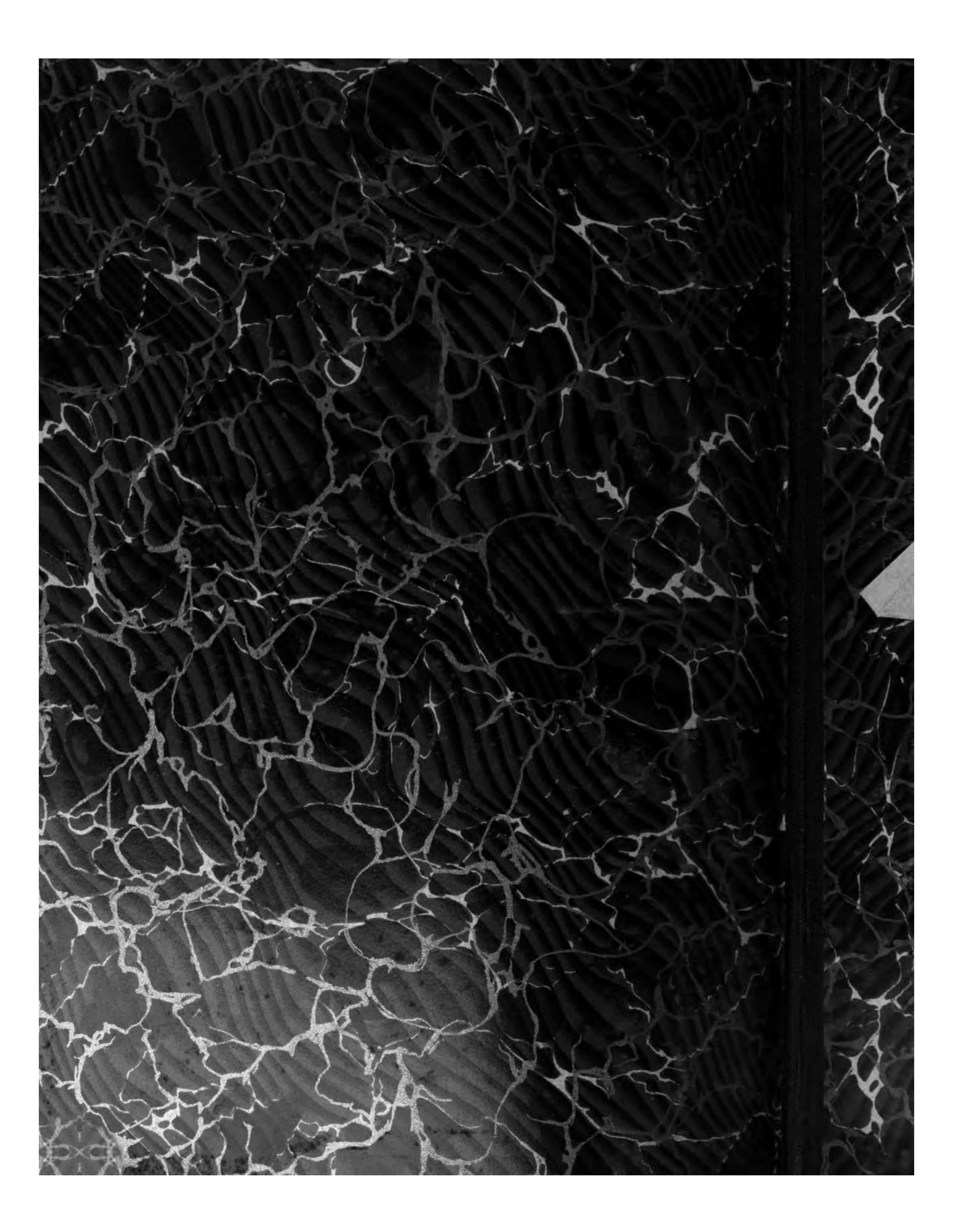
Es ergibt sich danach ein Gesamtkostenpreis von etwa 6,4 Pfennig pro Kilometer für zwei Personen bei 10 000 Kilometern Gesamtbenutzung. Die Zeit wird kommen, wo das Volksautomobil noch billiger im Preise stehen wird, wenn es auch die Popularität des Rades nicht gut erreichen kann. Arno Arndt



Gesamtansicht der Internationalen Automobilausstellung in Berlin

Herausgeber: Dr. Rudolf Presber in Berlin-Grunewald. Für die Redaktion verantwortlich: Hugo Wagner, Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Zuschriften nur an die Adresse der Redaktion, Berlin SW. 11, Königgrätzerstraße 99, erbeten.




YE 06310
AP
30
A7
233323
V.28:1
Arena
V.28:1

